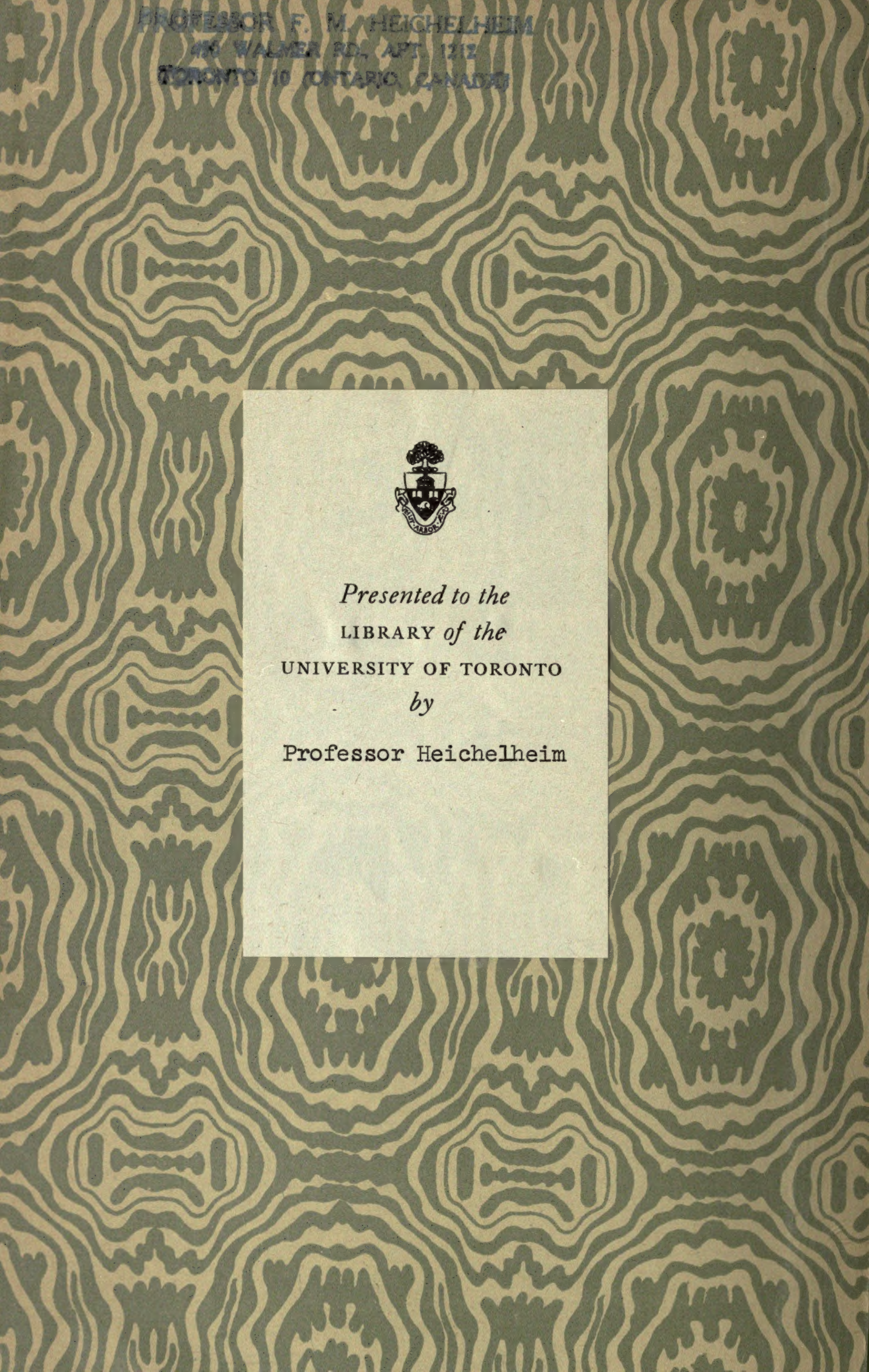
Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte

3. Band

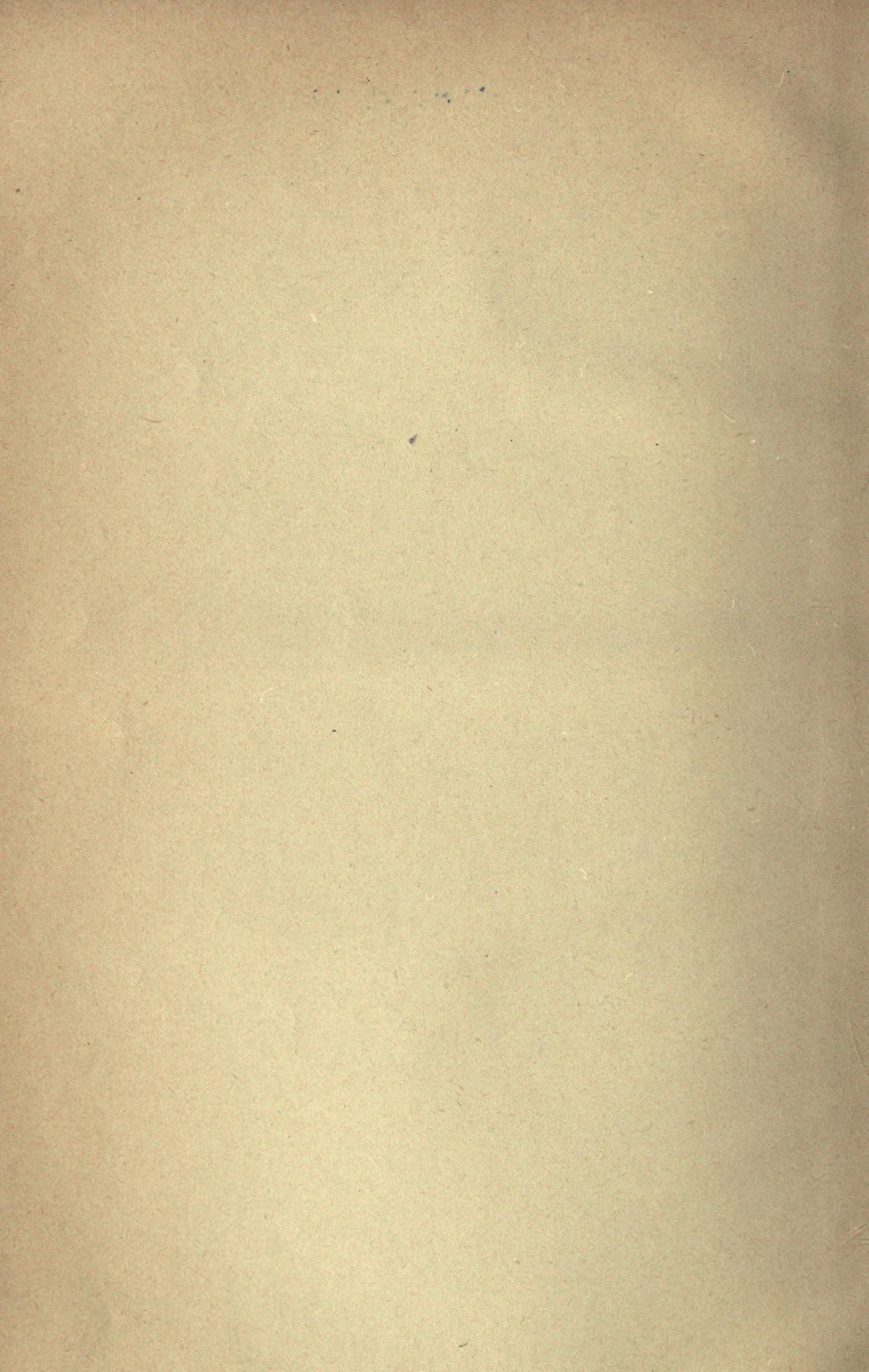
21. Auflage

von

Weber-Baldamus


PROFESSOR F. M. HEICHELHEIM
450 WALMER RD., APT. 1212
TORONTO 10 (ONTARIO, CANADA)
Presented to the
LIBRARY of the
UNIVERSITY OF TORONTO
by
Professor Heichelheim





Fritz Heichelheim
16. Mai 1924

Georg Webers

Lehr- und Handbuch

der

Weltgeschichte

Einundzwanzigste Auflage

Unter Mitwirkung von

Prof. Dr. Richard Friedrich, Prof. Dr. Ernst Lehmann, Prof. Franz Moldenhauer
und Prof. Dr. Ernst Schwabe

vollständig neu bearbeitet

von

Prof. Dr. Alfred Baldamus (†)

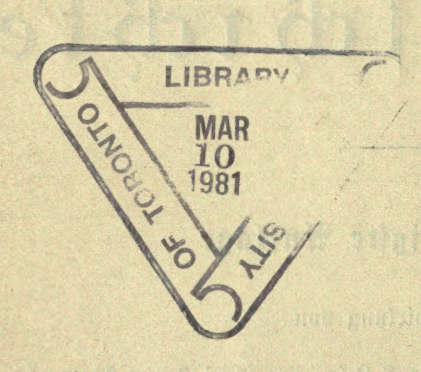
Dritter Band

Neuere Zeit

Dritter Abdruck

(Neuntes bis elftes Tausend)

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1911



Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Vorwort.

Georg Webers Lehrbuch der Weltgeschichte gehört seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1846 zu den am weitesten verbreiteten und bekanntesten Büchern. Es diente trotz seines Namens nicht eigentlich dem Unterricht, sondern war für die gebildeten Kreise bestimmt und hat sich in diesen sehr viele Freunde erworben. Daß es den Ansprüchen, die man an ein solches Werk zu stellen berechtigt ist, schon seit längerer Zeit nicht mehr entsprach, ist unzweifelhaft. Aus dieser Erkenntnis heraus richtete die Verlagshandlung bereits im Jahre 1890 an den Unterzeichneten das Ersuchen, eine Neubearbeitung des Werkes in Verbindung mit einigen Mitarbeitern zu übernehmen. Eine solche Aufgabe erfordert, wie jeder Kenner weiß, eine große Selbstentsagung und erweckt auch sonst ernste Bedenken. Es ist in mancher Hinsicht leichter, ein neues Buch zu schreiben, als ein altes neu zu bearbeiten, und es kann nach verschiedenen Richtungen nicht gerade erwünscht sein, seine Arbeit mindestens zum Teil unter einem andern Namen in die Welt zu senden. Genau zu bezeichnen, was neu und was alt an dem Buche ist, ist ja natürlich unmöglich, falls das Buch lesbar sein soll. Dazu aber kommt, daß man bei Übernahme einer solchen Arbeit nie weiß, wie durchgreifend die Änderung werden wird, daß man nicht weiß, ob Pietätsrücksichten die Freiheit der Arbeit hemmen werden. Andererseits hat es aber auch zweifellos einen großen Reiz, ein Werk, das für unzählig viele Deutsche eine Hauptquelle ihrer geschichtlichen Kenntnisse gewesen ist, zu übernehmen mit der Hoffnung, durch Umgestaltung ihm auch in Zukunft diese Bedeutung zu erhalten. Dazu kam, daß der Herausgeber, der eine Neigung für universalgeschichtliche Betrachtungen hat und zusammenfassende Darstellungen für sehr wünschenswert hält, an und für sich an die Abfassung einer Weltgeschichte dachte und hier die Möglichkeit der Ausführung dieses Gedankens sah, ohne zu den vorhandenen Weltgeschichten noch eine weitere hinzufügen zu müssen. Da nun die Verlagshandlung betreffs des Umfangs der Umgestaltung keine Schranken setzte, so ging er auf den Antrag ein. Im Laufe der Arbeit, die viele Jahre gedauert hat, ist die Umgestaltung freilich noch viel durchgreifender geworden, als auch die weitestgehende Annahme erwarten ließ: es ist, wie es auch sonst öfter bei Neubearbeitungen geschieht, ein in den meisten Partien ganz neues Buch entstanden.

Über die Grundsätze der Neubearbeitung nur wenige Worte. Wir sind bemüht gewesen, die Fülle des Stoffes dem deutschen Volke in einem wirklich weltgeschichtlichen Geiste darzustellen. Daraus ergab sich

erstens eine Erweiterung des Gesichtskreises. Wir halten zwar prinzipiell an dem üblichen Begriff der Weltgeschichte fest: wir erblicken einen hervorragend einigenden, einen wahrhaft universalgeschichtlichen Zug der Menschheitsgeschichte in der Tatsache, daß allmählich die ganze Erde so oder so in das Machtgebiet der europäischen Nationen hineingezogen wird, und meinen, daß eine Weltgeschichte im wesentlichen die Geschichte der Völker bieten soll, die in irgendeiner Weise zur heutigen Weltkultur beigetragen haben, also die Geschichte der Völker, die wir Kulturvölker nennen. Wir halten auch daran fest, daß in einem zunächst für Deutsche bestimmten Werke vom Mittelalter an der deutschen Geschichte ein verhältnismäßig breiterer Raum als der außerdeutschen zugewiesen werden darf. Aber wir billigen es nicht, wenn die außerdeutsche und noch mehr die außereuropäische Geschichte fast nur als Anhängsel der deutschen und europäischen Geschichte behandelt werden. Wir sind der Ansicht, daß bisher die selbständige Bedeutung der außergriechischrömischen, sodann der außerdeutschen und außereuropäischen Geschichte nicht genügend hervortrat. Deshalb widmen wir nicht nur den europäischen Staaten, sondern auch den außereuropäischen besondere Kapitel; deshalb behandeln wir die mohammedanischen nicht bloß gelegentlich, fast wie in Anmerkungen, bei den Kreuzzügen und an ähnlichen Stellen; deshalb besprechen wir Ägypten und Persien, Indien, China und Japan auch im Mittelalter. Dadurch hat sehr vieles, was bisher fehlte und heute wohl mehr als früher vermißt werden würde, Aufnahme gefunden. Dadurch wird das Werk mehr als bisher zu einer Geschichte der Kulturmenschheit, sucht aber den rechten Maßstab für die relative weltgeschichtliche Wichtigkeit der Völker zu behalten.

Neben dieser Erweiterung des Gesichtskreises sehen wir aber den weltgeschichtlichen Geist der Darstellung zweitens in einer Vertiefung der Betrachtung. Wir haben die Fülle des Stoffes, die Weber auf verhältnismäßig kleinem Raume zu bieten gewußt hatte, zu erhalten, ja zu vermehren gesucht und z. B. nach seinem Vorgange im Rahmen der deutschen Geschichte auch kurze Übersichten über die Geschichte der Einzelstaaten gegeben. Aber wir sind bemüht gewesen, dem universalgeschichtlichen Geiste immer gerecht zu werden: wir versuchen, die leitenden Gedanken, die Hauptzüge der Entwicklung herauszuarbeiten, überall die Einzelheiten unter große Gesichtspunkte zu stellen. Diesem Zwecke dienen insbesondere die Abschnitte der Darstellung, die die Überschriften „Überschau und Vorblick", „Richtlinien der Entwicklung" oder dergl. tragen. Wir hoffen damit zu erreichen, daß der Leser in der Fülle des Stoffes nicht untergeht, daß ihm die Geschichte vergeistigt wird, daß er den führenden Faden durch die Masse der Einzelheiten behält, daß er sie wahrhaft beherrscht. Neben den erwähnten Paragraphen und der ganzen Art der Darstellung, bei der wir nur noch hinweisen wollen auf die Vergleichungen verwandter Entwicklungen bei verschiedenen Völkern, dient diesem Zweck auch die Gliederung mit den Buch-, Kapitel- und Paragraphenüberschriften, auf die besonderer Wert gelegt worden ist.

Nach wie vor steht die politische Geschichte im Mittelpunkte der Darstellung; aber es ist daneben dem, was man unter dem Worte „Kulturgeschichte" zusammenfaßt, ein breiterer Raum als bisher zugewiesen worden. Beide Seiten des geschichtlichen Lebens sind dabei nicht

als getrennte Gebiete betrachtet, vielmehr ist auf ihre Wechselbeziehungen hingewiesen. Es ist auch versucht worden, den wirtschaftlichen Kräften, den allgemeinen Ideen und geistigen Strömungen ebenso gerecht zu werden wie dem Wirken großer Persönlichkeiten: beides steht eben in Wechselwirkung. Die Verfassungs- und Wirtschaftsentwicklung ist deshalb schon bei der politischen Geschichte als Entwicklungsfaktor herangezogen; außerdem sind beiden häufig noch besondere Abschnitte, namentlich im Altertum und bei der deutschen Geschichte, gewidmet worden. Litteratur und Kunst ist überall gesondert behandelt, vom Mittelalter an durch eigne Bearbeiter, aber auch hier ist der innere Zusammenhang mit den übrigen Seiten des geschichtlichen Lebens zu wahren gesucht.

Festgehalten haben wir an der üblichen Einteilung in Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Neueste Zeit. Wir wissen natürlich, daß der Fluß der Geschichte an sich keine Einschnitte kennt, daß die Übergänge sich allmählich vollziehen, aber wir halten diese Vierteilung noch immer für die beste und für innerlich wohlbegründet; nur muß man sich hüten, die Abgrenzung auf bestimmte Jahre festlegen zu wollen. Es handelt sich vielmehr um neue treibende Kräfte, die, wenn auch schon vorher vorhanden, nun den entscheidenden Einfluß gewinnen und damit ein neues Zeitalter heraufführen. Daß dabei ausgegangen wird von der Geschichte der europäischen Völker, ist bei der oben berührten weltgeschichtlichen Bedeutung dieser Völker gewiß berechtigt. Und auch dann behält diese Einteilung als chronologische Gliederung der gesamten Weltgeschichte ihr gutes Recht, wenn die Entwicklungsstufen der einzelnen Völker in vergleichender Betrachtung wieder mit diesen vier Namen belegt werden und eine nach Kulturperioden geordnete vergleichende Geschichte aller Völker erstrebenswert erscheint.

Der festgehaltenen Vierteilung entsprechend sind die bisherigen zwei Bände des alten Weber in vier zerlegt worden; es ergab sich das auch aus der Erweiterung des Umfangs. Der bisherige Titel „Lehrbuch" ist geändert in „Lehr- und Handbuch", weil dieser Titel dem Wesen des für alle Gebildeten bestimmten Werkes besser entspricht. Bemüht sind wir gewesen, die Brauchbarkeit des Buches auch durch Übersichtlichkeit zu erhöhen. Dahin gehört neben der Gliederung in Bücher, Kapitel u. s. w. von äußeren Maßnahmen die Durchführung der besonderen Paragraphenüberschriften, die Beifügung von Marginalien und die Anwendung verschiedenen Druckes. Der größere Druck ist benutzt für die politische Geschichte, der mittlere für Kulturgeschichtliches und zuweilen für minder Wichtiges, der kleinste endlich für Einzelausführungen. Ein ausführliches alphabetisches Register am Schlusse des Ganzen wird das Nachschlagen erleichtern.

Für die politische Geschichte haben wir auf Bilder leichten Herzens verzichtet, nicht so gerne auf Karten. Ihre Beigabe würde indes den Preis wesentlich erhöht haben; und doch würden sie lange nicht so viel bieten können, als der historische Schulatlas von Baldamus und Schwabe (früher Putzger, 25. Aufl. 1901, Verlag von Velhagen & Klasing) auf 234 Haupt- und Nebenkarten für Mk. 2,30 bietet: auf ihn mag deshalb verwiesen werden. Für die Kunst sind ja Bilder an sich sehr nötig, doch gilt hier dasselbe wie von den Karten; wir verweisen auf die

vorhandenen reichhaltigen Anschauungsmittel, z. B. auf die des Seemannschen Verlags.

Die Formen der fremdsprachlichen Namen mögen zuweilen willkürlich erscheinen; wir bekennen offen, daß hier kein Prinzip eingehalten worden ist: im allgemeinen haben wir versucht, dem Usus möglichst zu folgen. Zur Rechtfertigung dieses Verfahrens bitten wir in sachgemäßer Anwendung das zu beachten, was E. Meyer in seiner Geschichte des Altertums Bd. II, S. X sagt: „Eine unlösbare Schwierigkeit hat mir die Transskription der griechischen Namen geboten. Am liebsten würde ich zu den lateinischen Formen zurückgekehrt sein; da das nicht möglich ist und mir die volle Durchführung der griechischen Orthographie barbarisch erscheint, habe ich keinen anderen Ausweg gesehen, als ganz prinzipienlos zu verfahren." Wer je versucht hat, hier Prinzipien durchzuführen, wird ihm zustimmen, zumal wenn es sich um ein populärwissenschaftliches Werk handelt.

Lange geschwankt haben wir, ob wir eine Übersicht der benutzten Literatur bieten sollten: schließlich ist darauf wie bisher verzichtet worden. Es ist ungern geschehen, aber eine summarische Titelangabe ist wertlos, und eine Angabe im einzelnen hätte dem Buche einen ganz anderen Charakter gegeben und seinen Umfang bedeutend vergrößert. Wir sind bemüht gewesen, der Forschung sorgfältig nachzugehen und die besten Darstellungen zu benutzen, die großen, umfassenden Werke, wie zahlreiche Darstellungen der Geschichte einzelner Länder, der Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte, einzelner Institute usw.; aber auf nähere Angaben müssen wir leider verzichten. Ausdrücklich wollen wir indes noch betonen, daß wir nicht die anmaßende Behauptung aufstellen, alles benutzt zu haben: hätte dies geschehen sollen, so wäre das Buch nie fertig geworden.

Bearbeitet ist der erste Band von Prof. Dr. Ernst Schwabe, der zweite und dritte von dem Unterzeichneten, der vierte von Prof. Franz Moldenhauer; die Abschnitte über Literatur im zweiten bis vierten Bande stammen von Prof. Dr. Richard Friedrich, die über Kunst von Prof. Dr. Ernst Lehmann. Die Redaktion des Ganzen hat der Unterzeichnete, natürlich so, daß die Mitarbeiter für die Einzelheiten frei und verantwortlich sind.

Und so möge denn das Werk als Ersatz des alten Weber hinausgehen. Hoffentlich findet eine wohlwollende, die großen Schwierigkeiten der Arbeit würdigende Kritik, daß den gesteckten Zielen innerhalb der für ein Handbuch gezogenen Grenzen nicht ganz ohne Erfolg nachgestrebt worden ist; hoffentlich behauptet das Werk in seiner nun völlig neuen Gestalt die Bedeutung, die der alte Weber für weite Kreise des deutschen Volkes gehabt hat, und gewinnt sich auch darüber hinaus neue Freunde.

Leipzig, im März 1902 / im August 1908.

Prof. Dr. A. Baldamus.

Weit länger, als wir erwartet hatten und als es uns lieb ist, hat sich die Vollendung des „Lehr- und Handbuches“ hinausgezogen. Die Hauptursache dafür liegt in der Tatsache, daß es ein fast völlig neues Werk geworden ist. Wir hoffen, daß das Ergebnis der längeren Arbeit für die Verzögerung entschädigen wird; die Aufnahme, die die bisher erschienenen Bände gefunden haben, lassen diese Hoffnung nicht unberechtigt erscheinen.

Das Vorwort, das wir dem zuerst erschienenen Band II vorangestellt hatten, ist auch in diesem Bande wie in den übrigen wieder abgedruckt. Das ist geschehen, weil jeder Band ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Aus demselben Grunde ist das alphabetische Register nicht einem Bande beigegeben, sondern wird als Sonderbändchen hinzugefügt: seine Benutzung für jeden Band wird dadurch wesentlich erleichtert.

Die Stammbäume sind bis zur Gegenwart fortgeführt worden. Sie wollen natürlich nicht alle Familienmitglieder verzeichnen, sondern sollen dem Verständnis der geschichtlichen Vorgänge und mancher heute auftauchenden Frage dienen; gewiß werden sie vielen gerade auch wegen ihrer Benutzbarkeit für die Gegenwart sehr willkommen sein. Wir haben sie in den Registerband verwiesen, weil sie nicht bloß zum dritten, sondern auch zum vierten Bande gehören; mehr aber noch, weil sie so bei der Lektüre neben den Text gelegt und stets bequem eingesehen werden können.

Bei der Korrektur haben uns Herr Prof. Dr. Sperling und Herr Dr. Heussi freundlich unterstützt; es sei ihnen auch an dieser Stelle herzlichst dafür gedankt.

Da von den bisher erschienenen Bänden noch vor Vollendung des Werkes Neudrucke nötig geworden sind, erscheint der dritte Band sofort in entsprechender Auflagenhöhe (erster und zweiter Abdruck).

Leipzig, im August 1908.

Prof. Dr. A. Baldamus. Wilhelm Engelmann.



Inhalt.

§ 89—98, 183—189 u. 191, 254—260, 352—364, 417—426 von Prof. Dr. **Richard Friedrich.** § 99—107, 261—263, 366—368 von Prof. Dr. **Ernst Lehmann,** § 190 und § 365 von Prof. Dr. **Carl Krebs.**

Alles Übrige von

Prof. Dr. **Alfred Baldamus.**

(Die mit ** bezeichneten Paragraphen sind der 20. Auflage gegenüber ganz neu, die mit * bezeichneten wesentlich umgearbeitet, sehr oft auch so gut wie neu.)

Erstes Buch: Das Zeitalter der Entdeckungen und der Reformation.

Zweites Buch: Das Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege. (1555—1618.)

Erstes Kapitel: Die innere Erstarkung der katholischen Kirche.

Zweites Kapitel: Südeuropa unter spanischer Vorherrschaft.

Seite

Drittes Kapitel: Westeuropa im Kampfe gegen das spanisch-katholische System.

Seite

Drittes Buch: Das Ende der spanisch-katholischen Vorherrschaft. Das Aufsteigen Frankreichs, Englands und Schwedens. (1618–1660).

Viertes Buch: Das Zeitalter des Absolutismus (1660—1740). Vorherrschaft Frankreichs und europäisches Gleichgewicht. Niedergang Schwedens und der Türkei.

Erstes Kapitel: Ludwigs XIV. Vorherrschaft.

Zweites Kapitel: Die Seemächte (England und die Niederlande) von 1660—1714.

Fünftes Buch: Das Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Der Sieg des germanisch-protestantischen Geistes in Deutschland und Nordamerika.

Viertes Kapitel: Blütezeit der deutschen Literatur.

Sechstes Buch: Südosteuropa und Asien.

Erstes Kapitel: Die Türkei und Persien.

Seite

Zweites Kapitel: Süd- und Ostasien.

Rückblick und Ausblick.

Stammbäume (im Registerbande): 1. Österreich und Spanien (Habsburg [Toskana, Modena] und Bourbon [Parma, Sizilien]). 2. Frankreich. 3. England (Schottland). 4. Nassau-Oranien. 5. Dänemark (Schleswig-Holstein, Oldenburg, Griechenland, Norwegen). 6. Schweden und Polen. 7. Rußland. 8. Hohenzollern: a) Brandenburg-Preußen (Deutsches Reich), b) Hohenzollern (Rumänien). 9. Wettiner: a) Ernestiner (Portugal, Belgien, Bulgarien), b) Albertiner. 10. Wittelsbacher: a) Pfälzische Linie (Bayern), b) Bayerische Linie. 11. Welfen (Braunschweig, Hannover). 12. Württemberg. 13. Baden. 14. Hessen. 15. Mecklenburg. 16. Lothringen. 17. Savoyen (Italien).

Erstes Buch.

Das Zeitalter der Entdeckungen und der Reformation.

---

§ 1. Überschau und Vorblick. Man hat sich daran gewöhnt, den als Neuzeit bezeichneten Abschnitt der Geschichte mit den großen Entdeckungen einzuleiten. Das hat in mehr als einer Hinsicht sein gutes Recht. Vier große Kulturkreise zeigte uns das Mittelalter, den abendländisch-christlichen, den byzantinischen, den arabisch-persischen und den indisch-chinesischen (II, § 397). Durch die Kreuzzüge trat der abendländische unter Ausschaltung des byzantinischen mit dem arabisch-persischen in unmittelbare Beziehung; die Auffindung des Seewegs nach Ostindien schaltete nun die Araber als Zwischenglied aus und stellte einen unmittelbaren Verkehr zwischen dem abendländischen und dem indisch-chinesischen Kulturkreise her. Die Europäer faßten wirtschaftlich und politisch in Südostasien Fuß, und zwar geschah das zu derselben Zeit, wo Südosteuropa von den Türken erobert wurde, wo also an dieser alten Reibungsstelle zwischen Asien und Europa das erstere besonders große Erfolge errang (II, § 378, 383, 384). So brachten die Entdeckungen eine große Wandlung in den Beziehungen der europäisch-asiatischen Kulturwelt mit sich; dazu aber erschlossen sie den Europäern eine bisher völlig unbekannte Welt und bewirkten, daß so allmählich die ganze Erde in die weltgeschichtliche Entwicklung hineingezogen wurde. — Diese doppelte Ausweitung der europäischen Einflußsphäre war nicht nur für Indien und Amerika von höchster Bedeutung, sondern mußte auch auf Europa zurückwirken. Zuerst zeigte sich das auf wirtschaftlichem Gebiete: die Haupthandelsstraßen verschoben sich; an die Stelle der bisher führenden Handelsstädte des südlichen und nördlichen Mittelmeers traten die atlantischen Hafenplätze; dazu änderte das Einströmen der überseeischen Produkte allmählich die Lebenshaltung der Europäer, und die große Masse des aus Amerika kommenden Edelmetalls förderte die schon vorhandene geldwirtschaftliche Tendenz.

Bedeutung der Entdeckungen

Die übliche Scheidung von Mittelalter und Neuzeit ist aber nicht bloß wegen der Erweiterung des geschichtlichen Schauplatzes berechtigt: die eben erwähnte geldwirtschaftliche Entwicklung ist schließlich nur eine Äußerung jenes Individualismus, den man als das eigentlich charakteristische Merkmal der Neuzeit erklärt hat. Während des Mittelalters galt der Mensch nur etwas, so weit er einer Gemeinschaft angehörte; insbesondere war sein ganzes Denken und Empfinden von der Kirche

Individualismus

gebunden. Gewiß haben sich sehr viele dagegen aufgelehnt, aber Anerkennung fand das Recht der Persönlichkeit erst in der Neuzeit: es wurde, wie ein feinsinniger Kenner der Renaissance gesagt hat, damals „der Mensch erst entdeckt“. Diese neue Geistesrichtung knüpfte an das Wiederaufleben der klassischen Studien an: wie im Beginn des Mittelalters die Germanen die politische Erbschaft Roms antraten, so im Anfang der Neuzeit die Abendländer die geistige Erbschaft Griechenlands. Bei den Griechen war ja im Gegensatz zu den Orientalen die Individualität besonders stark entwickelt, und so waren die klassischen Studien dem neuen Zeitgeiste wahlverwandt und förderten ihn. Es ist hiermit zugleich ausgesprochen, daß man in den klassischen Studien nicht etwa die alleinige Quelle des neuen Geistes sehen darf: es bestand vielmehr Wechselwirkung. Wie überall wurde auch hier eine fremde Kultur nur aufgenommen, weil die Aufnehmenden an sich zu dieser Kultur heranreiften: die fremden Einflüsse beschleunigten nun die sich anbahnende Entwicklung. Hält man sich dies gegenwärtig, so versteht man auch, daß der Humanismus trotz seines fremden Gewandes überall zusammenfällt mit einem Erstarken des Nationalgefühls.

Renaissance

Reformation

Diese neue Bildung trat in einen scharfen Gegensatz zu der geistigen Gebundenheit des starren Katholizismus, indes ist von ihr ein ernster innerer Kampf gegen die alte Kirche nicht geführt worden: dazu stand sie den religiösen Bedürfnissen zu fern. Die aus der Tiefe des Gemüts kommende Auflehnung des Individuums gegen die alte Kirche erfolgte durch die deutsche Reformation, und in ihr haben wir die dritte Tatsache zu erblicken, die die Neuzeit vom Mittelalter scheidet. Hier erhob sich das Allerheiligste im Menschen, das Gewissen, gegen die Abtötung des persönlichen Lebens, und dies war zugleich eine Auflehnung des deutschen Geistes, des alten Arianergeistes (II, § 18), gegen den Romanismus, also eine deutschnationale Tat. Die Reformation ist die am stärksten wirkende geistige Bewegung, und deshalb hat man nicht unrecht, wenn man nach ihr den ersten Abschnitt der neueren Geschichte benennt. Daß aber der geistige und religiöse Individualismus jetzt größeren Erfolg hatten, als ähnliche Bestrebungen vorher, das ist neben andern Ursachen auch der Buchdruckerkunst zu danken. Sie kam auch der vom Humanismus und der Reformation befruchteten Literaturentwicklung zugute, die neben die großartige Kunstblüte der Renaissance trat.

Imperialismus

Durch die Reformation wurde die kirchliche Einheit der abendländischen Christenheit endgültig beseitigt und damit dem Papsttum seine mittelalterliche Bedeutung genommen; es ist das der Abschluß der mit dem 14. Jahrhundert beginnenden antipäpstlichen Bewegung (II, § 274). Aber auch das Kaisertum als Träger der idealen politischen Einheit der abendländischen Völker war schon seit derselben Zeit tief erschüttert; es waren emporgestiegen die westlichen Nachbarstaaten Spanien, Frankreich, England und die deutschen Landesfürstentümer. Das mittelalterliche, auf idealen Ansprüchen ruhende Kaisertum war damit entschwunden, aber der in ihm waltende imperialistische Gedanke nahm eine andere Form an. Der stärkste der Nachbarstaaten (Spanien mit den neuen Kolonien und den italienischen Nebenländern) und das größte deutsche Landesfürstentum (Österreich-Burgund) fielen an dasselbe Fürstenhaus (Habsburg), und dies Haus gewann auch noch die Kaiserkrone.

Indem es nun zugleich als Vorkämpfer des bedrohten Katholizismus auftrat, konnte es den Versuch machen, eine Vorherrschaft in Europa zu begründen, die nicht das mittelalterliche Kaisertum war, aber doch daran anknüpfte. Es ist ein bemerkenswertes Zeichen für die Macht geschichtlicher Ideen, daß es sich auf die beiden bedeutendsten der im Gegensatz zu dem alten Kaisertum entstandenen Bildungen (der peripherischen Nationalstaaten und der deutschen Territorialstaaten [II, § 274]) stützte und doch den alten Kaisergedanken wieder aufnahm.

Politische Gegensätze: 1. Habsburg-Frankreich

Gegen diese Vorherrschaft eines auf eine übergroße Hausmacht gestützten katholischen Kaisertums lehnte sich außer dem Protestantismus vor allem das zu einem starken Nationalstaat gewordene (II, § 347 ff.) Frankreich auf. So ergibt sich ein auf Jahrhunderte hinaus die europäische Geschichte beherrschender Gegensatz zwischen Frankreich und der habsburgischen Weltmacht: Frankreich verteidigte seine Großmachtstellung, vertrat aber zugleich den Gedanken der selbständigen Entwicklung der einzelnen Völker, man könnte also sagen, den Gedanken des nationalen Individualismus.

2. Habsburg-Türkei

Der zweite große Gegensatz der Zeit ist der zwischen Habsburg und der Türkei. Den Türken war es ja gelungen, das byzantinische Reich zu erobern und darüber hinaus Ungarn untertänig zu machen: so stieß hier und in Nordafrika der „Großtürke" auf habsburgische Interessen (II, § 384). Damit mußte das Haus Habsburg den alten Gegensatz zwischen Europa und Asien (II, § 1) übernehmen. Die mittelalterliche Einheit der Christenheit dem Islam gegenüber war aber dabei schon so weit gelöst, daß das allerchristlichste Frankreich sogar ein Bündnis mit der Türkei gegen den gemeinsamen Feind einging.

Reformation, Landesfürstentum u. Nationalstaat

Für das Deutsche Reich hat die Weltpolitik seines Kaisers und dessen Gegnerschaft gegen die Reformation die Folge gehabt, daß das Landesfürstentum immer mehr erstarkte und zu der staatlichen Zersplitterung noch die kirchliche Spaltung trat, das Reich als Machtfaktor also weiter zurückging. In England und den skandinavischen Staaten hat umgekehrt die von der Krone durchgeführte Reformation eine Stärkung des nationalen Staates bewirkt.

Lehnswesen und Fürstentum

Im Innern der abendländischen Staaten erlag währenddem das mittelalterliche Lehnswesen immer mehr. Der wirtschaftliche Niedergang der Ritter, der schon im 13. Jahrhundert begonnen hatte (II, § 298), setzte sich fort, zumal die Städte durch die geldwirtschaftliche Entwicklung weiter aufblühten; auch die durch das Aufkommen der Fußtruppen schon geschwächte kriegerische Leistungsfähigkeit der Ritter verlor durch immer stärkere Verwendung der Feuerwaffen ihre Bedeutung: auf den Trümmern des Lehnswesens erhob sich das Fürstentum.

Asien

Blicken wir endlich auf die mohammedanische Welt, so vollzog sich auch hier eine bedeutsame Wandlung. Während Westasien im Osmanischen Reiche kraftvoll zusammengefaßt wurde und bis nach Ungarn ausgriff, und der Islam mit der Reichsgründung des Großmoguls zugleich am weitesten nach Indien vordrang, machte sich inmitten dieser beiden sunnitischen Staaten das schiitische Persien endgültig von der seit dem Ende der Sassaniden ertragenen Fremdherrschaft frei. Man könnte das in Parallele setzen mit der Erhebung des reformatorischen Deutschland gegen

das Papsttum; jedenfalls sind es Vorgänge, die auch für Asien den Beginn einer neuen Geschichtsepoche bedeuten, auf Europa haben sie indes keinen Einfluß geübt, und so können wir im folgenden zunächst von ihnen absehen (vgl. II, §§ 378, 390, 392, 397).

Erstes Kapitel.

Die großen Entdeckungen.

A. Der Seeweg nach Indien und die Fahrten der Portugiesen.

Bisherige Handelswege nach Indien

§ 2. Der Gedanke des „Seewegs nach Indien". Der gewinnreiche Verkehr der Mittelmeerländer mit Indien hatte sich während des Mittelalters hauptsächlich auf drei Wegen vollzogen: der eine führte über Ägypten und das Rote Meer nach dem indischen Haupthafen Kalikut; der andere von der syrischen Küste über Haleb oder Damaskus nach Bagdad, oder von der Nordküste Kleinasiens (Trapezunt) über Täbris nach Bagdad und von hier durch den Persischen Golf nach Kalikut; der dritte von der Krim, wo Kaffa Haupthafen war, zur Donmündung und dann zu Lande nach Peking. Auf den beiden ersten Wegen wurde der Handel von den Mittelmeerhäfen nach Indien durch ägyptische, arabische, persische und indische Kaufleute vermittelt, auf dem dritten verkehrten auch chinesische Händler. Zur Mongolenzeit waren auf diesem Wege auch Europäer bis China gekommen, unter ihnen der Venetianer Marco Polo (II, § 396). Sein berühmter, zunächst in französischer Sprache verfaßter, bald ins Lateinische und Italienische, 1477 auch ins Deutsche übersetzter Reisebericht erweiterte nicht nur die geographischen Kenntnisse, sondern regte durch seine glänzenden Schilderungen von der Größe, der Fruchtbarkeit, dem Reichtum, der Bevölkerungszahl, dem gewaltigen Handelsverkehr jener Länder (II, § 394) die Phantasie der Abendländer mächtig an, zumal diese ja an und für sich den Orient als das Wunderland auffaßten.

1271–1295

Notwendigkeit eines Seeweges

Je höher man mithin den orientalischen Handelsverkehr einschätzte, um so unangenehmer mußte man es empfinden, daß er abhing von dem Wohlwollen der in den Zwischenländern gebietenden Herren. Das erfuhr man, als 1368 die einheimische Mingdynastie die Mongolenherrschaft stürzte und China wieder verschloß (II, § 394); das erfuhr man noch schmerzlicher, als die Osmanen Herren des Orients wurden und nach dem Fall Konstantinopels auch die blühenden Handelsplätze, die die Genuesen und Venetianer am Schwarzen Meer und auf den griechischen Inseln besessen hatten, schnell verödeten (II, § 383). Der Handel über Ägypten aber litt unter der Verteuerung der Waren, die durch den Gewinn der arabisch-indischen Zwischenhändler und die hohen Zölle der ägyptischen Sultane (II, § 380) hervorgerufen wurde. Die Preise der Gewürze z. B. waren in Alexandria dreimal so hoch als in Indien. Dazu kam nun noch, daß das Abendland den Gegenwert für die kostbaren orientalischen Waren (Gewürze, Räucherwerk, Luxusholz, Edelsteine, Perlen) fast gar nicht in Waren, sondern in Gold und Silber zu leisten hatte. So erfolgte ein starker Abfluß von Edelmetallen nach dem Orient, den die abendländische Gold- und Silberproduktion nicht ersetzen konnte, und damit eine Entwertung der heimischen Waren. Man mußte also danach streben, un-

abhängig von den Zwischenländern, von den Zöllen und von den Spesen der Unterhändler zu werden, die Waren billiger in Indien zu kaufen und womöglich eigene dorthin zu verfrachten. Das alles war möglich, wenn man einen Seeweg nach Ostindien fand. Ihn zu suchen, war das Hauptziel der kühnen Entdecker. Mit dieser wirtschaftlichen Aufgabe verband sich eine Art Kreuzzugseifer, der das Christentum auszubreiten strebte und dabei auch nach dem geheimnisvollen christlichen Fabelreich des Priesters Johannes suchte.

Östliche und westliche Richtung

Wegen der Kugelgestalt der Erde konnte nun das ersehnte Ziel, Indien, sowohl in östlicher wie in westlicher Richtung erreicht werden: jene haben die Portugiesen, diese die Spanier eingeschlagen.

Kompaß

Erleichtert wurden dabei die Fahrten durch den Kompaß, der es ermöglichte, von der Küstenfahrt zur Ozeanfahrt überzugehen. Ob er eine europäische oder orientalische Erfindung ist, steht nicht fest. Die Eigenschaft der Magnetnadel, nach Norden zu zeigen, war spätestens Ende des 12. Jahrhunderts in Nordfrankreich bekannt. Wer aber die Magnetnadel freischwebend konstruiert, eine Orientierungstafel mit den Himmelsgegenden (Windrose) darunter angebracht, das Ganze in eine Büchse eingeschlossen und so den Kompaß (Bussole) erfunden hat, wissen wir nicht; auch das wissen wir nicht, ob und welche Verbesserungen der vielfach irrtümlich als Erfinder genannte Flavio Gioja aus Amalfi, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelebt haben soll (neuerdings wird sogar seine Existenz bestritten), angebracht hat. Fest steht, daß der Gebrauch des Kompasses um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts im Abendlande üblich wurde. — Wenn dadurch die Sicherheit der Fahrten auf hoher See gesteigert wurde, so wurde doch der Mut zu Fahrten in dem Ozean wieder herabgestimmt durch eine Reihe von Wahnvorstellungen, die über ihre Gefahren verbreitet waren. Die heiße Zone galt als unbewohnbar, im Ozean sollten die Schiffe in einem dicken „Lebermeer" stecken bleiben, dort sei ein tiefer Schlund, welcher durch Einsaugen und Ausspeien des Wassers Ebbe und Flut bewirke, gewaltige Ungeheuer, gepanzerte Tintenfische mit Polypenarmen sollten die Schiffe gefährden und dergl. mehr.

Fabeleien über Gefahren

Umseglung Afrikas

§ 3. Die Fahrten der Portugiesen bis Indien. Wer in östlicher Fahrt nach Indien gelangen wollte, mußte zunächst versuchen, ob das nach Süden unbekannte Afrika sich zuspitze, und also eine Umseglung möglich sei. Zuerst hatten Genuesen diesen kühnen Gedanken gefaßt und waren in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis zu den Kanarischen Inseln, bis Madeira (1346) und den Azoren (1351) gelangt. Ihren Spuren folgten dann die Portugiesen. Sie unternahmen ihre ersten Reisen als Fortsetzung der alten Maurenkämpfe, durch die Portugal groß geworden war. Auch Prinz Heinrich der Seefahrer (II, § 339) ließ sich von solchen Gedanken leiten: er wollte sein Vaterland durch Bekämpfung der alten Feinde des Christentums und Verbreitung des Evangeliums verherrlichen, hoffte die Mohammedaner von Süden angreifen zu können und dachte wohl auch das Reich des Priesters Johannes zu finden, das man damals nicht mehr nach Asien, sondern nach Afrika (Habesch) verlegte. Hierbei wirkte die Meinung mit, daß der Nil einen Teil seines Wassers quer durch Afrika in den Atlantischen Ozean sende, daß die Nigermündung eine Mündung des Nils sei. Erst nach Heinrichs Tode reifte bei den Portugiesen der Gedanke, durch Umseglung Afrikas nach Indien zu gelangen. Selbst hinausgefahren ist Heinrich nicht, aber als Großmeister des 1319 zum Kampfe gegen die Mauren gestifteten Christusordens (II, § 339) verwandte er dessen reiche Mittel zur Ausrüstung von Entdeckungsfahrten und konnte das tun, eben weil es sich um christliche Ziele handelte.

Heinrich der Seefahrer geb. 1394, gest. 1460

Seit die Eroberung Ceuta's 1415 (II, § 339) die Portugiesen auf afrikanischen Boden geführt hatte, wurden portugiesische Seeleute hinausgesandt; doch gelangte man im ganzen nur recht langsam vorwärts. Der Besetzung von Porto Santo und Madeira (der Holzinsel),

1419, 1420

wo die Anpflanzung des Weins und Zuckerrohrs vortrefflich gedieh, nachdem die undurchdringlichen Waldungen durch einen neunjährigen Brand zerstört waren, folgte nach 1431 mehr als zehn Jahren die der Azoren, dann nach langen Mühen die Umsegelung von 1434, 1445 Kap Bojador und erst 1445 die Entdeckung des mit Palmen geschmückten grünen Vorgebirgs. Nachdem man schon vorher am Strande Goldstaub und die kostbare Zibetkatze gefunden hatte, erblickte man hier die ersten kraushaarigen Neger. Schmachvoller Menschenraub und Sklavenhandel wurde ein ergiebiges Geschäft und reizte zu neuen Fahrten, zumal der Wahn, daß die heiße Zone eine Einöde und unbewohnbar sei, zerstört 1460 war. Im Todesjahr des Infanten wurden die Kapverdischen Inseln entdeckt, bald 1462, 1471 darauf die Sierra-Leone-Küste; nach zehn Jahren erreichte man die Goldküste.

Johann II. 1481—1495 Mit größerem Eifer betrieb dann König Johann II. die Entdeckungs- 1484 reisen; eine Urkunde des Papstes erteilte den Portugiesen das Eigentumsrecht an allen Entdeckungen bis nach Indien, und der König ließ zum Zeichen der Besitzergreifung steinerne Wappenpfeiler an den Küsten errichten. Nachdem der Kongo 1484 entdeckt war, gelangte Bartholo- 1486 mäus Diaz nach Afrikas Südspitze. Wegen der Stürme, die seine Schiffe um das Südkap getrieben hatten, ohne daß er selbst es gewußt, nannte er es „stürmisches Vorgebirg“; der vertrauensvolle König aber wandelte den Namen in Kap der „guten Hoffnung“ um, denn nun schien gegründete Hoffnung vorhanden, Indien zu erreichen. Trotzdem ruhten die Entdeckungen zwanzig Jahre; erst des Kolumbus Erfolge rüttelten Manuel 1495—1521 die Portugiesen wieder auf, und nun entdeckte unter König Manuel dem Großen der unternehmende Vasco da Gama den Seeweg nach Ostindien, indem er an Afrikas Ostküste nach Mozambique, Mombas und Melinde fuhr, von hier mit arabischen Lotsen über den Indischen 20. Mai 1498 Ozean nach der Malabarküste segelte und im Hafen von Kalikut landete.

Durch diese Fahrten waren die Küsten und Inseln Afrikas der portugiesischen Machtsphäre zugefallen, und Reste dieses Besitzes behauptet Portugal noch heute; nur die 1497 Kanarischen Inseln wurden nach langen Kämpfen mit den Eingeborenen spanisch. Diese Eingeborenen, die Guanchen, sind ein Berberstamm, dem aber vielleicht durch aus Afrika vertriebene Vandalen (II, § 44) etwas germanisches Blut beigemischt ist.

Portugals Ziele in Indien **§ 4. Die portugiesische Herrschaft im Indischen Ozean.** Die Portugiesen betraten in Indien ein altes Kulturland. In Südindien saßen die Hindus; an den Küsten hatten sich Araber niedergelassen, die den Handel beherrschten. Politisch zerfiel das Land in eine Reihe Fürstentümer, von denen die kleineren in einer Art Lehnsabhängigkeit von den größeren standen (II, § 392); zu diesen mächtigeren Fürsten gehörte der Herrscher (Samorin, Samudrin = Herr der See) von Kalikut; einer seiner Vasallen war der Fürst von Kotschin. Der Samorin empfing Vasco in feierlicher Audienz und zeigte sich zunächst den Portugiesen freundlich; dann aber trat er, angestiftet von den Arabern, die für ihr bisheriges Handelsmonopol fürchteten, feindlich gegen sie auf. Die Portugiesen konnten nicht daran denken, sich etwa das ganze Land zu unterwerfen; dazu waren die indischen Fürsten viel zu mächtig, und sie selbst viel zu schwach: sie beschlossen deshalb, sich nur einzelne Niederlassungen zu erkämpfen, aber nicht bloß in Ostindien, sondern an allen für den Handel im Indischen Ozean wichtigen Küstenplätzen, und dadurch diesen Handel zu monopolisieren. Dieser Plan ist mit größter Ausdauer und größtem Heldenmut durchgeführt worden. Sie hatten dabei nicht bloß mit den Arabern und Indern zu kämpfen, sondern auch mit den Ägyptern, die einer Ablenkung des Handels von ihrem Lande nicht gleichgültig zusehen konnten (II, § 380); zustatten aber kam ihnen, daß die kleineren

indischen Fürsten die Oberhoheit der größeren nur ungern trugen und also mit diesen in Zwietracht lebten. So fand Cabral, der, ein Jahr nach Vascos Heimkehr von König Manuel nach Indien geschickt, bei der Überfahrt Brasilien entdeckt und für Portugal in Besitz genommen hatte, gegen den feindseligen Samorin Unterstützung bei dem Fürsten von Kotschin. Fest begründet aber ist Portugals Macht in Indien und das portugiesische Handelsmonopol im Indischen Ozean durch den mutigen und besonnenen Francisco d'Almeida und den heldenmütigen und gerechten Alfonso d'Albuquerque. Unter ihrer Führung haben die Portugiesen, wie einst die Hellenen, den Beweis geliefert, daß eine von Ehrgefühl, Ruhmbegierde und Vaterlandsliebe begeisterte und von europäischer Kriegskunst unterstützte kleine Schar den Sieg über große, aber despotisch regierte Massen des Orients davonträgt. 1500

Almeida, erster Vizekönig von Indien, wurde in seinen Kämpfen besonders unterstützt von seinem tapfern Sohn Lorenço. Dieser erfocht einen glänzenden Erfolg über eine weit überlegene Flotte des Samorin, verlor aber dann in heißer Schlacht gegen ein großes ägyptisches Geschwader Sieg und Leben. Den Sohn zu rächen, zog der Vater aus und schlug in der glorreichen Schlacht bei Diu die zehnfach überlegene ägyptisch-indische Flotte vollständig. Mehrere indische Fürsten bequemten sich die Oberhoheit Portugals anzuerkennen und die Anlegung von Faktoreien in ihren Hauptstädten zu gestatten. Bald darauf wurde Almeida abberufen und ist auf der Heimfahrt mit einer Schar tapferer Männer beim Wasserholen in Südafrika von wilden Hottentotten erschlagen worden. Almeida hatte sich auf Vorderindien beschränkt, sein Nachfolger Albuquerque dehnte seine Unternehmungen auf den ganzen Indischen Ozean aus. Zum Hauptsitz der indischen Statthalterschaft erkor er das mit größter Tapferkeit eroberte Goa; dann erstürmte er mit nur 800 Mann das große und reiche Malacca, den Stapelplatz des hinterindischen Handels, endlich brachte er den Beherrscher von Ormuz am Persischen Meerbusen zur Unterwerfung. Da schon vorher Sokotora am Eingang zum Roten Meer besetzt war, so beherrschten die Portugiesen nun die alten Handelsstraßen; die Araber waren verdrängt, und bald durfte kein Schiff ohne portugiesischen Paß im Indischen Ozean fahren. Albuquerque hatte Portugal eine ungeahnte Machtstellung verschafft, König Manuel aber hörte auf die Verleumdungen seiner Gegner und bestimmte ihm einen Nachfolger; der Kummer darüber brach dem Helden das Herz, er starb auf hoher See im Angesichte des von ihm dem Könige eroberten Goa. Almeida 1505–1509 1506 1508 1509 Albuquerque 1509–1515 1510 1511 1515 1508 16. Dez. 1515

In den nächsten Jahrzehnten setzten sich die Portugiesen auf der Insel Ceylon fest, unterwarfen die gewürzreichen Molukken und Sundainseln und gelangten bis nach China, wo Macao eine portugiesische Niederlassung erhielt; stets mußte ihnen dabei auch das Christentum zur Erweiterung ihres Handels dienen. Nach Macao wurde der große portugiesische Dichter Camões (§ 188) verbannt; hier vollendete er die Lusiaden, in denen er den Heldengeist der portugiesischen Entdecker verherrlichte. Aber bald wich dieser Heldengeist dem Eigennutz und der Gewinnsucht; leicht erworbener Reichtum erzeugte Verweichlichung und Üppigkeit; Druck und Ungerechtigkeit machten die Herrschaft der Portugiesen verhaßt. Lange blieb aber Lissabon der Sitz des Welthandels, bis Mangel an eigener Industrie und die Schätze des Auslands Schlaffheit hervorbrachten, Portugal unter spanische Herrschaft geriet (1580 § 124) und die Holländer und Engländer in den indischen Gewässern erschienen (§ 138, 159, 224, 241). 1557

B. Die Fahrten der Spanier.

1. Die Entdeckung Amerikas.

Kolumbus

§ 5. Der Plan der westlichen Fahrt. Während die Portugiesen Indien in östlicher Fahrt suchten, faßte der Genuese Christoph Kolumbus in Portugal den Gedanken, durch eine westliche Fahrt einen neuen Weg nach dem gepriesenen Indien aufzufinden.

Geboren wahrscheinlich 1451 (nicht 1436 oder 1456) in Genua (die Ansprüche zahlreicher anderer Orte Italiens, Geburtsstätte des großen Entdeckers zu sein, sind unhaltbar) war Kolumbus (ital.: Cristoforo Colombo, span.: Cristobal Colon) zuerst wie sein Vater Tuchweber, machte seit dem 14. Lebensjahre kleine Seefahrten, kam etwa 1477 nach England, von wo er eine Reise nach den Faröer-Inseln (Thule) gemacht haben soll, ging dann nach Lissabon, nahm an Fahrten nach Madeira und der afrikanischen Küste teil, heiratete die Tochter eines Kapitäns und gewann aus Papieren seines verstorbenen Schwiegervaters wertvolle Kenntnisse, erfüllte aber daneben seine Phantasie mit märchenhaften Berichten von unbekannten Wunderländern.

Plan der Westfahrt

Aus richtigen und falschen Anschauungen entsprang sein großer Plan. Er gründete sich auf die richtige Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde, die schon von den Alten ausgesprochen, im Mittelalter verloren gegangen, damals aber wieder Gemeingut der Gebildeten war. Ebenfalls auf Angaben der Alten ruhte die Ansicht, daß die Entfernung von Spanien nach Ostasien in westlicher Richtung ungefähr halb so groß (1/3 des Erdumfangs) sei, als die Entfernung in östlicher Richtung. Tatsächlich ist gerade das Umgekehrte richtig: die westliche Entfernung beträgt ungefähr 2/3 des Erdumfangs; jene Anschauung war also ein Irrtum; aber ein „glücklicher Irrtum", denn sie gab den Mut zu einer Westfahrt nach Indien, die danach eigentlich leichter sein mußte als die bisher versuchte Ostfahrt. Dieser Mut wurde nun noch erhöht durch die Annahme, daß die Inseln des Atlantischen Ozeans, nämlich die Fabelinsel Antiglia und das östlich von China gelegene Zipangu (Japan), von dessen Reichtum Marco Polo erzählt hatte, bequeme Ruhepunkte für die Seefahrt bieten würden. Auf Grund dieser Ansichten hatte schon 1474 der berühmte Gelehrte Toscanelli aus Florenz dem portugiesischen König geraten, das Morgenland in westlicher Richtung suchen zu lassen; er hatte auch eine Karte des Atlantischen Ozeans zwischen Europa und Asien beigefügt, die uns zwar nicht erhalten ist, von der wir uns aber eine Vorstellung machen können auf Grund des in Nürnberg aufbewahrten ältesten Globus, den wir haben; Martin Behaim, der ihn 1492 anfertigte, war lange in Portugal gewesen und hat den Atlantischen Ozean höchst wahrscheinlich nach Toscanellis Karte gezeichnet.

Verhandlung mit Portugal

Den von der portugiesischen Regierung nicht beachteten Gedanken des gelehrten Florentiners nahm Kolumbus auf, trat mit Toscanelli in Briefwechsel, erhielt von ihm ein Exemplar jener Karte und verfolgte nun seinen Plan mit bewundernswerter Festigkeit trotz aller Hindernisse, die der Ausführung entgegentraten. Zuerst legte er ihn dem König Johann II. von Portugal vor, konnte aber keine Unterstützung erlangen; es mag dahingestellt bleiben, ob man den Plan für zu phantastisch oder die geforderte Belohnung für zu hoch hielt, oder ob man die Kräfte des Landes, die man für die afrikanischen Fahrten brauchte, nicht zersplittern wollte. Daß die portugiesische Regierung den Versuch gemacht habe, hinter dem Rücken des Kolumbus dessen Plan auszuführen, ist eine Fabel: Nicht aus Verstimmung über eine solche (nichtverübte) Unehrlichkeit verließ Kolumbus bei Nacht und Nebel Portugal, sondern weil er mit den portugiesischen Gerichten in Konflikt geraten war. Er dachte daran, dem französischen Könige seinen Plan anzubieten (sein Bruder Bartolomeo reiste später nach England, um Heinrich VII. für das Unternehmen zu gewinnen), ging aber zunächst nach Spanien. Hier fand er einflußreiche Gönner, die ihn der Königin Isabella von Kastilien empfahlen; aber noch sieben Jahre vergingen, ehe sein Plan angenommen wurde. Er hatte ihn in einer zur Prüfung bestellten Kommission von Gelehrten gegen allerhand

1484

Kolumbus in Spanien

Einwände zu verteidigen; er suchte die Königin auch dadurch zu gewinnen, daß er sein Unternehmen als ein religiöses, der Ausbreitung des Christentums dienendes bezeichnete; aber Isabella war damals vollauf mit dem Maurenkrieg beschäftigt, auch mochte Kolumbus manchem als Schwärmer und Abenteurer erscheinen. Verzweifelnd wollte er sich nach Frankreich wenden: da trat der entscheidende Umschwung ein. Auf der Wanderung zum Einschiffungshafen kam er mit seinem Sohne Diego völlig erschöpft zu dem Franziskanerkloster la Rabida. Er fand bei den Mönchen nicht nur freundliche Aufnahme, sondern auch Interesse für sein Unternehmen; man hielt ihn im Kloster fest und vermittelte bei Isabella. Günstig war, daß damals der Maurenkrieg zu Ende ging: in der Freude ihres Herzens über die Eroberung Granadas (II, § 341) versprach die Königin im Vertrage von Santa Fé, drei Schiffe für den kühnen Seefahrer auszurüsten und seine hochgespannten Forderungen zu bewilligen. Die Würde eines Großadmirals und Unterkönigs über alle zu entdeckenden Länder und Inseln nebst dem zehnten Teil der daraus zu hoffenden Einkünfte und der Adelstand mit dem Prädikat Don, alles erblich auch für seine Nachkommen, wurde ihm als Preis des Gelingens zugesagt. 17. April 1492

§ 6. Die erste Reise des Kolumbus. Am 3. August verließ die kleine Flotte, bestehend aus der „Santa Maria", der „Pinta" und „Nina" mit neunzig Seeleuten, darunter drei Brüdern aus der erfahrenen Schifferfamilie Pinzon, den andalusischen Hafen Palos und fuhr nach den Kanarischen Inseln, wo die Ausbesserung eines der Schiffe einen vierwöchentlichen Aufenthalt verursachte, und dann in westlicher Richtung weiter; als Seekarte führte Kolumbus mit sich die Karte Toscanellis und suchte nach ihr Antiglia und Zipangu. Erste Reise 1492

Es ist eine bekannte, in Sage und Dichtung verbreitete Erzählung, daß die Schiffsmannschaft eine Verschwörung gemacht habe, um den Admiral zur Rückkehr zu zwingen, ja, daß sein Leben bedroht worden sei; neuere Forscher haben nachgewiesen, daß diese Meuterei und das erzwungene Versprechen des Entdeckers, wonach er umkehren wolle, wenn sich nicht binnen drei Tagen Land zeige, nur eine der Entstellungen ist, welche großartige Weltbegebenheiten vom zweiten Geschlecht zu erdulden haben. Die natürlichen Befürchtungen und gespannten Erwartungen der aufgeregten Seeleute wurden zu drohenden Auftritten gesteigert, die dann durch die Tradition sich fortpflanzten. Daß sich die zwischen Furcht und Hoffnung wechselnden Gefühle der Matrosen auf verschiedene Weise äußerten, und daß hie und da auch Anzeichen von Widersetzlichkeit gegen die Weiterfahrt in die Meereseinöde laut geworden sein mögen, ist sehr natürlich, aber das feste Auftreten des Admirals war hinreichend, die Murrenden zum Schweigen zu bringen. Da jedem, welcher zuerst Land erblicken würde, eine Leibrente von 10000 Maravedis (= etwa 260 Mark) zugesagt war, so wurden mehrmals voreilig Landsignale gegeben; um die dadurch erzeugte Aufregung zu verhüten, ließ Kolumbus verkünden, daß fortan jeder, der durch falschen Landruf ungegründete Erwartungen errege, seinen Anspruch auf den Finderpreis verliere.

In den ersten Tagen des Oktober mehrten sich die Anzeichen, daß Land in der Nähe sein müsse. Züge von kleinen bunten Vögeln schwärmten um die Schiffe, grüne Gewächse vom Lande gelöst trieben auf dem Wasser; ein Rohr, ein kleines Brett, ein künstlich geschnitzter Stab wurden aufgefischt. Am 11. Oktober glaubte der spähende Admiral in der klaren Herbstnacht ein sich bewegendes Licht zu bemerken. Er empfahl daher der Mannschaft besondere Wachsamkeit, indem er dem ersten Rufer zu dem Gnadengeschenk der Monarchen noch ein seidenes Wams versprach. Um zwei Uhr in der Frühe, Freitag den 12. Oktober, entdeckte ein Matrose der Pinta, Juan Rodriguez Bermejo (oder Rodriguez de Triana), im Mondenglanz den Landung 12. Okt. 1492

schimmernden Saum eines vorspringenden Gestades. Unter dem freudigen Rufe: „Land! Land!" stürzte er auf das nächste Geschütz, um das Signal zu geben. Er hatte somit die ausgesetzte Belohnung verdient; aber aus häßlicher Habsucht oder unedlem Ehrgeiz machte der Admiral sie nachmals dem armen Matrosen streitig und ließ sie sich zuerkennen, weil er früher das Licht gesehen hätte. Sobald der Tag graute, legten die Schiffe an, und Kolumbus bestieg, in scharlachrote Admiralsuniform gekleidet und das königliche Banner von Kastilien schwingend, das neuentdeckte Land. Es war die Watlingsinsel, welche die Einwohner Guanahani nannten, der aber Kolumbus zu Ehren des Erlösers den Namen San Salvador beilegte.

Sie fanden ein schönes, fruchtbares, baumreiches Eiland und nackte Wilde von kupferbrauner Haut mit bunten Farben bemalt, die sich ehrfurchtsvoll den Fremdlingen nahten in dem Glauben, sie seien vom Himmel herabgestiegen, die ohne allen Argwohn der feierlichen Besitznahme ihres Landes im Namen des spanischen Herrscherpaares zusahen und ihre besten Güter gegen Flitter, Glasperlen, Schellen und Spielwerk vertauschten. Aber die erwarteten Schätze an Gold, Edelgestein und Perlen waren weder hier noch auf den beiden größeren Inseln Kuba und Haiti, die bald nachher entdeckt wurden, in der gehofften Fülle vorhanden. Nachdem Kolumbus auf Haiti, der „spanischen Insel" (Hispaniola), die Veste Navidad erbaut und eine Niederlassung gegründet hatte, trat er die Heimfahrt an. Nach einer gefahrvollen Überfahrt, wobei er sogar im Hafen von Lissabon hatte Zuflucht suchen müssen, landete der „Vizekönig Don Cristobal Colon" am 15. März in Palos, durchzog Spanien wie im Triumph und überbrachte seiner Königin die Kunde von seinen Erfolgen. Dabei ahnte er nicht, daß er eine neue Welt entdeckt habe, glaubte vielmehr in der Nähe von China und Indien gewesen zu sein; diesem Irrtum verdanken die Eingeborenen der neuen Welt den Namen Indianer und die entdeckten Inseln die Bezeichnung Westindien.

Kuba, Haiti

Heimfahrt 10. Jan. 1493

Teilungslinien 4. Mai 1493

Wie früher die Portugiesen, wünschten nun auch die Spanier eine päpstliche Schenkungsurkunde: Alexander VI. verlieh ihnen in einer Bulle alle Länder westlich eines Meridians, der 100 Meilen von den Azoren oder Kapverdischen Inseln entfernt sei. Diese noch sehr unsichere Teilungslinie wurde dann durch einen Staatsvertrag zwischen Spanien und Portugal auf den Meridian 370 Meilen westwärts der Kapverdischen Inseln verlegt. Man hoffte so Streitigkeiten zu vermeiden: die noch unbekannte neue Welt mit Ausnahme Brasiliens wurde dadurch den Spaniern zugesprochen.

7. Juni 1494

Zweite Reise 1493—1496

§ 7. Die weiteren Reisen des Kolumbus. Infolge der hochgespannten Hoffnungen konnte Kolumbus seine zweite Reise mit 17 Schiffen und 1500 Mann antreten. Er gelangte zu den Kleinen Antillen und Puertoriko mit dem kräftigen, gebildeteren, aber als Menschenräuber gefürchteten Volksstamme der Kariben (§ 10) und fuhr von dort nach Haiti. Als er aber Navidad mit Kanonenschüssen begrüßte, erhielt er vom Lande keine Antwort. Mit Mühe erfuhr er von den scheu umherschleichenden Eingeborenen, daß die Ansiedler teils in wüsten Raufhändeln sich selbst aufgerieben hätten, teils von den mißhandelten und über ihre Zügellosigkeit erbitterten Indianern erschlagen seien. Kolumbus gründete nun an einer anderen Stelle der Insel eine neue Kolonie, die

zu Ehren der Königin den Namen Isabella erhielt; dann zog er aus, das vermeintlich nahe China zu suchen, und entdeckte dabei Jamaika und die Südküste Kubas. Nach Isabella zurückgekehrt, fand er Mißstimmung bei den Kolonisten, von denen schon manche enttäuscht nach Europa zurückgekehrt waren, und Feindseligkeiten bei den Indianern. Er mußte einen Kriegszug gegen vier verbündete Kaziken (Häuptlinge) unternehmen und fing nach dem Siege an, die unglücklichen Eingeborenen hart zu besteuern, auch hatte er der spanischen Regierung schon den Sklavenhandel zur Deckung der Kosten empfohlen. Der Kazike Kaonabo, der tapfere Häuptling des kriegerischsten Stammes der Insel, wurde von dem verwegenen Hojeda durch List und Entschlossenheit aus der Mitte seines Volkes gefangen weggeführt. Kolumbus nahm ihn bei der Heimfahrt mit; der „Herr des goldenen Hauses", wie man den einst mächtigen Gebieter der Landschaft Cibao nannte, starb jedoch auf der Überfahrt.

Dritte Reise 1498—1500

In Spanien gelang es dem Kolumbus zwar, sich die Gunst des Hofes durch glänzende Schilderungen der entdeckten Goldländer zu erhalten (seine Vorrechte, über die er ängstlich wachte, wurden ihm bestätigt), aber die Begeisterung der Spanier war doch so weit ernüchtert, daß die Regierung auf seinen Vorschlag die Ansiedlung von Verbrechern in Hispaniola genehmigte; nur so konnte er die nötige Mannschaft für seine dritte Reise zusammenbringen. Auf dieser steuerte Kolumbus weiter südwärts, weil er im Süden Gold, Edelsteine und Perlen vermutete. Dabei entdeckte er das Festland von Südamerika an der Mündung des Orinoko; er hielt den gewaltigen Strom für einen der Flüsse des Paradieses. Nordwärts segelnd landete er dann bei dem an der Südküste Hispaniolas neugegründeten San Domingo, fand aber die Kolonie in voller Verwirrung. Der Oberrichter von Isabella, Francisco Roldan, hatte sich gegen Bartolomäus Kolumbus, den der Admiral als seinen Stellvertreter eingesetzt hatte, empört, und Kolumbus war nicht imstande, die Meuterer zu bestrafen, mußte sogar den Rädelsführer wieder in sein Amt einsetzen. Inzwischen waren Berichte an den spanischen Hof gelangt, die die Verwaltung des als Fremdling gehaßten und beneideten Entdeckers im schwärzesten Lichte darstellten: Eigennutz und Grausamkeit wurden ihm zur Last gelegt; über die Verwilderung der Ansiedler, über die Sklavensendungen war Isabella empört. So wurde Francisco de Bobadilla zur Untersuchung abgesandt. Eine solche Untersuchung muß bei den wirren Zuständen der Kolonie als durchaus gerechtfertigt erscheinen; nicht gerechtfertigt aber war die Art, wie Bobadilla gegen Kolumbus auftrat. Er ließ sofort den Admiral und seine Brüder Diego und Bartolomeo in Ketten legen und sandte sie nach Spanien: in Ketten betrat Kolumbus den spanischen Boden. Die Monarchen waren zwar über diese Härte entrüstet: der Fesseln wurde Kolumbus sofort entledigt, auch gnädig empfangen, aber in seine Würden trotz des alten Vertrags nicht wieder eingesetzt. Inzwischen segelte der neue Statthalter Nicolas de Ovando mit 32 Schiffen nach der westindischen Inselwelt; und es gelang dem gerechten und tüchtigen Manne dort Ordnung zu schaffen.

1500

Vierte Reise 1502—1504

Nur mit großer Mühe vermochte Kolumbus vier kleine Schiffe zu einer vierten Entdeckungsreise zu erlangen, die er in Begleitung seines tatkräftigen Bruders Bartolomäus unternahm. In der Meinung, daß die von ihm entdeckten Lande zu Ostasien gehörten, wollte er nun

eine Durchfahrt nach dem eigentlichen Indien finden. Von Hispaniola ferngehalten, gelangte er an die Küste Zentralamerikas und fuhr an ihr entlang bis zum Golf von Darien, hier glaubte er an der Küste Malakkas zu sein. Schwere Unfälle zwangen ihn zur Umkehr; als Schiffbrüchiger landete er in Jamaika und hatte hier noch eine Meuterei seiner Mannschaft zu unterdrücken. Endlich wurde er abgeholt und kehrte krank und erschöpft nach Spanien zurück.

5. Nov. 1504

26. Nov. 1504

Da um dieselbe Zeit seine Gönnerin Isabella starb, so waren seine zwei letzten Lebensjahre trübe und freudenleer. Seiner Ämter und Würden beraubt, starb er, tief gekränkt durch den Undank seines Gebieters, in Valladolid; er teilte mit vielen großen Männern das Los, daß es ihm nicht vergönnt war, die Früchte seiner Tat zu genießen. Die Ketten, mit denen er gefesselt nach Spanien geführt worden war, gab ihm, seinem Verlangen gemäß, sein Sohn Diego ins Grab mit.

Tod des Kolumbus 21. Mai 1506

Größe des Kolumbus

Daß Kolumbus ein besonders edler Charakter gewesen sei, ist eine Behauptung, die vor der neueren Forschung nicht mehr bestehen kann. Er zeigte sich vielfach recht kleinlich, und die Begierde nach Gold war nicht der geringste Antrieb zu seinem Wagnis. Wie er hierin der echte Sohn seiner Zeit war, so auch darin, daß eine rege, von Wunderglauben nicht freie Phantasie einen wesentlichen Einfluß auf seine Unternehmungen übte. Allerdings wurde diese Phantasie ergänzt durch verständige Überlegung und besonnenes, auf vielseitigen praktischen Kenntnissen beruhendes Urteil. Auch als Verwaltungsbeamter der entdeckten Länder hat er sich durchaus nicht bewährt; und den Gedanken der Westfahrt haben andere vor ihm gehabt. Das alles kann man zugeben, ohne die eigentümliche Größe des Kolumbus dadurch zu mindern. Das ist ja eben das Wesen großer Männer, daß sie das tun, was andere nur denken, daß sie das, was als Ziel der Entwicklung gewissermaßen in der Luft liegt, zur Wirklichkeit erheben. In der Sicherheit und Festigkeit, mit der Kolumbus den Gedanken Toscanellis allen Hindernissen und Vorurteilen zum Trotz festhielt und schließlich durchführte, liegt seine Größe, zeigt sich sein überlegener Geist. Daß er selbst, besonders später, als sein Hang zu religiöser Schwärmerei sich steigerte, „sein inneres Schauen als Wehen eines göttlichen Hauches", sich als Vollstrecker eines himmlischen Ratschlusses ansah, ist doch nur der seinem Charakter entsprechende Ausdruck dieser Sicherheit: es berühren sich in seiner Person eben Mittelalter und Neuzeit. Diese Größe der Tat wird auch nicht gemindert, wenn man betont, daß ein „glücklicher Irrtum" ihn nach Westen führte, und daß er Amerika gewissermaßen durch „Zufall" entdeckte: wie oft spielt ein solcher Zufall bei Entdeckungen und Erfindungen eine Rolle! So selbstbewußt und stolz er auch auf seine Tat war; ihre ganze Bedeutung hat er nicht erkannt: bis zu seinem Tode war er der Meinung, die neuentdeckte Welt sei die Ostküste Asiens, sei das Wunderland Zipangu, von dem Marco Polos Buch so reizende Schilderungen enthielt.

Der Name Amerika

Nicht einmal den Namen trägt der neue Erdteil von dem Entdecker, sondern von dem ersten Beschreiber, dem Florentiner Amerigo Vespucci. Den Spuren des Kolumbus folgend, unternahm dieser in Verbindung mit einigen andern Seefahrern vier Reisen an der Nordküste Südamerikas. Seine Reisebeschreibungen, die „vier Schiffahrten des Vespucci", gab ein deutscher Geograph, Martin Waldseemüller aus Freiburg im Breisgau, als Anhang einer Kosmographie in lateinischer Sprache 1507 zu St. Dié in Lothringen heraus; sie verbreitete die erste genauere Kunde über den neuen Weltteil, und so wurde auch der von Waldseemüller vorgeschlagene Name Amerika allmählich üblich; ja der Beschreiber wurde sogar als Entdecker bezeichnet. Abzuweisen ist die Meinung, wonach der Name von der einheimischen Bezeichnung einer gebirgigen Gegend in Nikaragua entlehnt sei.

1499—1505

Leichnam des Kolumbus

Der Leichnam des Kolumbus ist zuerst in der Franziskanerkirche zu Valladolid beigesetzt, dann (wahrscheinlich 1513) nach Sevilla und darauf (um 1540) nach San Domingo auf Haiti überführt worden. Als 1795 diese Stadt an Frankreich abgetreten wurde, brachten die Spanier die Gebeine des Entdeckers nach Kuba und setzten sie im Dome zu Habana feierlich bei; und als sie endlich auch Kuba verloren (IV, § 388), nahmen sie sie mit in die Heimat und schufen ihnen erst (19. Jan. 1899) in der Krypta, dann (18. Nov. 1902) in einem neu errichteten Mausoleum im Dome zu Sevilla eine neue Ruhestätte. Sie begruben damit zugleich endgültig die Kolonialmacht, die Kolumbus ihnen geschaffen hatte. — Unwahrscheinlich ist die Behauptung, daß die 1877 in einem Bleisarge in der Kathedrale von

San Domingo gefundenen Gebeine die des Entdeckers, die 1795 nach Kuba überführten aber die seines Sohnes Diego seien.

§ 8. Die Entdeckung des Großen Ozeans und die erste Erdumsegelung. Durch Kolumbus war trotz aller Enttäuschungen ein neuer Heldengeist geweckt worden; öffnete sich doch für Geld-, Ruhm- und Ehrbegierde ein sehr weites Feld. Noch ehe Kolumbus das südliche Festland entdeckt hatte, war Johann Cabot (Giovanni Cabotto) aus Genua, später Bürger von Venedig, dann in Bristol ansässig, von hier aus mit seinen drei Söhnen auf englischen Schiffen nordwestwärts gesegelt, um China zu suchen, und hatte Labrador gefunden. Die Fahrten nach dem nördlichen Küstenlande wurden fortgesetzt von seinem unternehmenden Sohne Sebastian Cabot und dem Portugiesen Cortereal; doch war Nordamerika nicht berufen, jetzt schon in das geschichtliche Leben einzutreten.

Cabot

1497

1498

1501

Wichtiger blieb zunächst der Fortgang der spanischen Entdeckungen im Süden. Einer der Genossen des Kolumbus, der kühne und edle Alonso de Hojeda, hatte auf mehreren Reisen die Nordküste Südamerikas bis zum Golf von Darien befahren; aber die von ihm angelegte Kolonie gedieh nicht, die meisten Ansiedler erlagen dem Fieber und den Angriffen der Eingeborenen; er selbst starb von allen verlassen und völlig verarmt in Hispaniola. Indes die Unglücksfälle schreckten nicht. Unter unglaublichen Beschwerden, welche der dichte Urwald und die feindseligen Eingeborenen den verwegenen Abenteurern bereiteten, überstieg der unternehmende Vasco Nuñez de Balboa, eine der hervorragendsten Erscheinungen dieser tapfern „Weltmeer-Ritterschaft“, mit einer kleinen Schar die gebirgige Landenge von Panama und entdeckte die Südsee. Ein Schwert in der Hand und eine Fahne mit dem Bilde der heiligen Jungfrau schwingend, trat er in die Fluten, ausrufend, daß er im Namen der Monarchen von Kastilien und Aragon Besitz nehme von diesen Meeren, Ländern und Inseln. Ein großartiger Erfolg, der weite Ausblicke eröffnete, war damit erzielt; indes der Tod durch Henkershand, wozu ihn der Neid seines unfähigen Nachfolgers, Pedrarias de Avila, auf Grund einer Anklage wegen Aufruhrs verdammte, machte den weiteren Entdeckungen des tüchtigen Mannes ein Ende.

Hojeda

1510

1515

Balboa

1513

1517

Einige Jahre später glückte es, den neu entdeckten Ozean zu durchsegeln und die erste Reise um die Erde zu vollbringen. An der brasilianischen Küste südwärts steuernd, hatte Dias de Solis die breite Mündung des La Plata erreicht, war aber bei einer Landung von den wilden Bewohnern erschlagen und verzehrt worden. Dieser schreckliche Tod hinderte den in spanische Dienste getretenen Portugiesen Ferdinand Magellan (Magalhães) nicht seinen Spuren zu folgen. Er fuhr unter großem Bangen seiner Leute durch die nach ihm benannte Straße, hindurch zwischen den hohen, eisbedeckten Steinbergen der Südspitze Amerikas und des Feuerlands, und erreichte den Großen Ozean. Bei günstigem Wetter durchschnitt er ihn und nannte ihn deshalb den „Stillen Ozean“; aber auf der über Erwarten langen Fahrt wurden die Lebensmittel knapp, bis man endlich nach den furchtbarsten Hungerleiden die Marianen und Philippinen und damit die ostindische Inselwelt erreichte. Es war ein tragisches Geschick, daß Magellan hier am Ende der eigentlichen Schwierigkeiten eines gewaltsamen Todes starb und andern die Vollendung seines Unternehmens überlassen mußte. Der Fürst der Insel Zebu hatte die

1516

Magalhães 1519—1521

Spanier freundlich aufgenommen, sich taufen lassen und dem spanischen Könige gehuldigt. Magellan wollte ihn zum Oberherrn der übrigen Inseln machen; bei den Kämpfen hierfür fiel er durch die Bewohner einer kleinen Nachbarinsel. Sebastian d'Elcano übernahm nun die Führung und kehrte im nächsten Jahre um Afrika herum nach Spanien zurück.

27. April 1521

Spanisch-portugiesischer Vertrag

Die wahre Natur der Entdeckungen des Kolumbus war erkannt, als so bei der Westfahrt wirklich das von ihm gesuchte Indien gefunden war. Zugleich aber erwies sich der spanisch-portugiesische Vertrag über die Aufteilung der Welt (§ 6) als ungenügend, da er zunächst nur den Atlantischen Ozean teilte. Jetzt waren Spanier in den Gebieten erschienen, die die Portugiesen für sich beanspruchten, und bald kam es zu Streitigkeiten. Sie zu beenden, wurde ein neuer Vertrag geschlossen, der gegen eine bedeutende Abfindungssumme die Molukken den Portugiesen überließ; die Philippinen wurden spanisch, sind jedoch erst 1565 besetzt und nach König Philipp II. benannt worden.

22. April 1529

2. Amerika vor Ankunft der Spanier.

Indianer

§ 9. Die Natur- und Kulturvölker Nord- und Mittelamerikas. Die erste Erdumseglung brachte den endgültigen Beweis, daß Kolumbus nicht Indien erreicht, sondern einen neuen Erdteil entdeckt hatte. Sein Irrtum aber wirkt noch heute fort in dem Namen Indianer, mit dem wir die Eingeborenen der Neuen Welt bezeichnen. Mit Ausnahme der im äußersten Norden wohnenden Eskimos oder, wie sie sich selbst nennen, Innuit-Menschen, die zur mongolischen Rasse gehören und wohl aus Asien eingewandert sind, werden diese Eingeborenen zur amerikanischen Rasse gerechnet. Ob sie aber wirklich als eine einheitliche Rasse anzusehen sind, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls bestehen zwischen den zahlreichen Stämmen der Indianer sehr große Verschiedenheiten: man zählt etwa 1000 Sprachen und Dialekte. Historisch am wichtigsten sind die Unterschiede zwischen den Stämmen östlich und westlich der von Nord nach Süd ziehenden Kordilleren. Beide Gruppen befanden sich zur Zeit der Entdeckung im Kulturzustande der Steinzeit, aber jene waren noch durchaus Naturvölker, diese dagegen, vom äußersten Norden und Süden des Kontinents abgesehen, schon zu wirklichen Kulturvölkern *) geworden. Mitgewirkt bei dieser verschiedenen Entwicklung hat vielleicht auch der Umstand, daß der Lebensunterhalt in den Ebenen des Ostens leichter zu gewinnen war als in den westlichen Gebirgslanden, daß hier also die Natur eine größere Leistung von den Bewohnern forderte. Freilich sind gerade umgekehrt in der alten Welt die fruchtbaren Flußebenen die Mittelpunkte der ältesten Kultur, die Ebene des Hoangho-Jangtsekiang, des Ganges, des Euphrat-Tigris und des Nils.

Ost- u. Westindianer

Ostindianer

Von den Naturvölkern Nordamerikas mögen folgende Hauptstämme genannt werden. Den ganzen Osten von Kanada bis an die Grenze Floridas und westlich bis zum Missouri bewohnte die große Völkerfamilie der Algonkin, zu denen unter andern die Mohikaner, die Lenape und Shawnee gehörten; am Lorenzstrom saßen inmitten der Algonkin die Irokesen; verwandt mit ihnen sind die Huronen, an den großen Seen wohnend, und wohl auch die Cherokee im Ohiogebiete. Die letzteren trieben Ackerbau und überragten auch sonst kulturell ihre Nachbarn; sie galten deshalb lange als die Nachkommen der

*) Wir behalten die Ausdrücke Natur- und Kulturvölker in Anlehnung an den gewöhnlichen Sprachgebrauch bei, obgleich natürlich auch die Naturvölker „ihre" Kultur haben.

Moundbuilders, d. h. der Erbauer der großen im ganzen Gebiete zwischen Missouri und Alleghanies vorkommenden Erdhügel, die man einer verschwundenen Kulturnation zuschrieb; indes es ist wahrscheinlich, daß diese den verschiedensten Zwecken (Verteidigung, Gottesdienst, Beerdigung u. a.) dienenden Hügel (Mounds) nicht auf ein altes ausgestorbenes Volk zurückgehen, sondern eben von den Stämmen gebaut sind, in deren Gebiet sie sich finden. Südlich der Algonkin wohnten die Muskoki (so der einheimische Name, von den Engländern Creek genannt), die von allen Indianern des östlichen Nordamerikas die festesten Wohnsitze zu bauen verstanden, und die Natchez; westlich von den Algonkin saßen die Sioux (Nadowessier, mit einheimischem Namen Dakota), die später den Ansiedlern so viel Schwierigkeiten bereiteten, und südlich von diesen die Pawnee.

Nordwest-indianer

Unter den Nordwestindianern hat man eine Reihe verwandter Stämme als Athabasken (Tinneh) zusammengefaßt; sie wohnten in Alaska und bis zur Hudsonbai, doch gehören zu ihnen auch die wilden Apachen und Navajo in den Grenzgebieten der Union und Mexikos. An die nördlichen Tinneh schließen die Tlinkit (Koljuschen), Haidah und eine Reihe anderer Stämme an, unter ihnen die Selish und die Shoshoni (Schlangenindianer). Allen westlichen Indianern eigentümlich ist die Einrichtung des Totems; es ist dies das Symbol des Stammes, meist das Bild eines Tieres, das als Schutzgeist des Stammes gilt; diese Totems wurden als Fetische verehrt.

Pueblo-indianer

Als dritte Hauptgruppe folgten südlich von den Nordwestindianern die Pueblo-Indianer, im heutigen Neumexiko und Arizona. Sie haben ihren Namen von den Dörfern (span.: pueblos), in denen sie wohnten, und zeigen im ganzen eine nicht unbeträchtlich höhere Kulturstufe als die bisher genannten Stämme. Viel bewundert sind die von ihnen aufgeführten Bauten, am meisten die sogenannten Cliff-Dwellers, die hineingebaut waren in die weiten und künstlich vergrößerten Höhlungen der steil zum Flusse abfallenden Berghänge; eigenartig ist auch das halb unter der Erde angelegte Versammlungshaus, von den Eingeborenen Kiwa, von den Spaniern mißverständlich estufa (Ofen) genannt; es lag abseits von den Pueblos und diente für gemeinsame Beratungen und religiöse Verrichtungen. In der Töpferei waren die Pueblo-Indianer wohl bewandert, verstanden auch Federkleider herzustellen und hatten für den Ackerbau künstliche Bewässerungsanlagen; in der Religion spielte die Verehrung der gefiederten Schlange als des guten Gottes eine große Rolle. Alte Beziehungen zwischen der Kultur der Pueblo-Indianer und der Zentralamerikas werden gewiß bestanden haben, wenn auch die letztere nicht auf jene zurückgeführt werden darf.

Maya

Unter den eigentlichen Kulturvölkern Zentralamerikas nahmen die Maya die erste Stelle ein; sie sind die Begründer jener hochentwickelten Kultur, die den Spaniern bei den Azteken Mexikos entgegentrat und auf Grund mexikanischer Tradition fälschlich einem älteren Volke, den Tolteken, zugeschrieben wurde. Als Sitz der Maya sind anzusehen die Halbinsel Yucatan, Guatemala (hier die Reiche der Quiché), Teile von Salvador und Honduras, sowie die mexikanischen Staaten Chiapas und Tabasco. Es bestanden eine große Anzahl kleiner Staaten; ein wirklich großes Reich zu gründen, ist den Maya ebenso wenig wie andern Indianern gelungen, nur das Herrschergeschlecht der Cocomes hat, aber erst verhältnismäßig spät, von der in Yucatan gelegenen Stadt Mayapan aus zeitweilig eine Art Vorherrschaft über Nachbarreiche besessen. Die imponierendsten Reste der Mayakultur sind die im Urwald schlummernden gewaltigen Ruinen ihrer zahlreichen Städte, die Trümmer der großartigen Tempel. Es waren das auf natürlichen oder künstlichen Hügeln erbaute, in Stockwerken aufsteigende Pyramiden; die Wände waren geschmückt mit sehr reichen Reliefs, die allerhand Gestalten (Götter, Priester), vielverschlungene Ornamente und Inschriften zeigen. Die letzteren bestehen in Hieroglyphen, d. h. Bildern, mit denen die Dinge bezeichnet wurden, doch ist diese Hieroglyphenschrift, die auch in Handschriften überliefert ist, noch nicht entziffert. Erforscht sind dagegen die Zahlzeichen, die in einfachster Weise die Schreibung der größten Zahlen ermöglichen. Der Kalender der Maya gründete sich auf das genau zu 365 ¼ Tag berechnete Sonnenjahr, astronomische Beobachtungen wurden von der sehr zahlreichen und sehr mächtigen Priesterschaft vorgenommen. Die Religion ruhte, wie jede Naturreligion, auf der Verehrung der Sonne und dem Gegensatz zwischen Licht und Finsternis. Der Name des Sonnengottes war Kukulkan, sein Symbol eine gefiederte Schlange, die man auf den Blitz und fruchtbaren Gewitterregen gedeutet hat. Da die Sonne im Osten aufgeht, so sollte dieser Gott, der Bringer aller Kultur, von Osten zu Schiff über das Meer gekommen sein; zu kämpfen hat er mit den Mächten der Finsternis, denen er zeitweilig unterliegt. Beim Kultus wurden Räucheropfer dargebracht, Menschenopfer kamen nur äußerst selten vor. Neben dem Ackerbau pflegten die Maya auch Handel und Schiffahrt und legten Kunststraßen für den Landverkehr an.

Azteken (Nahua)

Waren die Maya ein im ganzen friedliches Volk, so zeigen ihre nördlichen Nachbarn, die Stämme der Nahua, einen wilden, kriegerischen Sinn. Zu ihnen gehören die bekanntesten aller mittelamerikanischen Völker, die Azteken von Mexiko. Nach der einheimischen Sage hatten sie, als letzter von zahlreichen verwandten Stämmen, die alte Heimat Aztlan (daher Azteken) im fernen Norden verlassen, um südwärts zu wandern; an dem Ufer des mexikanischen Hauptsees hätten sie auf dem Zweige eines stacheligen Birnbaumes einen ungewöhnlich großen und schönen Adler sitzen sehen; darin hätten sie ein göttliches Zeichen erblickt und an dieser Stelle ihre Stadt Tenochtitlan oder Mexiko (so genannt nach dem sagenhaften Führer Tenoch oder dem Kriegsgott Mextli) angelegt; das Wappen Mexikos, ein auf einem Kaktus sitzender Adler, erinnert noch heute an diese Sage. Sicher liegen dieser Sage alte Wanderungen der Nahuastämme zugrunde, sehr zweifelhaft aber ist, ob ihre Urheimat wirklich im hohen Norden zu suchen ist. Bei der Einwanderung nach Mexiko sollen ferner die Azteken ein Kulturvolk, die Tolteken, unterworfen haben; dabei hätten sie von diesen Ackerbau, Gewerbsamkeit, Baukunst und andere Errungenschaften höherer Gesittung angenommen, aber zugleich die milde Religion des Quetzalcoatl, des Trägers der Toltekenkultur, durch den blutigen Opferdienst ihres schrecklichen Kriegsgottes Huitzilopochtli (oder Mextli) verdrängt und die Unterworfenen in so harter Knechtschaft gehalten, daß diese sich nach der Wiederkehr ihres gütigen Gottes sehnten. Hieran ist richtig, daß die Azteken eine fremde Kultur aufnahmen, wie es die Germanen mit der römischen taten, doch sind die Begründer dieser fremden Kultur wohl nicht die Tolteken, sondern die Maya gewesen; von ihnen drang die Kultur zu den Nahuastämmen, zu denen u. a. auch die Tolteken, die Bewohner einer nördlich von Mexiko gelegenen Stadt Tula, gehörten; die Tolteken haben existiert, aber ihre hohe Bedeutung als Schöpfer der mexikanischen Kultur ist Fabel. Richtig dagegen ist, daß die kriegerischen Nahua eine ältere, anderssprachige Bevölkerung (die Otomi) unterworfen haben, daß die Azteken auch Nahuastämme sich untertänig machten und wegen ihrer Gewaltherrschaft sehr verhaßt waren. — Die Azteken müssen als der jüngste Zweig der zahlreichen, immer nur kleine Gebiete beherrschenden Stämme der Nahua angesehen werden; vor ihnen sind in Anahuac als bedeutsam zu nennen die Zapoteken, Chichimeken und Tecpaneken. Anfangs sind die Azteken wohl den Tecpaneken untertänig gewesen, auch da noch, als sie, angeblich im Jahre 1325, ihre Stadt Tenochtitlan gründeten; von dieser Herrschaft befreiten sie sich im Anfang des 15. Jahrhunderts im Bündnis mit den Städten Texcuco und Tlacopan, gewannen in diesem Bunde allmählich die Führung und unterwarfen in langen Kriegen während des 15. Jahrhunderts die zahlreichen Stammesstaaten des Hochlands von Anahuac. Es geschah das besonders durch König Montezuma I. und Axuicatl; unabhängig behauptete sich jedoch Tlascala.

1440—1468
1468—1477

Mexiko unter Montezuma II. 1502—1520

Das Reich der Mexikaner, wie es König Montezuma II. bei Ankunft der Spanier beherrschte, bestand also aus einer Reihe Vasallenstaaten, die die aztekische Herrschaft mehr oder weniger ungern trugen. Dem König zur Seite stand ein kriegerischer Adel und eine sehr zahlreiche und sehr mächtige Priesterschaft. Der fruchtbare Boden war sorgfältig angebaut; Eisen hatten die Mexikaner nicht, dafür bedienten sie sich haarscharfer Kieselsteine; an Gold waren sie reich, aus Baumwolle und Feder verstanden sie prachtvolle Kleider und herrliche Schmuckgegenstände herzustellen. Das ganze Land war bedeckt mit großen, weißschimmernden Ortschaften; in allen erhoben sich Paläste und Tempel, jene aus einer Masse niedriger Gebäude bestehend, die eine Mauer umschloß, diese pyramidenartig in mehreren Absätzen aufsteigend; besonders reich an solchen Gebäuden war die Hauptstadt, die inmitten eines Sees gelegen und nur durch drei Dämme mit dem Lande verbunden als das „Venedig der neuen Welt" erschien. Läufer und Sänftenträger beförderten Briefe und Reisende, es gab eine Bilderschrift, und das Sonnenjahr war richtig berechnet. Wenn in dieser Kulturhöhe sich der Einfluß der Maya zeigt, so auch in dem Kultus des Gottes Quetzalcoatl, der dem Kukulkan der Maya entspricht, wie dieser aus dem Osten auf einem Nachen über das Meer kommt, und als der Begründer der Kultur angesehen wird: er ist ein milder Gott und verschmäht die Menschenopfer. Die Nahua hatten daneben aber eine ganze Reihe anderer Götter; der Hauptgott der Mexikaner war der schon erwähnte Huitzilopochtli oder Mextli, gewöhnlich als Kriegsgott bezeichnet; sein Kultus nahm seit dem 14. Jahrhundert mit den kriegerischen Erfolgen der Azteken zu und bestand hauptsächlich in grauenhaften Menschenopfern. Der Priester riß den unglücklichen Opfern das Herz aus und legte es noch zuckend dem Götzenbilde in den Mund, die Leiche wurde von dem Pyramidentempel hinuntergestoßen und von den Massen verzehrt, die dadurch Anteil an dem dem Gotte geweihten Menschen zu gewinnen meinten. Um die nötigen Opfer (man brauchte zuletzt alljährlich ungefähr 20000) zu erlangen, wurden sogar Kriege gegen die Nachbarn geführt; daß der Haß gegen die Aztekenherrschaft auch hierdurch wuchs, ist begreiflich.

§ 10. Die Natur- und Kulturvölker Südamerikas. Zwischen den Völkern der nördlichen und südlichen Hälfte der Neuen Welt bestanden keine irgendwie bedeutsamen Beziehungen; die Völker Zentralamerikas haben wohl überhaupt nicht nach dem Süden hinübergegriffen, die des Südens nach dem Norden nur auf den westindischen Inseln. Hier saßen als Urbevölkerung die Aruak, die vom Festland herübergekommen waren und ursprünglich auch die nördlichen Küsten Südamerikas bewohnten; mit ihnen verwandt sind wohl auch die als Nu-Stämme bezeichneten Bewohner der ausgedehnten Waldgebiete des Amazonenstromes. Bei Ankunft der Spanier waren die friedlichen Aruak aber bereits von den wilden Kariben unterworfen, die als Menschenfresser gefürchtet waren, wie das aus ihrem Namen entstandene Wort „Kannibalen“ noch heute bekundet. Auf den Inseln hatten sie die Männer ermordet, die Weiber geschont, so daß es dort zwei Sprachen, eine Weibersprache (aruakisch) und eine Männersprache (karibisch), gab, und dann ein Mischvolk entstand. Eine dritte Hauptgruppe der südamerikanischen Indianer bilden die unter dem Namen Tapuya oder Ges-Völker zusammengefaßten Stämme des Ostens von der Mündung des Amazonenstroms bis zu der des La Plata; zu ihnen gehörten auch die Botokuden, die das Innere dieses Gebietes bewohnten. Die ganze Küste war besetzt von den Tupi-Guarani, die wie die Kariben Menschenfresser waren, denen aber auch die viel kultivierteren Omagua und Cocama am Norduser des oberen Amazonenstromes verwandt waren. Von den wilden Stämmen des Südens (Patagonien) mögen die Tehuelche und Araukaner genannt werden.

Der Osten Südamerikas

Den Übergang zu den Kulturvölkern Südamerikas bilden die soeben genannten Omagua. Der Sitz der Kulturvölker ist wie im Norden das westliche Gebirgsland, und zwar weniger der schmale heiße und regenlose Küstenstrich, als das Gebirge selbst mit seinen Hochebenen, seinen Tälern und seinen Seen, wo die Höhenlage die Äquatorhitze mildert, der Anbau des Landes gewinnbringend ist, sich reiche Schätze an Gold und Edelsteinen finden und das Lama als Haustier den Menschen einen Teil der Arbeitslast abnimmt. Als nördlichstes Kulturvolk sind die nordwestlichen Nachbarn der Omagua zu nennen, die Chibcha im heutigen Kolumbien. Sie bauten Kartoffeln und Mais, fertigten Baumwollgewänder, waren sehr geschickte Goldschmiede, bauten gute Straßen, hielten regelmäßige Märkte ab und vertrieben das in ihren Bergen gewonnene Salz zu den Nachbarvölkern; ihre Toten begruben sie einbalsamiert. Als Begründer der Kultur erscheint der Sonnengott unter verschiedenen Namen; neben ihm wurde auch die Mondgöttin verehrt, obgleich der Sonnengott im Kampfe mit ihr die Kultur begründet haben sollte. Orte der Gottesverehrung waren die Seen, und als Opfer dienten hauptsächlich goldene Figuren, die in den See versenkt wurden. Eigenartig war die Festlichkeit, mit der in Guatavita, der vornehmsten Opferstelle, der Kazike den Thron bestieg. Er wurde mit einer klebrigen Masse bestrichen und ganz mit Goldstaub bestreut, dann fuhr er auf den See hinaus, versenkte goldene Opfergaben und badete sich den Goldstaub ab. Dieser Vorgang spiegelt sich wieder in der Sage vom „vergoldeten Mann“ (El Dorado) und vom Goldlande, die so viele Glücksritter angelockt hat; tatsächlich sind übrigens auch in den Seen große Goldschätze gefunden worden. Neben den Opfern an Gold wurden den Göttern Papageien dargebracht, und zuweilen auch Menschen, so zu bestimmten Zeiten hierfür erzogene und göttlich verehrte Knaben. Den Gottesdienst leitete eine besonders vorgebildete Priesterschaft. Staatlich zerfiel das Chibchagebiet in eine große Anzahl kleiner Stämme, die unter Häuptlingen (Kaziken, usaques) standen; allmählich gewannen fünf eine Art Vorherrschaft, und endlich suchte zur Zeit der Ankunft der Spanier in fortwährenden Kämpfen der mit dem Titel Zippa oder Bogota bezeichnete Kazike der Gegend, in der heute die nach ihm benannte Stadt liegt, die Alleinherrschaft zu gewinnen. Alle Kaziken geboten in ihren Bezirken unbeschränkt und entfalteten in ihren Palästen großen Prunk, hatten auch zahlreiche Frauen; für militärische Unternehmungen stand ihnen ein besonderer Kriegerstand zur Verfügung.

Der Westen Südamerikas

Chibcha

Von der Südgrenze des heutigen Kolumbien bis Chile reichte, über Ecuador, Peru und Bolivia sich erstreckend, bei Ankunft der Spanier das große Kulturreich der Inka; indes gab es hier schon vor ihrer Vereinigung im Inkareiche mehrere selbständige Kulturgebiete. Das erste war das der Quitu auf dem Hochland des heutigen Ecuador, das zweite das der Yuncastämme auf der schmalen Küstenebene von der Grenze Ecuadors bis südlich des heutigen Valparaiso. In diesem von der Natur nicht sehr begünstigten, heißen und regenarmen Landstreifen hatten eine Reihe Stämme, die man als Yunca zusammenfaßt, und unter denen die Chimu die bedeutendsten sind, durch künstliche Bewässerung und Düngung einen ertragreichen Ackerbau ermöglicht; ausgedehnte Stadtruinen mit Palästen, Pyramiden und Totenfeldern, unter denen besonders das von Ancon zahlreiche Altertümer geliefert hat,

Yunca

zeugen von ihrer Kultur. Abweichend von anderen Naturreligionen, in denen zumeist die Sonne die erste Stelle einnimmt, war ihr höchster Gott wohl eine Personifikation des Wassers (des Meeres), das ihnen bei der Art ihres Landes das lebenspendende Element war. — Auch im Gebirge finden sich Kulturstätten, die älter sind als die der Inka. Die bedeutendste wird durch das Ruinenfeld von Tiahuanaco in der Nähe des Titicacasees bezeichnet, wo ein Sonnengott (Huirococha) als Kulturbringer verehrt wurde; daneben finden sich in dieser Gegend 5—7 m hohe gemauerte Türme (Chulpa), die eine Grabkammer enthalten; zugeschrieben wird diese Kultur dem sogenannten Aymarastamme, unter dem man auch die einem Steinkultus huldigenden Colla mitbegreift.

Aymara

Inkareich

All diese älteren Kulturen gingen nun in der des Inkareiches auf, das bei Ankunft der Spanier am mächtigsten war und deshalb auch am bekanntesten geworden ist. Aus sehr kleinen Anfängen ist dies Reich emporgewachsen. Mit dem Namen Inka wird einerseits der Herrscher des Landes, andererseits die herrschende Kaste (alle seine Verwandten) bezeichnet. Nach der späteren Tradition sind die Stammeltern aller Inka Manco Capac und Mama Ocllo, Kinder des Sonnengottes Inti und der Mondgöttin; auf Weisung ihres Vaters vom Titicacasee ausgewandert, haben sie sich bei Cuzco niedergelassen, sind unter den umwohnenden Wilden als Verkünder des Sonnenkultus und Begründer einer höheren Kultur (des Ackerbaues, der Spinnerei und Weberei) aufgetreten und haben die Herrschaft in Cuzco gewonnen. Hierin spiegelt sich die Tatsache, daß der Sonnenkultus von den Inka besonders gepflegt und nach der Eroberung des Titicacagebiets an den dort schon herrschenden Kultus des Huirococha angeknüpft wurde; richtig ist daran ferner, daß Cuzco der Ausgangspunkt des Reiches gewesen ist. Manco Capac ist etwa in den Anfang des 13. Jahrhunderts zu setzen; unter seinen Nachfolgern (es werden 12 genannt) wurde die Herrschaft der Inka zuerst friedlich, dann auch durch Kriegszüge ausgebreitet, so daß sie, als Huayna Capac 1487 auch Quito erobert hatte, alles Gebiet von dem Rio Maule in Chile (südlich von Valparaiso) bis zur Grenze Kolumbiens, von der Meeresküste bis zu den Ebenen östlich der Anden umfaßte. — Die Organisation des Inkareiches, die auf Pachacutik, den neunten Inka, zurückgeführt wird, ist höchst eigenartig; man könnte sie als sozialistisch bezeichnen, errichtet auf theokratischer Grundlage. An der Spitze des Staates stand mit unumschränkter Gewalt der Inka, der Nachkomme der Sonne; ihm, d. h. also dem Gotte oder dem Staate, gehörte der gesamte Grund und Boden; Privateigentum gab es nicht, zur Nutznießung fiel ein Drittel des Landes dem Inka (Inkakaste), ein Drittel der Sonne (den Priestern), ein Drittel dem Volke zu; dabei ist zu beachten, daß zu den beiden ersten Dritteln auch die von der Sonne zwar zuerst beschienenen, aber nicht bebaubaren Berge gehörten, während das Volksdrittel durchweg Ackerland umfaßte. Aus diesem Volksdrittel wurde alljährlich jedem Familienhaupte ein Anteil zugeteilt, dessen Größe sich nach der Kopfzahl der Familie richtete. Die Bebauung erfolgte nach einem Feste, bei dem der Inka auf einem heiligen Felde die Arbeit selbst eröffnete, in gemeinsamer Fronarbeit des Volkes, und zwar wurde zuerst das Land der Sonne, dann das dem Unterhalt der Kranken, Witwen und Waisen, des Heeres und der Beamten dienende, darauf gesondert, aber in wechselseitiger Hilfe, das der einzelnen Familien und endlich das des Inka bestellt. Die Bebauung war dabei recht intensiv; um Ackerland zu gewinnen, wurden an den Bergabhängen künstliche Terrassen angelegt, auch war Düngung und künstliche Bewässerung üblich. Wie alles Land, waren auch die so wichtigen Lamas Eigentum des Staates; sie dienten den einzelnen als Lasttiere, auf Befehl des Inka fanden besonders bei Festen Schlachtungen und Fleischverteilungen statt; die Wollschur geschah in gemeinsamer Fronarbeit. Die gewonnene Wolle wurde den Einwohnern nach ihrem Bedarf zur Weberei zugeteilt, doch mußten sie einen Teil des Gewebten auch wieder abliefern; besonders feine Gewebe, wozu man die Wolle des wilden Lama (Vicuña, davon Vigogne) benutzte, wurden für die Inkakaste hergestellt durch die Sonnenjungfrauen (siehe unten). Auch das übrige Handwerk wurde im Frondienst betrieben, ebenso der einfache Bergbau, dessen Erträgnisse aber eigentlich nur dem Schmuck dienten, da man Geld nicht brauchte, ferner die Herstellung öffentlicher Bauten, von Wegen und Brücken und endlich der Kriegsdienst, einschließlich des Besatzungsdienstes in unterworfenen Gebieten. — Die Staatsleistung des Peruaners bestand also in seiner Arbeit, Müßiggang war ein Verbrechen, die Arbeitspflicht dauerte bis zum 50. Lebensjahre; dafür war jedermann gegen Not durchaus gesichert, aber diese Sicherung wurde erkauft durch die völlige Aufhebung der persönlichen Freiheit und Selbstbestimmung (selbst die Verheiratung wurde vom Staate befohlen), durch die Unmöglichkeit, sich, abgesehen vielleicht von Schmucksachen u. dgl., Eigentum zu erwerben und sich in eine höhere soziale Lage hinaufzuarbeiten. Die an den Staat fallenden Erträgnisse der Arbeit (Lebensmittel, Kleiderstoffe) wurden in Magazinen gesammelt und dienten in Kriegszeiten den Bedürfnissen

des Heeres, wurden auch in Fällen von Mißwachs und Not verwandt. Für all das, die Kontrolle der Arbeit usw., waren natürlich viele Beamte nötig und eine gewisse Statistik: dazu bedienten sich die Peruaner farbiger Knotenschnüre, Quipu genannt, die man aber wohl nicht als Ersatz der fehlenden Schrift ansehen kann.

Die so organisierte Arbeit hat das Land auf eine sehr ansehnliche Kulturhöhe geführt. Die Bebauung war, wie schon gesagt, sehr intensiv; hervorragend waren die Erzeugnisse der Weberei und Töpferei; die Paläste und Tempel, deren Wände mit Platten aus Edelmetall geschmückt wurden, waren sehr ausgedehnt und prächtig, besonders die in Cuzco und auf den Inseln des Titicacasees; in Cuzco gab es eine Wasserleitung, die gutes Trinkwasser lieferte; feste Stein- oder Hängebrücken überspannten Flüsse und Schluchten; gepflasterte, noch heute brauchbare Straßen durchzogen, zuerst wohl als Militärstraßen angelegt, das Land; in bestimmten Abständen waren Unterkunftshäuser errichtet, in denen Läufer und Lasttiere für den öffentlichen Nachrichtendienst und Warentransport stationiert waren. Für die Inkakaste, deren Mitglieder angeblich alle von Manco Capac und Mama Occllo abstammten, gab es auch Schulen zur körperlichen und geistigen Ausbildung, und erst nach Ablegung einer Prüfung trat der Inkajüngling in die Vorrechte seiner Geburt ein; als Abzeichen erhielt er dann einen goldenen Ohrschmuck, der die Ohrläppchen so verlängerte, daß die Spanier die Mitglieder der Inkakaste Orejones (Großohren) nannten. Die Prüfungen fanden ihren Abschluß in einem großen Feste; andere Feste, bei denen wie an der Arbeit das ganze Volk am frohen Genuß teilnahm, hingen mit dem Sonnenkultus zusammen. Das Hauptfest war das Wintersonnwendfest (21. Juni).

Im Sonnenkultus verband sich die Verehrung des Sonnengottes mit der des Inka, des Sonnensohnes; im Sonnentempel befand sich als Symbol des Gottes eine große goldene, strahlenumgebene Scheibe, außerdem aber saßen die Mumien der verstorbenen Herrscher im Haupttempel zu Cuzco. Daneben gab es Heiligtümer für den Mond mit einer großen silbernen Scheibe und andere Gestirne, auch haben die Peruaner Gottheiten der unterworfenen Stämme geduldet, z. B. einen Steinkultus. Neben dem Inka besorgten Priester den Kultus, bei den Festen wirkten auch die Sonnenjungfrauen mit, die in klösterlicher Abgeschiedenheit ein arbeitsames Leben führten, ihre Keuschheit bewahren mußten und in hohen Ehren standen; in gleicher Weise lebten die für den Haushalt des Inka erwählten Jungfrauen, nur konnte der Inka aus ihnen Beischläferinnen wählen: er ist eben eine Art Gott.

Bei der Bedeutung, die die Sonne und der Sonnensohn für die soziale, wirtschaftliche und politische Organisation hatte, ist es begreiflich, daß Reinheit des Blutes für den Inka äußerst wichtig erschien. Deshalb sollte die rechtmäßige Gemahlin (Coya) des Inka, die Mutter des Nachfolgers, aus dem Stamme der Inka sein, womöglich die eigne Schwester. So hatte auch der vorletzte Inka, Huayna Capac, der von 1475—1525 regierte, sich ordnungsmäßig in Cuzco mit seiner Schwester vermählt und hatte von ihr einen Sohn namens Huascar; er hatte aber daneben nach der Eroberung Quitos die Tochter des letzten Herrschers dieses Landes zur Gemahlin genommen. Sie schenkte ihm den Atahualpa, und Huayna Capac, der meist in Quito weilte, suchte diesem eine Herrschaft zu hinterlassen. Die heilige Thronfolge in Cuzco zu vernichten, wagte er nicht; Huascar sollte deshalb Inka werden, aber neben ihm sollte Atahualpa das eroberte Quito als selbständiges Reich erhalten. Diese Bestimmung wurde die Ursache schwerer Wirren. Als Huayna in Quito gestorben war, erschien Atahualpa, an den von Cuzco aus die Forderung ergangen war, dem neuen Inka zu huldigen, mit Heeresmacht vor Cuzco, besiegte Huascars Truppen, nahm diesen selbst gefangen und wütete blutig gegen die ihm feindlichen echten Inka. Im Augenblick dieser den Staat aufs tiefste erschütternden Revolution erschienen die Spanier.

Huayna Capac 1475—1525

1525

1532

3. Die spanischen Konquistadoren.

Charakter der Conquista

§ 11. Die Eroberung Mexikos. Auf den westindischen Inseln hatten die Spanier keinen nennenswerten Widerstand gefunden; mit brutaler Rücksichtslosigkeit hatten sie ihre natürliche Überlegenheit über die nackten, auf tiefster Kulturstufe stehenden Insulaner ausgenutzt und mit der Knechtung der Bewohner ihre Herrschaft begründet. Das wurde anders, als sie auf dem Festland Amerikas mit den Völkern zusammenstießen, die ein geordnetes Staatswesen besaßen und durch ihre alte Kultur in manchen Beziehungen den Spaniern ebenbürtig waren. Damit beginnt die Zeit

2*

der Conquista (Eroberung), eine Zeit größter individueller Kraftentfaltung. Es waren wunderbare Männer, diese spanischen Conquistadores, bestimmt zu ihren überkühnen Unternehmungen durch ein Gemisch edelster und gemeinster Regungen. Unbezähmbarer Tatendrang, phantastische Abenteurerlust, heldenhafte Tapferkeit, selbstsüchtige Goldgier, rücksichtslose Herrschsucht, roheste Barbarei, opferwillige Hingebung, glühender Glaubenseifer finden sich in diesen „Weltmeerrittern" vereinigt. Überreich ist ihre Zeit an wunderbaren Heldentaten, aber auch an Taten rohester Grausamkeit, von denen man sich mit Entsetzen abwendet: auch diese, wie überhaupt die Eroberung, nach Ansicht der Eroberer berechtigt, weil die Heiden wie daheim die Ketzer als rechtlos galten und die Ausbreitung des Glaubens heiligste Pflicht war. Das alte spanische Rittertum mit seinen Licht- und Schattenseiten lebte in veränderten Formen hier nochmals auf.

Erster Zug des Cortez

Eine hervorragende Stellung unter den Konquistadoren nimmt Ferdinand Cortez ein, der Besonnenheit und Klugheit mit Heldenmut und Feldherrngaben vereinigte, und dessen Seele auch für edle Regungen empfänglich war. Diego Velasquez, der Statthalter von Kuba, stellte ihn an die Spitze einer nach Mexiko bestimmten Expedition, wollte ihm indes, weil er zu selbständig handelte, den Oberbefehl wieder nehmen; da segelte Cortez gegen den Befehl des Statthalters ab und landete beim heutigen Veracruz. Als Rebell begann er so mit 100 Matrosen, 553 Soldaten, von denen 19 beritten waren, und 14 Geschützen den Feldzug gegen das Kulturreich Mexiko. Zustatten kam ihm dabei, daß er den von den Azteken unterworfenen Stämmen (§ 9) als Befreier erschien; so gewann er beim Vormarsch in den Tlaskalanern nach einigen Kämpfen getreue Verbündete. Außerdem aber erweckten die schrecklichen Wirkungen des donnernden Geschützes und die Reiter auf den unbekannten Rossen, die man (wohl im Anschluß an das Götterbild der geflügelten Schlange) als Schlangen ansah, in den Azteken die Vorstellung, daß die weißen Männer höhere Wesen seien. Nach der Volkssage war ja der milde Kulturgott Quetzalcoatl vor dem Kriegsgott der Azteken auf einem von Schlangenhaut gefertigten Zauberschiffe nach dem Osten entwichen, von wo er dereinst wiederkehren würde (§ 9). Waren nun die weißen, von Osten kommenden Fremdlinge Nachkommen oder Abgesandte des hellfarbig dargestellten Gottes? Diese Frage beschäftigte das ganze Volk, besonders aber den König Montezuma II. und lähmte seinen Widerstand. So gestattete er dem Cortez freiwillig den Einzug in die Hauptstadt und überließ ihm als Wohnung einen weiten, festungsartigen Palast in der Nähe des Haupttempels. Auf Wunsch des Cortez siedelte er sogar selbst dorthin über und war damit Gefangener der Spanier: mühelos schien so infolge eines religiösen Glaubens das Land unterworfen. Da mußte Cortez an die Küste zurück, wo ein von Velasquez zu seiner Verhaftung gesandtes Heer erschienen war. Indes wie einst bei den von der Regierung gegen Sulla entsandten Truppen (I, § 215), so wirkte auch hier der Zauber der schon errungenen Erfolge: es gelang Cortez, sich des gegen ihn geschickten Narvaez zu bemächtigen und die Soldaten auf seine Seite zu ziehen.

18. Febr. 1519

8. Nov. 1519

Rückzug der Spanier

Nach Mexiko zurückgekehrt, fand er die Lage völlig verändert. Als die Spanier aus Besorgnis vor einem Angriff der Mexikaner diese bei einem religiösen Fest überfallen und viele niedergemetzelt hatten, war eine

allgemeine Volkserhebung erfolgt. Cortez gelangte zwar in den belagerten Palast, doch brachten die Kämpfe keine Rettung; da bat er den gefangenen König um seine Vermittlung. Als aber Montezuma vom Dache des Palastes zu seinem Volke sprach, beantwortete dieses seine Worte mit Steinwürfen und Pfeilschüssen. Montezuma wurde schwer verwundet; tiefer aber traf ihn der Gram über die verlorene Liebe seines Volkes: er wollte nicht mehr leben, riß die Verbände ab und starb drei Tage danach. Damit fiel für die Azteken die letzte Rücksicht, und Cortez konnte sich nicht mehr halten. In der Stille der Nacht sollte der **Rückzug** über einen der schmalen Dammwege, der durch den See führte, erfolgen, aber die Brücken waren abgebrochen: viele Spanier stürzten ins Wasser, dazu griffen von allen Seiten die Azteken an; die in der Erinnerung noch heute fortlebende „**Trauernacht**" forderte furchtbare Opfer. Der schwache Rest der Spanier, der sich rettete, wäre in der heißen Schlacht von **Otumba** von der weit überlegenen Menge der Feinde bis auf den letzten Mann vernichtet worden, hätte nicht Juan Salamanca, ein spanischer Ritter, den Anführer zu Boden gestürzt und dadurch die Flucht der übrigen bewirkt. Ohne die Treue der Tlaskalaner wäre aber Cortez auch jetzt noch verloren gewesen. In Tlaskala vermochte er neu zu rüsten; ein zweites von Velasquez gegen ihn gesandtes Heer ging als willkommene Verstärkung zu ihm über, und die von den Azteken unterdrückten Völkerschaften schlossen sich ihm an. An der Spitze von 600 Spaniern und über 100 000 Eingeborenen konnte er den zweiten Zug nach Mexiko unternehmen. Mit heldenmütiger Tapferkeit verteidigten die Mexikaner unter König **Guatemozin** ihre von Cortez belagerte Hauptstadt; trotz Hungersnot und Krankheiten hielten sie sich 75 Tage, jedes Haus mußte erobert werden, bis endlich der letzte Tempel fiel und der König gefangen genommen wurde.

30. Juni 1520 — 1./2. Juli 1520 — Zweiter Zug — 13. Aug. 1521

Cortez wurde nun Statthalter des von ihm eroberten Landes, das den Namen „**Neu-Spanien**" erhielt, und entwickelte eine energische und erfolgreiche Tätigkeit, die Wunden des Krieges zu heilen: Mexiko erstand wieder aus den Trümmern, die Einwanderung wurde begünstigt, Landbau und Bergbau gefördert, das Christentum trat an die Stelle des alten Götzendienstes. Trotzdem wurde Cortez schließlich die Verwaltung des eroberten Landes entzogen: er blieb nur Oberfeldherr, doch erhob ihn Karl V. in den Grafenstand (Marquis del Valle) und schenkte ihm große Güter unweit des mexikanischen Sees. Um seinen Tatendrang zu befriedigen, unternahm er Züge nach **Yucatan** (dem Mayareich, § 9) und **Honduras** und entdeckte **Kalifornien**, aber der Verdruß über den Undank seines Gebieters verkürzte seine Tage. Er starb in einem Dorfe bei Sevilla, halb vergessen und, wie einst Kolumbus, noch immer auf Wiedereinsetzung in seine Rechte hoffend. Außer von Cortez waren auch von anderen Entdeckungs- und Eroberungszüge unternommen worden: schon 1522 war Nikaragua von Gonzalez erobert, 1524 Guatemala, das Land der Guiché, von Alvarado; 1542 wurde Neu-Kalifornien erreicht und etwa gleichzeitig Neu-Mexiko; Florida, 1513 entdeckt, wurde 1539 erobert.

Weitere Taten des Cortez — 1528 — 1524–1526 — 1535–1537 — 2. Dez. 1547

§ 12. Die Eroberung Perus. Hatte schon Mexiko reiche Schätze geboten, was konnte man erst von Peru erwarten, das die Eingeborenen selbst als das Goldland bezeichneten? **Franz Pizarro** und **Diego de Almagro**, Männer von eben so großem Unternehmungsgeiste wie Cortez, aber ohne Bildung und von Eigennutz beherrscht, vollendeten die Erobe-

Pizarro und Atahualpa

rung Perus mit noch geringeren Hilfsmitteln, als dem Überwinder Mexikos zu Gebote gestanden hatten. Das wurde ermöglicht durch die schwere Erschütterung, die Huayna Capacs Thronfolgeordnung und Atahualpas Gewalttaten über das Reich der Inka brachten (§ 10). Im Frühjahr 1532, um die Zeit, wo Atahualpa seinen Bruder Huascar gefangen nahm, landete Pizzaro, der in den Jahren vorher von Panama aus schon zwei Entdeckungsfahrten bis zur peruanischen Küste unternommen hatte, im Auftrage einer „peruanischen Entdeckungsgesellschaft", die auf Golderwerb ausging, ungehindert bei Tumbez; nachdem er hier eine Niederlassung begründet, brach er mit 168 Mann gegen Atahualpa auf, der mit einem großen Heere bei Caxamarca lagerte. Pizarro lud ihn zu einer Zusammenkunft ein; als aber der König an der Spitze seiner Edlen im spanischen Lager erschien, übten die Spanier schnöden Verrat: sie überfielen plötzlich die Peruaner, nahmen den König gefangen und machten sein Gefolge nieder. Atahualpa wollte sich die Freiheit mit seinen Schätzen erkaufen; er versprach als Lösegeld sein Gefängniszimmer, das 22 Fuß lang und 17 Fuß breit war, bis zur Höhe von 9 Fuß mit Gold füllen zu lassen. Gierig ging Pizarro auf den Vertrag ein: aus Tempeln und Palästen wurde eine gewaltige Masse Goldes herbeigeschafft (nach heutigem Geldwert etwa 70 Mill. Mark), aber der grausame und treulose Kastilianer hielt sein Wort nicht. Statt dem Könige die Freiheit wiederzugeben, ließ er ihn als Thronräuber, Brudermörder (Huascar war inzwischen auf Atahualpas Veranlassung getötet worden), Rebell gegen Kaiser und Papst und Gotteslästerer zum Tode verurteilen. Er sollte öffentlich verbrannt werden; da er sich aber auf dem Scheiterhaufen taufen ließ, wurde er begnadigt zur — Erdrosselung. Dieser Justizmord ist einer der schwärzesten Schandflecke in der an Schandtaten so reichen Zeit der Conquista. Pizarro marschierte nun nach der heiligen Stadt Cuzco und setzte hier einen Bruder Huascars als Inka unter spanischer Oberhoheit ein; tatsächlich beherrschte er selbst das Land; als neue Hauptstadt wurde in der Nähe des Meeres Lima gegründet. Aber bald brachen neue Wirren aus.

Sept. 1532

29. Aug. 1533

Almagro u. Pizarro 1535–1537

Almagro unternahm einen kühnen Entdeckungszug nach Chile; zurückkehrend eroberte er Cuzco, wo Pizarros Bruder von aufständischen Peruanern belagert wurde, und verlangte nun diese Stadt für sich. Darüber entzweite er sich mit Pizarro, und die Peruaner erlebten nun das Schauspiel, daß die Europäer ihre Waffen widereinander kehrten: Almagro wurde besiegt und im Gefängnis erdrosselt. Sein Sohn Diego rächte des Vaters Tod: unter seiner Führung überfiel eine Schar Verschworner von der „chilenischen" Partei den Franz Pizarro in seinem Hause zu Lima und tötete ihn nach tapferer Gegenwehr: sein Tod war eine gerechte Sühne für die gefühllose Roheit und unerhörte Treulosigkeit, durch die er sein großes Werk geschändet hatte. Auch Almagro starb im nächsten Jahr eines gewaltsamen Todes durch Henkershand, als er sich auf widerrechtliche Weise der Statthalterwürde bemächtigen wollte. Durch diese wilden Kämpfe der Eroberer gegeneinander litten Land und Volk entsetzlich. Da schickte Karl V. einen besonnenen Priester, Pedro de la Gasca, nach Peru, wo Gonzalo Pizarro den rechtmäßigen Statthalter verdrängt hatte. Gasca kam ohne Heer; aber die Loyalität der Spanier war eine starke Waffe. Nachdem er einen großen Teil der Europäer auf seine Seite gebracht, besiegte er die aufrührerischen Scharen

1538

26. Juni 1541

Gasca

und ließ den letzten Pizarro hinrichten; dann brachte er dem gepeinigten Lande, das den Namen „Neu-Kastilien“ erhielt, durch weise Einrichtungen die lang entbehrte Ruhe. 1548

Wie Mexiko wurde auch Peru der Ausgangspunkt weiterer Entdeckungen. Chile war schon von Almagro entdeckt; seinen Spuren folgte Valdivia, fand aber gegen die tapferen Araukaner einen frühen Tod. Von Quito aus, wohin die Spanier schon 1532 gekommen waren, hatte Gonzalo Pizarro die Cordilleren überschritten und das Quellgebiet des Amazonenstroms (Marañon) erreicht. Abgesandt um Lebensmittel zu suchen, ließ Orellana in wunderbarer siebenmonatiger Fahrt unter unglaublichen Nöten sein gebrechliches Schiff den gewaltigen Strom bis zur Mündung hinuntertreiben, gelangte glücklich nach den Antillen und regte durch seine fabelhaften Schilderungen von einem Goldlande (El Dorado § 10) zu neuen abenteuerlichen Unternehmungen an, die jedoch fruchtlos blieben. Sonst aber waren schon vorher Erfolge erzielt: Kolumbien (das Reich der Chibcha) war 1536 von Gonzalo Ximenez de Quesade erobert, in Venezuela trieben seit 1528 die Welser aus Augsburg (§ 32) im Auftrage Karls V. gewinnbringenden Handel, am La Plata gründete 1525 Pedro de Mendoza Buenos Aires. Weitere Entdeckungen 1541

4. Folgen der Entdeckung der neuen Welt.

§ 13. Das spanische Kolonialreich. Lage der Eingeborenen. Ein gewaltiges Gebiet war in den Besitz der spanischen Krone gekommen: ganz Amerika von Kalifornien und Florida bis zur Magalhãesstraße mit alleiniger Ausnahme Brasiliens war ihr Eigentum. Die Vizekönige von Mexiko (Neu-Spanien) und Peru (Neu-Kastilien) verwalteten die ausgedehnten Lande; später wurden in Neu-Granada und Buenos Aires zwei weitere Vizekönigreiche errichtet; in Habana, Guatemala, Caracas und Chile bestanden Generalkapitanate. Die ganze Verwaltung lief zusammen in dem Rate von Indien, der seinen Sitz in Sevilla hatte. Kirchlich wurde das Land in Bistümer und Erzbistümer geteilt; unter den letzteren ragten hervor Mexiko und Cuzco; zahlreiche Klöster wurden gegründet, und den Bettelmönchen und Jesuiten bot die Bekehrung der Heiden ein weites Arbeitsfeld. Einteilung des Reiches 1718 1776

Für die Eingebornen begann mit der Entdeckung eine Zeit des Unglücks. Die Bevölkerung der westindischen Inseln ward in wenigen Jahrzehnten ein Opfer der brutalsten Mißhandlung. Was dem Schwert und dem Pulver entrann oder nicht den Pocken und ansteckenden Krankheiten erlag, die, durch die Eroberer in die neue Welt gebracht, eine furchtbare Todesernte unter den einfachen Naturmenschen hielten, wurde durch anstrengende Arbeiten, denen ihr schwacher, nur an Pflanzennahrung gewöhnter Körper nicht gewachsen war, unbarmherzig aufgerieben. Die Indianer, durch die Repartimientos (Verteilung von Land mit dazu gehörenden Arbeitern) den Europäern zur Zwangsarbeit überwiesen, mußten die Pflanzungen bestellen, welche die Eroberer gründeten, mußten die Gold- und Silberminen graben, welche die Gewinnsucht der Europäer anlegte. Verzweiflungsvoll gaben sich einzelne, ja selbst ganze Gemeinden den Tod, um von der Last der Arbeit befreit zu werden. Umsonst predigten wohlmeinende Dominikanermönche, die durch Missionen dem Christentum und der Zivilisation Eingang zu verschaffen suchten, Milde und Menschlichkeit und bemühten sich, durch die Lehre von der gemeinsamen Abstammung und Erlösung aller Menschen in den Eingeborenen „das entstellte Ebenbild Gottes herzu- Untergang der Indianer auf den Antillen

stellen": der Eigennutz blieb mächtiger als alle indianerfreundlichen Bestrebungen der Geistlichkeit und der Regierung, die die Indianersklaverei ausdrücklich verbot, aber doch die Repartimientos beibehielt. Als aber der edle Priester Las Casas, der warme Fürsprecher der Indianer, die stärkeren afrikanischen Neger zu den anstrengenden Arbeiten der Pflanzer empfahl, um das Los der Eingeborenen zu erleichtern, gab dies Veranlassung zu dem grausamen Sklavenhandel, der eine Plage für den schwarzen Menschenstamm wurde, ohne den Untergang der kupferfarbigen Rasse zu hindern.

† 1566

1517

Lage der Indianer auf dem Festlande

Nicht viel besser war das Los der Bewohner des amerikanischen Festlandes, wenn sie auch nicht wie die der Antillen völlig zugrunde gingen. Auch die Peruaner und Mexikaner wurden durch die Repartimientos spanischen Kolonisten zugeteilt und zu harter Arbeit gezwungen. Viele erlagen ihr, andere flohen in die Urwälder, wo sie als Wilde in alter Weise fortlebten; aber die neuen Anbauer, die sie mit reißenden Bluthunden jagten, raubten ihnen eine Zuflucht nach der andern, und durch den unvermeidlichen Verkehr mit der europäischen Kultur wurden sie in ihrem innersten Leben gebrochen. Die Erblichkeit der Repartimientos wurde zwar unter Karl V. durch kirchlichen Einfluß aufgehoben, und auch sonst wurden die Indianer besser behandelt, es entstand auch allmählich ein Mischvolk (die eingewanderten Europäer hießen Chapetonen, die in Amerika geborenen Europäer Kreolen, die Mischlinge aus Europäern und Indianern Mestizen, die aus Europäern und Negern Mulatten); aber die eigentümlichen Kräfte von Land und Volk zu entwickeln, lag den Spaniern ganz fern. Sie allein wollten die Herren sein, aller Gewinn des Landes sollte nur ihnen zugute kommen; dabei war ihre Zahl verhältnismäßig klein, eine eigentliche Auswanderung ackerbautreibender Ansiedler, wie sie später nach den englischen Kolonien erfolgte, gab es von Spanien aus nicht. Die energische Arbeit der germanischen Bauern, der die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihre Blüte verdanken, war den Spaniern zu gemein; sie beuteten die Schätze des Landes aus, ohne für Ersatz zu sorgen. Damit hängt auch die brutale Vernichtung der alten Kulturstaaten zusammen, so daß heute von ihnen nur noch Trümmer übrig sind. In Schutt und Staub zerfallen sind die Tempel und Paläste im Sonnenreiche der Inkas, dem Boden gleich gemacht sind die Kaiserburgen und Götzentempel der Azteken, und das gleiche gilt für die Bauten der Maya und Chibcha. Mit der Vernichtung der alten Kultur ging aber Hand in Hand die Einführung einer neuen, der christlichen. Große Verdienste nicht bloß um die Bekehrung, sondern auch um das wirtschaftliche Gedeihen der Indianer haben die sogenannten Missionen der Franziskaner und Jesuiten. Sie suchten die Indianer seßhaft zu machen, schlossen sie zu festen Genossenschaften zusammen und leiteten und verwalteten die auf gemeinsame Rechnung betriebenen Arbeiten; diese Missionen gelangten z. B. in Paraguay zu hoher Blüte (§ 111). Die Geistlichen haben sich in den Missionen unsterbliche Verdienste um das Land und seine Bewohner erworben; im ganzen aber blieb doch die rücksichtslose Ausbeutung das vornehmste Ziel der spanischen Herren.

Produkte Amerikas

§ 14. Kulturelle Rückwirkung auf Europa. Auch für die Kultur der europäischen Menschheit, besonders für das Königreich Spanien, hatte die Entdeckung der neuen Welt tief eingreifende Folgen; nur die wichtigsten können hier kurz angedeutet werden. Dahin gehört zunächst die Einführung der Produkte Amerikas und die Änderung der Handelsverhältnisse. Waren auch die Erzeugnisse, die man aus den westindischen Kolonien nach Europa brachte, anfangs nicht von großem Belang, so wußte doch der menschliche Fleiß bald das tropische Klima und den fruchtbaren Boden zur Anpflanzung von Kulturgewächsen zu benutzen, die allmählich eine Umgestaltung der ganzen Lebensweise herbeiführten. Unter den einheimischen Produkten, welche die neue Welt dem alten Erdteile abtrat, sind nur wenige, z. B. der Mais, der Trut-

1584 — 1586 — Änderung der Handelswege

hahn, gleich nach der Entdeckung in Spanien und andern Ländern eingebürgert worden; die wichtigeren, wie die Kartoffel, der Tabak, fanden erst im Laufe der Zeit ihren Weg nach Europa. Die *Kartoffel* ist in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts aus Peru und Chile, ihrer ursprünglichen Heimat, zuerst vou Spaniern über den Ozean gebracht, dann kam sie durch den Sklavenhändler Johann Hawkins nach Irland; bekannter aber wurde sie erst durch die englischen Seefahrer Walter Raleigh und Franz Drake (§ 159); nach und nach in allen Ländern Europas angebaut, bildet die Pflanze seitdem ein unentbehrliches Nahrungsmittel aller Stände. Das *Tabak*rauchen haben die Spanier von den Eingeborenen der westindischen Inseln gelernt; zuerst sah man um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in europäischen Häfen Matrosen rauchen: sie fanden nur allzu viele Nachahmer. Mit dem Nutzen der von Cochenilletierchen bewohnten Feigendistel wurde man erst später bekannt, ebenso kamen die Vanille und der Kakao erst in späteren Jahrhunderten in Gebrauch. Dagegen gediehen die Kulturgewächse, welche die Europäer in dem neuen Lande anpflanzten, wie die *Kaffeestaude* und das *Zuckerrohr*, unter dem günstigen Himmelstriche so glücklich, daß die dadurch erzielten Produkte bald allgemeine Verbreitung fanden. Neben diesen förderten noch andere Erzeugnisse, die man dem jungen Boden abgewinnen lernte, wie die *Baumwolle*, die Farbstoffe (Indigo), die feinen Holzarten für elegantes Hausgerät, viele Wurzeln, Früchte und Gewürze Industrie und Handel. Von größtem Einfluß auf alle Lebensverhältnisse, auf den Wert und Austausch der Güter war ferner die Vermehrung der *Edelmetalle*, durch die eine durchgreifende Preisrevolution herbeigeführt wurde. Auf Hispaniola und auf den andern Inseln versiegten zwar die Goldquellen recht schnell; die Minen von Mexiko, von Peru, die Silbergruben von Zacatecas und Potosi und von andern Gegenden des amerikanischen Festlandes gewährten aber eine um so reichere Ausbeute. — War all das geeignet, den *Handel* zu fördern, so erhielt er zugleich durch die neuen Seewege eine *andere Richtung*; wenn bisher die italienischen Seestädte Venedig und Genua, als Ausgangshäfen des indisch-europäischen Handels, Mittelpunkte des Verkehrs und Sitze des Reichtums gewesen waren, so wurden das nun die westlichen Staaten Portugal und Spanien, dann die Niederlande, England und Frankreich.

Spanische u. portugiesische Handelspolitik — Erschlaffung Spaniens

Spanien und *Portugal* wollten den neuen Handel allein für sich ausbeuten; dadurch schlugen sie ihn von Anfang an in Fesseln, und das hat dazu mitgewirkt, daß ihre Blüte nur vorübergehend war. Beide Staaten schlossen andere Nationen von ihren Kolonien aus, gestatteten diesen nur den Verkehr mit dem Mutterlande und legten ihnen drückende Lasten und hemmende Beschränkungen auf. In den spanischen Niederlassungen gab es, wie schon gesagt, keine arbeitsame weiße Bevölkerung; daher konnten sie nicht zur Selbständigkeit gelangen. Wie sie im Innern ohne freien Bauern- und Bürgerstand waren, so traten sie auch gegen das Mutterland nie aus dem Zustande der drückendsten Abhängigkeit heraus: die Kolonien durften nur Rohstoffe und Naturprodukte absetzen, alle Erzeugnisse des Gewerbfleißes und der Kunst lieferte das Mutterland. Wenn diese engherzige Politik ein fröhliches Aufblühen der Kolonien hinderte, so wurde sie doch auch verderblich für die Heimat: die an und für sich schon nicht übermäßig fleißigen Spanier versanken durch den leichten Gewinn in immer größere Schlaffheit und Trägheit. Während die Spanier jährlich auf den stolzen Silberflotten die Schätze Amerikas in ihre Häfen einführten, gerieten ihre eigenen Bergwerke in Verfall; während die ausgedehnten Plantagen Amerikas durch zahllose Sklaven für spanische Herren bearbeitet wurden, blieben die Äcker Spaniens unbebaut; die Reichtümer, die aus der neuen Welt der Staatskasse zuflossen, ermöglichten an ihrem Teil den Königen die weltumspannende katholische Politik, aber diese Politik lastete nicht bloß auf den übrigen europäi-

schen Staaten, sie hielt auch im eignen Lande jede freie Geistesregung nieder: so schwanden Freiheit und Wohlstand, als die Spannkraft des Geistes und die Regsamkeit der Arme erschlafften. — Unverkümmert dagegen war der Gewinn, den die Wissenschaft, besonders die Natur- und Erdkunde, die Beobachtung und Erkenntnis der kosmographischen und physikalischen Erscheinungen im Himmelsraum und auf den großen Weltmeeren aus den überseeischen Entdeckungen davontrug. Als dann die englischen Entdeckungsreisen nach Nordamerika größeren Fortgang nahmen, gewährte die neue Welt für das mehr und mehr an Übervölkerung leidende und von religiöser Verfolgungswut heimgesuchte Europa eine willkommene Zufluchtsstätte.

Wissenschaft

Auswanderung

Zweites Kapitel.

Das Wiederaufleben der Wissenschaften.

Anteil der Nationen an der Begründung der Neuzeit

§ 15. Charakter der neuen humanistischen Bildung. Die großen Entdeckungen haben vor allem eine gewaltige wirtschaftliche Bedeutung für Europa gewonnen; daneben aber hat die mit ihnen verbundene Erweiterung der geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse auch mitgewirkt zu dem großartigen geistigen Umschwung, der den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit kennzeichnet. Dabei ist es kein Zufall, daß die ersten Anregungen zu der folgenschweren Westfahrt des Kolumbus von Italien kamen und wenigstens zum Teil hervorgingen aus den Vorstellungen, die die alten Griechen vom Erdball gehabt hatten. Denn das Wiederaufleben des klassischen Altertums hat ja das neue geistige Leben wesentlich gefördert. Wenn nun die Italiener sich bei den von ihnen angeregten Entdeckungen damit begnügen mußten, daß die erste entscheidende Fahrt von einem Italiener, aber in fremdem Dienste, unternommen wurde, und daß dann die Führerrolle auf andere überging, so haben sie für die neue geistige Bildung nicht bloß die Anregung gegeben, sondern auch die Vollendung gebracht. Gestützt und gefördert durch die klassischen Studien, haben sie die moderne Wissenschaft begründet und eine wunderbare Kunstblüte (§ 99 ff.) geschaffen. Die neue Wissenschaft ist weitergebildet auch von den Deutschen, doch blieb ihrer Gemütstiefe als eigentlichste Aufgabe die Erneuerung des religiösen Lebens vorbehalten. Beide Völker verbrauchten ihre Kraft für diese idealen Aufgaben, dagegen gelang ihnen die dringend notwendige Neugestaltung der staatlichen Ordnung im nationalen Sinne nicht; auf diesem Gebiete liefen ihnen Spanier und Franzosen den Rang ab.

Mittelalterlicher und neuer Geist

Auch dem Mittelalter waren die Alten nicht fremd gewesen, insbesondere galt Aristoteles als der gefeierte Lehrmeister der scholastischen Wissenschaft (II, § 224). Aber die Kenntnis der Alten, besonders der Griechen, wurde zumeist nicht unmittelbar aus deren Werken, sondern aus abgeleiteten Quellen geschöpft; ihr Einfluß beschränkte sich auf die Festsetzung der Formen des schulmäßigen Denkens. Dazu stand das Ziel alles Denkens fest: es galt, die kirchlichen Dogmen durch philosophische Begründung zu erhärten; ein Widerspruch gegen sie war ausgeschlossen. Wie die Gebundenheit der Person überhaupt ein charakteristisches Merkmal des Mittelalters ist, so hatte auch die Wissenschaft gewissermaßen eine gebundene Marschroute. Dem setzt der neue Geist das Recht des Individuums auf allen Gebieten entgegen: der Mensch wird „entdeckt" (§ 1); das Menschliche und Diesseitige, das der weltflüchtige Geist

des Mittelalters zu verneinen suchte, wird bejaht und erscheint als das Berechtigte; der Humanismus, die Menschheitsbildung, die vollkommene und freie Entfaltung aller menschlichen Geisteskräfte, ist das erstrebte Ziel. Als Wegweiser dahin dienen die alten Griechen, die das rein Menschliche zum vollendetsten Ausdruck gebracht haben, und von denen man auch die voraussetzungslose Beobachtung der Natur wieder lernte. Die Wiedergeburt (Renaissance) des Altertums in Wissenschaft, Kunst und allen Lebensformen führte so die neue, die humanistische Bildung, zu ihrer Höhe. Das ist nicht so zu verstehen, als ob sie die innerste Quelle dieses neuen Geistes wäre; vielmehr reifte der mittelalterliche Geist auch an sich zum Individualismus heran, besonders seit dem 14. Jahrhundert (II, § 235, 305, 330). Eben deshalb und nur deshalb war er fähig, die Anregungen der alten Kultur aufzunehmen, und dadurch wiederum wurde der Sieg der neuen Bildung beschleunigt (§ 1), konnte sie schneller die herrlichsten Blüten treiben. Hatte man im Mittelalter den Alten nur die Gesetze des Denkens entlehnt, den Inhalt ihres Denkens aber ängstlich ferngehalten, so nahm man jetzt den antiken Geist in sich auf. Man idealisierte das Altertum, fing an die Klassiker als Lehrer idealer Weltweisheit, als ewig gültige Vorbilder edlen Geschmacks und reiner Schönheit zu empfinden, man lernte an den antiken Baudenkmälern eine neue Baukunst, man genoß staunend die ebenmäßige Schönheit der aus dem Schutt herausgegrabenen Marmorstatuen und nahm sie als Muster einer neuen Plastik. Weil aber die seit dem 14. Jahrhundert einsetzende Entwicklung des mittelalterlichen Geistes die Vorbedingung der Renaissance war, diese Entwicklung aber einen stark nationalen Charakter trug (II, § 303), so ist es erklärlich, daß der Humanismus trotz seiner Vergötterung der alten Welt nicht antinational war, sondern überall das nationale Empfinden stärkte. Jahrhunderte lang ist seitdem das Studium des Altertums Grundlage höherer wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung geblieben und ein unvergänglicher Bestandteil moderner Kultur geworden, ohne den nationalen Gedanken zu schädigen; hierfür ist bezeichnend die Bedeutung des Neuhumanismus für die nationale Wiedergeburt Deutschlands.

Renaissance

§ 16. Der italienische Humanismus. In Italien, wo Sprache und Geschichte das lebende Geschlecht mit der Vergangenheit verbanden, wo die Trümmer von Bauten und Kunstwerken an die große alte Zeit gemahnten, stand die Wiege des Humanismus; hier hatte er in ganz besonderem Sinne eine nationale und politische Bedeutung (II, § 288). Während bei Dante noch das mittelalterliche Empfinden überwog, ist Petrarca als der eigentliche Begründer der klassischen Studien anzusehen. Wir haben ihn als den melodischen Sänger der Sonette und Kanzonen bewundert (II, § 330); ihm selbst aber und den Zeitgenossen schienen seine Verdienste um die Erschließung der klassischen Welt, in die er sich mit schwärmerischer Bewunderung versenkte, viel bedeutsamer, als seine Dichtungen in der Landessprache. Griechisch zu lernen, gelang ihm zwar nicht, aber Lateinisch beherrschte er völlig; durch seine lateinischen Gedichte, Abhandlungen und Briefe hoffte er dauernden Ruhm zu gewinnen. Die Trümmer Roms mahnten ihn an eine große Vergangenheit; sie wiederherzustellen war seine Sehnsucht; er lebte in ähnlichen Gedanken, wie der letzte Tribun Cola di Rienzo, dessen abenteuerlichem Beginnen er nicht fernstand (II, § 288, 294). Wie er, hat dann auch Boccaccio sich größeren Ruhm versprochen von seinen gelehrten lateinischen Arbeiten, als von den lieblichen Erzählungen, durch die er der „Vater der italienischen Prosa" geworden ist (II, § 330). Eben in solcher Wertschätzung zeigt sich die neue Richtung recht deutlich. Eine gewaltige Förderung erfuhr sie dann, als gelehrte Byzantiner, wie Manuel Chrysoloras, der 1396 auf den Lehrstuhl der griechischen Sprache nach Florenz berufen wurde, Georg von Trapezunt, Gemistos Plethon, Bessarion, Theodorus Gaza, Johannes Argyropulos, Demetrius Chalcondylas, Laskaris u. a., dem Abendlande das Verständnis der griechischen Sprache

Anfänge des Humanismus

Griechische Studien

und Literatur wieder eröffneten; die Vereinigungsversuche der römischen und griechischen Kirche auf dem 1438 in Ferrara eröffneten und 1439 nach Florenz verlegten Unionskonzil (II, § 313) und die Eroberung Konstantinopels durch 1453 die Türken (II, § 379, 383) führten griechische Gelehrte nach Italien und waren so für die literarische Verbindung zwischen Morgen- und Abendland von segensreichen Folgen.

Hauptstätten des Humanismus

Bald war die humanistische Bildung ein hochgeschätztes Gut, das zu Ansehen und Ehre führte; bald wetteiferten die Fürstenhöfe und die Stadtrepubliken um den Ruhm, die Künste und Wissenschaften zu hegen und zu fördern und dem freien Geschlecht der Humanisten eine Heimat zu bieten. Vor allem war 1429—1464 1469—1492 Florenz unter den Mediceern Cosimo und Lorenzo dem Prächtigen der Sitz der neuen Bildung und Kunst (II, § 325); in der platonischen Akademie (II, § 330) vereinigten sich die edelsten Geister in wissenschaftlichem Freundeskreise. Platos Name im Gegensatz zur aristotelisch-scholastischen Philosophie des Mittelalters wurde das Banner, um das man sich scharte; aber auch alle andern Bildungselemente der Zeit fanden in Florenz Aufnahme. Hier lehrte † 1452 als erster in Italien Gemistos Plethon platonische Philosophie, hier weilte † 1472 vorübergehend Kardinal Bessarion, der glühende Verehrer und Verteidiger † 1499 Platos, hier übersetzte Marsilius Ficinus Platos Werke in elegantes Latein, † 1494 hier trieb der vielseitige und tiefsinnige Pico von Mirandola auch hebräische Studien und suchte platonische und kabbalistische (II, § 184) Lehren zu ver- † 1459 schmelzen, hier lebte lange Zeit Poggio, der Verfasser einer florentinischen Geschichte und der mit lästerndem Witz getränkten Facetien, hier verwandte † 1437 Niccolo Niccoli sein ganzes Vermögen auf die Sammlung von 800 Büchern. † 1481 Aber auch in Mailand, wo der charakterlose, eitle und unterwürfige Filelfo den Sforzas schmeichelte, in Venedig, das von Bessarion seine 600 Bände starke † 1446 Bibliothek geschenkt erhielt, in Mantua, wo der treffliche Vittorino seine † 1457 weitberühmte Erziehungsanstalt errichtete, in Neapel, wo Lorenzo Valla das Mönchtum als widernatürlich angriff und die Unechtheit der konstantinischen Schenkung (II, § 47) nachwies, und in Rom entfaltete sich ein reges literarisches Treiben. In Rom (II, § 323) gelangte die Renaissance zur Herrschaft 1447—1455 durch Papst Nikolaus V., der dem humanistischen Treiben in Florenz nahe gestanden und in Cosimo Medici das Ideal eines Kunstmäcens gesehen hatte. Unter ihm glich Rom einem einzigen Bauplatz und zugleich einer großen Schreibstube. Mit wahrer Leidenschaft ließ er Bücher suchen, abschreiben und übersetzen und scheute dabei keine Kosten, bot z. B. für eine vollständige Homerübersetzung 10 000 Goldgulden: so ist er der eigentliche Gründer der berühmten vatikanischen Bibliothek geworden. Natürlich fanden die Humanisten bei ihm gute Aufnahme: hatte Poggio in päpstlichem Dienste Pfaffen und Mönche verhöhnen dürfen, so wurde Valla nach Rom gerufen trotz seiner Angriffe auf die konstan- 1458—1464 tinische Schenkung und die weltliche Papstherrschaft. Mit Pius II. (Enea Silvio Piccolomini) bestieg dann ein echter Zögling der Renaissance den päpstlichen Stuhl, ein hochgebildeter Humanist, der auch selbst als Dichter und Schriftsteller 1464—1471 tätig war. Paul II. war zwar den Humanisten nicht ganz so geneigt; das beeinträchtigte aber den Sieg des neuen Geistes nicht, wie schon die nur vor- † 1498 übergehend gestörte sogenannte römische Akademie (unter Pomponio Leto) beweist; freilich konnte unter ihm und den folgenden Päpsten Rom mit dem Florenz 1503—1513 Lorenzos nicht wetteifern, bis Julius II. der Kunst Michelangelos große Auf- 1513—1521 gaben stellte und des großen Lorenzo Sohn, Leo X., den Mäcenatensinn seiner Familie nach Rom mitbrachte. Durch sie wurde die ewige Stadt zum eigentlichen Sitze der Renaissance erhoben und ein goldenes Zeitalter für Kunst und Wissenschaft geschaffen (§ 99 ff.); es dauerte, bis die Einnahme Roms 1527 (§ 42) dem fröhlichen Treiben ein schreckliches Ende bereitete. — Die Verbreitung der humanistischen Studien förderten auch die berühmten Klassikerausgaben der Aldinischen (des Aldus Manutius) Buchdruckerei in

Venedig. Aus dem Sammeleifer entstanden die bis heute berühmten Bibliotheken: neben der schon genannten Vaticana besonders die Laurentiana in Florenz und die Marciana in Venedig; für das Verständnis der alten Schriftsteller sorgten Wörterbücher und Grammatiken, Erklärungen und Übersetzungen.

Äußerungen des Humanismus

Ein klassisches Latein verdrängte die barbarische Sprache der Scholastiker und das Mönchslatein des Mittelalters; Briefe wie Cicero zu schreiben und elegante lateinische Verse zu schmieden, war das Ziel der „Poeten", die auch ihre Namen lateinisch umformten. Auch das öffentliche Leben antikisierte man in den Ausdrücken, wenn man die städtischen Behörden als Consules und Patres conscripti, den Papst als Pontifex maximus, Nonnen als Virgines Vestales bezeichnete, die italienischen Bauern Sabiner, Umbrer und Marser nannte, in jedem Fürsten einen Cäsar und Augustus, in jedem Condottiere einen Scipio und Hannibal sah; doch war das eine Spielerei und hatte im politischen Leben nicht viel zu bedeuten. Die italienischen Fürsten der Renaissance handelten nach jenen Grundsätzen eines rücksichtslosen politischen Egoismus, die Machiavelli in seinem „Fürsten" aussprach (II, § 331), die in der Familie Borgia zu großer Verworfenheit (II, § 323) führten, aber doch trotz allem und allem den modernen Staat begründet haben. Einflußreicher wurden die Alten für die religiösen und sittlichen Anschauungen: nicht bloß das entartete Kirchentum erlitt durch die neue Bildung einen empfindlichen Stoß, sondern auch die christliche Religion und Moral. Die Anhänger des Humanismus vergaßen das Evangelium über den Lehren ihrer Meister, und aus Bewunderung für die Denkweise des Altertums fanden die gelehrten Prälaten endlich Gefallen an heidnischen Vorstellungen und überließen die Lehren des Christentums dem ungebildeten Volke, dem die heidnische Weisheit nicht zugänglich war und das sich in demselben Grade dem Aberglauben hingab, wie jene zum Unglauben übergingen. Die poesievolle Götterwelt des Altertums zog viele von ihnen mehr an als die Religion des leidenden Heilands. Zu einem tiefern innern Konflikte kam es dadurch bei diesen fröhlichen Schöngeistern aber nicht; die Erzählung, wonach Leo X. von der Fabel von Christo gesprochen haben soll, die man beibehalten müsse, weil sie so einträglich sei, ist wohl Verleumdung, aber doch bezeichnend für die vielfach herrschende Stimmung. Die gleiche Frivolität, wie sie hier zum Ausdruck kommt, zeigt sich in der Art, wie von den meisten Humanisten die sittlichen Verhältnisse, besonders die Ehe, behandelt werden, zeigt sich auch in der traurigen moralischen Verwilderung der höheren Stände, gegen die Savonarolas Bußpredigten gerichtet waren (II, § 325): auch hier wurde das sich auslebende Individuum entfesselt. Eine Reform des Glaubens und des religiösen Lebens konnte von diesen Kreisen nicht ausgehen; denn — was man verachtet, reformiert man nicht.

Der Norden

§ 17. Verbreitung des Humanismus. Die geistige Bewegung, die ganz Italien ergriffen hatte, blieb nicht beschränkt auf den Boden des Landes, dessen große historische Erinnerungen auf das Altertum zurückwiesen. Sie drang allmählich nach Norden, nach Frankreich, England, den Niederlanden. Darüber wird später (§ 89, 90) zu sprechen sein; hier (§ 17—22) müssen wegen der dann folgenden reformatorischen Bewegung die Anfänge des Humanismus in Deutschland kurz dargestellt werden. Die Vermittlung erfolgte zuerst durch die großen Reformkonzilien des fünfzehnten Jahrhunderts (II, § 309, 311), zu denen italienische Humanisten, z. B. Poggio und Enea Silvio, über die Alpen kamen. Jener spürte rastlos in den deutschen Klöstern nach antiken Handschriften, dieser verbreitete in seiner einflußreichen Stellung als Geheimschreiber Friedrichs III. (II, § 313) das Interesse für humanistische Bildung in deutschen Landen. Neben Franzosen und Engländern bezogen besonders viele lernbegierige Deutsche die italienischen Universitäten und brachten die Schätze der neuen Bildung nach Deutschland zurück.

Humanisten und Obskuranten

Bald traten überall zwei Parteien einander gegenüber: die für die neue Wissenschaft kämpfenden **Humanisten** und ihre für die Beibehaltung des Alten eifernden, von ihnen als **Obskuranten** geschmähten Gegner mit dem **Dominikanerorden** an der Spitze. Aber die barbarische Sprache und spitzfindige Wortphilosophie der alten Schule konnte vor dem eleganten Latein und der gesunden Weltweisheit der Humanisten nicht bestehen, und ihr blinder Eifer und ihre Verketzerungssucht erlagen ohnmächtig dem Spotte und den Satiren der Neuerer; die geistige Beschränktheit der Mönche, die Unsittlichkeit so vieler Kleriker boten manche Blöße zum Angriff. So wurde die Verbreitung des neuen Geistes durch den Kampf mit den Gegnern nicht aufgehalten, sondern eher gefördert. Dabei betrachteten sich alle Humanisten ohne Rücksicht auf Geburt und Vaterland als eine große Gemeinde; in einem unruhigen Wanderleben zogen sie lernend und lehrend von Land zu Land und unterhielten durch hochgeschätzte lateinische **Briefe**, die zugleich die Zeitungen vertraten, einen lebhaften Verkehr. Während aber in Italien die Gelehrten die neue Weisheit als Sondergut ihres Standes betrachteten, drang sie in Deutschland in etwas breitere Schichten des Volks (den Bürgerstand) ein, und während dort die Humanisten der Kirche und Geistlichkeit spotteten, dem Volke aber seinen Glauben und Aberglauben ließen, ward in Deutschland allmählich die Nation zur Beteiligung an dem geistigen Kampfe herangezogen. Daß aber der Humanismus und dann die Reformation eine so weite Verbreitung finden konnte, wurde ermöglicht durch die **Buchdruckerkunst**; und so mag denn ihre Erfindung an dieser Stelle besprochen werden.

Die humanistischen Kreise

§ 18. Die Buchdruckerkunst. Über die Erfindung der Buchdruckerkunst hat sich lebhafter Streit erhoben: neben Gutenberg sind besonders Coster und Schöffer als die eigentlichen Erfinder bezeichnet worden; Haarlem, Straßburg und andere Orte haben der Stadt Mainz die Ehre, Geburtsstätte dieser Kunst zu sein, bestritten. Als Ergebnis des Streites steht bei Zwiespalt über Einzelheiten fest, daß Gutenberg der Erfinder und Mainz die Stadt ist, wo er seine Kunst zuerst geübt hat.

Gutenberg

Johann Gensfleisch zum Gutenberg stammte aus einer angesehenen mainzischen Patrizierfamilie und wurde zwischen 1397 und 1410 in Mainz geboren, lebte aber dann lange Zeit in Straßburg, wohin sein Vater wegen der zwischen Bürgern und Adligen entstandenen Zwistigkeiten auswanderte. Hier beschäftigte er sich mit Arbeiten des Kunsthandwerks, mit Schleifen von Edelsteinen, Herstellung von Spiegeln mit Metalleinfassung; ob ihm die der Buchdruckerkunst zugrunde liegenden Gedanken schon hier gekommen sind, ist natürlich nicht zu entscheiden, ausgeführt hat er sie jedenfalls erst in Mainz, wohin er zwischen 1444 und 1448 zurückkehrte. Eine Art Druck war bei den Chinesen schon seit dem 6. oder 10., im Abendland seit dem 13. Jahrhundert bekannt, der sogenannte **Tafeldruck**; im Abendlande wurde er besonders für Heiligenbilder und Spielkarten, nur vereinzelt für Bücher (den sogenannten Donat, d. i. eine kurze lateinische Grammatik) angewandt. Hierbei wurde die ganze Seite auf eine Metallplatte eingegraben oder häufiger in eine Holztafel geschnitten (**Holzschneidekunst**), darauf das Papier gelegt und durch Reiben auf der Rückseite Abzüge hergestellt. Indes die Kunst dieser sogenannten Briefmaler und Briefdrucker ist kein Buchdruck in unserem Sinne: das Papier konnte nur einseitig bedruckt und die geschnittenen Tafeln nur für den einen Zweck benutzt werden. Dem gegenüber bestand nun Gutenbergs (der übrigens nie Briefdrucker war, sondern seine Vorstudien als Metallarbeiter gemacht hatte) bewunderungswürdige Erfindung darin, daß er die **Buchdruckerpresse** und die **Druckfarbe** herstellte und den Text der Seiten aus einzelnen in **Metall gegossenen** Lettern (**beweglichen Lettern**) zusammensetzte, die wieder auseinandergenommen und in neuer Zusammensetzung benutzt werden konnten. Zur

Wesen der neuen Erfindung

praktischen Verwertung dieses genialen Gedankens fehlte es Gutenberg an Geld, und so schloß er 1450 mit dem Mainzer Goldschmied Johann Fust einen kaufmännischen Gesellschaftsvertrag, wonach dieser ihm das Geld zur Herstellung der Druckgeräte (Presse, Lettern usw.) lieh und außerdem noch Geld für den gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb hergab. Fust war also nur Mitbesitzer der Buchdruckerei, Gutenberg allein der technische Leiter; beschäftigt in der Druckerei war auch ein früherer Bücherabschreiber, Peter Schöffer. Gutenberg druckte nun als erstes großes Werk die lateinische Bibel, und zwar in zwei Ausgaben, von denen die eine 42, die andere 36 Zeilen auf einer Seite zeigt. Welche Ausgabe die ältere ist, darüber herrscht Streit (wahrscheinlich die 42 zeilige); jedenfalls sind beide Arbeiten von wunderbarer Vollkommenheit. Aber dem Erfinder war es nicht vergönnt, den Lohn seiner Verdienste ungetrübt zu genießen. Noch bevor die Bibel vollendet war, strengte Fust gegen ihn einen Prozeß an auf Rückzahlung der hergegebenen Gelder mit Zins und Zinseszins. Da Gutenberg nicht zahlen konnte, mußte er nach dem Spruch des Gerichts den größten Teil der Druckgerätschaften (darunter auch die Typen der 42 zeiligen Bibel) herausgeben. Der ungetreue Fust verband sich nun mit dem ungetreuen Schöffer, der bei Gutenberg die Kunst gelernt hatte, gab ihm seine Tochter zur Ehe und gründete mit ihm eine eigene Druckerei in größerem Maßstabe. Doch Gutenberg verlor den Mut nicht; ein Dr. Konrad Humery lieh ihm Geld, und so konnte er seine Druckerei neben der Fust-Schöfferschen fortsetzen, verlegte sie aber dann nach Eltville (wohl 1462), der Residenz des Erzbischofs Adolf, Grafen von Nassau. In den Hofdienst dieses Fürsten trat er 1465 wie in eine Art Ruhestand, überließ die Druckerei seinen Verwandten und starb 1468. Die ihm in Mainz, Frankfurt a. M. und Straßburg errichteten Denkmäler verkünden der Nachwelt seinen unvergänglichen Ruhm.

Erste Druckerei 1450 — 1455 — Zweite Druckerei

Verbreitung der Buchdruckerkunst

Die Fust-Schöffersche Druckerei wurde 1462 zerstört, als Adolf von Nassau Mainz eroberte in dem Kriege, den er gegen Diether von Isenburg, seinen Mitbewerber um den erzbischöflichen Stuhl, führte (II, § 315). Dies Unglück hat die Verbreitung der Kunst sehr gefördert. Die Gesellen wurden nach allen Richtungen zerstreut und verwerteten nun überall ihre Kunst, obwohl sie eigentlich zur Geheimhaltung eidlich verpflichtet waren. In kurzer Zeit erhielten alle bedeutenden Städte Deutschlands Druckereien, und bis zum Ende des Jahrhunderts ward die Kunst durch deutsche Gesellen zu allen europäischen Nationen gebracht. Italien erhielt seine erste Druckerei 1464 (im Kloster Subiaco), die Schweiz 1468, Frankreich 1470, die Niederlande 1471 oder 1473, Ungarn vorübergehend 1472, Spanien 1474, England 1477, Schweden 1483, Portugal 1489, Dänemark 1490, die Türkei 1490, Polen 1491, Rußland 1493. — Gefördert wurde der Buchdruck auch durch die Anwendung des Baumwollen- und Leinenpapiers (Lumpenpapiers) statt des teuren Pergaments; seit der Erfindung des Buchdrucks wuchs die Zahl der Papiermühlen (in Deutschland wird die erste 1390 zu Nürnberg erwähnt) sehr schnell.

Wirkung der Buchdruckerkunst

Nun gelangten die Bücher, die bisher nur den Reichen und Vornehmen zugänglich gewesen waren, in jedermanns Hände; was der Geist erschuf, war nicht mehr Sondergut der bevorzugten Stände, sondern drang ins öffentliche Leben, in die freie Welt. Die geistliche Zensur, die bald nachher als natürliche Gegenkraft in Köln, Mainz u. a. O. ins Leben trat und endlich von Rom aus durch Papst Alexander VI. allgemein eingeführt wurde, war nicht vermögend, den neuen Geist, der durch die Buchdruckerkunst über die Welt verbreitet wurde, zu unterdrücken. Auch die staatliche Organisation des Postwesens (Reitposten), wie sie in Deutschland unter Kaiser Maximilian durch Franz v. Thurn und Taxis, in Frankreich unter Ludwig XI. begonnen wurde, förderte durch Er-

leichterung des schriftlichen und persönlichen Verkehrs den Austausch der Ideen und wirkte zur Begründung der neuen Zeit mit.

Angebliche Erfinder

Nationaler und städtischer Patriotismus haben versucht, Gutenberg die Ehre der Erfindung streitig zu machen; wir können auf die Einzelheiten der Gutenbergfrage hier natürlich nicht eingehen, wollen aber wenigstens die hauptsächlichsten Mitbewerber Gutenbergs nennen. Mit besonderer Lebhaftigkeit sind die Holländer für Laurens Janszoon Coster aus Haarlem eingetreten und haben ihm sogar 1856 in dieser Stadt ein Denkmal errichtet; er soll die beweglichen Lettern bei einer Spielerei erfunden haben, durch ungetreue Gesellen seien die Typen dann nach Mainz entwendet worden. An dieser Costerlegende suchten die Holländer mit patriotischem Stolz festzuhalten; jetzt ist sie gründlich zerstört. Auch die Italiener haben einen angeblichen Erfinder Castaldi durch ein Denkmal in seiner Vaterstadt Feltre geehrt, doch ist diese Fabel noch viel weniger ernst zu nehmen als die Haarlemer. Unberechtigt sind auch die Ansprüche Straßburgs, die sich entweder darauf gründen, daß Gutenberg schon hier seine Kunst geübt habe, oder Johann Mentel als Straßburger Erfinder bezeichnen; auch Bamberg muß auf den Ruhm verzichten, in Albrecht Pfister wenigstens einen Miterfinder sein eigen zu nennen; und der oben erwähnte Schöffer hat keinen Anspruch auf die Ehre, die Kunst durch Erfindung der gegossenen Lettern an Stelle der in Holz geschnittenen, die danach Gutenberg angewandt hätte, erst brauchbar gemacht zu haben. Von den Franzosen wird neuerdings behauptet, daß schon 1444 eine Druckerei in Avignon nachzuweisen sei, die einem gewissen Waldfoghel gehört habe, doch hat dieser wohl bei Gutenberg gelernt. Aus solchen Ansprüchen ersieht man, welchen Wert man bald überall der neuen Kunst beilegte.

Schulen

§ 19. Der deutsche Humanismus. Von größtem Einfluß war der deutsche Humanismus auf den Unterricht; er fand hier einen Anknüpfungspunkt an den der Scholastik entgegengesetzten mystisch-religiösen Bestrebungen, wie sie z. B. die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens (II, § 305) in den Niederlanden vertrat. So wurde die Schule zu Deventer unter Leitung des Alexander Hegius († 1498) eine berühmte Pflanzstätte des Humanismus, aus der unter andern Erasmus, Hermann von Busch, Mutian hervorgingen. Aus der großen Zahl der übrigen humanistischen Schulen ragen als besonders einflußreich hervor die in Schlettstadt, deren erster Leiter Ludwig Dringenberg († 1490) war, und die in Münster, wo Rudolf von Langen († 1519) trotz mancher Gegnerschaft dem neuen Geiste zum Siege verhalf. Ohne feste Lehrtätigkeit wirkte in derselben Richtung mit größtem Erfolg Rudolf Agricola († 1485). — Auch in die Universitäten, deren Zahl seit der Gründung von Prag (1348) schnell gewachsen war (II, § 292), fand der Humanismus Eingang. Nach der bisherigen Ordnung bereitete die philosophische oder Artisten-Fakultät nur auf das Studium der Theologie, Jurisprudenz und Medizin vor: jetzt sollte sie diesen gleichgestellt, ja der Mittelpunkt der Universität werden. Zugleich eröffneten die Anhänger des Altertums einen erfolgreichen Kampf gegen die Scholastik. In Tübingen sammelte Heinrich Bebel († 1518), der streitbare Verfechter der humanistischen Studien, eine große Studentenschar um sich, in Basel siegte der neue Geist, Wittenberg wurde gleich für ihn gegründet, in Köln stieß die Partei der Neuerer unter Hermann von Busch († 1534) scharf auf die Anhänger des Alten, deren Haupt Ortwin Gratius trotz früherer humanistischer Neigungen wurde. In Erfurt wirkte eine geistesfrische, kampfesfrohe Schar von Humanisten; zu ihnen gehörten Ulrich von Hutten, der Satiriker Crotus Rubeanus, der witzige Epigrammatiker Euricius Cordus († 1540) und der elegante Poet und heitere Gesellschafter Eobanus Hessus († 1540); als ihr Oberhaupt verehrten sie den feingebildeten Konrad Mutianus Rufus († 1526), Kanonikus im benachbarten Gotha.

Universitäten

Gelehrte Gesellschaften

In ähnlicher geistiger Genossenschaft wie hier bildeten sich auch sonst gelehrte Gesellschaften zur Pflege des Humanismus, so die Donaugesellschaft, die in engster Beziehung zur Wiener Universität stand, die rheinische und die Straßburger Gesellschaft. Die letztere ist gegründet von Jakob Wimpfeling († 1528), dem vielseitigen, streitfertigen Gelehrten aus Schlettstadt, der an der bedrohten Grenzmark als Wächter und Vorkämpfer deutschen

Gemüts und deutscher Nationalität eine scharfe Feder führte; diesem Kreise gehörte auch Ulrich Zasius, der gelehrte Jurist von Freiburg, an. Die rheinische Gesellschaft hatte ihr Haupt in Johann von Dalberg (Dalburg), dem hochgebildeten Bischof von Worms und Kanzler der Universität Heidelberg; sie hatte hier ihren Mittelpunkt, vereinigte aber Humanisten aus weit entfernten Orten. Zu ihr gehörten u. a. auch Agricola und Reuchlin, ferner der Geschichtschreiber Trithemius, der phantasievolle Dichter und patriotische Historiker Konrad Celtes, der nach unstetem Wanderleben als Professor in Wien starb, der Augsburger Patrizier Konrad Peutinger und der Nürnberger Ratsherr Willibald Pirkheimer.

† 1535 † 1503 † 1516 † 1508 † 1547 † 1530

Städte

Die beiden letzteren sind die hervorragendsten Vertreter des humanistisch gesinnten reichsstädtischen Bürgertums. Peutinger, städtischer Beamter, kaiserlicher Rat und Freund Maximilians, Staatsmann und Diplomat, unterhielt nach allen Seiten einen anregenden Verkehr, förderte durch seine Sammlungen von Inschriften usw. besonders die historischen Studien und stiftete dazu in Augsburg eine gelehrte Gesellschaft; noch heute trägt seinen Namen die wichtige tabula Peutingeriana, eine aus dem 3. Jahrhundert stammende Straßenkarte des römischen Reiches, die Konrad Celtes entdeckt und ihm geschenkt hat. Pirkheimer bildete den Mittelpunkt des regen wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens, das sich in Nürnberg, dem „Auge und Ohre Deutschlands", wie Luther die Stadt nannte, noch reicher als in Augsburg entfaltete; er war Staatsmann und Diplomat und stand Kaiser Maximilian nahe, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit allen bedeutenden Humanisten und bot ihnen ein stets gastfreies Haus; für alle geistigen Bestrebungen hatte er Interesse und tatkräftige Förderung, zu historischen Studien trieb ihn außerdem sein warmer Patriotismus. Daß Nürnberg auch Hauptsitz der exakten Wissenschaften, der Astronomie und Mathematik, sowie der deutschen Kunst war, wird an anderer Stelle zu erörtern sein (§ 98). Peutinger und Pirkheimer pflegten, wie gesagt, nahe Beziehungen zu Kaiser Maximilian I.; von ihm wie von einigen andern Fürsten (Eberhard von Württemberg, Friedrich dem Weisen von Sachsen, Albrecht von Mainz) erfuhr zwar der Humanismus Unterstützung, aber ein Mäcenatentum wie in Italien entwickelte sich nicht: die Bürger blieben die eigentlichen Träger der neuen Bildung.

Stellung zur Kirche

Die religiös-sittlichen Fragen behandelten die deutschen Humanisten mit weit größerem Ernst, als die italienischen; das folgte schon aus dem Charakter des deutschen Volkes, hängt auch zusammen mit dem pädagogischen Zuge, der ihnen eigen ist. Bei aller Gegnerschaft gegen die verknöcherten Formen der Scholastik und gegen das ungebildete Mönchtum war eine antireligiöse Tendenz, eine Feindschaft gegen wahre innerliche Frömmigkeit nicht vorhanden; deshalb konnte der deutsche Humanismus die Reformation vorbereiten, während der italienische mit einer Reaktion des Alten endete. Aber freilich konnte sich die neue Wissenschaft das Recht der freien Forschung nicht verkümmern lassen und geriet dadurch trotz aller Ehrfurcht vor der Religion doch in Konflikt mit der alten Kirche, die dieses Zugeständnis nicht machen konnte, sondern sich nach wie vor auch über das Wissen die letzte Entscheidung vorbehalten mußte. Neben dem Bedürfnisse einer inneren Religiosität und neben dieser wissenschaftlichen Richtung trieb der patriotische Sinn die deutschen Humanisten zum Kampf gegen Rom. Sie latinisierten zwar ihre Namen, sie strebten nach einem eleganten Latein und ersehnten sich die Krönung zum poeta laureatus, aber im Herzen waren sie gute Deutsche. Ihr Patriotismus führte sie zu historischen Studien, und diese erhöhten wieder ihren Patriotismus. Aus dieser deutschen Empfindung heraus haßten sie die Deutschland knechtende und ausbeutende römische Priesterschaft. Auf drei Hauptvertreter des deutschen Humanismus wollen wir noch etwas näher eingehen, in denen jener religiös-pädagogische, wissenschaftlich-forschende und deutsch-patriotische Sinn sich uns darstellen mag.

Erasmus 1467—1536

§ 20. Erasmus von Rotterdam. Desiderius Erasmus ist der vornehmste Vertreter der religiös-pädagogischen Richtung.

Geboren am 28. Oktober 1467, wurde Geert Geerts (Gehard Gehards Sohn; durch gleichzeitige Latinisierung und Gräcisierung wurde daraus sein Gelehrtenname Desiderius Erasmus = der Begehrte, Liebenswürdige) zuerst in Deventer unterrichtet und trat, früh verwaist, auf Zureden seiner Vormünder 1487 in das Kloster Stein bei Gouda ein, obgleich seine ganze Natur dem Mönchsleben widerstrebte. Durch den Beistand des Bischofs von Cambrai erhielt er 1491 seine Freiheit wieder und 1496 die Vergünstigung, in Paris Theologie zu studieren. In einem unruhigen Wanderleben bereiste er wiederholt England und verweilte längere Zeit in Italien, bis ihn die Beziehungen zu seinem Verleger Johann Froben nach Basel führten; 1516 zum königlichen Rat Karls I. (V.) ernannt, nahm er seinen Wohnsitz in Löwen, kehrte aber 1521 seiner schriftstellerischen Tätigkeit wegen nach Basel zurück; die hier ausbrechenden religiösen Unruhen (§ 52) bestimmten ihn 1529 zur Übersiedelung nach Freiburg i. Br.; gestorben ist er auf einer Reise am 12. Juli 1536 in Basel.

Wie er im Leben keine rechte Heimat gefunden hat, so fühlte er sich überhaupt als Weltbürger; erst ganz zuletzt hat er eine innigere Beziehung zu Deutschland gewonnen. Obgleich er, ein echter Stubengelehrter, die Aufregung des Streits, die Revolution, den „Tumult" scheute und nichts Volkstümliches in seinem Wesen hatte, übte er doch als Lehrer durch seine Schriften und Briefe einen unermeßlichen Einfluß. Er war das allgemein anerkannte Haupt des Humanismus, „er erhebt sich über Menschenmaß, er ist göttlich und in frommer Andacht zu verehren wie ein himmlisches Wesen", sagt Mutian; Unterredung mit ihm oder ein Brief von ihm wurde von jedem Humanisten ersehnt; Fürsten und Edelleute überhäuften ihn mit Einladungen, Geschenken und Schmeicheleien; in allen Ländern begehrte man seiner und suchte ihn durch glänzende Versprechungen zu locken. Unter seinen zahlreichen Werken sind das Lob der Narrheit (encomion morias, stultitiae laus) und die Ausgabe des Neuen Testaments im griechischen Urtexte nebst lateinischer Übersetzung und Umschreibung (Paraphrase) die wichtigsten. Jenes, eine geistvolle Satire, in lateinischer Sprache verfaßt, aber vielfach übersetzt, geißelte mit feinem, beißendem Witz die Torheiten aller Stände, besonders der Geistlichen und Mönche; dieses regte zum Studium der Heiligen Schrift in der Ursprache an und leistete der Reformation großen Vorschub.

Stellung zur Kirche und zu Luther

Erasmus erstrebte eine Reformation der Kirche, aber auf friedlichem Wege. Beseitigt werden sollte der „Judaismus", d. h. alle Äußerlichkeit des damaligen kirchlichen Lebens, die Werkheiligkeit und alle Möncherei; hiergegen richtet sich sein bitterböser Spott im Lob der Narrheit und seine ernste Polemik im Encheiridion militis Christiani (Rüstzeug [eigentlich Handbuch oder Dolch] des christlichen Streiters). Dafür verlangt er ein praktisches Christentum: möglichst wenig soll dogmatisch festgestellt werden, in vielen Dingen soll jeder für sich urteilen, denn das Wesen der Religion bestehe nicht im Glauben an kirchliche Dogmen, sondern im innigen Anschluß an die Person Christi, der die Liebe, Geduld, Reinheit und Einfalt sei. Den Spitzfindigkeiten der Scholastik gegenüber verweist er auf die Bibel als alleinige Quelle des echten Christentums und fordert, daß sie allen zugänglich werde. Theoretisch war in diesen Gedanken ein Stück Reformation enthalten; als dieses aber mit Luthers Auftreten praktische Gestalt gewann, als der gewaltige Kampf des Neuen gegen das Alte begann, da zog sich Erasmus, der schüchterne, auf ruhiges Leben bedachte Gelehrte, scheu zurück und bekämpfte schließlich trotz anfänglicher Zustimmung Luthers Vorgehen (§ 46). Für das Volk hatte er eben kein Verständnis, und jede gewaltsame Erschütterung erfüllte ihn mit Schrecken; was er und seine aristokratischen Freunde kritisierten und verspotteten, sollte darum nicht gleich dem Volke entrissen werden. Deshalb war er allen Demagogen abhold und verschloß dem flüchtigen, verfolgten Hutten (§ 22), der in Basel bei seinem ehemaligen Freunde vorsprechen wollte, die Tür.

Reuchlin 1455—1522

§ 21. Johann Reuchlin. In Johann Reuchlin (mit griechischem Namen Capnion = kleiner Rauch, Räuchlein) erscheint uns die wissenschaftlich-forschende und wissenschaftlich-streitende Richtung verkörpert.

Geboren 1455 zu Pforzheim als Sohn eines Dienstmannes der Dominikaner, kam er wegen seiner schönen Stimme an den markgräflich badischen Hof und gewann hier die Mittel, 1470 seine Studien in Freiburg zu beginnen; dann zog er mit dem Sohne des

Markgrafen Karl nach Paris, wo er zuerst die griechische Sprache lernte und unter Wessel Gansfort (II, § 305) sich dem Studium der Bibel zuwandte. Im Jahre 1474 begab er sich nach Basel und arbeitete ein lateinisches Wörterbuch aus, das in siebenundzwanzig Jahren dreiundzwanzig Auflagen erlebte. In seinen griechischen Vorlesungen von den Mönchen gestört, ging Reuchlin abermals nach Paris, wo er sich seinen Unterhalt durch Abschreiben griechischer Schriften erwarb; dann widmete er sich in Orleans und Poitiers der Rechtswissenschaft und verfaßte daneben eine griechische Grammatik. Im Jahre 1481 ließ er sich in Tübingen nieder, wurde Doktor der Rechte und Universitätslehrer und begleitete Graf Eberhard im Bart als geheimer Rat nach Italien. Hier machte er die Bekanntschaft des Marsilius Ficinus, des Pico von Mirandola u. a. (§ 16), von denen er zu weiteren wissenschaftlichen Forschungen und namentlich zum Studium der hebräischen Sprache und der jüdischen Kabbala (II, § 184) angeregt wurde. Nach seiner Rückkehr wurde er Assessor des Hofgerichts in Stuttgart und Anwalt des Dominikanerordens in ganz Deutschland, ein Ehrenamt, das er neunundzwanzig Jahre bekleidete. Als sein Gönner, Graf Eberhard im Bart, 1496 starb und der Nachfolger seinen erbittertsten Feind zum Kanzler machte, glaubte sich Reuchlin in Stuttgart nicht länger sicher und folgte daher einer Einladung Johanns v. Dalberg nach der Universität Heidelberg, wo er als Freund dieses gelehrten Bischofs und als Bibliothekar und täglicher Gesellschafter des Kurfürsten Philipp ein heiteres, durch geistige Tätigkeit gehobenes Leben führte; er verfaßte hier ein Handbuch des Zivilrechts und eine kurze Weltgeschichte nach dem System der vier Weltmonarchien. Nach dem Thronwechsel in Württemberg kehrte Reuchlin 1499 nach Stuttgart zurück und wurde 1502 Richter des Schwäbischen Bundes. Seine umfassenden Kenntnisse des Hebräischen veranlaßten ihn, 1506 die erste brauchbare Grammatik dieser Sprache (rudimenta linguae hebraicae) herauszugeben. Schon früher (1494) war als Frucht seines Studiums der Kabbala das Werk „vom wundertätigen Wort“ erschienen; ihm folgte 1517 ein zweites über die Geheimlehre der Kabbala. Wegen der Besetzung Württembergs durch den Schwäbischen Bund (§ 56) ging Reuchlin 1519 nach Ingolstadt, kehrte aber schon 1521 nach Stuttgart zurück und starb am 30. Juni 1522 in Bad Liebenzell.

Reuchlinistenfehde

Reuchlin hat sich die größten Verdienste um Förderung des lateinischen, griechischen und besonders des hebräischen Sprachstudiums erworben; der eigentliche Vorkämpfer der freien wissenschaftlichen Forschung aber wurde er durch seinen Streit mit den Dominikanern in Köln (die Reuchlinistenfehde).

Johann Pfefferkorn, ein getaufter Jude, verfolgte seine ehemaligen Glaubensgenossen mit fanatischem Haß und richtete Bittschriften an Kaiser Maximilian, um die gewaltsame Bekehrung der Juden zu erwirken. Die Dominikaner in Köln unterstützten ihn und erlangten eine Verordnung des Kaisers, daß diejenigen Schriften der Juden, „welche Schmähungen gegen das Christentum enthielten“, von der Obrigkeit jedes Ortes verbrannt werden sollten. Als die Ausführung dieses Befehls Hindernisse fand, weil die Ortsbehörden den Inhalt dieser Schriften nicht kannten und folglich keine Auswahl zu treffen vermochten, wurde die Sache dem Erzbischof von Mainz als Reichserzkanzler übertragen, der Reuchlin als den besten Kenner des Hebräischen um ein Gutachten anging. Dieser verfaßte hierauf 1510 den „Ratschlag, ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abtun und verbrennen solle“, worin er sich dahin aussprach: 1. Der Talmud (II, § 184), Auslegung der 613 in den fünf Büchern Mosis enthaltenen Gebote und Verbote, enthalte die ganze Theologie, Jurisprudenz und Medizin der Juden, werde aber von ihnen selbst selten verstanden und könne deshalb nicht viel schaden. 2. Die Kabbala bedürfe keiner Rechtfertigung: Papst Alexander VI. habe sie als dem christlichen Glauben förderlich erkannt, Sixtus IV. ins Lateinische übersetzen lassen. 3. Die Kommentare zum Alten Testament seien die nützlichsten Vorarbeiten für die christlichen Ausleger. 4. Gesang- und Predigtbücher zu verbrennen, liege nirgends ein Recht vor; die Juden hätten freie Religionsübung; man solle zehn Jahre lang auf allen Universitäten Hebräisch lehren, dann werde man imstande sein, die Juden auf ihrem Felde zu widerlegen und zu bekehren. Gegen dieses Gutachten verfaßte Pfefferkorn den „Handspiegel“, eine heftige Schmähschrift, worin Reuchlin der Bestechung, Fälschung, Betrügerei und Unwissenheit beschuldigt wurde, und gab dadurch dem Angegriffenen Gelegenheit, in der trefflichen Selbstverteidigung, dem „Augenspiegel“, sich und sein Gutachten zu rechtfertigen. Nun brachte der Prior der Kölner Dominikaner, der Ketzermeister Jakob von Hoogstraten, den Streit vor die Universitäten von Köln, Paris und Löwen. Da alle drei den „Augenspiegel“ verdammten, forderte Hoogstraten den Verfasser vor sein Gericht nach Mainz. Da appellierte dieser an den Papst und wurde vom Bischof von Speier, dem der Papst die Entscheidung übertrug, freigesprochen. Hoog-

straten erwirkte eine Wiederaufnahme des Prozesses in Rom, Reuchlin aber fand Unterstützung bei dem Kaiser, dem Kardinal-Bischof von Gurk, dem Kurfürsten von Sachsen, dem Herzog von Bayern, dem Markgrafen von Baden, 5 Bischöfen, 13 Äbten und 53 Reichsstädten. Indes, je mehr Reuchlins Sache in den Augen der Gebildeten gewann, desto heftiger wurde der Grimm der Kölner. Sie erklärten die griechische Sprache für die Mutter aller Häresie und das Erlernen des Hebräischen für eine Hinneigung zum Judentum und suchten durch die Drohung, sich an ein allgemeines Konzil wenden zu wollen, auf die Entscheidung in Rom einzuwirken. Trotzdem schlug der Papst den Prozeß nieder: so endete dieser Federkrieg, in dem alle Freunde der Bildung auf Reuchlins Seite standen und die Sache der freien Wissenschaft kräftig verfochten, zugunsten des Humanismus. Nach Luthers Auftreten wurde der Prozeß freilich wieder aufgenommen, und nun wurde Reuchlin zum Schweigen verurteilt.

1514 1520

Epistolae obscurorum virorum

Die zahlreichen Zustimmungsbriefe, die ihm zugegangen waren, hatte Reuchlin 1514 als epistolae clarorum virorum herausgegeben. Als Gegenstück dazu erschienen 1516 und 1517 die epistolae obscurorum virorum, die Dunkelmännerbriefe, bei deren Abfassung, neben dem Haupturheber Crotus Rubeanus, namentlich Ulrich von Hutten, aber auch Mutian und andere Mitglieder des Erfurter Kreises (§ 19) tätig waren. (Neuerdings wird als Verfasser des ersten Teils Crotus, als der des zweiten Hutten, sonst niemand weiter angenommen.) Sie geben sich als Briefe von Anhängern der Kölner an den Magister Ortwin Gratius, sind im mönchischen Küchenlatein geschrieben und stellen die Dummdreistigkeit der Bettelmönche, ihre gemeine Sittenlosigkeit und ihr Zetergeschrei über die Ketzerei der Humanisten so treu dar, daß die Dominikaner anfangs die Satire gar nicht merkten, sondern selbst das Buch verbreiteten, gegen das sie nachher vergeblich Bannflüche aufboten.

Hutten 1488—1523

§ 22. Ulrich von Hutten. **Ulrich von Hutten, aus einem fränkischen Rittergeschlechte, war der kühnste und kräftigste nationale Kämpfer für die neue Bildung und für die Unabhängigkeit Deutschlands von jeder fremden Macht, vor allem der des Papstes.**

Geboren am 21. April 1488 auf Schloß Steckelberg in Franken, wurde er von seinem Vater zum Geistlichen bestimmt und früh dem Kloster Fulda übergeben. Er entfloh jedoch mit Hilfe seines Freundes Crotus Rubeanus 1505 aus dem Kloster; dadurch verlor er die Gunst seines Vaters und mußte nun, „ein zweiter Ulysses“, unter Mühsal und Armut lange umherirren. Von Unterstützung lebend, besuchte er die Universitäten Köln, Erfurt, Frankfurt a. O., Leipzig, Greifswald, Rostock, Wittenberg, Wien; darauf ging er 1512 nach Italien; vom Mangel gezwungen erwarb er sich sein Brot als gemeiner Soldat im Heere Maximilians bei dessen Feldzug gegen Venedig (II, § 334), war aber dabei immer geistig tätig. Zurückgekehrt richtete er seine scharfe Feder gegen den Herzog Ulrich von Württemberg, den Mörder seines Vetters Hans von Hutten (§ 56); das führte zu einer Versöhnung mit seiner Familie, von der er nun die Mittel zu einem zweiten Aufenthalt in Italien erhielt. Nach dem Wunsche des Vaters sollte er die Rechte studieren, dazu fehlte ihm aber die Neigung: immer lebhafter erfüllte ihn vielmehr der Wunsch, seine ganze Geisteskraft der Befreiung seines Vaterlandes zu widmen. Unter den Leiden einer drückenden Krankheit, unter der Last der Armut und Verfolgung schritt er ohne Wanken vorwärts. In Gedichten, Satiren und Flugschriften geißelte er die Juristen und das römische Recht, die Unsittlichkeit und geistige Versunkenheit der Priester und Mönche und die Albernheit der unpraktischen Schulgelehrten. An dem Reuchlinistenstreit nahm er lebhaften Anteil und war besonders empört über die Ausbeutung Deutschlands durch die päpstlichen Finanzkünstler. Schon war sein Ruhm weit erklungen, und der Dichterlorbeer, von Peutingers schöner Tochter geflochten und von Kaiser Maximilian zu Augsburg ihm aufgesetzt (1517), umkränzte bereits sein Haupt, als ihn der um Künste und Wissenschaften hochverdiente Erzbischof Albrecht von Mainz an seinen Hof berief. Allen Warnungen zum Trotz nahm Hutten die Einladung an und entsagte dem freien Dichterleben zu derselben Zeit, als Luthers Kampf gegen Rom anhub und in Huttens Seele die stärksten Anklänge fand. Nicht lange konnte er dem Drange widerstehen, seine freudige Teilnahme für die Reformation zu bekunden; er gab die Schrift Vallas über die Unechtheit der konstantinischen Schenkung (§ 16) heraus und wagte es, sie dem Papste zu widmen; in den Dialogen „die Anschauenden“ und „Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit“ schleuderte er die heftigsten Angriffe gegen den Papst, dessen Herrschsucht Deutschland seit Jahrhunderten in schmählichster Knechtschaft unterdrücke. Dies Auftreten machte seine Stellung in Mainz unhaltbar: Leo X. forderte seine Auslieferung, Albrecht von Mainz entzog ihm seinen Schutz; da begab sich Hutten zu seinem Freunde Franz von Sickingen auf die Ebernburg bei Kreuznach, die Zufluchtsstätte verfolgter Reformationsfreunde (§ 37). In heftigen

1520

Sendschreiben rief er von hier aus den Kaiser, die Fürsten, das Volk zum Freiheitskampfe gegen Rom auf und bediente sich dabei neben dem Latein auch der deutschen Volkssprache. Hierher gehört besonders die „Klag und Vermahnung wider die übermäßige, unchristliche Gewalt des Papstes“, die zu der Zeit erschien, als der Reichstag zu Worms (§ 34) die Gemüter in Aufregung hielt. Durch diese Schriften wie durch sein Leben geht ein Sturm, der aus einem tief leidenschaftlichen Gemüte stammt und eine Revolution anfachen möchte; die Freiheit und die nationale Einheit in kirchlicher und politischer Hinsicht soll mit Gewalt erkämpft werden; die unruhigen Bewegungen, die sich hier und da unter den Bauern zeigen, scheinen ihm nicht unwillkommen zu sein. Da mißglückte Sickingens Zug gegen den Erzbischof von Trier (§ 37), und Hutten mußte nach der Schweiz flüchten; Erasmus wies ihn in Basel ab, Zwingli nahm ihn in Zürich freundlich auf. Indes Elend, Krankheit und der ungestüme Drang seiner Feuerseele stürzten ihn in ein frühes Grab: er starb im 36. Jahr seines Lebens auf der Insel Ufnau im Züricher See, wohin er sich auf Anraten Zwinglis begeben hatte, „nichts hinterlassend“, wie Zwingli schrieb, „als eine Feder“.

29. Aug. oder 1. Sept. 1523

Aber diese Feder hatte der kleine, schmächtige, unscheinbare Mann mit den blassen, strengen Gesichtszügen, dem blonden Haar und dunkeln Bart, zeitlebens geführt im Dienste der nationalen Idee; nie ist er zu einem ruhigen Leben gekommen, weil sein glühender Patriotismus ihn immer wieder zum Kampfe gegen die Mächte aufrief, unter deren Druck sein Vaterland seufzte: sein Wahlspruch war: „Ich hab's gewagt!“ Und trotz allem persönlichen Unglück beseelte ihn eine freudige Siegeszuversicht, mit der er einst ausrief: „O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Freude zu leben: die Studien blühen, die Geister regen sich!“

Drittes Kapitel.

Die Anfänge der Reformation (bis 1520/23).

A. Die kirchlichen und religiösen Zustände.

Notwendigkeit steter Reform

§ 23. Die stets wiederkehrende Notwendigkeit der Reform. Die kirchlichen Zustände. Bei allen großen, auf sittlichen Grundlagen ruhenden Einrichtungen entsteht allmählich ein Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit. Wenn Ideen ins Leben treten sollen, müssen sie bestimmte Formen annehmen, und diese Formen, die eigentlich nur eine Art Notbehelf sind, überwuchern und erdrücken nur zu leicht die ursprünglichen Ideale und werden zur Hauptsache; dann ist ein Verjüngungsprozeß nötig, durch den das Edelmetall wieder von den Schlacken gesäubert wird. Wenn irgendwo, gilt das für die Religion. Ihrem eigentlichsten Wesen nach ruhend auf dem persönlichsten Empfindungsleben des Menschen, bedarf sie bei ihrer Betätigung nach außen bestimmter Formen, zumal diese Betätigung eine Gemeinschaft mit Gleichgestimmten sucht. Daraus folgt die Notwendigkeit rechtlicher Organisation dieser Gemeinschaft, die Aufstellung von Dogmen über das Wesen des Göttlichen, die Festlegung von Normen für den Gottesdienst; damit ist ein Zug zur Verweltlichung und Veräußerlichung gegeben. Deshalb sind immer und immer wieder Reformationen nötig, in denen man sich auf die ursprünglichen Ideen besinnt, und zugleich eine den veränderten Verhältnissen entsprechende Weiterbildung erfolgt. Solche mehr oder weniger weitgreifende Reformationen hat auch das Mittelalter gesehen; dahin gehört die Tätigkeit des Bonifatius (II, § 65), der Cluniacenser (II, § 132), der Cistercienser und Prämonstratenser (II, § 196), der Bettelmönche (II, § 223) u. a. Hatten sich diese im ganzen auf einzelne Einrichtungen (weltlicher Besitz, Mönchtum) bezogen, so erstreckte sich die

letzte große Reformbewegung des Mittelalters auf die ganze Kirche; sie wollte eine Reform an Haupt und Gliedern, vor allem eine Einschränkung der monarchischen Machtfülle des Papstes (II, § 307, 309) und Verringerung der nach Rom fließenden Abgaben (II, § 313); daneben aber sehnten sich ernstere Geister nach einer mehr innerlichen Religionsübung (II, § 305). Indes die Hoffnungen, mit denen die Christenheit die großen Konzilien begrüßt hatte, waren gescheitert.

Papsttum

Das Papsttum hatte den seiner Stellung so gefährlichen konziliaren Gedanken überwunden, und besonders in Deutschland war seine Herrschaft neu gefestigt (II, § 313). Der innere Widerspruch zwischen dem Handeln der Päpste und dem Anspruch, daß sie die Nachfolger des duldenden Heilands seien, daß der allmächtige Gott sich in ihnen verkörpere, blieb jedoch bestehen, ja verschärfte sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es ist ja die Zeit der besonders weltlich gesinnten Päpste, der Päpste, die sich in erster Linie als Fürsten fühlten, die, wie die weltlichen Territorialherren, entweder für ihre Familie Fürstentümer schufen oder den Kirchenstaat gründeten (II, § 323, 334). Es sind die Päpste, die sich völlig der neuen, weltlich-humanistischen Bildung hingaben (§ 16), denen die heidnischen Götter nicht viel weniger galten als der Heiland. Es sind endlich die Päpste, die in ihrem persönlichen Leben alle Schranken des Sittengesetzes durchbrachen: Sixtus IV. hatte, um für seinen Neffen Riario zu sorgen, Anteil an der Verschwörung der Pazzi in Florenz (II, § 325 und ließ einen Colonna ermorden; von Innocenz VIII. sagte ein Spottvers, daß er acht Knaben und ebenso viel Mädchen gezeugt habe und deshalb mit Recht der Vater Roms genannt werden könne; Alexander VI. traute man jedes Verbrechen zu, und sein Sohn Cesare beging unter seinen Augen die ruchlosesten Schandtaten (II, § 323); Julius II., der Gründer des Kirchenstaates, war in alle Welthändel verstrickt und legte selbst das Schwert des Kriegsmannes an, z. B. beim Sturm auf Mirandola, Ulrich von Hutten nannte ihn übertreibend einen „Banditen, den alle Laster beflecken"; der schönheitstrunkene, kunstliebende Leo X. führte das üppige und prunkvolle Leben eines Renaissancefürsten. Es war sehr schwer, in diesen Männern die idealen Vertreter Gottes zu sehen, und doch sollte das geschehen auf Grund der Theorie, die hier wie in jedem Priester die Wertung des Amtes von dem Verhalten seines Trägers vollständig trennte, jener Theorie, welche die Priester zu einzigen Verwaltern des Heils machte, da ohne ihre Vermittlung dem Christen kein Weg zu Gott offen stehe und von ihnen die Bedingungen für Verteilung der ihnen überwiesenen Gnadengaben Gottes festgesetzt würden.

1471–1484
1484–1492
1492–1503
1503–1513
1513–1521

Päpstliche Erpressung

Und dabei bestand fort und wurde noch weiter entwickelt jenes päpstliche Erpressungssystem (II, § 304), gegen das sich die Opposition der Konzilien gerichtet hatte; es ruhte wie früher auf der übermäßigen Zentralisation der Kirchenregierung, auf dem Verfügungsrechte des Papstes über die geistlichen Stellen, das in England, Frankreich (pragmatische Sanktion von 1438, II, § 351) und Spanien (Konkordat von 1482, II, § 340) durch den Staat eingeschränkt, in Deutschland aber fast unbeschränkt war, sowie auf der Ausbeutung der veräußerlichten Frömmigkeit. Wir haben diese Finanzkünste (Konfirmationen, Bestätigungen, Annaten, Provisionen, Vergebung erledigter Pfründen, Exspektanzen, Kommenden, Pallienverleihung, Besetzung der in ungeraden Monaten erledigten niederen Stellen, Vernichtung kirchlicher Wahlen, fructus medii temporis, Spolienrecht, Appellationen, Dispense, Ablässe, Türkenzehnten, Jubeljahre) schon früher (II, § 304) kennen gelernt und können uns deshalb hier auf die Bemerkung beschränken, daß in Rom für all und jedes Amt und jede kirchliche Gnadengabe gezahlt werden mußte, daß es z. B. feststehende Taxen für die Sühne aller Verbrechen gab. Besonders ergiebig waren die Ablässe, die an Stelle von Wallfahrten erhobenen Zahlungen und die Türkenzehnten. Diese finanzielle Ausbeutung des Heiligsten erregte nicht bloß Anstoß bei den Vertretern ernster Frömmigkeit: die Ausplünderung des Volkes erbitterte auch vom wirtschaftlichen und nationalen Standpunkte aus. Der Deutsche Reichstag beschloß z. B. einmal, daß der Ertrag der Türkenzehnten nicht nach Rom gebracht, sondern unter sicherem Verschluß in Deutschland bleiben solle und nur auf Befehl von Kaiser und Reichstag herausgegeben werden dürfe. Dieser Beschluß bekundet die Überzeugung, daß die gesammelten Gelder nicht zu dem vorgeschobenen Zwecke Verwendung finden würden; und in der Tat wurde ja eben die Frömmigkeit gebrandschatzt für ganz unfromme Ausgaben: für den Unterhalt des glanzvollen päpstlichen Hofhalts, für ein üppiges Genußleben der Prälaten, für die Pflege der Kunst, für die zahlreichen Beamten, die am päpstlichen Hofe einträgliche Stellen bekleideten, für die in der Umgebung des Papstes und der Kardinäle lebenden Kurtisanen (Höflinge), die nach Pfründen und andern Vorteilen jagten.

Bischöfe

Wie am Mittelpunkte der Kirche die weltlichen, die finanziellen Interessen das geistliche Amt erstickten, so galt Ähnliches auch für die Bischöfe. Gewiß gab es unter ihnen ernste und tüchtige Männer, indes auch sie waren in die weltlichen Interessen verstrickt und mußten sich schon wegen der nach Rom zu zahlenden Abgaben an ihren Diözesanen schadlos halten. Vielfach aber dienten die Bischofstühle nur als Einnahmequellen für vornehme Prälaten, für die jüngeren Söhne fürstlicher Familien, vielfach wurden mehrere Bistümer in eine Hand gegeben; dann lebten die Bischöfe im Guten und im Bösen als große Herren und überließen ihre geistlichen Funktionen untergeordneten Organen. Auch die höheren Geistlichen der Domkirchen, die Mitglieder der Kapitel, gingen zumeist aus dem Adel hervor und lebten wie ihre weltlichen Standesgenossen. Dabei waren, wie schon gesagt, die Bischöfe in Spanien, Frankreich und England im ganzen dem Papste gegenüber verhältnismäßig selbständig, hegten die episkopalen gegen die papalen Ideen (II, § 222) und vertraten auch nationale Interessen; hier verdankten die Bischöfe ihre Ernennung mehr dem Staate als der Kurie; dazu durften in diesen Ländern päpstliche Erlasse nur mit königlicher Genehmigung (Placet) veröffentlicht werden. Abhängiger vom Papste waren die deutsche Kirche und die deutschen Bischöfe; die immer wiederholten Beschwerden (Gravamina) der deutschen Nation gegen den päpstlichen Hof gewannen keine praktische Bedeutung; nur die Landesherren waren nicht ohne Erfolg bemüht, ihren Einfluß in kirchlichen Dingen zu steigern, z. B. in Brandenburg und Sachsen betreffs der Besetzung der nicht reichsunmittelbaren Bistümer. Wo es unvermeidlich war, ließ man in Rom eben, wie bei Kaiser Friedrich III. (II, § 313) und den westeuropäischen Höfen, die Fürsten teilnehmen an den Vorteilen des ganzen Systems.

Pfarrer

So übten auch auf die Einsetzung der Pfarrer neben den kirchlichen Instanzen die Landesherren und der Adel kraft staatlicher, grundherrlicher und Vogteirechte maßgebenden Einfluß. Unter diesen Pfarrern, die durch eine weite Kluft von der hohen Geistlichkeit getrennt waren, gab es tüchtige Männer; aber sehr viele entsprachen weder in ihrer geistigen Bildung noch in ihrer sittlichen Führung den Anforderungen ihres Amtes. Vielfach waren sie für ihr Amt gar nicht vorgebildet (es wird von durch ein Pfarramt versorgten Köchen, Stallknechten, Spaßmachern hoher Prälaten gesprochen), vielfach mußten sie wegen ihrer geringen Einkünfte darauf denken, Geld aus den geistlichen Funktionen (Taufe, Ablaß, Begräbnis usw.) herauszuschlagen; es wurden Pfründen in einer Hand gehäuft, mit denen der Inhaber Handel trieb; es wurde den Pfarrern das Herumtreiben in den Schenken vorgeworfen, und besonders verhängnisvoll wirkte die widernatürliche Ehelosigkeit; sie führte zum Konkubinat, und vielfach wurde dieses sogar von den Gemeindemitgliedern gern gesehen zum Schutz ihrer Frauen und Töchter. Die Literatur (Narrenschiff, Reinecke Fuchs, Geiler von Kaisersberg, II, § 266) ist voll von Klagen über die Geistlichen. Dazu kam, daß die geordnete Seelsorge und Pfarrverwaltung gestört wurde durch das Eingreifen der Bettelmönche, die das Recht hatten, überall Messe zu lesen, Beichte zu hören und Ablaß zu erteilen. Besonders beliebt beim Volke waren die Minoriten: ihnen vertraute man, zumal wenn sie von Ort zu Ort zogen, lieber bedenkliche Beichtgeheimnisse an als dem ortsansässigen Pfarrer.

Mönche

Dabei waren freilich auch die Mönche aller Orden zum guten Teil ungebildete Leute; auch ihr Leben entsprach den Regeln in sittlicher Beziehung nicht; die Klöster, namentlich auch die Nonnenklöster, galten als Stätten der Unzucht. Das Klosterwesen verfiel in Mißachtung, Mönche und Nonnen wurden in der satirischen Literatur scharf angegriffen, aber auch hier galt schließlich die Scheidung von Amt und Person. Daß man die Notwendigkeit der Besserung erkannte, geht aus den Reformversuchen des 15. Jahrhunderts hervor, in denen man zum Teil mit Hilfe der weltlichen Gewalt eine Erneuerung des Klosterlebens, eine Rückkehr zu der alten Regel erstrebte. Dahin gehört die im Benediktinerorden entstandene Bursfelder Kongregation, die vom Kloster Bursfelde an der Weser ausging, die Kongregation der Observanten im Dominikaner- und Franziskanerorden, hier vor allem gefördert durch den hochgefeierten Bußprediger Bernhardin von Siena († 1444) und den eifrigen Prediger des Türkenkrieges Johann von Capistrano († 1456), sowie die Kongregation der Augustiner-Eremiten. Heilsam wirkte die Tätigkeit ernster Äbte, wie des Trithemius von Spanheim, und mehrfach wurden verlotterte Nonnen und Mönche ausgetrieben und durch reformierte ersetzt; auch die Brüder vom gemeinsamen Leben (II, § 305) und Savonarola (II, § 325) sind hier zu nennen. Aber das blieb doch im ganzen nur vereinzelt und bewegte sich im Rahmen der bisherigen Anschauungen über das Klosterwesen und seine Ideale.

Stellung der Geistlichen zum Staate

Innerhalb des Staates bildeten dabei die Geistlichen eine Organisation für sich: für das Kirchengut nahmen sie Steuerfreiheit in Anspruch, für ihre Person aber waren sie den staatlichen Gerichten entzogen und unterstanden nur den geistlichen. Ja diese geistlichen Gerichte griffen vielfach in die staatliche Sphäre hinüber, da ja jeder Staatsuntertan zu-

gleich Glied der Kirche war und sich für die Geistlichen sehr leicht Handhaben boten, die Rechtspflege auch da an sich zu ziehen, wo sie eigentlich dem Staate zustand. Sollte doch jede Partei die andere vor das geistliche Gericht fordern dürfen, wenn sie glaubte, beim weltlichen nicht Recht zu finden. Daraus mußten Konflikte entstehen; es war eine alte Forderung der Reformer, daß die Verbrechen der Geistlichen von den ordentlichen Gerichten abgeurteilt werden sollten (II, § 310). Auch dadurch besaß die Kirche in Staat und Gesellschaft einen großen Einfluß, daß eine Reihe von Aufgaben, die heute mindestens zum größten Teil Staat und Gemeinden übernehmen, soweit sie überhaupt erfüllt wurden, fast ausschließlich ihr zufielen. Dahin gehört der Unterricht bis zu den Universitäten hinauf; die Erziehung war durchaus kirchlich, und wenn der Humanismus eine neue weltliche Bildung schuf, so beschränkte sich diese auf verhältnismäßig kleine Kreise und hatte doch vielfach Geistliche zu ihren Trägern. Weiter gehört hierher die Fürsorge für die Armen und Kranken, deren Pflege eine Pflicht der Orden und geistlichen Brüderschaften war.

Ergebnisse

Alles in allem ist der Einfluß der Kirche im öffentlichen Leben sehr groß; sehr groß die Macht des Papstes innerhalb der Kirche. Doch macht sich überall das Bestreben der Staatsgewalten geltend, Einfluß auf die kirchliche Ordnung zu gewinnen. Träger dieser staatlichen Bestrebungen ist, entsprechend der seit dem Ausgang der staufischen Zeit eingetretenen Entwicklung (II, § 274, 298, 397), außerhalb Deutschlands das erstarkende Königtum, in Deutschland das Landesfürstentum; es ergab sich also eine Tendenz zum Landeskirchentum. Gefördert wird diese durch den Widerspruch zwischen Idee und Praxis, der am päpstlichen Hofe herrschte, besonders durch die finanziellen Maßnahmen der Kurie. Innerhalb der Geistlichkeit aber, der hohen wie der niedern, gab es zahlreiche, für ihr Amt völlig ungeeignete Elemente, deren geistige Bildung sehr tief stand, die in keiner Weise als Vorbilder eines religiös-sittlichen Lebens dienen konnten, während zugleich die kirchliche Gerichtsbarkeit die schwersten Mißbräuche aufwies. Aber eine andere Vermittlung zwischen Gott und den Menschen als eben diese Kirche gab es nicht, eine andere Aneignung des Heils als durch die von den Priestern verwalteten Sakramente war ausgeschlossen.

Charakter der Frömmigkeit

§ 24. Die volkstümliche Frömmigkeit. So großen und berechtigten Widerspruch die kirchliche Verfassung hervorrief, so scharfe Angriffe auch gegen das Leben der Geistlichen erhoben wurden, so schroff der Gegensatz zwischen der von den Priestern beanspruchten Vorzugsstellung und ihrem priesterlichen Pflichtbewußtsein auch war: die Frömmigkeit, wie man sie nun einmal verstand, ist kaum je größer gewesen, die religiösen Bedürfnisse des Volkes kaum je lebhafter als im 15. Jahrhundert. Das gilt mehr noch für Deutschland, als für Italien, Spanien und Frankreich. Diese Frömmigkeit stand aber im allgemeinen unter dem Zeichen bequemer Veräußerlichung und eines grobsinnlichen Glaubens oder Aberglaubens und ruhte auf einer Fälschung der sittlichen Begriffe oder bewirkte diese; daneben war allerdings die Sehnsucht nach einer tieferen innerlichen Anerkennung des Heils nicht geschwunden.

Veräußerlichung der Frömmigkeit

Die entscheidende Frage: wie entgeht der Sünder dem göttlichen Strafgericht, wie erwirbt er die ewige Seligkeit? war je länger je mehr dahin beantwortet, daß an Stelle der inneren Buße und Zerknirschung, an Stelle der inneren Wiedergeburt, der Besserung des Gesamtwillens, der persönlichen Aneignung des Glaubensinhalts die Befolgung kirchlicher Vorschriften, die Leistung äußerer Werke, die Anerkennung von Glaubenssätzen getreten war. Wie schon früher (II, § 304) gesagt, liegt in jeder Religion die Tendenz zu dieser Entwicklung: sie ist bequem für die Geistlichen, an deren geistige Leistung dabei keine hohen Ansprüche gestellt werden, bequem auch für die Masse der Frommen, deren Verständnisse diese Form religiöser Betätigung viel näher liegt als die rein geistige; sie fördert die kirchliche Herrschaft, da sie eine leichte Kontrolle der „Frommen" ermöglicht, sie bringt der Kirche in den geforderten Leistungen materiellen Gewinn. Kirchenbesuche, Gebete, Opfergaben, fromme Stiftungen, Wallfahrten und gute Werke waren von jeher Äußerungen der Frömmigkeit gewesen; eine besondere Ausbildung erhielt dieses ganze System durch die Entwicklung der Lehre vom Ablaß.

Ablaß

Ursprünglich war der **Ablaß** (Indulgenz) der Erlaß einer kirchlichen Strafe oder Buße, der dem Reuigen zuteil werden sollte, wenn er (als äußere Zeichen der die Sündenvergebung wirkenden Reue) gute Werke, wie Gebete, Fasten, Wallfahrten, Almosen u. dgl. aufweisen konnte. Wie nun das Wergeld (die vom Gericht verhängte Bußzahlung), das ursprünglich ein Abkauf der „Fehde" und der Friedlosigkeit war (II, § 13), zur eigentlichen Gerichtsstrafe und Sühneleistung an den Verletzten wurde, so wurden auch diese guten Werke nicht mehr als äußere Zeichen innerer Buße, sondern direkt als Kirchenstrafen, ja als Sühneleistungen gegen den verletzten Gott angesehen; man konnte damit schwerere Strafen, namentlich auch die des Fegefeuers, abkaufen. Allmählich bildete sich dann der Gedanke aus, daß man solche guten Werke auch für andere leisten könne, und daß an die Stelle der guten Werke auch bequemere Leistungen, vor allem Geldzahlungen, treten könnten. Auf die Weiterentwicklung übte endlich großen Einfluß die Lehre von dem Schatz überschießender Verdienste, die Christus, Maria und die Heiligen erworben hätten; dieser Schatz sei im Besitze der Kirche und werde vom Papste verwaltet, der Gläubige könne Anteil an diesem Schatze durch eigene Werke gewinnen. Solche Werke blieben zunächst Gebete, Besuch gewisser Kirchen, Wallfahrten, fromme Stiftungen usw., aber allmählich traten die diese ersetzenden Geldzahlungen in den Vordergrund; abgekauft sollten eigentlich nur die zeitlichen Kirchenstrafen werden, dann sollte dadurch das Fegefeuer verkürzt werden, schließlich galten sie im Volksbewußtsein einfach als die Mittel zur Erwerbung der Seligkeit. Nun wurden die Ablässe in ihrer Wirkung abgestuft für kürzere und längere Zeiten, für schwerere und geringere Sünden und angeknüpft an bestimmte Kirchen, Reliquien und Festtage; die bedeutendsten Ablässe waren die Jubelablässe, die gewährt wurden in den Jubeljahren (II, § 304) für eine Wallfahrt nach Rom und den Besuch der sieben römischen Hauptkirchen. Um aber auch denen, die nicht nach Rom gehen konnten, Anteil an diesem großen Ablaß zu verschaffen, wurde an die Stelle der Romfahrt der Besuch heimischer Wallfahrtsorte (z. B. in manchen Städten der von sieben Kirchen oder auch sieben Altären) gesetzt, schließlich auch nach dem Vermögen abgestufte Geldzahlungen. Die ganze Sache vergröberte sich immer mehr: man konnte Ablaß für viele Tausende von Jahren, für künftige Sünden usw. erlangen; naturgemäß wurde die gröbere Auffassung im Volke immer mehr vorherrschend, zumal da sie, wie gesagt, für Priester und Sünder so sehr bequem war.

Massenhaftigkeit der frommen Leistungen

Damit hängt nun zusammen die **Massenhaftigkeit** der „frommen" Leistungen, die im 15. Jahrhundert immer mehr zunahm. An Kirchen und Kapellen war kaum irgendwo Mangel, und doch wurden fortdauernd neue gestiftet; natürlich gehörte dazu dann auch ein übergroßes geistliches Personal und eine Überfülle gottesdienstlicher Tätigkeit: in Köln sollen täglich mehr als 1000 Messen gelesen worden sein. Die Kirchen wurden immer mehr mit kostbarem Schmuck ausgestattet, die Kirchenfeste vermehrt und immer glänzender gefeiert. Tausende und Abertausende nahmen an den Prozessionen teil, Wallfahrten im Lande und außerhalb (nach Rom, nach S. Jago in Spanien) waren etwas Alltägliches. Besonders ins Massenhafte ging das Beten. Überall entstanden Brüderschaften, deren Mitglieder sich gegenseitig Anteil an guten Werken, Seelenmessen und Gebeten sicherten: in Lübeck soll es 70, in Hamburg 100 gegeben haben; in den Städten gehörten die meisten Bürger solchen Brüderschaften an, manche, um recht sicher zu gehen, auch mehreren. Was für geistliche Schätze aufgespeichert wurden, davon zeugen die 6455 Messen, 3550 Psalter, 200000 Rosenkränze, 200000 Te Deum laudamus, 630 mal 11000 Vaterunser und Avemaria der Kölner Brüderschaft zu den 11000 Jungfrauen. Wer aufgenommen werden wollte, mußte 11000 mal das Vaterunser und Avemaria beten oder ein Jahr lang jeden Tag 32 mal. Ebenso ungeheuerlich sind die Ablässe: man konnte Ablaß erwerben für 14000, für 50000, für 500000 Tage im Fegefeuer usw., d. h. den Erlaß der Sündenstrafen, zu deren Abbüßung diese Zeiten nötig wären. Da der Ablaß vielfach an Reliquien haftete, so ging auch deren Sammeln ins Massenhafte. Interessant ist, daß zu den eifrigsten Sammlern der spätere Beschützer Luthers, Kurfürst Friedrich der Weise, und der humanistisch gesinnte Gönner Ulrichs von Hutten (§ 22), Albrecht von Brandenburg, Kurfürst von Mainz und Magdeburg, gehörten. Jener brachte es im Allerheiligenstift zu Wittenberg auf 5005 Stücke, jedes ausgestattet mit einem Ablaß von 100 Tagen, dieser in Halle auf 8933 Stücke und 42 ganze Körper mit zusammen über 39 Millionen Jahren Ablaß. Daß unter den Reliquien die absonderlichsten Dinge waren, wie Heu aus der Krippe, in der Jesus gelegen, Milch der Mutter Maria, ein Zweig des brennenden Busches, beweist doch nur, für wie wertvoll der Besitz von Reliquien angesehen wurde; dasselbe beweisen auch die Betrügereien, die bei wundertätigen Reliquien vorkamen, und die oft heftigen Streitigkeiten zwischen den Besitzern von Reliquien.

Heiligenverehrung

Der Reliquiendienst hängt eng zusammen mit der immer mehr zunehmenden Heiligenverehrung. Es zeigt sich hier das in allen Religionen zu beobachtende volkstümliche Bedürfnis, die Gottheit greifbarer, menschlicher zu machen. Aus diesem Bedürfnis sind die zahlreichen Götter des griechischen Olymp entstanden, ebenso die den Einen Allah verdrängenden Gottheiten der Araber (II, § 51); diesem Bedürfnis entsprach es, daß die Verehrung des unfaßbaren Gott-Vaters im christlichen Kultus zurücktrat hinter die des Gottessohnes, der zugleich Menschensohn war, und daß dann dessen Verehrung ersetzt wurde durch die der noch viel menschlicheren Heiligen. Dabei wirkte noch mit, daß man Christus vorwiegend als gestrengen Richter auffaßte, dem gegenüber man die Fürsprache der „lieben Heiligen" brauchte. Als beste Fürsprecherin erschien seine Mutter Maria, und so gewann denn der Mariendienst, der im Mittelalter auch aus dem Minnedienst Nahrung gezogen hatte, immer mehr Verbreitung; ihm besonders diente auch die neue Kunst der Renaissance mit ihren zahlreichen Madonnenbildern. Der Gedanke der unbefleckten Empfängnis, d. h. der Gedanke, daß Maria ohne Erbsünde geboren sei, seit dem 12. Jahrhundert aufgestellt und viel umstritten, gewann im 15. Jahrhundert durch das Baseler Konzil und Papst Sixtus IV. immer mehr Boden, und damit wieder hängt die zunehmende Verehrung ihrer Mutter Anna, der Großmutter des Heilands, zusammen. Im übrigen wurden die Heiligen vielfach als Nothelfer, nicht mehr bloß als Fürbitter, angesehen, wobei jeder seine besondere Spezialität hatte: der eine heilte Wunden, der andere schützte gegen Mißwachs, der dritte gegen Feuersnot, der vierte gegen Wassersnot usw.; jeder Beruf hatte seinen besonderen Patron, selbst der heiligen Anna wurde eine solche Spezialität, der Reichtum schaffende Bergbau, zugewiesen, wovon noch heute der Name der 1496 gegründeten Stadt Annaberg im Erzgebirge zeugt. Deshalb hat auch Luther sie von seiner Mansfelder Zeit her besonders verehrt.

Wundersucht

Bei der Reliquien- und Heiligenverehrung fand auch die Wundersucht der Zeit ihre Rechnung; die Heiligen mußten sich ja betätigen, und zwar nicht in der inneren Erbauung der Gläubigen, sondern in äußeren sichtbaren Zeichen. An den Wallfahrten nach besonders wunderkräftigen Stellen (zur schwarzen Mutter in Altötting, zum Haupt der heiligen Anna in Düren, zu den Heiligtümern in Aachen usw.) nahmen Tausende und Abertausende teil; wenn aber irgendwo neue Wunder auftauchten, so nahm die Volkserregung den Charakter krankhafter Ekstase an. So strömten 1475 trotz Abmahnung der Geistlichen ungezählte Wallfahrer, namentlich auch zahlreiche Knaben und Mädchen in fieberhafter Erregung zu dem heiligen Blut nach Wilsnack in der Mark Brandenburg. Hier sollten zuerst 1383 drei Hostien geblutet haben; Hus und mehrere Landessynoden hatten sich dagegen ausgesprochen, Papst Nicolaus V. aber 1453 das Wunder als wahr erklärt: jetzt ergriff dieser Glaube mit elementarer Gewalt die Massen. Auch dem Pfeifer von Niklashausen (im Taubergrund), dem die heilige Jungfrau erschien und der dann mit der Bußpredigt Angriffe gegen die Herrschenden und gegen die verweltlichte Kirche verband und damit neben den religiösen auch die sozialen Leidenschaften aufregte, strömten 1476 viele Tausende zu. Als der „heilige Jüngling" auf Befehl des Würzburger Bischofs gefangen genommen war, zogen noch 16 000 Wallfahrer gegen die Festung Marienberg bei Würzburg, doch wurden sie zersprengt und der Pfeifer als Ketzer verbrannt, die Kirche in Niklashausen aber niedergerissen (II, § 332). In den Jahren 1501 bis 1503 erregte das Kreuzwunder zuerst die Niederlande, dann ganz Deutschland: Kreuze, daneben auch die Marterwerkzeuge Christi, sollten vom Himmel auf die Kleider der Menschen herabgefallen sein als Zeichen des göttlichen Zornes, zu dessen Abwendung nun massenhafte Wallfahrten unternommen wurden.

Teufels- und Hexenglaube

Ein Widerspiel des Heiligenkultus und eine Abart dieser Wundersucht war der Teufels- und Hexenglaube. Man begnügte sich hier nicht mit einem Teufel, sondern bildete auch Spezialteufel aus. Vielfach wurden diese komisch behandelt, da man ihnen bei der Leichtigkeit der Sündenvergebung unschwer entgehen konnte, und so wird der „gefoppte Teufel" eine häufig wiederkehrende Figur der volkstümlichen Literatur. Im Hexenglauben aber nahm der Teufels- und Wunderglauben eine entsetzliche Form an. Durch Buhlen mit dem Teufel sollten die Hexen eine Unheil bringende Macht erhalten; die Inquisition richtete auch darauf ihr Augenmerk, und die ersten Hexenprozesse finden sich im 13. Jahrhundert in Frankreich. In Deutschland ist der Glaube erst verbreitet, seitdem Papst Innocenz VIII. in einer Bulle vom Jahre 1484 den Inquisitoren auch die Hexenverfolgung befahl; nun verfaßte 1488 der Inquisitor Jakob Sprenger den Hexenhammer (Malleus maleficarum) zur Unterweisung der Gerichte, und seitdem hat der wahnwitzige Hexenglaube fast drei Jahrhunderte fürchterliches Unheil gestiftet.

Überblickt man die Äußerungen volkstümlicher Frömmigkeit, so kann trotz vielfacher Mißachtung der Mönche und Priester von einer Lossage von der

Kirche im 15. Jahrhundert nicht die Rede sein. Man wird im Gegenteil ein besonders starkes religiöses Bedürfnis festzustellen haben; es suchte leidenschaftlich Befriedigung und ergriff die Mittel, die die Kirche bot, mit Eifer. Aber diese ganze Frömmigkeit war veräußerlicht und hatte zum Teil bizarre Formen angenommen; daß sie nicht wirklich befriedigte, das beweist wohl auch das Massenhafte der Leistungen, wodurch man sich über ihren inneren Unwert hinwegtäuschte, das beweist die Leidenschaft, mit der man sich den Wundern usw. auch da hingab, wo die Kirche sie verwarf.

Innerliche Frömmigkeit

Neben dieser veräußerlichten Frömmigkeit hatte sich nun aber in kleinen Kreisen auch eine innerliche erhalten. Ihre Vertreter, die geistlichen Brüderschaften und die Mystiker, haben wir schon an anderer Stelle (II, § 305) kennen gelernt; so mag hier nur betont werden, daß sie eine gemütvolle Aneignung des Heils ersehnten, daß sie die Religion als etwas rein Innerliches ansahen und in ein persönliches Verhältnis zu ihrem Gott treten wollten. Daneben kommen hier nun auch die Anregungen des Humanismus (§ 19) in Betracht: er stand den Wundern skeptisch gegenüber, neigte zu dieser geistigeren Frömmigkeit, ohne aber schroff mit der Kirche zu brechen.

Der Boden für die Reformation vorbereitet

Allüberall, in den gebildeten Kreisen wie in den von der kirchlichen Werkheiligkeit erfüllten Volksmassen, war der Boden für neue religiöse Anregung wohl vorbereitet; dringend aber forderten die Mißbräuche der kirchlichen Verfassung Abhilfe. Hierzu kam noch, daß auch die politische und wirtschaftliche Lage, besonders die der Ritter und Bauern (II, § 332), Stoff zur Unzufriedenheit bot und Sehn ucht nach Besserung erweckte. So ist es nicht zu verwundern, daß ein aus dem innersten Herzen kommender religiöser Notschrei weithin Widerhall fand und manche nichtreligiöse Nebentöne auslöste und mitklingen ließ.

B. Luthers Bruch mit der Papstkirche.

Dr. Martin Luther, geb. 10. Nov. 1483, gest. 18. Febr. 1546

§ 25. Luthers Entwicklung bis 1517. „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Berghauer worden: daher bin ich." Mit diesen oft nachgeschriebenen Worten hat Luther selbst seinen Ursprung bezeichnet, und die Gradheit und Zähigkeit des echten deutschen Bauern ist ein hervorstechender Zug in seinem Charakter geblieben. Die Heimat seines Geschlechts war Möhra, ein Dorf des Thüringer Waldes; von dort war des Reformators Vater, Hans Luther, nach Eisleben ausgewandert. Hier wurde ihm von seiner Ehefrau Margarete Ziegler am 10. November 1483 ein Sohn geboren, der am folgenden Tage nach der Sitte der Zeit auf den Namen des Tagesheiligen Martin getauft wurde. Bald siedelte sein Vater nach dem nahen Mansfeld über und verdiente sich als Bergmann in saurer Arbeit sein Brot. Hier in der gesunden Bergluft des Harzes wuchs Luther auf unter mancher materiellen Not und unter sehr harter Zucht, deren Hauptmittel in Schule und Haus Stockschläge waren. Allmählich gelangte der Vater zu einigem Wohlstand und wollte aus dem Sohn etwas Besseres machen, als er selbst war. So sandte er ihn 1497 auf eine Schule nach Magdeburg, an der vielleicht Brüder vom gemeinsamen Leben unterrichteten, und im nächsten Jahre (1498) auf die Georgsschule nach Eisenach. Hier erregte Luther, als „Kurrendschüler" die Gassen durchziehend, durch seine schöne Stimme die Teilnahme der Frau Ursula Cotta, deren herzliche Güte ihm ein Heim schuf und bewirkte, daß

Eisleben — Mansfeld — Eisenach 1498

Eisenach ihm allezeit seine „liebe Stadt“ blieb. 1501 bezog er die Universität *Erfurt*; nach dem Willen des Vaters sollte er die Rechte studieren. Vier Jahre lag er den Studien, zumeist philosophischen, mit allem Fleiß ob, als ihn angstvolle Sorge um das Heil seiner Seele, der plötzliche Tod eines Freundes und eigne Lebensgefahr bei einem schweren Gewitter zu dem Entschluß brachten, ins Kloster zu gehen. Noch einmal ergötzte er sich mit seinen Freunden bei heiterm Gesang, Saitenspiel und Wein; dann schloß er sich ein in die stille Zelle des *Augustiner-Eremitenklosters zu Erfurt* (II, § 223). Hier unterzog er sich gewissenhaft allen Pflichten und Dienstleistungen eines Bettelmönchs; aber weder die Erniedrigung und Selbstentsagung, noch das fleißige Studium der Scholastiker vermochten den Trübsinn seiner Seele und das angstvolle Ringen, wie er dem gerechten, aber zürnenden Gott *genugtun* könne, zu lindern. „Ein frommer Mönch bin ich gewest“, so sagte er später, „und so streng habe ich meinen Orden gehalten, daß ich sagen darf: ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollt’ ich auch hineingekommen sein; das werden mir bezeugen alle meine Klostergesellen; denn ich hätt’ mich, wo es länger gewährt, zu Tode gemartert durch Wachen, Beten, Lesen und andre Arbeit.“ Endlich fand er Beruhigung in dem Glauben, *daß der Mensch nicht durch seine Werke, sondern durch den Glauben an die Barmherzigkeit Gottes in Christo* gerecht werde. Dem Irrenden und Ringenden war hierbei der Ordensvorsteher Johann *Staupitz* ein väterlich tröstender Freund und Gewissensrat geworden, und auf dessen Empfehlung kam Luther 1508 nach *Wittenberg*, um auf der von Kurfürst *Friedrich dem Weisen* neugegründeten Universität erst philosophische, dann theologische Vorlesungen zu halten, bald auch als Prediger zu wirken. 1511 machte er im Auftrage seines Ordens eine Reise nach *Rom*; voll Ehrfurcht besuchte er die heiligen Stätten, beteiligte sich an allen frommen Andachtsübungen, rutschte auf den Knien die Heilige Treppe hinauf, um den daran geknüpften großen Ablaß zu gewinnen, — aber in seinem Innern rief es: „der Gerechte lebt seines Glaubens“, und empört war er über das leichtfertige, unsittliche Leben der römischen Geistlichen. Mit diesen Eindrücken kehrte er nach Wittenberg zurück. Hier waltete er, 1512 Doktor der Theologie geworden, in den nächsten Jahren seines Amtes als Prediger und Seelsorger mit immer größerem Erfolg, hielt Vorlesungen und befaßte sich mit wissenschaftlichen Arbeiten, die teils die Auslegung der Heiligen Schrift, teils die Bekämpfung der Scholastik und der Werkheiligkeit zum Zweck hatten.

Erfurt 1501 — Eintritt ins Kloster 1505 — Wittenberg 1508 — Rom 1511

Ablaßhandel

§ 26. Die 95 Thesen. Um diese Zeit ließ Kurfürst Albrecht von Mainz (§ 22, 24) im Auftrag Leos X. einen Ablaß feilbieten, worin dem Käufer Vergebung der Sünden, Wiedererlangung der Gnade Gottes und Befreiung von den Strafen des Fegfeuers, auch für die Seelen schon Gestorbener, zugesichert wurde. Von 1500 bis 1517 waren fünf Ablässe in Deutschland ausgeschrieben; den Ertrag des letzten wollte Leo X., den soeben das fast nur von Italienern besuchte Laterankonzil (1512—1517) als unbedingten Herrn der Kirche, auch über den Konzilien stehend, wie einen Gott feierte, hauptsächlich für den Bau der Peterskirche verwenden. Dabei hatte er dem Erzbischof Albrecht die Hälfte des Gewinnes zugesichert, und dieser wieder wollte daraus die Anleihe von 30 000 Gulden tilgen, die er zur Bezahlung des Palliums bei dem Augsburger Bank-

hause Fugger (§ 32) aufgenommen hatte; Agenten dieses Hauses begleiteten deshalb die Ablaßprediger und zogen einen Teil des Ertrages ein. Mit besonderer Frivolität trat in Sachsen als Ablaßhändler der Dominikaner Johann Tetzel aus Leipzig auf, der die Sündenvergebung in der allergröbsten Form zum Geldgeschäft machte, nach seinem doch wohl authentischen Satze: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt." Da auch Luthers Pfarrkinder zu Tetzel strömten und ihm dann bei der Beichte die dort erhaltenen Ablaßzettel vorzeigten, fühlte sich Luther, der dadurch die wahre Buße und das Ansehen des Beichtstuhls gefährdet sah, getrieben, am Vorabend vor Allerheiligen 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze (Theses) anzuschlagen, mit dem Erbieten, sie gegen jedermann zu verteidigen. Darin bestritt er die Wirksamkeit des Ablasses ohne Reue und sprach dem Papste das Recht ab, andern als Bußfertigen die Absolution zu erteilen: der Ablaß könne nur von Kirchenstrafen befreien, nicht aber die Gnade Gottes erwerben. Er wies zugleich auf den Unterschied hin zwischen falschen Bußübungen und wahrer Buße, zwischen äußerlichen Glaubensmeinungen und innerem Glauben, zwischen toter Werkheiligkeit und echten guten Werken.

Thesen 31. Okt. 1517

Bedeutung der Thesen

Es ist behauptet worden, Luther habe in seinen Thesen nicht den Ablaß an sich, sondern nur die damit verbundenen Mißbräuche angegriffen. Unzweifelhaft ist, daß ihm ein Bruch mit der Kirche noch fern lag; er unterscheidet zwischen dem Treiben der Ablaßhändler und der Absicht des Papstes: würde dieser, so meint er, die Forderungen jener kennen, so würde er lieber die Basilika des heiligen Petrus zu Asche zerfallen lassen, als dulden, daß sie mit Haut, Fleisch und Knochen seiner Schafe gebaut werde. Mit der Forderung, daß der Papst nur die zeitlichen Kirchenstrafen erlassen könne, nicht die des Fegefeuers, und daß der Ablaß ohne Reue unwirksam sei, verwirft er den Ablaß an sich nicht, ja er erklärt ausdrücklich, daß der Ablaß fortbestehen solle. Indes geht er doch schon zum Angriff auf das ganze System über, wenn er sagt, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße (Sinnesänderung) sein solle, daß der reuige Christ durch Gottes Gnade auch ohne Ablaßbriefe an allen Gütern Christi und der Kirche teilhabe, daß der Priester (auch der Papst) die göttliche Gnade nicht vermittle, sondern nur verkünde, und daß der wahre Schatz der Kirche nicht die Verdienste Christi und der Heiligen seien, sondern das Evangelium von der Gnade Gottes. Luther denkt dabei, wie gesagt, nicht an einen Bruch, schreibt auch einen demütigen Brief über seine Thesen an den Erzbischof von Mainz und an den Bischof von Brandenburg, zu dessen Diözese Wittenberg gehörte; aber seine innerste Überzeugung widerspricht doch schon dem kirchlichen System, und das tritt nur deshalb nicht so schroff hervor, weil er seine eigne, edle Deutung der kirchlichen Einrichtungen als die wahre Absicht des Papstes hinstellt. Hier und noch in der nächsten Zeit kämpft eben in Luther seine neue Überzeugung noch mit der Devotion, die er gegen Papst und Kirche empfindet. — Berechnet waren die Thesen zunächst nur für Theologen; sie waren lateinisch abgefaßt, und ihr Anschlag an die Türen der Schloßkirche entsprach einem unter den Gelehrten üblichen Verfahren: es war die Aufforderung zur wissenschaftlichen Disputation über die aufgestellten Sätze.

Wirkung der Thesen

Die bald auch ins Deutsche übersetzten Thesen wurden schnell in ganz Deutschland bekannt und wirkten viel stärker, als Luther selbst erwartet hatte. Man fühlte, daß hier ein Mann von tiefem, religiösem Ernst gesprochen habe; und wo man die religiöse Seite der Sache weniger begriff, da empfand man Genugtuung, daß mit dem Angriff gegen die Ablaßpraxis der finanziellen Ausbeutung des Volks entgegengetreten wurde. Die Auffassung der Humanisten und der ihnen befreundeten kirchlichen Hierarchie, als ob es sich nur um einen Mönchsstreit zwischen Dominikanern und Augustinern handle, zerrann bald. Die 106 Antithesen, die Tetzel im Verein mit Johann Koch (Wimpina), Professor in Frankfurt a. O., verfaßte, und die in sehr grobem Tone gehaltene Schrift des

Gegner

hohen römischen Prälaten Prierias (Silvester Mazzolini aus Prierio) stellten gerade das, was Luther als der wahren Meinung des Papstes widersprechend bezeichnet hatte, als kirchliche Lehre hin, betonten die unfehlbare Gewalt des Papstes und entzogen damit der versöhnlichen Haltung der Thesen den Boden, zumal auch Luther nun mit größerer Entschiedenheit und Kühnheit antwortete.

Verhör in Augsburg

§ 27. Der Beginn des Prozesses gegen Luther und die Leipziger Disputation. Bei der Kurie war nun auch schon die Anklage auf Ketzerei erhoben worden, und Luther erhielt eine Ladung, sich in Rom zu stellen. Er wünschte dagegen, daß seine Sache in Deutschland vor unparteiischen Richtern verhandelt werde. Diese wurden ihm zwar nicht bewilligt, aber Kardinal Cajetanus (Thomas de Vio aus Gaëta), ein gelehrter Dominikaner und früher General seines Ordens, den der Papst zu dem nach Augsburg berufenen Reichstage entsandt hatte, entschloß sich wenigstens auf Verwendung des sächsischen Kurfürsten, hier ein Verhör vorzunehmen. Mit einem kaiserlichen Geleitsbrief versehen, erschien Luther vor dem päpstlichen Legaten; der stolze Kirchenfürst erklärte, die Sache freundlich und väterlich beilegen zu wollen; er dachte nicht an eine wirkliche Disputation und glaubte, den demütigen Mönch leicht durch seine scholastische Gelehrsamkeit widerlegen zu können; aber Luther zeigte mehr Tiefe und Belesenheit, als jener ihm zugetraut hatte. Die dritte Unterredung nahm einen heftigen Charakter an, und schließlich befahl Cajetan seinem Widersacher, dessen „tiefe, glitzernde Augen und wunderliche Spekulationen“ ihm unheimlich waren, fortzugehen und nicht wieder vor ihm zu erscheinen, bis er widerrufe. Auf Rat seiner Freunde verfaßte Luther nun eine Appellation von dem übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst und entfloh dann, da er sich in Augsburg nicht mehr sicher hielt, in großer Eile, geschützt durch das Dunkel der Nacht, aus der Stadt. Umsonst stellte Cajetan die Forderung an den Kurfürsten, den verwegenen Prediger entweder nach Rom zu liefern, oder doch aus seinen Staaten zu verbannen; Friedrich antwortete, daß Luthers Begehren, vor ein unparteiisches Gericht gestellt zu werden, ihm billig dünke. Auf diese Haltung des Kurfürsten, der selbst noch durchaus ein frommer Katholik (§ 24) sein wollte, übte entscheidenden Einfluß sein Hofprediger Spalatin (§ 28); daneben bestimmte ihn der Unwille über die päpstlichen Finanzkünste und die Rücksicht auf die Blüte seiner Universität.

12.–14. Okt. 1518

20./21. Okt.

Gespräch in Altenburg

Nun aber hatte der Papst Ursache, es mit Friedrich nicht zu verderben. Starb Kaiser Maximilian, so war der sächsische Kurfürst bis zur Neuwahl Reichsverweser im nördlichen Deutschland, ja manche wünschten ihn selbst mit der Kaiserkrone zu schmücken. Maximilian wollte seinem Enkel Karl von Spanien die Nachfolge sichern, aber der Papst fürchtete bei dessen großer Macht die Erneuerung der mittelalterlichen Kaiseridee und begünstigte deshalb die Bewerbung des französischen Königs Franz I. (§ 31), vielleicht hätte er sogar die Wahl Friedrichs der Karls vorgezogen, jedenfalls suchte er sich mit ihm gut zu stellen. So übersandte er durch seinen Kammerherrn Karl von Miltitz, einen gewandten sächsischen Edelmann, dem Kurfürsten die goldene Rose, das besondere Zeichen päpstlicher Gunst; Miltitz sollte dabei die Auslieferung Luthers fordern, erkannte aber an der in Deutschland herrschenden Stimmung, daß Schroffheit nicht angebracht sei, und schlug einen milderen Ton an. In der Unterredung,

die er mit Luther in Altenburg hatte, tadelte er unverhohlen die Miß- 3. Jan. 1519 bräuche des Ablasses und die Schamlosigkeit der Ablaßhändler, wies aber mit Tränen in den Augen auf die Nachteile einer Kirchenspaltung hin und erlangte von dem anfangs mißtrauischen Luther die Zusage, daß er schweigen wolle, wenn seine Gegner auch schwiegen. Einen Widerruf lehnte Luther ab, doch versprach er, in einer Schrift jedermann zum Gehorsam und zur Ehrerbietung gegen die römische Kirche aufzufordern und den Papst in einem Briefe zu versichern, daß es nie seine Absicht gewesen sei, die Rechte des römischen Stuhls anzutasten.

Disputation in Leipzig

Beides hat er offen und ehrlich ausgeführt. Aber die Gegensätze waren nicht mehr zu verwischen. Johannes Eck (eigentlich Johann Mayr aus Eck), Professor in Ingolstadt, hatte mit dem Wittenberger Theologen Dr. Karlstadt (Andreas Bodenstein aus Karlstadt) eine Disputation verabredet. In das Programm stellte er Thesen ein, die gegen Luther gerichtet waren, und forderte dann auch ihn, der schon Gegenthesen veröffentlicht hatte, zum Wortkampf heraus. Die Disputation fand in der 27. Juni bis 13. Juli 1519 Pleißenburg zu Leipzig in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen und vieler vornehmen Zuhörer statt. Karlstadt gegenüber war Eck entschieden im Vorteil; bedeutsam wurde der Redekampf aber erst, als Luther am 4. Juli eingriff. Er bestritt die Behauptung Ecks, daß der Primat des Papstes sich von Christo selbst durch Petrus herschreibe, und behauptete, daß der römische Bischof nicht nach göttlichem Recht, sondern durch menschliche Einrichtung späterer Jahrhunderte Oberhaupt der Kirche geworden sei. Eck, der die aus der Heiligen Schrift und der Geschichte entnommenen Gründe Luthers nicht widerlegen konnte, warf auf ihn den Verdacht hussitischer Ketzerei und brachte ihn dadurch zu dem kühnen Ausspruch, daß unter Hussens Sätzen sich auch einige grundchristliche und evangelische befänden; damit war, obgleich Luther vor der Konsequenz seiner Äußerung im Augenblick selbst erschrak und eine Abschwächung vornahm, die Unfehlbarkeit der Konzilien geleugnet. Eine gewaltige Erregung ging durch den Saal; Herzog Georg sprang auf Bedeutung mit dem Fluche: „Das walt' die Sucht." Wenn irgendwo, so waren die hussitischen Ketzer in Sachsen, das so schwer von ihnen gelitten hatte (II, § 310), und in Leipzig, dessen Universität gewissermaßen gegen Hus gegründet war (II, § 306), verhaßt; viel wichtiger aber war, daß man bei allen bisherigen Reformbestrebungen zwar die Autorität des Papstes bestritten, sich aber gerade auf die eines Konzils berufen hatte. Auch Luther hatte das getan. Indem er jetzt dazu gedrängt wurde, auch diese zu verwerfen, verließ er den Boden der alten Kirche vollständig: die auf die Bibel gestützte persönliche Überzeugung trat jeder kirchlichen Autorität entgegen, und das war die eigentlich entscheidende Befreiungstat der Reformation.

§ 28. Verbindung mit den Humanisten und Patrioten. Philipp Melanchthon. So hatten sich die Gegensätze verschärft: von einer Versöhnung, wie sie Miltitz versucht hatte, konnte keine Rede mehr sein. Luther hatte die alte heilige Scheu vor der römischen Kirche aus dem Herzen gerissen, das Studium der hussitischen Schriften und der griechischen Kirchenschriftsteller bestärkte ihn in seinen Anschauungen. Seine Werke wurden immer weiter (bis Frankreich, England, Italien und Spanien) verbreitet, in Deutschland sah bald die gesamte gegen das römische Kirchen-

wesen vorhandene Opposition in ihm ihren Vorkämpfer. Unter den Humanisten wurde sein bedeutendster Mitarbeiter Philipp Melanchthon.

Melanchthon geb. 16. Febr. 1497, gest. 19. April 1560

Geboren am 16. Februar 1497 zu Bretten in der Pfalz, war der reichbegabte Philipp Melanchthon (eigentlich Schwarzerd) schon mit 21 Jahren auf Empfehlung seines Großoheims und Lehrers Reuchlin (§ 21) 1518 als Lehrer der griechischen Sprache und Literatur nach Wittenberg berufen. Er hatte Luther nach Leipzig begleitet, schloß sich ihm mit aller Wärme an und faßte für seine Charakterstärke und schöpferische Begeisterung eine tiefe Verehrung. Als Ratgeber, Freund und Vermittler förderte er Luthers Ziele, stellte die humanistische Wissenschaft in den Dienst der Reformation und begründete in ruhiger wissenschaftlicher Forschung die evangelischen Grundsätze, z. B. die alleinige Gültigkeit der Heiligen Schrift als Glaubensquelle. Luthers heftige und ungestüme Kraft fand eine glückliche Ergänzung in des Freundes sanfter und nachgiebiger Natur. „Ich bin dazu geboren", schrieb einst Luther, „daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Magister Philipp fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich." Durch Melanchthon kam das sächsische Schul- und Kirchenwesen in Blüte (§ 98), und der Humanismus wie die protestantische Theologie ehren in ihm einen ihrer größten Förderer. Sein Ruf als praeceptor Germaniae wurde ein europäischer.

Humanisten

Luthers und Melanchthons Freundschaft verkörpert gewissermaßen den engen Bund zwischen Reformation und Humanismus, aber diese Verbindung tritt auch in der Haltung der übrigen Humanisten zutage. Reuchlin, Erasmus und Wimpheling hielten sich allerdings zurück, obgleich Erasmus anerkennende Worte für Luther fand; sonst aber erkannten die Humanisten freudig, daß Luthers Auftreten die geistige Freiheit bringe, nach der sie sich sehnten. Für sie setzte Luther gewissermaßen die Reuchlinistenfehde (§ 21) fort; aber der Gegensatz packte die Herzen tiefer und ergriff weitere Kreise; der gegen Rom angesammelte patriotische Grimm flammte auf, und die tiefe Sehnsucht nach dem religiösen Heil sah in Luther den rechten Wegweiser: auch die Humanisten wurden biblisch.

Anhänger Luthers

In Erfurt (§ 19), dessen Universität 1519 im humanistischen Geiste umgestaltet wurde, war der Augustiner Johannes Lang ein alter Freund Luthers, erklärte der Dichterkönig Eobanus Hessus die Bibel für die Quelle des Glaubens, verfaßte Euricius Cordus scharfe Epigramme gegen die alte Kirche, wurde Justus Jonas (bisher Jurist) begeisterter Anhänger des Reformators, zu dem er dann 1521 als Professor in Wittenberg in nahe Beziehung trat; Crotus Rubeanus, der Hauptverfasser der Dunkelmännerbriefe (§ 21), lernte Luthers Werke in Italien kennen, schilderte von dort aus die Zustände der Kirche, wollte die Massen zum Befreiungskampfe aufrufen und pries Luther als „Vater des Vaterlandes", der wert sei einer goldenen Statue. Im Nürnberger Augustinerkonvent hatte Luthers alter Gönner und Gewissensrat Staupitz (§ 26) die gemütvolle Religiosität vertreten. Als er 1520 sein Ordensvikariat niederlegte, um nicht gegen Luther auftreten zu müssen, und Nürnberg verließ, wirkte Wenzel Link in seinem Geiste fort; in demselben Nürnberg, dessen Geistesleben Luther so hoch pries (§ 19), verfaßte Willibald Pirkheimer eine Satire gegen Eck (Eccius dedolatus, der abgehobelte oder abgeeckte Eck), der Stadtschreiber Lazarus Spengler eine von ernster Frömmigkeit erfüllte „Schutzred christlicher Wahrheit", in der er ausführt, wie Luther ihn aus Gewissensnot den rechten Weg zu Christo geführt habe; Ähnliches bekannte der große Maler Albrecht Dürer, und in volkstümlicher Form pries bald (1523) Hans Sachs (§ 92) die „Wittenbergisch Nachtigall". Der Freiburger Jurist Ulrich Zasius bezeichnete Luther als Gottes Werkzeug, Beatus Rhenanus, einer der nächsten Freunde des Erasmus, verbreitete Luthers Schriften nach der Schweiz, Martin Butzer trat aus dem Dominikanerorden aus und wurde dann der Reformator Straßburgs; eng schloß sich in Wittenberg an Luther an Johann Heß, später der Reformator Breslaus. Zu den intimeren Freunden Luthers gehörte der kursächsische Hofprediger Spalatin (eigentlich Burckhardt aus Spalt, 1484—1545), der seinen großen Einfluß auf den Kurfürsten für Luther einsetzte (§ 27), dabei freilich über manche rücksichtslose Schritte des Reformators besorgt und bedenklich war.

Wurden alle diese Männer und viele sonst vorwiegend durch das humanistische und religiöse Interesse zu Luther hingezogen, so wirkte bei anderen mehr der patriotische Sinn. Wie mächtig dieser gegen Rom erregt war, das bewies die Ablehnnng des Türkenzehnten auf dem Augsburger Reichstage von 1518, das zeigte sich bei der Kaiserwahl Karls V. (§ 31). Erbitterung über die römische Ausbeutung war ja auch der Ausgangspunkt für die dem Reformator günstige Haltung des sächsischen Kurfürsten; besonders lebhaft aber regte sich der patriotische Geist bei den Reichsrittern, die freilich auch aus andern Ursachen Änderungen der politischen Zustände erstrebten (§ 37). Patrioter

Ulrich von Hutten, der schon Julius II. heftig angegriffen hatte (§ 23) und mit seiner Ausgabe von Vallas Schrift über die konstantinische Schenkung auf Luther einen tiefen Eindruck machte, richtete seine lateinisch und deutsch geschriebenen, von glühendster Vaterlandsliebe und leidenschaftlichem Zorn erfüllten Dialoge (§ 22) gegen die römische Herrschaft in Deutschland und gegen Rom, wo man mit Christus, geistlichen Lehen und Weibern handle. Der mächtige Franz von Sickingen aber bot dem Reformator eine sichere Zufluchtsstätte und militärischen Schutz an; das Gleiche tat der fränkische Ritter Sylvester von Schaumburg.

So wurde Luthers Sache immer mehr zur Sache der Nation; hierdurch gehoben, durch Angriffe der Gegner weiter getrieben und im festen Vertrauen auf Gott, wurde er immer sicherer, trat er immer entschiedener auf, unbekümmert um die Folgen: der Papst wurde ihm zum Antichrist.

§ 29. Programm einer umfassenden nationalen Kirchenreform. Die Bannbulle. Während so die religiös-nationale Erregung immer weitere Kreise des deutschen Volkes ergriff, bemühte sich Eck, die kirchlichen Strafmittel gegen Luther in Bewegung zu setzen. Er war selbst nach Rom geeilt, und auf sein Drängen wurde nach langen Beratungen eine Bulle erlassen, in der 41 Sätze Luthers als irrgläubig verdammt, seine Schriften zum Feuer verurteilt und er selbst mit dem Bann bedroht wurde, wenn er nicht innerhalb sechzig Tagen widerriefe. Triumphierend kehrte Eck nach Deutschland zurück, wo er als päpstlicher Bevollmächtigter die Bulle bekannt machen sollte. Aber nur in Köln, Mainz und Löwen kam man der gebotenen Verbrennung der lutherischen Schriften nach; in Sachsen wurde die Bulle gar nicht zugelassen, und in fast ganz Deutschland war man empört über das Verdammungsurteil. Bannbulle 15. Juni 1520

Gerade damals schleuderte Luther seine offene Kriegserklärung gegen den „römischen Antichrist" in den wuchtigen Schriften: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" und: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche". In der ersten stürzt er mit der ganzen Kraft seiner kernhaften Sprache die drei „Mauern der Romanisten": die Grundsätze, daß erstens die Geistlichen unwiderruflich aus dem Laienstande herausgehoben (character indelebilis) und der weltlichen Gewalt nicht unterworfen seien, daß sie zweitens allein die Schrift auslegen dürfen und der Papst untrüglich sei, und drittens, daß dieser allein ein Konzil berufen dürfe. Dann schildert er in den lebhaftesten Farben das „schändliche, teuflische Regiment", die „unerträgliche Erpressung und Habsucht" der Römer, richtet seinen Weckruf an die deutsche Nation, der soeben ein „junges, edles Blut" (Karl V.) zum Haupt gegeben sei, und fordert die weltliche Gewalt (Kaiser und Fürsten sind unter dem „christlichen Adel" mitverstanden) auf, die Reformation in die Hand zu nehmen, da die geistliche Luthers große Reformationsschriften Mitte August Anfang Oktober

sich dazu als untauglich erwiesen habe. Die weltliche Gewalt soll ein freies Konzil berufen: das große Ziel der Reform aber ist eine nationale Gestaltung der deutschen Kirche.

Die drei papiernen Mauern umreißend, erklärt Luther, daß alle Christen durch die Taufe geistlichen Standes seien; die Priester hätten nur ein Amt, jeder Beruf komme von Gott. Die Geistlichkeit sei der weltlichen Gewalt unterworfen, jede weltliche Gewalt solle die Annaten, Exspektanzen, Reservationen, Palliengelder und all die übrigen Erpressungen verbieten, kein „Kurtisan" dürfe nach Deutschland herauskommen. Die deutschen Bischöfe sollen nicht vom Papste bestätigt, der knechtische Eid der Bischöfe abgeschafft, ein „Primas in Germanien" mit einem Konsistorium errichtet und die kirchlichen Prozesse vor den deutschen Gerichten entschieden werden. Der Papst habe nicht Gewalt über den Kaiser (das Kaisertum sei eine nationaldeutsche Macht) sondern solle auf das Gebet und die geistlichen Funktionen beschränkt werden. Die Wallfahrten, die unnützen Gottesdienste, die vielen Festtage, die Fasten, die Seelenmessen, Ablässe usw. seien abzuschaffen, die gezwungene Ehelosigkeit der Priester solle aufhören, die Zahl der Bettelmönche sei zu vermindern, der Pfarrer solle im Mittelpunkte des kirchlichen Lebens der Gemeinde stehen, Schulen sollen errichtet werden, auch für die Mädchen. Zuletzt geht er noch auf weltliche Gebrechen ein: er eifert gegen die großen Handelsgesellschaften (§ 32), die das Geld für Luxusartikel außer Landes führen, und gegen das Zinsnehmen und mahnt seine Deutschen, abzulassen von dem Nationallaster des vielen Fressens und Saufens. — „Los von Rom!" so tönt es aus dieser Schrift, die Luthers Freund und Ordensbruder Lang eine „Kriegstrompete" genannt hat.

In der zweiten, lateinisch geschriebenen, aber bald übersetzten verwirft er die Wandlungslehre (Transsubstantiation) und das vom Priester vollzogene Meßopfer, spricht dem Volke den Genuß des Kelchs beim Abendmahl zu und erkennt von den sieben Sakramenten nur Abendmahl, Taufe und Buße an; er zerstört damit die Mittlerstellung des Priesters zwischen Gott und dem Menschen. — Eine dritte Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen" ist weniger polemisch; sie bezeichnet als Religion die innerliche Vereinigung des Menschen mit Gott: in dieser ruhe die Freiheit im Gegensatz zu der eben geschilderten Knechtschaft.

Verbrennung der Bannbulle

Ermutigt durch die Begeisterung, mit der seine Schriften aufgenommen wurden, und durch den Ruf der Freiheit, der durch die deutschen Gaue schallte und sich namentlich in den kecken Satiren Huttens kundgab, wagte Luther nunmehr einen Schritt, der jede Versöhnung mit der römischen Kirche unmöglich machen mußte. Er zog an der Spitze der Studentenschaft vor das Elstertor von Wittenberg und warf dort, zur Vergeltung für die Verbrennung seiner Schriften, die Bannbulle nebst dem kanonischen Rechtsbuche in die Flammen mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer." *(10. Dez. 1520)*

Frage der Nationalkirche

Von dem Ablaßstreit war Luther fortgeschritten zu einem vollständigen Programm einer religiösen und sittlichen Erneuerung des deutschen Volkes, einer deutschen Nationalkirche. Der Bruch mit der Papstkirche war erfolgt: bisher hatte sich Luthers Vorgehen im ganzen ohne Mitwirkung der Staatsgewalt vollzogen; jetzt hatte er selber den Kaiser aufgerufen. Aber auch wenn er das nicht getan hätte, kam jetzt alles darauf an, wie sich die deutsche Staatsgewalt zu der entfachten nationalen Bewegung stellen würde: hiervon hing das Schicksal des deutschen Volkes ab, hiervon hing es ab, ob die kirchliche Revolution auch zu einer staatlichen werden würde.

C. Zwinglis Reformation in Zürich.

Zwingli, geb. 1484, † 1531

§ 30. Fast gleichzeitig mit der Luthers begann auch in der deutschen Schweiz eine reformatorische Bewegung. Ulrich (Huldreich) Zwingli (geboren am 1. Januar 1484 zu Wildhaus), ein humanistisch gebildeter, verstandesklarer Theologe, predigte zuerst als Pfarrer zu Glarus gegen den *(1506)*

Söldnerdienst, dessen entsittlichende Wirkung er dann als Feldprediger in Italien 1512 und 1515 (II, § 334) aus eigener Anschauung kennen lernte, darauf als Pfarrhelfer in dem berühmten Wallfahrtsorte Einsiedeln auch gegen den Mariendienst, der hier seinen Mittelpunkt in einem hochverehrten wundertätigen Bilde hatte. Als Leutpriester an das Großmünster in Zürich berufen, suchte er die Zustände des Staats, der Kirche und des Lebens nach Kräften zu bessern. Er eiferte gegen die Jahrgehalte, die einflußreiche Familien von fremden Fürsten bezogen, um die Anwerbung von Söldnern zu fördern, und gegen den Ablaßhandel des Franziskaners Samson. Eifriges Forschen in der Heiligen Schrift führte seinen durch ernstes Studium der Alten gestärkten Geist zu Ansichten, die der herrschenden Kirche entgegen waren. Da ihm aber Luthers religiöser Tiefsinn eben so fremd war wie dessen Seelenkämpfe, so machte er nicht, wie jener, die Verbesserung der Lehre und des Glaubens zum nächsten Ziel seines Wirkens, sondern die der Sitte und des Wandels, ein Streben, das seinem praktischen Sinn und seiner nüchternen Lebensanschauung mehr entsprach. Auch ging er viel durchgreifender zu Werke. Denn während Luther zunächst auf dem Boden der Kirche blieb und nur abstellte, was den Worten der Schrift widersprach, suchte Zwingli die einfachsten Zustände des Christentums wiederherzustellen und wollte alles entfernen, was nicht aus der Bibel zu erweisen sei. Nach seiner Ansicht ruht die kirchliche Gewalt in der Gemeinde, die ihren Willen durch ihre Vertreter, die bürgerliche Obrigkeit, kundgibt; es entsprach das auch dem demokratischen Charakter der Eidgenossenschaft. Deshalb sollte, als er mit seinem kirchlichen Oberherrn, dem Bischof von Konstanz, in Konflikt geriet, die staatliche Behörde entscheiden. Auf dem großen Religionsgespräch zu Zürich, das unter Vorsitz des Bürgermeisters stattfand, verteidigte er das in seinen „Schlußreden" (Thesen) aufgestellte Reformationsprogramm und nahm dann im Einverständnis mit dem Großen Rat eine vollständige Umwandlung der kirchlichen Lehren und Gebräuche vor, ließ alle Bilder, Kreuze, Kerzen, Altäre und Orgeln aus den Kirchen schaffen und richtete das Abendmahl, in dem er nur ein Zeichen der Erinnerung und Gemeinschaft erkannte, nach Art der urchristlichen Liebesmahle ein, so daß den an langen Tafeln sitzenden Gläubigen Brot und Wein gereicht wurde. All das vollzog sich, eben wegen der Mitwirkung der weltlichen Obrigkeit, hier viel leichter und schneller als in Wittenberg; die Kurie aber trat weit rücksichtsvoller auf, weil sie für ihre Kriege die Schweizer Söldner nicht entbehren konnte.

1516

1518

Religionsgespräch in Zürich 29. Jan. 1523

Die Verschiedenheiten der lutherischen und zwinglischen Kirchenreformation, wie sie sich weiter entwickelt haben, ergeben sich aus der Charakterverschiedenheit der beiden Reformatoren. Luther hatte das Heil der Seele mit den Mitteln der alten Kirche gesucht und riß sich, weil er es nicht fand, blutenden Herzens von ihr los; Zwingli trat als Humanist an die Kirche heran, beseitigte das als falsch Erkannte und verband damit eine Umgestaltung des Staates. Beide wollen, wie der Theologe Ullmann sagt, ein Christentum des Geistes; aber die deutsche Reformation geht mehr von innen heraus, vom rechten Glauben zur kirchlichen Institution, die schweizerische mehr von außen hinein, von der kirchlichen Institution zum rechten Glauben. Bei jener überwiegt das religiöse Interesse, sie ist mehr Glaubensreformation; bei dieser das ethische, sie ist mehr Lebens- und Sittenreformation; jene hat daher eine Neigung zum Dogmatischen, diese bildet mit Vorliebe die Sittenlehre aus. Luther und die Seinigen wenden das Schriftprinzip, auf das sie erst im Verlaufe des Kampfes selbst geführt werden, mit mehr Pietät gegen das Bestehende an und schreiten allmählich vorwärts. Zwingli geht sogleich viel bestimmter vom Schriftprinzip aus und macht davon einen viel rücksichtsloseren Gebrauch;

Luther und Zwingli

Luther verwirft nur, was gegen die Schrift ist, Zwingli scheidet alles aus, was nicht ausdrücklich in der Schrift enthalten ist. Die lutherische Reformation ist konservativer, in einem monarchischen Staate entstanden, die zwinglische radikaler, auf demokratischem Boden gewachsen. Jene hat mehr mystische Elemente, diese einen Zug der Nüchternheit; jene ist die Reformation des innigen Gemütes, diese des hellen Verstandes. Beide ergänzen sich, und da im Menschen Verstand und Gemüt vereinigt sind, so sind beide auf Vereinigung angewiesen, trotz des leidenschaftlichen Eifers, mit dem sie sich befehdet haben.

Viertes Kapitel.

Weltpolitik Karls V. und Fortgang der Reformation (1521–1545).

A. Die politische Lage Europas und Deutschlands.

Kaiserwahl

§ 31. Karls V. Kaiserwahl und Weltstellung. Das übrige Europa. Noch bei Lebzeiten Kaiser Maximilians hat die Frage der Kaiserwahl die deutschen Fürsten, den Papst und die europäischen Mächte lebhaft beschäftigt. Maximilians Enkel, der am 24. Februar 1500 in Gent geborene Karl, war bereits seit 1506 Herr der Niederlande, Kastiliens und der amerikanischen Kolonien, seit 1516 auch Aragons, Siziliens und Neapels, dazu erbte er beim Tode des Großvaters die österreichischen Lande (II, § 335); er war also zweifellos der mächtigste Herrscher der Zeit. Bei der Bewerbung um die Kaiserkrone aber erstand ihm ein starker Rivale in dem französischen Könige Franz I. Beide suchten mit Geld zu wirken; für Karl trat das Bankhaus der Fugger (§ 32) ein, doch haben sich die Wähler, obgleich sie mit Ausnahme Friedrichs von Sachsen Geld nahmen, dadurch nicht in erster Linie bestimmen lassen. Wichtiger wurde die Haltung des Papstes. Leo X. arbeitete für Franz I., weil Karl auch Herr von Neapel war. Es entsprach der seit der Stauferzeit von den Päpsten befolgten Politik (II, § 213, 228 u. ö.), eine Verbindung Neapels mit dem Kaiserreiche zu verhindern; trotzdem sind Zweifel erhoben worden, ob Leo dem französischen Könige wirklich die Krone habe verschaffen wollen (lieber wäre ihm gewiß ein weniger mächtiger Fürst gewesen), oder ob er durch seine Haltung den Spanier nur zu Konzessionen habe nötigen wollen. Wie dem auch sei, jedenfalls ist des Papstes Politik nicht Franz, sondern Karl zustatten gekommen. Es ist ein Beweis für die Stärke der antipäpstlichen Stimmung in Deutschland, daß man den französischen König gerade deshalb ablehnte, weil ihn der Papst begünstigte: man betonte, daß Karl aus einem deutschen Fürstenhause stamme, und Franz von Sickingen drohte den Kurfürsten mit Gewaltmaßregeln, wenn sie den Franzosen wählten. So wurde Karl V. einstimmig auf den deutschen Kaiserthron erhoben, nachdem der Gedanke einer Wahl Friedrichs von Sachsen durch dessen Ablehnung schnell gegenstandslos geworden war. Die Wahlkapitulation verpflichtete den Kaiser unter anderem, ohne Zustimmung der Kurfürsten kein auswärtiges Bündnis einzugehen, keine fremden Truppen ins Reich zu führen, die Reichsämter nur mit Deutschen zu besetzen, keinen Reichstag außerhalb Deutschlands zu berufen, niemand vor ein Gericht außerhalb des Reiches zu laden: so suchten die Fürsten die „deutsche Libertät" zu sichern und eine Fremdherrschaft zu verhindern.

12. Jan. 1519

28. Juni 1519

Karl V. 1519—1556 † 1558

Die Krone Karls des Großen gab ihrem Träger schon längst keine wirkliche Macht mehr; aber sie enthielt doch noch eine Summe von Ansprüchen und Rechtstiteln, auf die ein an sich schon mächtiger Fürst große Pläne stützen konnte. Und das tat Karl V. Er lebte in den Ideen des mittelalterlichen Imperialismus, in dem Gedanken einer staatlich-kirchlichen Universalherrschaft. Sie zu verwirklichen, war das große Ziel seines Lebens, für sie kämpfte er mit allen Mitteln seines großen Reiches; aber so groß auch diese Mittel waren: er unterlag. Die Konflikte, in die der Weltkaiser trotz seiner strengkatholischen Gesinnung mit dem Weltpapst geriet, sind dabei von geringerer Bedeutung, als einst im Mittelalter, weil der päpstlich-kaiserliche Gegensatz immer wieder gemildert wurde durch die gemeinschaftliche Bekämpfung des Protestantismus. Ausschlaggebend für Karls Mißerfolge war die Tatsache, daß er einen Kampf für unwiederbringliche Ideale, einen Kampf gegen den allmächtigen Geist der neuen Zeit führte. Alle die Kräfte, in denen dieser neue Geist des Individualismus (§ 1) lebte, hatte er zu Gegnern: für den einzelnen bedeutet dieser Geist das Recht der persönlichen Überzeugung; auf das politische Leben der Völker übertragen, bedeutet er das Recht auf Selbständigkeit für die seit dem 14. Jahrhundert (II, § 274) herangereiften Nationen. Jenes Recht fand seinen kräftigsten Ausdruck in der Reformation, dieses seinen mächtigsten Vertreter im französischen Könige.

Seine Ziele und deren Gegner

Gegner: 1. fürstlich-protestantische Opposition

In Deutschland hat Karl V. den neuen Geist, der fast ganz Norddeutschland und weite Gebiete des Südens erfaßte, nicht zu unterdrücken vermocht, aber doch verhindert, daß eine einheitliche, vom Papste unabhängige deutsche Nationalkirche entstand. Statt dessen bildeten sich in den einzelnen deutschen Territorien die evangelischen Landeskirchen; dadurch erhielt das Landesfürstentum eine wesentliche Stärkung und eine höhere Weihe. Die alte politische Gegnerschaft der Fürsten gegen eine starke kaiserliche Zentralgewalt verband sich mit der neuen religiösen zum Kampf gegen Karls V. Ziele.

2. Frankreich

In den europäischen Fragen waren die Häuser Habsburg und Valois schon längst feindlich zusammengestoßen: in Burgund (II, § 317), Neapel, Mailand (II, § 334) und Navarra (II, § 337). Franz I. von Frankreich hatte durch die Schlacht bei Marignano einen großen Erfolg errungen (II, § 334), war aber dann bei der Kaiserwahl gegen Karl unterlegen. Nun nahm er, gestützt auf die bisherige (II, § 347 ff.) nationale Kräftigung seines Staates, den Kampf gegen Karls imperialistische Pläne auf; dabei handelte es sich nicht so sehr um ein paar mehr oder weniger große Landstückchen, sondern um die Frage, ob das auf drei Seiten von habsburgischen Besitzungen umspannte Frankreich ein spanischer Vasallenstaat werden oder seine nationale Selbständigkeit und Großmachtstellung behaupten würde. Die Entscheidung darüber entschied zugleich allgemein über den Kampf zwischen sonderstaatlicher Freiheit und mittelalterlichem Imperialismus: darin liegt die hohe weltgeschichtliche Bedeutung der Kriege zwischen Franz und Karl. Kein Wunder, daß Franz sich mit allen Feinden des katholisch-habsburgischen Systems verband, vor allem mit der religiösen und fürstlichen Opposition in Deutschland und mit der Türkei.

1515—1547

1515

3. Türkei

Das osmanische und spanische Machtgebiet berührten sich in Nord-

afrika (II, § 384); indes auch wenn das nicht geschehen wäre, hätte Karl als Nachfolger der katholischen Könige Spaniens und kaiserlicher Schutzherr der Christenheit den Kampf gegen den Islam für seine heilige Pflicht gehalten. Auch hier lebte Karl in mittelalterlichen Ideen, in der Gedankenwelt der Kreuzzüge; aber dazu kam dann der Umstand, daß die Türken die habsburgischen Ansprüche auf Ungarn (II, § 384) gefährdeten.

Die Perioden der Regierung Karls

Drei große Gegensätze bestimmen also maßgebend die europäische Politik: für Karl stand bis etwa 1545 der Weltkampf gegen Frankreich und die Türken im Vordergrunde; dann richtete er sein Augenmerk vorwiegend auf die Niederwerfung der protestantisch-fürstlichen Opposition. Überall rang er vergebens; es blieb alles in allem ein fast tragisch zu nennender Kampf gegen den allmächtigen Geist des Zeitalters.

Gang der Reformation durch Europa

Die anderen Mächte Europas kommen für dessen Gesamtgeschichte verhältnismäßig weniger in Betracht; besonders wichtig aber war naturgemäß, wie sie sich zur Reformation stellten. In England sagte sich Heinrich VIII. aus stark persönlichen Gründen vom Papsttum los und erreichte damit zugleich eine Stärkung des Königtums; indes, eine großzügige antirömische und antihabsburgische Politik begann er nicht: eine solche blieb erst seiner Tochter Elisabeth vorbehalten. In Schweden entstand durch Lösung der Kalmarischen Union und Einführung der lutherischen Reformation ein nationales Staatswesen; auch in Dänemark stärkte die Reformation den nationalen Staat. Zur Hebung der nordeuropäischen Mächte (England, Dänemark und Schweden) diente auch ihr Kampf gegen das Übergewicht der Hanse, ein Kampf, bei dem Karl V. der Hanse nicht nur nicht zu Hilfe gekommen ist, sondern sogar gegen sie Stellung genommen hat. In den Rest des Ordensstaates, des zweiten alten Vertreters der deutschen Kulturherrschaft (II, § 302) im europäischen Nordosten, drang das Luthertum ein und half zur Erhaltung deutschen Wesens; ähnlich wirkte es in Ungarn und Siebenbürgen. Reformatorische Neigungen im romanischen Europa wurden von den katholischen Staatsgewalten unterdrückt; nur in Frankreich faßte trotz Gegnerschaft der Könige die Reformation Calvins, von Genf vordringend, festen Fuß, während sie zugleich nach Schottland und Südwestdeutschland eindrang. In der Schweiz war ja zuerst in Zürich durch Zwingli und dann in Genf durch Calvin ein zweiter Mittelpunkt reformatorischen Geistes entstanden. Leider gelang eine Vereinigung der deutschen und schweizerischen Reformation nicht: so standen neben- und öfter auch gegeneinander die lutherische und reformierte Kirche. Aber auch diese Spaltung hat die Niederlage der alten Kirche und Karls V. nicht zu hindern vermocht. Das Gesamtergebnis des von Karl V. geführten Kampfes läßt sich dahin zusammenfassen, daß seine mittelalterlichen Ziele scheiterten, daß die nationalstaatliche Entwicklung Europas ihren Fortgang nahm, daß aber die romanische Welt der alten Kirche erhalten blieb, während die germanische sich von ihr lossagte.

§ 32. Die politischen und wirtschaftlichen Zustände Deutschlands. Die Reichsreformversuche der Zeit Maximilians waren im großen Ganzen gescheitert (II, § 333), und so hatten sich denn die politischen und wirtschaftlichen Zustände im wesentlichen so weiter entwickelt, wie wir es früher (II, § 248, 332 ff.) geschildert haben.

Kaiser und Landesherren

Der Theorie nach besaß der *Kaiser* als der einzige Souverän des monarchischen Reiches noch immer die staatlichen Hoheitsrechte; tatsächlich aber waren diese längst an die *Landesherren* übergegangen. Diese übten in ihren Territorien die eigentliche Verwaltung und Regierung, und auch bei den Angelegenheiten des Reiches besaßen die Kurfürsten oder der Reichstag die entscheidende Stimme. Hatten die Kurfürsten auch frühere Wahlen schon zur Erlangung von Zugeständnissen benutzt, so wurde jetzt bei der Wahl Karls V. zum ersten Mal eine förmliche *Wahlkapitulation*, eine Art Vertrag zwischen Wählern und Gewähltem, geschlossen: sie sicherte den Kurfürsten u. a. (§ 31) auch die Mitwirkung bei Bündnissen, bei Entscheidung über Krieg und Frieden, sowie bei Erlaß von Gesetzen; solche Wahlkapitulationen sind seitdem von jedem Kaiser unterzeichnet worden. Der Kaiser wurde dadurch immer mehr zum bloßen Vorsteher eines oligarchischen Regierungskollegiums, und der föderalistische Zug, den wir bei den letzten Reformversuchen zu beobachten hatten (II, § 332), trat immer stärker hervor. Eine ähnliche Teilnahme an den Reichsgeschäften stand aber auch dem *Reichstage* zu, für den sich eine festere Organisation herausbildete; seitdem die Kurfürsten angefangen hatten, sich in Sonderversammlungen enger zusammenzuschließen (zuerst 1338 beim Kurverein von Rense, II, § 291), und andererseits (dauernd seit 1489, II, § 314) die Städte zu den Reichstagen zugelassen wurden, vollzog sich in ihm allmählich die Scheidung in die *drei Kollegien der Kurfürsten, Fürsten und Städte*. Bei der praktischen Ausübung der Rechte des Kaisers, der Kurfürsten und des Reichstags kam indes nach wie vor (II, § 250) viel auf die Persönlichkeiten an.

Reichstag

Landeshoheit

Die *Landeshoheit* hatte sich in den seit dem 13. Jahrhundert eingeschlagenen Bahnen (II, § 256, 298 u. ö.) kräftig weiterentwickelt, besonders nach oben. Die Regierung lag, wie gesagt, tatsächlich ganz in den Händen der Fürsten, die dabei formell Lehnsträger des Kaisers blieben; sie hatten ein neues Beamtentum geschaffen, gewannen für sich die neuen, aus der geldwirtschaftlichen Entwicklung fließenden Machtmittel und erlangten in den aus Fußtruppen bestehenden, mit Feuerwaffen ausgerüsteten Söldnerheeren eine Militärmacht, die sie unabhängig von der Lehnsreiterei ihrer adligen Vasallen machte. Alles das fehlte dem Reiche, dessen Kaiser höchstens noch den Reichsstädten und Reichsrittern gegenüber Regierungs- und Hoheitsrechte üben konnte, wie denn auch diese Schwächsten unter den Reichsunmittelbaren im Kaiser den Schutzherrn ihrer Freiheit gegen die Fürsten erblickten. Das früher (II, § 298) gekennzeichnete Streben der Fürsten, die Ritter und Städte ihrer Landeshoheit zu unterwerfen, dauerte natürlich fort; ebenso auch ihr Streben, den Einfluß ihrer Landstände (II, § 256) zu beschränken.

Ritter

Wie der Niedergang des Kaisertums angedauert hatte, so auch der der *Ritter*; ihre Reichsunmittelbarkeit war, wie gesagt, durch die Fürsten gefährdet, ihr militärischer Vorrang durch die neuen Fußheere; dazu kam ihre wirtschaftliche Notlage: soweit sie nicht in den neuen Territorien Unterkunft fanden, waren sie in Gefahr, zu Raubrittern zu werden (II, § 253, 298, 332); eine tiefgehende Unzufriedenheit hatte sich dieses Standes bemächtigt.

Städte

Umgekehrt befanden sich die *Städte*, obgleich das erstarkende Landesfürstentum und die unter seinem Einflusse stehende Reichsgesetzgebung ihrer politischen Unabhängigkeit nicht günstig waren (II, § 295, 300), im steten Aufsteigen. Die Selbstverwaltung blieb erhalten und ging aus den Zunftkämpfen gekräftigt hervor, weil sie eine breitere Grundlage erhielt; zugleich wurden die Ansätze moderner Staatsleistungen (II, § 253) weiter entwickelt. Auf wirtschaftlichem Gebiete bestand die wichtigste Änderung darin, daß die Schranken, die der Tatkraft des einzelnen gezogen waren (II, § 255), zum Teil fielen. Das gilt nicht so sehr für das Handwerk und die Zünfte, wohl aber für den *Handel*. Er nahm trotz der Unsicherheit der Straßen, trotz der Zölle der Landesherren einen gewaltigen Umfang an; das Stapelrecht, wonach Waren an bestimmten

Handel

Orten vor dem Weitertransport zum Verkauf gestellt werden mußten, war oft beengend, hat aber auch den betreffenden Städten großen Nutzen gebracht; z. B. war es für Leipzig und seine Messen sehr wichtig, daß ihm 1497 und 1507 von Maximilian ein Stapelrecht im Umkreis von 15 Meilen bestätigt wurde. Jedenfalls entfesselte aber ganz allgemein der Geist des Individualismus die bisher gebundenen Kräfte: die Ausbeutung der Naturprodukte, besonders des Edelmetalls, nahm fortdauernd zu, große Kapitalien sammelten sich an, Geldgeschäfte im großen Stile wurden trotz des kanonischen Zinsverbots getrieben, in ganz moderner Weise entstanden große kapitalkräftige Handelsgesellschaften und Ringbildungen. Die Entwicklung des internationalen Handels war solchen Bildungen günstig. Deutschland lag ja zunächst noch in dessen Mittelpunkte, da einerseits die Hanseaten den nordischen Handel vermittelten, andererseits die Süddeutschen nach Italien und dem Orient handelten und auch an dem neuen Weg über Lissabon teilnahmen; die Ausdehnung dieses Handelsgebiets wies aber gebieterisch auf den Zusammenschluß hin, um das Risiko des einzelnen und die Transportkosten zu mindern. Es ist ein Beweis für die Bedeutung des deutsch-italienischen Handels, daß der seit 1228 in Venedig als Kaufhaus und Herberge der Deutschen bestehende Fondaco dei Tedeschi 1505 nach einem Brande auf Kosten der Republik neu erbaut wurde. Banken gab es seit Anfang des 15. Jahrhunderts, und die Handelsgesellschaften wurden zu Preissteigerungsgesellschaften, die wichtige Bedarfsartikel aufkauften und die Preise willkürlich erhöhten. Charakteristisch ist, daß schon 1512 ein Reichsgesetz gegen die Handelsgesellschaften erlassen wurde, daß Luther in der Schrift an den christlichen Adel sich gegen die Monopole wendet (§ 29), und auch Karl V. in der Wahlkapitulation deren Bekämpfung versprechen mußte. Gewiß hat die Macht des Großkapitals bereits zu manchen Mißständen geführt; der Reichtum des deutschen Bürgertums war aber doch eine wichtige Voraussetzung für seine Teilnahme am Humanismus und an der Reformation; er förderte auch, verbunden mit der durch die Zunftorganisation gewährleisteten Solidität der Arbeit, die hohe Blüte, zu der Kunst und Kunsthandwerk während des 16. Jahrhunderts aufstiegen (§ 103).

Fugger

Das bekannteste deutsche Großhandelshaus war das der Fugger in Augsburg. Johannes Fugger, der um 1350 in Augsburg einwanderte, war Webermeister; von seinen Söhnen wird der älteste, Andreas, bereits als „der reiche Fugger“ bezeichnet; der jüngere Jakob († 1469) trieb Handelsgeschäfte, seine drei Söhne Ulrich († 1510), Georg († 1506) und Jakob II. († 1525) begründeten den Welthandel ihres Hauses. Sie trieben Bankgeschäfte, auch mit Friedrich III. und Maximilian I., gründeten eine große Handelsgesellschaft, nahmen an der Wareneinfuhr aus Indien über Lissabon teil und pachteten ergiebige Bergwerke in Spanien, Tirol, Kärnten und Ungarn. Jakob Fugger erhielt von Maximilian zu Pfandbesitz eine Reihe Herrschaften (Kirchberg), wurde geadelt und schoß dem Kaiser 1509 den ganzen Betrag der für den italienischen Krieg vom Reiche bewilligten Hilfsgelder (II, § 334) vor. 1519 wandte er 543585 Goldgulden für die Kaiserwahl Karls V. auf. Die Söhne Georgs, Raymund († 1535) und Anton († 1560), wurden 1526 von Karl V. in den Grafenstand erhoben und sind die Gründer der beiden noch jetzt blühenden Linien geworden. Das Vermögen des Hauses vermehrte sich in sieben Jahren um 13 Millionen Gulden und wurde auf 63 Millionen Gulden geschätzt. — Neben den Fugger sind die

Welser

Welser zu nennen, ebenfalls in Augsburg; auch sie haben Karl V. große Summen vorgeschossen und erhielten von ihm Venezuela als Pfandbesitz (§ 12). — Wie groß die kaufmännischen Gewinne waren, davon zeugt eine Schätzung, die von 450 % jährlich spricht, sowie die Tatsache, daß der Augsburger Rem, der sich an den Geschäften des Bankiers Höchstetter mit 500 Gulden beteiligte, damit in der Zeit von 1511 bis 1517 245000 Gulden verdiente. Höchstetter hatte als Einlagen, auch von vielen kleinen Leuten (Bauern, Knechte und Mägde brachten ihm 10 Gulden), in seinem Geschäft einmal 1 Million Gulden zu verzinsen. Freilich kamen auch schon Bankbrüche vor; Höchstetter machte 1527 Bankrott mit 800000 Goldgulden Passiva und starb im Gefängnis.

Bauern

Über die Lage der Bauern ein zusammenfassendes Urteil abzugeben, ist schwer. Sie ist in den verschiedenen Gegenden verschieden gewesen, sehr ver-

schieden auch nach dem Charakter der Herren, die ihre Rechte mit Milde oder als Leuteschinder üben konnten; vor allem aber wird man das wirtschaftliche Wohlbefinden von der sozialen und politischen Stellung scheiden müssen. Im ganzen war die wirtschaftliche Lage der Bauern vielfach noch nicht ungünstig, wie die Zeugnisse von großem Aufwand, namentlich bei Hochzeiten, Kindtaufen usw. beweisen; aber damit verträgt es sich durchaus, daß gegen den Zustand des 13. und 14. Jahrhunderts wirtschaftliche Schädigungen eingetreten waren, daß es ein bäuerliches Proletariat gab, daß vor allem die rechtliche und soziale Stellung der Bauern gemindert war, daß sie fast überall zu Hörigen oder Leibeigenen herabgedrückt wurden. Die Ursachen dieses langsam eintretenden Verfalls sind schon früher (II, § 332) dargelegt worden. Die Zunahme der Bevölkerung, für die der Abfluß nach den Slawenländern aufgehört hatte, führte zu immer weiteren Teilungen der Bauerngüter; im Zusammenhang damit steht die Verschuldung an die städtischen Kapitalisten durch den „Rentenkauf“. Dazu veranlaßte die eigne Notlage die adligen Grundherren, ihre Rechte gegen die Bauern durch Steigerung der Fronden und Abgaben möglichst auszunutzen. Es gehörte dahin der große Zehnte (vom Getreide und Wein), der kleine oder Krautzehnte (vom Gemüse und Obst) und der Blutzehnte (vom Vieh), der Sterbfall (eine Abgabe beim Tode des Bauern) u. a., ferner das Besthaupt (das beste Stück Vieh) und die Abgabe bei der Heiratserlaubnis; zuweilen stiegen die Zinse bei unpünktlicher Zahlung auf das Doppelte (Rutscherzins); die Hand- und Spanndienste waren zwar vielfach fest geregelt, wurden aber doch schwer empfunden, und am meisten Erbitterung mußte es erregen, wenn die Dienstbarkeit in Verhöhnung ausartete, wenn der Bauer z. B. zum Flöhefangen im herrschaftlichen Bett befohlen wurde. Weiterhin haben die Landesherren ihre neue Macht gerade den Bauern gegenüber besonders ausgebildet; ihnen wurden auferlegt oder auf sie wurden abgewälzt die neuen staatlichen Lasten (Steuern), ihnen war die neue Verwaltung durch die am römischen Recht geschulten staatlichen Beamten besonders unverständlich und lästig. Zugleich wurde den Bauern das alte Nutzungsrecht an der Almende durch Einforstungen immer mehr entzogen; schwer lastete auch auf ihnen die fürstliche Jagdlust; nicht bloß das Betreten eines fürstlichen Waldes mit einem Gewehr wurde hart bestraft (von Ulrich von Württemberg mit Blendung), sondern auch das Niederschießen eines den Bauernacker verwüstenden Hirsches oder Wildschweines. Der Eigentums- und Staatsbegriff des neuen römischen Rechts war dieser Verstaatlichung der Almende sehr förderlich; wie denn überhaupt das römische Recht und die gelehrten Richter bei den Bauern sehr verhaßt waren, weil sie die alte, volkstümliche Rechtspflege verdrängten. Die aus all diesen Quellen fließende Erbitterung mußte durch die Verachtung, mit der der stolze, aber rohe Adel, die Juristen, Humanisten und Städter auf den Bauer herabsahen, noch gesteigert werden. Von ähnlicher Erbitterung waren in den Städten die unteren Volksschichten, die Gesellen und Arbeiter, obgleich auch ihr Lohn nicht ungünstig war, erfüllt; auch die Organisation der Zünfte war ja durchaus aristokratisch (II, § 255); das städtische Proletariat stand also etwaigen Bauernbewegungen freundlich gegenüber.

Arbeiter

Solche Bewegungen entstanden im 15. Jahrhundert um so leichter, als die Bauern durch die veränderte Kriegsweise militärisch wieder leistungsfähig geworden waren und deshalb mit größerem Selbstbewußtsein auftraten. Besonders beachtenswert erscheint es, daß dabei die Bauern wie die Ritter im Kaiser ihren Schutzherrn gegen ihre Bedränger sahen. Daraus ergaben sich für das Kaisertum wichtige soziale Aufgaben, deren Lösung zu einer Stärkung der Zentralgewalt hätte führen können (§ 39). Enthielt doch auch die sogenannte „Reformation des Kaisers Sigmund“, eine zuerst 1476 gedruckte, aber schon früher verfaßte Schrift, die neben einer Säkularisation alles Kirchenguts und Beschränkung der Geistlichen auf ihr geistlich Amt u. a. auch die bäuerlichen

Bauern und Kaisertum

Wünsche darlegt, die Wendung, daß durch das Volk die kaiserliche Macht gestärkt werden sollte.

Bauernerhebungen

Bauernerhebungen finden sich seit etwa 1430 in den verschiedensten Teilen des Reiches; die erste größere erfolgte 1476 im Taubergrund, wo der Pfeifer von Niklashausen als von Gott berufener Prophet eine neue, kommunistische Weltordnung predigte und damit Angriffe auf die Kirche verband (§ 24). Umfassender wurden die Aufstände seit 1492; in den Niederlanden erhoben sich die „Käsebröder" (so genannt, weil sie Käse und Brot in der Fahne führten), in Schwaben die Bauern des Fürstabts von Kempten, und am Oberrhein entstand eine Verschwörung, die, öfter unterdrückt, immer wieder auflebte, und seit 1502 nach der von den Bauern getragenen Fußbekleidung der „Bundschuh" genannt wurde: Vernichtung der Juden, Volksgerichte, Beseitigung drückender Lasten, Wiederherstellung der gemeinen Mark, Abschaffung der Klöster und Stärkung der kaiserlichen Gewalt war das Ziel des Bundes. In Württemberg wurde 1514 durch den Steuerdruck und die Mißwirtschaft des verschwenderischen Herzogs Ulrich (§ 56) der Bauernbund vom armen Konrad (das war die allgemein übliche Bezeichnung für Bauer) hervorgerufen. Auch in Österreich und Kärnten zeigten sich drohende Bewegungen, und in Ungarn stand das Volk unter dem Bauernkönig Dozsa (II, § 377) gegen Adel und Klerus unter Waffen. Wurden auch alle diese Aufstände niedergeworfen, so zeugen sie doch von einer tiefgehenden Gärung.

B. Stellungnahme der Reichsgewalt zur Reformation. Revolutionäre Bewegungen.

1. Der Reichstag zu Worms.

§ 33. Karls V. Stellung zur deutschen Bewegung. Mit der Papstkirche hatte Luther endgültig gebrochen, zugleich aber hatte er sich an den Kaiser gewandt zur Durchführung der national-kirchlichen Reform (§ 29). Als nun Karl V. nach seiner prunkvollen Krönung in Aachen den Rhein hinaufzog, ergingen auch von Hutten, Sickingen und andern Vorkämpfern nationaler Freiheit dringende Mahnungen an ihn, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen. Tat er das, so hätte er nicht bloß eine deutsche Nationalkirche begründen, sondern, getragen von der allgemeinen patriotischen Begeisterung und gestärkt durch die führende Stellung, die er in der heiligsten Frage der Nation eingenommen hätte, vielleicht auch die so notwendige Reform der Reichsverfassung im Sinne eines starken Nationalstaates durchführen können (vgl. § 39). Das Geheimnis der größten geschichtlichen Erfolge liegt ja immer darin, daß ein weitblickender Staatsmann die oft noch recht unklaren Wünsche und Strebungen des Volksgeistes versteht, daß er den Pulsschlag seiner Zeit mitempfindet und jenen Wünschen die Wege zur Erfüllung weist. Darauf ruhen die gewaltigen Erfolge Wilhelms I. und Bismarcks. So stand Karl V. vor der für ihn und Deutschland folgenschwersten Entscheidung. Maximilian hat vielleicht eine Ahnung von der Bedeutung der lutherischen Bewegung gehabt, als er sagte, man solle den Mönch „fleißig bewahren", da man nicht wissen könne, wozu er einmal zu gebrauchen sei; sein Nachfolger verstand die Zeichen der Zeit nicht. Wie er niemals die Sprache des Volkes, dessen Krone er trug, gelernt hat, so begriff er gar nicht, was denn dieses Volk in seinen tiefsten Tiefen so erregte. Es war der für Deutschland verhängnisvollste Irrtum, wenn man bei seiner Wahl wähnte, daß man einen deutschen Fürsten erhoben hätte. Karl war zwar seinem ganzen Wesen nach Niederländer, aber erzogen im spanisch-katholischen Geiste. Der politischen Macht des Papsttums trat er wohl entgegen, aber sich von seiner kirchlichen Autorität zu befreien, das lag dem Enkel

23. Okt. 1520

Die Bedeutung der Entscheidung Karls

Karls Charakter

der „katholischen Könige" (II, § 340, 341) Spaniens ganz fern; in das leidenschaftliche „Los von Rom", das sich aus dem Innersten der deutschen Volksseele hervorrang, sah der romanisch fühlende Herrscher dieses Volkes nichts als eine frevventliche Empörung. Und dazu kam noch ein Zweites. Eine nationale Gestaltung des deutschen Staates hätte an der Spitze beginnen müssen, d. h. der deutsche König hätte verzichten müssen auf die römische Kaiserkrone, die politisch und kirchlich einen internationalen Charakter trug. Daß ein solcher Gedanke Karl nicht kommen konnte, ergibt sich aus dem, was wir oben (§ 31) über seine Weltherrschaftspläne gesagt haben. Diese und sein eignes religiöses Empfinden mußten ihn zum Gegner der deutschen Bewegung machen; doch erkannte er und noch mehr seine Staatsmänner, daß diese Bewegung ein politischer Machtfaktor sei, der sich im Dienste der Weltmachtspolitik verwerten ließ, z. B. gegen die konkurrierende Weltmacht des Papstes. Danach vor allem bestimmte sich seine Haltung ihr gegenüber. So wurden denn in diesem folgenschweren Augenblicke die Geschicke Deutschlands von einem undeutsch fühlenden Herrscher nicht nach dem Wohl und Wehe des deutschen Volkes, sondern vorwiegend nach dem jeweiligen Stand seiner Weltpolitik geleitet, für die Deutschland eben nur ein Glied neben andern war.

Weltpolitik

§ 34. Der Reichstag zu Worms. Am 28. Januar 1521 eröffnete Karl zu Worms seinen ersten Reichstag. Unter den weltlichen Angelegenheiten mag zunächst eine habsburgische erwähnt werden: Karl übertrug seinem Bruder Ferdinand die deutschen Besitzungen seines Hauses und zugleich das dem Herzog Ulrich entrissene (§ 56) Württemberg; er begründete damit die deutsche Linie des Hauses Habsburg. — Bei der Ordnung der weltlichen Reichssachen bewegte man sich in den Bahnen, die die Reformversuche unter Maximilian eingeschlagen hatten (II, § 333). Das 1500 eingesetzte Reichsregiment wurde erneuert; doch erreichte Karl, daß zu den 20 von den Ständen ernannten Mitgliedern zwei von ihm berufene hinzutraten, daß der Vorsitz an seinen Bruder Ferdinand kam, und daß es nicht dauernd, sondern nur in Abwesenheit des Kaisers die Regierung führen sollte. Wieder eingerichtet wurde auch das Reichskammergericht. Für den bevorstehenden italienischen Krieg wurde eine Reichshilfe bewilligt und dabei eine Matrikel aufgestellt, die als Wormser Matrikel für die Zukunft maßgebend blieb. Zur Ausführung gebracht wurde die schon 1512 beschlossene Kreisteilung.

Reichstag zu Worms 28. Jan. bis 25. Mai 1521
1. Weltliche Angelegenheiten
a) Erblande
b) Reichssachen

Unter Ausschluß von Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz, der Eidgenossenschaft und einigen kleineren Landstücken (Jever, die Gebiete der Reichsritterschaft) wurden zehn Kreise gebildet: der österreichische, burgundische, kurrheinische, fränkische, bayerische, schwäbische, oberrheinische, westfälische, obersächsische und niedersächsische. Die Einrichtung war geeignet, die nun einmal nicht mehr zu beseitigende landesfürstliche Macht in föderalistischer Weise in den Dienst der Reichsaufgaben zu stellen. In jedem Kreise gab es nach der weiteren Ausgestaltung einen oder zwei kreisausschreibende Fürsten (Kreisdirektoren) und für die Kontingente des Kreises einen Kreisobersten; auf Kreistagen berieten die dem Kreise angehörenden Reichsstände wie auf dem Reichstage. Sie hatten die Wahlen zum Reichskammergericht und Reichsregiment vorzunehmen, die auf den Kreis entfallenden Reichstruppen und Reichssteuern zu verteilen, für den Landfrieden und die Durchführung der Reichskammergerichtsurteile zu sorgen u. a. m. Wirklich abgerundete Bezirke waren die Kreise nicht, weil eben die Reichsstände zu Verbänden zusammengeschlossen wurden und also alle Besitzungen, auch die vom Hauptlande entfernten, desselben Reichsstandes in einem Kreise vereinigt werden mußten; so gehörte z. B. das mainzische Erfurt zum kurrheinischen, der habsburgische Sundgau zum österreichischen Kreise.

2. Kirchliche Angelegenheiten

So bedeutsam diese weltlichen Dinge auch sein mochten, wichtiger für die Zukunft war doch die Entscheidung über die kirchlichen. Der päpstliche Nuntius Aleander vertrat die Meinung, daß durch die Bannbulle die Frage, ob Luther ein Ketzer sei, bereits entschieden, ein Verhör also unnötig, ja eigentlich gar nicht zulässig sei: dem Banne habe die Reichsacht einfach zu folgen. Mit aller Entschiedenheit widersetzten sich dem die Reichsstände, die auch selbst mit der Aufstellung von 100 Beschwerden (gravamina) gegen das Verfahren der Kurie in Deutschland beschäftigt waren, freilich an eine Änderung der Lehre nicht dachten. Der Kaiser gab nach mehrfachem Schwanken den Ständen nach, weil er sie dadurch auch für seine italienischen Kriegspläne gefügiger machen wollte, und lud Luther unter Zusicherung freien Geleits für Hin- und Rückreise vor den Reichstag. Trotz aller Warnungen, trotz des Hinweises auf das Schicksal, das Hus unter ähnlichen Umständen erlitten hatte, folgte Luther voll mutigem Gottvertrauen (kurz vor Worms sagte er: „Wenn so viel Teufel in Worms, als Ziegel auf den Dächern, noch wollt' ich hinein.") dem Rufe und langte nach einer Reise, die oft einem Triumphzuge glich, am 16. April unter dem Zuströmen einer teilnehmenden Volksmenge in Worms an. Beim ersten Verhör machte ihn der ungewohnte Anblick der glänzenden Versammlung befangen; zum Widerruf aufgefordert, bat er sich Bedenkzeit aus und erhielt sie bis zum folgenden Tag. Bei dem zweiten Auftreten hatte er seine ganze Kraft und Entschlossenheit wiedergewonnen. Frei und offen bekannte er sich als Verfasser der Schriften, die man ihm vorzeigte, und wies die Aufforderung zum Widerruf mit den Worten zurück: „Es sei denn, daß ich durch Zeugnis der Schrift überwunden werd oder aber durch offenbare Gründe (denn ich glaub' weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil es am Tage ist, daß dieselben zu mehrmalen geirrt und wider sich selbst geredet haben): ich bin überwunden durch die Schriftstellen, welche ich angeführt habe, und gefangen im Gewissen an dem Wort Gottes; derhalben ich nichts mag noch will widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unheilsam und gefährlich ist." Eine weitere Verhandlung brach der Kaiser ab; Luther aber schloß, nach einer alten Überlieferung, mit dem Ausruf: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!" Die Spanier höhnten ihn, auf die Deutschen hatte Luther den tiefsten Eindruck gemacht; er selbst fühlte sich frei und leicht; in der Herberge angekommen, rief er den Freunden triumphierend zu: „Ich bin hindurch, ich bin hindurch!" Der Kaiser war zur Achterklärung entschlossen, fügte sich aber, auch mit Rücksicht auf die unter den Rittern (§ 37) und im Volke herrschende Erregung, dem Drängen der Stände nach weiteren Unterhandlungen. Sie wurden von einer Abordnung der Stände geführt, waren aber erfolglos, da Luther an der Verwerfung des Konzils festhielt.

6. März; 17. April; 18. April

Nun reiste Luther auf Aufforderung des Kaisers ab. Das Geleit sicherte er ihm noch auf 21 Tage zu, erwirkte aber von den Ständen die Zustimmung zu einem Edikt gegen Luther und beauftragte Aleander mit dessen Abfassung. Es war am 8. Mai fertig, aber der Kaiser ließ es erst, als schon mehrere Reichsstände, darunter auch Friedrich von Sachsen, abgereist waren, nach dem offiziellen Schluß des Reichstages in seiner Wohnung einigen Fürsten vorlesen; dabei erklärte Joachim von Brandenburg, es entspräche der Meinung des Reichstages; vorgelegen hat es diesem nicht.

26. April; 25. Mai

Das so entstandene und vom 8. Mai datierte Wormser Edikt sprach in den schärfsten Ausdrücken die Reichsacht über Luther und seine Anhänger aus und verdammte seine Schriften zum Feuer. So hatte Karl Stellung genommen gegen die nationale Bewegung; er hatte es getan, weil er sie nicht verstand, weil ihm die Ketzerei zuwider war; aber es ist daneben wohl kein Zufall, daß das erst am 29. Mai geschlossene Kriegsbündnis zwischen Kaiser und Papst (§ 41) auch das Datum des 8. Mai trägt.

Wormser Edikt

Die berühmten Schlußworte Luthers sind in verschiedener Fassung überliefert; es erklärt sich das leicht aus der großen Erregung, in der sich die Versammlung nach Luthers Worten befand. Neuerdings wird die oben angeführte altbekannte Fassung: „Hier stehe ich usw." wieder mit beachtenswerten Gründen als die richtigere verteidigt, während vorher statt ihrer die kürzere Wendung: „Gott helf mir, Amen!" besser beglaubigt erschien. Natürlich kommt nichts darauf an: der Kernpunkt bleibt, daß Luther mit festem Gottvertrauen seine persönliche Überzeugung, seine Gewissensfreiheit gegen Papst und Konzilien, Kaiser und Reich festhielt. Das aber war gerade der neue, die Menschheit befreiende, dem Mittelalter entgegengesetzte Geist. Von hier aus gewinnt man den richtigen Standpunkt zu der Frage, ob es nicht vielleicht besser gewesen wäre, wenn Luther unter Verzicht auf die Reform des Glaubens, d. h. auf das, was als Ketzerei galt, sich auf den Boden der Gravamina gestellt und im Einvernehmen mit dem Reichstage nur die Abstellung der Mißbräuche erstrebt hätte. Vielleicht wäre dann eine deutsche Nationalkirche möglich gewesen und die religiöse Spaltung vermieden worden, aber Luther hätte seine Überzeugung verleugnen müssen. Damit aber hätte er das geopfert, worin seine Kraft bestand, hätte das Größte preisgegeben, was er der Menschheit errungen hat.

Schlußworte Luthers

2. Fortgang der Reformation und revolutionäre Bewegungen (bis 1525).

§ 35. Luther auf der Wartburg und die Unruhen in Wittenberg. Als die Acht ausgesprochen wurde, war Luther schon in Sicherheit. Auf der Heimfahrt hatte ihn Kurfürst Friedrich unweit Allenstein i. Th. scheinbar überfallen lassen. Auf der Wartburg, wohin er gebracht wurde, verlebte er als Ritter Georg beinahe ein Jahr, anfangs betrauert von seinen Freunden, bis die Schriften über die Beichte, die Klostergelübde u. dergl. und ein zorniges Schreiben wider Albrecht von Mainz, der aufs neue Ablaß verkaufen ließ, sie überzeugten, daß er noch lebe und wirke; auch die Kirchenpostille, eine Sammlung von Predigten, und sein sprachgewaltiges Werk, die Bibelübersetzung, begann er dort oben in der „Region der Luft, unter dem Gesange der Vögel".

Wartburg

4. Mai

Während er so auf der Wartburg ein tätiges, aber von Krankheit und inneren Anfechtungen vielgetrübtes Leben führte, kam in Wittenberg eine radikale Strömung zur Geltung. Dr. Karlstadt (§ 27) zog rücksichtslos die Konsequenzen der neuen Anschauungen; er stellte die Messe ab, reichte den Laien den Kelch, forderte Abschaffung des Zölibats und eiferte gegen Bilder und Zeremonien. In ähnlichem Sinne predigte der Augustinermönch Gabriel Zwilling, und dazu gesellten sich die sogenannten Zwickauer Propheten. Es waren religiöse und soziale Schwärmer, in Zwickau geleitet von dem Prediger Thomas Münzer und dem Tuchmacher Niklas Storch. Sie wollten als Quelle des Glaubens nur noch die unmittelbare göttliche Eingebung gelten lassen, verwarfen die Kindertaufe, weil Unmündige keinen Glauben haben könnten, und forderten die Wiedertaufe der Erwachsenen (daher Wiedertäufer, Anabaptisten genannt), mit der die göttliche Erleuchtung beginne; dabei hielten sie sich für die Auserwählten und verkündeten das Nahen eines neuen Reiches, in der

Zwickauer Propheten

auch Gütergemeinschaft herrsche. Aus Zwickau vertrieben, ging Münzer Dez. 1521 nach Prag; andere (darunter Storch) kamen nach Wittenberg, und nun begann hier ein unruhiges, wüstes Treiben, dem der Kurfürst nicht ernst entgegentrat. Beichte und Meßgewänder wurden beseitigt, Bilder und Kruzifixe zerschlagen, Verwirrung bemächtigte sich der Gemüter. Da hatte März 1522 Luther keine Ruhe mehr auf der Wartburg. Er eilte nach Wittenberg, predigte eine Woche lang täglich gegen die Neuerungen, wies die Zwickauer Schwärmer zurück und gewann die Gemüter für die ruhige Entwicklung der Reformation. Sachlich war er ja mit Karlstadt vielfach einverstanden, aber er erklärte die äußeren Ordnungen des Kirchendienstes für nebensächlich: hier solle man mit Schonung vorgehen und bestehen lassen, was nicht den klaren Worten der Schrift widerspreche: auch zu der neuen Freiheit solle niemand gezwungen werden. So wahrte er das Recht der persönlichen Überzeugung auch im eignen Lager.

Nichtausführung des Wormser Edikts

§ 36. Ausbreitung der Reformation. Die Ausführung der Wormser Acht unterblieb, wie früher die des Bannes. Karl V. verließ Deutschland und brauchte seine Kraft für den französischen Krieg (§ 41); das nach den Wormser Beschlüssen zu Nürnberg eingesetzte Reichsregiment aber waltete seines Amtes nicht im Sinne des Kaisers; die allgemeine Stimmung stand dem entgegen. Es hat sich zwar nicht gerade an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt, sie aber auch nicht gehindert, und das war 1522—1523 in der Wirkung fast dasselbe. Der neue Papst Hadrian VI., früher Lehrer Karls V. (Hadrian von Utrecht, II, § 343), ein ernster und religiös gesinnter Mann, erstrebte selbst eine Reform der Kirche auf gesetzmäßigem Wege und begann damit in Rom: er stellte den Ablaßhandel ein, führte statt des glänzenden Hofhalts Leos ein sehr einfaches Leben 1522—1523 usw. Auf dem Nürnberger Reichstage gab er durch seinen Nuntius die Verderbnis der Kirche zu: „Wir alle, Prälaten und Geistliche, sind abgewichen vom rechten Wege, und es ist schon lange keiner gewesen, der Gutes getan, auch nicht einer"; er verhieß Reformen, forderte aber die Durchführung des Wormser Edikts. Der Reichstag jedoch erklärte das für unmöglich und verlangte ein Konzil in einer deutschen Stadt; bis dahin sollten die Prediger das reine Evangelium lehren und sich der Aufreizung enthalten.

Ausbreitung

Inzwischen gewann die neue Lehre immer weitere Verbreitung. Wittenberg wurde bald der Mittelpunkt deutscher Bildung; hierher strömte die strebsame, lernbegierige Jugend aus allen Gegenden des Vaterlandes; hier begründete Melanchthon die neue Glaubenslehre durch sein weitverbreitetes Buch Loci communes; von hier ließ Luther von Zeit zu Zeit einen Teil seiner Bibelübersetzung oder eine derbe Streitschrift ausgehen. Die Bibelübersetzung, nach sorgfältiger Beratung im Freundeskreise vollendet, erschien vollständig im Jahre 1534, „ein Meisterwerk deutscher Sprache und deutschen Gemüts, die Grundlage der bibelfesten Sprache und Gesinnung vieler Menschenalter (§ 91)." Luthers Streben wurde mächtig gefördert durch die Humanisten und die ganze gebildete Jugend (§ 28). Auch die Volksliteratur schlug sich auf die Seite Luthers, wie vor allem die von Hans Sachs (§ 92) eingenommene Haltung beweist. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß Mönche und Weltgeistliche in Masse sich der neuen Lehre zuwandten, die Gleichgesinnten um sich scharten und deutschen Gottesdienst einrichteten? Während die Fürsten sich im ganzen noch zurückhielten und selbst Friedrich der Weise trotz des gewaltigen Eindrucks, den Luther auf ihn machte, die Bewegung nicht eigentlich

förderte, sondern nur vor Unterdrückung schützte, fand sie eine Hauptstütze in dem deutschen Bürgerstand. In den meisten Reichsstädten siegte die Reformation; oft stimmte die versammelte Gemeinde aus eigenem Antrieb einen Psalm oder ein neues Kirchenlied an und gab dadurch den Anstoß zur Abstellung der Messe. Wo man dem evangelisch gesinnten Volke die Kirche versagte, hielt es seine Andacht im Freien, auf Friedhöfen, auf Feldern und Wiesen. Die Neuerung machte reißende Fortschritte, und selbst dort, wo die Regierung „die lutherische Ketzerei" fernzuhalten suchte (Bayern, Österreich, Niederlande u. a.), konnte das reformatorische Streben nicht ganz unterdrückt werden.

Reichszoll

Auf dem erwähnten Reichstage zu Nürnberg wurden natürlich auch weltliche Angelegenheiten erörtert; am interessantesten ist der Plan, dem Reiche durch einen Reichszoll Geld zuzuführen und damit zugleich ein einheitliches Zollgebiet zu schaffen: an den Grenzen sollte ein Einfuhr- und Ausfuhrzoll von 4 % des Einkaufspreises erhoben werden, doch sollten davon frei bleiben die notwendigen Lebensmittel (Getreide, Wein, Bier, Ochsen, Schafe, Schweine und alle andern Tiere, Käse, Schmalz, Butter, Salz, Malz, Hopfen, Fische, Leder und Kupfer); es sollten also nur Luxuswaren getroffen werden, bei denen „ein jeder nicht mehr beschwert werden könne, als er selbst aus Wollust und gutem Willen wolle." Der zweifellos großartige Plan scheiterte an dem Widerstand der Städte; diese aber widersetzten sich ihm wohl auch deshalb so energisch, weil man zugleich an ein Verbot der preissteigernden Monopole und großen Handelsgesellschaften (§ 32) dachte und an eine Beseitigung der städtischen Reichsstandschaft.

Franz v. Sickingen geb. 1481 gest. 1523

§ 37. Die Sickinger Fehde und der Anfang der konfessionellen Sonderbünde. Durch Ulrich von Hutten war der erste der Reichsritter, Franz von Sickingen, für die Reformation gewonnen worden; er machte seine Ebernburg bei Kreuznach zur Zufluchtsstätte (zur „Herberge der Gerechtigkeit") für Anhänger der neuen Lehre (Butzer, Ökolampadius), und während des Wormser Reichstages fürchtete man von dort ein gewaltsames Eingreifen für Luther. Aber in erster Linie beschäftigten Sickingen doch politische Ziele; es galt die von dem erstarkenden Landesfürstentum bedrohte Reichsfreiheit der Ritter zu wahren, für sich selbst dachte er dabei eine fürstliche Machtstellung zu erringen. Im kaiserlichen Dienste war ihm das nicht gelungen, jetzt hoffte er die religiöse Erregung zur Beseitigung der geistlichen Fürstentümer benutzen zu können. Auf einem Rittertage zu Landau zum Führer erwählt, kündete er dem Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, Fehde an und versprach den Trierern, „sie von dem schweren antichristlichen Gesetz der Pfaffen zu erlösen und zur evangelischen Freiheit zu bringen". Indes der Angriff auf Trier scheiterte, und das Landesfürstentum sah in seinem Vorgehen eine gemeinsame Gefahr. Die Nachbarfürsten Ludwig von der Pfalz und Philipp von Hessen unterstützten den Erzbischof, und Sickingen mußte in seine Festung Landstuhl weichen. Unter den Trümmern dieser seiner Burg, deren Mauern den neuen Geschützen nicht widerstanden, starb der schwer verwundete Sickingen vor den Augen der einziehenden Sieger; bald fiel auch die Ebernburg. Der letzte Versuch der Reichsritterschaft, sich gegen den modernen Staat, der für sie keinen Platz hatte, zu behaupten, war damit gescheitert.

1522

7. Mai 1523

Das Landesfürstentum allein hatte die Erhebung niedergeworfen; das Reichsregiment, das eigentlich hätte eingreifen müssen, war untätig geblieben. So verlor es alles Ansehen, und der wieder in Nürnberg

1524

zusammentretende Reichstag löste es auf; ein in Eßlingen neu errichtetes war bedeutungslos. So vernichteten die Stände die von ihnen selbst geschaffene Reichsgewalt. Derselbe Reichstag beschloß dann, daß das Wormser Edikt von den Ständen gehalten werden solle, „soviel ihnen möglich sei“, und daß vor dem Konzil eine „Versammlung der deutschen Nation“ in Speier über die religiöse Frage verhandeln solle. Es schien also immer noch eine nationale Neuordnung der Kirche möglich; dem aber wirkte mit Erfolg der neue Papst, der Mediceer Clemens VII., entgegen. Ein kluger, fein gebildeter Fürst, schränkte er die Reformbestrebungen seines Vorgängers, die den Römern gar nicht zugesagt hatten, ein und suchte die deutsche Bewegung durch geschickte Diplomatie zu lähmen. Unter Vermittlung seines Nuntius, des Kardinals Campeggio, schlossen die Herzöge von Bayern, Erzherzog Ferdinand von Österreich und die meisten süddeutschen Bischöfe auf dem Regensburger Konvent ein Sonderbündnis gegen die lutherische Neuerung: alle gegen das Wormser Edikt Handelnden sollten als Ketzer behandelt, der Besuch der Universität Wittenberg verboten, jeder Prediger auf seine Rechtgläubigkeit geprüft werden. Da nun zudem der mit dem Papst verbündete Kaiser die geplante Speierer Nationalversammlung verbot, so wurde eine einheitliche Ordnung der religiösen Frage immer schwieriger, obgleich doch in Regensburg die Entscheidung einer solchen Versammlung vorbehalten war. Auf evangelischer Seite haben damals zuerst die Städte gemeinsame Beratungen abgehalten; besonders wichtig aber war es, daß sich Landgraf Philipp von Hessen dem neuen Glauben zuwandte.

1523–1534

6. Juli 1524

15. Juli

§ 38. Der Bauernkrieg. a) Ursachen und Anfang der Erhebung. War die Erhebung der Ritter in erster Linie eine politische, so die der Bauern eine soziale.

Lage der Bauern

Es ist schon dargetan (§ 32), daß die wirtschaftliche Lage der Bauern vielfach noch ein behagliches Dasein gestattete, daß aber ihre rechtliche und soziale Stellung immer ungünstiger geworden war. Die Grundherren und Landesherren belegten sie, wie wir sahen, mit Abgaben und Fronden und suchten die noch freien Bauern zu Hörigen, die Hörigen zu Leibeigenen herabzudrücken: bei der Ohnmacht der Reichsgewalt waren die Bauern solchen Bestrebungen gegenüber schutz- und rechtlos. Sie bäumten sich dagegen auf und wollten im Gegendruck, wie das stets der Fall ist, nicht bloß die ungerechten Lasten, sondern alle Abhängigkeit abschütteln, ähnlich wie die Schweizer einst nicht bloß die landesherrlichen, sondern auch die gräflichen Rechte der Habsburger zu beseitigen strebten (II, § 286). Die schon erwähnten Bauernerhebungen des 15. Jahrhunderts haben selbstverständlich mit der lutherischen Reformation nichts zu tun, aber auch die große Bauernrevolution des 16. Jahrhunderts ist nicht durch die Reformation hervorgerufen, sondern die einfache Fortsetzung und zugleich der tragische Abschluß der früheren Bewegungen. Nur insoweit hängt sie mit der Reformation zusammen, als die „evangelische Freiheit“, wie einst in England bei den Lollarden (II, § 306), übertragen wurde auf das soziale Gebiet: damit schien die Lage der Bauern der von Gott gewollten Ordnung zu widersprechen, damit erhielten die Ziele der Bauern eine höhere Weihe. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich in den Flugschriften Luthers, des großen Bauernsohnes, in jenen Jahren die heftigsten Vorwürfe gegen die Fürsten finden: gegen „die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden“, gegen die Henker und Stockmeister Gottes, die den armen Mann schinden und ihren Mutwillen an Gottes Wort auslassen; er verwarf dabei entschieden jede Revolution des „Herrn Omnes“, aber seine Worte konnten doch auch als Rechtfertigung einer solchen verstanden

Beziehung zur Reformation

werden. Dazu kam, daß die Predigt der radikalen Schwarmgeister sich gerade an die Bauern wandte; sie betonten mit aller Schärfe die allgemeine Priesterschaft der Christen und gefielen sich in der Behauptung, der einfache, ungebildete Bauer verstehe mehr von Christus als die Gebildeten.

Karlstadt u. Münzer

In diesem Geiste wirkten u. a. Karlstadt und Thomas Münzer (§ 35); jener, der sein Lehramt in Wittenberg aufgegeben und zeitweilig selbst das Gewand eines Bauern angelegt hatte, als Prediger in Orlamünde, dieser, auf den die radikalen Ideen der böhmischen Taboriten (II, § 310) nicht ohne Einfluß geblieben waren, als Prediger in Allstedt. Durch Luthers Einfluß abgesetzt und des Landes verwiesen, gingen beide nach Süddeutschland, eiferten gegen die Halbheiten des „Wittenberger Papstes" und traten mit den Bauern in Verbindung. Besonders Münzer predigte von der Aufhebung der geistlichen und weltlicher Gewalt und von der Errichtung eines himmlischen Reiches, wo alle Menschen gleich seien und jeder Unterschied zwischen arm und reich, vornehm und gering verschwinden solle. Ähnliche Ansichten verkündete Balthasar Hubmaier, Prediger in Waldshut. 1524

Ausbreitung der Erhebung

So mächtig aber auch diese Prediger wirken mochten, die eigentliche Ursache des Bauernkriegs liegt doch, wie gesagt, auf sozialem Gebiete; das „Evangelium" wirkte nur insoweit mit, als der Bauer sich die „evangelische Freiheit" in seiner Weise als die von Gott gewollte Beseitigung alles harten Druckes zurechtlegte und damit für seine selbstsüchtigen Ziele ein besseres Recht zu gewinnen glaubte. Der Aufruhr nahm seinen Anfang in Schwaben, d. h. dort, wo am wenigsten von einer wirklichen Staatsgewalt die Rede sein konnte und die Zahl der kleinen Feudalherren am größten war, wo auch die Bauernfreiheit der nahen Schweiz verführerisch wirken mochte; er verbreitete sich nach dem Elsaß, Franken und Thüringen, unberührt blieben Nieder- und Ostdeutschland: es wurden also ergriffen die alten deutschen Kulturlande, wo mit der alten Kultur auch deren nun einmal unvermeidliche Schäden eingezogen waren. Die Bewegung beschränkte sich aber nicht auf die Bauern, sondern erfaßte auch die unteren Kreise der städtischen Bevölkerung, ja selbst einzelne Ritter. Dabei haben auch jetzt, wie früher (§ 32), die Empörer im Kaiser ihren Schutzherrn gegen ihre Bedrücker gesehen.

Beginn des Aufstandes Juni 1524

Im Stühlinger Ländchen begann die Erhebung gegen die Grafen von Lupfen; wenn erzählt wird, daß die Bauern hier als Frondienst Flöhe in den Betten der Herren hätten fangen und während der Ernte Schneckenhäuser als Garnwickel hätten sammeln müssen, so zeigt das, welchen Anteil der höhnende Übermut der Herren an dem Aufstande hatte. Unter Führung des Hans Müller von Bulgenbach, eines früheren Landsknechts, zogen die Bauern nach Waldshut, wo der schon genannte Prediger Balthasar Hubmaier den Boden bereitet hatte. Im roten Mantel und roten Barett zog Hans Müller von Flecken zu Flecken, und schnell verbreitete sich der Aufstand durch ganz Schwaben und griff nach dem Elsaß hinüber. Da der Schwäbische Bund den Bauern feindlich war, so knüpfte der von diesem vertriebene, damals auf dem Hohentwiel weilende Herzog Ulrich von Württemberg (§ 56) mit ihnen an und suchte, freilich ohne Erfolg, mit ihrer Hilfe sein Land zurückzugewinnen. Zugleich wurden die Ziele der Bauern in den berühmten zwölf Artikeln formuliert, die vor allem Wiederherstellung der gemeinen Mark (II, § 253) und feste, der Willkür entzogene Ordnung der Dienstverhältnisse fordern. Febr. 1525

Die 12 Artikel

Über die Bedeutung und Entstehung der zwölf Artikel ist viel gestritten. Verfolgt man sie im einzelnen, so wird in ihnen gefordert: Wahl der Geistlichen durch die Gemeinden und lautere Predigt des Evangeliums (1), Beseitigung des kleinen Zehnten und Blutzehnten, jedoch unter Fortzahlung des großen Zehnten (2, vgl. § 32), Aufhebung der Leibeigenschaft (3), Freiheit der Jagd, des Fischfangs und der Holzung, sowie Rückgabe der

widerrechtlich eingezogenen Gemeindewiesen und Gemeindeäcker (4, 5, 10), feste Regelung der Frondienste und Zinsen (6, 7, 8), Beseitigung der willkürlichen Strafen (9), Aufhebung des Todfalles (11, vgl. § 32), Prüfung dieser und anderer Beschwerden nach Gottes Wort (12). Diese Forderungen müssen als durchaus gemäßigt bezeichnet werden und werden auch in sehr gemäßigter Form vorgetragen. Die neuere Forschung sieht denn auch in den 12 Artikeln nicht mehr ein Agitationsprogramm, das die Massen aufreizen sollte, sondern eine Rechtfertigungsschrift, bestimmt, die Forderungen der Bauern als mit dem göttlichen Wort übereinstimmend zu bezeichnen und so christlich zu entschuldigen. Sie sind eine Privatarbeit, und zwar hat der Verfasser die überall ausgesprochenen Wünsche der Bauern formuliert, religiös eingekleidet und wohl die einzige rein-religiöse Forderung (Pfarrerwahl) hinzugefügt. Wer dieser Verfasser oder Bearbeiter ist, steht nicht mit voller Sicherheit fest; die größte Wahrscheinlichkeit spricht für den genannten Waldshuter Prediger Balthasar Hubmaier; sonst hat man noch u. a. an Christoph Schappeler, Prediger in Memmingen, und dessen Schüler, den Kürschner Sebastian Lotzer, gedacht, früher auch an den pfalzgräflichen Kanzler Fuchssteiner. Waren die zwölf Artikel also zunächst eine Entschuldigungsschrift, so haben sie bei ihrer Annahme durch die Bauern und durch ihre schnelle Verbreitung allerdings die Bedeutung eines Aufruhr-Manifestes gewonnen.

Süddeutschland

§ 39. b) Erfolge der Bauern. Nunmehr haben die zwölf Artikel, zum „Manifest des gemeinen Mannes" geworden, wesentlich dazu beigetragen, daß der Aufstand immer weiter um sich griff. Die Bauern im Odenwald, am Neckar und in Franken folgten dem Beispiele des Oberlandes unter Leitung des verwegenen Wirts Georg Metzler von Ballenberg und des Ritters Florian Geyer. Sie zwangen die Grafen von Hohenlohe, Löwenstein, Wertheim, die Vorsteher des Deutschen Ordens in Mergentheim u. a., die Artikel anzunehmen und ihren Untertanen die geforderten Rechte zu gestatten; dabei durchzogen sie sengend und brennend das Land, zerstörten Klöster und Burgen und nahmen blutige Rache an ihren Widersachern. Hierin brach der langverhaltene Groll mit furchtbarem Ungestüm in entsetzlichen Greueltaten durch; so starb z. B. der Graf von Helfenstein, der Weinsberg tapfer verteidigt hatte, trotz der flehenden Bitten seiner Gemahlin eines martervollen Todes durch Gassenlaufen. Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, der (wohl nicht ganz freiwillig) Hauptmann geworden war, führte einige Haufen ins Würzburgische, während andre Scharen in den badischen Landen hausten, den Markgrafen Ernst, der auf ihre Forderungen nicht einging, verjagten und seine Schlösser brachen. Bald erstreckte sich der Aufstand über das ganze südwestliche Deutschland; viele geistliche und weltliche Herren bewilligten die Forderungen der empörten Bauern, der Kurfürst von der Pfalz ging einen Vertrag mit ihnen ein, die kleinen Städte schlossen sich ihnen an, und selbst in den größeren zeigten sich Gärungen verwandter Art. Die errungenen Erfolge zeitigten immer größere Pläne: in Heilbronn berieten die Leiter des Aufruhrs über eine großartig gedachte gänzliche Umgestaltung des Reichs in politischer und kirchlicher Beziehung; gegen das Landesfürstentum gerichtet, hätte sie einen deutschen Einheitsstaat mit starkem Königtum bringen müssen: die Bauern nahmen hier die langgeplante Reichsreform in die Hand, machten Vorschläge zugunsten des armen Mannes und sahen dabei ihr Heil in einer kräftigen Zentralgewalt (§ 32).

Reichsreformplan 1525

Der Heilbronner Reformentwurf ruht auf einer 1523 erschienenen Flugschrift (der sogenannten Reformation Friedrichs III., die aber mit diesem Kaiser nichts zu tun hat) und ist von Wendelin Hipler, einem entlassenen hohenlohischen Beamten, bearbeitet; zugleich lagen ganz ähnliche Vorschläge von Friedrich Weigand aus Wittenberg vor. Die Grundgedanken sind folgende: das Kirchengut sollte säkularisiert, die Geistlichen auf „ziemliche" (d. h. geziemende) Notdurft gesetzt und der Überschuß für die Armen und zu gemeinem Nutzen verwandt werden, die Feudallasten sollten fallen, d. h. wohl abgelöst werden durch

die aus dem Kirchengut gewonnenen Mittel. Weiter wurde gefordert Entfernung aller Doktoren des römischen Rechts und aller Geistlichen aus dem Rat der Fürsten und aus den weltlichen Ämtern, Wiederherstellung des deutschen Rechts, Einrichtung von Stadt- und Dorfgerichten, Freigerichten, Landgerichten, Hofgerichten und eines kaiserlichen Kammergerichts als einander übergeordneten Instanzen, Entnahme der Mitglieder dieser Gerichte, zum Teil sogar überwiegend, aus dem Bürger- und Bauernstande, Beseitigung aller Binnenzölle, Einheit von Münze, Maß und Gewicht, Beschränkung der großen Handelshäuser (der „Fuggereien"), eine an den Kaiser zu zahlende Reichssteuer, Reichsregierung durch den Kaiser unter Aufhebung aller Sonderbündnisse der Fürsten. Der Reformentwurf betont überall das Interesse der Armen und Schwachen und will Bürger und Bauern in sozialer und politischer Hinsicht heben, aber er ist erfüllt von dem Gedanken, daß eine starke Monarchie deren Hort und Schutz sei. So hätte er mithelfen können zur Schaffung eines nationalen Staatswesens, wenn ein wirklich deutscher Kaiser ihn aufgenommen hätte. Der spanische Kanzler Gattinara (oder Granvella) soll Karl V. geraten haben, den Bauernkrieg zur Niederwerfung der Fürstenmacht zu benutzen, und Napoleon I. hat es für verwunderlich erklärt, daß er das nicht getan habe. Das ist gewiß ein Beweis für die hohe Bedeutung der Tatsache, daß hier die bisher nur regierten Volksschichten sich mit der Reichsverfassung beschäftigen: etwas Ähnliches ist erst wieder 1848 geschehen.

Thüringen

Mehr von religiöser und sozialistischer Schwärmerei geleitet war der Aufstand in Thüringen. In Mühlhausen war unter der Leitung Heinrich Pfeifers der Rat durch eine demokratische Behörde ersetzt worden, als Thomas Münzer dorthin zurückkehrte. Nun schürte er die Wut gegen geistliche und weltliche Herren, predigte die Gütergemeinschaft, erlangte das Ansehen und den Ruf eines Propheten und wollte ein Gottesreich gründen mit „Freiheit und Gleichheit" aller „Bundesbrüder". Die aufgeregten Volksmassen zogen plündernd von Ort zu Ort und zerstörten zahlreiche Schlösser und Klöster des Thüringer und Harzer Landes, z. B. Memleben, Roßleben, Reinhardsbrunn, Walkenried, Michaelstein, Ilsenburg.

Luthers Haltung

§ 40. c) Niederwerfung des Aufstandes. Anfangs, als der Aufstand noch keine so drohende Gestalt angenommen, hatte Luther in der „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel" den Herren Nachgiebigkeit empfohlen und zugleich die Bauern vom Aufruhr abgemahnt. Als aber die wüste Zerstörung begann, Kirchliches und Weltliches vermischt wurde und die „Mordpropheten und Rottengeister" sich erhoben, da ließ er eine heftige Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern" ausgehen, worin er die Obrigkeit aufforderte, mit dem Schwerte dreinzuschlagen und keine Barmherzigkeit zu üben. Das gab den Landesherren eine moralische Stütze; sie mußten sich ja endlich ermannen, da die Spitze der Bewegung sich gerade gegen sie richtete. Kurfürst Friedrich der Weise war inmitten dieser Wirren gestorben; mit seinem Nachfolger Johann vereinigten sich Philipp von Hessen, Heinrich von Braunschweig u. a. und gewannen bei Frankenhausen durch ihr Geschütz und ihre kriegsgeübten Söldner einen leichten Sieg über Thomas Münzer und seine schlecht bewaffneten, betörten Bauern, die singend und betend den Beistand der himmlischen Heerscharen erwarteten. Der gefangene „Prophet" wurde unter martervollen Folterqualen hingerichtet; die Entschädigungs- und Schutzgelder an die Fürsten und eine dreifache Schirmherrschaft vernichteten den Wohlstand der alten Reichsstadt Mühlhausen. — Um dieselbe Zeit erlagen die Elsässer Bauern bei Zabern dem Herzog Anton von Lothringen; trotz des abgeschlossenen Vertrags, der ihnen freien Abzug sicherte, wurden sie hinterlistig überfallen und 17 000 erschlagen. In Schwaben siegte Georg Truchseß von Waldburg, der Hauptmann des Schwäbischen Bundes, bei Sindelfingen und

Siege der Fürsten

5. Mai 1525

15. Mai 1525

17. Mai 1525

zog dann im Verein mit dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und dem kriegerischen Erzbischof von Trier wider die fränkischen Scharen, die das wohlverteidigte Schloß von Würzburg, den Frauenberg, belagerten. Auch hier siegte die bessere Kriegskunst und Bewaffnung über die ungeordnete Masse, zumal Götz die Hauptmannschaft niederlegte. Nach kurzer Gegenwehr bei Königshofen a. d. Tauber überließen sich die Bauern einer wilden Flucht, in der die meisten ihren Tod fanden; lange noch wütete das Richtbeil im Würzburgischen. Ähnlich erging es am Mittelrhein; größeren Widerstand fand der Truchseß von Waldburg und der berühmte Kriegsmann Georg von Frundsberg im südlichen Schwarzwald, aber auch hier wurde schließlich ebenso wie im Salzburgischen die Ruhe hergestellt. Hinrichtungen und Brandschatzungen folgten der Niederlage. Wie die Bauern rohe Gewalttat geübt hatten, so nahmen nun die Herren brutale Rache. Markgraf Kasimir ließ z. B. in Kitzingen 59 Bürgern die Augen ausstechen. Das Ende des Krieges war ein ruhmloser Sieg der staatlichen Ordnung ohne Heilung der inneren Schäden; aus der Zerstörung entkeimte kein neues Leben. Nur sehr wenige Grundherren gewährten einige Erleichterungen; dies geschah besonders in Tirol; sonst wurden die alten Lasten zumeist erhöht, und die Lage der Bauern wurde schlimmer und hoffnungsloser als vor dem Kriege: nun erst werden sie zu den vielgeplagten, an die Scholle gebundenen Lasttieren der Feudalherren.

2. Juni 1525

Folgen des Aufstands für die Reformation

So hatte der Krieg für die soziale und politische Entwicklung keinen Gewinn gebracht; für die Reformation hatte er die Folge, daß doch manch einer bedenklich wurde, daß Luther noch mehr als bisher jede Verbindung der religiösen Frage mit politischen und sozialen ablehnte, die Anwendung von Gewalt für den Glauben verwarf und die Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit mit aller Schärfe betonte.

C. Europäische Kriege des Hauses Habsburg 1521—1532

1. Karls V. Kämpfe mit Frankreich und dem Papste 1521—1530.

Anlaß des Krieges

§ 41. Der erste französisch-italienische Krieg Karls V. (1521—1526). Während dieser Vorgänge in Deutschland beschäftigten den Kaiser neben der Festigung seiner spanischen Königsmacht (II, § 343) vorwiegend die europäischen Machtfragen. Die tiefern Gründe des Gegensatzes zwischen Karl V. und Franz I. haben wir (§ 1, 31) kennen gelernt: vier Kriege sind dieser Feindschaft entsprungen; bei allen ist von besonderem Interesse die Haltung des Papstes. Der erste Krieg brach aus, als Karl die alten Lehnsrechte des Reiches auf Mailand, das nebst Genua 1515 durch die Schlacht von Marignano (II, § 334) in den Besitz Frankreichs gekommen war, geltend machte und Franz während des spanischen Aufstandes (II, § 343) einen Angriff auf Navarra unternahm. Das Interesse des Papstes forderte eigentlich, daß eine Festsetzung des Kaisers, der schon Süditalien besaß, in Oberitalien verhindert würde (§ 31); trotzdem bestimmte ihn die Hoffnung auf Unterdrückung der lutherischen Bewegung, mit Karl zu Worms ein Bündnis zu schließen (§ 34). Außer ihm war auch der mit Karls Tante Katharina vermählte Heinrich VIII. von England (§ 77) mit dem Kaiser verbündet, allerdings ohne in den Krieg wesentlich einzugreifen.

Haltung des Papstes

Unterstützt von einer Erhebung der Bevölkerung, der die Franzosen

wegen ihres harten Regiments sehr verhaßt waren, eroberten die von dem spanischen Feldherrn Pescara geführten Kaiserlichen Mailand; deutsche Landsknechte unter Frundsberg geleiteten den rechtmäßigen Herzog Franz Sforza (II, § 328) als kaiserlichen Lehnsträger in die Stadt; der päpstlich-kaiserliche Feldherr Prospero Colonna besiegte in Verbindung mit Frundsberg und Pescara den Marschall Lautrec bei Bicocca; die Franzosen mußten über die Alpen weichen. Das nächste Jahr schien sich noch günstiger für Karl V. zu gestalten. Der Connetable Karl von Bourbon (Stammbaum 2), nach dem Könige der reichste Edelmann Frankreichs, war auf Veranlassung der Königin-Mutter Luise von Savoyen vom König mit dem Verluste der von seiner verstorbenen Gemahlin, einer Verwandten Luisens, ererbten Besitzungen bedroht worden. Ergrimmt knüpfte er mit dem Kaiser an und hoffte mit dessen Hilfe sogar die französische Krone zu erlangen: während Frankreich von drei Seiten angegriffen würde, wollte Bourbon sich gegen seinen König erheben. Indes der geplante Abfall wurde verraten, Bourbon mußte aus Frankreich fliehen, und ein französisches Heer unter Bonnivet konnte in Italien einrücken. Die Wiedereroberung des Landes gelang jedoch nicht; beim Rückzug der Franzosen fiel der tapfere Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel", durch die Kugel eines deutschen Hakenschützen, ein an sich ja wenig bedeutendes Ereignis, das aber wie der Tod Sickingens (§ 37) den Sieg der neuen Kriegsweise über das Rittertum widerspiegelte. In der Hoffnung, daß seine früheren Untertanen zu ihm übertreten würden, zog Bourbon nun mit aus Deutschen, Spaniern und Italienern gemischten Truppen über die Alpen nach Frankreich, aber die Bevölkerung stand in opferwilligem Patriotismus treu zu ihrem König: Bourbons Angriff auf Marseille scheiterte an dem tapfern Widerstand der Bürger, und so mußte er sein geschwächtes Heer an der Küste hin nach Italien zurückführen.

Erster Krieg 1521—1526

19. Nov. 1521

27. April 1522

August 1523

Herbst 1523

30. April 1524

Juli 1524

Gleichzeitig überschritt weiter nördlich Franz I. an der Spitze eines wohlgerüsteten Heeres die Alpen; in kurzem war alles Land bis über den Tessin in seiner Gewalt. Da er aber vor den Mauern Pavias, wo eine tapfere Besatzung seit dem 27. Oktober 1524 allen Stürmen Trotz bot, lange hingehalten ward, gelang es Bourbon, aus den deutschen Landen neue Scharen von Landsknechten an sich zu ziehen und sich mit Pescara zu verbinden. Indes Mangel an Sold und Lebensmitteln brachte die vereinigte Armee bald in große Not, während das reiche Lager der Franzosen alles im Überfluß besaß. Diesen Umstand benutzten die kaiserlichen Feldherrn, um die Landsknechte zu einem stürmenden Angriff wider dasselbe aufzureizen. Aus einem nächtlichen Überfall entspann sich die blutige Schlacht von Pavia, die trotz der günstigen Stellung und der Tapferkeit der Franzosen mit deren gänzlicher Niederlage endete. Franz selbst mußte sich nach ritterlichem Kampfe ergeben und als Gefangener nach Madrid wandern. Dieser unerwartete, überaus glänzende Sieg, den man das „Sedan" des 16. Jahrhunderts genannt hat, schien dem Kaiser mit einem Schlage die ersehnte Weltstellung zu bringen. Franz I., dem die längere Gefangenschaft unerträglich war, schloß den Madrider Frieden, worin er schwur, seinen Ansprüchen auf Mailand, das Franz Sforza unter kaiserlicher Lehnshoheit behielt, und Neapel sowie der Lehnshoheit über Flandern und Artois zu entsagen und außerdem auch das Herzogtum Burgund (die Bourgogne) herauszugeben. Allerdings hatte er zugleich nach

Schlacht bei Pavia

24. Febr. 1525

Friede von Madrid

14. Jan. 1526

der gewissenlosen Staatskunst seiner Zeit heimlich einen Protest gegen diese Bedingungen aufgesetzt.

Bündnis gegen den Kaiser

§ 42. Der zweite französisch-italienische Krieg Karls V. (1527 bis 1529) und die Kaiserkrönung. Wenn Karl glaubte, am Ziele seiner Wünsche zu sein, so sah er sich bald bitter enttäuscht. Schon vor dem Friedensschlusse war ein Kriegsbund gegen ihn eingeleitet, dessen Seele der neue Papst, der Mediceer Clemens VII., war. Ihm lag die Größe seines Hauses ebenso am Herzen wie die Macht des Papsttums. Es ist schon betont worden, daß eine Vereinigung Nord- und Süditaliens jetzt ebenso wie zur Zeit der Staufer eine schwere Gefahr für das Papsttum bedeutete. Hiergegen bot Frankreich das natürliche Gegengewicht; außerdem aber konnte Clemens von dem durch seine Mitwirkung aus tiefem Fall erhobenen französischen Könige eher die Erfüllung der mediceischen Ansprüche auf Ferrara erwarten, als von dem übermächtigen Karl. Der Versuch, den großen Pescara durch das Versprechen der Krone Neapels als eines päpstlichen Lehns zum Abfall von seinem Herrn zu bringen, scheiterte zwar an dessen Königstreue (bald darauf starb er); kaum aber war Franz I., nach Auslieferung seiner beiden Söhne als Geiseln, auf französischem Boden angelangt und hatte mit der Luft der Freiheit auch das Gefühl der wiedergewonnenen Macht eingesogen, so entband ihn der Papst seines Eides und schloß mit ihm, mit Heinrich von England, mit Venedig, Florenz und Mailand die heilige Liga von Cognac wider Spanien. Dies war die Losung zu einem zweiten Waffengange.

Clemens VII. 1523–1534

3. Dez. 1525

22. Mai 1526

Zweiter Krieg 1527–1529

Da es gegen den Papst ging, so eilten die lutherisch Gesinnten scharenweise zu den Werbeplätzen der Landsknechte, so daß Frundsberg ein mächtiges Heer über die Alpen führen und sich mit Bourbon verbinden konnte. Aber bald fehlte es an Geld, den Sold zu zahlen; dazu tauchte das Gerücht auf, der Marsch auf Rom solle aufgegeben werden: infolgedessen brach der Unmut der Landsknechte in offenem Aufstand aus; ihre Drohungen machten auf den alten Frundsberg einen solch schmerzlichen Eindruck, daß er durch einen Schlaganfall bewußtlos zusammenbrach und nach Deutschland gebracht werden mußte, wo er am 20. August 1528 starb. Das Geschick ihres geliebten Führers brachte die Söldner zur Besinnung; sie begehrten nach Rom zu ziehen, und Bourbon führte sie dorthin. Am 6. Mai 1527 erstiegen die spanischen und deutschen Söldner die Mauern Roms; unter den ersten Gefallenen war Bourbon. Weil der in die Engelsburg geflüchtete Papst die geforderte Summe nicht zahlte, ergossen sich die raubgierigen Scharen über die Stadt und suchten sie heim durch eine furchtbare Plünderung (Sacco di Roma), ein Ereignis, das auch in das leichtfertige Leben und Treiben der Renaissance einen ernsteren Ton brachte. Im Vatikan zündeten die Hauptleute ihre Wachtfeuer an; mit Mummereien und lächerlichen Aufzügen höhnten die Deutschen Papst und Kardinäle, indes die Spanier sich sittenlosen Ausschweifungen hingaben. Clemens harrte umsonst auf die Ankunft des Bundesheeres; er mußte die Engelsburg übergeben, benutzte die erste Gelegenheit zur Flucht nach Orvieto und hielt sich hier neutral. Unterdessen machten die Franzosen unter Lautrec Eroberungen im obern Italien, rückten dann an der Ostküste Italiens nach Süden und begannen die Belagerung Neapels. Aber der Abfall des Genuesen Andreas Doria (§ 122), der die Stadt von der Seeseite belagerte, von Frankreich zum Kaiser und der Untergang eines

Einnahme Roms 6. Mai 1527

10. Dez. 1527

Neapel 1528

großen Teils des französischen Heers durch eine Pest, der auch Lautrec erlag, zwangen die Franzosen zum verlustreichen Rückzug.

Friedensschlüsse

So schien die Lage für den Kaiser sehr günstig, aber er wünschte den Frieden, zunächst mit dem Papste. Auch seine Truppen waren zusammengeschmolzen, und die Finanznot lastete schwer auf seinen Staaten; vor allem aber war er mit sich selbst in einen gewissen Widerspruch geraten. Politisch mußte ihm die Demütigung des Papstes erwünscht sein, aber sie war doch nicht recht vereinbar mit seiner kaiserlichen Stellung als Schutzherr des Katholizismus: unter den Katholiken, namentlich den strenggläubigen Spaniern, herrschte Verstimmung über die Mißhandlung des Papstes und über das Anwachsen der „Ketzerei“. So machte der Kaiser zuerst mit dem Papste seinen Frieden zu **Barcelona**: Karls Herrschaft in Italien wurde darin gesichert, dem Papste versprach er die Rückführung der Mediceer nach Florenz, aus dem sie vertrieben waren (II, § 325), und beide verbanden sich zur Unterdrückung der Ketzer. Bald darauf vermittelten Karls Tante Margarete (Stammbaum 1) und Franzens Mutter Luise von Savoyen den **Damenfrieden von Cambrai**, der den Madrider Frieden erneuerte mit der einen Beschränkung, daß das Herzogtum Burgund französisch blieb. Nachdem dann auch die Türkengefahr beseitigt war (§ 43), begab sich der Kaiser nach **Bologna**, wo er längere Zeit mit Clemens unter einem Dache wohnte, und wurde hier von ihm mit der **lombardischen Königs-** und zwei Tage darauf mit der **römischen Kaiserkrone** geschmückt. Es war die letzte Kaiserkrönung, die ein Papst vorgenommen hat; den alten Ideen entsprach sie aber nicht: Bologna statt Rom als Krönungsstadt, spanische Granden statt deutscher Reichsfürsten als Träger der Reichsinsignien: die Weltherrschaft war eben spanisch. In Verfolg der neuen Freundschaft beraubte Karl das nach harter Belagerung eroberte **Florenz** seiner republikanischen Verfassung, setzte Alessandro de' Medici, dem er seine natürliche Tochter Margarete verlobte, als Herzog darüber (§ 122) und schrieb zur Beilegung der kirchlichen Zwistigkeiten einen Reichstag nach Augsburg (§ 50) aus.

29. Juni 1529 — 5. Aug. 1529 — Kaiserkrönung — 22. Febr. 1530 — 24. Febr. 1530 — 12. Aug. 1530

Landsknechte

Es ist schon angedeutet worden, daß diese Kriege von hoher Bedeutung für den Zusammenbruch des ritterlichen Heerwesens gewesen sind. Das **Fußvolk** hatte sich zuerst in der Schweiz (II, § 286, 299), dann während der Hussitenkriege (II, § 310) und in Flandern (II, § 348) bewährt; seit den burgundischen Kriegen (II, § 317) galten die Schweizer als die besten Soldaten, seit der Schlacht von Pavia die deutschen **Landsknechte**. Der Name bezeichnet sie als Kinder des Landes im Gegensatz zu den fremden Söldnern (den Schweizern und Böhmen); die Werbung geschah in folgender Weise. Der Fürst bestellte einen Feldoberst und ermächtigte ihn durch den „Artikelbrief“ zur Aufrichtung eines „Regiments“ (Regiment bedeutet ursprünglich die Machtfülle des Obersten); der Oberst ernannte einen Stellvertreter (Locotenens, Oberstleutnant) und die Hauptleute der „Fähnlein“; diese warben dann die Knechte; ein Fähnlein bestand aus 400 Mann, ein Regiment aus 10—16 Fähnlein, die Fähnlein zerfielen in Rotten. Die „hohen Ämter“ des Regiments waren der Schultheiß (Richter), Wachtmeister, Quartiermeister und Profoß (Strafer); jedes Fähnlein hatte einen Feldweibel, Fähnrich und Stellvertreter des Hauptmanns (Lieutenant); die Rotten standen unter selbstgewählten Rottmeistern (Unteroffizieren). Bewaffnet waren die Landsknechte mit Leder- oder Eisenpanzer, Helm, Spieß und Schwert oder Hakenbüchse; gekämpft wurde in „Gewalthaufen“ (Vierecken). Im ganzen herrschte unter den „frommen“ (d. i. tüchtigen) Landsknechten, die eine Art Brüderschaft bildeten, wenigstens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, ein guter Geist, der sich auch in den Landsknechtliedern zeigt; doch waren Spiel und Trunksucht weit verbreitet, auch waren zahlreiche Weiber bei der Truppe, und zwar nicht bloß den Landsknechten angetraute. Die Rechtspflege übten sie selbst, wobei der Schultheiß den Vorsitz führte, der Profoß als Ankläger auftrat und dem Angeklagten ein Fürsprecher gesetzt wurde; der nach dem „Recht der langen Spieße“ zum

Tode Verurteilte mußte sich in die Spieße der eine Gasse bildenden Landsknechte stürzen.

Frundsberg

Unter den Anführern hat Georg von Frundsberg als „Vater der Landsknechte" die größte Volkstümlichkeit erlangt. Geboren am 24. Sept. 1473 zu Mindelheim in Schwaben, wo ihm 1903 ein Denkmal errichtet worden ist, diente er schon dem Kaiser Maximilian und wurde von Karl V. zum obersten Hauptmann in Tirol ernannt; als solcher saß er auf der bekannten Burg Runkelstein bei Bozen.

2. Kämpfe gegen die Türken 1526—1532.

§ 43. Böhmen und Ungarn. Erster Zug der Türken gegen Deutschland (1529). Als Ludwig II., König von Ungarn und Böhmen, von dem gewaltigen Sultan Suleiman II. bei Mohacs geschlagen war und auf der Flucht seinen Tod gefunden hatte (II, § 384), hätte nach früheren Verträgen (II, § 335) sein Schwager Ferdinand I. von Österreich (Stammbaum 1) in beiden Reichen folgen müssen. In Böhmen, zu dem noch Mähren, Schlesien und beide Lausitzen gehörten, wählten ihn denn auch die Stände nach mancherlei Verhandlungen, in denen die Herzöge Ludwig und Wilhelm IV. von Bayern als Mitbewerber zu überwinden waren, zu ihrem König; in Ungarn aber regte sich der lebhafte Widerspruch der magyarischen Nationalpartei, die schon mit jenen Verträgen unzufrieden gewesen war und deshalb den König Ludwig im letzten Kampfe nicht genügend unterstützt hatte. Sie erhob ihren Führer, den Woiwoden Johann Zapolya, zum König; nur die westlichen Komitate und die Siebenbürger Sachsen wählten Ferdinand. Der erste Waffengang war für Ferdinand günstig: Zapolya wurde bei Tokai besiegt, Ferdinand konnte in Ofen einziehen und empfing in Stuhlweißenburg die ungarische Krone. Nun aber fand Zapolya, der auch mit dem französischen Könige in Verbindung stand, einen starken Rückhalt an Suleiman.

29. Aug. 1526 — 23. Okt. 1526 — Doppelkönigtum in Ungarn — 10. Nov. 1526 — 17. Dez. 1526 — 1527

Krieg mit den Türken

So brachten die Ansprüche auf Ungarn die Habsburger in unmittelbaren Kampf mit den Türken: während aus Spanien der Islam verdrängt war (II, § 341), mußten sie nun an der zweiten asiatisch-europäischen Reibungsfläche (§ 1) die abendländische Christenheit gegen einen gefährlicheren Ansturm desselben verteidigen. Mit gewaltigem Heere rückte Suleiman in Ungarn ein, Zapolya huldigte ihm als seinem Lehnsherrn und überließ ihm sogar die heilige Stephanskrone; das von 700 deutschen Landsknechten heldenmütig verteidigte Ofen wurde von den Türken genommen, und am 26. September 1529 erschienen die ungeheuren Massen des türkischen Heeres vor Wien. Der entsetzlichen Gefahr gegenüber trat der kirchliche Zwist zurück; Luther hatte schon bei den ersten Nachrichten von dem türkischen Heereszug in seiner „Heerpredigt wider den Türken" seine Glaubensgenossen zum Kampfe aufgerufen, und sie dachten groß genug, trotz des ungünstigen Speierer Abschiedes (§ 48) dem Rufe zu folgen. So sammelte sich bei Linz zum Schutze Deutschlands ein Reichsheer, aber die Gefahr ging noch einmal vorüber. Die kleine, aber tapfere Besatzung Wiens wies unter Führung des greisen Nikolaus von Salm drei Stürme heldenmütig zurück, und Suleiman, dessen Truppen auch unter dem ungewöhnlich kalten Herbstwetter litten, hob die Belagerung auf. Wenn auch Zapolya in Ungarn als türkischer Klientelfürst blieb und Ferdinand nur einen schmalen Streifen im Westen und Norden des Landes behauptete, so war doch die schwere Gefahr für die abendländische Kultur durch deutsche Tapferkeit beseitigt. Die dauernde Bedeutung der Schlacht von Mohacs aber bestand

Belagerung Wiens 26. Sept. bis 15. Okt. 1529 — 15. Okt. 1529

darin, daß die Monarchie der deutschen Habsburger durch die Erwerbung Böhmens und seiner Nebenländer einen gewaltigen Machtzuwachs erhielt und durch die Ansprüche auf Ungarn eine große Aufgabe für die Zukunft.

§ 44. Zweiter Zug der Türken gegen Deutschland (1532). Suleiman wünschte natürlich die erlittene Niederlage wieder auszugleichen und rüstete bald zu einem neuen Feldzuge. Alle Verhandlungen Ferdinands, diesen zu verhüten, waren vergeblich; auch sein Anerbieten, auf Ungarn ganz zu verzichten gegen Anerkennung seines Erbrechts beim Tode Zapolyas, wurde abgelehnt; im Frühjahr 1532 rückte Suleiman mit etwa 250000 Mann gegen die deutschen Grenzen, vertrauend auch auf den religiösen Zwiespalt in Deutschland. Aber gerade wegen der Türkengefahr wurde der Nürnberger Religionsfriede geschlossen (§ 51): wetteifernd rüsteten die Stände, und unfern von Wien sammelte sich ein stattliches Heer von 80000 Mann; der Kaiser selbst erschien, es zu führen. Doch zu einer großen Schlacht kam es nicht. Suleiman hatte drei Wochen vergeblich die kleine Festung Güns, deren 700 Mann starke Besatzung elf Stürme zurückschlug, belagert und wagte mit seinen dadurch entmutigten Truppen keinen Angriff auf das kaiserliche Heer; er ließ einige Truppen bis zur Enns schweifen und machte noch einen erfolglosen Vorstoß auf Graz: dann kehrte er heim. Die Gefahr für Deutschland war wieder beseitigt, Ungarn jedoch blieb zum größten Teil in Zapolyas Besitz.

Güns 7.—29. Aug. 1532

D. Der Fortgang der deutschen Reformation unter dem Einfluß der habsburgischen Weltpolitik 1526—1532.

§ 45. Der erste Reichstag zu Speier (1526) und der Anfang der evangelischen Landeskirchen. Dem Regensburger Konvent (§ 37) war unter dem Eindruck des Bauernkrieges ein zweites Bündnis katholischer Fürsten zu Dessau gefolgt, dessen Seele Herzog Georg von Sachsen war. Darauf vereinigten sich Kurfürst Johann und Landgraf Philipp zu dem Gotha-Torgauer Gegenbündnis, dem etwas später zu Magdeburg noch die Fürsten von Lüneburg, Grubenhagen, Mecklenburg, Anhalt, Mansfeld und die Stadt Magdeburg beitraten. Diese Vereinigung erschien um so notwendiger, als der Kaiser nach dem Madrider Frieden (§ 41) zur Unterdrückung der Reformation nach Deutschland kommen wollte. Die erste Instruktion des Kaisers (vom 23. März) für den am 25. Juni 1526 von Ferdinand eröffneten Reichstag zu Speier forderte denn auch die Durchführung des Wormser Edikts. Aber schon hatte sich die Weltlage geändert, indem der Papst Mittelpunkt des antikaiserlichen Kriegsbundes geworden war (§ 42); die Stände glaubten, daß sich nun auch die Haltung des Kaisers in der religiösen Frage geändert hätte; deshalb und weil die Durchführung des Edikts ohne Waffengewalt nicht mehr möglich erschien, beschloß der Reichstag, daß bis zum Konzil „jeder Reichsstand im heiligen christlichen Glauben so leben, regieren und sich halten solle, wie ein jeder solches gegen Gott und kaiserliche Majestät hoffe und vertraue zu verantworten". Daß man dabei die Politik des Kaisers richtig beurteilte, beweist sein Brief an seinen Bruder vom 27. Juli, worin er vom Nachlaß der auf Grund des Wormser Edikts verwirkten Strafen und von der Entscheidung der religiösen Frage durch ein Konzil spricht.

Juli 1525

Febr. 1526

Juni 1526

Reichstag zu Speier 1526

27. Aug. 1526

Bedeutung des Speierer Beschlusses

Der Speierer Beschluß verschob die Entscheidung und enthielt nicht, wie man ihm früher entnahm, die rechtliche Anerkennung der evangelischen Landeskirchen, hat aber tatsächlich deren Entwicklung gefördert, da er die religiösen Fragen nicht von Reichs wegen regelte, sie vielmehr wenigstens vorläufig dem Landesherrn überließ. Diese vorläufige Ordnung entsprach einer schon vorher bestehenden Richtung (§ 23) und wurde dann zur endgültigen; das Konzil kam zunächst nicht zustande, und in den nächsten Jahren hemmte der Kaiser als politischer Gegner des Papstes (§ 42) die eingeleitete Entwicklung nicht. So erlangten die Landesherren die kirchliche Oberhoheit in ihren Gebieten. Sie waren natürlich mit diesem Machtzuwachs sehr zufrieden, zumal damit die Verfügung über das eingezogene Kirchengut verbunden war. Es entsprach diese Entwicklung auch der Haltung Luthers. Anfangs war dieser allerdings einer Kirchenordnung auf Grundlage des Gemeindeprinzips (Wahl der Pfarrer durch die Gemeinden), wie es in der Schweiz zur Geltung kam (§ 30), nicht abgeneigt gewesen; indes das Vorgehen der Zwickauer Propheten und die Bauernbewegung stärkten den konservativ-monarchischen Zug seines Wesens: wie er überhaupt den Gehorsam gegen die Obrigkeit predigte, so war er auch mit dem Kirchenregiment der Landesherren als „Notbischöfen" einverstanden. Nur vorübergehend ist in Hessen, wo sich überhaupt eine gewisse Hinneigung zu Zwingli zeigte, auf der Synode in Homburg jene demokratische Richtung durchgedrungen; bald siegte auch hier die monarchische Strömung. Mit dem Entstehen der Landeskirchen war freilich eine nationale Kirchenverfassung auch nur für das evangelische Deutschland gescheitert.

1526

§ 46. Die weitere Ausbildung des lutherischen Kirchenwesens. An der inneren Weiterbildung der evangelischen Kirche, die so einen Rechtsboden gewonnen hatte, arbeiteten in dieser Zeit Luther und Melanchthon in gemeinsamer Tätigkeit. Die Gegner wies Luther energisch zurück. Wie er schon 1522 Heinrich VIII. von England, der die Siebenzahl der Sakramente verfochten hatte (§ 77), derb abfertigte, so verteidigte er 1525 seine Lehre von der Unfreiheit des Willens gegen Erasmus (§ 20) in einem Streite, der eine gänzliche Entzweiung der beiden ihrem Wesen nach so verschiedenen Männer zur Folge hatte. Aufbauend wirkte sein Sendbrief „An die Ratherrn aller Städte deutsches Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen", und von hoher sittlicher Bedeutung war es, daß er sich mit Katharina von Bora, einer ehemaligen Nonne, vermählte. Im Kreise treuer Freunde und Amtsbrüder (Justus Jonas [§ 28] und Johann Bugenhagen aus Pommern) führte er nunmehr ein glückliches Familienleben und schuf damit das Vorbild für das evangelische Pfarrhaus, von dem so reicher Segen ausgegangen ist. Als dann durch die Kirchenvisitationen, die der Kurfürst von Sachsen in seinem Lande anstellen ließ, der traurige Zustand des kirchlichen Lebens zu Tage trat, verfaßte Melanchthon im Einvernehmen mit Luther ein Visitationsbüchlein, worin die evangelischen Pfarrer in der Einrichtung des Gottesdienstes, in der Leitung der Seelsorge und des Volksunterrichts unterwiesen wurden. Kam dadurch Einheit in die evangelische Kirchenordnung, so legten Luthers beide Katechismen (der größere für die Geistlichen, der kleinere für die Jugend) den Grund zu einem gleichförmigen Glaubensbekenntnis und zu einem einheitlichen Religionsunterricht.

1524 · 1525 · 1527 · 1529

Unterscheidungslehren

Die Hauptunterschiede der evangelischen Lehre von der römisch-katholischen, wie sie sich während dieser und der nächsten Zeit ausgebildet haben, sind folgende: 1. Glaubenslehre: Nur die Heilige Schrift nach freier Forschung und Erklärung ist Quelle des Glaubens; auf Tradition und Kirchenvätern beruhende kirchliche Satzungen sowie Konzilienbeschlüsse, die nicht mit den klaren Worten der Bibel übereinstimmen, haben keine bindende Gewalt. — Nur der Glaube, d. h. die völlige Hingebung des ganzen Gemüts an Christus, den Erlöser der Menschheit aus dem Zustande der Erbsünde, hat beseligende Kraft, nicht die guten Werke. — Nur zwei Sakramente, die Taufe und das mit Buße und Sündenvergebung (Absolution) verbundene Abendmahl, haben ihre Begründung in der

Bibel, alle übrigen sind Satzungen späterer Zeit und Menschenwerk. — Es gibt nur Einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, Christus; jede andere Vermittlung durch Maria und die Heiligen ist ausgeschlossen. — 2. Kultus: An die Stelle der lateinischen Messe tritt deutscher Gottesdienst mit Predigt, Gebet und Gesang, und das farbige Meßgewand des Priesters wird durch den schwarzen Gelehrtenrock ersetzt. Das deutsche Kirchenlied, das der musikalischen und poetischen Natur Luthers seine Entstehung verdankt, bildet einen Hauptbestandteil der evangelischen Liturgie. — Das Abendmahl wird in beiderlei Gestalt gereicht, die Absolution ohne Ohrenbeichte erteilt, eine Menge Zeremonien abgeschafft, die Zahl der Feiertage beschränkt und der toten Werkheiligkeit, wie sie sich zeigt in Gelübden, Fasten, Wallfahrten, Opfern und Almosen, Verehrung von Reliquien und Gnadenbildern, Prozessionen u. dgl., das lebendige Wort Gottes durch Verbreitung der Heiligen Schrift unter dem Volke entgegengesetzt. — 3. Klerus und Kirchenverfassung: Mit der Verwerfung des päpstlichen Primats und der kanonischen Gesetze fielen alle mittelalterlichen Einrichtungen, die darauf gegründet waren. Man kehrte nun zu der apostolischen Ansicht zurück, daß alle Christen gleiche Berechtigung zum Priesteramt hätten, nahm dem Klerus durch Verwerfung der Priesterweihe als eines Sakraments und der apostolischen Nachfolge die höhere Stellung, gestattete ihm die Ehe und gab das Ernennungsrecht der Geistlichen teils dem Staate, teils den Gemeinden. Zur Einsetzung und Beaufsichtigung der durch eine einfache Ordination (vermittelst Händeauflegung) zur Verwaltung der Sakramente befähigten Geistlichen wurden Dechanten, Superintendenten (hie und da Bischöfe genannt) und Konsistorien eingesetzt, dagegen die hierarchischen Rangordnungen des römischen Klerus, als Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe usf., abgeschafft. Nach Aufhebung der kanonischen Gesetze ging die zeitliche Macht und die besondere Gerichtsbarkeit des Klerus an den Staat über, so daß die Geistlichen gleich allen übrigen Staatsbürgern Untertanen oder Beamte der Staatsregierung wurden, sich den weltlichen Gesetzen und Gerichten zu fügen hatten und ihrer Immunitäten verlustig gingen. Die Abgaben nach Rom hörten auf, die Stolgebühren wurden vermindert.

Ausbreitung der Reformation

§ 47. Ausbreitung der Reformation. Mit der Ausbildung der Kirchenlehre hielt die räumliche Ausbreitung der Reformation gleichen Schritt. Bis zum Jahre 1530 hatte das evangelische Kirchenwesen von Kursachsen aus Eingang gefunden in Hessen, wo in Marburg 1527 die erste evangelische Universität errichtet wurde, in dem brandenburgischen Fürstentum Ansbach-Bayreuth, in Braunschweig-Lüneburg und Braunschweig-Grubenhagen, Mecklenburg, Anhalt, Mansfeld, in Ostfriesland und Schleswig-Holstein, in verschiedenen Fürstentümern Schlesiens, obschon dieses Land als böhmisches Lehn unter Österreichs Oberhoheit stand. Im Dome zu Königsberg verkündete am Christtag 1523 der Bischof Georg Polenz von Samland selbst die große Freude, daß der Heiland seinem Volke von neuem geboren sei, und der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, sagte sich, auf Luthers Rat, von der alten Kirche los und verwandelte Preußen mit Zustimmung seines Lehnsherrn, des Königs von Polen, in ein weltliches Herzogtum; es hat das sehr wesentlich zur Erhaltung des Deutschtums in diesem deutschen Koloniallande beigetragen. Den größten Eifer aber für die neue Lehre zeigten die Städte, insbesondere die Reichsstädte. Magdeburg, das trotz der erzbischöflichen Hoheitsrechte sich in reichsstädtischen Formen bewegte, und das kunstsinnige, gebildete Nürnberg machten den Anfang; ihrem Beispiele folgten unter Bugenhagens Einfluß Hamburg, Bremen und Lübeck, sodann Braunschweig, Rostock, Goslar, die Städte Pommerns; im Süden Straßburg, Ulm, Konstanz, Lindau, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen u. a.

Säkularisation des Ordensstaates 1525

§ 48. Der zweite Reichstag zu Speier und die Protestation (1529). Die Fortschritte der Reformation machten die katholischen Fürsten,

geistliche wie weltliche, sehr besorgt. In Bayern und Österreich, in Köln und Mainz suchte man durch strenge Überwachung, durch harte und entehrende Bestrafung der Neuerer, ja selbst durch Verbrennung evangelischer Prediger den alten Zustand zu erhalten. Die erfundene Behauptung, daß ein Kriegsbündnis zur Ausrottung der Ketzerei bestehe, hätte im Jahre 1528 fast zu einem großen Religionskriege geführt.

Die Packschen Händel 1528

Otto von Pack, ein Beamter Herzog Georgs von Sachsen und dann im Dienste Philipps von Hessen, eröffnete diesem im Februar 1528, daß zu Breslau am 15. Mai 1527 zwischen Ferdinand von Österreich, dem Kurfürsten von Brandenburg, den Herzögen von Sachsen und Bayern, den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg und den Bischöfen von Bamberg und Würzburg ein Bündnis geschlossen sei zur Vernichtung des Luthertums (Auslieferung Luthers) und Aufteilung Kursachsens und Hessens, sowie zur Eroberung Ungarns für die Habsburger. Dieses Bündnis war eine einfache Erfindung Packs, der für die Enthüllung der angeblich drohenden Gefahren vom Landgrafen Geld erlangen wollte und auch wirklich erhielt. Der Landgraf trat nun mit dem sächsischen Kurfürsten in Verbindung, arbeitete an einem Gegenbündnis der Evangelischen, traf Kriegsvorbereitungen, erhielt von Frankreich das Versprechen militärischer Hilfe für sich und den vertriebenen (§ 56) Herzog von Württemberg und knüpfte auch mit Zapolya an. Auf Vorstellung Luthers verlangte aber der sächsische Kurfürst die Veröffentlichung des Bündnisvertrages, und nun erklärten die Beteiligten die ganze Sache für eine grobe Lüge; trotzdem zwang Philipp noch die Bischöfe von Bamberg und Würzburg durch einen Kriegszug, sowie den Erzbischof von Mainz zu einer bedeutenden Geldzahlung, ehe die Ruhe wieder hergestellt wurde; Pack mußte Hessen verlassen und wurde später (1537) auf Veranlassung Herzog Georgs von Sachsen hingerichtet. Diese sogenannten Packschen Händel gehören zu den häßlichsten Vorgängen der Geschichte. Ist Pack allein der Betrüger, so ist Philipps Leichtgläubigkeit ein Beweis für die Gespanntheit der damaligen Lage, aber auch dafür, daß Philipp gern die Gelegenheit zu einer größeren Aktion gegen die Katholiken ergriff. Eine andere Ansicht geht von dieser Haltung Philipps aus und nimmt an, daß Pack seinen Betrug auf Veranlassung des Landgrafen begangen habe; wahrscheinlicher aber bleibt doch die erste Erklärung, zumal auch Luther, der sächsische Kurfürst u. a. an das Breslauer Bündnis glaubten, was eben nur verständlich ist aus der großen Schärfe der Parteigegensätze, bei der auch das Abenteuerlichste als möglich erschien.

Zweiter Reichstag zu Speier 1529

Im nächsten Jahre kam es dann den Katholiken zustatten, daß der zweite italienische Krieg zu Ende ging und der Kaiser eine Aussöhnung mit dem Papste wünschte (§ 42). Der Rückschlag dieser veränderten europäischen Lage zeigte sich auf dem zweiten Reichstage zu Speier. Die kaiserliche Proposition forderte die Aufhebung des Satzes von 1526 (§ 45), weil daraus „großer Unrat und Mißverstand wider unsern allerheiligsten Glauben" entstanden sei,

19. April 1529

und die Reichstagsmehrheit beschloß: „Wer bis jetzt das Wormser Edikt gehalten, solle es auch ferner tun. In den Landschaften, wo man davon abgewichen, solle man keine weiteren Neuerungen machen und niemandem verwehren Messe zu halten. Kein geistlicher Stand solle seiner Rechte beraubt werden bei Acht und Aberacht." Gegen diesen Reichstagsabschied, durch den die Reformation zum Stillstand verurteilt, ja ihr bisheriger Erfolg gefährdet worden wäre, legten Kursachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt, Brandenburg-Ansbach und vierzehn Reichsstädte, darunter

Protestation

Straßburg, Nürnberg, Ulm, sogleich Protest ein; sie erklärten, daß ein einmütig gefaßter Reichstagsbeschluß nicht durch einen Mehrheitsbeschluß aufgehoben werden könne, daß sie Mehrheitsbeschlüsse in Glaubenssachen überhaupt nicht für verbindlich erachteten, und appellierten an den Kaiser, an ein allgemeines oder deutsches Konzil. Davon erhielten sie und alle Anhänger der neuen Lehre den Namen Protestanten. Da der Kaiser die ihm nach Italien überbrachte Protestation nicht annahm, so

wäre schon jetzt ein Verteidigungsbund zwischen den protestierenden Fürsten und Städten abgeschlossen worden, hätten nicht Luther und die evangelischen Theologen „in großartiger Gewissenhaftigkeit" den Grundsatz vom leidenden Gehorsam gegen die Obrigkeit aufgestellt, jede Beschützung des göttlichen Worts durch weltliche Waffen verworfen und eine Verbindung mit den Anhängern Zwinglis, dessen Ansichten in mehreren süddeutschen Städten Eingang gefunden hatten, widerraten.

Abendmahlslehre Luthers und Zwinglis

§ 49. **Das Religionsgespräch zu Marburg, die Spaltung zwischen der deutschen und schweizerischen Reformation.** Leider hatte nämlich die verschiedene Auffassung der Abendmahlslehre eine Entzweiung zwischen Zwingli und Luther bewirkt. Luther verwarf wie Zwingli die scholastische Transsubstantiationslehre, hielt aber in mystischem Tiefsinn an einer leiblichen Gegenwart Christi bei der heiligen Handlung fest. Er beharrte bei dem Wortsinn der Einsetzungsworte: „das ist mein Leib" und erklärte sich entschieden gegen Zwinglis Auffassung, der sie durch: „das bedeutet meinen Leib" erklärte und das Abendmahl nur als Gedächtnismahl auffaßte (§ 30). Daß eine Feindschaft beider reformatorischen Bewegungen nur den gemeinschaftlichen Gegnern zustatten kommen würde, erkannte am klarsten Philipp von Hessen; er hielt eine Spaltung für um so gefährlicher, je entschiedener der Kaiser zur Unterdrückung der Ketzer vorzugehen schien. Deshalb versuchte er eine Vereinigung herbeizuführen und veranstaltete ein Religionsgespräch zu Marburg zwischen Luther und Melanchthon einerseits, Zwingli und Ökolampadius andrerseits. Obgleich man über eine Reihe Punkte sich verständigte, scheiterte doch die Vereinigung an der Abendmahlslehre. Luther hatte mit Kreide vor sich auf den Tisch die Worte geschrieben: „Das ist mein Leib", ließ sich durch nichts von ihrer buchstäblichen Deutung abbringen und stieß mit den Worten: „Ihr habt einen andern Geist als wir!" die Bruderhand zurück, die Zwingli unter Tränen darreichte. Das war politisch unklug und unheilvoll, aber Luthers Kraft lag eben in der unerschütterlichen Überzeugungstreue, die sich durch keine Rücksichten beirren ließ; sie gab ihm den Mut zum Widerstande gegen Papst und Kaiser, sie wurde hier zum Starrsinn gegen abweichende Freunde. Dazu aber kam seine seit dem Bauernkrieg wachsende Besorgnis vor allen radikalen Strömungen, zu denen er mit Unrecht auch Zwinglis Reformation rechnete. Er faßte seine Anschauungen in den sogenannten Schwabacher Artikeln zusammen und widerriet nun, wie gesagt (§ 48), auch die politische Verbindung mit den süddeutschen Städten, die diese Artikel nicht annahmen. Das Verhängnisvolle dieser Spaltung zeigte sich schon auf dem nächsten Reichstage.

Religionsgespräch zu Marburg 2.—4. Okt. 1529

Reichstag zu Augsburg 1530

§ 50. **Die Augsburger Konfession (1530).** Inzwischen wandelte sich die politische Lage noch mehr zuungunsten der Evangelischen. Der Friede von Cambrai zwischen Karl V. und Franz I. war geschlossen (§ 42), die Türkengefahr mit Hilfe der Evangelischen beseitigt (§ 43), in Bologna wurde die Freundschaft Karls mit dem Papst durch die Kaiserkrönung besiegelt (§ 42). Von Bologna kam Karl nun zur Eröffnung des nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstags über die Alpen, entschlossen, die von der Kirche Abgefallenen trotz ihrer eben geleisteten Dienste entweder durch Milde zu ihr zurückzuführen oder durch Gewalt zu unterdrücken. Auf Veranlassung des Kaisers reichten die Lutheraner alsbald in lateinischer und deutscher Sprache ihre von Melanchthon verfaßte und von Luther

25. Juni

gebilligte Konfession ein, worin sie zu zeigen suchten, daß sie keine neue Kirche stiften, sondern nur die alte gereinigt wiederherstellen wollten. Diese mit großer Klarheit und Mäßigung ausgearbeitete *Augsburgische Konfession* (Confessio Augustana) umfaßte im ersten Abschnitte (21 Artikel) die Lehrsätze der Evangelischen in möglichster Annäherung an den katholischen Glauben und mit strenger Verwahrung gegen die Ansichten der Zwinglianer, im zweiten Abschnitt (7 Artikel) die Mißbräuche, gegen die man ankämpfte, aber mehr rechtfertigend als angreifend. Die zu Zwingli haltenden süddeutschen Reichsstädte Straßburg, Lindau, Memmingen und Konstanz schlossen sich natürlich dieser Be-

11. Juli 1530

kenntnisschrift nicht an, sondern reichten eine eigene Schrift, die Confessio *Tetrapolitana* (Vierstädtebekenntnis) ein. Die Verlesung der Augsburger Konfession machte einen um so tieferen Eindruck, als auch die hundert Gravamina der deutschen Nation gegen Rom (§ 34) wieder vorgelegt wurden; so drang die Meinung der eifrigsten Gegner, „man solle mit Blut die roten Rubriken dazu machen", nicht durch; es siegte vielmehr die gemäßigte Ansicht, daß man zuerst alle Mittel einer Vereinigung anwenden und mit der Widerlegung der evangelischen Bekenntnisschrift

3. August

beginnen solle. Die von Eck, Cochläus u. a. verfaßte *Konfutation* wurde vom Kaiser als vollgültige Widerlegung der Konfession angenommen; zugleich aber suchte man durch eine aus geeigneten Männern beider Konfessionen zusammengesetzte Konferenz einen Vergleich zustande zu bringen. Wirklich kam man durch weitere Nachgiebigkeit Melanchthons auch über die meisten Dogmen überein, aber bei den Gebräuchen und der Verfassung scheiterte das Unternehmen. Wie hätte man sich verständigen können, wo von der einen Seite alle Kirchenordnungen als göttliche Satzungen, von der andern als Menschenwerk bezeichnet wurden? Auch war der *Papst* gegen den Vergleich, und *Luther*, der als Geächteter dem Reichstage nicht anwohnen durfte und sich deshalb während der Beratung auf der Feste Koburg aufhielt, verwarf weitere Zugeständnisse. „Ich höre," schrieb er am 26. August an Spalatin, „Ihr habt ein wunderbarlich Werk angefangen, den Papst und Luthern zu vertragen; aber der Papst will nicht, und Luther verbittet es sich." So schien denn das Schwert die Entscheidung bringen zu müssen, und der Kaiser nahm bereits eine kriegerische Haltung an. Aber wie viele Gefahren auch ein längerer Widerstand über die evangelischen Stände herabzuziehen drohte, und so schwer es dem friedfertigen Kurfürsten auch wurde, dem Kaiser ungehorsam zu sein, so verwarfen doch sowohl die Fürsten als die süddeutschen Reichsstädte den

22. Sept.

vorgelegten Reichstagsabschied, worin die Augsburgische Konfession als durch die Bibel widerlegt bezeichnet und ihnen Bedenkzeit bis zum 15. April zur Unterwerfung unter die alte Kirche gewährt wurde. Die Lutheraner reichten die von Melanchthon verfaßte Verteidigung (*Apologie*) der Konfession ein und verließen nach eingelegter Protestation den Reichstag, ohne dessen Schluß abzuwarten. Der nach ihrer Entfernung ge-

19. Nov.

faßte *Reichstagsabschied*, worin in scharfer Form die Handhabung des Wormser Edikts, Wiederherstellung der geistlichen Gewalt und Rückgabe der Kirchengüter verfügt wurde, schreckte weder die Fürsten, noch den Wittenberger Reformator. Die Stimmung seines schon 1527 gedichteten „Heldenliedes": „Ein' feste Burg ist unser Gott!" erfüllte ihn; ein neuer religiöser Schwung war damals in seine Seele eingezogen.

Die Augsburgische Konfession ist die Grundlage der dogmatischen Entwicklung des Luthertums geworden. Sie ist verfaßt im Anschluß an frühere Arbeiten, besonders an die Schwabacher Artikel. Dabei war man bemüht, alle Schärfe gegen den alten Glauben fern zu halten. Man betonte als gemeinschaftliche Grundlage des Glaubens die Heilige Schrift, das Apostolische und Nicänische Glaubensbekenntnis (II, § 6) sowie die Beschlüsse der vier ersten Konzilien; die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben war in durchaus gemäßigter Form vorgetragen. Die Schrift erscheint als ein letzter Versuch, die Übereinstimmung des protestantischen und katholischen Glaubens darzutun, und ist mit Recht ursprünglich als „Apologie" bezeichnet: man wollte einen Ausgleich mit den Römischen aus Abneigung gegen die Zwinglianer. — Hier zeigt sich so recht, wie verhängnisvoll der Ausgang des Marburger Gesprächs wirkte; zunächst kam es zwischen beiden reformatorischen Richtungen zu keiner Verständigung, obgleich die Tetrapolitana in der Fassung der Abendmahlslehre (wahrer Leib und wahres Blut zur Speise der Seelen) den Lutheranern weit entgegen kam. Erst als die Haltung des Kaisers immer drohender wurde, ist es dem friedliebenden Straßburger Prediger Butzer gelungen, auf Grund dieser Formel zu einem Ausgleich zu gelangen, der den Anschluß der Zwinglischen Städte an die Schmalkaldner (§ 51) ermöglichte.

Augsburgische Konfession

Schweizer

§ 51. Schmalkaldischer Bund und Nürnberger Religionsfriede (1532). Gestützt auf den Reichstagsabschied, schritt nunmehr das Kammergericht gegen die evangelischen Stände wegen Einziehung geistlicher Güter mit gerichtlichen Verfolgungen ein. Darum schlossen protestantische Fürsten und Städte (Kursachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt-Köthen, Mansfeld, Magdeburg, Bremen), die darin den Anfang des Kampfes sahen, zu Schmalkalden in Thüringen einen Bund zu gegenseitigem Schutz, wenn einer von ihnen um des göttlichen Wortes willen angegriffen würde. Auch der Kaiser wurde nicht ausgenommen, da die Juristen erklärten, daß der Grundsatz des unbedingten Gehorsams sich nur auf die Erbfürsten, nicht auf den Wahlkaiser beziehe. Kurz nach Abschluß des Schmalkaldner Bundes wurde trotz des Einspruchs des sächsischen Kurfürsten Karls V. Bruder Ferdinand zum römischen König gewählt und durch die Wahlkapitulation ausdrücklich auf die Erhaltung der alten Religion entsprechend dem Augsburger Abschied verpflichtet. Diese Tatsache sowie der Eindruck der über die Schweizer Reformierten hereingebrochenen Katastrophe (§ 53) bewirkten, daß auf weiteren Versammlungen die Vereinigung der Protestanten enger wurde, daß man den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen als Bundeshauptleute im Krieg und Frieden anerkannte und Beiträge der Bundesglieder festsetzte, und daß neben norddeutschen (Lübeck, Braunschweig, Goslar u. a.) auch die zwinglisch gesinnten oberdeutschen Städte dem Bunde beitraten. So bildete sich eine geschlossene protestantische, d. h. antihabsburgische Macht in Deutschland. Ihre Niederwerfung war schwer, zumal der Kaiser dabei auf die katholischen Fürsten nicht unbedingt rechnen konnte. Ein Sieg über die Protestanten hätte ja naturgemäß die Macht des Kaisers dem deutschen Fürstentum gegenüber bedeutend verstärkt, und diese politische Nebenwirkung der Vernichtung der Ketzer wollten auch die katholischen Fürsten, z. B. die bayerischen Herzöge, durchaus nicht. Dazu kam nun, daß trotz alles Entgegenkommens Ferdinands die Osmanen Ungarn und Österreich mit einem neuen Einfall bedrohten (§ 44). All das bestimmte den Kaiser, für jetzt den Gedanken einer gewaltsamen Ausrottung der Religionsneuerer aufzugeben. Während auf einem neuen Reichstag in Regensburg Maßregeln zu einer nachdrücklichen Verteidigung der Grenzen beraten wurden, schloß der Kaiser mit den Schmalkaldnern, die dem Regensburger Reichstage ferngeblieben waren, den Nürnberger Frieden: beide Teile ver-

Schmalkaldischer Bund

Ende Dez. 1530

5. Jan. 1531

1531

Haltung des Kaisers: 1. Rücksicht auf das Fürstentum

2. auf die Türken

Friede zu Nürnberg 23. Juli 1532

sprachen, sich bis zum Konzil, dessen Einberufung der Kaiser bei Clemens VII. eifrig betrieb, nicht feindlich anzufallen. Der Gerichtsgang sollte indessen ruhen, der Friede aber nur diejenigen umfassen, die der Augsburger Konfession bereits beigetreten waren. Bald darauf starb Kurfürst Johann von Sachsen und hinterließ das begonnene Reformationswerk seinem gleichgesinnten Sohne Johann Friedrich.

16. Aug. 1532

1532–1554

Bedeutung des Friedens

Die strengen Katholiken waren mit dem Nürnberger Frieden natürlich nicht einverstanden; auf der anderen Seite war es kläglich, daß die künftigen Glaubensgenossen und die Zwinglianer ausgeschlossen wurden: aber vorläufig waren doch die Augsburger Unterdrückungspläne vereitelt und eine ruhige Weiterentwicklung des Protestantismus gesichert. Die nächste Folge des Friedens war die Aufstellung eines stattlichen Reichsheeres; der Kaiser stand zum ersten Mal an der Spitze der geeinten deutschen Nation, und der Erfolg bewies, was sie zu leisten vermochte (§ 44); leider änderte das seine Gesamthaltung zu den deutschen Fragen nicht.

Carolina

Auf dem Regensburger Reichstag von 1532 ist, wie noch erwähnt werden mag, die berühmte Carolina, die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. (§ 98), verkündet worden; sie ist das erste allgemeine deutsche Strafgesetzbuch mit Strafprozeßordnung, enthält höchst barbarische Strafen (Hängen, Rädern, Vierteilen usw.) und hat auf Jahrhunderte hinaus das deutsche Strafrecht beherrscht.

E. Die religiöse Spaltung in der Schweiz.

Wiedertäufer

§ 52. Die Ausbreitung der Reformation Zwinglis und ihre Gegner. Mit Hilfe der obersten weltlichen Behörde war 1523 die Reformation in Zürich zur Herrschaft gelangt (§ 30). Trotzdem und obgleich Zwingli die alten kirchlichen Ordnungen und Einrichtungen viel weniger schonend behandelte als Luther, hatte auch er mit Schwarmgeistern zu ringen. Um dieselbe Zeit, wo in Süddeutschland der Bauernkrieg ausbrach, traten in der Schweiz begeisterte Wiedertäufer auf, die die Kindertaufe verwarfen, nur der „inneren Stimme" folgen wollten, sich als „Auserwählte Gottes" ansahen und kommunistische Lehren predigten. Luther vermochte durch sein Wort die ähnliche Bewegung in Wittenberg zu überwinden (§ 35); Zwingli gelang das nicht, und so wurde sie schließlich von der Obrigkeit mit Gewalt unterdrückt. Wie überall stärkte auch hier der Radikalismus die Altgläubigen. Diese hatten zudem einen kräftigen Rückhalt an den aristokratischen Familien, die bisher in den Kantonen die Herrschaft geübt hatten. Sie sahen sich durch den demokratischen Charakter der Zwinglischen Reform in ihrer Stellung gefährdet und in ihren Einkünften bedroht, weil Zwingli so energisch gegen die Jahrgelder auftrat, die ihnen das Ausland (besonders Frankreich) für die Förderung des Reislaufens zahlte. Sie vereinigten sich daher mit den Prälaten zur Erhaltung des alten Zustandes in Kirche und Staat. Unter dem Eindruck der wiedertäuferischen Bewegung wurde der erste Versuch in dieser Richtung unternommen. Johann Faber, der bischöfliche Generalvikar von Konstanz, rief dazu den alten Gegner Luthers, den redefertigen Dr. Eck, herbei; indes die Disputation zu Baden, wo, in Abwesenheit Zwinglis, Ökolampadius Meßopfer, Heiligendienst, Bilder und Fegfeuer bekämpfte, hat trotz des Sieges, dessen Eck sich rühmen konnte, und trotz des gegen Zwingli gefaßten Beschlusses den Fortgang der Reformation eher gefördert als gehemmt. Sie wurde bis 1529 durchgeführt in Bern, wo Zwingli

1525

1525

Die Altgläubigen

1526

selbst erschien, in St. Gallen, wo der Abt vor der Volksstimmung entfloh, in Basel, wo Ökolampadius wirkte, sein Freund Erasmus aber entwich (§ 20). In Graubünden wurde jedem die freie Wahl seines Glaubens gelassen; als aber der Abt von St. Luzi zur Bewältigung der Evangelischen in Chur Verrat spann, wurde er enthauptet. Zugleich drangen die Gedanken Zwinglis auch nach Süddeutschland, nicht nur nach Mülhausen, einem zugewandten Orte (II, § 316) der Eidgenossenschaft, sondern auch nach Konstanz, Straßburg, Lindau, Memmingen und andern Städten (§ 50).

Ausbreitung der Reformation

1529

Diesen Fortschritten gegenüber fand nun die Bewegung den entschiedensten Widerstand in den Urkantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, sowie in Luzern und Zug, teils weil hier die von Zwingli bekämpften Jahrgelder einen Hauptnahrungszweig bildeten (vertraute doch auch der Papst die Sicherheit seines Palastes einer Schweizer Garde an), teils weil der Einfluß der Priester und adligen Herren auf diese unter einfachen patriarchalischen Verhältnissen und in gebirgiger Abgeschlossenheit lebenden Menschen größer war als auf die Bewohner der volkreichen Städte. Die fünf Lande hinderten die Verbreitung der neuen Lehre und belegten die evangelischen Prediger und ihre Anhänger mit entehrenden Strafen. Zum Konflikt kam es in den von den Eidgenossen gemeinschaftlich verwalteten gemeinen Herrschaften (II, § 316), wo die Berner und Züricher die Reformation einzuführen, die Fünforte zu unterdrücken suchten. Während nun die protestantischen Kantone unter sich und mit Mülhausen und Konstanz ein „christliches Burgrecht" schlossen, gingen die Fünforte mit Österreich, dem Erbfeind des Landes, ein Bündnis zur Erhaltung des alten Glaubens ein. Da rüstete Zürich zum Kriege, Zwingli selbst begleitete die Truppen; aber ehe es zum Kampfe kam, wurde durch den Landammann Elbi von Glarus der Landfriede von Kappel vermittelt, worin die Waldstätte dem österreichischen Bündnis entsagten und die freie Predigt nicht zu hindern versprachen. Das war ein Erfolg der Reformation: sie siegte in den Kantonen Schaffhausen, Glarus und Appenzell, drang auch in Solothurn ein und erlangte die Oberhand in den gemeinen Herrschaften im Thurgau und Rheintal; zudem trat Straßburg dem christlichen Burgrecht bei; der Gegensatz zu den Lutheranern freilich verschärfte sich durch den Ausgang des Marburger Gesprächs (§ 49).

Die katholischen Fünforte

Konflikt

1529

25. Juni 1529

§ 53. Der Religionskrieg und Zwinglis Tod. Zwingli hatte den Kappeler Frieden widerraten, weil er an einen wirklichen Ausgleich nicht glaubte, und weil er den Plan hatte, zugleich die Bundesverfassung der Schweiz umzugestalten. Auf Grund der geschichtlichen Entwicklung besaßen nämlich die bäuerlichen Fünforte auf der von den 13 Orten beschickten Tagsatzung (II, § 316) ein politisches Übergewicht, welches ihrer jetzigen Bedeutung nicht mehr entsprach und der Macht und dem Reichtum der Bürgerkantone gegenüber ungerecht war. Deshalb wollte Zwingli Bern und Zürich an die Spitze der Eidgenossenschaft bringen. So waren die Fünforte nicht bloß seine religiösen, sondern auch seine politischen Gegner, und er hielt einen Krieg für unvermeidlich. Bald zeigte sich denn auch, daß jene Vermittlung keine Versöhnung bewirkt hatte; die Schmähungen der Gegner dauerten fort, und die Forderung der Züricher, die evangelischen Glaubenslehren zu dulden, fand kein Gehör. Der Züricher Rat, in welchem Zwingli das entscheidende Wort führte, wollte einen neuen

Politische Pläne Zwinglis

Waffengang; allein Bern, eifersüchtig auf das gebieterische Hervortreten der Nachbarrepublik, bekämpfte das kriegerische Vorgehen und empfahl eine andere Zwangsmaßregel, die Kornsperre. Gegen Zwinglis Warnung wurde auf einem Städtetag zu Aarau der von Basel unterstützte Vorschlag der Berner angenommen. Die nördlichen Kantone verlegten die Handelswege und hinderten die Zufuhr von Waren und Lebensmitteln. Man hoffte, das niedere Volk der Waldstätte werde durch die eintretende Not zur Wut gereizt werden, und diese Wut werde sich gegen ihre aristokratischen Obrigkeiten kehren. Indes man täuschte sich; Erbitterung trat wohl ein, aber sie richtete sich gegen die Städte. Die Fünforte rüsteten heimlich und fielen in das Gebiet der Züricher ein. Diese, überrascht und unschlüssig und von den Bernern nicht unterstützt, zogen mit einem Fähnlein von zweitausend Mann dem viermal stärkeren Feind entgegen, erlitten aber bei Kappel eine blutige Niederlage. Neben dem Banner der Stadt fiel der patriotische Zwingli; sein Leichnam, an dem der wütende Haufe seinen Hohn ausließ, wurde verbrannt und die Asche den Winden preisgegeben. Dieser Ausgang erfüllte die Katholischen mit Zuversicht, die Protestanten mit Kleinmut; jene waren einig und fest, während die auf Zürichs wachsende Macht neidischen Berner wenig Eifer zeigten. Nach einer zweiten Niederlage Zürichs kam der zweite Kappeler Friede zustande, worin jedem Kanton das Recht der freien Anordnung seiner Religion zuerkannt ward; in den gemeinen Herrschaften und in den noch unentschiedenen Orten (Solothurn) wurde größtenteils die alte Kirche wiederhergestellt. So trat in der Schweiz wie in Deutschland eine konfessionelle Spaltung ein, und die Fünforte und die Aristokratenpartei waren mächtiger als zuvor.

Kornsperre 15. Mai 1531

Schlacht bei Kappel 11. Okt. 1531

20. Nov. 1531

Zwingli hat seine großen politischen Ziele nicht erreicht; was er auf religiösem Gebiete begonnen hatte, fand in Calvins Wirken seine über die Grenzen der Schweiz hinausgreifende Fortsetzung; seine Kirchenreform wie sein wissenschaftliches Wirken (die Züricher Hochschule war in der Hauptsache seine Schöpfung) haben wesentlich dazu beigetragen, daß trotz der politischen Trennung die deutschen Schweizer in geistigem Zusammenhang mit Deutschland geblieben sind.

F. Die europäischen Kriege Karls V. und die deutsche Reformation 1532—1544.

1. Karls V. auswärtige Kriege.

Gegner Karls V.

§ 54. Karls V. Zug gegen Tunis (1535) und dritter Krieg gegen Frankreich und die Türkei (1536—1538). Die nach dem Abzug der Türken (1532, § 44) neu gefestigte Macht des habsburgischen Hauses erregte überall Befürchtungen. Franz I., der den Gedanken an eine Wiedererlangung Mailands keineswegs aufgegeben hatte, unterhielt Verbindungen mit allen Gegnern des Kaisers. Nach der Vermählung seines Sohnes Heinrich mit des Papstes Nichte Katharina von Medici (II, § 325) trat er in enge Beziehungen zu Clemens VII., der teils aus Besorgnis vor Karls Übermacht in Italien, teils aus Unwillen, daß dieser den Nürnberger Frieden geschlossen hatte und ihn zur Abhaltung eines die päpstliche Autorität bedrohenden Konzils drängte (§ 51), mit dem Kaiser in gespanntem Verhältnis stand. Damit schwand das Einvernehmen von Bologna (§ 42); ja der Papst war sogar einverstanden, daß Franz I.

1533

auch mit den deutschen Protestanten anknüpfte und den Landgrafen von Hessen in seinem siegreichen Kriege gegen Österreich unterstützte (§ 56).

Zug nach Tunis 1535

Trotz dieser für ihn nicht günstigen Gesamtlage unternahm Karl einen kühnen Zug nach Tunis gegen den Korsarenfürsten Chaireddin Barbarossa, der unter Zustimmung des Sultans Suleiman den rechtmäßigen Herrscher von Tunis verjagt hatte und nun die Küsten des Mittelmeers durch seine Seeräubereien belästigte (II, § 380). Karl eroberte Goletta, nahm, unterstützt durch eine Erhebung der zahlreichen Christensklaven, Tunis, setzte Muley Hassan wieder ein, behielt aber für sich die Küstenplätze; stolz kehrte er als Schutzherr der Christenheit mit den befreiten Christen nach Neapel zurück.

1. Nov. 1535

Franz und Suleiman gegen Karl 1536—1538

April 1536

Der Sultan war natürlich über die Absetzung seines Vasallen erbittert; als nun in demselben Jahre Franz Sforza in Mailand (§ 41) starb, hielt Franz I. die Lage für günstig, um seine Ansprüche auf dieses Herzogtum zu erneuern und zugleich als Erbe seiner Mutter gegen deren Halbbruder Karl III. (Stammbaum 17) Ansprüche auf Savoyen zu erheben. Er eröffnete den dritten Krieg gegen Karl, indem er durch einen raschen Feldzug Savoyen vorläufig besetzte, und schloß ein förmliches Bündnis mit Suleiman, ein nach den bisherigen Anschauungen vom Zusammenstehen der christlichen Staaten gegen den Islam unerhörter Schritt.

Juli 1536

Karl rückte mit einem stattlichen Heere in die Provence ein; allein durch die Maßregeln des französischen Feldherrn, des Connetable von Montmorency, der alles flache Land zwischen Rhone und Alpen in eine Wüstenei verwandelte und dadurch Hunger und Krankheit in dem feindlichen Heere erzeugte, sowie durch den tapfern Widerstand, den Marseille den Angriffen des Kaisers entgegensetzte, schlug das Unternehmen fehl. Nach schweren Verlusten mußte Karl zurück.

Sept. 1536

1537

Febr. 1538

1534—1549

Im nächsten Jahre konnte Franz sogar die Niederlande angreifen, während die Türken einerseits die ionischen Inseln und Unteritalien verwüsteten, andererseits in Ungarn (u. a. vor Esseg) Erfolge über Ferdinands Truppen erfochten. Aber gerade diese Fortschritte der Osmanen legten einen Zusammenschluß der christlichen Staaten nahe. So schloß Zapolya mit Ferdinand den Frieden von Großwardein, worin er sein Bündnis mit den Türken löste und die Zusicherung gab, daß Ungarn nach seinem Tode an Österreich fallen solle. Zugleich arbeitete der neue Papst Paul III. (Alexander Farnese) an einer Liga zum Schutz Italiens gegen die Osmanen. Zustatten kam ihm, daß eben durch die Siege der Türken der Unwille, der in der Christenheit (auch in Frankreich) über Franzens Verbindung mit ihnen herrschte, immer mehr stieg und der französische König dadurch in eine ähnliche Lage kam, wie Karl nach der Eroberung Roms (§ 42).

Waffenstillstand von Nizza 18. Juni 1538

So konnte Paul III. als Vermittler zwischen Karl und Franz treten; er erreichte zwar keinen Frieden, aber doch den zehnjährigen Waffenstillstand von Nizza, in dem Franz seiner Verbindung mit den Türken entsagte und im übrigen jeder behielt, was er gerade in Händen hatte. Das war vorläufig nur ein Verlegenheitsakt, aber eine persönliche Zusammenkunft der beiden Monarchen in Aigues-Mortes unweit der Rhonemündung schien den Hader doch so weit auszugleichen, daß Karl im nächsten Jahre seinen Weg über Paris nahm, als ein Aufstand in Gent seine Anwesenheit in den Niederlanden erheischte.

1539

Ungarn türkisch

§ 55. Ungarn. Zug nach Algier (1541) und vierter Krieg gegen Frankreich (1542—1544). Aber diese Eintracht der christlichen Staaten dauerte nicht lange. Am 23. Juli 1540 starb Zapolya; trotz des Großwardeiner Vertrags erklärte die Königinwitwe Isabella und die antiösterreichische Partei (§ 43) seinen eben erst geborenen Sohn Sigismund zum Nachfolger und suchten, von Frankreich unterstützt, Rückhalt beim Sultan. 1541 Abermals erschien Suleiman in Ungarn und besetzte Ofen, begnügte sich aber nun nicht mehr wie seit 1527 (§ 43) mit der Lehnshoheit, sondern verwandelte Ungarn in eine türkische Provinz (Paschalik Buda unter einem Pascha mit drei Roßschweifen, d. h. höchsten Ranges) und überließ Sigismund nur Siebenbürgen. Während der Islam hier sein unmittelbares Machtgebiet bis an die deutsche Grenze vorschob, unternahm der Kaiser, der so gern als Schutzherr der Christenheit gegen die Ungläubigen auftrat, einen zweiten afrikanischen Zug, um die mohammedanischen Korsaren, die jetzt von Algier aus, wie früher von Tunis, das Mittelmeer unsicher machten, vollends zu unterdrücken. Allein die Stürme und Regengüsse des Spätherbstes und die Angriffe der Feinde vereitelten das Unternehmen. Nach schweren Verlusten an Schiffen und Mannschaft mußte der Kaiser, der alle Gefahren und Leiden mit dem Niedrigsten geteilt hatte, unverrichteter Sache abziehen.

Zug nach Algier Okt. 1541

Vierter Krieg zwischen Franz und Karl 1542—1544

Diese Mißerfolge in Ungarn und Algier erfüllten den König von Frankreich mit der Hoffnung, endlich doch noch seinen Gegner zu überwinden. Die Ermordung zweier französischen Unterhändler, die sich heimlich durch die Lombardei nach Venedig und Konstantinopel begeben sollten, bot dem König die erwünschte Veranlassung, im Bündnis mit dem Herzog Wilhelm von Kleve, der wegen der Nachfolge in Geldern mit Karl zerfallen war (§ 60), und mit dem Sultan (auch Christian III. von Dänemark stand anfangs zu ihm, § 88) einen vierten Krieg wider den mit England verbündeten Kaiser zu beginnen. Die Grenzländer wurden schwer heimgesucht, eine türkisch-französische Flotte eroberte Nizza, der Sultan marschierte gegen Deutschland: so geriet Karl anfangs in 1543 große Bedrängnis. Als er aber den Herzog von Kleve besiegt und zum Verzicht auf Geldern gezwungen, sowie durch Nachgiebigkeit gegen die 1544 Protestanten vom Speierer Reichstag eine sehr bedeutende Reichshilfe erlangt hatte (§ 60), änderte sich die Lage. Mit einem starken Heer drang er in die Champagne ein und näherte sich auf zwei Tagemärsche dem bestürzten Paris; da bot Franz eilig die Hand zum Frieden, der in Crépy zum Abschluß kam unter der Bedingung, daß alle Eroberungen herausgegeben würden. Die dem Könige eröffnete Aussicht, Mailand für seinen Sohn Franz von Orleans, der eine Tochter Karls heiraten sollte, 8. Sept. 1545 zu gewinnen, erfüllte sich nicht: Franz starb, und Mailand kam dann (§ 73) an den Kaisersohn Philipp. Obgleich sich der französische König nun weigerte, Savoyen herauszugeben, blieb das Übergewicht der Habsburger in Italien unbestritten. Frankreich aber — das ist der große, in vier Kriegen gesicherte Erfolg seines Königs — war nicht ein Vasallenstaat Spaniens geworden, sondern ebenbürtige Großmacht geblieben (§ 31). Franz übernahm nun auch die Vermittlung mit der Türkei: der so abge-1545 schlossene Waffenstillstand ließ die Lage in Ungarn unverändert. Endlich verpflichtete sich Franz, den Kaiser zur „Wiedervereinigung der Religion"

Friede von Crépy 18. Sept. 1544

zu unterstützen; denn Karl gedachte nun nach glücklicher Beendigung der auswärtigen Kriege die Ketzer zu unterdrücken trotz der Hilfe, die sie ihm eben noch geleistet hatten.

2. Fortgang der Reformation und zunehmende Spaltung in Deutschland (1532—1545).

§ 56. Herzog Ulrichs Rückkehr nach Württemberg (1534). Durch den Schmalkaldischen Bund und den Religionsfrieden (§ 51) hatte die Reformation eine gewisse Sicherung erlangt; ihre Weiterverbreitung wurde nun bis 1545 gefördert durch die soeben besprochenen auswärtigen Verwicklungen (§ 54, 55), die den Kaiser von Deutschland fern hielten, und durch die Erkenntnis auch der katholischen deutschen Fürsten, daß die Unterdrückung der Reformation zugleich eine Steigerung der politischen Macht des Kaisers mit sich bringen und damit die fürstliche Selbstherrlichkeit gefährden würde (§ 51). Schon die jetzige Macht des Kaisers schien ihnen ja bedenklich, und selbst die Herzöge von Bayern machten deshalb trotz ihres katholischen Eifers nicht selten gemeinsame Sache mit den protestantischen Fürsten. Dies zeigte sich besonders in der württembergischen Angelegenheit.

Lage in Deutschland

Herzog Ulrich von Württemberg, ein jähzorniger, tyrannischer Fürst, hatte aus Eifersucht seinen Stallmeister Hans von Hutten, einen Verwandten Ulrichs von Hutten (§ 22), im Böblinger Walde mit eigener Hand erschlagen, seine Gemahlin Sabina, eine bayerische Fürstentochter, durch harte Behandlung zur Flucht getrieben und seine Untertanen schwer bedrückt. Deshalb war er auf Drängen der Huttenschen Familie und der bayerischen Herzöge von Kaiser Maximilian geächtet und dann, als er die Reichsstadt Reutlingen erobert hatte, vom Schwäbischen Bunde (II, § 314), dessen Mitglied Reutlingen und dessen Oberhaupt Sabinas Bruder Wilhelm von Bayern war, vertrieben worden. Während der vierzehn Jahre, die er als Flüchtling meistens auf der Bergfeste Hohentwiel zubrachte, stand sein Herzogtum unter österreichischer Verwaltung, da der Schwäbische Bund es gegen Ersatz der Kriegskosten an den Kaiser verpfändet und dieser seinen Bruder Ferdinand damit belehnt hatte (§ 34). Als Ferdinand aber anfing, das Land als sein Eigentum zu behandeln, erwachte das Mißtrauen der Fürsten, besonders der bayerischen, deren Land jetzt fast vollständig von österreichischem Gebiet eingeschlossen war. Sie gewährten daher Ulrichs Sohn Christoph, als er aus österreichischer Gefangenschaft entwich, Zuflucht; um dieselbe Zeit löste sich der Schwäbische Bund auf, weil der religiöse Zwiespalt seine Mitglieder trennte. Da nun außerdem in Württemberg der Unmut über das österreichische, jede Hinneigung zur Reformation unterdrückende Regiment immer mehr stieg, so hielt Landgraf Philipp von Hessen, der bedeutendste Politiker unter den evangelischen Fürsten, die Zeit zu einem Schlage gegen Habsburg für gekommen. Er nahm den schon bei den Packschen Händeln (§ 48) verfolgten Plan, durch Rückführung des zu ihm geflohenen Herzogs Ulrich die habsburgische Macht in Südwestdeutschland zu schwächen, energisch wieder auf. Ohne Mitwirkung der Schmalkaldischen Bundesglieder, aber von Frankreich durch Geld unterstützt (§ 54), zog Philipp mit einem wohlgerüsteten Heer nach Schwaben, besiegte den österreichischen Statthalter

Ulrich von Württemberg 1498—1519, 1534—1550

1515

1519

1532

1533

12/13. Mai 1534 bei Laufen am Neckar und gab das mit leichter Mühe eroberte Herzogtum dem rechtmäßigen Gebieter zurück. Ferdinand, der umsonst den Papst um Hilfsgelder angegangen hatte (§ 54), mußte in dem Vertrag 29. Juni von Kaaden das Geschehene gutheißen; es war dabei ohne praktische Bedeutung, daß Württemberg österreichisches Lehn sein sollte, denn es behielt Sitz und Stimme auf dem Reichstage.

Einführung der Reformation In kurzem wurde nun in ganz Württemberg die Kirche umgewandelt. Das Evangelium, dessen Trost Ulrich im Unglück empfunden, wurde dem Volke, das während der österreichischen Landesverwaltung den früheren Druck vergessen hatte und dem angestammten Herrscher freudig entgegenkam, durch Johannes Brenz und Erhard Schnepf im lutherischen Sinn mitgeteilt. Die eingezogenen Kirchengüter dienten zur Errichtung der trefflichen Stiftsschulen, und die von Graf Eberhard im Bart im Jahre 1477 gegründete Universität Tübingen wurde eine der vornehmsten Pflanzstätten der protestantischen Gelehrsamkeit. Bald fand auch in andern Gegenden des Oberlandes, wo der Schwäbische Bund bisher die evangelischen Regungen niedergehalten hatte, die Reformation Eingang. Markgraf Bernhard von Baden, mehrere grundherrliche Familien und Reichsstädte sowie ein Teil des Elsasses traten der neuen Kirche bei.

Wiedertäufer **§ 57. Die Wiedertäufer in Münster (1534—1535).** Während die Reformation in Süddeutschland einen großen Erfolg gewann, machte sie, begünstigt durch die für den Kaiser schwierige europäische Lage (§ 54), auch sonst Fortschritte: so in Pommern, wo Bugenhagen (§ 46) als Reformator wirkte, und in Westfalen. Da wurde die ruhige Entwicklung leider wieder einmal durch die ihr anhaftenden radikalen Elemente gestört. Sie hatten in Wittenberg vor Luther weichen müssen (§ 35), waren im Bauernkriege dem Heere der Fürsten erlegen (§ 40); aber ihre durch Flüchtlinge insgeheim fortgepflanzten Lehren tauchten in verschiedenen Fassungen immer wieder auf, so sehr sie auch von jeder Obrigkeit verfolgt und von deutschen und Schweizer Reformatoren bekämpft wurden. Ein berechtigter Kern steckte ja in diesen Bestrebungen, aber der kam vor den schwärmerischen Auswüchsen nicht zur Geltung. Zum Unheil des deutschen Protestantismus erlangten nun gerade die extremen wiedertäuferischen Richtungen die volle Herrschaft in der alten Bischofsstadt Münster.

Münster Hier wie in andern Städten Westfalens (z. B. Soest) hatte die von dem Bürgerstand geforderte, vom Adel und Klerus bekämpfte Reformation gewaltsam 1533 gesiegt. Der Bischof Franz von Waldeck war mit den Domherren vertrieben und nur gegen das Versprechen, die freie Predigt des Evangeliums hinfort nicht hindern zu wollen, wieder zugelassen worden. Bald aber zeigte es sich, daß der einflußreichste evangelische Prediger der Stadt, Bernhard Rottmann, wiedertäuferische Absichten hegte. Umsonst widerstrebten ihm die Gemäßigten im Rat und in der Bürgerschaft, er stützte sich auf die unteren Volksschichten und zog Prediger aus den Niederlanden herbei, wo die wiedertäuferischen Lehren in dem zahlreichen Gewerbestand einen fruchtbaren Boden gefunden hatten. Als der begabte Prophet Johann Matthys, früher Bäcker in Leiden, und sein Jünger, der Schneider Johann Bockelson (genannt Johann von Leiden) in Münster erschienen, erlangten die Wiedertäufer bald so sehr das Übergewicht, daß sie die städtische Verwaltung stürzten, den Rat und alle Ämter mit ihren Gesinnungs-Febr. 1534 genossen besetzten und endlich, von Fanatismus und Habsucht getrieben, ihre die Wiedertaufe verwerfenden Mitbürger mitten im Winter hilflos aus der Stadt jagten und deren Habe unter sich teilten. Nun errichteten sie ein religiös-sozialistisches Gemeinwesen: Matthys besaß die unumschränkte Gewalt, führte Gütergemeinschaft ein, sandte Propheten aus und leitete die Verteidigung der

Stadt gegen das Belagerungsheer des von Köln und Hessen unterstützten Bischofs. Die Schwärmerei steigerte sich zum Wahnwitz, als Matthys bei einem Ausfall fiel und Bockelson an die Spitze des Gemeinwesens trat. Infolge göttlicher Eingebung, der angeblichen Quelle aller seiner Gebote und Verordnungen, übertrug dieser das Regiment der Stadt den aus den ärgsten Schwärmern ausgewählten zwölf Ältesten, unter denen Knipperdolling als Bürgermeister und Henker die wichtigste Rolle spielte. Vom Geiste Gottes getrieben, nahm Johann von Leiden den Titel: „von Gottes Gnaden König des neuen Israel" an und behauptete, daß der Erdkreis sich ihm unterwerfen werde; angetan mit den Insignien der Herrschaft, der Krone und einer an goldener Kette hängenden Weltkugel, hielt er nunmehr Gerichtssitzungen auf dem Markte, wo der „Stuhl Davids" aufgerichtet stand. Nach alttestamentlichem Vorbild führte er Vielweiberei ein, nahm selbst neben der „Königin Divara" noch 16 andere Frauen und ließ die über diese Verhöhnung aller christlichen Ordnung empörten Widersacher unbarmherzig hinrichten. So führte er ein fanatisch-tyrannisches Regiment, in dem geistlicher Hochmut und fleischliche Sinnenlust, fromme Hingebung und Selbstaufopferung mit blutdürstiger Roheit und niedriger Genußsucht aufs widerlichste gepaart waren.

Eroberung von Münster

Lange widerstanden die Wiedertäufer mit Glück und Mut den schlechtgerüsteten Truppen der Belagerer. Infolgedessen gaben sich am Rhein und in Niederdeutschland hier und da wiedertäuferische Regungen kund, wobei man dem Könige von Münster die Herrschaft der Welt zuerkannte und durch ihn Befreiung von dem Regimente der „Pfaffen und Herren" erwartete. Die Besorgnis darüber bewirkte, daß das Belagerungsheer von Reichs wegen verstärkt wurde. Die wirksamste Hilfe aber kam dem Bischof durch die entsetzliche Hungersnot, die in der aller Zufuhr beraubten Stadt ausbrach. Indes Johann bestrafte mit blutiger Strenge jede Äußerung des Kleinmuts, und die Schwärmer vertrauten auf die Hilfe, die ihnen die ausgesandten Propheten zuführen würden. Endlich fand sich ein Verräter. Die Belagerer drangen in die Stadt ein, aber selbst da noch wehrten sich die Täufer mit dem Mute der Verzweiflung, und erst nach hartnäckigem Straßenkampf ergaben sich die letzten gegen Vertrag, der indes von den ergrimmten Landsknechten nicht gehalten wurde. Rottmann soll im Kampfe gefallen sein, Johann von Leiden, Knipperdolling und Krechting wurden gefangen und zu Tode gemartert, ihre Körper zum abschreckenden Beispiel in eisernen Käfigen am Turm der Lambertikirche aufgehängt. Die Vertriebenen kehrten zurück, die städtischen Freiheiten wurden aufgehoben, die Herrschaft der Hierarchie und des Adels wiederhergestellt: die Reformation war vernichtet, und Münster ist seitdem eine Hochburg des Katholizismus geblieben.

25. Juni 1535

Bedeutung der Täufer

Man tut den Wiedertäufern unrecht, wenn man sie ausschließlich oder vorwiegend nach diesen Münsterschen Vorgängen beurteilt. Es gab unter ihnen auch gemäßigte und sittlich hochstehende Elemente. Indem sie die eigene Überzeugung (die Inspiration) als Quelle ihres Glaubens über die Bibel stellten und die Dogmen geringschätzten, gingen sie über Luthers Standpunkt hinaus und entzogen einer festen Kirchenordnung den Boden, haben aber den großen Gedanken des persönlichen Glaubens bewahrt; indem sie andrerseits die praktische Nachfolge Christi betonten, gewannen sie den Ausgangspunkt für ein Leben von hohem sittlichen Werte. Das zeigt sich in ihren Resten, die in den Niederlanden und Norddeutschland durch den ehemaligen Priester Menno († 1561) in kleine Gemeinden gesammelt wurden (Mennoniten, Taufgesinnte). Strenge Kirchenzucht, Einfachheit in Tracht und Lebensweise, Verwerfung des Priesterstandes, der Kindertaufe, des Eides, der Kriegsdienste, Prozesse u. a. m. zeichnen sie noch jetzt aus. Die Sekten der Baptisten und Quäker in England und Nordamerika (Pennsylvanien) befolgen ähnliche Grundsätze.

§ 58. Jürgen Wullenweber und der Niedergang der Hanse. Die Niederlage der Wiedertäufer war zugleich ein Sieg der Aristokratie über den demokratischen Geist der Zünfte. Diese waren ja in den Städten die Hauptträger der reformatorischen Bewegung und hatten fast überall mit deren Sieg eine demokratische Umgestaltung der Stadtverfassung verbunden. Auch in Lübeck erlag bald darauf die städtische Demokratie; hier verknüpfte sich damit zwar keine kirchliche Reaktion wie in Münster, wohl aber eine schwere Schädigung der hanseatischen Machtstellung.

Lübecks Stellung zu Dänemark

Christian II. 1513—1523

Wie früher (II, § 301) hing auch jetzt das Schicksal der Hanse sehr wesentlich ab von den Vorgängen in den skandinavischen Staaten. Wir werden uns später (§ 85) näher mit den Zielen König Christians II. von Dänemark zu beschäftigen haben; es gehörte dazu die Beseitigung der alten wirtschaftlichen Abhängigkeit des Nordens von der Hanse, oder, wie die Dinge damals lagen, von Lübeck. Dabei konnte Christian sogar auf Unterstützung seines Schwagers Karls V. (Stammbaum 1) rechnen, der seinen niederländischen Städten gern den ihnen von Lübeck verschlossenen Ostseehandel, d. h. den Weg durch den Sund (II, § 320) eröffnet hätte. Lübeck hatte deshalb alle Gegner Christians II., sowohl Gustav Wasa wie den dänischen Adel, unterstützt und bei der Entthronung und der Einsetzung Friedrichs I. mitgewirkt (§ 85). Nicht lange nachdem so Lübecks Machtstellung nach außen neugestärkt war, vollzog sich im Innern eine folgenschwere Umwälzung. Im Widerspruch mit der katholisch gesinnten Aristokratie und den aus ihr stammenden Bürgermeistern und Ratsherren drang die Reformation ein, und mit ihr begann eine demokratische Bewegung, die für die unteren Volksschichten (Zünfte) Anteil am Stadtregiment forderte. Beide siegten vollständig, als Karl V. die Wiederherstellung des Alten befahl und die katholisch-aristokratischen Bürgermeister Plönnies und Brömse Hilfe bei Mecklenburg suchten: die Behörden wurden demokratisch umgestaltet, und schließlich wurde der tatkräftige Führer der Demokratie, Jürgen Wullenweber, sogar Bürgermeister.

Friedrich I. 1523—1533

Demokratisch-reformatorischer Umschwung 1529

1533

Christian III. 1534—1559

Um dieselbe Zeit starb der mit lübischer Hilfe eingesetzte Friedrich I.; sein Sohn Christian III. drohte, gestützt auf den der lübischen Demokratie abholden holsteinschen Adel und verbündet mit Karl V., Lübecks Vorrechte zu beschränken und den Niederländern die Ostsee zu öffnen (§ 88). Ein Versuch der lübischen Aristokratie, diese für die Stadt ungünstige Wendung zum Sturz Wullenwebers auszunutzen, mißlang, und nun faßte dieser den großartigen Gedanken, Lübecks Machtstellung, die durch Verträge nicht mehr zu behaupten war, durch Eroberung der Küstenplätze zu retten. Zur Durchführung dieses Planes sollten ihm die demokratisch-protestantischen Kräfte Skandinaviens helfen. Der vor zehn Jahren mit Lübecks Hilfe abgesetzte, jetzt in Sonderburg gefangen gehaltene Christian II. galt als bauern- und bürgerfreundlich (§ 85); ihn erklärte Wullenweber für den rechtmäßigen Dänenkönig und verband sich zugleich mit den demokratischen Bürgermeistern von Kopenhagen und Malmö, sowie mit dem Grafen Christoph von Oldenburg, dem er die Regentschaft über Dänemark bis zur Befreiung Christians II. versprach. In der Tat erhob sich der Bürger- und Bauernstand gegen den Adelsfreund Christian III., während Christoph die sogenannte „Grafenfehde" gegen ihn eröffnete; eine lübische Flotte erschien vor Kopenhagen, das sich ergeben mußte, die Küstenplätze auf beiden Seiten des Sunds sowie die dänischen Inseln gerieten

Krieg gegen Dänemark

15. Juli 1534

in Lübecks Besitz, die Seeherrschaft der Stadt schien gesichert. Während so Wullenwebers kühne Politik nach außen Erfolge erzielte, so stolz und glänzend, daß sie an die besten Zeiten der Hanse erinnerten, bereitete sich daheim der Umschwung vor. Der dänische und holsteinische Adel ermannte sich, erschien mit überlegenen Truppen vor den Toren Lübecks, das kein Landheer besaß, und sperrte die Trave. Wullenweber mußte mit Christian III. einen Teilfrieden für Holstein schließen; dieser erste Mißerfolg erschütterte seine Stellung der städtischen Aristokratie gegenüber, und bald folgten trotz seiner unermüdlichen Tätigkeit neue Unglücksfälle: Christian III. eroberte nach den glücklichen Schlachten am Ochsenberg bei Assens und bei Svendborg die dänischen Inseln mit Ausnahme von Kopenhagen. Das entschied Wullenwebers Sturz, zumal auch Karl V. die Wiederherstellung der alten lübischen Verfassung forderte. Der vertriebene aristokratische Bürgermeister Nikolaus Brömse kehrte zurück; mit Christian III. wurde der Friede von Hamburg geschlossen, und dann wurde ihm auch Kopenhagen vom Grafen Christoph, der seine Herrschaftspläne auch ohne Rücksicht auf Lübeck weiter verfolgt hatte, übergeben.

Umschwung

1535

Febr. 1536

Juli 1536

Aber mit Wullenwebers Sturz waren seine Feinde noch nicht zufrieden. Auf einer Reise gefangen genommen und dem erbitterten Gegner aller demokratischen und reformatorischen Bewegung, Heinrich von Braunschweig (§ 60), ausgeliefert, wurde er, wie vor ihm schon sein kühnster Anhänger Marx Meyer, nach folterreichem Prozeß zu Wolfenbüttel enthauptet: ein schmählicher Justizmord. Die Reformation blieb in Lübeck zwar bestehen, aber mit der alten Machtstellung der Stadt war es für immer vorbei; Wullenweber war der letzte kühne und stolze Vertreter hanseatischer Größe, 100 Jahre nach seinem Tode war die erledigte Herrschaft über das „deutsche Meer" (Ostsee) in schwedischem Besitz.

24. Sept. 1537

Um Wullenwebers Politik und Schicksal voll zu würdigen, muß man sich dessen erinnern, was früher über die Hanse ausgeführt worden ist. Ihre Macht beruhte zum guten Teil auf der kulturellen und staatlichen Rückständigkeit der nordischen Völker (II, § 298); solange diese währte, war jene Macht ohne die Hilfe eines starken Staates, im ganzen einfach durch Verträge, zu behaupten. Begannen jedoch die gekräftigten nordischen Staaten sich zu emanzipieren, so war jene Stellung nur durch militärische Machtentfaltung zu erhalten, und nun hätte Lübeck um so mehr die Stütze des Reiches nötig gehabt, als die Hanse innerlich schon geschwächt war (II, § 320). Wullenwebers Größe ruht darin, daß er diese Notwendigkeit der Gewaltmaßregeln gegen das erstarkte Ausland erkannte; aber es fehlte ihm nicht nur eine starke deutsche Staatsgewalt: Karl V. trat sogar gegen ihn auf im Interesse seines niederländischen Hausgutes im Interesse des Katholizismus. Es ist das ein weiterer Beweis dafür, daß dieses habsburgisch-spanisch-katholische Kaisertum durchaus undeutsch war.

Wullenwebers Größe

§ 59. Fortschritte der Reformation bis 1541. Es ist ein Beweis für die innere Lebenskraft der Reformation, daß sie in Lübeck fortbestand und auch die Münstersche Reaktion auf ein kleines Gebiet beschränkt blieb. Dabei waren nach wie vor die auswärtigen Sorgen des Kaisers für sie günstig (§ 54). Der Schmalkaldische Bund erweiterte sich durch den Beitritt von Württemberg, Pommern, Anhalt-Zerbst und mehreren Städten (Augsburg, Frankfurt, Hamburg u. a.), und bald darauf wurde durch die rastlose Vermittlertätigkeit Butzers (§ 50) in der Wittenberger Concordie der Abendmahlsstreit mit den Süddeutschen beglichen. Zugleich gab Papst Paul III. dem Drängen des Kaisers in der Konzilfrage nach; er hatte schon im Frühjahr 1535 Paul Vergerio (§ 114) als Legaten nach Deutschland gesandt, der sogar mit dem gebannten Luther verhandelte, und berief

Verhandlungen mit dem Papst und dem Kaiser

1536

1534—1549

nun für den Mai 1537 ein Konzil nach Mantua. Als Grundlage für die dort zu führenden Verhandlungen stellte Luther in den Schmalkaldener Artikeln die Bedingungen auf, unter denen allein eine Vereinigung möglich sei; hier ist der Gegensatz gegen die römische Kirche aufs schärfste ausgesprochen, weil der Papst die Ausrottung der Ketzerei als die Aufgabe dieses Konzils bezeichnete. Auf Grund dieser Artikel lehnten die Schmal- (Febr. 1537) kaldner das Konzil ab, weil es unter der Leitung des Papstes stehe und also kein „freies“ sei. Da setzte der kaiserliche Vizekanzler Held dem protestantischen Bunde, der sich durch den Beitritt Heinrichs von Sachsen (Freiberg) und Christians III. von Dänemark noch erweiterte, einen in (10. Juni 1538) Nürnberg geschlossenen katholischen entgegen, dem die Herzöge von Bayern, die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, Georg von Sachsen, Heinrich von Braunschweig und König Ferdinand beitraten. Da aber der Kaiser wegen der auswärtigen Verwicklungen (§ 54) keinen Konflikt mit den Protestanten wünschte, so rief er seinen Kanzler, der bei den Verhandlungen mit ihnen nicht entgegenkommend gewesen war, ab, untersagte alle Feindseligkeiten, dehnte den im Nürnberger Frieden gewährten Aufschub aller Reichsprozesse auch auf die seit jener Zeit dem Schmalkaldischen Bunde beigetretenen Mitglieder aus und verhieß ein Religionsgespräch auf (19. April 1539) deutschem Boden. Dieser „Frankfurter Anstand“ förderte die Sache der Protestanten in einem für sie günstigen Augenblick.

(17. April 1539) Um dieselbe Zeit starb nämlich Herzog Georg von Sachsen (Albertiner), ein tatkräftiger Verteidiger des alten Glaubens (§ 27), ohne Nach- (Herzogtum Sachsen) kommen und katholische Verwandte. Sein jüngerer Bruder Heinrich hatte schon lange seine Residenzstadt Freiberg zum Asyl der lutherisch gesinnten Sachsen gemacht, und seine Neigung für die evangelische Lehre wurde gesteigert durch das Verlangen nach dem Gute der Klöster. Er führte sogleich die vom Volke längst ersehnte Reformation im alber- (1539) tinischen Sachsen ein: am Pfingstfeste predigte Luther in Leipzig. (Brandenburg) In demselben Jahre wurde auch Brandenburg der neuen Lehre ge- (1499–1535) wonnen. Hier war Kurfürst Joachim I. ein eifriger Verfechter der alten Kirche gewesen: seine protestantisch gesinnte Gemahlin Elisabeth von Dänemark war sogar aus Todesfurcht nach Kursachsen geflohen, und seinen beiden Söhnen nahm er den Eid ab, festzuhalten am alten Glauben. Von diesen trat aber Johann von der Neumark (Hans von Küstrin), erbittert über die Verschleppung des Konzils, der evangelischen Kirche und dem Schmalkaldischen Bunde sofort bei; nach längerem Zögern empfing auch Kurfürst Joachim II. in Spandau aus den Händen des Bischofs von (1539) Brandenburg, Matthias von Jagow, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, bewahrte indes eine Sonderstellung, indem er sich dem Schmalkaldi- (Andere norddeutsche Gebiete) schen Bunde nicht anschloß. Der Übertritt von Sachsen und Brandenburg war für ganz Norddeutschland entscheidend. Mecklenburg schloß sich der neuen Kirche an; der Erzbischof von Mainz ließ in Magdeburg und Halberstadt der Reformation freien Lauf, als die Stände seine Schulden übernahmen; in Naumburg wählte das Kapitel den Dom- (1541) propst Julius Pflug, der Kurfürst von Sachsen aber setzte den Wittenberger Theologen Amsdorf als Bischof ein.

§ 60. Einigungsversuche und Konflikte 1541—1545. Luthers Tod. Daß der Kaiser diesen Fortschritten der Reformation nicht entgegentrat

und immer wieder Einigungsversuche machte, erklärt sich wie stets aus der europäischen Lage.

Die Friedensschlüsse von Großwardein und Nizza (§ 54) waren doch nur ein Beweis für die Größe der von den Türken drohenden Gefahren, der Tod Zapolyas mußte neue Verwicklungen in Ungarn heraufführen (§ 55), und dazu kam der Streit um Geldern. Nach dem Tode des letzten Herzogs hatte Wilhelm von Jülich-Kleve dies Land in Besitz genommen; Karl V. glaubte selbst Ansprüche zu haben und wollte ihn nicht anerkennen, Herzog Wilhelm aber, der zum Protestantismus neigte, hatte die Schmalkaldner für sich, zumal der Kurfürst von Sachsen sein Schwager war, und gewann einen weitern Rückhalt an König Heinrich VIII. von England, der sich im Januar 1540 mit seiner Schwester Anna vermählte (§ 78). So schien sich hier eine neue antihabsburgische Koalition zu bilden. Der Kaiser hatte also alle Ursache, die deutschen Protestanten zu schonen. Deshalb erfüllte er trotz des päpstlichen Protestes die im Frankfurter Anstand gegebene Zusage und ordnete an, daß eine Einigung durch ein Religionsgespräch auf deutschem Boden versucht würde.

Europäische Lage

1538

Die in Hagenau (1540) und Worms (1540/1, hier verhandelte der gewandte Kardinal Morone § 112, 114) begonnenen Religionsgespräche wurden auf dem Reichstage zu Regensburg unter Leitung des kaiserlichen Kanzlers Granvella fortgesetzt. Versöhnlich gesinnte Männer (von katholischer Seite Julius Pflug, von protestantischer Melanchthon und Butzer) waren dazu berufen, und die Kurie war durch den toleranten Legaten Contarini (§ 114) vertreten. Wirklich kam man in vier wichtigen Glaubensartikeln (von der menschlichen Natur, der Erbsünde, der Erlösung und der Rechtfertigung) einander näher als je, so daß der Kaiser und die gemäßigten Reichstagsmitglieder auf eine Übereinkunft drangen, bei der man das Verglichene annehmen, das Unverglichene einem Konzil vorbehalten solle. Aber sowohl der Papst und Bayern, wie Luther und sein Kurfürst widersprachen, auch wirkte Frankreich aus politischen Gründen einer Einigung entgegen. So wurde im Reichstagsabschied alles dem Konzil vorbehalten; trotzdem aber erließ der Kaiser eine den Protestanten günstige „Deklaration" dieses Abschiedes. Er tat das im Hinblick auf seine auswärtigen Kriege. Zugleich erreichte er, daß Philipp von Hessen sich in einem besonderen Vertrage verpflichtete, ihm in weltlichen Dingen Gehorsam zu leisten, die Verbindung der Schmalkaldner mit England oder Frankreich zu hindern und den Herzog von Kleve nicht zu unterstützen. Das war ein großer diplomatischer Erfolg, denn damit war das feste Gefüge des Schmalkaldischen Bundes gelockert. Daß Philipp sich so mit seiner früheren energischen Haltung (§ 56) in Widerspruch setzte, hängt mit seiner unglücklichen Doppelehe zusammen.

Einigungsversuche

1541

Haltung Philipps

Philipp empfand zu seiner Gemahlin Christine, einer Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, keine Zuneigung und hatte ein sehr ausschweifendes Leben geführt. Die sittliche Kraft, sich aus diesem Leben durch Enthaltsamkeit herauszuarbeiten, traute er sich nicht zu, und so glaubte er dadurch zu einem moralischeren Lebenswandel zu gelangen, daß er eine Nebenfrau nähme. Er berief sich auf das Vorbild der Erzväter des Alten Testaments: besser sei eine Nebenfrau, als Maitressen, wie sie viele Fürsten hätten. Zugleich drohte er, falls die protestantischen Theologen und die Schmalkaldner nicht zustimmten, sich an den Kaiser um Dispens zu wenden, damit er aus seiner Gewissensnot herauskäme. Nach langen Verhandlungen stimmten Butzer, Melanchthon, Luther und der sächsische Kurfürst, ebenso auch die rechtmäßige Gattin Christine zu, unter der Bedingung, daß die Sache völlig geheim bliebe und die Nebenfrau öffentlich als Maitresse gelte: so wurde die Vermählung mit Margarete von der Saale durch den hessischen Hofprediger vollzogen. Aber die Sache blieb nicht geheim, obgleich selbst Luther, um kein böses Beispiel zu geben, ihre Ableugnung empfahl. Da nunmehr von katholischer Seite, namentlich von Heinrich von Braunschweig, dessen eignes moralisches Verhalten freilich eher tiefer als höher stand, die heftigsten Vorwürfe erhoben wurden, zog sich der sächsische Kurfürst von Philipp zurück, und so trat doch das ein, was man hatte verhindern wollen: Philipp näherte sich dem Kaiser, um durch ihn Dispens von den auf Bigamie stehenden Strafen zu erlangen. Die ganze Sache hat die Reformation schwer geschädigt.

Doppelehe Philipps

4. März 1540

Dazu trat bald ein Konflikt zwischen den wettinischen Fürsten hervor. Bei der Teilung von 1485 (II, § 321) war das Bistum Meißen der ernestinischen und albertinischen Linie gemeinsam geblieben. Als nun der Bischof zu einem ernestinischen Landtage nicht erschien, besetzte der Kurfürst das zum Bistum Meißen gehörende Amt Wurzen; darin sah Herzog Moritz, der 1541 seinem Vater Heinrich gefolgt war, einen Übergriff in seine Rechte. Moritz war gleich bei seinem Regierungsantritt aus dem Schmalkaldischen Bunde ausgetreten; jetzt rüstete er zum Kriege gegen den ernestinischen Vetter. Nur mit Mühe gelang es Luther und dem Landgrafen Philipp, diese „Wurzener Fehde" (vom Volkswitz „Fladenkrieg"

Wurzener Fehde

1542

genannt, weil die Truppen sich zumeist mit der Vertilgung von Fladen [Osterkuchen] beschäftigt hätten) kampflos durch einen Vergleich zu beendigen; aber das Verhältnis der beiden sächsischen Fürsten war durch diesen Konflikt natürlich nicht besser geworden.

Heinrich von Braunschweig

Dagegen war bei dieser Gelegenheit die wegen der Ehesache zwischen Philipp und Johann Friedrich von Sachsen eingetretene Spannung wieder gemildert, und nun gingen beide gegen Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel vor, der im Norden der erbittertste Gegner der Protestanten war und trotz eigner Ruchlosigkeit gegen Philipp am stärksten gehetzt hatte. Von einem heftigen Schriftwechsel, an dem sich auch Luther mit einer sehr derben Schrift („Wider Hans Worst") beteiligte, ging man zu den Waffen über, als 1542 Herzog Heinrich sich der evangelischen Reichsstadt Goslar bemächtigen wollte. Der Herzog mußte fliehen, und durch Bugenhagen wurde die Reformation durchgeführt.

Fortschritte der Reformation

Auch sonst machte damals die Reformation weitere Fortschritte. Die Herzöge von 1542 Bayern konnten nicht hindern, daß die Reichsstadt Regensburg zu ihr übertrat und daß Otto Heinrich von Pfalz-Neuburg (Amberg, Sulzbach) durch den Prediger Osiander von Nürnberg die neue Lehre durchführen ließ. Auch in die österreichischen Lande drangen die Ansichten Luthers; am meisten aber erschrak die altkirchliche Partei über das Vorgehen des Erzbischofs von Köln, Hermann von Wied. Schon länger hatte dieser hohe Kirchenfürst reformatorische Neigungen bekundet; nun legte er seinen Ständen einen von 1543 Butzer und Melanchthon ausgearbeiteten Reformationsentwurf vor, der eine maßvolle Umwandlung vorsah, so wie sie einige Zeit nachher in England (§ 77) zur Ausführung kam. Obgleich das Domkapitel, die Universität und der Rat von Köln (dieser fürchtete eine demokratische Verfassungsänderung) widersprachen, reichten in Bonn und Andernach verheiratete Priester das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Da auch Wilhelm von Kleve reformatorisch gesinnt war und in den Niederlanden die reformatorische Bewegung sich immer mehr verstärkte, eröffneten sich in Nordwestdeutschland der neuen Lehre glänzende Aussichten: vielleicht konnte der Münstersche Verlust gut gemacht werden.

Niederlage Wilhelms v. Kleve

Die Lage schien hierfür um so günstiger, als der Kaiser sich damals durch den neuen türkisch-französischen Krieg in großer Bedrängnis befand (§ 55). Da aber kam ihm die durch Philipps Doppelehe eingetretene Lähmung des Schmalkaldischen Bundes zustatten: dem mit dem Kaiser geschlossenen Vertrage entsprechend erwirkte Philipp, daß der Herzog von Kleve nicht in den Bund aufgenommen und nicht von ihm unterstützt wurde. So 7. Sept. 1543 konnte der Kaiser ihn mit Übermacht angreifen und im Frieden von Venlo zur Herausgabe Gelderns und zur Einstellung der Reformation nötigen. Mit Rücksicht auf den französischen 1544 Krieg entschloß sich dann der Kaiser auf dem Speierer Reichstag trotz des päpstlichen Protestes zu Zugeständnissen an die Protestanten, wie sie sie bisher noch nicht erlangt hatten, sogar zu dem Versprechen eines deutschen Nationalkonzils, falls ein „gemeines freies" nicht möglich sei. Aber dies Entgegenkommen war doch nur von der Not des Augenblicks eingegeben. Sobald mit Hilfe der Protestanten der französische Krieg durch den Frieden von Crépy glücklich beendet war (§ 55), schickte er sich an, sie gewaltsam zu unterdrücken.

Luthers Tod 18. Febr. 1546

Inmitten der Anzeichen, die den nahenden Sturm verkündeten (§ 61), ist Luther gestorben. Er hatte die Entscheidung mit den Waffen immer vermeiden wollen, und ein günstiges Geschick ersparte es ihm, den Ausbruch des Krieges zu erleben. Von körperlichen Leiden viel geprüft, starb er am 18. Februar 1546 in seiner Geburtsstadt Eisleben, wohin er zur Ausgleichung eines Streites zwischen den Grafen von Mansfeld gerufen worden war. Seine Leiche wurde unter großen Trauerfeierlichkeiten und unter dem Geleite des von allen Orten zuströmenden Volkes nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche beigesetzt.

„Luther hat auf seine Zeit einen Einfluß ausgeübt, der ohne Beispiel ist. Die Nation erkannte in ihm den wahren Vertreter ihres Wesens: des aufrichtigen Ringens nach idealen Gütern, nach dem Heil der Seele, als deren Grund- und Eckstein er den Glauben an den erlösenden Heiland betrachtete, aus welchem christliche Liebe und Sittlichkeit wie aus einer reinen Quelle hervorströme, des gesunden kräftigen Lebensmutes, der inmitten dieses Ringens nach göttlicher Wahrheit zugleich das Erdenleben mit klarem Blick erfaßte, der reinen Menschennatur ihre Rechte zugestand, in der Menschenwelt sich teilnehmend und gesellig bewegte. Keiner hat wie Luther so unermüdlich nach dem Himmelreich getrachtet, so ohne Unterlaß gebetet und so ernstlich gerungen mit den bösen Mächten, die ihm als Teufel erschienen; und wie gemütlich heiter zeigte er sich dabei wieder im häuslichen Familienkreise, in der Mitte treuer Freunde, sich gesellig an Wein, Saitenspiel und Gesang ergötzend.

Wie weit war er entfernt von der rigorosen Auffassung eines Calvin, dem jede irdische Freude, jede Weltlust als Sünde erschien. Luther hat im Volk den Sinn für unschuldige Vergnügungen, für harmlose, selbst mutwillige Spiele geduldet, er hat für die Kunst Empfänglichkeit gehabt, er hat die Musik geübt und in den Dienst der Religion gezogen, er hat die Poesie gefördert und das deutsche Kirchenlied ins Dasein gerufen, er hat zur Fabeldichtung ermuntert, der Entwicklung des Volksschauspiels auf antiker Grundlage das Wort geredet: er war der Meinung, daß das Gute und Göttliche in den mannigfachsten Formen zur Erscheinung komme." Seine bedeutendste Tat aber ist, daß er den deutschen Geist von den römischen Fesseln befreite, und weil er seine persönliche Überzeugung aller Autorität entgegensetzte, ist er der Bannerträger der geistigen Freiheit geworden, hat er der modernen Wissenschaft und der modernen Bildung die Bahn geöffnet. Das bleibt bestehen, obgleich er beim Aufbau seiner Kirche im Ausschluß verwandter Richtungen engherzig wurde: im Festhalten an dem für recht Erkannten beruhte eben seine Kraft.

Fünftes Kapitel.

Karls V. Kampf gegen „Ketzer und Rebellen".

A. Höhepunkt der Macht des Kaisers.

1. Der Schmalkaldische Krieg.

§ 61. Vorblick. Karls Bündnisse. Fünfundzwanzig Jahre hatte Karl V. sein Verhalten gegen die deutschen Protestanten und die deutschen Fürsten abhängig gemacht von der jeweiligen europäischen Lage; sein imperialistisches Ziel, sein Weltkampf gegen Franzosen und Türken stand ihm an erster Stelle (§ 31, 33). Nach dem Frieden von Crépy wandte er sich vorwiegend den deutschen Fragen zu; zwei Ziele galt es hier in eins zu erreichen: die Niederwerfung der „Ketzer und Rebellen", d. i. des Protestantismus und der Fürstenmacht. Beides hing eng zusammen, da der Protestantismus seine Stütze in der fürstlichen Selbständigkeit fand und diese umgekehrt durch den Protestantismus und zwar nicht bloß wegen der Ausbildung der evangelischen Landeskirchen eine bedeutende Stärkung erfuhr. Gelang der Sieg, so mußte das nicht allein der alten Kirche zugute kommen, sondern auch der kaiserlichen Zentralgewalt. Diese beiden Seiten des ausbrechenden Kampfes muß man von vornherein im Auge behalten, wenn man seinen Verlauf verstehen will. Dazu aber kommt noch ein drittes. Mußten sich die Protestanten dem vom Papste doch nur ungern berufenen Konzil unterwerfen, so konnte dieses benutzt werden, um die kaiserliche Macht auch über die päpstliche zu erheben.

[Ziele Karls | Fürstenmacht Protestantismus | Papsttum]

Wenige Monate vor Luthers Tod war das von Paul III. nach Trient in Tirol berufene allgemeine Konzil eröffnet worden. Die Protestanten hatten auf dem im Frühjahr desselben Jahres zu Worms abgehaltenen Reichstage dieses unter dem Einfluß des Papstes stehende Konzil als unfrei verworfen und forderten auf Grund der Speierer Zusage (§ 60) eine Kirchenversammlung deutscher Nation. Der Kaiser war nun zum Kriege entschlossen und wurde darin bestärkt durch weitere Erfolge der Evangelischen. Die Schmalkaldner besiegten den Herzog Heinrich von Braunschweig, der sein Land zurückzuerobern versuchte, zum zweiten Male und machten Miene, für den Kölner Erzbischof (§ 60), gegen den in Rom der Prozeß eingeleitet war, einzutreten; dazu siegte das unter dem Volke

[Trienter Konzil 13. Dez. 1545 | Anlässe des Krieges]

längst verbreitete Evangelium in der Rheinpfalz, als am 3. Januar 1546 Kurfürst Friedrich II. zum ersten Male das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfing. Wie der Kaiser die Vorbereitungen für den Krieg traf, ist ein Beweis seines großen diplomatischen Geschicks; seine spanische Staatskunst zeigte sich den deutschen Protestanten weit überlegen: klug wußte er die zwischen diesen bestehenden Spannungen zu verwerten und den religiösen Charakter des Krieges zu verhüllen.

1546

Vorbereitung des Krieges

Durch ein Bündnis mit dem Papste erhielt er beträchtliche Hilfsgelder; der um die fürstliche Selbständigkeit besorgte (§ 51, 56) Herzog von Bayern wurde durch die Aussicht auf die Pfälzer Kurwürde gewonnen; vor allem gelang es dem Kaiser, einen der bedeutendsten protestantischen Fürsten, den Herzog Moritz von Sachsen, auf seine Seite zu ziehen. Dieser junge ehrgeizige Fürst, der sich vorwiegend von dem Streben nach Vergrößerung seines Landes leiten ließ, war mit seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich, in der Wurzner Fehde zusammengestoßen (§ 59), dann in weiteren Konflikt geraten, da beide die Schutzherrschaft über die Stifter Magdeburg und Halberstadt erstrebten, und hatte sich dem Kaiser genähert, in dessen Dienste er schon gegen die Türken und Franzosen gekämpft hatte. Auf Grund der von seinem dem Bündnis mit dem Kaiser geneigten Staatsmann Christoph von Carlowitz geführten Verhandlungen schloß Moritz auf dem Reichstage zu Regensburg (auf dem sich die schmalkaldischen Bundesfürsten nicht eingefunden hatten) einen Vertrag, in dem er gegen die Verleihung der Schutzherrlichkeit über die Stifter Magdeburg und Halberstadt dem Kaiser Gehorsam und Anerkennung der Tridentiner Beschlüsse versprach, soweit diese die übrigen Fürsten anerkennen würden; jedoch wurde ihm mündlich die Zusicherung gegeben, daß betreffs der Rechtfertigung durch den Glauben, des Laienkelchs und der Priesterehe Duldung gewährt werden solle. Betreffs der sächsischen Kurlande erreichte Moritz kein Versprechen; der Kaiser äußerte bei einer Unterredung: falls gegen Johann Friedrich die Acht ausgesprochen würde, solle der etwas bekommen, der die Lande nehme. Im ganzen hatte Moritz wenig erreicht, aber auch nicht mehr als Neutralität versprochen. Unter ähnlichen Zusicherungen betreffs des Glaubens, wie sie Moritz erhielt, schlossen sich dem Kaiser an die brandenburgischen Markgrafen Hans von Küstrin und Albrecht Alcibiades von Kulmbach; der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg aber hatte sich dem Schmalkaldischen Bunde stets fern gehalten. — So standen dem Kaiser durchaus nicht alle protestantischen Fürsten in dem bevorstehenden Kriege gegenüber. Es war ihm gelungen, die Schmalkaldner ebenso zu isolieren, wie früher den Herzog von Kleve (§ 60). Wenige Tage vor dem Abschlusse mit Herzog Moritz antwortete er den Gesandten des Schmalkaldischen Bundes auf ihre Anfrage nach dem Zweck seiner Rüstungen, er beabsichtige keinen wegen seiner Religion zu beunruhigen, sondern nur gegen die dem Reiche Ungehorsamen seine Autorität zu gebrauchen. Das war nicht viel weniger als eine Kriegserklärung, aber der Kaiser suchte dabei dem Kriege einen rein weltlichen Charakter aufzudrücken, weil der Bund nur zur Hilfe in religiösen Dingen geschlossen war; es gelang ihm jedoch nicht, den Bund zu sprengen, so sehr er sich auch bemühte, die Süddeutschen zu sich hinüberzuziehen.

Moritz von Sachsen

19. Juni 1546

20. Juni

§ 62. Der Feldzug an der Donau. Der Kaiser befand sich noch in Regensburg, als der Schmalkaldische Bund, aufgeschreckt durch jene

drohende Antwort, rasch seine Truppen aufbot und über 40 000 Mann ins Feld rücken ließ. Die Protestanten waren dem Kaiser, dessen Heere sich erst in Italien, Ungarn und den Niederlanden sammelten, an Truppenzahl etwa fünffach überlegen; ein schnelles, energisches Vorgehen hätte ihnen den Sieg bringen müssen, aber sie verscherzten die Gunst ihrer Lage durch militärisches und politisches Ungeschick. Der Mangel an politischem Scharfblick, das Dreinreden des Bundeskriegsrats und die Rivalität zwischen Johann Friedrich und Philipp, von denen dieser die alleinige militärische Oberleitung erhofft hatte, aber nicht zugestanden erhielt, haben dabei zusammengewirkt. Der von den oberdeutschen Städten zum Feldherrn gewählte Sebastian **Schärtlin von Burtenbach** wollte durch schnelles Vorgehen die weitere Rüstung des Kaisers stören. Er besetzte Füssen, durfte aber die sich hier sammelnden kaiserlichen Truppen nicht auf bayerisches Gebiet verfolgen, weil der in Ulm versammelte Kriegsrat den vermeintlich neutralen Herzog von Bayern nicht verletzen wollte. Als er dann nach Besetzung der Ehrenberger Klause im Begriffe war, nach dem Brenner vorzudringen, um den Zuzug der italienischen Truppen abzuschneiden oder das Konzil von Trient zu sprengen, da wurde ihm auch dieses Unternehmen nicht gestattet, weil durch Besetzung österreichischen Gebiets Ferdinand gekränkt und durch die Entfernung der Truppen Augsburg gefährdet werden könnte. So mußte Schärtlin zurück und erstürmte dann Donauwörth. — Noch immer aber war eine Überrumpelung des Kaisers in Regensburg möglich, wenn die jetzt von Norden herankommenden sächsisch-hessischen Truppen dorthin marschiert wären, indes diese wandten sich zur Vereinigung mit Schärtlin nach Donauwörth. So erhielt Karl, der inzwischen über den Kurfürsten und den Landgrafen **die Acht ausgesprochen** hatte, Zeit, die deutschen und italienischen (auch 10 000 päpstliche) Truppen herbeizuziehen und in **Ingolstadt** eine feste Stellung zu nehmen. Die Achtserklärung begründete der Kaiser mit dem Ungehorsam der Fürsten und bemühte sich, die Idee eines Religionskriegs fernzuhalten; indes gleichzeitig wurde ein Ausschreiben des Papstes an die katholischen Stände der Schweiz bekannt, das offen von einem Kriege gegen die halsstarrigen „Ketzer" sprach. Die Schmalkaldner widerlegten nun in einer Verteidigungsschrift die Beschuldigungen der Achtserklärung und riefen in Flugschriften die Nation auf wider einen Kaiser, „der sich aus einem Reichsoberhaupt zum Gehilfen und Beamten des Papstes gemacht" habe. Indessen standen ihre Truppen dem Kaiser, dem sie an Zahl noch immer überlegen waren, bei Ingolstadt gegenüber. Umsonst riet Schärtlin zu einem Hauptsturm; Philipp hätte den Mut dazu gehabt; nicht so der bedächtige Johann Friedrich, und ein einheitlicher Oberbefehl fehlte: so vergeudeten sie die Zeit mit einer erfolglosen Kanonade des kaiserlichen Lagers, bis auch die niederländischen Truppen sich mit dem kaiserlichen Heere vereinigt hatten und Karl imstande war, angriffsweise vorzugehen. Er rückte in Schwaben ein. Obgleich nun die naßkalte Herbstwitterung Krankheiten bei den spanischen und italienischen Truppen erzeugte, wurde die Lage der Protestanten doch immer ungünstiger, weil bei ihnen Geldmangel eintrat; dazu kam die Nachricht, daß Moritz in Kursachsen eingefallen sei.

[Randnotizen: Verfehlte Kriegführung der Schmalkaldner — 9. Juli 1546 — 10. Juli — Maßregeln des Kaisers — 4. August — 20. Juli — 24. August]

§ 63. Die Unterwerfung Süddeutschlands. Nachdem Moritz die Befürchtungen seiner Stände wegen Religionsveränderung beschwichtigt

[Randnotiz: Moritzens Einfall]

Oktober 1546 und durch Ferdinand, mit dem er in Prag zusammengetroffen war, im Namen des Kaisers die Zusicherung der Kurwürde und des größten Teiles der Länder seines Vetters erhalten hatte, brach er mit Heeresmacht in die Oktober, November Kurlande ein. Es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß er ursprünglich neutral bleiben wollte und sich zur Besetzung der Kurlande entschloß, weil sie sonst von Ferdinand besetzt und dann vielleicht dem Hause Wettin verloren gegangen wären.

Ende des Donaufeldzuges Die Nachricht von dem Vorgehen des Herzogs hat das Ende des Donaufeldzuges nicht bewirkt, aber beschleunigt; abgebrochen wäre er wohl auch so, weil im Bundesheere Geldmangel herrschte und die oberdeutschen Städte, in denen der für seinen Handel (besonders den spanisch-indischen § 32) besorgte Kaufmannsstand das Übergewicht hatte, weitere Zahlungen verweigerten. Im Spätherbst löste sich das schmalkaldische Heer Ende November auf; zugleich mit dem Kurfürsten, der sein Land wiedergewinnen wollte, zog auch der Landgraf nach Hause. Nun stand dem Kaiser Süddeutschland offen: er stellte an die oberdeutschen Städte die Forderung unbedingter Unterwerfung und Lossagung von dem Schmalkaldischen Bunde; und die Unterwerfung Süddeutschlands erschrockenen Städte ergaben sich unter höchst ungünstigen Bedingungen. Ulm lieferte sein Geschütz aus und erkaufte die Gnade des Kaisers durch große Geldopfer, desgleichen Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen u. a. O. Augsburg war mit Waffen und Mundvorrat so wohlversehen, daß Schärtlin dem Rate anbot, die Stadt Jahr und Tag zu halten, bis sich das protestantische Deutschland neu gerüstet hätte; aber der Einfluß der Kaufherren, besonders der Fugger, trug den Sieg davon. Mit der Stadt gewann der Kaiser ihr treffliches Geschütz und hohe Geldsummen; Schärtlin, mit der Acht belegt, trat in französische Kriegsdienste. Bald unterwarfen sich auch Frankfurt und Straßburg. Der alte Herzog Ulrich von Württemberg demütigte sich vor Karl und räumte seine wichtigsten Festungen den kaiserlichen Truppen ein. Bis zum Frühjahr war ganz Süddeutschland zum Gehorsam gebracht; dabei behandelte Karl die Reichsstände herrisch wie ein unumschränkter König, trat aber in Sachen der Religion vorläufig noch milde auf. Auch nach Norddeutschland griff er nun hinüber: Kurfürst Hermann von Köln (§ 60), vom Papste gebannt, von spanischen Truppen bedroht und von seinen Ständen zuletzt verlassen, 25. Febr. 1547 entsagte seiner Würde und machte einem altgläubigen Nachfolger (Adolf von Schaumburg) Platz.

Lage in Sachsen **§ 64. Der Feldzug an der Elbe.** Mittlerweile hatte Johann Friedrich Moritzens Truppen zurückgeschlagen, sein Land mit leichter Mühe wieder besetzt und den größten Teil des albertinischen Sachsen, bis auf Dresden und Leipzig, erobert. Überall begrüßte ihn die protestantische Bevölkerung mit Jubel. Auch in Böhmen war der hussitische Geist wieder erwacht, die Stände versammelten sich eigenmächtig zu Prag, in der Absicht, sich mit Kursachsen zu verbinden; in Schlesien und der Lausitz regte sich das Volk gegen die österreichische Herrschaft, die norddeutschen Städte behaupteten eine trotzige Stellung; Frankreich und England erklärten Spannung zwischen Kaiser und Papst sich zur Unterstützung bereit. Dazu kam eine Spannung zwischen Papst und Kaiser, deren Ursachen auf kirchlichem und politischem Gebiete lagen. Die vom Kaiser geübte religiöse Duldung und sein Streben, das Konzil zu einem Ausgleich des kirchlichen Zwiespalts, also auch gegen das Papsttum, zu benutzen, waren nicht nach dem Sinne Pauls III. Außer-

dem aber fand dieser beim Kaiser keine Unterstützung in seinen eifrigen Bemühungen, die Macht seines Hauses (Farnese) zu mehren: Paul hatte für seinen Enkel Ottavio Farnese, den Sohn des Pier Luigi (Peter Ludwig) Farnese, Herzogs von Parma-Piacenza, die Statthalterschaft von Mailand haben wollen, Karl aber verlieh diese Würde an Ferrante (Ferdinand) Gonzaga. Durch all das gereizt, rief Paul seine Truppen aus Deutschland ab und näherte sich Frankreich, wo man jetzt, wie immer, bereit war, die Gegner des Kaisers zu unterstützen. Im Vertrauen auf Frankreich und den Papst wagte Graf Fiesco von Lavagna in Genua eine Erhebung gegen den kaisertreuen Andreas Doria (§ 122); das Unternehmen scheiterte mit Fiescos Tode, beweist aber doch, welche Schwierigkeiten dem Kaiser aus der internationalen Lage drohten. 2. Jan. 1547

Feldzug in Sachsen

Jedenfalls waren die Aussichten des sächsischen Kurfürsten, zumal wegen der böhmischen Vorgänge, sehr glänzend; aber Johann Friedrich, ohne Unternehmungsgeist wie er war, verstand es nicht, sie scharfblickend zu erfassen und tatkräftig zu verwirklichen. Um so klarer erkannte Karl die Gefahren und suchte sie durch einen schnellen Erfolg in Deutschland zu bannen. Trotz seiner Gichtschmerzen eilte er mit einem vom Herzog Alba befehligten Heere nach Böhmen, vereinigte sich in Eger mit Moritz und Ferdinand und zog dann dem Kurfürsten, der sein Heer in Besatzungen verzettelt hatte und mit kaum 6000 Mann an der Elbe stand, entgegen. Der gleichzeitige Tod seines alten Gegners Franz I. schien seine Pläne zu begünstigen. 31. März 1547 Bei der Annäherung des Kaisers wollte sich Johann Friedrich in das feste Wittenberg zurückziehen, bis er seine zerstreuten Heeresabteilungen an sich gezogen hätte; aber die kaiserliche, fast 30 000 Mann starke Armee setzte an einem Sonntagmorgen, während der fromme Kurfürst sich im Anhören der Predigt nicht stören ließ, unter Benutzung einer von einem Bauer gezeigten Furt über die Elbe, ereilte die im Abzug begriffene sächsische Reiterei und gewann auf der Lochauer Heide in der Schlacht bei Mühlberg einen leichten Sieg. 24. April 1547 Johann Friedrich wurde verwundet und nach tapferer Gegenwehr zum Gefangenen gemacht. Dasselbe Los traf auch seinen Gefährten, Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg. In der Gefangenschaft bewies Johann Friedrich große Seelenruhe: mit Fassung, ohne sein Schachspiel zu unterbrechen, vernahm er das Todesurteil, das der Kaiser über ihn aussprechen ließ. Doch wagte Karl nicht zur Vollstreckung zu schreiten; er zog vor, die Todesstrafe in ewige Gefangenschaft umzuwandeln, unter der Bedingung, daß Johann Friedrich seine Festungen, namentlich Wittenberg, das alle Anstalten zur Verteidigung getroffen hatte, dem Kaiser übergebe, und durch die Wittenberger Kapitulation einen großen Teil seines Landes nebst der Kurwürde an Moritz abtrete. Die dritte Bedingung, sich dem Tridentiner Konzil zu unterwerfen, wies Johann Friedrich standhaft zurück. So ging die sächsische Kur von der Ernestinischen auf die Albertinische Linie der Wettiner über. Am 23. Mai zog der Kaiser in Wittenberg ein und besuchte auch Luthers Grab; dabei soll er nach einer späteren Erzählung den Rat einiger Fanatiker, die Gebeine des Ketzers herauszureißen, mit den Worten abgelehnt haben: „Lasset ihn liegen, er hat seinen Richter! Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Toten." Auch den evangelischen Kultus ließ er ungestört.

Wittenberger Kapitulation 19. Mai 1547

Moritz wurde durch die Wittenberger Kapitulation verpflichtet, den Söhnen Johann Friedrichs ein ihrem Range entsprechendes Einkommen zu lassen. Aus den dazu bestimmten Ämtern Weimar, Jena, Eisenach, Gotha, Orlamünde u. a. sind, 1554 nachdem Moritzens Nachfolger August in dem Naumburger Vertrag (§ 71) das Amt Altenburg und andere Gebietsteile wieder herausgegeben hatte, die jetzigen sächsischen Herzogtümer in Thüringen entstanden. Die im Jahre 1558 eingeweihte Universität Jena sollte ein Ersatz für das verlorene Wittenberg sein.

Unterwerfung Philipps von Hessen

§ 65. Karls Triumph. Nach Johann Friedrichs Unterwerfung sollte nun auch der Landgraf von Hessen gedemütigt werden. Schon vor der Mühlberger Schlacht hatte sein Schwiegersohn Moritz zwischen ihm und dem Kaiser zu vermitteln gesucht; jetzt wurde er hierin unterstützt von Joachim II. von Brandenburg, der sich im Kriege neutral gehalten hatte. Ein ganz klarer Einblick in diese Verhandlungen ist zwar nicht möglich; das Folgende aber scheint festzustehen. Der Kaiser bewilligte, daß Philipp, „wenn er sich auf Gnade und Ungnade ergebe, Abbitte tue und seine Festungen ausliefere, weder mit Leibesstrafe noch mit ewigem Gefängnis belegt werden solle.“ Er behielt sich also eine zeitweilige Gefangennahme vor, wußte aber, daß die Vermittler auf eigne Hand dem Landgrafen zusicherten, nach seiner Unterwerfung solle er „weder an Leib noch an Seele geschädigt, auch nicht mit Schmälerung seines Landes oder mit Gefängnis beschwert werden“. Unter diesem von Moritz und Joachim verbürgten Versprechen nahm Philipp den Kapitulationsentwurf an und begab sich, von den beiden Kurfürsten mit einem „freien, sichern, ehrlichen, ungefährlichen Geleit“ versehen, nach Halle, wo sich das kaiserliche Feldlager befand. Als er hier in feierlicher Versammlung fußfällig 19. Juni 1547 Abbitte getan und dann, von Herzog Alba zum Abendessen eingeladen, sich aufs Schloß begeben hatte, wurde er allen Einwendungen zum Trotz festgehalten. Der Kaiser hatte, gegen Ferdinands Rat, diesen Schritt befohlen; den Kurfürsten, die ihn des andern Tags mit Bitten um Aufhebung der Haft bestürmten, hielt er seine Zusage entgegen, „daß er ihn nicht in ewiger Gefangenschaft halten wolle“. Gewiß war Karl hierbei formell im Recht; die Schuld trifft die Kurfürsten, die die Verhandlungen zu sorglos geführt und ohne Ermächtigung Versprechungen in des Kaisers Namen gemacht hatten; doch bleibt die Tatsache bestehen, daß der Kaiser um diese weitergehenden Zugeständnisse gewußt und dazu geschwiegen hatte.

Böhmen

Bald darauf begab sich Karl mit seinen beiden Gefangenen nach Oberdeutschland, indes Ferdinand seinen Gegnern in Böhmen, wo auf dem „blutigen Landtag“ in Prag die Städte und Herren ihrer Privilegien (städtische Selbstverwaltung) beraubt wurden, und in der Lausitz schwere Niedersachsen Züchtigung auflegte. Die niedersächsischen Städte hatten nach der Mühlberger Schlacht noch mannhaften Widerstand geleistet. Vergebens hatte der kaiserliche Feldherr Erich von Braunschweig das feste, von der Bürgerschaft heldenmütig verteidigte Bremen belagert, und ein von den Städten Hamburg, Magdeburg und Braunschweig geworbenes Entsatzheer, dessen Führer der aus der Grafenfehde (§ 58) bekannte Christoph von Oldenburg 23. Mai 1547 war, hatte ihm bei Drakenburg eine schwere Niederlage beigebracht. Aber trotz dieses hochgepriesenen Erfolges der von den Kaiserlichen verspotteten „Schiffer und Bauern“ erkauften sich nun auch die niedersächsischen Städte durch Geldzahlungen die Gnade des Kaisers. Nur Magdeburg beugte sich nicht und ward der stärkste Hort des Protestantismus (§ 67).

Indes das änderte doch nichts an der Tatsache, daß der Kaiser eine

Machtstellung gewonnen hatte, wie er sie noch nie besessen. Die fürstliche Opposition war gebrochen; ihre Hauptvertreter, zugleich die eigentlichen Schutzherren des Evangeliums, folgten als Gefangene dem kaiserlichen Heerlager, und die stolze Rücksichtslosigkeit, mit der Karl sie behandelte, zeigte recht deutlich, wie tief das Fürstentum vor dem Kaisertum erniedrigt war. — Es galt nun, diese Erfolge kirchlich und politisch dauernd auszunutzen. Das sollte geschehen auf dem nach Augsburg berufenen Reichstage: gelang es, so war die Lebensaufgabe, die sich Karl in Deutschland gestellt hatte, erfüllt.

Macht des Kaisers

2. Die Zeit des Interims.

§ 66. Der Anfang des Trienter Konzils. Spannung zwischen Papst und Kaiser. Die kirchliche Ausnutzung seiner Siege wurde dem Kaiser sehr erschwert durch den bisherigen Verlauf des am 13. Dezember 1545 eröffneten Trienter Konzils. Dieses hatte, wie schon angedeutet (§ 64), zu einer Spannung zwischen Papst und Kaiser geführt, im letzten Grunde deshalb, weil jener von ihm die Unterdrückung der Ketzerei, dieser den Ausgleich der religiösen Gegensätze erwartete.

Erste Periode des Konzils 1545—1547

Obwohl für Deutschland bestimmt, war das Konzil doch fast nur aus Italienern und Spaniern zusammengesetzt; Jesuiten, Dominikaner und andere Ordensgeistliche bildeten den Kern der Versammlung, die ihre Sitzungen unter Leitung eines päpstlichen Legaten hielt und nach Köpfen stimmte. Unter diesen Umständen überwog der päpstliche Einfluß, und die Verhandlung nahm eine Richtung, die den Protestanten feindlich war. Dies zeigte sich gleich bei den ersten Beratungen über die Bibel, wo man die bisher von der Kirche als authentisch anerkannte alte lateinische Übersetzung (Vulgata) auch für alle Zukunft als einzige Autorität aufstellte, und über die Tradition, der man gleiches Ansehen mit der Heiligen Schrift beilegte. Bei der Lehre von der Rechtfertigung ward die Wirksamkeit guter Werke beibehalten; dem hierarchischen Priestertum wurde eine göttliche Einsetzung zugesprochen, die Siebenzahl der Sakramente festgehalten u. dgl.

Dieser Gang der Verhandlungen war dem Kaiser, der im Interesse der ersehnten Vereinigung der Konfessionen vor Beratung der Dogmen die Abstellung der Mißbräuche, die Reform an Haupt und Gliedern gefordert hatte, höchst unangenehm; er machte Vorstellungen und forderte die Geheimhaltung der Beschlüsse. Aber Paul III. ließ nicht nur die Dekrete bekannt machen, sondern verlegte auch unter dem Vorwande einer Pest das Konzil nach Bologna; der Kaiser erkannte die Verlegung nicht an, und die Minderzahl der Prälaten blieb, seinem Befehle gemäß, in Trient.

Jan. 1547

März 1547

Wie schon gesagt, rief der Papst auch seine Truppen aus des Kaisers Heeren ab und näherte sich Frankreich; wir wissen, daß das Vorgehen des Papstes in alledem auch bestimmt wurde durch die vom Kaiser in Sachen der Religion gegen die besiegten Deutschen geübte Milde und durch Karls Haltung gegen das Haus Farnese (§ 64). In letzterer Hinsicht verschärfte sich die Spannung noch, als des Papstes Sohn, Pier Luigi (§ 64), durch Verschwörer ermordet wurde; es waren an dieser Verschwörung beteiligt Andreas Doria, der Rache für die Unterstützung Fiescos nehmen wollte, und der kaiserliche Statthalter von Mailand, Ferrante Gonzaga: letzterer besetzte dann auch Piacenza und ließ dem Enkel des Papstes, Ottavio Farnese, nur Parma.

Farnese

10. Sept. 1547

§ 67. Der Reichstag zu Augsburg. Das Interim. Kurz vor dieser Gewalttat hatte der Kaiser zur Ausnutzung seines Sieges in Deutschland den „geharnischten" Reichstag zu Augsburg eröffnet. Er stand auf dem Höhepunkte seiner Macht, eine geschlossene Opposition war in der zahlreichen und glänzenden Versammlung nicht vorhanden, die sonst so stolzen Fürsten schienen der Befehle des Monarchen gewärtig. Eine völlige Umgestaltung der schwerfälligen Reichsverfassung scheiterte

1. Sept. 1547

Weltliche Angelegenheiten

zwar, aber in Einzelheiten erreichte Karl eine Stärkung der Zentralgewalt, und mehr noch zeigte die rücksichtslose Behandlung der Stände, daß er sich als ihr Herr fühlte. Für sein Haus erlangte er noch einen besonderen Erfolg. Die Niederlande, einschließlich der bisher französischen Lehen Flandern und Artois, wurden zum **Burgundischen Kreis** vereinigt; sie sollten auf dem Reichstage vertreten bleiben und unter dem Schutz des Reiches stehen, auch noch Reichskriegssteuern zahlen, aber dem Reichskammergericht und den Reichsgesetzen nicht mehr unterworfen sein.

26. Aug. 1548

Reichsliga

Der Kaiser plante in Anknüpfung an den aufgelösten Schwäbischen Bund eine **Reichsliga**; dabei sollten die Vertreter der Einzelstaaten in der Bundesversammlung, die an Stelle des Reichstags getreten wäre, ohne das umständliche „Hintersichbringen" (Heimbringen), d. h. ohne Einholung von Instruktionen, die unendliche Zeit kostete, über die Reichssachen abstimmen; in dieser Versammlung hätte der Kaiser kraft seiner großen Hausmacht einen größeren Einfluß geübt, als er es jetzt konnte, obgleich er der Theorie nach noch Monarch war. Es ist interessant, daß hier die Erneuerung des Reichs in bundesstaatlicher Form versucht wurde, also in der Form, in der sie schließlich gelungen ist; der Plan ist damals über die ersten Verhandlungen nicht hinausgekommen. Dagegen erreichte der Kaiser, daß das **Reichskammergericht** erneuert wurde und er diesmal (vgl. II, § 333) alle Beisitzer, und zwar nur Katholiken, ernannte; ferner wurde eine Art **Reichsschatz** („Vorrat") bewilligt, über den aber nur mit Beschluß des Reichstages verfügt werden dürfe. Vielleicht hat der Kaiser damals sogar an eine Einziehung des Kirchenguts gedacht.

Niederlande

Ob die Bestimmungen über den Burgundischen Kreis die Verbindung der Niederlande mit Deutschland gelockert oder gefestigt haben, ist Gegenstand des Streites gewesen. Daß die ganze Maßregel zunächst im Interesse der habsburgischen Hausmacht getroffen wurde, ist zweifellos, aber man wird doch betonen müssen, daß dadurch der französische Einfluß in jenen Gebieten beseitigt wurde. Darin lag damals eine Festigung der Beziehungen zu Deutschland, anderseits aber wurde durch den Zusammenschluß der Gebiete zum Burgundischen Kreise und durch die Bestimmungen über Reichskammergericht und Reichsgesetze die Übertragung der Niederlande an die spanische Krone (§ 73) erleichtert und damit die **spätere Lösung** von Deutschland vorbereitet.

Kirchliche Fragen

Bedeutsamer als diese weltlichen Dinge waren aber die **kirchlichen**. Hier erreichte der Kaiser einen großen Erfolg. Er brachte die protestantischen Fürsten zu dem Versprechen, sich dem **Konzil zu unterwerfen**, wenn es wieder nach Trient zurückverlegt und die bereits entschiedenen Punkte einer neuen Beratung unterworfen würden. Weil aber dazu weder der Papst noch die in Bologna versammelten Theologen zu bewegen waren, so faßte der Kaiser den Entschluß, **aus eigner Machtvollkommenheit ohne Mitwirkung des Papstes** eine Verordnung ergehen zu lassen, wie es bis zum Ausgang des Konzils gehalten werden solle. Das geschah durch das **Augsburger Interim**, bei dessen Abfassung der gemäßigte Julius Pflug (§ 59, seit der Mühlberger Schlacht Bischof von Naumburg) von katholischer und der brandenburgische Hofprediger Agricola von protestantischer Seite tätig waren. Diese kaiserliche Interimsreligion gewährte den Protestanten einige Zugeständnisse, war aber in ihrer Gesamthaltung durchaus katholisch.

Interim Mai 1548

Wenn auch die päpstliche Macht etwas eingeschränkt wurde, so sollte doch in betreff der Bischofsgewalt, der hierarchischen Verfassung und des ganzen Kultus und Zeremoniells der bisherige Brauch der katholischen Kirche auch ferner beobachtet werden; nur Kelch und Priesterehe ward den Protestanten zugestanden, und in der Lehre von der Rechtfertigung, der Messe u. a. wurde versucht, durch einige unbestimmte Ausdrücke die beiden Ansichten einander näher zu bringen.

Aufnahme des Interims

§ 68. Durchführung des Interims. Man hat früher nach dem Vorgange der in Augsburg dem Interim zustimmenden protestantischen Fürsten gemeint, der Kaiser habe seine Zwischenreligion für beide Kon-

fessionen bestimmt gehabt. Das war nicht der Fall; auch ohne die Einsprache der Katholiken, besonders des Herzogs von Bayern, wäre das Interim gewiß auf die Protestanten beschränkt geblieben. Allein auch hier stieß seine Durchführung auf viel Widerspruch, weniger bei den **Fürsten**, von denen außer dem gefangenen Johann Friedrich nur noch Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken und Johann von Küstrin ihre Zustimmung bestimmt versagten, als bei den **Städten** und **Predigern**.

Zwar brachte Karl durch Zwang und Drohungen die meisten oberdeutschen Städte zum Gehorsam, nachdem die Vernichtung der demokratischen Verfassung in **Augsburg**, wo die Zünfte aufgehoben und das Regiment den reichen Kaufherren übertragen wurde, und die gewaltsame Unterwerfung von **Konstanz** unter Österreichs unmittelbare Herrschaft die andern erschreckt hatte. Aber weder Drohungen noch Verfolgungen waren imstande, die protestantischen Prediger zur Annahme einer Religionsbestimmung zu bewegen, die ihrem Gewissen widerstrebte. Von ihren Stellen vertrieben, flohen sie die Heimat, um sich auf verborgenen Wegen nach den norddeutschen Städten zu retten, die das „seelenverderbende" Interim entschieden zurückwiesen. Gegen vierhundert Prediger, darunter Johann Brenz (§ 56), wurden landesflüchtig; den meisten bot das **mit der Acht belegte Magdeburg** (§ 65) ein Asyl. Auch in Sachsen entflohen viele Geistliche aus Haß gegen das **Leipziger Interim**. Von Magdeburg, der „Kanzlei Gottes", ging eine Menge heftiger Flugschriften, Satiren, Spottgedichte und Holzschnitte aus, welche Hohn und Haß gegen das Interim und dessen Urheber bei dem Volke zu erregen suchten.

Opposition

Magdeburg

Die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz, Herzog Erich von Braunschweig u. a. nahmen das Augsburger Interim an; Moritz bat sich Bedenkzeit aus, weil er seinen Ständen Religionsschutz zugesagt hätte. Er fand bei ihnen entschiedenen Widerspruch; aber es gelang ihm, **Melanchthon** zur Teilnahme an einem Vereinigungswerk zu bewegen. So entstand das **Leipziger Interim**, in welchem hinsichtlich des Glaubens Unevangelisches abgelehnt, aber der größte Teil des katholischen Zeremoniells als gleichgültig (adiaphoron) zugestanden wurde. Dieses Gesetz wurde nach großem Widerstreben seitens der Stände und Geistlichen in Sachsen eingeführt; und teils in dieser, teils in der ursprünglichen Fassung wurde das Interim auch in Hessen, Pommern, Mecklenburg, Lippe u. a. O. angenommen.

Leipziger Interim Dez. 1548

B. Sieg des Fürstentums und des Protestantismus.

1. Moritz von Sachsen.

§ 69. Der Parteiwechsel des Kurfürsten Moritz und der deutsche Fürstenbund. So große Erbitterung auch im deutschen Volke über das Interim und die „spanische" Knechtschaft herrschte, so leidenschaftlich sie sich auch äußerte: sie schien ohnmächtig der Macht des Kaisers gegenüber. Und diese Macht schien noch zu wachsen. Der neue Papst Julius III., der nicht aus Familieninteresse Gegner Karls wurde, zeigte sich dessen Wünschen gefügig, indem er das Konzil für den 1. Mai 1551 wieder nach Trient verlegte; dazu versprachen auf einem zweiten Reichstage zu Augsburg die Protestanten abermals, es anzuerkennen, falls über die früheren Beschlüsse neu beraten würde, und einige evangelische Stände (u. a. Sachsen und Württemberg) schickten dann wirklich Abgeordnete nach Trient. Karl fühlte sich so mächtig, daß er auf eben diesem Reichstage mit dem Plane hervortrat, seinen Sohn Philipp zum Nachfolger im Reiche wählen zu lassen; diesem Plane widerstrebte indes sein Bruder Ferdinand, und erst nach langen Verhandlungen kam es zwischen beiden zu einem Vergleich, wonach Ferdinand Kaiser, Philipp römischer König und erst nach

Machtfülle des Kaisers

1550–1555

1550

März 1551

Ferdinands Tode Kaiser, gleichzeitig aber Ferdinands Sohn Maximilian römischer König werden sollte. Trotz dieser Differenz im habsburgischen Hause schien der Kaiser seinem großen Ziele nahe; in Deutschland übermächtig, schien er die Vereinigung der Konfessionen erreichen und so weltliches Oberhaupt der Christenheit werden zu können: da erhoben sich die deutschen Fürsten, und der, dem er seine bisherigen Siege nicht zum wenigsten zu danken hatte, Moritz von Sachsen, ward ihr Führer.

Opposition des Fürstentums

Die Wege des Kaisers drohten dem deutschen Reiche eine Umgestaltung zum Nachteile der Fürstenmacht; die fortdauernde, das Land schwer drückende Anwesenheit spanischer Truppen widersprach der Wahlkapitulation, die Behandlung der besiegten und gefangenen Fürsten bedeutete eine Entwürdigung des gesamten Fürstenstandes, die geplante Thronfolge Philipps schien Deutschland fast in eine spanische Provinz umwandeln zu sollen; das Interim brachte die Protestanten in schwere Bedrängnis. Schon im Februar 1550 hatten sich dem gegenüber Hans von Küstrin, Johann Albrecht von Mecklenburg und Albrecht von Preußen zu einem Defensivbündnis vereinigt; es richtete sich gegen den Kaiser, mußte aber bei der herrschenden Stimmung auch dessen bisherigen Verbündeten Moritz gefährlich werden, besonders wenn ihm die Ernestiner, die den Verlust der Kur noch nicht verschmerzt hatten, beitraten. In leidenschaftlicher Weise äußerte sich ja die Erbitterung der Protestanten gegen den „Verräter" des Evangeliums, gegen den „Judas von Meißen"; den höchsten Grad erreichte sie, als Moritz im Namen des Kaisers die Vollziehung der Acht wider Magdeburg übernahm und die Stadt, „wo das lautere Wort des Evangeliums allein noch eine Freistätte gefunden", zu belagern begann; selbst in Sachsen herrschte die größte Aufregung, und die Stände richteten bereits ihre Blicke auf Moritzens Bruder August. Wollte Moritz die Achtung seiner Glaubensgenossen und das Vertrauen seiner Untertanen wiedergewinnen und seinen Kurhut sichern, so mußte er trotz seiner religiösen Gleichgültigkeit seinen „Verrat" gut machen durch die Rettung des Protestantismus; nur so konnte er auch die historische Stellung Kursachsens als evangelischer Vormacht wahren. Dazu war Moritz vom Kaiser persönlich verletzt. Den vollen Lohn für die geleistete Hilfe hatte er nicht erlangt, da ihm die Stiftslande Magdeburg-Halberstadt vorenthalten blieben, und da die Ernestiner ihm doch noch rivalisierend zur Seite standen; vor allem aber hatte der Kaiser bei der Gefangennahme seines Schwiegervaters das von Moritz verpfändete Wort (§ 65) nicht eingelöst, und auch seine wiederholten Verwendungen für die Befreiung des in Mecheln gefangen Gehaltenen unbeachtet gelassen, vielmehr dessen Haft, seit einem gescheiterten Fluchtversuch, noch verschärft. Endlich aber war auch Moritz deutscher Fürst, und so mußte ihm daran liegen, die unabhängige Fürstenstellung, die „deutsche Libertät" gegen die „viehische spanische Servitut" zu verteidigen. So beschloß er im eigensten Interesse, sich gegen den Kaiser zu wenden und an die Spitze des Fürstenbundes zu treten. In Karls Schule hatte er die Diplomatie gelernt; bei der geschickten Vorbereitung seines Parteiwechsels „übermeisterte er seinen Meister".

(Randnotizen: Okt. 1550 — Motive für Moritzens Parteiwechsel: 1. Sicherung seiner Stellung — 2. Persönliche Verstimmung — 3. Selbständigkeit des Fürstentums)

Vorbereitung des Parteiwechsels — Febr. 1551

Während er den Kaiser, besonders durch die Belagerung Magdeburgs, über seine wahre Gesinnung täuschte, entdeckte er sich dem eifrigen Bundesgenossen der Magdeburger, Hans von Küstrin. Dieser vermittelte die

vorläufige Aussöhnung der beiden sächsischen Linien; bald traten der Herzog von Mecklenburg, die Söhne des Landgrafen von Hessen u. a. dem Bunde bei; auch Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach arbeitete gegen den Kaiser. Günstig für den Bund war, daß es im Sommer 1551 wieder zu Zusammenstößen kaiserlicher und französischer Truppen in Italien kam, und daß der Sultan gegen Ferdinand, der den Fürsten von Siebenbürgen lehnspflichtig gemacht hatte, rüstete. Um die nötigen Geldmittel zu gewinnen, wandten sich die Fürsten an Frankreich. In dem Vertrage, den sie mit König Heinrich II. in Lochau, Chambord und Friedewalde abschlossen, wurde diesem gestattet, für die „zur Erhaltung der deutschen Freiheit“ zu leistende Hilfe die Städte Metz, Toul, Verdun und Cambrai als Reichsvikar zu besetzen, mit Vorbehalt der Rechte des Reichs. Es war eine Schmach, daß deutsche Fürsten fremde Hilfe durch Preisgabe deutschen Gebietes erkauften; als Entschuldigung kann nur dienen, daß eben die Reichsregierung undeutsch war, und daß es galt, Deutschland vor der Verewigung der spanischen Knechtschaft zu retten. Auf weitergehende Pläne weist die Tatsache hin, daß die Fürsten auch an die Einziehung geistlicher Fürstentümer, namentlich der fränkischen, dachten.

Vertrag mit Frankreich

5. Okt. 1551
15. Jan. 1552
2. Febr. 1552

§ 70. Niederlage des Kaisers. Passauer Vertrag. Während dieser Verhandlungen hatte Moritz zum Schein die Belagerung Magdeburgs fortgesetzt. Kaum war aber der Vertrag mit Frankreich gesichert, so willigte er in ein Abkommen, wonach die Stadt sich öffentlich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergab, im geheimen aber die Zusicherung der Religionsfreiheit erhielt. Der Kaiser befand sich damals ohne Truppen in Innsbruck, mit dem Trienter Konzil beschäftigt. Es kamen ihm Warnungen zu; Moritz, ein Meister der Verstellung, wußte aber auch aus der Ferne jeden Argwohn des Kaisers zu zerstreuen. Unter äußerer Fröhlichkeit versteckte er seine tiefen Pläne, und seine lustigen Gelage, seine Jagdliebe und seine galanten Abenteuer dienten ihm als Hülle der eigenen, als Mittel zur Erforschung der fremden Vorsätze. Der in spanischen und italienischen Ränken geübte Karl hielt es für unmöglich, daß die „tollen und vollen“ Deutschen ihn überlisten könnten. Da brachen plötzlich drei Heerhaufen unter Moritz, Albrecht und dem hessischen Prinzen Wilhelm nach Süden auf, besetzten Augsburg und rückten, die zerstreuten Besatzungen des Kaisers schnell niederwerfend, in Tirol ein, indes die französischen Truppen Metz eroberten (§ 71) und über Lothringen nach dem Elsaß und Oberrhein vordrangen. Schon hatte Moritz die Ehrenberger Klause erstürmt und näherte sich Innsbruck, um den hilflosen Kaiser, „den alten Fuchs in seiner Spelunke“ zu fangen, als eine Meuterei seiner Truppen ihn einen Tag aufhielt. Nur dadurch entging Karl der Gefangenschaft: nachdem er Johann Friedrich von Sachsen seine Freilassung angekündet, verließ er am Abend des 19. Mai gichtkrank und niedergeschlagen Innsbruck und begab sich in eiliger, nächtlicher Flucht durch das Pustertal nach Villach in Kärnten. Schon vorher hatte sich das Trienter Konzil in größter Bestürzung aufgelöst, „da es nicht ganz unverfänglich sei, mit bewaffneten Soldaten über die Religion zu streiten“. Moritz zog am 23. Mai in Innsbruck ein: die kaiserliche Macht war gebrochen, das Fürstentum hatte gesiegt.

Zug gegen den Kaiser

9. Nov. 1551

März 1552
April

19. Mai

Vereits vor den entscheidenden Erfolgen war am 23. April zwischen Moritz und Ferdinand, der dem Bruder seit der Thronkandidatur Philipps

Passauer Vertrag

grollte (§ 69), ein **Fürstentag nach Passau** für den 26. Mai verabredet; es hatte sich aus protestantischen und katholischen Fürsten eine Mittelpartei gebildet, zumal auch die letzteren, vor allem Albrecht von Bayern, mit der Herstellung der „deutschen Libertät“ einverstanden waren (§ 56). Zu den Beratungen in Passau wurden weder französische noch kaiserliche noch päpstliche Bevollmächtigte zugelassen. Für den Kaiser verhandelte mit den Fürsten, die als geschlossene Partei erschienen, sein Bruder **Ferdinand**. Die Fürsten verlangten außer der Freilassung des Landgrafen die Beseitigung des Interims, völlige Gleichberechtigung der Konfessionen und einen **dauernden Religionsfrieden**, der gelten sollte ohne Rücksicht auf das Konzil und auch dann, wenn die weiteren Einigungsversuche auf einem Reichstag erfolglos blieben. Damit wäre das Lebenswerk des Kaisers vernichtet gewesen; so bewilligte er zwar die Freilassung des Landgrafen, widersetzte sich aber den religiösen Forderungen mit aller Entschiedenheit; schließlich einigte man sich, wenn auch beiderseits widerstrebend, dahin, daß diese **nur bis zum nächsten Reichstage** gelten sollten. Der Kaiser, der inzwischen kräftig gerüstet hatte, gewährte auch dieses Zugeständnis nur auf dringende Vorstellungen Ferdinands; vielleicht hat er dann sogar einen geheimen Protest dagegen aufgesetzt. Ein dauernder Erfolg war also durch diesen **Passauer Vertrag** nicht erzielt; doch blieb es wichtig, daß auch von katholischer Seite die Notwendigkeit der Toleranz anerkannt war.

29. Juli 1552

15. August

Unter dem Jubel des Volkes kehrten die gefangenen, gleich Märtyrern verehrten Fürsten in die Heimat und die vertriebenen Prediger zu ihren Gemeinden zurück. Zwei Jahre später starb der vielgeprüfte Kurfürst **Johann Friedrich**, der sein Gottvertrauen, das er in dem schönen Kirchenlied: „Wie's Gott gefällt, so g'fällt's mir auch!“ ausgesprochen hat, auch in Not und Gefangenschaft bewährt hatte (§ 92).

3. März 1554

§ 71. Neue Konflikte und Moritzens Tod. Der zu Passau in Aussicht genommene Reichstag sollte nach der Absicht der Fürsten den dauernden Frieden zwischen beiden Konfessionen bringen, nach dem Wunsche des Kaisers dies Friedenswerk vernichten. Sein Zusammentritt wurde indes verzögert durch den französisch-türkischen Krieg und durch die wüsten Raubzüge des Markgrafen Albrecht. Während Moritz von Sachsen als Verbündeter König Ferdinands einen erfolgreichen Feldzug gegen die Türken unternahm, scheiterte Karls Versuch, den Franzosen die Stadt **Metz** wieder zu entreißen, vollständig. In einem höchst selbstlosen Manifest hatte Heinrich II. verkündet, daß er nur als „Retter der deutschen Freiheit und der gefangenen Fürsten“ komme. Nur ungern hatte die Stadt Metz seinen Truppen den „Durchzug“ gestattet; als sie aber darin waren, blieben sie, und ihr Führer, der Connetable von Montmorency, stieß eigenhändig den Vorsteher des deutsch gesinnten Schöppenrats nieder. So war Metz in den Besitz der Franzosen gekommen; es zurückzuerobern, erschienen nun Herzog Alba und dann Karl selbst, aber Herzog Franz von Guise verteidigte die von ihm wohlbefestigte Stadt so geschickt, daß Karl die Belagerung aufgeben mußte: in fluchtähnlichem Abmarsch zog er nach den Niederlanden. Wenn auch damals der deutsche Volkswitz spottete: „Die Metz und die Magd (Magdeburg) haben dem Kaiser den Tanz versagt“, so blieb doch die schmerzliche Tatsache bestehen, daß die „Vormauer des deutschen Reichs“ und die drei lothringischen Bistümer trotz aller Vorbehalte tatsächlich für Deutschland verloren waren: das war der Fluch, der hier wie immer auf Bündnissen mit dem Nationalfeind ruhte.

Einnahme von Metz durch die Franzosen 1552

Karls Zug gegen Metz Okt. 1552

Jan. 1553

Albrecht und Moritz

Im Lager vor Metz hatte der Kaiser auch den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach (§ 69) in seine Dienste genommen. Während Moritz auf Innsbruck gezogen war, hatte dieser auf eigene Hand in einem entsetzlich greuelvollen Kriege die Bistümer Würzburg und Bamberg, die Stadt Nürnberg und das Erzstift Mainz heimgesucht und dabei Geldzahlungen und Landabtretungen erreicht. Als man aber in Passau die von ihm geschlossenen Verträge nicht anerkannte, hatte er den Passauer Frieden verworfen und war darauf in französische Dienste getreten. Jetzt erhielt er einen Rückhalt am Kaiser, der durch ihn sich an den Fürsten rächen und das Passauer Friedenswerk vereiteln wollte, eine Maßnahme des Kaisers, die sich nur als ein letzter Versuch der Verzweiflung erklären läßt. Nach Aufhebung der Belagerung von Metz nahm Albrecht seinen Krieg gegen die Bischöfe wieder auf, und nun verband sich Moritz mit Ferdinand, Heinrich von Braunschweig, der nach der Schlacht von Mühlberg Land und Freiheit (§ 61) wieder erlangt hatte, und den geistlichen Fürsten gegen den vom Kaiser begünstigten Landfriedensbrecher. Um die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte zu hindern, zog Albrecht wider Heinrich von Braunschweig und suchte Niedersachsen mit rohen Raubzügen heim. Da rückte ihm Moritz entgegen. Bei dem Dorfe Sievershausen kam es zur blutigen Schlacht; Moritz siegte, aber im wilden Reitergetümmel empfing er eine Schußwunde, an der er zwei Tage nachher, in der Blüte männlicher Kraft, verschied. Sein Fall gab dem Markgrafen neue Hoffnung. Er erneuerte seinen Angriff auf Braunschweig; aber zum zweitenmal besiegt und als Friedensstörer von dem Reichskammergericht und endlich auch vom Kaiser, den die englischen Aussichten (§ 72) gegen die deutschen Dinge gleichgültiger machten, mit der Acht belegt, mußte er seine Erblande (Bayreuth und Hof) seinen Feinden überlassen und Schutz in Frankreich suchen. Allmählich kehrte nun die Ruhe in die deutschen Gaue zurück; wichtig dafür war auch, daß der neue sächsische Kurfürst August mit den Ernestinern den Naumburger Vertrag schloß (§ 64), worin er diesen gegen Anerkennung seiner Kur einige Gebietsstücke überließ.

9. Juli 1553

1554

Moritzens Stellung

Kurfürst Moritz gehört zu den interessantesten Persönlichkeiten der Geschichte; ein abschließendes Urteil über ihn erscheint allerdings kaum möglich. Vom fürstlichen Ehrgeiz beseelt, ohne tieferes religiöses Empfinden, hat er sich in erster Linie vom Vorteil leiten lassen und ist ein äußerst geschickter, zielbewußter und in seinen Mitteln nicht wählerischer Staatsmann geworden. Früher nahm man an, daß er das gleich vom Beginn seiner Regierung gewesen sei, und daß er gleich von Anfang an neben Magdeburg-Halberstadt auch die Kurwürde und die Kurlande erstrebt habe, daß er sich deshalb dem Kaiser angeschlossen und den Protestantismus „verraten" habe. Nach neueren Forschungen war er zwar mit dem ernestinischen Kurfürsten aus mancherlei Ursachen verfeindet, aber zunächst nicht gewillt, handelnd auf Seite des Kaisers zu treten. Er wollte im Schmalkaldischen Kriege neutral bleiben und griff erst ein, als die Gefahr entstand, daß die ernestinischen Lande an Ferdinand fallen und damit dem Hause Wettin verloren gehen könnten (§ 63): vielleicht hat er sogar daran gedacht, die eroberten Gebiete später seinem Vetter zurückzugeben. Bis zur Gefangennahme Philipps erscheint er dabei in den diplomatischen Verhandlungen mit dem Kaiser nicht als der Sieger, er wird vielmehr in seinen Dienst gezogen (zum Teil auch durch die kaiserliche Gesinnung seiner Staatsmänner) und weiter getrieben, als er gehen wollte; erst durch die Erfahrungen dieser Zeit, die seine diplomatischen Lehrjahre waren, ward er zum Staatsmann und „übermeisterte nun seinen Meister". Was er mit dem Kaiser erreicht hatte, behielt er, aber er wollte nicht für ihn arbeiten. Seine Stellung war durch ihre inneren Widersprüche (§ 69) unhaltbar geworden, und die drohende Erhebung des deutschen Fürstentums mußte ihm noch gefährlicher werden als dem Kaiser. Er konnte nicht gewillt sein, auf die fürstliche Selbstherrlichkeit und auf die groß-

artige Stellung der Ernestiner an der Spitze des protestantischen Deutschlands zu verzichten. So wandte er sich trotz seiner Vergangenheit gegen den Kaiser, rettete den Protestantismus, so wenig warm auch sein eignes religiöses Empfinden im Vergleich zu dem der ersten Generation evangelischer Fürsten war, befreite Deutschland von spanischer Knechtschaft und wurde der Führer des deutschen Fürstentums. Ob seine letzten Ziele noch höher gerichtet waren, etwa auf die Königskrone, steht dahin; sein früher Tod im Alter von 32 Jahren läßt, zumal bei dem Geheimnis, mit dem er sich umgab, eine volle Würdigung seines Charakters und seiner Pläne nicht zu; jedenfalls aber hat er sich durch Klugheit und Tatkraft eine Stellung errungen, die seine Nachfolger nicht zu erhalten wußten.

August von Sachsen 1553—1586

Sein Bruder, „der Vater" **August**, suchte durch sorgfältige Pflege der Landwirtschaft den Wohlstand des Volkes zu heben und gewann durch weisen Haushalt, worin er selbst und seine dänische Gemahlin, „**Mutter Anna**", als Muster vorleuchteten, die Mittel zur Anlegung nützlicher Anstalten, zur Förderung der Kunst und Wissenschaft, zur Belebung des Handels, brachte auch durch Aufnahme betriebsamer Niederländer die sächsische Industrie, namentlich der Tuchbereitung und Baumwollenweberei, in Aufschwung, aber in die große Politik griff er nicht ein. Es lähmte ihn, trotz des Naumburger Vertrags, die Furcht vor den Ernestinern (§ 177); sie bewog ihn zum Schutz seines Kurhuts Rückhalt an dem Kaiser zu suchen, während doch nun einmal die Führerrolle unter den Fürsten und die Stellung an der Spitze der Protestanten nur gegen den Kaiser zu behaupten war.

Albrecht Alcibiades

Auch Markgraf **Albrecht Alcibiades** gehört zu den interessanten Persönlichkeiten der Zeit. Er war ein gewaltiger Kriegsmann im Geiste der Söldnerführer des Dreißigjährigen Krieges. Er erscheint als wüster Landfriedensbrecher, aber er vertrat bei seinen Kämpfen doch den auch von Sickingen gehegten und beim Fürstenbunde hervorgetretenen (§ 69) Gedanken der Aufhebung der geistlichen Fürstentümer, der erst 1803 verwirklicht worden ist. Dabei stützte er sich auf die antikirchliche Gesinnung der Massen, erlag aber der berechtigten Friedens- und Kompromißpolitik der Fürsten. Zwei Jahre nach seiner Flucht kehrte er nach Deutschland zurück, starb aber bald auf dem Schlosse Pforzheim, wo ihm sein Schwager, der Markgraf von Baden, Schutz gewährt hatte. Auch er war wie Moritz noch sehr jung; er zählte erst 35 Jahre. Seine evangelisch-christliche Gesinnung hat er in einigen Kirchenliedern kundgegeben („Was mein Gott will, gescheh' allzeit!").

1557

2. Der Augsburger Religionsfriede und Karls V. Ende.

Karls Haltung

§ 72. Der Augsburger Religionsfriede. Durch schwere Erfahrungen waren beide Konfessionsparteien zu der Überzeugung gekommen, daß der ersehnte Friede im Reich nur durch gegenseitige Anerkennung der Glaubensfreiheit zu sichern sei. Diese Anerkennung zerstörte aber Karls Pläne für immer; kein Wunder also, daß ihm die deutschen Angelegenheiten verleidet waren und er sich von ihnen um so mehr abwandte, als sich ihm andere glänzende Aussichten eröffneten. Am 25. Juli 1554 vermählte er seinen Sohn Philipp mit **Maria der Katholischen von England** (§ 81); wenn es nun gelang, England wieder katholisch zu machen und der spanischen Machtsphäre einzuordnen, so war ein Ersatz für die unmöglich gewordene Thronfolge Philipps in Deutschland, überhaupt für die deutschen Niederlagen gewonnen. So blieb Karl in den Niederlanden, überließ den Vorsitz bei dem im Passauer Vertrag verheißenen Reichstage seinem Bruder und ersparte sich dadurch die Demütigung, selbst öffentlich eingestehen zu müssen, daß er den Hauptgedanken seines Lebens nicht durchführen könne. Auf dem in **Augsburg** abgehaltenen Reichstage kam nach langen lebhaften Verhandlungen der **Religionsfriede** zustande.

25. Sept. 1555

Augsburger Religionsfriede

In dem Reichstagsabschiede wurde den protestantischen **Ständen Augsburger Konfession**, auch denen, die noch beitreten würden (vgl. § 51), ein **immerwährender, von Konzilbeschlüssen unabhängiger Friede**, d. h. also **Religionsfreiheit**, ferner **politische Rechtsgleichheit** mit den Katholischen (z. B. Zulassung Evangelischer als Beisitzer des Reichskammergerichts) und der Fortbesitz der bis jetzt (bis zum Passauer Vertrage „und seithero")

eingezogenen mittelbaren Kirchengüter zugesichert. *Persönliche* Glaubensfreiheit des Einzelnen wollten auch die Protestanten nicht, doch wurde für *Untertanen*, die der Religion des Landesherrn nicht folgten, das Recht *freien Abzugs* ausbedungen. Ausgeschlossen vom Frieden blieben die Reformierten und alle Sekten (Wiedertäufer). — Als man über diese Grundlage des Friedens, die sich ausdrücken läßt in der Formel cuius regio eius religio (wem das Land gehört, der bestimmt die Religion), einig war, erregte noch einmal heftigen Streit die Forderung der Altgläubigen, daß die *geistlichen Stände*, die in *Zukunft* der neuen Kirche beitreten würden, ihrer Würde und Einkünfte verlustig gehen sollten. Eine Reformation von Stiftslanden wäre damit unmöglich geworden, da eben nur der Landesherr reformieren konnte, hier aber der Landesherr in demselben Augenblick, wo er etwa übertrat, aufhörte Landesherr zu sein und einem katholischen Nachfolger Platz machte. Die Evangelischen widerstrebten deshalb dieser Forderung, die später als *Geistlicher Vorbehalt* (reservatum ecclesiasticum) bezeichnet wurde, und verlangten wenigstens, daß dann die protestantischen Untertanen geistlicher Landesherren Religionsfreiheit genießen sollten, eine Forderung, die wiederum die Katholiken nicht zugestehen wollten. Da eine Einigung nicht erzielt wurde, kam man schließlich zu dem Ausweg, daß der geistliche Vorbehalt nicht als Reichstagsbeschluß, wohl aber durch königliche Machtvollkommenheit in den Abschied aufgenommen wurde, und daß die Gewährung der evangelischen Gegenforderung zwar nicht in dem Abschied selbst, wohl aber durch besondere königliche „*Deklaration*" zugesichert wurde. So blieben unausgetragene Streitpunkte bestehen als Aussaat blutiger Kämpfe.

Geistlicher Vorbehalt und Ferdinandeische Deklaration

Der Augsburger Friede war keine endgültige Lösung der deutschen Frage; er ruhte auf einem Kompromiß und war hervorgegangen aus dem allgemeinen Bedürfnis nach Ruhe und Frieden. Trotzdem aber bezeichnet er einen großen Fortschritt, weil darin über religiöse Fragen Deutschlands von einem *deutschen Reichstag ohne Rücksicht auf Papst und Konzil im Sinne der Parität der Konfessionen* entschieden und der Friede nicht auf Zeit, sondern als *dauernd* verkündet wurde. Hierin liegt seine eigentliche Bedeutung; daß dabei nicht den Einzelnen Glaubensfreiheit, sondern den *Reichsständen* das später sogenannte ius reformandi, d. h. die Kirchenhoheit, zugesprochen wurde, und daß der Friede auf die Augsburger Konfessionsverwandten beschränkt blieb, das entsprach auch den Anschauungen der Protestanten und war die rechtliche Anerkennung der bisherigen tatsächlichen Entwicklung (§ 45); es bedeutete eine weitere *Förderung der Fürstenmacht* (Landeshoheit), die ja eben aus dem letzten Kriege siegreich hervorgegangen war. Je länger je mehr beruhte nun die Ordnung des Reichs, der Gang der Reichspolitik auf dem Einverständnis der Landesherren. — Der Friede brachte zunächst eine Periode ruhigen Gedeihens für Deutschland. Handel und Industrie nahmen einen mächtigen Aufschwung, der Wohlstand wuchs; es gewöhnten sich die Gegensätze daran nebeneinander zu bestehen, die religiös Getrennten friedlich untereinander zu wohnen. Auch in dem streitig gebliebenen Punkte fand sich ein tatsächliches Auskommen, indem in geistlichen Fürstentümern protestantische Verwalter gewählt wurden.

Bedeutung des Friedens a) für den Protestantismus und das Fürstentum

Alles in allem hatte der Protestantismus einen großen Erfolg errungen; wenn man aber bedenkt, daß damals nach der Schätzung eines venetianischen Staatsmannes (Badoëro) die Deutschen zu 7/10 dem Luthertum, zu 2/10 den Sekten und nur zu 1/10 dem Katholizismus angehörten, so kann man wohl auch mit Recht sagen, daß durch den Religionsfrieden der deutsche Katholizismus gerettet worden sei. Das Luthertum war eben im Volke selbst viel weiter verbreitet, als das Stimmenverhältnis der katholischen und protestantischen Reichsstände angab. Das hängt mit dem oft erwähnten demokratischen Charakter der Reformation zusammen; indem nun die Stände die Religion des Landes bestimmten, wurde der Untergang des Katholizismus verhindert. Günstig dafür war auch die Bestimmung, daß in den konfessionell gemischten Reichsstädten der jetzige Zustand erhalten bleiben sollte.

b) für den Katholizismus

§ 73. Karls Abdankung und Tod. Vergegenwärtigen wir uns nun nochmals Karls Ziele (§ 31) und vergleichen wir damit seine Erfolge.

Karls Ziele und Mißerfolg

Der Wiederherstellung der kaiserlichen Weltherrschaft und der davon unzertrennlichen Erhaltung der kirchlichen Einheit widmete er sein Leben; in den Dienst dieser mittelalterlichen Ideen stellte er seine diplomatische Gewandtheit, seine materielle Macht; ihnen strebte er mit

unermüdlicher Ausdauer nach. Aber der neue Geist des Individualismus im staatlichen und religiösen Leben (§ 1) war stärker als er: mit äußeren Machtmitteln allein läßt sich eben eine gewaltige geistige Bewegung nicht überwinden. Zudem geriet er immer wieder in die Schwierigkeit, daß die Weltherrschaftskämpfe ihm ein energisches Vorgehen gegen die religiös-nationale Bewegung des deutschen Volkes unmöglich machten und umgekehrt sein Gegensatz gegen die Reformation ihm die für seine auswärtige Politik so nötige militärische Kraft Deutschlands entzog, und in die weitere Schwierigkeit, daß er für seine kirchlichen Pläne die Mitwirkung des Papstes brauchte, dieser aber aus politischen Ursachen oft sein Gegner war und auf kirchlichem Gebiete wohl die Unterdrückung der Ketzer, nicht aber einen Ausgleich mit ihnen durch ein Konzil oder einen Reichstag wollte. So war des Kaisers Lebenswerk gescheitert: Frankreich behauptete sich als ebenbürtige Großmacht neben Spanien und hatte noch jüngst deutsche Reichslande erobert; die letzte, an die englische Heirat seines Sohnes geknüpfte Hoffnung erfüllte sich schon deshalb nicht, weil der ersehnte Enkel ausblieb; der weitaus größte Teil Ungarns war im Besitz der Ungläubigen; mächtiger als je zuvor erhob sich das deutsche Landesfürstentum auf Kosten der kaiserlichen Zentralgewalt, und der Augsburger Friede schuf den Ketzern eine gesicherte Rechtsstellung. Hätte Karl sich an die Spitze der deutschen Bewegung gestellt, so hätte er nicht bloß eine deutsche Nationalkirche begründen, sondern auch die Territorialgewalten dem Königtum unterwerfen können; aber dann hätte er den innersten Gehalt der deutschen Bewegung verstehen, auf die mittelalterliche Kaiseridee, die ihn zum Oberhaupt der Christenheit machte, verzichten und wirklich deutscher König werden müssen. Indem er sich der deutschen Bewegung widersetzte, hinderte er ihren vollen Sieg und zwang sie, Schutz zu suchen bei den territorialen Gewalten: dadurch wurde eine deutsche Nationalkirche unmöglich, zugleich aber die Macht der Territorialfürsten gesteigert und zu der staatlichen Zersplitterung die kirchliche gefügt.

Karls Thronentsagung

Auf ein verfehltes Leben blickte also der Mann zurück, dem als Jüngling von 19 Jahren ein Reich gehorchte wie keinem Könige vor ihm. Von dem Schlage des Jahres 1552 erholte er sich nicht wieder. Trübsinn und Schwermut, das Erbteil seiner unglücklichen Mutter (II, § 342), kamen über ihn; von körperlichen Leiden gebeugt, war der Fünfundfünfzigjährige ein lebensmüder Greis. So entschloß er sich, der Regierung und der Welt zu entsagen und in der stillen Zurückgezogenheit eines Klosters den Rest seiner Tage zu verbringen. **Neapel** und **Mailand** hatte er seinem Sohne **Philipp** schon bei dessen Vermählung überlassen; jetzt, bald nach dem Abschluß des Augsburger Friedens, berief er die niederländischen Stände nach Brüssel; krank und hinfällig, gestützt mit dem rechten Arm auf einen Stab, mit dem linken auf den Arm des jungen Wilhelm von Oranien (§ 127), trat er unter sie, entrollte in längerer Ansprache die Hauptmomente seines Lebens, erklärte sich für unfähig zur weiteren Verwaltung seines Amtes, bat für etwa geschehenes Unrecht um Verzeihung und übertrug seinem Sohne die Regierung der **Niederlande**; ihm selbst und den tief ergriffenen Anwesenden standen dabei die Tränen in den Augen. Wenige Monate später übergab er Philipp auch **Spanien** und die **Neue Welt**. Indem er die Niederlande mit Spanien verknüpfte, lockerte er nun den früher noch festgehaltenen (§ 67) Zusammenhang mit Deutschland. Nachdem er endlich noch die **deutsche Krone** niedergelegt hatte, begab er sich nach Spanien, wo er sich neben dem Kloster **San Yuste** in Estremadura eine Wohnung hatte errichten lassen. Hier lebte er noch zwei Jahre in stiller Zurückgezogenheit, mit mechanischen Arbeiten, Religionsübungen und frommen Betrachtungen beschäftigt, ohne jedoch die Angelegenheiten des Reiches aus den Augen zu verlieren oder sich der Einwirkung auf die Regierung zu begeben. Um sich mit dem Sterben vertraut zu machen, soll er nach einer alten, aber wenig verbürgten Überlieferung kurz vor seinem Hinscheiden sein eigenes Leichenbegängnis gefeiert haben. Er starb am 21. September 1558; bis zuletzt hielt er an den

Philipp II. 1554 — 25. Okt. 1555 — 5. Jan. 1556 — 7. Sept. 1556 — Karls Tod 21. Sept. 1558

Grundgedanken seines Lebens und Strebens fest: sie sind auch nicht mit ihm gestorben, sondern haben die Politik seiner spanischen Nachfolger noch ein Jahrhundert lang beherrscht.

Es wird erzählt, daß er in der Einsamkeit von San Yuste versucht habe, zwei Uhren in völlig gleichen Gang zu bringen und daß er beim Mißlingen dieses Versuchs gesagt habe: „Ich Tor, nicht einmal zwei Uhren kann ich in gleichen Gang bringen, und wollte es bei so vielen Völkern tun." Wäre das wahr, so wiese das darauf hin, daß ihm Zweifel an der Berechtigung seiner Ziele gekommen seien, aber die Erzählung ist Sage. Er hat vielmehr bedauert, Luthern in Worms das Geleit gehalten, ihn nicht wie Hus in Konstanz behandelt zu haben, und hat seinem Sohn stets die gewaltsame Unterdrückung der auch nach Spanien dringenden Ketzerei empfohlen.

Ferdinand I.

Die deutschen Besitzungen verblieben seinem Bruder Ferdinand I. Nach langen Verhandlungen wurde dieser von den Fürsten zum Kaiser gewählt; in der Wahlkapitulation verpflichtete er sich, den Religionsfrieden zu beobachten, den Landfrieden nach der erneuerten Kammergerichtsordnung zu handhaben und nie ohne den Rat und Willen der Stände zu regieren.

25. Febr. 1558

Sechstes Kapitel.

Die reformierte Kirche.

Wesen der romanischen Reformation

§ 74. Die Reformation in Frankreich und Calvins erstes Auftreten. Während der deutsche Protestantismus Luthers sich zwar Duldung erkämpfte, aber die starke Angriffskraft seiner ersten Jahre einbüßte, der deutsch-schweizerische Zwinglis nach der Kappeler Schlacht (§ 53) zum Stillstand kam, entstand auf romanischem Boden eine dritte Form der Reformation, die mit rücksichtsloser Entschiedenheit der alten Kirche entgegentrat und auf lange hinaus die eigentliche Trägerin des Kampfes gegen Rom wurde. Ihr Geburtsland ist Frankreich, die Stätte ihrer Ausbildung Genf. Es zeigt sich hierbei der Unterschied deutschen und romanischen Wesens: die durchaus persönliche innerliche Religiosität des deutschen Gemüts entsprach dem Autoritätsbedürfnis des romanischen Geistes nicht; erst eine Reformation, die an Stelle der gebrochenen Autorität der katholischen Kirche eine ähnlich unbedingte Norm setzte, konnte Boden in der romanischen Welt gewinnen. Nur den Anstoß empfing diese romanische Reformation von der deutschen, dann ging sie ihre eigenen Wege.

Luthertum in Frankreich

Da auch in Frankreich die Schäden der alten Kirche längst erkannt und gegeißelt worden waren und der Humanismus ein sehr reges geistiges Leben erweckt hatte (§ 89), fand dort auch die lutherische Bewegung Widerhall, jedoch nicht so sehr in der breiten Masse des Volkes, als in den geistig hochstehenden Kreisen. Groß war aber die Zahl der Anhänger nicht; es gehörten dazu u. a. die Schwester des Königs, die durch ihre eleganten Erzählungen berühmte Königin Margarete von Navarra (§ 96), ferner Wilhelm von Briçonnet, der Bischof von Meaux, der einen Kreis lutherisch Gesinnter, darunter Wilhelm Farel (§ 75), um sich scharte, und Louis de Berquin, der Übersetzer lutherischer Schriften. Franz I. hat die Protestanten mit Härte unterdrückt (§ 139), und das veranlaßte mehrere zur Auswanderung; der bedeutendste von diesen war Calvin.

Calvin geb. 10. Juli 1509 gest. 27. Mai 1564

Johann Calvin (Jean Cauvin), geboren am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie, besuchte in Paris das Kollegium Montaigu, wo wenige Jahre später auch Ignaz von Loyola (§ 109) den Grund zu seiner Bildung

legte, widmete sich darauf in Orleans und Bourges auf den Wunsch des Vaters erst der Theologie, dann der Jurisprudenz, beschäftigte sich aber daneben sehr viel mit humanistischen Studien. Hierbei wurde er Anhänger der Reformation Luthers, ohne dessen Seelenkämpfe durchzumachen. Um der Verfolgung zu entgehen, begab er sich Ende 1534 nach Straßburg und Anfang des nächsten Jahres nach Basel. Hier vollendete er sein grundlegendes Werk, die Institutio religionis Christianae (Unterricht der christlichen Religion), wandte sich aber, wohl aus Besorgnis vor neuer Verfolgung, kurz vor dessen Veröffentlichung nach Italien. Am Hofe der protestantisch gesinnten Herzogin Renata von Ferrara (§ 114), einer Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, fand er eine Zufluchtsstätte, mußte aber bald vor der Inquisition fliehen. Nach kurzem Aufenthalt in der Heimat wollte er nach Basel oder Straßburg gehen; auf der Reise dahin wurde er von Wilhelm Farel, der ihm mit dem Fluche Gottes drohte, wenn er den Genfer Protestanten nicht Beistand leisten würde, in Genf festgehalten: damit begann seine weltgeschichtliche Wirksamkeit.

1535 1536

Institution

Die Institution ist in den späteren Auflagen auf das Fünffache ihres Umfanges gewachsen, indes alle grundlegenden Gedanken finden sich schon in der ersten. Zunächst bestimmt zur Rechtfertigung der französischen Glaubensgenossen Calvins, enthielt sie den folgerichtigsten Angriff gegen die alte Kirche und wurde das kanonische Buch des Calvinismus, nach dem Ausdruck der Gegner der „Talmud der Ketzerei". Calvins Lehre ist von vornherein viel konsequenter, viel dogmatischer durchgebildet als die Luthers; im Mittelpunkte steht der augustinische (II, § 11), anfangs auch von Luther übernommene, aber dann nicht weitergebildete Gedanke der Prädestination, der nirgends mit solcher Schroffheit wie hier ausgesprochen ist. Wenn die Erlösung des Menschen nicht durch eigne Kraft, sondern durch die göttliche Gnade erfolgt, so muß der allmächtige und allwissende Gott die Menschen von Anfang an zur Seligkeit oder zur Verdammnis bestimmt haben. Wer zur Gnade berufen ist, kann nicht aus ihr fallen; wer zur Verdammnis erwählt ist, kann ihr nicht entgehen, was er auch tue. Der Mensch soll nicht über diesen Ratschluß Gottes grübeln, sondern so handeln, als ob er zur Gnade erwählt sei. Die Gemeinde besteht aus den von Gott zur Gnade Erwählten; da man diese nicht kennt, sind zunächst alle dazu zu rechnen, die sich dazu halten, aber es muß zugleich die strengste Zucht geübt werden, um Unwürdige auszustoßen. Diese Zucht übt die Gemeinde selbst durch ihre „Diener" (die Geistlichen). So steht hier der demokratische Grundsatz der Gemeindeautonomie im Gegensatz zu der landesherrlichen Leitung der lutherischen Kirche. Und während Luther auch den Gehorsam gegen jede rechtmäßige Obrigkeit predigt, erklärt Calvin, daß nur der Obrigkeit zu gehorchen sei, die nichts wider Gott gebiete. So bedroht er auch König Franz I., an den das Werk gerichtet war, mit der göttlichen Strafe, falls er sich nicht dem rechten Glauben zuwende.

Politische und religiöse Parteikämpfe in Genf

§ 75. Calvin in Genf. Als Calvin nach Genf kam, herrschten dort schon seit lange politische und religiöse Wirren. Wie an so vielen anderen Stellen, war auch hier das werdende Landesfürstentum und die werdende Stadtfreiheit (II, § 298) feindlich aufeinander gestoßen. Die ganz von savoyischem Gebiete umgebene Stadt stand im Mittelalter unter der Herrschaft ihres Bischofs. Die Herzöge von Savoyen aber strebten danach, sie ihrem Lande einzuverleiben; sie übten als „Vidomne" die Vogtei und erreichten es, daß im 15. Jahrhundert zumeist Mitglieder ihres Hauses zu Bischöfen erhoben wurden. Herzog Karl III. (1504—1553) schien die Einverleibung zu erreichen; mit Hilfe des Bischofs und einer ihm ergebenen Partei, den sogenannten „Mameluken", gelang es ihm, die Gegner gewaltsam niederzuwerfen. Indes die damit begründete Zwangsherrschaft war nicht von Dauer. Die geflohenen Freiheitsfreunde, deren Haupt Besanzon Hugues war, fanden Unterstützung bei Freiburg und Bern; die Mameluken unterlagen in Genf, setzten den Kampf zwar noch längere Zeit im Waadtland fort (dabei wurde der Genfer Geschichtschreiber Boni-

1519 1526

vard in dem berühmten Felsenschloß Chillon gefangen gesetzt), aber schließlich wurde das befreite Genf in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Die Partei, die dies Ziel erreicht hatte, wurde als die der „Hugenots“ bezeichnet, ein Name, der entweder aus „Eidgenots“ (so genannt wegen der Hinneigung zu den Eidgenossen) entstanden oder von dem Namen ihres Führers Hugues abzuleiten ist. — Bald gesellten sich nun religiöse Streitigkeiten zu den politischen. Wilhelm Farel, aus Gap im Dauphiné stammend, der schon vor Calvin aus Frankreich hatte weichen müssen (§ 74), war seit 1526 in der Schweiz als eifriger Vorkämpfer des Evangeliums aufgetreten. Mit oft derber, aber immer volkstümlicher Beredsamkeit predigte er auf Feld und Markt, auf Kanzel und Kirchhöfen und hatte in Neuenburg und im Waadtland große Erfolge. Er wurde dabei von Bern unterstützt, das mit der Reformation auch seine politische Macht im Gegensatz zu dem katholischen Freiburg ausbreiten wollte. Im Jahre 1532 kam er nach Genf und bewirkte hier den Sieg der Reformation; Freiburg kündigte deshalb das Burgrecht, Bern aber sandte Truppen, eroberte für sich das savoyische Waadtland und verjagte auch den Bischof von Lausanne. Für Genf war damit Freiheit und Reformation gesichert, aber noch fehlte den neuen Verhältnissen eine feste Ordnung.

1531

1534

1536

Calvin und Farel

Diese begründen zu helfen, dazu eben hielt Farel den gerade durchreisenden Calvin in Genf fest. Gemeinsam entwarfen sie nun ein Glaubensbekenntnis der Genfer Kirche, das jeder Bürger beschwören sollte, und forderten die strengste Sittenzucht. Das erregte Widerspruch bei den alten Genfer Familien, die die rücksichtslose Herrschaft der Fremden ungern ertrugen; und da auch Bern eine selbständige Kirchenordnung nicht wünschte, wurden beide Reformatoren aus Genf ausgewiesen. Farel ging nach Neuenburg, Calvin nach Straßburg und trat mit den deutschen Reformatoren, auch mit Melanchthon, in Verbindung. Unterdes regte sich in Genf die katholische und savoyische Partei: Reformation und Stadtfreiheit waren gefährdet. So wurde Calvin zurückgerufen und ordnete nun die Genfer Kirche durch seine von Rat und Bürgerschaft angenommenen „Ordonnanzen“, denen in den nächsten Jahren noch Einzelverordnungen folgten.

1538

1541

1542

Kirchenordnung in Genf

Die wichtigste von Calvin geschaffene Behörde war das Konsistorium, bestehend aus den 6 Hauptpfarrern der Stadt und 12 vom Kleinen Rate gewählten Laienältesten; in ihm wieder übte Calvin den maßgebenden Einfluß. Das Konsistorium sollte mit unnachsichtiger Strenge über die Rechtgläubigkeit und den Lebenswandel jedes Bürgers wachen, seine Mitglieder durften dazu bis in die Häuser eindringen. Jede Abweichung von der vorgeschriebenen Glaubensformel, jede Lässigkeit im Kirchenbesuch (täglich war Gottesdienst, Sonntags viermal) wurde bestraft; verboten waren nicht bloß sittliche Vergehen, nicht bloß der Luxus, sondern auch unschuldige Vergnügungen, wie Theater, Tanz und Familienfeste; es sollten sogar sämtliche Wirtshäuser geschlossen werden. Dabei wurde mit geradezu despotischer Strenge verfahren; man hat berechnet, daß in vier Jahren etwa der sechste Teil der Genfer Bürger verhaftet, der siebenunddreißigste verbannt oder hingerichtet worden sei.

Opposition gegen Calvin

Diese finstere Schreckensherrschaft fand ihre Hauptgegner in den alten Genfer Familien; sie verwarfen die Herrschaft der von Calvin herangezogenen Franzosen und erschienen als Anhänger der Freiheit (deshalb meist „Libertins“ genannt), vertraten auch die alte zwinglische Kirche. Um ihnen den Rückhalt an den Bernern zu entziehen, ging Calvin nach Zürich, vereinbarte dort mit den zwinglischen Theologen eine Abendmahls-

1549

formel (consensus Tigurinus § 76) und wurde nun das anerkannte Haupt der gesamten reformierten Kirche. Daheim aber errang er dann einen vollen Erfolg durch die Hinrichtung des Michael Servet, dessen sich die Libertiner angenommen hatten.

Servet

Dieser spanische Arzt und Humanist, vielleicht der Entdecker des Kreislaufes des Blutes, hatte die Trinitätslehre angegriffen und war von seinem Wohnsitz Vienne aus mit Calvin in schriftlichen Verkehr getreten. Calvin beging einen häßlichen Vertrauensbruch, indem er ihn auf Grund dieser Briefe der Inquisitionsbehörde von Lyon als Verfasser eines anonym erschienenen Buches, das seine von der katholischen Kirche abweichenden Ideen enthielt, anzeigte. Servet wurde eingekerkert, entfloh aber und kam auf der Durchreise nach Genf; hier wurde er auf Calvins Veranlassung festgenommen und schließlich nach einem folterreichen Prozeß als Ketzer verbrannt. Das durchaus verwerfliche Verfahren wurde von einem Teil der Reformatoren (auch von Melanchthon) gebilligt, von andern auch damals schon entschieden getadelt; 350 Jahre nach seinem Tode (im Jahre 1903) hat man Servet in Genf ein Sühnedenkmal gesetzt.

27. Okt. 1553

Calvins Sieg

Nach diesem großen Erfolge führte Calvin den letzten entscheidenden Schlag gegen seine Feinde unter Benutzung eines Straßentumultes, den wahrscheinlich seine Anhänger absichtlich hervorgerufen hatten, und den er zu einer großen Verschwörung aufbauschte. Durch Hinrichtungen der „Verschwörer" wurde ein solcher Schrecken verbreitet, daß mehrere Hundert altgenfer Familien die Stadt verließen; dafür zog dann Calvin zahlreiche Religionsflüchtlinge aus den Nachbarländern nach Genf. Nun war er bis zu seinem Tode unumschränkter Herr und machte Genf zum „protestantischen Rom". Aus der von seinem getreuen Freunde Theodor Beza (§ 76) geleiteten Genfer Lehranstalt gingen jene eifrigen Prediger hervor, die mit Gefahr des Lebens das Evangelium in die Fremde trugen; Calvin selbst unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel und wirkte als das anerkannte Oberhaupt der reformierten Kirche weit hinaus über die Grenzen der Stadt Genf.

1555

† 27. Mai 1564

§ 76. Der Calvinismus. Der Calvinismus unterscheidet sich vom Luthertum vor allem durch die scharfe Betonung des Autoritätsgedankens; deshalb eben ist er die romanische Form der Reformation geworden (§ 74). Die Prädestination negiert jede Freiheit des Menschen prinzipiell und beseitigt eigentlich auch seine sittliche Verantwortlichkeit. Aber eine solche Aufhebung der Moral widerspricht nun einmal dem sittlichen Gefühl des Menschen, würde auch jede menschliche Gemeinschaft unmöglich machen; und so fordert denn auch Calvin, daß jeder der Seligkeit nachstreben solle. Diese Forderung bleibt freilich eine Inkonsequenz; man wird nicht fehl gehen, wenn man in dieser Inkonsequenz eine Erklärung sieht für die rücksichtslose Strenge des calvinischen Sittengesetzes, für den Feuereifer, mit dem er die Sünde zu vertilgen suchte, ja jedes harmlose Vergnügen verfolgte, das zu einer Sünde führen konnte. Andererseits ist die Prädestinationslehre die Quelle jenes leidenschaftlichen Fanatismus, jener unbeugsamen Konsequenz, die den Calvinisten eignet, durch die sie ein Jahrhundert lang weit mehr als die Lutheraner den Kampf gegen die alte Kirche geführt haben. Der Calvinist, erfüllt von dem Bewußtsein, daß ihn nichts aus der ihm sichern Gnade ausschließen könne, hielt starr und schroff an seinen Grundsätzen fest und war jedem Kompromiß unzugänglich.

Prädestination

Sittengesetz

Konsequenz

Verfassung

Wie hier überall die Autorität unerschüttert gebot, so kam sie auch in der Verfassung zur Geltung. Prinzipiell wurde ja, wie gesagt, der demokratische Grundsatz der Gemeindeautonomie aufgestellt, auch im Gegensatz zu dem fürstlichen Kirchenregiment der deutschen Landeskirchen, und die Geistlichen galten als von der Gemeinde eingesetzt, als ihre „Diener": tatsächlich aber übten sie eine unumschränkte, eine geradezu despotische Gewalt. Beweis dafür ist die Stellung des Konsistoriums in Genf. Und dieser geistlichen Gewalt sollte sich auch die weltliche unterordnen: die vom Konsistorium verhängten

Stellung zum Staate

Urteile sollte der Rat der Stadt vollstrecken. Regierte die weltliche Gewalt im Geiste des Calvinismus, dann war man ihr Gehorsam schuldig; war das nicht der Fall, so hörte die Gehorsamspflicht auf, so war der Kampf geboten. Hier scheidet sich der Calvinismus wieder scharf vom Luthertum, das den Gehorsam, auch den leidenden, gegen jede rechtmäßige Obrigkeit (§ 48) fordert; hier verkündet er ähnliche Grundsätze wie der Jesuitismus (§ 111). In dieser Stellung zum Staat liegt eine der Ursachen, weshalb die *Kampfeskraft des Luthertums erlahmte, dagegen Calvinismus und Jesuitismus die eigentlichen Vorkämpfer* in dem hundertjährigen Weltkampf wurden (§ 108 ff). Die Verfassung und Staatslehre der calvinischen Kirche lehrt einmal wieder, daß die Demokratie nur so lange freiheitliche Forderungen erhebt, als sie nicht herrscht; gewinnt sie die Macht, so ist kein Regiment absolutistischer als das von ihr geschaffene.

Gottesbegriff

Die Eigenart des Calvinismus folgt im letzten Grunde aus seiner *Anschauung von Gott*. Während der Gott Luthers in erster Linie der barmherzige, den schwachen Menschen gnädige Gott ist, den sie lieben, ist der Calvins vor allem der herrschende Gott, der schwache Menschen überhaupt nicht will, der von vornherein das Menschenschicksal unwiderruflich bestimmt, der nicht geliebt, sondern gefürchtet wird. Seine Herrschaft und Ehre muß auf der Erde zur Geltung kommen; seinen Feinden gegenüber ist der Haß geboten. Dieser Gottesbegriff ist dem Alten Testament verwandt; und es ist kein Zufall, daß manches, z. B. auch die Vornamen, von dort übernommen wurde, daß die Calvinisten sich als die Auserwählten Gottes ansahen, berufen zum Kampf gegen seine Feinde. Auch von dieser Seite stellt sich der Calvinismus als die eigentliche Kampfesreligion dar.

Einzelbestimmungen

Von Einzelheiten aus Lehre und Verfassung des Calvinismus mag noch folgendes erwähnt werden. Als alleinige Norm gilt die Bibel; in ihr ist der Herrscherwille Gottes niedergelegt, und deshalb wird alles, was im Katholizismus ihr widerspricht (Messe, äußerlicher Gottesdienst usw.) unbedingt und schroff als Götzendienst verworfen. In den eigentlichen *Dogmen*, von der Prädestination abgesehen, unterscheidet sich Calvin nicht wesentlich von Zwingli und Luther; betreffs der Abendmahlslehre, dem Hauptstreitpunkte beider (§ 49), fand er eine vermittelnde, von den Zwinglianern angenommene (§ 75) Formel, wonach der Gläubige den Leib Christi wirklich genießt, aber durch Erhebung der Seele in den Himmel. Im *Kultus* geht Calvin wie Zwingli auf die apostolische Urzeit zurück und verfährt radikaler als Luther. Er verlangt die größte Einfachheit: Bilder und aller Kirchenschmuck, Orgeln, Kerzen und Kruzifixe werden beseitigt; der Gottesdienst besteht aus Gebet, Predigt und dem Gesang der von dem französischen Dichter Marot und von Beza übersetzten Psalmen (§ 96); besonders wichtig war die für die Erwachsenen bestimmte Erbauungsstunde (*Katechese*); außer dem streng gefeierten Sonntag gibt es keine kirchlichen Feste. Alles war ausschließlich auf den Verstand berechnet, jedes Phantasie und Gemüt packende Element fehlte im schroffen Gegensatz zum Katholizismus. Großer Wert wurde auf die Schule gelegt. Die *Verfassung* war wie gesagt im Prinzip demokratisch; in Genf wurden die Geistlichen von den übrigen Geistlichen gewählt und vom Rat und von der Gemeinde bestätigt; neben dem schon besprochenen Konsistorium gab es als gesetzgebende Gewalt noch die aus allen Geistlichen und Ältesten bestehende Synode. An anderen Orten ist der demokratische Gedanke mehr zur Geltung gekommen.

Beza 1519—1605

Nach Calvins Tode wurde *Theodor Beza* (eigentlich de Bèze) Oberhaupt der reformierten Kirche. Er entstammte einer burgundischen Adelsfamilie und hatte sich zuerst als Humanist betätigt, wurde 1549 Lehrer an der Akademie in Lausanne, 1559 in Genf und war der getreueste Anhänger Calvins. Wiederholt reiste er nach *Frankreich* und hat dort viel für die Verbreitung des Calvinismus getan. Neben Frankreich wurden die *Niederlande* und *Schottland* die Hauptstätten des Calvinismus; in England behauptete er sich nicht, doch verpflanzten ihn seine Anhänger von dort nach *Nordamerika*. Auch in Deutschland

Verbreitung des Calvinismus

gewann er viele Anhänger; eingeführt wurde er in der Pfalz und in Hessen; in Sachsen bewirkten calvinistische Neigungen sehr häßliche Maßnahmen der lutherischen Orthodoxie (§ 177).

Siebentes Kapitel.

England und Schottland. Die Begründung der anglikanischen und presbyterianischen Kirche.

A. England.

Eigenart der englischen Reformation

§ 77. Die Anfänge Heinrichs VIII., Loslösung der englischen Kirche von Rom. Eine eigenartige Entwickelung nahm die Reformation in England. Während sie in Deutschland ihren Ursprung im Volke hatte und dann von den Regierungen aufgenommen wurde, ging sie in England von der Krone aus. Die Möglichkeit dazu ergab sich aus den politischen und kirchlichen Zuständen des Landes. Dem Hause Tudor, das nach der schweren Zeit der Rosenkriege den englischen Thron bestieg, gelang es, eine Regierungsweise zu begründen, so selbstherrisch, wie sie weder vorher noch nachher in England geübt worden ist. Das ist nicht so zu verstehen, als ob die Könige die aus den inneren Kämpfen hervorgegangene Verfassung (II, 282) beseitigt, also etwa das Parlament aufgehoben hätten (daran hat keiner auch nur gedacht); aber sie vermochten diese Formen mit einem anderen Geiste zu erfüllen und sich gewisse von ihnen unabhängige Machtmittel zu schaffen.

Macht der Tudors

Das Parlament blieb bestehen und seine heiligen Rechte wurden theoretisch nicht in Frage gestellt, aber es fügte sich dem Willen der Herrscher. Der im Oberhause sitzende Adel war ja durch die Rosenkriege geschwächt, die Wahlen zum Unterhause aber vermochte die Regierung leicht zu beeinflussen. Dazu kam das allseitig aufs lebhafteste empfundene Bedürfnis nach Ruhe, und zudem bildete hier, wie überall in Westeuropa, das Bürgertum eine Stütze der königlichen Macht. Die Kirche aber war schon seit der nationalen Bewegung des 14. Jahrhunderts vom König abhängig (II, § 282, 306): als im Jahre 1390 die Annahme päpstlicher Provisionen bei schwerer Strafe verboten wurde, war die Besetzung der geistlichen Stellen dem Papste im wesentlichen entzogen; dazu war auch jede Appellation nach Rom untersagt. Die englische Kirche war mithin zu einer Landeskirche geworden, die Wahl der Bischöfe erfolgte durch die Domkapitel, ihre Bestätigung durch den König, und die sogenannten Konvokationen (Provinzialsynoden der Erzdiözesen Canterbury und York) waren landeskirchliche Versammlungen der Geistlichen. — Wir wissen bereits, wie erfolgreich der erste Tudor, Heinrich VII., die Gunst der Lage durch Nichtberufung des Parlaments, durch Errichtung der Sternkammer u. a. zur Mehrung der königlichen Macht benutzt hatte (II, § 360). Sein Sohn Heinrich VIII. ging auf dieser Bahn weiter und zeigte seine Herrscherwillkür vor allem auf kirchlichem Gebiet. Gewiß war trotz aller grausamen Verfolgungen (II, § 358) der wiclifitische Geist nicht untergegangen, dazu war der Humanismus nach England gedrungen und hatte seinen hervorragendsten Vertreter in Thomas Morus (§ 90), endlich hatte auch Luther Anhänger gefunden; indes das alles beschränkte sich auf kleine Kreise. Man konnte wohl von einer aus nationalem Empfinden entsprungenen antipäpstlichen und antiklerikalen Stimmung sprechen, aber eine große volkstümliche religiöse Bewegung gab es nicht: die englische Reformation ist in der Hauptsache das Werk der Krone.

1485—1509 (margin, at Heinrich VII.)

1480—1535 (margin, at Thomas Morus)

Heinrich VIII. 1509—1547

Scholastisch gebildet, bekämpfte Heinrich VIII. anfangs Luthers Ansichten mit einer Streitschrift über die sieben Sakramente (1522, § 46) und verfolgte dessen Anhänger, bis eine zunächst rein persönliche Angelegenheit zum Bruch mit Rom führte. Der frühe Tod zweier Söhne erregte dem Könige Gewissensskrupel über die Gültigkeit seiner Ehe mit Katharina von Aragon (einer Tante Karls V.), weil diese seines verstorbenen Bruders Frau gewesen war, und weckte Besorgnisse wegen eines Thronerben; dies und mehr noch das leidenschaftliche Verlangen des sinnlichen Fürsten, sich mit Anna Boleyn, der schönen und liebenswürdigen Hofdame seiner Gemahlin, zu vermählen, ließen den Wunsch einer Ehescheidung entstehen. Die politische Lage Europas schien ihn zu begünstigen. Das 1522 mit Karl V. geschlossene Bündnis (§ 41) war gelöst, weil eine Verstärkung der habsburgischen Übermacht doch nicht eigentlich im Interesse Englands lag. Kardinal Thomas Wolsey, Heinrichs allmächtiger Minister, bisher Vertreter des englisch-spanischen Bündnisses, jetzt aber auch persönlich von Karl verletzt, weil dieser ihm seine Unterstützung zur Erlangung der päpstlichen Würde zwar zugesichert, aber nicht gewährt hatte, bewirkte den Anschluß Englands an die Liga von Cognac (§ 42); deren Oberhaupt, der mit Karl verfeindete und bald von ihm hart bedrängte (§ 42) Papst Clemens VII. schien mithin im eigenen Interesse jenen Wunsch des englischen Königs erfüllen zu müssen. Indes ehe die deshalb angeknüpften Verhandlungen zum Abschluß gelangten, versöhnten sich Papst und Kaiser im Frieden zu Barcelona und bei der Zusammenkunft in Bologna (§ 42): wie Karl V. nun gegen die deutschen Protestanten energisch vorging (§ 48, 50), so verweigerte Clemens VII. die von Heinrich VIII. geforderte Ehescheidung.

Verhandlung über die Ehescheidung

1526

1529

Lossage von Rom

Da reifte bei diesem der Entschluß, durch eine Trennung von Rom die Möglichkeit der Scheidung zu erlangen. Der vielbeneidete Wolsey wurde entlassen († 1534); an seine Stelle traten Thomas Morus und, als dieser die neuen Wege nicht gehen wollte, Thomas Cromwell. Letzterer und der zum Erzbischof von Canterbury erhobene Thomas Cranmer wurden nun die Werkzeuge für Durchführung der kirchlichen Neuerungen. Der König nötigte die Konvokationen, ihn als Oberhaupt (supremum caput) der englischen Kirche zunächst unter Gott anzuerkennen und ließ dann, gestützt auf die Gutachten einiger Universitäten und gelehrten Körperschaften über die Unzulässigkeit seiner Ehe, durch Cranmer eigenmächtig die Ehescheidung vollziehen, nachdem er sich schon vorher mit Anna hatte trauen lassen. Als der Papst darauf mit Kirchenstrafen drohte, nahm das Parlament das Suprematsgesetz an, verlangte von allen Beamten und Geistlichen den Suprematseid und verbot jede fernere Geldzahlung nach Rom, jede Berufung an den Papst. So war durch die Staatsgewalten die Lostrennung von Rom vollzogen, doch ohne Änderung des Dogmas, der Zeremonien und hierarchischen Einrichtungen: an Stelle des Papstes war der König getreten.

1531/1532

23. Mai 1533

Jan. 1533

30. April 1534

§ 78. Heinrichs Willkürherrschaft. Es ist gesagt worden, daß die in Bologna dem Mediceer-Papste zugestandene Rückführung der Mediceer nach Florenz (§ 42) der katholischen Kirche den Verlust Englands gebracht habe. Sieht man nur auf den unmittelbaren Anlaß, so ist das nicht unrichtig; tiefer betrachtet aber entsprach dieser Abschluß der seit dem 14. Jahrhundert begonnenen landeskirchlichen Entwicklung (§ 77), er entsprach der antipäpstlichen Stimmung des englischen Volkes. Es erhob sich

nun die Frage, ob die englische Kirche auch darüber hinaus in protestantische Bahnen einlenken würde.

Protestantische Weiterentwicklung

Die Tendenz dazu war natürlich schon mit der Lossage von Rom gegeben; Cromwell und Cranmer wirkten in dieser Richtung, während es dem König zunächst nur darauf ankam, jede Opposition gegen die neue Ordnung zu brechen. So sandte er den Bischof Fisher von Rochester und den früheren Kanzler Thomas Morus, die die Ehescheidung und die Lossage von Rom mißbilligten, auf das Blutgerüst. Folgenschwerer war es, daß die in den Klöstern hervortretende Opposition zu dem von Cromwell veranlaßten Beschluß der Aufhebung der Klöster führte. Der König ging darauf auch deshalb ein, weil die Einziehung des Kirchenguts ihm bedeutenden materiellen Gewinn bringen mußte; und so wurden zunächst mehrere Hundert kleinere Klöster gewaltsam aufgelöst und damit dem Papismus Hauptstützpunkte entzogen. Zugleich hatte aber die protestantische Strömung den Erfolg, daß Heinrich die „zehn Artikel" anerkannte, in denen lutherische Glaubenssätze enthalten waren.

1535 — Aufhebung der Klöster 1536

Katholischer Gegenschlag

Da brach in Nordengland wegen der Klosterfrage ein von Mönchen geschürter Aufstand aus, die sogenannte „Pilgerfahrt der Gnade"; zugleich drohte ein Angriff des Schottenkönigs Jakobs V. (§ 83), auch veröffentlichte der Papst die schon lange beschlossene Bannbulle. Der König warf den Aufstand nieder und hob nun auch die größeren Klöster auf. Die reichen Klostergüter wurden der Krone überwiesen, teils auch an Adlige verliehen oder zu Wohltätigkeitszwecken verwandt. In Sachen des Glaubens aber lenkte der König unter dem Einfluß des Bischofs Gardiner von Winchester zu seinen scholastischen Anschauungen zurück. Er beschränkte den früher gestatteten Gebrauch der von dem flüchtigen Tindal übersetzten englischen Bibel und gebot durch die „sechs Artikel" bei Todesstrafe die Beobachtung des Zölibats, der Ohrenbeichte, der Mönchsgelübde (für die bisherigen Mönche), der Stillmessen, der Transsubstantiation und der Kelchentziehung. Und derselbe Herrscher, der aus Erbitterung gegen den papistisch gesinnten englischen Kardinal Reginald Pole dessen Verwandte (auch seine achtzigjährige Mutter, die letzte Plantagenet), hinrichten ließ, führte nun die sechs Artikel mit solch grausamer Härte gegen die Lutheraner durch, daß sie vom Volke als „Blutartikel" bezeichnet wurden. Auch Cromwell, der „Hammer der Mönche", wurde hingerichtet.

1539 — 1540

Die Ehen Heinrichs

Wie Heinrich so über den Glauben seines Volks und das Leben seiner Untertanen tyrannisch schaltete, so auch über das Schicksal seiner Frauen. Dabei wirkte seine jeweilige religiöse Haltung mit, mehr jedoch seine mit Sinnlichkeit gepaarte Despotenlaune, und hier zeigte sich diese in besonders widerwärtiger Form. Kaum war die verstoßene Katharina in der Klosterzelle den Kränkungen und Leiden erlegen, so wurde Anna Boleyn fälschlich der Untreue beschuldigt und nach einem schamlosen Prozeß auf Befehl ihres von einer neuen Liebe gefesselten Gatten im Tower enthauptet. Elf Tage darauf heiratete Heinrich die junge, sanfte Johanna Seymour; sie schenkte ihm den ersehnten Thronerben Eduard, starb jedoch elf Tage nach dessen Geburt. Darauf ließ sich Heinrich durch Zureden Cromwells, der eine Verbindung mit den deutschen Protestanten wünschte, und durch ein Porträt des Malers Holbein verleiten, um eine deutsche Fürstentochter, Anna von Cleve (§ 60), zu werben. Aber weder ihre Gestalt, noch ihr Wesen gefielen dem weibersüchtigen König; noch in dem Jahre, in dem die Ehe geschlossen war, wurde sie unter einem ganz nichtigen Vorwand wieder gelöst und zugleich ihr Vermittler Cromwell enthauptet (28. Juli). Das hing zusammen mit der wieder hervorgetretenen katholischen Richtung des Königs, und so vermählte er sich bald darauf mit der aus katholischem Hause stammenden Katharina Howard; da diese aber einem frühern Geliebten auch nach ihrer Vermählung gewogen blieb (so behauptete man wenigstens), büßte sie den Ehebruch auf dem Schafott. Daß Heinrichs sechste Gemahlin, Katharina Parr, nicht ein Opfer ihres Reformationseifers wurde und den König überlebte, verdankte sie nur der großen Klugheit, mit der sie den Gatten überzeugte, daß sie sich in allem seinem Willen füge.

8. Jan. 1536 — 19. Mai 1536 — 30. Mai 1536 — 23. Okt. 1537 — 6. Jan. 1540 — 9. Juli 1540 († 1557) — 8. Aug. 1540 — 13. Febr. 1542 — 12. Juli 1543 († 7. Sept. 1548)

Bedeutung der Lossage von Rom

§ 79. Ergebnisse der Regierung Heinrichs VIII.

So unsympathisch auch die Persönlichkeit Heinrichs VIII. erscheint: für England war seine

Regierung von höchster Bedeutung. Ihre wichtigsten Ergebnisse waren die Lossage von Rom und die Aufhebung aller Klöster. Jene war eine nationale Tat, sicherte dem englischen Volke eine einheitliche, von fremden Einflüssen unabhängige Kirche und hob die Stellung des nun auch in religiösen Dingen maßgebenden Königs. Diese schwächte durch das Ausscheiden der Äbte den geistlichen Einfluß im Oberhaus und verlieh der Krone durch die Einziehung der Kirchengüter bedeutende materielle Machtmittel. Gewiß sind viele dieser Güter an den Adel verschenkt worden und haben dessen durch die Rosenkriege geschwächte Kraft neu gefestigt, aber die Krone behielt doch noch genug übrig, um wichtige nationale Aufgaben zu erfüllen. Mit Eifer sorgte Heinrich für den Ausbau und die Befestigung der Häfen und für die Errichtung einer Kriegsflotte; auch Künstler, z. B. Holbein (§ 104), zog er an seinen Hof, förderte die Baukunst und gewährte den wissenschaftlichen Anstalten reiche Mittel.

Unzufriedenheit

Daß eine solch gewaltige Umwälzung, wie sie Heinrich VIII. herbeiführte, auch Unzufriedenheit weckte, ist selbstverständlich. Noch gab es, namentlich in Nordengland und unter den Bauern, Anhänger des Alten. Die Aufhebung der Klöster verletzte natürlich mancherlei Interessen, warf manche auf die Straße; die Art aber, wie der Umschwung vollzogen wurde, war nicht geeignet, die Mißstimmung zu mildern. Mönche und Nonnen wurden ja kaum vor Hunger geschützt, gegen die Schätze alter Kunst und Wissenschaft verfuhr man mit rohem Vandalismus, rücksichtslos wütete man gegen die bisherigen Stätten der Verehrung, beraubte z. B. auch das Grab Beckets (II, § 275). Bedenklicher aber war es, daß auch die wirtschaftliche Entwicklung dieselben Kreise des Volkes in eine tiefgehende Gärung versetzen mußte. Der Großgrundbesitz hatte hier wie überall die Tendenz, die freie Bauernschaft aufzusaugen; es geschah z. B. durch Einhegungen der alten Almende (II, § 13). Nun gewannen die Grundherren durch die Erwerbung von Klostergütern an wirtschaftlicher Kraft und benutzten sie zur Ausbreitung der Schafzucht, um immer größere Massen von Wolle, die ja schon lange der wichtigste Exportartikel des Landes war (II, § 360), zu produzieren. Für die Bauern war das verhängnisvoll, sagte man doch: „Die Schafe vertreiben die Menschen, die Weiden zerstören die Dörfer.“ So wuchs die Zahl der in ihrer Existenz Gefährdeten, der Bettler und Vagabunden, obgleich die Industrie, namentlich die Tuchfabrikation, und der Handel zunahmen.

Bauernschaft

Irland

Hatte die in den bäuerlichen Kreisen Englands herrschende Gärung wirtschaftliche Ursachen, so wurde die Bevölkerung Irlands hauptsächlich durch die kirchlichen Neuerungen aufgeregt. Heinrich wollte die Insel, von der damals eigentlich nur der Osten („die Mark“, the Pale) unter englischer Herrschaft stand, näher mit England verbinden. Diesem Zwecke diente auch die Einführung der neuen Kirchenordnung; die fast ganz unabhängigen irischen Häuptlinge wurden durch die Einziehung der Kirchengüter hierfür gewonnen, die große Masse des Volkes aber hielt am Katholizismus fest, und so trat hier zu der alten nationalen Feindschaft des Keltentums gegen England noch der religiöse Gegensatz.

Auswärtige Politik

So zeigt nicht nur die Person des Königs tiefe Schatten, sondern auch die innere Lage des Reiches; die auswärtige Politik aber, die verhältnismäßig zurücktrat, zeitigte mindestens keine nennenswerten Erfolge. In den großen Gegensatz zwischen Karl V. und Franz I. (§ 31) griff der König trotz seiner Bündnisse (§ 77) kaum merklich ein, und die über die Schotten errungenen Siege bei Flodden (II, § 361) und Solwaymoor (§ 83) brachten England seinem seit alters ersehnten Ziele, der Unterwerfung Schottlands (II, § 281, 282) nicht näher; der Vertrag, wonach die

junge Schottenkönigin Maria Stuart mit Heinrichs Sohn Eduard vermählt werden sollte, wurde von den Schotten nicht gehalten.

Ergebnis

Trotzdem und trotz der Schwierigkeiten im Innern bleibt doch die Tatsache bestehen, daß Heinrich VIII. durch die Lossage von Rom den nationalen Staat sehr gestärkt und den ersten Schritt auf der Bahn getan hat, auf der England als Vormacht des Protestantismus zu weltgeschichtlicher Größe aufsteigen sollte. Was er getan hatte, war allerdings noch unfertig; die schmale Mittellinie zwischen Papsttum und Protestantismus, die er befohlen hatte, war wohl kaum auf die Dauer einzuhalten: dazu griff die Leugnung des päpstlichen Supremats zu tief in das katholische System ein; sie trieb von selbst auch zur religiösen Reform.

28. Jan. 1547 Heinrich hielt an seinem System bis an seinen Tod fest; aber es ist doch bezeichnend, daß er, um sein Werk über seinen Tod hinaus zu sichern, als Räte seines Sohnes Männer bestimmte, die zum Protestantismus neigten, und daß er noch kurz vor seinem Tode den katholischen Herzog von Norfolk einkerkern und dessen Sohn, den Grafen Surrey, hinrichten ließ: er sah also im Papismus die größere Gefahr für sein System.

Eduard VI. 1547—1553

§ 80. Eduard VI. Die Begründung der anglikanischen Kirche.

Nach der von Heinrich festgesetzten Thronfolgeordnung sollte zuerst sein Sohn Eduard, dann seine Töchter Maria und Elisabeth (Stammbaum 3) folgen. Eduard VI. stand bei seines Vaters Tode erst im zehnten Jahre; schon von Heinrich war ein Regentschaftsrat bestellt worden, in dem Eduards mütterlicher Oheim, Eduard Seymour (Bruder der Johanna Seymour), Herzog von Somerset, und der Erzbischof Cranmer bald den größten Einfluß erlangten. Der erstere, zum Protektor von England erhoben, gewann allmählich die volle Regierungsgewalt und benutzte sie, um im Verein mit Cranmer und unter dem Einfluß auswärtiger Theologen (Martin Butzer [§ 28] wurde 1549 Professor in Cambridge) die Loslösung von Rom durch Einführung der protestantischen Lehre zu ergänzen. Während sich hier Parlament und Konvokation fügten, hatte er in seiner auswärtigen Politik keinen Erfolg. Sein Versuch, von Schottland die Erfüllung des Ehevertrags zwischen Eduard VI. und Maria Stuart mit Waffengewalt zu erzwingen, scheiterte trotz seines Sieges bei Pinkey: Maria wurde mit dem französischen Thronfolger verlobt (§ 83). Und nun entstanden schwere innere Wirren durch einen Aufstand, in dem sich die Unzufriedenheit über die kirchlichen Neuerungen mit der in der Bauernschaft herrschenden agrarischen Gärung (§ 79) verband. Somerset warf den Aufstand nieder, suchte aber die wirtschaftliche Not zu lindern, z. B. durch Beschränkung der Einhegungen. Das erbitterte den mächtigen Adel und führte zu Somersets Sturz auf Grund einer Anklage wegen Verhetzung des Volkes. Der neue Regent, Graf von Warwick, bald darauf zum Herzog von Northumberland erhoben, ließ ihn sogar hinrichten, hielt aber an seinen kirchlichen Bestrebungen fest und förderte noch entschiedener die protestantische Reformation, die auch durch zahlreiche, wegen des Interims (§ 67) fliehende Deutsche eine Stütze erhielt. So wurde unter beiden Regenten die anglikanische Hochkirche begründet. Die heftigsten Gegner, die Bischöfe Gardiner von Winchester und Bonner von London, wurden abgesetzt, im ganzen aber vollzog sich die Umwandlung ohne weitere Gewalttaten.

Somerset; 1547; 1550; Northumberland

Anglikanische Kirche

Unter Somerset wurden durch Parlamentsbeschluß die sechs Artikel aufgehoben, zugleich aber der König von neuem als Oberhaupt der Kirche aner-

kannt und die Einsetzung der Bischöfe an die Krone geknüpft. Durch Verbreitung der englischen Bibel, durch ein von Cranmer verfaßtes Predigt-(Homilien-) Buch und durch einen dem lutherischen nachgebildeten Katechismus wurde das Volk an die Landessprache in religiösen Dingen gewöhnt, bis das unter des Erzbischofs Leitung von mehreren Theologen ausgearbeitete und vom Parlament bestätigte allgemeine Gebet- und Ritualbuch (das noch heute gültige common prayer book) den liturgischen Teil des Gottesdienstes endgültig regelte. Die Kommunion unter beiderlei Gestalt verdrängte nunmehr die Messe; das Zölibat wurde aufgehoben. Unter Northumberland verfaßte Cranmer, von auswärtigen Theologen unterstützt, die „42 Artikel", ein Glaubensbekenntnis, das im ganzen lutherischen Charakter trägt, nur in der Abendmahlslehre sich an Calvin anschließt. Erhalten aber blieb die bischöfliche (Episkopal-) Verfassung und hierarchische Rangordnung des Klerus, das Dogma von der apostolischen Bischofsfolge, das mit der Bischofswürde verbundene Ordinationsrecht, der Gebrauch des farbigen Ornats beim Kultus und einige andere Zeremonien. Dadurch blieb der anglikanischen Hochkirche trotz Annahme der protestantischen Lehren und trotz Beseitigung der päpstlichen Hoheit doch noch eine Art Mittelstellung zwischen der römisch-katholischen und der protestantischen Kirche des Festlandes.

1549

1553

§ 81. Die katholische Reaktion unter Maria Tudor. Alles bisher Erreichte stand wieder in Frage, sobald nach des schwächlichen Eduard Tode die strengkatholische Maria, die Tochter der spanischen Katharina, zur Regierung kam. Um dies zu hindern und zugleich die englische Krone seinem Hause zu verschaffen, bestimmte Northumberland den todkranken Eduard zur Abänderung der Testamentsbestimmung seines Vaters: er schloß seine Schwestern Maria und Elisabeth, weil in ungültiger Ehe geboren, vom Throne aus und ernannte die mit Dudley, Northumberlands Sohn, vermählte Johanna Gray, eine Großnichte Heinrichs VIII. (Stammbaum 3), zu seiner Nachfolgerin. Dem entsprechend wurde diese bei Eduards Tode von ihrem Schwiegervater gegen ihren Willen zur Königin ausgerufen. Aber teils der Haß gegen den herrschsüchtigen Northumberland, teils die angestammte Ehrfurcht vor der gesetzmäßigen Erbfolge wirkten für Maria. Heer und Flotte fielen dieser zu, und schnell gewann sie den Thron. Northumberland starb auf dem Schafott, Johanna Gray und Dudley wurden in Haft genommen. Maria versprach zunächst religiöse Duldung, aber sie blieb dieser Zusage nicht treu. Erzogen im katholischen Glauben, für den ihre Mutter Katharina geduldet und sie selbst eine freudenlose Jugend verbracht hatte, hielt sie die Rückführung des Katholizismus für ihre heilige Pflicht.

Johanna Gray 9.–19. Juli 1553

Maria die Katholische (Blutige) 1553–1558

Gardiner und Bonner kehrten auf ihre Bischofssitze zurück, ersterer wurde zum Lordkanzler erhoben, Cranmer und andere protestantische Bischöfe kamen in Haft. Einen größeren Erfolg erreichte die Königin, als sie das Parlament bewog, die unter ihres Bruders Regierung eingeführte Kirchenordnung aufzuheben und zu der Heinrichs VIII. zurückzukehren. Ein Aufstand unter Thomas Wyatt wurde blutig niedergeworfen und nun auch Johanna Gray und ihr Gemahl hingerichtet; die hochgebildete Johanna, die in Platos Schriften ebenso belesen war wie in der Bibel, fiel im Alter von 18 Jahren als unschuldiges Opfer fremden Ehrgeizes. Sodann vollzog Maria ihre Vermählung mit Karls V. Sohne Philipp: diese den Engländern verhaßte Ehe, der letzte Lichtblick im Leben Karls V. (§ 72), sollte das katholische System stützen. Die Hauptschwierigkeit für seinen Sieg bestand noch in der Frage der Rückerstattung der eingezogenen Kirchengüter. Als der Papst die Zusicherung gab, daß sie dem Adel verbleiben sollten, wurde Kardinal

Katholische Reaktion

12. Febr. 1554

Juli 1554

Pole, der gelehrte Verfechter des päpstlichen Primats und Todfeind Heinrichs VIII. (§ 78), als päpstlicher Legat zugelassen, beschloß das Parlament die Unterordnung unter Rom. Nun wurden die Ketzergesetze erneuert, nun loderten wieder die Scheiterhaufen; auch Cranmer und seine eifrigsten Gefährten, Ridley nnd Latimer, starben in den Flammen, die Gesamtzahl der Opfer wird auf 288 angegeben. Dazu aber zogen Scharen von Flüchtigen über das Meer und suchten Schutz bei den Glaubensgenossen in Holland, Friesland, Deutschland (Straßburg und Frankfurt), Genf und der deutschen Schweiz. Schließlich wurde auch das der Krone verlichene Kirchengut zurückgegeben, und nur den Edelleuten das ihrige gelassen, damit sie nicht die ganze kirchliche Restauration hintertrieben.

1555

Maria selbst freilich wurde ihres Sieges nicht froh. Ihre Hoffnung, dem Lande einen katholischen Thronfolger zu geben, erfüllte sich nicht; ihr Gemahl zeigte ihr immer deutlicher seine Abneigung und verließ England; in dem Kriege gegen Frankreich, in den sie durch ihre spanische Heirat verwickelt wurde (§ 118), ging die wichtige Seestadt Calais, der letzte Rest der glorreichen Eroberungen des 15. Jahrhunderts (II, § 350), verloren. In Schwermut und Menschenhaß ist Maria gestorben. Ihr Schreckensregiment hat ihr den Beinamen der Blutigen zugezogen; der englische Protestantismus aber ist aus der grausamen Verfolgung nicht geschwächt, sondern gerade gestärkt hervorgegangen: in jenen Leidenstagen wurzelt der Haß der Engländer gegen das Papsttum.

17. Nov. 1558

Elisabeth 1558—1603

§ 82. Die Neugründung der anglikanischen Kirche. Die große Mehrheit des englischen Volkes war, wenn auch nicht protestantisch, so doch antipäpstlich gesinnt und begrüßte den Tod der Maria mit Freude, die Thronbesteigung ihrer Schwester Elisabeth mit Jubel. Als Tochter der unglücklichen Anna Boleyn (§ 78) vom Vater zeitweilig als illegitim behandelt, von der Schwester mit Argwohn beobachtet, hatte Elisabeth eine freudenleere Jugend verlebt, aber durch ernste Studien einen männlichen Geist gewonnen. Sie vermochte es, ihre Regierung zu einer der glanzvollsten der englischen Geschichte zu gestalten, trefflich beraten durch den großen Staatsmann William Cecil, der 1571 zum Lord Burleigh erhoben wurde (§ 150 ff.).

Den von der vorigen Regierung verschuldeten Verlust von Calais konnte Elisabeth nicht hindern, aber sie löste sich von dieser Politik, indem sie die Werbung Philipps II. ablehnte, ohne freilich mit ihm zu brechen (§ 151). Als dann der Papst nicht sie, die aus ungültiger Ehe entsprossen sei, sondern Maria Stuart als rechtmäßige Erbin des englischen Thrones bezeichnete (Stammbaum 3), da lenkte Elisabeth entschieden in antipäpstliche, wenn auch noch nicht in antispanische Bahnen ein. Im Einvernehmen mit dem Parlament wurden die Maßnahmen Marias aufgehoben, der Suprematseid von neuem verlangt und durch die Gleichförmigkeitsakte das etwas umgestaltete Common-Prayerbook wieder eingeführt; endlich wurde in den „39 Artikeln", zu denen die 42 Artikel Eduards VI. umgearbeitet wurden, das neue Glaubensbekenntnis aufgestellt. Eine Anzahl Geistliche, die sich nicht fügen wollten, verloren ihre Stellen, aber blutige Verfolgungen traten nicht ein. Damit war die anglikanische Kirche endgültig begründet; sie wurde 1560 auch in Irland wieder eingeführt, doch war der Erfolg nicht größer als früher: der Katholizismus bestand fast ungebrochen fort.

1558

B. Schottland.

Politische Lage Schottlands

§ 83. Jakob V. und der Sieg des französischen Einflusses. In Schottland stand am Anfang des 16. Jahrhunderts der ritterliche, aber im ganzen ungebildete Adel noch in ungebrochener Macht (II, § 361); er beherrschte noch, gestützt auf die alte Clanverfassung, unbedingt seine Untertanen und gab im Parlament den Ausschlag. Nur in den schottischen Niederlanden, in die eine angelsächsische Einwanderung erfolgt war (II, § 157), gab es einige Städte, aber ihre Vertreter hatten im Parlament kaum Einfluß. Das einzige Gegengewicht gegen den Adel bildete die Kirche, der fast die Hälfte des Grundbesitzes gehörte. Die Versuche der Stuartkönige, die große Macht des Adels zu beschränken, hatten zu schweren Kämpfen geführt, aber keine Erfolge gezeitigt. Für die auswärtige Politik war bisher maßgebend die alte Feindschaft gegen England, dessen Könige die Oberhoheit über Schottland erstrebt hatten, und die fast ebenso alte Freundschaft mit Frankreich (II, § 281, 282, 361).

Jakob V. 1513—1542

Jakob IV. hatte trotz seiner Vermählung mit der englischen Königstochter Margarete den Kampf gegen England fortgesetzt (II, § 361). Als aber nun die Krone auf seinen unmündigen Sohn Jakob V. überging, trat der von den Hamiltons geführten französischen Partei durch den Einfluß der Margarete eine englische entgegen; ihr gehörte die Familie Douglas an, deren Oberhaupt Archibald sich mit der Königin-Witwe vermählte. Nach langen Kämpfen führte der inzwischen mündig gesprochene König die französische Partei zum Siege und zwang die Douglas zur Flucht nach England, von wo sie erst nach 15 Jahren heimkehrten. (1528) Gestützt auf die hohe Geistlichkeit, an deren Spitze die Erzbischöfe von St. Andrews, James Beaton (1522—1539) und dann David Beaton (1539—1546), standen, suchte er die Macht des Adels zu schwächen; die Verbindung mit Frankreich knüpfte er noch enger, indem er sich mit Magdalene, der Tochter Franz' I., und nach deren frühem Tode mit Maria von Guise vermählte, deren Familie in Frankreich als Vorkämpferin des Katholizismus eine hervorragende Stellung gewinnen sollte (§ 140 ff.). Zugleich wuchs die Spannung mit England durch Heinrichs VIII. kirchliche Umwälzung; Jakobs V. Stellung wird dadurch gekennzeichnet, daß der Papst ihm ein geweihtes Schwert zum „heiligen Kriege" sandte; doch wurden die Schotten schließlich in der Schlacht bei Solwaymoor entscheidend geschlagen. (1542) Der Gram über diese Niederlage stürzte Jakob V. in ein frühes Grab. (14. Dez. 1542)

Maria Stuart geb. 8. Dez. 1542 1542—1567 gest. 16. Febr. 1587

Wenige Tage vor seinem Tode war ihm eine Tochter Maria Stuart geboren, auf die nun die Krone überging. Es ist begreiflich, daß Heinrich VIII. die günstige Lage auszunutzen suchte: er erzwang von dem Regenten, dem Herzog von Arran, einen Vertrag, worin die künftige Vermählung der jungen Königin mit dem englischen Thronerben Eduard versprochen wurde; zugleich wuchs seine Partei durch die Heimkehr der Douglas. Dazu kamen nun die religiösen Gegensätze.

Erste reformatorische Regungen

Schon unter Jakob V. waren die Gedanken der deutschen Reformation nach Schottland gedrungen und hatten Anhänger unter den Humanisten der Universität St. Andrews und bei dem über die Unsittlichkeit des Klerus empörten Volke gefunden. Die beiden Beaton suchten die Bewegung mit Gewalt niederzuwerfen; als erster Märtyrer des neuen Glaubens erlitt Patrick Hamilton den Flammentod, (1528) weitere Opfer folgten, zuletzt der hochverehrte Wanderprediger Georg Wishart. (1546) Aber die Reformation wurde nicht unterdrückt: Wisharts Tod zu rächen, ermordeten dessen Anhänger den Erzbischof Beaton in seinem Schloß. Von englischen Schiffen unterstützt, behaupteten sich die Mörder fünf Monate in St. Andrews gegen die Regentschaft und eine französische Kriegerschar; dann mußten sie sich ergeben und kamen als Kriegsgefangene auf französische Galeeren; unter ihnen war auch John Knox, der, früher Notar, zuerst in dem belagerten St. Andrews als Prediger aufgetreten war.

War das schon ein Erfolg der französisch-katholischen Partei, so siegte diese vollständig, als trotz des von Somerset unternommenen Feldzuges 1547 (§ 80) die englische Heirat endgültig aufgegeben und die sechsjährige Maria Stuart auf Veranlassung ihrer Mutter als Braut des französischen Dauphin 1548 (Franz II., § 140) nach Frankreich geschickt wurde: Schottland schien ganz in französisch-katholische Bahnen eingelenkt zu sein.

Maria Guise Regentin 1554—1560

§ 84. Der Sieg des Calvinismus. So blieb es, als an Stelle Arrans Maria von Guise die Regentschaft übernahm. Da sie aber, gestützt auf französische Hilfstruppen, bemüht war, die Krongewalt zu heben, machte sie sich unter dem Adel viele Feinde; und das kam der Reformation zustatten.

Knox geb 1505 gest. 1572

John Knox war 1549 von den französischen Galeeren entkommen, hatte unter Eduard VI. in England gewirkt und war beim Regierungsantritt der blutigen Maria nach Genf geflohen. Zuerst von Wishart für die Reformation gewonnen, geriet er nun ganz unter den Einfluß Calvins. Die Rücksichtslosigkeit und die unbeugsame Willenskraft des Genfer Reformators waren ihm geistesverwandt, und lebhaft ergriff er den Gedanken der Selbstbestimmung der Gemeinde. Deshalb geriet er in Frankfurt, wohin er als Prediger 1554 einer englischen Flüchtlingsgemeinde (§ 81) berufen war, mit den Vertretern des anglikanischen Systems in scharfen Konflikt; so kehrte er nochmals nach Genf zurück, begab sich 1555 dann aber in die schottische Heimat.

Wegen der Spannung mit dem Adel ließ ihn die Regentin gewähren: Knox predigte mit großem Erfolg, gewann für seine Ideen unter andern Mitgliedern des hohen Adels auch den Grafen Murray, einen natürlichen 1556 Sohn Jakobs V., und blieb, als er nochmals nach Genf ging, durch Sendschreiben in enger Beziehung mit seinen Anhängern. Inzwischen stieg die Erbitterung des nationalgesinnten Adels immer mehr, weil Schottland in Gefahr kam, ein Nebenland Frankreichs zu werden durch die Absicht der Regentin, den Gemahl ihrer Tochter auch zum König von Schottland zu machen. So wirkten auch nationale Motive mit beim 1557 Abschluß des ersten Adelsbundes (Covenant) zur Aufrichtung des Evangeliums; unter dem Schutz dieser „Kongregation Christi" bildeten sich Gemeinden nach Genfer Muster. Bald darauf eröffnete der Tod der englischen Maria der Maria Stuart nach katholischer Ansicht die Aussicht auf den englischen Thron (§ 82); diese wurde damit die Hauptperson in dem Kampfe der katholischen Welt gegen das protestantische England. Das war für die Regentin ein weiterer Grund, Schottland katholisch zu erhalten, und so trat sie im Verein mit dem Klerus den Lords der Kongregation energisch entgegen. Der Kampf verschärfte sich, als nun 1559 John Knox zurückkehrte und mit rücksichtsloser Kraft gegen die alte Kirche predigte. In einem Bildersturm wurden zahlreiche Kirchen und Klöster, darunter auch die prächtige Abtei Scone mit der alten Krönungsstätte der Könige, zerstört und zahlreiche Zeichen des „Götzendienstes" zertrümmert. Die Regentin, die sich eigentlich nur auf die französischen Hilfsvölker verlassen konnte, mußte die Hauptstadt räumen und wurde 21. Okt. 1559 von den Lords der Kongregation (den „geborenen Räten des Reichs") abgesetzt, da man nach den von Knox vertretenen Anschauungen Calvins einer „götzendienerischen Regierung" keinen Gehorsam schuldig sei; zugleich erlangten die Rebellen englische Unterstützung. Noch tobte der Bürgerkrieg, als 11. Juni 1560 der Tod der Regentin die Bahn zu einem Ausgleich freimachte. Die Verhandlungen der Schotten und Engländer mit den französischen Bevoll- 6. Juli 1560 mächtigten der Maria Stuart führten zu dem Edinburger Vertrag,

wonach den Kongregationisten völlige Amnestie, Abzug der französischen Truppen und Regelung der kirchlichen Verhältnisse durch das schottische Parlament, sowie Einsetzung eines aus zwölf Lords bestehenden Reichsrats zugestanden wurde, Maria Stuart und ihr Gemahl aber auf die englischen Kronansprüche verzichten sollten. Während Elisabeth das Abkommen genehmigte und ihre Truppen aus Schottland zurückzog, versagte das französische Königspaar dem von seinem Gesandten unterzeichneten Vertrage die Bestätigung und stellte damit den erzielten Frieden wieder in Frage.

Einführung des Calvinismus

1560

Das kraft dieses Vertrages zusammengetretene Parlament führte nun das von Knox verfaßte Glaubensbekenntnis, den Ritus und die Synodalverfassung der calvinischen Kirche ein; der alte „Götzendienst" wurde bei Strafe verboten, die Klöster aufgehoben und die geistlichen Güter dem Adel überlassen, so daß die Krone und die neue Kirche arm blieben. Es herrschte in ihr eine strenge Kirchenzucht und die größte Einfachheit, alle Gläubigen galten als gleich, die Prediger wurden von den Gemeinden gewählt, die höchste Gewalt sollte die Nationalsynode üben.

So siegte um dieselbe Zeit, wo sie in England triumphierte, auch in Schottland die Reformation, freilich in einer Form, die von der englischen wesentlich abwich: die später als presbyterianisch bezeichnete Kirche war begründet. Der in ihr herrschende demokratische Geist war von dem der anglikanischen Kirche sehr verschieden; dieser Gegensatz trat zunächst im Kampfe gegen den Katholizismus als den gemeinsamen Feind zurück, hat aber im 17. Jahrhundert die Geschichte Englands entscheidend beeinflußt.

Achtes Kapitel.

Skandinavien.

Politische Lage Dänemarks

§ 85. Christian II., der letzte Unionskönig. Die von der großen Königin Margarete 1397 gestiftete Kalmarische Union hatte im 15. Jahrhundert nicht zu einem wirklichen Aufschwung des dänischen Königtums geführt (II, § 369). Die Vereinigung der drei skandinavischen Reiche unter der dänischen Krone fand dafür zu lebhafte Gegnerschaft in Schweden, das unter seinen einheimischen Reichsverwesern so gut wie unabhängig wurde. Dazu kam die Übermacht des dänischen Klerus und Adels und die wirtschaftliche Vorherrschaft der Hanse.

1448

In der „Handfeste", die Christian I., der erste Oldenburger (II, § 369), bei seiner Erhebung beschwören mußte, war Dänemark als ein Wahlreich bezeichnet worden und die Regierung des Königs an die Zustimmung eines Reichsrats geknüpft; dazu war bei Verletzung der Handfeste sogar die eidliche Verpflichtung zur Empörung gegen den König vorgesehen. Dieser Übermacht des Adels entsprach hier wie überall die gedrückte Lage der Bürger und Bauern. Weiterhin war das Land wirschaftlich noch von der Hanse, d. h. in der Hauptsache von Lübeck, abhängig, wenn auch nicht mehr in dem Maße wie früher: die Hanseaten, die als Verbündete des schwedischen Reichsverwesers Svante Sture gegen König Johann gefochten hatten (II, § 369), mußten zwar im Frieden von Malmö die Öffnung des Sundes für die Niederländer zugestehen, aber das kam doch nicht eigentlich den Dänen (es fehlte hier eben ein leistungsfähiges Bürgertum), sondern wieder Fremden zugute; auch konnten die Hanseaten stets die schwedische Feindschaft gegen Dänemark zu eignem Vorteil benutzen.

1512

Christian II. 1513—1523

1. Festigung der Union

2. Steigerung der Königsmacht

3. Aufhebung der hanseatischen Vorrechte

Drei Punkte waren es also, bei denen ein tatkräftiger dänischer König einsetzen mußte; und das tat *Christian II.*, ein selbstbewußter, hochbegabter, sehr energischer, aber auch harter und hinterlistiger Fürst. Er strebte danach, *Schweden* enger an die dänische Krone zu fesseln, in Dänemark die *unumschränkte Königsmacht* durch Beseitigung der Vorrechte von Adel und Klerus zu begründen und durch die damit von selbst verbundene Begünstigung des Bürger- und Bauernstandes, sowie durch *Aufhebung der hanseatischen Handelsprivilegien* die wirtschaftliche Entwicklung des Landes zu fördern. Folgten diese Ziele schon aus seinem ehrgeizigen Herrschersinn, so wurde er in ihnen noch bestärkt durch den Einfluß der klugen und kenntnisreichen *Sigbritt Willums* aus Amsterdam, die hier Händlerin und dann in Bergen Schenkwirtin gewesen war. Sie verdankte ihren Einfluß ihrer Tochter, der Geliebten des Königs, deren im leichten Spott entstandener Name *Düweke* (Täubchen) ihren Charakter ehrt und der „in einem Zeitalter des Hasses keine Feder einen Tadel anzuhängen weiß, es müßte denn diese Liebe sein". Sigbritt, in der der demokratische Sinn der friesischen Bauern lebte, schürte des Königs Haß gegen den übermächtigen Adel, schilderte ihm aber auch die Blüte der niederländischen Städte und erregte in ihm den Wunsch, den dänischen eine gleiche Blüte zu schaffen. Dazu aber mußten sie von dem harten Druck der bevorrechtigten Stände und der Bevormundung der ja auch von den Niederländern gehaßten Hanse befreit werden. Sigbritts Einfluß wurde auch nicht gemindert, als Christian sich 1515 mit Isabella, einer Schwester Karls V., vermählte, denn diese, Niederländerin wie jene, schloß sich an dem fremden Hofe eng an die Landsmännin an; auch entsprach die Bekämpfung der Hanse den niederländischen Interessen Karls V. (§ 58). Verhängnisvoll für Christian II. wurde es, daß er bei Verfolgung seiner Ziele sich gleichzeitig seinen Adel und Klerus, die Schweden und Lübeck zu Feinden machte: an dem *Zusammenwirken dieser Gegner* ist er gescheitert.

Bruch mit dem Adel

Feldzug gegen Schweden

1518

Sept. 1520

8. Nov. 1520

Als die heißgeliebte Düweke 1517 vergiftet wurde, ließ Christian den angesehenen Edelmann Torban Oxe, den er als den Mörder betrachtete, durch ein mit zwölf Bauern besetztes Gericht verurteilen und dann enthaupten. Während er so mit seinem Adel brach, begann er den *Feldzug gegen Schweden*, aufgereizt auch von dem Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, den der Reichsverweser Sten Sture abgesetzt hatte. Der erste Feldzug mißlang in der Schlacht bei Brännkyrka; beim zweiten aber wurde Sten Sture besiegt und tödlich verwundet: Stockholm kapitulierte gegen Zusicherung der Amnestie, Christian wurde als König anerkannt. Da erklärte der rachsüchtige Gustav Trolle die Amnestie durch den päpstlichen Bann, der wegen der Absetzung des Erzbischofs über das Land verhängt war, für aufgehoben, und der König ließ sich zu dem entsetzlichen *Stockholmer Blutbad* hinreißen (II, § 369): in Stockholm wurden 94 der angesehensten Männer und im Lande noch 600 hingerichtet. Diese sinnlose Gewalttat entflammte die Schweden zu neuer Empörung, und bald erhoben sich nun auch in Dänemark des Königs Gegner. Durch seine bürger- und bauernfreundlichen Reformpläne beleidigte er den *Adel*, durch Begünstigung der Reformation kränkte er den *Klerus*; beide kündigten Christian den Gehorsam, und dazu unterstützte das durch Änderung des Sundzolles in seinen Rechten bedrohte *Lübeck* alle Feinde des Königs.

Christian wurde abgesetzt und floh ins Ausland; an seiner Stelle wurde sein Oheim Friedrich I., Herzog von Schleswig-Holstein, erhoben, aber nur für Dänemark und Norwegen: in Schweden siegte gleichzeitig die nationale Bewegung. 13. April 1523

§ 86. Die Gründung des neuen Königreichs Schweden. Gustav Erichson Wasa, der in der Schlacht bei Brännkyrka das schwedische Banner getragen hatte, war von Christian II. wider gegebenes Wort als Geisel nach Dänemark abgeführt worden, hatte jedoch nach etwa Jahresfrist Gelegenheit zur Flucht nach Lübeck gefunden und war hier durch Geld und Versprechungen zur Befreiung seines Vaterlandes aufgemuntert worden. So landete er auf einem Lübecker Kaufmannsschiffe an der heimatlichen Küste. Nach dem Stockholmer Blutbad, unter dessen Opfern auch sein Vater war, entging er durch eigene Entschlossenheit und durch die Treue seiner Landsleute den Verfolgungen Christians und fand nach unzähligen Gefahren und Abenteuern Schutz und Hilfe bei den rauhen Bewohnern von Dalarna, den Dalekarliern. Mit einer Schar abgehärteter Bauern eroberte er Falun; bald mehrten sich seine Anhänger, denn die Bluttat Christians hatte zwar Schrecken verbreitet, entflammte aber die patriotische Wut. So besiegte Gustav bei Westerås den dänischen Statthalter, bei Upsala den Erzbischof Trolle und besetzte beide Städte. Dann wandte er sich zur Belagerung Stockholms, des festesten Bollwerks der Dänenherrschaft. Der Herrentag von Wadstena ernannte ihn zum Reichsverweser, aber seine Lage war noch recht schwierig. Der Belagerungskrieg machte geringe Fortschritte; es fehlte an Kriegsmitteln, und die Lübecker unterstützten ihn wohl mit Schiffen, Truppen, Geschütz und Geld, ließen sich dafür aber große Pfandschaften und Handelsvorteile zusichern. Erst als Christian entthront war, räumte die dänische Besatzung Stockholm. Nun hielt Gustav Wasa, auf dem Reichstag von Strengnås zum König gewählt, seinen Einzug in Schwedens Hauptstadt. Fast alle Burgen und Festungen des Reiches öffneten ihm freiwillig die Tore, und zu Malmö wurde dann unter Vermittelung der Lübecker ein ewiger Friede zwischen Dänemark und Schweden geschlossen. Das Kalmarer Band war gelöst; Lübeck hatte dabei einen glänzenden Erfolg errungen: Friedrich I. und Gustav Wasa waren nur durch seine Hilfe auf den Thron gekommen, und beide hatten dafür der Hansestadt die Handelsherrschaft in ihren Reichen zugestehen müssen.

Gustav Wasa — 1518 — 31. Mai 1520 — Febr. 1521 — 24. Aug. 1521 — 1523 — 6. Juni 1523 — 23. Juni — 1524

§ 87. Gustav Wasa von Schweden, Reformation und Stärkung der Königsmacht. Der neue König, Gustav Wasa, empfand es schmerzlich genug, daß, wie er sagte, die drei edlen Kronen eine Kramware der Hanse geworden seien; aber ehe er daran gehen konnte, die lübische Bevormundung abzuschütteln, war es dringend geboten, seine Königsmacht durch eine Erhöhung der Kroneinkünfte zu stärken, deckten diese doch damals kaum den dritten Teil der nötigen Ausgaben. Von dem Adel, der seine Erhebung mit gewissem Neid betrachtete, ließ sich keine Hilfe erwarten, und der arme Bauernstand konnte nicht höher besteuert werden. Wurden aber die Güter der Kirche, in deren Besitz sich zwei Drittel des Grund und Bodens befand, eingezogen, so war alle Not gehoben und zugleich die Macht des Klerus, der zudem während des Freiheitskrieges auf dänischer Seite gestanden hatte, gebrochen. Möglich war das durch die Einführung

Gustav Wasa 1523—1560

der Reformation; Gustav entschloß sich dazu, ging aber dabei, um keine Volksbewegungen hervorzurufen, sehr bedächtig vor.

Reformation

Er duldete zunächst, daß die Brüder Olav und Lorenz Peterson, die zu Wittenberg studiert hatten und ähnlich wie Luther und Melanchthon einander ergänzten, das Evangelium nach lutherischer Auffassung erklärten, und ließ durch seinen Kanzler Lorenz Anderson die Heilige Schrift übersetzen. Nachdem so die Änderung vorbereitet und eine unter königlichem Schutze zu Upsala gehaltene Disputation die Begründung der evangelischen Lehre in der Schrift nachgewiesen hatte, wurden auf dem Reichstage zu Westerås, dem neben Adel und Klerus auch Abgeordnete des Bürger- und Bauernstandes anwohnten, die Kirchengüter zur Verfügung des Königs gestellt; die Edelleute wurden durch die Bestimmung gewonnen, daß sie gerichtlich alle Güter, die seit 1454 von ihren Familien in die Hände der Geistlichkeit gekommen waren, wieder an sich bringen dürften. Gestützt auf diesen Beschluß, ließ Gustav allmählich die Reformation im ganzen Lande einführen und erhielt den größten Teil der kirchlichen Einkünfte für die Krone; mit einem Teile der Glocken wurden die Schulden an die Lübecker abgetragen. Aufstände zugunsten der alten Kirche wurden gewaltsam unterdrückt; die Bischöfe, die nach langem Widerstreben die neue Ordnung anerkannten, blieben Reichsstände und Obere der Kirche, doch abhängig vom König und beschränkt durch Konsistorien. Die politische Macht des Klerus war gebrochen; in dem Adel freilich, dessen Reichtum durch die Reformation stieg, entstand dem Throne bald ein gefährlicher Gegner. Wenn auch nicht ganz so wie in England, war doch auch die schwedische Reformation in der Hauptsache ein Werk der Krone, ermöglicht durch die zwar nicht antikatholische, aber doch antipäpstliche Stimmung des Volkes und die Dänenfreundschaft des Klerus: sie war mithin eine nationale Tat. Nachdem Gustav so die neue Königsmacht befestigt, suchte er sein Land wirtschaftlich zu befreien. Dabei kam ihm die Niederlage Wullenwerbers (§ 58) zustatten: der König beseitigte nun die hohen Vorrechte der Lübecker und legte den Waren der Hanseaten einen Eingangszoll auf, entfesselte den schwedischen Handel, beförderte die einheimische Industrie durch Herbeiziehung fremder Handwerker und Künstler und schloß endlich einen vorteilhaften Handelsvertrag mit England und den Niederlanden. Gestützt wurde seine Stellung dem Auslande gegenüber durch die Schaffung eines stehenden Heeres von 15000 Mann und einer stattlichen Flotte. Es war nur eine wohlverdiente Anerkennung seiner Verdienste, daß der Reichstag von Westerås die Krone für erblich im Mannesstamme der Wasas erklärte.

1527 — Wirtschaftliche Maßregeln — 1536 — 1544 — 1544

Mit Recht wird Gustav Wasa noch heute in Schweden hoch gefeiert: er schuf das Schweden, das zur europäischen Großmacht aufsteigen sollte. Zunächst freilich erfüllte ihn der Charakter seines ältesten Sohnes Erich mit berechtigter Sorge für die Zukunft; deshalb bestimmte er, daß Erich zwar König werden, die jüngeren Brüder aber unter dessen Oberhoheit erbliche Herzogtümer erhalten sollten, und zwar Johann Finland, Magnus Ostgotland, Karl Södermanland: das drohende Unheil ist dadurch freilich nicht abgewandt worden.

Friedrich I. 1523—1533

§ 88. Reformation in Dänemark und Niederlage der Hanse.

Der vertriebene Dänenkönig Christian II. hatte bei den lutherischen Fürsten Deutschlands Hilfe gesucht; aber die wenigen Miettruppen, die er erhielt, vermochten nichts gegen Friedrich I., der eine stehende Miliz errichtet hatte und von den Hanseaten unterstützt wurde. Da trat Christian zur alten Kirche zurück, um von seinem Schwager Karl V. Hilfe zu erlangen. Friedrich gewährte nämlich der Reformation freien Eingang in Dänemark: durch den Prediger Hans Tausen, der in Wittenberg studiert hatte, wurde Wiborg Mittelpunkt der neuen Lehre. Nun hatte der König zwar bei seiner Erhebung durch die Wahlkapitulation die Vorrechte der

Bischöfe verbürgen müssen; aber gestützt auf die Stimmung des dem neuen Glauben geneigten Volkes erwirkte er auf dem Reichstag zu Odense, 1527 daß den Protestanten bürgerliche Gleichheit mit den Katholiken zugestanden, die Priesterehe erlaubt und die Unabhängigkeit der Bischofswahlen von Rom ausgesprochen wurde. Im Vertrauen auf die dadurch erregten Befürchtungen der dänischen Geistlichen und auf die Unzufriedenheit der altgläubigen Partei in Norwegen machte Christian II. von hier aus einen neuen Angriff auf Dänemark. 1532 Es hing das zusammen mit der protestantenfeindlichen Haltung, die der Kaiser nach der Krönung in Bologna auf dem Augsburger Reichstage gezeigt hatte (§ 50). Aber wie aus dem Kriege gegen die Schmalkaldner noch nichts wurde (§ 51), so erlag Christian dem mit den Schmalkaldnern und Franz I. von Frankreich verbündeten und durch eine lübische Flotte tatkräftig unterstützten Friedrich: Christian geriet in Gefangenschaft und wurde sechzehn Jahre auf Schloß Sonderburg in strenger Haft gehalten. Die Lübecker wurden für die geleistete Hilfe dadurch belohnt, daß den Niederländern der Verkehr mit Dänemark und Norwegen sowie die Fahrt durch den Sund verboten wurde.

Lange dauerte indes dieser Erfolg Lübecks nicht. Der Tod Friedrichs I. 10. April 1533 stürzte Dänemark in neue Wirren, da der Einfluß der Katholiken im Reichsrat stark genug war, die sofortige Wahl seines ältesten, protestantisch gesinnten Sohnes Christian zu hindern. Dieser fand jedoch Anerkennung beim Adel und suchte die Unterstützung Karls V. zu gewinnen; er trat deshalb mit den Niederländern in Verbindung. Das bedrohte Lübecks eben errungenen Erfolg, und so faßte dessen demokratischer Bürgermeister Jürgen Wullenweber den Plan, durch Eroberung der Küstenplätze die alte Herrschaft über die nordischen Reiche zu retten. Wir haben früher (§ 58) gesehen, welche Mittel er anwandte, welche Erfolge er erzielte, wie aber doch schließlich sein Unternehmen scheiterte: nicht der von Wullenweber proklamierte Gefangene von Sonderburg wurde König, sondern Christian III. Christian III. 1534–1559 Auch Gustav Wasa hatte ihn unterstützt, denn sein Sieg bedeutete für beide Reiche die Beschränkung der hanseatischen Herrschaft. Das Werk der Reformation hat nun Christian III. schnell vollendet.

Reformation Die an einem Tage verhafteten Bischöfe erkauften ihre Freiheit durch Verzichtleistung auf ihre Würde. Ein in Kopenhagen ohne Beiziehung der Geistlichkeit abgehaltener Reichstag vernichtete die politischen Rechte der Kirche, in 1536 deren Reichtümer sich die Krone und der Adel teilten. Bugenhagen errichtete eine Kirchenordnung in gänzlicher Abhängigkeit von der Regierung, aber mit Beibehaltung einiger Titularbischöfe. In Norwegen, das wegen der den Lübeckern gewährten Unterstützung seiner Selbständigkeit beraubt und zu einer dänischen Provinz gemacht wurde, wurde die neue Kirche trotz der Abneigung der Bauern friedlich begründet, nachdem der Erzbischof von Drontheim mit den 1537 Kirchenschätzen entflohen war; in Island fiel die katholische Partei mit den 1550 Waffen in der Hand.

Die kirchliche Haltung Christians III. bestärkte Karl V. in seiner Feindschaft gegen ihn, und so unterstützte er denn die Thronansprüche, die die Schwiegersöhne des gefangenen Königs, Friedrich II. von der Pfalz und Franz von Lothringen, erhoben. Die Besorgnis vor dem Kaiser bestimmte Christian III., sich mit Gustav Wasa auf einer Zusammenkunft 1541 in Brömsebro gut zu stellen, und mit dem Schmalkaldischen Bunde, Franz I. von Frankreich und Wilhelm von Kleve anzuknüpfen (§ 55). Um gegen Frankreich freie Hand zu bekommen, schloß nun Karl V. mit Christian den Frieden von Speier (§ 55, 60), in dem er seine 1544 Schützlinge preisgab, für die Niederlande aber den freien Ostseehandel erreichte. Zwei Jahre darauf entsagte Christian II. seinen Ansprüchen und wurde seitdem in milderer Haft 1546

Christian II. † 24. Jan. 1559 gehalten; 1559 ist er auf Schloß Kallundborg auf Seeland, wo er seit 1549 weilte, gestorben, einige Wochen nach dem Tode seines Gegners Christians III. — Die Herzogtümer Schleswig-Holstein teilte Christian III. 1544 mit seinen beiden Brüdern in der Weise, daß er selbst Christian III. † 1. Jan. 1559 Sonderburg behielt, Johann in Hadersleben, Adolf in Gottorp ihre Sitze nahmen (Stammbaum 5).

Neuntes Kapitel.

Literatur und Kunst (bis 1555).

A. Literatur.

1. Die europäische Renaissance.

Italien **§ 89. Der Humanismus in den romanischen Ländern.** Wegen der Bedeutung, die der Geist der Renaissance für den Beginn einer neuen Periode der Geschichte gehabt hat, ist er schon oben (§ 15) charakterisiert, sind die Anfänge des Humanismus in Italien und Deutschland bereits (§ 16—22) dargestellt worden. Daran knüpfen wir hier wieder an, um das Gesagte zu ergänzen und weiterzuführen. Italien ist das Geburtsland der neuen Geistesrichtung gewesen; Griechen waren ihre Geburtshelfer.

Neben dem bereits erwähnten Kardinal Bessarion (§ 16) aus Trapezunt behauptete Chalcondylas 1428—1511 sich ebenbürtig Demetrios Chalcondylas, der Lehrer Reuchlins und des Engländers Linacer (§ 90), auch Herausgeber des ersten Druckes von Homers Gedichten. — Ein Schützling Bessarions war Konstantinus Laskaris aus Konstantinopel, der die Prinzessin Konst. Laskaris † 1501 Sforza in Mailand mit dem Altertume bekannt machte. Der erste griechische Druck, eine Sprachlehre, war sein Werk. — Andreas Johannes Laskaris aus Rhyndakos lebte am A. J. Laskaris um 1445—1535 Hofe der Medici, dann bei Karl VIII. in Paris und ging als sein Gesandter nach Venedig, wo er eine Schule und eine griechische Druckerei errichtete. — Venedig war überhaupt der Hochsitz des Buchdruckes, der vor allem dem Hause der Manutius glänzende Fortschritte verdankte. Berühmt sind die Aldinen, Erstlingsausgaben klassischer Werke aus der Aldus Manutius d. Ä. 1450—1515 Druckerei von Aldus Manutius dem Älteren, der die besser leserliche Antiqua- und Kursivschrift einführte. Im Berufe wie in der wissenschaftlichen Arbeit folgten ihm Paulus Manutius 1512—1574 sein Sohn Paulus Manutius und sein Enkel Aldus Manutius der Jüngere. Doch gelang es diesem nicht mehr, das Unternehmen, aus dem innerhalb dreier Menschen- Aldus Manutius d. J. 1547—1597 alter gegen 1000 anerkannte Werke hervorgegangen waren, auf der Höhe zu erhalten. Er starb als Vorsteher der vatikanischen Druckerei in Rom. — Der vom älteren Manutius in Pietro Bembo 1470—1547 Venedig begründeten Akademie gehörte der hochgelehrte Petrus Bembus längere Zeit an. Er hatte Griechisch unter Konstantin Laskaris gelernt, verdankt aber seinen Ruhm wesentlich der ausgezeichneten Kenntnis und vollendeten Nachahmung des Lateins Ciceros. Als Mensch liebenswürdig, äußerst gewissenhaft in seiner Schriftstellerei, Dichter und Gelehrter zugleich, zählt dieser spätere Kardinal zu den charakteristischen Erscheinungen der Zeit. — Der um das Verständnis der naturwissenschaftlichen Schriften des Hippokrates, Aristoteles und Theophrast verdiente Arzt Julius Cäsar Scaliger, der Vater des berühmteren J. C. Scaliger 1484—1558 Joseph Justus Scaliger (§ 191,2), wanderte 1529 nach Frankreich aus, von wo Marcus Antonius Muretus 1554 nach Venedig, dann nach Rom übersiedelte, um besonders in der Muret 1526—1585 Tiberstadt eine vielseitige Lehrtätigkeit zu entfalten. Doch schufen ihm außer mehreren Klassikerausgaben hauptsächlich seine Reden und Briefe als Muster ciceronianischen Stiles einen Namen.

Die Gemeinschaft der Ziele dieser Humanisten führte zu engem Zusammenschlusse in gelehrten Verbänden und in Akademien (II, § 330), an denen zugleich die zuströmenden Gesinnungsgenossen aus der Fremde einen Rückhalt und für ihren Wissensdurst eine Schöpfstätte fanden.

Für die Zweckmäßigkeit dieser Anstalten spricht auch die ausgedehnte Nachahmung, die sie vornehmlich in Deutschland (§ 19), gelegentlich auch anderswo und in mannigfach veränderter Gestalt bei allen Kulturvölkern bis in die Gegenwart erfahren haben. Die ältesten Gesellschaften derart entstanden unter dem Schutze wissenschaftliebender Fürsten, wie die platonische Akademie in Florenz (II, § 330) am Hofe der Mediceer und die Academia

Pontaniana in Neapel unter Alfons V., oder am Sitze des Papsttums, so die Academia antiquaria für italienische Altertümer. Sie wurde unter Paul II. der Ketzerei verdächtigt, entsagte darum öffentlicher Wirksamkeit und ging schließlich 1550 ganz ein. Erst zu Benedikts XIV. Zeit erstand sie von neuem. Schon in diesen Kreisen war es nicht ohne Spiel und Tändelei mit altgriechischen und altrömischen Formen, Namen und Einrichtungen abgegangen. Je mehr nun die wissenschaftliche Richtung gegen die Pflege der Ästhetik und Dichtkunst zurücktrat, um so mehr bildete sich allmählich ein eigentümliches Klub- und Cliquenwesen zur Beherrschung des Geschmackes und der Literatur aus, an dem sich ganz Italien mit südlicher Leidenschaft beteiligte. Kläglich genug stand es freilich mit dem Witze der Italiener noch im Jahrhunderte Ariosts und Tassos. Das zeigen die unglaubliche Kleinmeisterei und die läppischen Scherze, die an diesen Pflegstätten der Kunst und Wissenschaft zu Hause waren. Schon die Namen geben einen Vorgeschmack. Neben den bedeutenderen Akademien Della Crusca in Florenz (II, § 330) und Dei Rozzi (der Ungeschlachten) in Siena, die von Leo X. zur Belebung des komischen Theaters nach Rom verlegt wurde, gab es „Hitzige“ in Bologna, „Ungestalte“ und „Wilde“ in Ravenna, „Verirrte“ in Faenza, „Eintönige“ und „Unsinnige“ in Perugia, „Stumpfe“ in Spoleto, „Betäubte“ in Urbino, und so hegte schließlich fast jedes Winkelstädtchen in seinem Mauerringe eine oder mehrere solcher Verbrüderungen, die einander in der Ehre eines sinnlosen und abgeschmackten Aushängeschildes nichts nachgaben.

Frankreich

Auch **Frankreich** nahm teil an der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften. Gelehrte, Dichter und Künstler kamen über die Alpen in die reichen, gebildeten Städte an der Seine, Loire und Rhone, wo sie mit offenen Armen aufgenommen und mit Geld und Ehren belohnt wurden. Leonardo da Vinci (§ 101), Benvenuto Cellini (§ 100) erfreuten sich der Gunst des Königs Franz I. (§ 139). Baumeister, Bildhauer und Maler waren in allen Städten beschäftigt. Sprachkenner, Ärzte und Rechtsgelehrte wie Laskaris, Scaliger, Alciati verbrachten einen Teil ihres Lebens in Frankreich und machten Schule. So wurde Gallien die gelehrige Tochter Italiens. Der Humanismus fand begeisterte Jünger, die den höchsten Lebenskreisen angehörten und sich der Huld des Fürsten und der Förderung durch den Adel rühmen durften. Die vier Brüder **Du Bellay**, deren einer den Kardinalshut erlangte, waren Kenner der griechischen Sprache und Literatur, die sie auf alle Weise zu verbreiten suchten. Wilhelm **Budäus** wurde wegen seiner umfassenden Kenntnisse selbst von Erasmus bewundert. Bald hatte Frankreich die gründlichsten Gelehrten aufzuweisen, wie in der Sprachenkunde Henricus **Stephanus**, Joseph **Scaliger** und Isaac **Casaubonus**, in der Rechtswissenschaft **Cujacius**, auf dem Felde der scholastisch-aristotelischen Philosophie **Ramée**, endlich in der Geschichte **Thuanus**.

Budäus 1467—1540

Guillaume **Budé** (Budäus), Geheimschreiber Ludwigs XII. und königlicher Bibliothekar, wurde durch seine wissenschaftlichen Werke eine Zierde der gelehrten Welt seines Vaterlandes. — Ein zweiter Pariser, Robertus **Stephanus** (Estienne), vergrößerte den Ruhm seiner vom Vater überkommenen Druckerei außer durch Sprachlehren und Bibeltexte besonders mit dem selbstverfaßten Thesaurus linguae latinae (Wortschatz der lateinischen Sprache), dem sein gelehrter und namhafterer Sohn und Nachfolger im Buchdrucke, Henricus **Stephanus** (§ 191,2), den nicht minder wertvollen Thesaurus linguae graecae (Wortschatz der griechischen Sprache) und eine lange Reihe klassischer Schriftwerke hinzufügte. — Josephus Justus **Scaliger**, der Sohn des erwähnten Arztes Scaliger, ist in Agen geboren. Auf längeren Bildungsreisen und durch ausgedehnte Studien, auch des Rechts unter Cujacius, erwarb er außerordentliche Kenntnisse, die er in zahlreichen Klassikerausgaben, Abhandlungen zur Münz- und Schriftenkunde, sowie für seine Inschriftensammlungen nutzbar machte. Sein Hauptwerk bleibt jedoch die Arbeit über die Zeitrechnung im Altertume, die für diesen Zweig der Forschung erst den zuverlässigen Grund legte. Daß in der Geschichte der Sprachwissenschaft von einem französischen Zeitraume gesprochen werden kann, ist wesentlich sein und des Isaac **Casaubonus** (§ 191,2) Verdienst. Professor in seiner Heimat Genf, folgte Casaubonus dem Rufe an französische Universitäten, schließlich nach Paris. Hier mußte Heinrich IV. den wegen seines Bekenntnisses Angefeindeten durch die Bestallung als königlicher Bibliothekar schützen. Nach des Königs Tode entwich Casaubonus nach London, wo er seine wissenschaftliche Schriftstellerei fortsetzte und sein Verständnis des Altertums, wie sein scharfsinniges Urteil weiterhin durch allgemein

Robertus Stephanus 1503—1559

Henricus Stephanus 1528—1598

J. J. Scaliger 1540—1609

Casaubonus 1559—1614

1610

Cujacius 1522—1590 anerkannte Werke bewährte. — Jacobus Cujacius (Jacques de Cujas), „die Perle der Rechtsgelehrten“, war gleich ausgezeichnet als Lehrer wie als Herausgeber römischer Rechtsbücher, durch die er zuerst dieses Studium auf quellenmäßige Grundlage stellte. — Petrus Ramus (de la Ramée), bedeutender Kenner der griechischen und mittelalterlichen Philosophie, machte sich durch seinen Kampf gegen die scholastische Handhabung der aristotelischen Logik mißliebig, erhielt aber trotzdem einen Lehrstuhl für Philosophie. Er wurde als Calvinist in der Bartholomäusnacht ermordet. — Über Thuanus vergl. § 191,3.

Ramus 1515—1572

Spanien

Wie tief der Humanismus in Spanien Wurzel gefaßt und welch herrliche Blüten er dort getrieben hatte, davon ist im Zusammenhange mit der spanischen Literatur bereits (II, § 345) gesprochen worden. Es war hauptsächlich der lernbegierigen Königin Isabella Verdienst, daß sich unter dem Einflusse italienischer Gelehrter, wie Peter Martyr und Marineo Siculo, die klassische Bildung und mit ihr ein freierer Geist auf der Pyrenäenhalbinsel einbürgerte, das Schulwesen geordnet wurde, die Universitäten zu neuem Glanze erstanden, Bibliotheken gegründet wurden und sich auf allen wissenschaftlichen Gebieten eine Regsamkeit entfaltete, die Spanien den übrigen Staaten des Abendlandes mindestens ebenbürtig erscheinen ließ. Gilt das in erster Linie von der gediegenen Geschichtsforschung eines Alfonso de Palencia, Fernando del Pulgar, Zurita und des „Spanischen Sallusts“ Mendoza, so hatten doch auch Namen wie Vergara, Nuñez de Guzman und vor allem Vives auch außerhalb der Landesgrenzen besten Klang.

England

§ 90. Der Humanismus in England und den Niederlanden.

In bedächtigem Schritte hielt die neue Lebensanschauung in dem durch Bürgerkriege zerrütteten und in Glaubensstreitigkeiten befangenen England ihren Einzug. Erst das Ende des 16. Jahrhunderts brachte hier die durchgreifende Umgestaltung des wissenschaftlichen Denkens, das einen nationalen Charakter gewann, sich dabei aber dem Humanismus einigermaßen entfremdete.

Caxton 1421—1491

Der erste Vermittler der klassischen Literatur war der gelehrte Drucker Caxton, der 1441 bis 1471 in Niederdeutschland seine Kunst gelernt hatte und nach der Heimkehr ins Vaterland in London die erste Druckerei errichtete; seine ersten Druckwerke hatte er selbst aus dem Französischen übersetzt. Seine Tätigkeit ergänzte gewissermaßen der Unterricht William Lilys an der Paulschule. Er hatte das Griechische auf Rhodos und Latein in Rom studiert. Überhaupt war Italien auch für die englischen Gelehrten und Geistlichen die Fundgrube des Wissens und der Stammsitz der neuen Geistesbildung. Dort erwarb man auch in alten Handschriften die Mittel zum Betriebe des Studiums der klassischen Sprachen. Mehr und mehr verdrängen nun Lateinschulen die scholastischen Lehranstalten; mehr und mehr gewinnt der Humanismus den Beifall der vornehmen Welt und des Hofes. Heinrich VIII. begünstigte die Sprachstudien. Der jugendlich schönen, edlen Johanna Gray (§ 81) wird klassische Bildung nachgerühmt; sie soll in Platos Schriften nicht weniger belesen gewesen sein als in der Bibel. Maria Stuart bezeugte ihre Achtung vor der alten Literatur durch fürsorgliche Freigebigkeit gegen die von puritanischer Engherzigkeit ausgeplünderten Bibliotheken. Elisabeth wie ihr Nachfolger Jakob I. gaben sich gern als Kenner des Altertums, von dem Henry Howard Graf von Surrey (§ 97) eine geläuterte Kunstanschauung abzuziehen suchte. Ausländische Humanisten, wie Peter Martyr (II, § 345), wurden um ihre Mitarbeit an der Kirchenverfassung angegangen. — Von englischen Humanisten hatte Thomas Linacer in Italien die Kenntnis der griechischen Sprache erworben, über die wie über Medizin er dann in Oxford las. Er stand als Leibarzt im königlichen Dienste; ebenso als Geheimer Siegelbewahrer Georg Buchanan. Unstät im Leben, das ihn mehrmals die Heimat mit Frankreich vertauschen ließ, sogar bis Portugal verschlug, unstet auch in seiner Gesinnung, blieb er nur seinem Eifer um die Kirchenverbesserung, der ihn schließlich dem Protestantismus zuführte, selbst als Lehrer der Maria Stuart treu. Seine Fertigkeit in lateinischer Verskunst und seine rechtswissenschaftlichen, geschichtlichen und philologischen Aufsätze stellen ihn in der gelehrten Welt seiner Zeit sehr hoch. — Der Kanzler Heinrichs VIII., Thomas Morus (More), steht nach Gesinnung und Geistesrichtung hart neben Erasmus. Wie dieser wurde Morus später ausgesprochener Gegner der Reformation. Und als er dem Könige im Kampfe wider das Papsttum nicht folgte, auch rechtliche Bedenken gegen die Scheidung Heinrichs von Katharina äußerte, verfiel er dem Beile des Henkers (§ 78). Morus war im Leben ein durchaus achtungswerter

Lily 1468—1552

Linacer 1460—1524

Buchanan 1506—1582

Morus 1480—1535

Mann, als Richter unbestechlich und den Tod ertrug er mit der Ruhe und Standhaftigkeit eines Weisen. Sein literarisches Andenken lebt fort in den geistreichen und sehr witzigen Utopia (Nirgendsheim), in denen die Gebrechen der Staaten und der Kirche durch die gegensätzliche Schilderung der verklärten Zustände in einem glücklichen Fabellande sehr anschaulich dargestellt werden. Er gab damit den Anstoß zu einer bis in die Gegenwart fortgesponnenen, phantastischen Erzählungsliteratur.

Bald brauste das puritanische Ungestüm verheerend über die jungen Saaten des Humanismus einher. Aller Welt drückte der religiöse Eifer nunmehr anstatt der Klassiker die Bibel in die Hand. Was bedurfte es auch zum Heile der Seelen anderes als die Heilige Schrift? Schonungslos wurden die mühselig gesammelten Bücherschätze vertilgt. Erschrocken barg sich die neue Wissenschaft in der Abgeschlossenheit der Universitäten.

In Cambridge besonders behauptete sich der Platonismus gegen die von Oxford gehegte Scholastik auch dann noch, als am Ende des 16. Jahrhunderts der bereits erwähnte Umschwung zum Nationalen eintrat. Dem gegenüber setzte indessen etwa 1690 eine hundertjährige Blütezeit der Philologie ein, die den Ehrennamen der englisch(-niederländischen) Periode trägt (§ 364,2).

Niederlande

Die Anfänge des niederländischen Humanismus sind in den Gelehrtenschulen von Groningen, Zwolle und Deventer zu suchen. Sie umfaßten im Grunde alle Zweige der Wissenschaft. Neben Mathematik und Naturkunde wurden bürgerliches Recht, Geschichte, Medizin gelehrt, auch Anatomie, die z. B. der später so namhafte Vesalius (§ 98,6) in Löwen studierte. Zum Studium der lateinischen Sprache trat der Unterricht im Griechischen neu hinzu, besonders durch Hegius (§ 19); selbst Hebräisch wurde getrieben.

Thomas a Kempis 1380 – 1471

Immer aber stellten sich diese Lehranstalten in bewußten Gegensatz zu den Klosterschulen, aus deren einer, der Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben in Deventer, der vielgefeierte Verfasser des Buches De imitatione Christi Thomas a Kempis (aus Kempten bei Köln), hervorgegangen war (II, § 305). Aus der großen Zahl kenntnisreicher und gelehrter Männer, die als Lehrer oder Schüler zu den humanistischen Anstalten in Beziehung standen, sind Hegius (aus Heek in Westfalen) ein hervorragender Methodiker, und der Friese Agricola bereits (§ 19) erwähnt. Dieser verdankte seine Kenntnis des Griechischen einem Aufenthalte in Italien; später trat er in die Dienste des kurpfälzischen Kanzlers von Dalberg (§ 19) in Worms und Heidelberg, wo er gleichzeitig Vorlesungen hielt. Ein ausgezeichneter Sprachenkenner, zeigte er sich in Übersetzungen alter Klassiker, in Reden und Briefen auch als Mann von Geist und Geschmack. Einen besonderen Ruf erwarb ihm die Neugestaltung der Logik.

2. Die deutsche Literatur.

§ 91. Der Kampf der deutschen Sprache mit dem Latein. Neuhochdeutsche Schriftsprache. In seltsamer Weise übt der geistige Aufschwung einen doppelten, in sich gegensätzlichen Einfluß auf die deutsche Sprache aus. Einerseits wird sie durch die lateinische Verskunst fast gänzlich aus der Dichtung und durch die Humanisten sogar beinahe aus dem Leben verdrängt; anderseits kommt mit der Reformation die Geburtsstunde der neuhochdeutschen Schriftsprache, die nun in allmählichem Fortschritte die Mundarten für immer von der Literatur ausschließt trotz einzelner Wiederbelebungsversuche bis in die Gegenwart.

Herrschaft des Latein

Den für unsere nationale Literatur verhängnisvollen Sieg der lateinischen Sprache entschied das Zusammentreffen mehrerer Umstände. Seit langem schon sprachen in ihr Bildung, Kirche und Wissenschaft, Recht und Politik, endlich auch die Schule fast ausschließlich. Was wollte es demgegenüber bedeuten, daß Karl der Große die alten deutschen Lieder vor vollständiger Vergessenheit zu bewahren versucht hatte (II, § 80). Bereits unter seinem frommen Nachfolger verschwindet jede Spur von ihnen (II, § 92). Auch die von Karl geplante deutsche Sprachlehre blieb ungeschrieben. Deutschgesinnte Klosterbrüder haben wohl, wie Hrabanus Maurus (II, § 100) in Fulda, die Bibel deutsch erklärt, und in Reichenau wurde im Beginne des 9. Jahrhunderts die deutsche Sprache an den Liedern der Heldensage gelehrt. Aber diese ehrlichen Bemühungen sind vereinzelt und nicht lebensfähig. Der sie fortsetzte, Notker Labeo (II, § 257), erwarb sich ebendadurch den Beinamen Teutonicus.

Hin und wieder zeigt das niedere Schulwesen in seinen kümmerlichen Formen als Privat- und Schreibschule Ansätze zur Pflege der Muttersprache. Auch die gelehrte Schule beginnt noch im 16. Jahrhunderte hier und da deutschen Unterricht zu erteilen. Selbst Humanisten wie Konrad Celtes und Peutinger (§ 19) haben sich Vaterlandsgefühl genug bewahrt, um das deutsche Altertum ihrer Beachtung zu würdigen. Aber sogar eine der glänzendsten Offenbarungen des deutschen Geistes, Leibniz (§ 364,1), schrieb Lateinisch und eher noch Französisch als in der Sprache seines Volkes. Erst sein Nachfolger Thomasius (§ 360) hat die ein Jahrtausend überdauernde Herrschaft der lateinischen Sprache in Deutschland auf wissenschaftlichem Gebiete gebrochen. — Die Befestigung und Ausbreitung des Machtbereichs der lateinischen Sprache erklären sich nicht allein aus der Unbeholfenheit des damaligen Deutsch. Zunächst bedurfte die gelehrte Welt zum Studium des eben entdeckten Altertums der Sprache Roms und zur werbenden Verallgemeinerung der frischgewonnenen Kenntnis einer herrlichen Vergangenheit eines allgemeinen Verständigungs- und Verkehrsmittels genau wie die Verkünder des neuen Glaubens und die Verteidiger der alten Kirche für ihre Zwecke. Der Humanismus verhalf aber dem Latein auch in der Dichtung zur Vorherrschaft. Diese Sprache hatten die schönheitstrunkenen Verehrer des klassischen Altertums in Italien vor der Landessprache bevorzugt. Ihrem Beispiele folgten ihre deutschen Schüler und lernten nun in unbefangener Empfänglichkeit die Nachahmung der Dichter Roms in der Sprache Roms als die Krone des Schaffens und als den Ausweis dichterischen Vermögens betrachten. Damals brach die Zeit an, in der alles, was in unserem Volke Anteil an dem neuen Geistesleben beanspruchte, in lateinischer Zunge redete, dichtete und schrieb; die nationale Poesie und Sprache stiegen hinab in die Niederungen des Lebens und Volkes, wo jene ein hausbürgerlich nüchternes Dasein fristete, diese, nicht befruchtet vom reichen Gedankengehalte der Zeit und in Mundarten gespalten, in Roheit beharrte.

Luthers Bibelübersetzung

Hier war Luthers Bibelübersetzung eine rettende Tat.

Am 22. September 1522 erschienen das Neue Testament und die fünf Bücher Mosis. Die tiefeingreifende Wirkung des Lutherwerkes für den Glaubenskampf ist hier nicht zu erörtern. Immerhin wird auch sie erst recht verständlich durch seine sprachliche Bedeutung. 17 Bibelübersetzungen lassen sich vor Luther nachweisen (II, § 268): seine Ausgabe war innerhalb zweier Monate vergriffen. Ähnlichen Erfolg hatte die 1534 gedruckte ganze Bibel. Aus der sklavischen, undeutschen Worttreue jener ersten Versuche sprach nichts zum deutschen Gemüte. Luther versenkte sich verständnisinnig in die Anschauungen und in die Ausdrucksweise unseres Volkes und schuf so mit seiner Übertragung der Bibel ein Kunstwerk und ein Sprachdenkmal, das den Markstein der neuhochdeutschen Entwicklungsstufe bezeichnet. Luther hat kein neues Deutsch erfunden und gemacht. Die Rücksicht auf Gemeinverständlichkeit ließ ihn vielmehr in der Sprache der Sächsischen (Meißner) Kanzlei (Regierung) das geeignete Mittel für seinen Zweck erkennen. Er selbst schreibt: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der allgemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der Sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland." Dieses aus Nord- und Süddeutschem zusammengeschweißte Kanzleisächsisch vermochte freilich erst ein Sprachgenie wie eben Luther zu der Anschaulichkeit, Kraft und Innigkeit der Bibelübersetzung zu entwickeln.

Meistersang

§ 92. Die Dichtung. Der Dichtkunst bot das durch religiöse und politische Fragen vollauf beschäftigte Deutschland keinen günstigen Boden. Das Volk hatte die Erbschaft der Geistlichen und Ritter angetreten (II, § 264 ff.). Dieser Anheimfall der Dichtung an ihren ersten Pfleger gelangte zum bezeichnenden Ausdrucke im Meistersange, der jetzt seinen gefeiertsten Vertreter in Hans Sachs fand.

Hans Sachs 1494—1576

Hans Sachs ist einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Dichter der regsamen Zeit, der alles dichterisch darzustellen wußte, was damals im deutschen Volke lebendig wirkte. Geboren in Nürnberg, dem Mittelpunkte des geistigen Verkehrs in jener Zeit, an dem Künstler wie Albrecht Dürer (§ 104) und Dichter wie Celtes (§ 19), Rosenplüt und Folz (II, § 266, 267) lebten, gebildete Patrizier wie Pirckheimer (§ 19) gelehrte und talentvolle Männer an sich zogen und unterstützten, Handel und Gewerbfleiß Wohlstand schufen und eine gute städtische Verfassung bürgerliche Freiheit und Selbständigkeit begründete, kann Hans Sachs als Vertreter des ruhigen, vaterlandliebenden und ehrsamen Bürgerstandes angesehen werden. Er war Volksdichter, mied aber die Gemeinheit der Gasse und den rohen Ton der herrschenden Literatur; er war ein Freund der Kirchenverbesserung und begrüßte schon

1523 in der Wittenbergisch Nachtigall Luthers Auftreten als den Anbruch eines neuen Tages, aber er stimmte nicht ein in das leidenschaftliche Gezeter der himmelstürmenden Neuerer und sprach in der Klagrede über Luthers Tod seine Mißbilligung aus über die Streitereien der Theologen und über die „Maulchristen“; er tadelte die Mißwirtschaft im Reiche, geißelte das Gebaren der Römlinge und Rechtsgelehrten, die Eintracht und Gemeinsinn untergrüben, strafte auch die Selbstsucht der oberen Stände als die Hauptquelle des Verfalles deutscher Macht (vgl. unten Satire), aber er schrieb keine geharnischten Reden und Aufrufe voll Feuer und Heftigkeit wie Hutten (§ 22) und verlor nie seine Stellung als bürgerlicher Dichter und Handwerker aus den Augen. Der Belehrung und Besserung seiner Standesgenossen gilt sein Streben vor allem. Er stellt eheliche Treue, Nächstenliebe und häusliche Tugend als Grundlagen jedes bürgerlichen Glückes dar; er eifert gegen Eigennutz, Neid und Selbstsucht als die Quellen alles Unheils und preist Einfachheit, Ruhe und Zufriedenheit als Gegensätze zur herrschenden Hoffart und Erwerbsucht. Als Fundstätten der Belehrung dienten ihm Übersetzungen alter Schriftsteller und die Bibel, deren Verständnis er dem Bürgerstande erschloß. In volkstümlichen Erzählungen legte er den Zeitgenossen die kräftigen Züge von Freundschaft, Vaterlandsliebe, Bürgertugend und Seelenadel der Griechen und Römer ans Herz und an die Geschichten und Gleichnisse der Bibel knüpfte er passende Lehren fürs Leben. — In seiner späteren Dichtung bildete Hans Sachs mehr die spaßhafte Gattung, Schwänke und Fastnachtspiele, aus und traf so sehr den richtigen Ton, daß er der ganzen folgenden Zeit Muster und Vorbild wurde. Seine zahlreichen Werke, von denen viele noch ungedruckt sind, setzen durch die Mannigfaltigkeit der Formen in Erstaunen. Die von ihm selbst in drei Foliobänden veranstaltete Ausgabe von 1558 bis 1561 enthält Erzählungen aus der Geschichte und Göttersage (über 480), biblische Erzählungen, Legenden und geistliche Betrachtungen (210), Fabeln und Schwänke (286), Psalmen, Meisterlieder, Gespräche, Anekdoten, Allegorien, vermischte Gedichte und endlich eine große Anzahl dramatischer Stücke, Tragödien (56), Komödien (68) und Fastnachtspiele (62).

Spätere Zeiten haben den Nürnberger Meister ganz vergessen, so daß erst Thomasius, dann Gottsched und zuletzt Goethe mit „Hans Sachsens poetischer Sendung“ sein Andenken erneuern zu müssen glaubten; anders seine Zeitgenossen. Gerade seinen Liedern auf den Kunst- und Zunftgenossen verdankt Adam Puschmann aus Görlitz die Namensdauer. Ein wackerer und einsichtsvoller Mann, wirkte er nach Kräften dem Verfalle der bürgerlichen Kunst mit dem „Gründlichen Berichte des deutschen Meistersanges“ entgegen. Diese Schrift ist noch heute eine beachtenswerte Quelle unserer Kenntnis dieser Dichtung. Zu gleicher Hochachtung für die Singschule und ihren größten Meister bekennt sich ein anderer Schüler Hans Sachsens, Georg Hager.

Puschmann 1532—1600

Zu einer gewissen Blüte gelangten zwei weitere Zweige der Dichtung, das Kirchenlied und die Satire, jenes eine Frucht der erneuten Innerlichkeit, diese als entsprechender Ausdruck der kampfeslustigen Zeit mit ihrer scharfen Richtung auf Angriff und Abwehr.

Kirchenlied

Im Kirchenliede erklingt die ganze Tonleiter der Empfindungen von sieghafter Zuversicht bis zur gottvertrauenden Hilflosigkeit, vom trotzigen Pochen auf den wahren Glauben bis zur zerknirschten Andacht. Immer aber verleiht die Wahrheit des Gefühles dieser Gattung im allgemeinen einen höheren, mitunter künstlerisch vollendeten Charakter. Luther ging auch hier voran. Bald hatte er die tiefreligiöse Bedeutung des Kirchengesanges für das menschliche Gemüt erkannt. Ihn machte er, selbst dichterisch und musikalisch beanlagt, zum wesentlichen Bestandteile des evangelischen Gottesdienstes. Er übersetzte ältere lateinische Hymnen, bearbeitete Psalmen und dichtete geistliche Lieder, für die er den gedrungenen Ausdruck des mehr im Süden heimischen Volksliedes beibehielt und leicht faßliche Singweisen teils erfand, teils den Hussiten entlehnte. (Vergl. hierzu § 190.) Nach Luthers Vorgange widmeten Scharen von Dichtern und Sängern dem geistlichen Liede ihre Kräfte; und während auf Reichstagen und in Religionsgesprächen über die neue Lehre gestritten wurde, führte das deutsche Kirchenlied mit seinen schlichten, ernsten Chorälen Tausende dem Evangelium zu. In Kirche und Haus, im stillen Kämmerlein und auf der lauten Gasse erschallten Psalmen und fromme Lieder. Ein neuer Volksgesang, nur jetzt religiösen Inhaltes, brach sich Bahn. Die ältesten und kräftigsten Lieder waren Ergüsse augenblicklicher Stimmung, Gelegenheitsgedichte, die in Ton und Haltung, ja nicht selten auch in der Melodie Volkslieder der Zeit nachahmten, wie „O Welt, ich muß dich lassen“, „Herzlich tut mich verlangen“, „Ach Gott vom Himmel, sieh darein“ u. a. m. Rein persönlichen Charakter tragen z. B. Luthers gewaltigstes Lied „Ein feste Burg“ und die Ge-

sänge Johann Friedrichs von Sachsen und Philipps von Hessen aus ihrer Gefangenschaft (§ 64, 65). Volksdichtung aber war das Kirchenlied durch die Teilnahme von Angehörigen aller Stände, von Soldaten, Handwerkern, Rechtsgelehrten und Fürsten. Der Norden war, weil protestantisch, bedeutend im Übergewichte. In einer Sammlung von Liederdichtern, die August Jakob Rambach in seine Anthologie aufnahm, stehen 98 Meißner und Thüringer, 49 Schlesier, 23 Preußen, 48 Niederdeutsche einem Bayern, 2 Schweizern, 5 Österreichern und 16 Schwaben gegenüber. Bereits 1524 erschienen in Wittenberg die ersten Gesangbücher, das sog. Olearische und ein anderes, zu dem Luther vier Lieder beisteuerte; es enthielt im ganzen 43 Gesänge. Unmittelbar folgten die Gesangbücher von Erfurt, Straßburg, Nürnberg, Breslau usf.

Rambach 1777–1851

Gesangbücher

Die ersten Pfleger der geistlichen Dichtung waren vorzugsweise protestantische Prediger wie Erasmus Alberus, in seinen lateinischen und deutschen Schriften und Gedichten ein eifernder Gegner aller Halbheit, Paul Speratus, der Verfasser des Liedes „Es ist das Heil uns kommen her", Nikolaus Decius (N. von Hof), dessen Namen „O Lamm Gottes unschuldig" und „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" nicht vergessen lassen, endlich der Übersetzer hussitischer Lieder, Michael Weiß. Laien, wie der „Schulhalter" Sebaldus Heyden, der 1523 Marienlieder umdichtete, und Hans Sachs mit eigenen Chorälen schlossen sich an. Anderseits mochten weder der Schweizer Reformator Zwingli noch der katholische Probst Michael Vehe mit dem „Neyen Gesangbüchlein" zurückstehen. — Mit der Zeit schied sich die feierlich-kirchliche Richtung von einer mehr weltlichen Gattung ab, als deren Vertreter Nikolaus Hermann, Kantor in Joachimsthal, und Ringwaldt gelten können. Beider Lieder, mehr für das Haus als die Kirche geeignete Aussprachen der menschlichen Empfindungen bei den Wechselfällen des Lebens, sind teilweise nicht frei von Nüchternheit, ja Hermanns Art erinnert wie Zwinglis Dichtungen gelegentlich an den Meistersang. Die andere, feierliche und darum beim Gottesdienste angewandte Gattung verblieb den Geistlichen und Gelehrten. Sie lehnte sich gern an die Psalmen an, deren schlichte Übertragung von dem Fabeldichter Burchard Waldis der späteren kunstvolleren Verdeutschung der Marotschen (§ 96) und Bezaschen französischen Psalmen von Ambrosius Lobwasser aus Schneeberg, einem Vorläufer Opitzens, nachstehen mußte.

Alberus um 1500–1553

Speratus 1484–1551

Decius †1541

Weiß † 1540

Hermann † 1561.

Ringwald 1530–1600

Waldis 1490–1556?

Lobwasser 1515–1585

Satire

Der andere Zweig der Dichtung ist die Satire.

Außer den Bd. II, § 266 besprochenen Dichtern sind hier feder- und versgewandte Angehörige aller Stände, Bekenntnisse und politischen Parteien beteiligt. Eine Gliederung der umfangreichen Literatur ist kaum möglich: so unentwirrbar laufen staatliche, kirchliche und soziale Fragen in allen möglichen Formen der Darstellung oft bei ein- und demselben Schriftsteller durcheinander. Was immer Verstand oder Gemüt der Kinder dieser stürmischen Zeit bewegte, alles, was heute in leicht zugänglicher Fassung durch die Zeitungen zum Austrage gebracht wird, kam durch Flugblätter, Kampfschriften, Volkslieder, auch bereits durch die Bühne (II, § 267) in die weiteste Öffentlichkeit. Luther, der dem Protestantismus sein begeisterndes Trutzlied sang, schützte mit den Schriften Von der Freiheit eines Christenmenschen (§ 29) und Wider die räuberischen und mörderischen Bauern (§ 40) die reine Lehre gegen den Mißbrauch rasender Toren und wider die Verdächtigung durch gehässige Feinde, während Wider Hans Worst dem Herzoge Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel galt (§ 60). — Hutten rächte mit den Klagreden den Mord an seinem Verwandten (§ 56) und suchte in der Klag und Vermahnung und in den Anschauenden (§ 22) dem Volke die Augen zu öffnen über eigene Schuld und fremde Untat. Spöttisch widmete er seine Ausgabe der Schrift des Laurentius Valla (§ 16), der die Schenkung Konstantins als Fälschung erwies, dem Papste Leo X. Endlich gab ihm der Streit Reuchlins mit Pfefferkorn Anlaß zu den Epistolae obscurorum virorum (§ 21). — Für Vaterland, Glauben und Recht trat Hans Sachs allezeit auf den Plan. Für das Reich warb sein Aufruf Wider den blutdürstigen Türken, und gegen Albrecht Alcibiades (§ 71) verfocht er seiner Vaterstadt Sache mit heftigen Anklagen. Bitteren Hohn atmet sein Schwank Von dem frommen Adel. Als bibelfester Gegner der bauchdienerischen Geistlichkeit erscheint er in den vier Dialogen. Und wie er Luthern in schwungvollen Versen als „Wittenbergisch Nachtigall" begrüßte, so widmet er ihm zuletzt die für seine Anhänger trost- und verheißungsvolle Grabrede. — Demgegenüber verzerrte die streitbare Theologie die Bilder der Gegner ins Niedere, ja Gemeine. Auf des fehdesüchtigen Murner (II, § 267) Angriffe antwortete aus dem protestantischen Lager ein Ungenannter mit dem Karsthans (Bezeichnung des Bauernstandes, von Karst = Hacke). Hiergegen wandte sich wiederum Murner mit der giftigen Satire Vom großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat. Dafür zahlte ihm das witzige Spottgedicht Novella heim, wahrschein-

Luther

Hutten

H. Sachs

Murner

lich ein Werk des Pamphilus Gengenbach in Basel, der von jeher in seinen Fastnachtspielen, besonders im Rollhart (eine Art Bettelmönche) aus seiner Abneigung gegen das Pfaffentum kein Hehl gemacht hatte, das ein anderer Schweizer Manuel (II, § 267) wegen der einträglichen Totenmessen als Totenfresser verhöhnte. Gengenbach † um 1523

Das Schauspiel wurde überhaupt zur beliebtesten Waffe im Meinungskampfe, der nur zu oft mit einer auch für diese derbe Zeit unbegreiflichen Rohheit geführt wurde. Schauspiel

So verlästerte Simon Lemnius Luthers Eheleben; seiner Monachopornomachia (Mönchshurenkrieg) gegenüber erscheint Willibald Pirkheimers (§ 19) lateinischer, doch ganz volkstümlicher Schwank Eckius dedolatus (der abgehobelte Eck) noch maßvoll (§ 28). Lemnius † 1550

Endlich dient den Angriffen auf Ablaß, Geistlichkeit und Papst auch die Fabel. Fabel

Solche Zwecke verfolgt z. B. der leidenschaftliche Superintendent von Neubrandenburg, Erasmus Alberus, gelegentlich auch der Esopus, Gantz Neugemacht und in Reimen gefaßt von Burchard Waldis; doch überwiegt die allgemein lehrhafte Absicht in seinen Fabeln, von denen sich nicht wenige in späteren Umarbeitungen bis heute erhalten haben, wie Der Kaiser und der Abt, Johann der muntere Seifensieder. Daneben regnete es förmlich Spottschriften in deutscher und lateinischer Sprache auf Geistliche, Fürsten und Adel. Neben den Gelehrten machte sich der Mann aus dem Volke, der „Karsthans" vernehmlich, und die Angegriffenen blieben die Antwort nicht schuldig. Der Triumphus Veneris von Heinrich Bebel deutet schon im Titel an, bei welcher Schwäche der vaterländisch gesinnte Verfasser die Geistlichkeit faßt, die auch in den Facetiae, derben Schwänken aus dem niederen Volksleben, dem Spotte preisgegeben wird. Wie er wandten sich Geiler (II, § 267) und der erwähnte Murner in der Sattelnahrung gegen ihre geistlichen Standesgenossen und gegen den Adel, gleich scharf aber in der Narrenbeschwörung gegen die aufrührerischen Bauern. Denn diese, der „Bundschuh" oder „Arme Konrad" (kôn rat = kein Rat, Hilfe), wie sie sich selbst genannt hatten (§ 32), waren überhaupt Gegenstand erbitterten Hasses, der sich auf Luther als den angeblichen Urheber des späteren Aufstandes (§ 38) übertrug. Alberus Waldis Bebel 1472—1518?

Umgekehrt setzte wohl das Volkslied des Kaisers und des Papstes Sache in eins und verstieg sich selbst bis zu landesverräterischen Drohungen. Volkslied

Auf dramatischem Gebiete lebten Mysterium (II, § 267) und Fastnachtspiel (II., § 267) weiter. Schauspiel

Jenes fand auch in protestantischen Kreisen Beifall und absichtsvolle Verwendung im Dienste der neuen Lehre, während das volkstümliche Bühnenstück in all seinen Abarten durch Hans Sachs auf seinen Höhepunkt gehoben wurde. Er hielt sich nicht mehr allein an religiöse Gegenstände, sondern zog die alte Geschichte und Göttersage, mittelalterliche Sagen und Erzählungen, kurz den ganzen Stoff, den Leben und Geschichte boten, in seine dramatische Dichtung hinein. An Volkstümlichkeit gab das verweltlichte geistliche Spiel oder Schuldrama dem Fastnachtspiele kaum etwas nach. Dagegen erwuchs eine gelehrte Dichtung aus der Bekanntschaft des Humanismus mit den Lustspielen des Plautus und besonders des Terenz, der wegen Form und Inhalt seiner Stücke auch von den Reformatoren für die Zwecke der Erziehung warm empfohlen wurde. Bald setzten Humanisten wie Bebel, Reuchlin, Konrad Celtes (§ 19), Nikodemus Frischlin und andere bereits erwähnte Gelehrte eigene Stücke in Terenzens Art und Sprache an Stelle des Vorbildes. Diese nachahmende Dichtung hatte vor dem Volksstücke Regelmäßigkeit, Ordnung und vollkommenere Technik voraus. Allmählich fügte sie sich auch dem Zuge der Zeit zur Gemeinverständlichkeit. Zuerst wurden Lustspiele des Terenz verdeutscht. Dann entschlossen sich gelehrte Dichter wie Luthers Hausgenosse, der Österreicher Paul Rebhun, in der Susanna und in der Hochzeit zu Kana, zum Gebrauche der Muttersprache in eigenen Stücken, ohne darum die Errungenschaften der neuen Kunstschule preiszugeben. Schuldrama Frischlin 1547—1590 Rebhun † 1546

§ 93. Die Prosa. Als Schöpfer der neuhochdeutschen Prosa darf Luther gelten (§ 91). Seine Bibelübersetzung, die in die Hände des Volkes überging und beispiellose Verbreitung erlangte, wurde ebenso zur Grundlage evangelischer Gesinnung wie der Sprache. Luther

Nächst der Bibel war Luthers lehrhafte Prosa, als Predigten, Katechismen, eine Anzahl Trostschriften, die Tischreden u. a. m., sowie seine Briefe und Gutachten, Streit- und Flugschriften für deutsche Sprachbildung von größtem Gewichte.

Die ganze Zeit war rauh und feinerer Empfindung bar. Auch Luthers Feuereifer und starke Überzeugung gaben sich oft in leidenschaftlichen Ausfällen kund, wie gegen Heinrich VIII. (§ 46) und Heinrich von Braunschweig (§ 60) und in der zornmutigen Flugschrift Wider die räuberischen und mörderischen Bauern. Wie anders spricht dagegen eindringlicher Ernst in den Sendschreiben An den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung und Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche (§ 29).

Luthers Ton und Art wurden in den zahlreichen Kampfschriften der kirchlichen Parteien, aber auch in Predigten und Erbauungsbüchern nachgeahmt. Wie sich ferner die Humanisten zur deutschen Sprache bequemten, ist mehrfach erwähnt. Aber selbst Katholiken, z. B. der milde und gedankenreiche Bischof von Chiemsee, Bertold, eigentlich Pirstinger, in der Tewtschen Theologei, die er erst später ins Lateinische übersetzte, folgten Luthers Vorgang, ebenso schließlich wissenschaftliche Fachschriftsteller, u. a. Albrecht Dürer, auch in der Sprache ein getreuer Anhänger des verehrten Reformators.

Bertold 1465–1543

Dürer 1471–1528

Roman

Wickram † vor 1562

Die romanartige Prosaerzählung vertritt Georg Wickram mit dem Rollwagen (Postkutschen-)büchlein, einer Sammlung „vil guter schwenck und historien". 1546 gründete er in Straßburg eine Singeschule. Neben seinen Erzählungen in Versen verdienen geistliche und Fastnachtspiele genannt zu werden. Unter den Schwankfammlungen ist Schimpf und Ernst des getauften Juden und Franziskaners, Johannes Pauli, nach Masse und Art des Inhalts besonderer Beachtung wert. — Volksbücher (II, § 264), wegen ihrer anheimelnden Sprache und Erzählweise bedeutsam, wurden vielfach in Sammlungen veröffentlicht, so um 1550 von dem Buchdrucker Feyerabend von Frankfurt im Buche der Liebe die vier Haimonskinder, die schöne Magelone, Genoveva, Kaiser Oktavian, Amadis aus Gallien u. a., sogar schon mit Bilderschmuck, ebenso Chroniken (§ 98,3) und Sprichwörter. Die alte Vorliebe unseres Volkes für die Spruchweisheit überdauerte allen Wandel. Selbst der wenig volkfreundliche (§ 20) Erasmus durchstöberte die Schriften der Alten nach Adagia (Sprichwörter), wie manch anderer vor und nach ihm. Aus der langen Reihe deutscher Bearbeiter der Spruchweisheit gehören dem 16. Jahrhunderte der Sammler Eucharius Eyring an, Sebastian Brant (II, § 266) als Herausgeber älterer Sammelwerke, besonders aber der Mitverfasser des Interims (§ 67) Johann Agricola und Sebastian Franck mit Schönen weisen herrlichen Cluogreden und Hoffprüch.

Pauli 1455–1530

Volksbücher

Sprichwörter

Eyring 1520–1597

Joh. Agricola 1499–1566

3. Die Literatur in den außerdeutschen Ländern.

§ 94. Die Dichtung in Italien. Von den drei großen Nationaldichtern (II, § 330) war es weniger Dante, an den sich die Dichtung anlehnte, als Petrarca und vor allem Boccaccio. Dante, den letzten Zeiten mannhafter Tatkraft angehörig, war den folgenden Geschlechtern fremd geworden, mehr Gegenstand der Bewunderung als Quell schöpferischer Nachahmung.

Ein Nachhall seiner Art erklingt in Città di vita (Stadt des Lebens) von Matteo Palmieri, deren Druck später die Inquisition verbot. Aber auch Petrarcas schöne, durchsichtige Klarheit schwand zunächst aus der zu leerer Form herabgedrückten und im Wohllaute der Sprache schwelgenden Sonettdichtung bei de' Conti, da Valmontone, Tibaldeo und Accolti, bis das 16. Jahrhundert eine würdigere Nachahmung brachte. So beherrschte Boccaccio die Zeit, mit ihm die Novelle und volkstümliche Satire. Freilich, spiegelte sich schon in seinen Werken der Verfall des Vaterlandes ab, so machte nach ihm der Niedergang nur größere Fortschritte. Unter den mannigfachen Ursachen stehen die Unwahrheit und Unsittlichkeit der Kirche obenan; beide zerstörten die sittliche Kraft und den Glauben und entwickelten als Hauptzüge der Prosa den Spott, die Ironie und die Leichtfertigkeit, Eigenschaften, durch die allein auch die Dichtung sich nationalen Charakter zu sichern verstand.

Palmieri † 1475

de' Conti † 1449

Tibaldeo † 1537

Accolti 1465–1534

Burleske

Viel Frische und Kühnheit wohnt der Burleske, von burla = Spaß, Spott, inne, der charakterlosen Dichtart, die kein Mittel verschmäht, ihre Gegenstände dem Gelächter preiszugeben.

Dom. Burchiello † 1448

Sie pflegte vor anderen der ebenso launige wie dreiste Barbier Domenico, der Verse so leicht machte, als hätte er sie gestohlen (alla burchia), daher sein Name Burchiello. Zahlreiche Bänkelsänger vergröberten diese Gattung noch mehr unter lebhaftem Beifalle ihrer Landsleute, die den schmutzigen Spottgedichten und boshaften persönlichen Angriffen freudig Gehör liehen. Neben solchen volkstümlichen Auswüchsen gelangten die gelehrte oder klassische Satire über frostige Nachahmung des Horaz und Juvenal nicht hinaus.

Die **Novelle**, meist morgenländischen, nicht italienischen Ursprungs, wandelte wie gesagt in Boccaccios Bahnen.

Novelle

Gerade ihr schlüpfriges und leichtfertiges Wesen bürgerte die Erzeugnisse eines Sacchetti und Ser Giovanni im 14. und eines Massuvio im 15. Jahrhunderte leicht ein. Hauptsächlich zielte sie auf das sittenlose Treiben der Geistlichkeit und auf die Gebrechen des bürgerlichen und ehelichen Lebens; selten schwingt sie sich zu ernster Schilderung großherziger Taten und zu einer ehrlich gemeinten Legende auf.

Wie anderswo zweigte sich in Italien von den kirchlichen Darstellungen an den hohen Festen ein weltliches Spiel ab, die **Farce**, auf der die italienische Volksbühne beruht.

Schauspiel

In der Nachfolge des altrömischen Mimus führte sie eine Anzahl stehender Charaktermasken vor als komische Abbilder der einzelnen Stämme in Tracht, Sprechweise und Gebaren, zugleich als Träger der beliebten Neckereien von Stadt zu Stadt, von Landschaft zu Landschaft. Dazu gehören der Dottore aus Bologna, das Urbild steifleinener, redseliger Gelehrsamkeit, der beschränkte und stets betrogene Vater Pantalone, ein Kaufmann aus Venedig; ihn begleitet sein verschmitzter oder alberner Diener, der Gelegenheitsmacher Arlecchino (auch Pulcinella) aus Bergamo mit seiner Geliebten Colombina; dann der Stutzer Gelsomino aus Rom, der prahlerische Eisenfresser (capitano glorioso) Scaramuzza, weiter der ferraresische Kuppler Brighella u. a. Für solche Stücke wurde nur ein allgemeiner Entwurf verabredet, seine Ausführung im einzelnen blieb der phantastischen Eingebung des Augenblickes vorbehalten.

Commedia dell' arte

Diesem volkstümlichen Stegreiflustspiele, Commedia dell' arte genannt, erwuchs erst seit 1470 aus den Aufführungen altrömischer Stücke durch die Römische Akademie ein Gegensatz in dem gelehrten Schauspiele, der Commedia erudita.

Commedia erudita

Diese Dichtung nach klassischen Mustern bediente sich der italienischen Sprache und unterhielt die gebildete Welt aufs beste, die in ihrer unbefangenen Freude an jeder Nachahmung des Altertums die Leere der Handlung übersah und die hohle Prunkrednerei überhörte. Eine einheitliche, maßgebende Dramatik wie später (§ 358) in Frankreich konnte sich auf diesem Wege nicht entwickeln, und so blieb in Italien die Kluft zwischen Volkstümlich und Gelehrt unüberbrückt.

Für die **Lyrik** war es günstig, daß sie ihre Pflege an demselben Hofe von Florenz und vielfach bei denselben Männern fand, die sich um das Wiederaufleben der alten Kulturwelt unvergeßliche Verdienste erworben haben.

Lyrik

Lorenzo de' Medici (II, § 325) war vor steifer Nachahmung des Altertums durch seine umfassende Bildung gefeit. Er eröffnet vielmehr die neuanbrechende Blütezeit der nationalen Dichtung. In eigenen Sonetten und Kanzonen schloß er sich an Petrarca an. Seine Vielseitigkeit erwies er mit den Lehrgedichten L'altercazione (der Streit um die Glückseligkeit) und La caccia col falcone (Falkenjagd), mit der Satire höheren Stiles I beoni (Zechbrüder) oder Il simposio (Gelage), mit den volkstümlichen Canti carnascialeschi, Karnevalliedern voll fröhlichsten Scherzes, endlich mit Orazioni, psalmartigen Erbauungsschriften, und Rime sacre, geistlichen Dichtungen. Il Magnifico, den Prächtigen, nannte ihn die Dankbarkeit zeitgenössischer Dichter und Denker, die er an seinem Hofe mit fürstlicher Gastlichkeit versammelte (II, § 330). Ein Mitglied der Florentiner Akademie, Angelo Poliziano (II, § 330), so genannt nach seiner Geburtsstätte, dem Schlosse Monte Pulciano, gleich gewandt in lateinischer und italienischer Verskunst, dichtete formvollendete Ottave rime als Einleitung zu einem geplanten Epos, das Giuliano de' Medici und seine Geliebte feiern sollte, ferner zu Ehren des Kardinals Gonzaga die Favola d'Orfeo, ein Schauspiel, das durch seine gesungenen Chöre zum Vorläufer der Oper wurde wie ein Stück von Lorenzo selbst. Bis 1492 verweilte am Musenhofe von Florenz auch Michelangelo, dessen tiefernste Sonette schöne Zeugnisse seines dichterischen Berufes sind.

Lorenzo de' Medici 1448—1492

Michelangelo 1475—1564

Zwei andere Schützlinge Lorenzos, die Brüder **Pulci**, wurden die Begründer des **romantischen Epos**, das freilich in Italien seinen eigentlichen Charakter abstreifte. Denn die Ideen wahren Rittertums und der naive Wunderglaube fanden in dem zweifelsüchtigen, gegen Kirche und Religion spöttisch gerichteten, für bloße Abenteuerlust verständnislosen, dagegen für menschliche Schwächen um so scharfsichtigeren Zeitalter keinen Boden.

Romantisches Epos

Luca Pulci geb. 1431

Luca Pulci eröffnete den Reigen mit dem unvollendeten Rittergedichte Ciriffo Calvaneo und mit der Schilderung eines Turniers Giostra di Lorenzo de' Medici. Sein Bruder Luigi Pulci überflügelte ihn weit mit dem weitschichtigen Morgante maggiore, dessen 28 Gesänge in Stanzen die Abenteuer des von Roland bekehrten Riesen Morgante ganz im Sinne und Geschmacke der vornehmen Welt jener ironischen und ungläubigen Zeit erzählen. Hier bietet sich das Widerspiel zur neuplatonischen Schwärmerei der Akademie, nämlich die Denkweise und Auffassung der Männer, die nur für die Kehrseite des Treibens in der Welt, nur für die auf Dummheit oder Schlechtigkeit zurückzuführenden Erscheinungen ein Auge hatten. Der dritte Pulci, Bernardo, ging mit Idyllen und Elegien, wie mit Übersetzungen aus Vergil eigene Wege.

Luigi Pulci 1432—1484

Bern. Pulci geb. 1438

Äußeren Umständen, nämlich dem Wandel der Verhältnisse in Florenz, verdankte der Hof der Este, daß Ferrara zum Musensitze erhoben wurde.

Bojardo 1434—1494

Hier trat zuerst der Graf von Scandiano, Matteo Maria Bojardo, mit dem Orlando innamorato (verliebtem Roland), einem großangelegten, unvollendeten Epos in dem geschilderten landläufigen Stile, als Dichter auf. Doch läßt er der zersetzenden Ironie nicht die Zügel schießen, findet vielmehr auch Töne echter Begeisterung für die Ritterwelt und zuletzt sogar Ausdrücke überzeugter Gläubigkeit. Eigentümliche Vorzüge besitzt sein Werk in phantasievollen Erweiterungen des alten Sagenstoffes z. B. durch die Frauenliebe und in der lebensvollen Charakteristik, die sich besonders in dem meisterhaft durchgeführten Gegensatze Rolands zu Rinaldo zeigt. Die Gestalt des Rodomonte lebt in den „Rodomontaden" ebenso fort wie im sprichwörtlichen Ausdrucke die Erinnerung an die Fee Morgana, die man „an der Stirnlocke fassen" muß, um glücklich zu werden. Daß Bojardo den Stammbaum der Este über Ruggiero auf den Troischen Hektor zurückführt, ist bei dem Günstlinge des Hofes entschuldbar. Bojardo handhabte auch die künstlicheren Versgebilde, Sonette, Terzinen u. a. m., nicht ohne Geschick, und für seine Sprachgewandtheit zeugen zahlreiche Übersetzungen, z. B. des Herodot, Xenophon, Apulejus usw.

Ariost 1474—1533

Den Höhepunkt erreichte die romantische Heldendichtung mit Ludovico Ariosto aus Reggio in Oberitalien, wo sein Vater Bojardos Vorgänger in der Statthalterschaft war.

Der Rechtswissenschaft zog Ariost das Studium der alten Literatur vor, mußte sich dann wegen seiner Mittellosigkeit von seinem Gönner, dem Kardinale Ippolito d'Este, zu allerlei beschwerlichen und wenig einträglichen Diensten gebrauchen lassen, bis er vom Bruder des Kardinals, dem Herzoge Alfonso I. (§ 122), eine Statthalterstelle erhielt. Später lebte er in Ferrara seiner Kunst und der Bühne. Sein Orlando furioso (Rasender Roland) setzt in 46 Gesängen, deren letzte der Sohn nach des Vaters Tode veröffentlichte, Bojardos Werk nach Inhalt und in den Grundzügen der Darstellungsweise fort: dieselbe Heldengalerie, dieselbe bunte Reihe von Abenteuern hier wie dort, das gleiche Völkergewimmel, die gleichen Irrfahrten der Helden durch Abend- und Morgenland und dabei doch stets ein Sichfinden und Sichbegegnen; als entfielen Blumen und Früchte einem Füllhorn, so drängen sich Rittertaten, Liebesgeschichten nicht ohne schlimme Zweideutigkeiten, Leidenschaften und Naturbilder. Aber jedes solches Gemälde lebt in jedem Zuge. Eine rege, immer neue und jugendfrische Phantasie geht durch das ganze Werk und mit ihrer Kraft und Verwegenheit verbindet sie eine Zartheit des Gefühles, die den Erfolg des Dichters bei der Frauenwelt wohl erklärt und auch rechtfertigt. Duftig schwebt über dem Ganzen eine feine Ironie, die in zierlichen Versen Wunderdinge an Wunderdinge reiht, ihre Wahrheit weder glaubend noch bestreitend. Prächtige Bilder fesseln die Einbildungskraft des Lesers und umgaukeln sie mit seltsamen Traumgebilden. Nicht minder hoch stellen den Dichter über seine Vorgänger seine gewählte, sorglichst gefeilte Sprache, weises Maß in der zu Humor und Scherz abgemilderten Ironie auch gegen Kirche und Geistlichkeit, die bezaubernde Schalkhaftigkeit, mit der er den Stoff behandelt, und die kunstgerechte, liebevolle Ausführung der Einzelbilder bis ins kleinste. Freilich ist Ariost des massigen Stoffes nicht recht Herr geworden. Es fehlt der labyrinthischen Dichtung, in der eine atemlose Phantastik den Leser mit fortwirbelt, an Einheit und Übersichtlichkeit, wohl auch den Personen das individuelle Gepräge. Ferner hat man schon frühe Bedenken gegen Ariosts rücksichtslose Aneignung fremder Erzeugnisse und die Ausnutzung der Phantasiegebilde alter und neuer Dichter von Ovid bis Bojardo geäußert. Gleichwohl hat der „Rasende Roland" selbst die Besten der Zeit entzückt, und die dichterischen Vorzüge, die dem Werke unverweltlichen Reiz verleihen und ihm noch im 16. Jahrhunderte zu 80 Auflagen verhalfen, machten Ariosts Namen bereits bei den Zeitgenossen zum gefeiertsten aller Dichternamen. Diesem durchschlagenden Erfolge gegen-

über fanden seine Lyrik, seine Lustspiele nach altrömischem Vorbilde und seine Satiren nicht die verdiente Beachtung.

Berni 1497—1536

Neben Bojardo und Ariost steht ein dritter Epiker, an dichterischem Genius und Adel beiden zwar nicht ebenbürtig, aber doch von Bedeutung dadurch, daß er Bojardos Gedicht in Ariosts Art umgestaltete und es in seiner Urgestalt auf diese Weise dem Bewußtsein seiner Landsleute fast ganz entfremdet hat. Noch heute liest man in Italien den Orlando innamorato zumeist in der Umdichtung, die ihm ein witziger Sonderling angedeihen ließ, der zugleich einen neuen Abschnitt in der jenen Tagen so sehr zusagenden burlesken Poesie, die Poesia Bernesca einleitet. Dieser Dichter, Francesco Berni, hat von Bojardo nur den Stoff entlehnt; die alle Romantik zersetzende Form gehört ihm selbst, soweit er sie nicht dem Ariost abgelernt hat. Was dieser aber mit männlichem Verstande aus der Fülle seiner Einbildungskraft geschöpft hatte, das sucht Berni durch Mutwillen, Wortspiele und andere Possen zu ersetzen, wobei er zugleich Bojardos einfachen, ungekünstelten Stil entstellte. Eben damit gefiel er aber der Zeit, aus der ihm nur spärlicher Widerspruch entgegenschallte. Sein Gedicht „Den verliebten Roland, verpfuscht von Berni" zu betiteln, wagte wenigstens ein Mann, und gerade dieser hat ihn auf dem Gebiete der niedrigen Komik übertrumpft, Pietro Aretino. Der ausgeprägteste Vertreter der Vielseitigkeit des damaligen Schrifttums in Italien, war er auch sein Verderber. Schlüpfrige Sonette, Bußpsalmen, glatte Zoten, die Bücher von der Menschheit Christi, schamlose Dialoge, Lust- und Trauerspiele, Erklärung der Genesis, Epopöen u. a.: alles floß gleich leicht aus seiner Feder — gegen Bezahlung. Keiner hat in Satiren, Schilderungen, persönlichen Angriffen so sehr alle Rücksicht auf Sitte, Ehre und Anstand außer acht gelassen wie dieser gefährliche Vielschreiber. Fürsten, selbst Kaiser Karl V., erkauften das Stillschweigen seiner Lästerzunge mit hohen Summen. Fast sämtliche Schriften Aretinos gehörten zu den in Italien verbotenen Büchern; heute aber sind sie, als nur für den Augenblick geschrieben, unverständlich oder schal. Nur seine Lustspiele behaupten einigen Wert wegen der Leichtigkeit des Zwiegespräches und wegen der komischen Wahrheit der gezeichneten Zustände, wenn sich auch darin des Verfassers Gabe, allen Verhältnissen des Lebens nicht nur eine lächerliche, sondern gewöhnlich auch schlechte Seite abzugewinnen, zur Virtuosität steigert. In Aretins bedenkenlos launenhafte, aber wirksame Art schlug der entlaufene, dann ins Kloster zurückgekehrte Mönch Teofilo Folengo ein, der sich selbst bald Merlino Coccaio, bald Limerno Pitocco nannte. Gegen die Romantik wandte er sich mit dem Orlandino, einer spöttischen Verzerrung der Rolandsage. Sein Opus Merlini Coccai Maccaronicum, ein Heldenlied von einem Schelmen, deutet schon durch seinen Titel auf die Makkaronische Dichtung, einen Mischmasch aus richtigem Latein und fremdsprachigen Wörtern mit lateinischen Endungen. Darin ist auch Folengos Moscaea (Mückenkrieg) abgefaßt.

Aretino 1492—1557

Folengo 1491—1554

Makkaronische Dichtung

Gelehrte Dichtung

Diese makkaronische Afterdichtung zielte auf eine zwischen Bojardo und Ariost stehende Gruppe von Dichtern, die der klassischen Literatur nicht nur, wie jene beiden, vervollkommnete Form, sondern auch die verbindlichen Muster entnahmen, die sie mit so sklavischer Treue nachahmten, daß sie darüber ihr Volkstum vergaßen.

Diese gelehrte Dichtung bevorzugte folgerichtig alte Stoffe vor dem Kärlingischen Sagenkreise. So bildet sie gewissermaßen den Übergang von den lateinisch schreibenden Humanisten zur italienischen Dichtung. Jacopo di Carlo arbeitete in Il Trojano die Iliade im romantischen Sinne um, wie Luigi Alamanni in Avarchide (von der Stadt Avaricum, heute Bourges, dem Schauplatze der Handlung); in ähnlicher Weise verschmolz Lodovico Dolce beide homerische Epen zu seinem Enea. Als politischer Gegner der Medici ging Alamanni in die Dienste Franz I. von Frankreich, dessen Anregungen er mit dem Epos Girone il cortese nachging. Wie vielseitig er war, lehren seine Lust- und Trauerspiele sowie das Lehrgedicht vom Landbau, eine Huldigung für seinen königlichen Gönner. Florentiner wie er war Giovanni Rucellai, dessen Leben neben der Dichtkunst diplomatischen Geschäften gewidmet war. Glücklicher als auf dem Gebiete des Bühnenstückes war er mit Le api (Die Bienen), dem ersten Lehrgedichte der neueren Literatur. Sein Vorbild, den Vergil, ahmte auch Giovanni Giorgio Trissino in Italia liberata da' Goti (Befreiung Italiens von den Goten durch Belisar) mit peinlicher Treue nach, überbot es wohl gar durch frostig prunkhafte Schilderungen, weitausgesponnene Reden und das Aufgebot der Gestalten aus dem heidnischen Olymp wie aus dem christlichen Himmel. Gleichermaßen ist seine Dramatik von römischen Mustern abhängig, besonders die Zwillinge. Ob er oder Rucellai den verso sciolto, (reim-)losen Vers aus fünf Jamben, dessen sich die drei zuletzt genannten Epiker bedienten, erfunden hat, ist strittig. Trissino lebte als päpstlicher Gesandter am Hofe Maximilians und Karls V.

Alamanni 1495—1556

Dolce 1508—1568

Rucellai 1475—1525

Trissino 1478—1550

Verso sciolto

Lyrik

Für die überaus zahlreichen Lyriker war die Nachahmung Petrarcas Gebot der Mode.

Benivieni † 1542 Guidiccioni 1500—1541 Cappello 1498—1565 Veniero 1517—1582 Castiglione 1478—1529 Molza 1489—1544

An ihn schloß sich bereits Benivieni, ein trefflicher Schüler Savonarolas, an, der in seiner berühmten Kanzone Von der göttlichen Liebe Platos Lehre ins Christliche zu übersetzen suchte, dann Cornazzano, Guidiccioni, Cappello, Veniero, der Graf Castiglione, den Karl V. als „einen der besten Ritter der Welt" schätzte, der Kardinal Bembo (§ 89), ein durch Geistesfreiheit und umfassende Gelehrsamkeit ausgezeichneter Kirchenfürst, dessen Prosa gleich hoch geschätzt wurde wie seine Sonette, vor allen Francesco Maria Molza. Der Gefühlsgehalt seiner schwungvollen künstlichen Gesänge stammte aus eigenen Erlebnissen, ihre vollendete Form war die Frucht altklassischer Studien.

Sannazaro 1458—1530

So gewandt und leicht nun auch die höheren lyrischen Gebilde, Sonette, Kanzonen, Madrigale usw. gehandhabt wurden, so vermögen doch weder diese Fertigkeit noch die Masse der Erzeugnisse über ihre innere Leere zu täuschen. Mehr und mehr wurde das Sonett wie vor Petrarca wieder zum Gefäße für jeden beliebigen Stoff, so daß bald die inhaltlich der ursprünglichen Manier treugebliebenen Sonette als Petrarcheschi von den satirischen, burlesken, pastoralen, dithyrambischen, polyphemischen, maritimen und geistlichen unterschieden wurden. Noch am reinsten klingt Petrarcas Art in den für mustergültig erklärten Sonetten und Kanzonen des Jacobo Sannazaro nach. Er ist von spanischen Eltern in Neapel geboren, mit dessen Königen Ferdinand und besonders Friedrich er Freud und Leid teilte. Erwarb er sich durch seine Erzählung in Hexametern De partu virginis (Die Geburt der Jungfrau Maria) einen Ehrenplatz unter den lateinischen Dichtern der Renaissance, so wurde er durch Arcadia geradezu volkstümlich und der Begründer der bukolischen oder Schäferpoesie. Zu dieser während des 16. Jahrhunderts in mehr als 60 Auflagen verbreiteten Idylle hatte ihn seine angebetete Carmosina Bonifacia, eine schöne Neapolitanerin, begeistert. Empfindsame Zartheit der Gedanken und schlichte Schönheit der Sprache in diesem Gedichte erklären hinreichend seine beifällige Aufnahme allerorten und die sofort bemerkbare Blüte der Hirtendichtung auch im Drama.

Hirtendichtung

Dichterinnen

Stampa 1523—1554 Gambara 1485—1550 Vittoria Colonna 1490—1547

Bei der ganzen Geistesrichtung der Zeit und bei der Allgemeinheit ihrer Bildung kann es nicht auffallen, daß von einer Frauendichtung gesprochen werden darf. Um 1560 zählte Lodovico Domenichi ein halbes Hundert Dichterinnen, darunter Tullia d'Aragona, Gaspara Stampa und Veronica da Gambara, vor allen die vielbewunderte und von Ariost verherrlichte Vittoria Colonna. Der frühe Tod ihres ritterlichen Gatten Ferrante d'Avalos, Marchese von Pescara (§ 42), weckte ihre dichterische Anlage. War er doch „die Sonne ihrer Gedanken" gewesen, der nun ihre schwärmerische Verehrung in tiefempfundenen Sonetten nachtrauert. Dichter und Gelehrte, Fürsten und Kardinäle, auch Karl V., haben der hohen Frau gehuldigt, die größten unter den Zeitgenossen, wie Michelangelo, suchten ihren Umgang, und „niemals sprach sie, ohne die, mit denen sie sprach, zu adeln".

1. Spanien Ital. Vorbilder

§ 95. Die Dichtung in Spanien und Portugal.

Wie für das Schauspiel (II., § 346) beginnt auch für die übrigen literarischen Gattungen ein neuer Zeitabschnitt, den die Vorherrschaft italienischer Kunst auf Kosten des nationalen Schaffens kennzeichnet. In vermindertem Maße besteht daneben der Einfluß des klassischen Altertums (II, § 345) fort.

Cancionero general

Boscan 1490—1542

Wie ein Vermächtnis der scheidenden Zeit nimmt sich der Cancionero general (Allgemeines Liederbuch) aus, in dem Hernando de Castillo im Jahre 1511 Musterstücke von 138 Dichtern in sorgfältig gegliederter Anordnung sammelte. Mehr und mehr gewann indessen die Fremde die Oberhand, unterstützt durch den Verkehr der beiden romanischen Halbinseln und durch Karls V. spanisch-habsburgische Weltmacht. Juan Boscan Almagaver, aus einer angesehenen Familie in Barcelona, dem ehemaligen Sitze der gaya scienza (II, § 354), ein vielgereister, auch kriegerischer Mann, ging zuerst zu den weichen und künstlichen Formen des Sonetts und der Kanzone über, denen er aber die Glut und Leidenschaft seines Volkes einzuhauchen verstand; ebenso verwandte er bereits die Stanze im Reiche der Liebe und versi sciolti (§ 94) in der Nachdichtung Heros und Leanders von Musäus. Boscan soll Erzieher des Herzogs Alba gewesen sein, lebte aber hauptsächlich seiner Muse. Wie er bekehrte sich zur ausländischen Mode der ihm befreundete Garcilaso de la Vega, der streitbare Abkömmling eines altadeligen Geschlechts, der die Belagerung Wiens durch Suleiman (§ 43) mitmachte, in Tunis verwundet wurde (§ 54) und schließlich vor Marseille durch einen Stein getroffen fiel. Seine Gedichte im kunstvolleren Stile, dazu Lieder und Episteln, besonders Eklogen machen ihn zu einem der beliebtesten und bewundertsten Lyriker seines Volkes. Am erfolgreichsten trat Diego Hurtado de Mendoza für die neue Kunstrichtung ein, und seinem Eifer sicherte sein Einfluß als Gesandter

Vega 1503—1536

Mendoza 1503—1575

in Venedig und Rom, als Abgeordneter des Kaisers zur Kirchenversammlung in Trient, als Statthalter und Heerführer wirkungsvollen Nachdruck. Wichtiger als seine Kanzonen und Sonette sind die Episteln im Geiste Horazens, Terzinen und die Prosaerzählung Lazarillo de Tormes. Jene wiesen dieser Literaturgattung eigene Wege; der Lazarillo gab den Anstoß zum spanischen Schelmenromane, dem Estilo picaresco (von picaro = Schelm). Diese berühmte, aber unvollendete Jugendarbeit Mendozas gibt sich als selbstverfaßte Lebensbeschreibung eines armen Knaben aus, der, von der Mutter verlassen, alle Niederungen des Lebens durchwandert und darüber selbst schlecht wird. Der Roman bietet in der Tat mit tiefeindringender Seelenkunde erfaßte Zeit- und Sittenbilder voll Anschaulichkeit und Frische, Schalkhaftigkeit und Satire. Das Buch wurde in Spanien vielmals aufgelegt, im Auslande in zahlreichen Übersetzungen verbreitet und nachgeahmt, schließlich auch fortgesetzt, so von Juan de Luna. Über Mendozas Geschichtswerk vgl. Bd. II, § 345. Im Schelmenroman war sein namhaftester Nachfolger Matteo Aleman mit La vida del picaro Guzman de Alfarache; das weibliche Gegenstück zum Lazarillo zeichnete Francisco de Ubedas in der Picara Justina.

Pikarischer Roman

Portugal nahm an der Modedichtung lebhaften Anteil, bereicherte sogar die Literatur um eine neue Art, den Schäferroman.

2. Portugal

Schäferroman

Sein Urbild ist die vielgelesene und vielbewunderte Diana von Jorge de Montemayor, die spanisch geschriebene Liebesgeschichte Dianas und Sirenos, voll Anmut der Sprache und lieblicher Bilder, reizvoll auch durch die eingestreute Lyrik teils italienischen, teils altkastilischen Stiles. Sie soll des Dichters Herzeleid über die Untreue seiner Marfida spiegeln. Trotz seines lockeren und verworrenen Aufbaues und seiner romantischen Phantastik fand der Roman allgemeinen Anklang, viele Fortsetzungen und Seitenstücke. Am glücklichsten war Gil Polo mit der Diana enamorada (verliebten Diana). Sein Landsmann Saa de Miranda dichtete in kastilischer Sprache wie im heimischen Portugiesisch. Sinnige Vertiefung in die Reize der Natur und liebevolle Beobachtung des ländlichen Treibens paaren sich in seiner Schäferpoesie innig mit Naivität und Anmut. Portugiesischen Geblütes, aber in Madrid geboren, ist Boscans Freund und Gesinnungsgenosse Fernando de Acuña, der zwar auf Wunsch des Kaisers den entschlossenen Ritter noch in altspanischen Versen aus dem Französischen übersetzte, aber in Kanzonen und Sonetten und mit dem Streite des Odysseus und Ajax in reimlosen Versen sich durchaus an die Italiener anschloß, deren einige er ins Spanische übertrug.

Montemayor 1520—1561

Miranda 1495—1558

Acuña † 1580

Gegenüber dem siegreichen italienischen Eindringlinge hatten die Anhänger der heimischen Liederdichtung wie Antonio de Villega und der Portugiese Gregorio Silvestre schweren Stand.

Nationale Dichtung

Entmutigt gab schließlich Silvestre den Widerstand auf, nicht so der bedeutendste Vertreter des altkastilischen Liedes Cristobal de Castillejo, der eine Zeitlang im Dienste des späteren Kaisers Ferdinand in Wien, schließlich als Zisterzienser in seinem Vaterlande lebte. Die plebejisch gefärbte Volksdichtung dieses witzigen und geistig beweglichen Mannes vermochte freilich auch nicht der vornehmen ausländischen Lyrik ein Gegengewicht zu bieten. Der Eifer gegen die „Petrarchisten" riß ihn zu Spott und Satire, wohl auch zu solchem Mutwillen fort, daß die Inquisition einige seiner Lieder verbot.

Castillejo 1490—1556

§ 96. Die Dichtung in Frankreich. Der rege Verkehr mit Italien in der Zeit der Renaissance hatte in Frankreich, wie anderwärts, der Literatur und Sprache des Altertums und ihren Vertretern, den italienischen Dichtern und Gelehrten, den Boden bereitet. Die antiken Muster und ihre italienischen Nachbilder bestimmen den Geschmack; Romantik und Ritterdichtung, die so lange von Frankreich aus die gesamte Kulturwelt beherrscht hatten, verschwinden und fristen nur in den Nachzüglern der Amadisromane (II, § 344, 355) ein wenig bemerktes Dasein. Wie in ihrem Mutterlande fehlten der Renaissance freilich auch in Frankreich neben glänzendem Lichte die tiefen Schatten nicht. Nur zu oft stellten sich die Kunstformen und Dichtungsgattungen in den Dienst der Sittenlosigkeit und des unverhüllten Naturalismus. Wenn in der Ritterpoesie früherer Tage Sinnenlust und Lüsternheit verschleiert oder in allegorischem Gewande umhergingen, so treten jetzt Zügellosigkeit und mutwillige Ausgelassenheit frech hervor.

Kennzeichnend für diese Richtung ist François Rabelais, Mönch, Humanist, Arzt und Priester. Er umfaßt und schildert das ganze Leben jener Zeit, alle Vorzüge und Ge-

Rabelais 1483—1553

brechen eines geistig und sinnlich erregten Geschlechts, alle Tugenden und Laster, alle Verkehrtheiten und Geistesrichtungen des damaligen Frankreich. Ein gescheiter, weltkundiger Kopf, erspäht Rabelais mit scharfem Auge die Schäden in Kirche, Staat und Gesellschaft. Ihre Erkenntnis zwingt ihm dann den Kampf gegen solche Verkommenheit auf, den er mit seiner Waffe, der Satire, führt, unbekümmert um den Eindruck seiner Zeitgemälde. Er pocht auf sein Recht als Satiriker, nützliche Lehren und ernste Wahrheiten unter abstoßender Außenseite zu verbergen. Ein gewaltig Teil Schuld an den Übelständen mißt er der Romantik bei, als deren ausgesprochener Gegner er überall erscheint. Gewiß steigt Rabelais tief in den Sumpf des Lebens hinab, und es wird schwer fallen, ihm ein gewisses Behagen an häßlichen Bildern abzusprechen. Aber durch echt volkstümlichen Witz, durch lebendige, anschauliche Schilderung, durch einen unerschöpflichen Schatz von Lebensweisheit und Menschenkenntnis, durch geistvolle Ironie in burlesker Form und phantastischer Sprache ist er auch in seinen Bildern von Markt und Gasse, aus der Schenke und der Gesellschaft groß, fast riesenhaft, wie die Hauptgestalt seines humoristischen Romanes Gargantua. Den Grundzügen nach einem schnurrigen Volksmärchen der Heimat des Rabelais, Chinon, entnommen, aber mehrfach umgearbeitet, war das Werk in der letzten Fassung auch bei des Dichters Tode noch nicht ganz veröffentlicht. Das letzte Buch gab ein Freund heraus. Den Gargantua setzt Pantagruel fort. Diese Geschichten des Riesenkönigs und seines eben genannten Sohnes, dichterische Zerrbilder voll natürlicher Derbheiten, Unschicklichkeiten, unflätiger Ausdrücke und Unanständigkeiten, übten doch durch ihren Witz, durch allerhand komische und spöttische Anspielungen, endlich durch ihre Anschaulichkeit auf die Zeitgenossen eine anziehende Wirkung. Es lag nahe, Beziehungen auf Gestalten der Zeit aus den Romanen herauszulesen; doch warnt der Erzähler nachdrücklich vor Deutelei und vor der Suche nach Allegorien.

Marg. von Navarra 1492—1549

Wie schnell sich selbst die Hofkreise der Romantik entfremdeten, das zeigt der enge Anschluß an Boccaccios Novellen in den Erzählungen der Königin von Navarra, ursprünglich Heptaméron (Siebentagebuch) betitelt, in denen Margarete von Valois oder Navarra ihre meist den Contes und Fabliaux (II, § 355) entnommenen, schlüpfrigen Liebesgeschichten in anmutigster Sprache und gewandter Form vorträgt. Ihrer besonderen Gunst erfreute sich der vielumgetriebene Clément Marot. Frühe schon lenkte er durch sein Gedicht Der Tempel des Liebesgottes die Aufmerksamkeit Franz I. auf sich, dann war er Page der Margarete von Valois und ihr vielleicht mehr als das, stand auch der Diana von Poitiers (§ 140) sehr nahe, wie denn überhaupt die Liebe große Bedeutung in seinem Leben hatte. Mußte er doch wegen zärtlicher Abenteuer auch aus Genf weichen, wo er Zuflucht gesucht und den Katholizismus abgeschworen hatte. Später ließ er sich in Italien wieder in die römische Kirche aufnehmen. Wie seinem Charakter die Tiefe fehlte, so war auch seine dichterische Anlage weniger tief als vielseitig. Mit einem Fuße noch in der Ritter- und Minnedichtung, verstand er sich doch erfolgreich der neuen Mode anzupassen. Als Hofdichter erscheint er in der erwähnten Allegorie und in mancher Epistel an seine Gebieterin Margarete. Im Umgange mit ihr (§ 139) sog er die religiös-freien Anschauungen ein, die ihn dann der reformierten Kirche zuführten. Für diese übersetzte er anfangs allein, dann mit Beza die Psalmen (§ 76), die dann Goudimel und Bourgeois mit Sangweisen versahen. Aus dem Kerker der Inquisition veröffentlichte er L'enfer, eine satirische Anklage seiner Verfolger. Am vollkommensten kommt seine Eigenart zum Ausdrucke in Episteln und Epigrammen, Balladen und Sonetten, die seinem „Esprit“ Spielraum ließen, und für deren ungezwungene Anmut ein besonderer Kunstausdruck Style Marotique geprägt worden ist.

Marot 1495—1544

Amyot 1513—1593

Die zweite, nämlich humanistische Seite der Renaissance vertritt außer anderen Jacques Amyot (Amiot).

Seine Plutarchübersetzung ist nicht minder Vorbild einer kräftigen Prosa geworden als des nach Genf ausgewanderten Calvin (§ 74) weltgeschichtliches Lehrbuch der christlichen Religion.

§ 97. Die Literatur in England. Die Regierung Heinrichs VIII. (§ 77 ff.) bedeutet für die Literatur eine Zeit der Sammlung und des Überganges.

Kaum eine hervorragende Gestalt begegnet. Einsam steht der charaktervolle Thomas Morus (§ 90) da, und es währte länger als ein Jahrhundert, bis seine Utopia in Oceana von James Harrington Nachfolge fanden. Nur von der Reformation gingen einige Wirkungen aus. Durch die Bibelübersetzung Tyndalls, durch das Predigtbuch des Erzbischofs Cranmer und das unter seiner Leitung ausgearbeitete Allgemeine Gebetbuch (§ 80) ferner durch das unter Beihilfe ausländischer Gelehrten wie Martin Butzer und

Harrington 1611—1677

Peter Martyr (II, § 345) festgestellte Glaubensbekenntnis, endlich durch einen nach Luthers Vorgange abgefaßten Katechismus wurde das Volk an den Gebrauch der Landessprache auch in der Kirche gewöhnt. Der König selbst befaßte sich gern mit Literatur und nicht nur mit theologischer. Er begründete sogar das seitdem ständige Hofamt des Poeta laureatus (Hofdichters), das zuerst der freilich in keinem Sinne bedeutende Skelton (§ 185) bekleidete. Seine Moralitäten (II, § 357) werden wie Heywoods Interludes besser im Zusammenhange der Bühnenentwicklung bis zu Shakespeare (§ 185) behandelt. Über solche Mittelmäßigkeit erhoben die südlichen Vorbilder ein Dichterpaar, in dem die bereits mit Chaucer (II, § 364) einsetzende englische Renaissance nach ihren beiden Seiten hin wirksam wurde. An das Altertum knüpfte der 1547 enthauptete (§ 79) Henry Howard Graf von Surrey (§ 90) an, indem er Stücke aus der Äneide im Blank verse, dem reimlosen jambischen Fünffüßler, wie die Versi sciolti der Italiener (§ 94), übertrug. In Songs und Sonnets wetteifert er mit Petrarca an Zartheit der Empfindung und an Formschönheit, während sein Strebensgenosse Thomas Wyatt in Liedern, Balladen und Epigrammen die Kunst der Italiener zur Künstelei steigert.

Skelton um 1460—1529

Blanc verse

Wyatt 1503—1542

B. Die Wissenschaften.

§ 98. Philosophie. Philologie. Schulwesen. Geschichte. Recht. Himmelskunde. Medizin. Der Kampf gegen die Scholastik war der Grundzug der Philosophie in der Renaissance. Anfangs begnügte man sich mit der Erneuerung der antiken Systeme. Italien übernahm auch hier die Führung. Dichter wie Petrarca und Boccaccio (II, § 330) waren die Wegweiser in das Altertum und seine Philosophie. Wie Plato gegen die trockene Verstandesphilosophie auf den Schild gehoben und wie später seine Ideenlehre gegen den aristotelischen Realismus ausgespielt wurde, ist § 16 und 89 erwähnt, ebenso die Namen der Bannerträger im Streite. Über die neuplatonische Akademie von Florenz vgl. II, § 330 und über den französischen Gegner der Scholastik, Petrus Ramus, § 89.

1. Philosophie

Die begriffsmäßige Darstellung des christlichen Glaubens auf Grund der altgriechischen Philosophie versuchte der Kardinal Nikolaus Cusanus aus Kues an der Mosel. Ihm ist „Gott die höchste Einheit aller Gegensätze, das unendlich Eine“ in einem vom Pantheismus nicht fernen Sinne. Schließlich geriet er in eine wohl an Pythagoras angelehnte Zahlenmystik, wie andere Söhne dieser jugendlich begeisterten und von dem Glauben an Geheimwissenschaften beherrschten Zeit in die Kabbalistik (II, § 184), zu der sich vor allem Reuchlin bekannte (§ 21). Um der Unzulänglichkeit des menschlichen Denkens abzuhelfen, griff der Wissensdrang nach jeder Handhabe, mochte sie sich in den Schriften altgriechischer Denker, in Plotins Enneaden (I, § 269), in arithmetischer und geometrischer Symbolik oder in morgenländischen Geheimlehren bieten. Diese besonders sollten bald als Magie die Erkenntnis der in der Natur wirkenden Kräfte, wie bei Agrippa von Nettesheim, bald als Theosophie Aufschluß über die Geisterwelt und ihren wie der Gestirne Einfluß auf die irdischen (sublunaren) Dinge vermitteln, wie bei Paracelsus (§ 98,6). Hier liegen die Anfänge der später mit ihrem Gegensatze, dem Skeptizismus Montaignes (§ 191,1), zu besprechenden Mystik (§ 360).

Nik. Cusanus 1401—1464

Agrippa von Nettesheim 1486—1535

Von den gefeierten Vertretern der Altertums- und Sprachwissenschaft sowie von den gelehrten und Hochschulen haben die vorangehenden Abschnitte gehandelt. Für die Erziehung im Mittelalter stand zweierlei im Vordergrunde: kirchliche Rechtgläubigkeit und Kenntnis der lateinischen Sprache. Wohin es schließlich mit beiden Zielen gekommen war, das lehrt die Geschichte der Reformation. Um so mehr ließen sich Renaissance und Reformation die Verbesserung des Jugendunterrichts angelegen sein.

Sprachwissenschaft und Schulwesen

Für jene trat Erasmus (§ 20) ein mit der Forderung, die Schüler sollten et latiniores et meliores (gute Lateiner und gute Menschen) werden. Die Förderung und Unterstützung der Kirchenerneuerung durch die Schule leitete Luther ein mit seinem erfolgreichen Sendschreiben (§ 46). Beide Richtungen suchte Melanchthon zu vereinen in dem Begriffe der eloquentia (Beredsamkeit), der in seiner, an die altrömische Auffassung gemahnenden Deutung so weit war, daß er die gesamte Geistes- und Gemütsbildung umfaßte. Dem „Sendschreiben“ Luthers war aber eine weitere Wirkung beschieden, die er selbst nicht

Erasmus

Luther

Melanchthon

ahnen, geschweige denn beabsichtigen konnte. Sie äußert sich in der Gründung der drei sogenannten Fürsten- und Landesschulen in Meißen, Grimma und Schulpforta im Jahre 1543. Mit ihnen ersteht die Staatsschule. Jetzt zuerst hatte der Staat die Bedeutung des Schulwesens für seine (weltlichen) Zwecke erkannt, jetzt zuerst betrachtete er es als seine Aufgabe, den Schutz und die Entwicklung der geistigen Kultur zu übernehmen, auf deren Ergebnisse allein er sich als protestantischer Staat künftighin stützen konnte. Darum auch die reiche Ausstattung dieser Lehranstalten mit Grund und Boden, Gebäuden, Renten usw., mit der Befreiung der Schüler von Schulgeld, Unterhaltungskosten und Gebühren aller Art gegen die einzig übernommene Pflicht, später in den Dienst ihres freigebigen Spenders, eben des Staates zu treten. — Dem kursächsischen Vorgange folgte bald Württemberg mit ähnlichen Anstalten, den Klosterschulen. Auch die Anfänge des Joachimsthaler Gymnasiums in Berlin fallen in diese Zeit. Ferner wetteiferten die Städte förmlich miteinander in der Gründung von Lateinschulen. Diese waren und blieben vorläufig auch in Deutschland die bevorzugte und fast ausschließliche Bildungsanstalt der Zeit; ihnen wandten sich die umsichtigsten und unermüdlichen Bestrebungen der Humanisten zu. Melanchthon, der gefeierte Praeceptor Germaniae, ist bereits genannt (§ 28). Johann Bugenhagen ordnete das Schulwesen in Braunschweig, Hamburg, Lübeck und Pommern, daher sein Name: Doctor Pomeranus. Für Goldberg in Schlesien löste Valentin Friedland aus Trotzendorf die gleiche Aufgabe, für Straßburg der bei den Hieronymianern von Deventer erzogene, später von Luther als Calvinist befehdete Johannes von Sturm und für Ilfeld Michael Neander. Allenthalben warb der neuerwachte Eifer für die Jugendbildung Humanisten als Lehrer an, erbat sich auch Erzieher von den Reformatoren, die selbst mit Rat und Tat, in Wort und Schrift, lehrend und beaufsichtigend für die Verbesserung und Verallgemeinerung des Unterrichtswesens eintraten. Zahlreiche Schulordnungen, teilweise noch heute nicht ohne Wert, zeugen von dem sittlichen Ernste und der gründlichen Fürsorge auf diesem Lebensgebiete.

Staatsschulen

Bugenhagen 1485—1558

Trotzendorf 1490—1556

Sturm 1507—1589

Neander 1525—1595

Freilich sollte sich nicht alles, was Melanchthon, Erasmus und Luther allen anderen voran begonnen hatten, ungestört entwickeln. Wie in der Kirche, so triumphierten die Gegner in der Schule. Die Rechtgläubigkeit gebärdete sich als abgesagte Feindin jeglicher Allgemeinbildung, als eifrigste Pflegerin engherziger und einseitig kirchlicher Erziehung. Kein Wunder, daß sich bald der Humanismus verstimmt vom Schulwesen zurückzog. Im anderen Lager aber erwarben die Jesuiten (§ 109—111) ein förmliches Alleinrecht auf alles, was mit Schule, Unterricht usw. zusammenhängt. Zäh haben sie es behauptet, nicht zuletzt dadurch, daß sie den Staat der Schulunterhaltungspflicht enthoben, bis die Aufklärung (§ 360) den Orden samt seinen Erziehungsanstalten (Kollegien) zu Falle brachte.

Jesuitenschulen

Die Schulen der Jesuiten waren ein Kampfmittel (§ 111); daraus ergab sich ihr Wesensunterschied von den humanistischen Bildungsanstalten. Mit ihnen haben jene den lateinischen und den griechischen Unterricht gemein; doch diente er vornehmlich kirchlichen Zwecken, daneben lief er auf die Abrichtung zu rhetorischer und dialektischer Gewandtheit hinaus. Drill war auch die Erziehung, die vor allem die unlauteren Triebe des Menschenherzens, Ehrgeiz, Selbstsucht und Eigendünkel, in Rechnung zog, im übrigen ganz den Grundsätzen des Ordens entsprach, starrer Kirchengläubigkeit, unbedingtem Gehorsam und dem Kampfe gegen die Ketzerei. — Der Lehr- und Erziehungsplan der Jesuiten beruht auf ihres vierten Generals, Claudius Aquaviva (§ 111), Studienordnung vom Jahre 1586 unter dem Titel Ratio atque institutio studiorum Societatis Jesu. Trotz wiederholten Verbotes durch die Kirchenbehörden immer wieder veröffentlicht, soll sie noch heute für die jesuitischen Anstalten gelten. Ihr Lehrgang leitet nach dreijährigem Unterrichte in den alten Sprachen zu einer rhetorischen Schulung von zwei Jahren, dann zum Universitäts- (theologischen) Studium über.

Volksschule

Noch bleibt ein Blick auf die Volksschule zu tun.

Karls des Großen Weitblick hatte zuerst die Notwendigkeit und die Bedeutung der niederen Schulen erkannt. Aber nach seinem Tode siechte seine Schöpfung bald hin. Die nur kirchlichen Zwecken dienenden Latein- (Kloster- und Dom-) Schulen erstickten schnell die Aussaat des großen Kaisers. Die Einseitigkeit dieser Anstalten und die Dürftigkeit der von ihnen übermittelten Bildung gaben zwar schon frühe mancher Stadt Anlaß, eigene Unterrichtsstätten zu gründen; auch schuf sich die Ritterschaft eine standesgemäße Erziehung, die auf sieben, den septem artes liberales entsprechende vrumihheiten (Vollkommenheiten) abzielte. Endlich finden sich in späterer Zeit wieder hier und da Ansätze zu freierer, gründ-

licher Jugendbildung wie in den Schulen der Hieronymianer oder Brüder vom gemeinen Leben in den Niederlanden, namentlich zu Deventer (§ 90). Im allgemeinen aber lag dieses Gebiet der Erziehung brach und blieb dem Elternhause oder Winkel- und Klippschulen überlassen. Ebensowenig konnten die „Kollegien“ der Jesuiten einen Ersatz bieten. Dagegen hat in protestantischen Ländern die Reformation einen Fortschritt wenigstens angebahnt. Freilich vermochten sich selbst die einsichtigen Vorkämpfer des allgemeinen Unterrichts, Luther voran, doch nicht zu entschließen, das überlieferte Band zwischen Schule und Kirche zu lösen. So mußte die neue Schulform bald wieder ganz hinter der Lateinschule zurückstehen.

8. Geschichte

Die Geschichtschreibung hat durch den auf die Vergangenheit gerichteten Geist des Humanismus fruchtbare Anregung gewonnen.

Sleidan 1506–1556

Als Stilist und vorurteilsloser Forscher zeichnete sich Johannes Sleidanus (eigentlich Philippson) aus Schleiden bei Köln aus, der als Staatsmann im Dienste Franz I. von Frankreich, dann nach seinem Übertritte für die Schmalkaldener Fürsten, zuletzt in Straßburg tätig war und auch der Kirchenversammlung von Trient beiwohnte. Seine Hauptwerke sind De quattuor summis imperiis (Von den vier Weltreichen) und De statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare commentarii (Vom Zustande der Religion und des Staates unter Kaiser Karl V.). Dieses wurde später verdeutscht. Der alten Einteilung nach den vier Weltreichen folgten auch die Werke Rudolf Agricolas (Frisius) (§ 19) und Carions. Agricolas nie gedruckte, aber vielverbreitete Weltgeschichte hat sich nicht erhalten. Carions Geschichte, wegen des deutschen Ausdruckes und der Quellenkritik gleich beachtenswert, wurde von Melanchthon zunächst durchgesehen und erweitert, in dieser Fassung in mehrere Sprachen, darunter wiederum von Melanchthon ins Lateinische, übersetzt und schließlich vollständig umgearbeitet als Chronicon herausgegeben; sein Schwiegersohn Peucer setzte es dann fort. — Anfänge einer protestantischen Kirchengeschichte hat man zu sehen in den Magdeburgischen Zenturien, so genannt von der Einteilung des Stoffes nach Jahrhunderten. Sie sind das gemeinsame Werk einer Anzahl Gelehrter (Zenturiatoren), an deren Spitze Matthias Flacius Illyricus (§ 176) stand. Die Weltgeschichte behandelten des vielverfolgten Wiedertäufers Sebastian Franck Zeytbuch und Geschichtsbibel von Anbegyn bis 1531, sowie die Chronik vom Ursprunge des alten Deutschlands, die der Bayer Thurmayer von Abensberg (Aventinus) verfaßte. Eine wertvolle Historia belli Suitensis schrieb Willibald Pirkheimer (§ 19), der 1499 gegen die Schweizer mitgekämpft hatte. Liebevolle Pflege erfuhr die Landesgeschichte in zahlreichen Chroniken, so in der Schweizer von Ägidius Tschudi, der Bayerischen von Thurmayer, der Pommerischen von Kantzow, der Holsteiner von Petersen, der Preußischen von David. Auch das Lebensbild ist durch die Aufzeichnungen des fränkischen Ritters Götz von Berlichingen (§ 39) und des bekannten Feldhauptmanns Schärtlin von Burtenbach (§ 62) vertreten.

Rud. Agricola 1443–1485; Carion 1499–1537; Flacius 1520–1575; Seb. Franck 1499–1542; Thurmayer 1477–1534; Tschudi † 1572; Kantzow † 1542; Petersen † 1552; David † 1583; Götz von Berlichingen 1480–1562; Schärtlin von Burtenbach 1496–1577

Auf des erwähnten Sebastian Franck Erdkunde: Weltbuch, Spiegel und Bildtniß des gantzen Erdbodens (1534) folgte zehn Jahre später die Cosmographia, Beschreibung aller Länder von Sebastian Münster. Dieses vielfach übersetzte und aufgelegte Werk zeugt von eingehender Kenntnis der Geschichte der Entdeckungen, die natürlich zunächst und zumeist von Spaniern und Portugiesen gepflegt wurde. Schon Kolumbus hatte in seinen Briefen begeisterte Schilderungen von der Natur der Neuen Welt und von dem harmlosen Dasein ihrer Bewohner gegeben. Mit Kraft und Klarheit berichtet Fernando Cortez in seinem Sendschreiben an Karl V. von seinen Taten und Erlebnissen, die dann auch an Bernal Diaz del Castilho in der Historia verdadera della conquista de la nueva Espagna einen redseligen, aber überzeugten Herold gefunden haben, der sich seines Anteils an Sieg und Erfolg wohl bewußt ist. Von größter Wichtigkeit für die Kenntnis der Eroberungen und der „neuen Inseln“ sind die Werke des menschenfreundlichen und tatkräftigen Schützers der Eingeborenen Bartolomeo de Las Casas (§ 13), der lange, zuletzt als Bischof von Mexiko, in Amerika wirkte. Seine Historia general de las Indias von der Entdeckung bis 1520 ist nur handschriftlich erhalten, wurde aber von Antonio de Herrera ausgiebig benutzt und ausgezogen, der selbst eine Beschreibung Westindiens und die Geschichte seiner Entdeckung gab. Über des Las Casas leidenschaftlichen Gegner Sepulveda vgl. Bd. II, § 345. Die Eroberung Perus erzählte der Begleiter Pizarros, Francisco de Xerez, die der Molukken Leonardo de Argensola.

Seb. Münster 1489–1552; Las Casas 1474–1566; Herrera 1559–1625; Argensola 1565–1631

Die Großtaten der Portugiesen in Indien fanden einen begeisterten Darsteller in Joao de Barros: Entdeckung und Eroberung der Meere und Länder des Ostens, von denen in gleich wissenschaftlicher Weise de Castanhedas Werk vom Jahre 1552 berichtet. 1557 erschienen die Commentarios do grande d'Albuquerque, ein Ehrenmal des großen Ent-

Barros 1496–1570; Castanheda † 1559

Guicciardini 1482—1540

deckers von seinem Sohne Blas. — Die Geschichte Italiens des Guicciardini umfaßt den Zeitraum von 1492 bis 1530. Von ihrem Ruhme als lautere und selbständige Forscherarbeit hat sie zwar nicht unbeträchtlich eingebüßt; aber scharfsinnige Beobachtung von Personen und Verhältnissen sichern der breiten, trotz rednerischen Schmuckes schwerfälligen Darstellung auch heute noch ihren Wert. Der Verfasser, Francesco Guicciardini aus Florenz, stand als Statthalter und Feldherr im Dienste des Papstes. Ursprünglich in der Landessprache geschrieben, wurde sein Werk bald übersetzt und so über ganz Europa verbreitet. 1583 setzte es Adriani in der Geschichte seiner Zeit fort.

4. Recht

Auch der Rechtswissenschaft wies die Wiedererweckung des Altertums neue Bahnen.

Das römische Recht hatte sich durch die Stürme der Völkerwanderung hindurch allerorten in seinem Gültigkeitsbereiche behauptet, mochte dieser auch in den Besitz der germanischen Eroberer gelangt sein. Auf der altrömischen Überlieferung hatte ferner die Kirche das kanonische Recht aufgebaut, auch galt das römische Recht als Kaiserrecht (II, § 252). Jetzt brachten nun die zahlreichen Wallfahrer zu den Quellen freier Geistesbildung aus Italien die Kenntnis des römischen Rechts mit in das öffentliche Leben und die Gerichtshöfe der Heimat; besonders die Reichsstädte machten den Universitäten und der gelehrten Welt den Alleinbesitz der hochentwickelten Wissenschaft streitig, die den unbestreitbaren Vorzug leichter Anwendung selbst auf die schwierigsten Rechtsfälle der vorgeschrittenen Verkehrs- und Lebensverhältnisse besaß (II, § 252). Dieser Vorzug, dazu der Abfall der Gelehrten von der heimischen Rechtspflege entschieden gegen den volkstümlichen Widerstand, der sich gegen die Neuerungen halbwissender und eigennütziger Schreiber ereiferte und von „Barteln und Baldeln und anderen Doktoren" nichts wissen wollte. Denn gerade die italienischen Gelehrten Bartolus und Baldus de Ubaldis galten dem Volke durch ihre Erklärungsschriften zu den römischen Rechtsbüchern als Häupter der neuen Schule. Sie sind die namhaftesten Postglossatoren (II, § 252), Nachfolger der alten Glossatoren, die das Corpus iuris (II, § 43) erklärt, wohl aber auch mit fremdartigen Zusätzen entstellt und schließlich mit einem undurchdringlichen Walde von hergebrachten Meinungen verdunkelt hatten. Eine Reinigung und wissenschaftliche Bearbeitung bahnte sich an mit dem Studium der römischen Rechtsquellen, dem die Herausgabe der nach italienischen Handschriften verbesserten Pandekten und anderer Teile des Corpus durch Gregorius Haloander (Meltzer) aus Zwickau besonderen Vorschub leistete. Eine Reihe gemeinverständlicher Werke und Handbücher zunächst in lateinischer Sprache erleichterten dem römischen Rechte den Eingang in das Leben und Volksbewußtsein. Bald folgten deutschgeschriebene Rechtsbücher, unter denen der Laienspiegel von Ulrich Tengler und der Klagspiegel des bekannten Humanisten Sebastian Brant (II, § 266), der lange als Rechtslehrer in Basel wirkte, vor anderen verbreitet und von Bedeutung waren. Unter den Gelehrten, die durch Vergleichung der Handschriften die Texte verbesserten und dadurch wie durch Erläuterungen das Verständnis der Quellen förderten, kurz den Grund zu geordneter Rechtswissenschaft legten, steht in jener Zeit der Franzose Cujacius (Jacques de Cujas § 89) obenan, die Zierde der französischen Universitäten, denen er angehört hat. Seine Werke füllen elf Folianten. Vergeblich lehnten sich die Vertreter des Alten sowohl aus dem Kreise der Laien, besonders die Schöppen, wie aus der gelehrten Welt auf. Auch in Frankreich vermochte der für das nationale Recht kämpfende Hotomannus (François Hotman) mit seinem Antitribonianus den Sieg der Romanisten nicht aufzuhalten. Hotman, wie seine Observationes iuris romani zeigen, ein zuständiger Beurteiler und tüchtiger Humanist, lebte nach seinem Übertritte zur reformierten Kirche als Universitätslehrer in seinem Vaterlande, auch am Hofe Heinrichs von Navarra, für den er mit einer spöttischen Flugschrift gegen den päpstlichen Bann eintrat, zuletzt, glücklich der Bartholomäusnacht entronnen, in der Schweiz. Schrittweise verloren die Völker die rechtsübende richterliche Gewalt. Die Rechtspflege, bei der bisher Öffentlichkeit und mündliches Verfahren obgewaltet hatten, wurde in den Händen zünftiger Gelehrter und Richter geheim und schriftlich. Das alte Schöffentum welkte dahin, bis es an Entkräftung starb. Nur England bewahrte sich das volkstümliche Schwurgericht mit standesgleichen Geschworenen. — Anderseits wurden die Folter und die grausamen Strafen des Mittelalters gemildert, aber die Hexenprozesse übten noch zwei Jahrhunderte ihre Greuel. Gegenüber dem willkürlichen und fast gesetzlosen Gerichtswesen früherer Zeiten drängte das entwickelte Rechtsgefühl auf ein verbessertes und womöglich einheitliches Gerichtsverfahren für das ganze Reich. Der dahingehende Beschluß des Reichstages von 1498 begegnete aber bei der Ausführung großen Schwierigkeiten. Deshalb gingen einzelne Landesfürsten wie der Fürstbischof Georg von Bamberg 1507 und die brandenburgischen Markgrafen 1516 mit besonderen Halsgerichtsord-

Bartolus 1314—1357

Baldus de Ubaldis 1327—1400

Haloander † 1531

Tengler † 1510

Cujacius 1522—1590

Hotman 1524—1590

nungen vor, in denen deutsche und römische Rechtsbestimmungen verschmolzen und dem Rechtsbewußtsein der Zeit einigermaßen angepaßt waren. An der Bambergischen Ordnung hatte der fränkische Freiherr von Schwarzenberg auf Hohenlandsberg, fürstbischöflicher Landhofmeister, den größten Anteil. Nach seinem Tode wurde endlich auf dem Reichstage von Regensburg 1532 (§ 81) sein Werk als „Kaiser Karls V. und des heiligen römischen Reiches peinliche Gerichtsordnung" fast unverändert von der Mehrheit der Fürsten angenommen; doch vereitelten die Sondergelüste der Einzelstaaten seine Allgemeingültigkeit namentlich durch die „salvatorische Klausel" (Vorbehalt der hergebrachten Volksrechtsbräuche). Allmählich fand indessen die Carolina (so genannt nach dem Titel der lateinischen Übersetzung: Constitutio Criminalis Carolina, auch kurzweg als CCC bezeichnet) besonders auf die Fürsprache der bedeutendsten Rechtsgelehrten hin überall Aufnahme und ist in einigen Staaten, wie Mecklenburg, Lippe-Schaumburg, erst 1871 durch das Strafgesetzbuch des Norddeutschen Bundes abgelöst worden. In ihren harten Strafbestimmungen und in der Zulassung der Folter ein Spiegel ihrer rauhen Zeit und ebendarum fast berüchtigt, bezeichnet die Carolina gleichwohl gegenüber der mittelalterlichen Rechtslosigkeit und Grausamkeit einen bedeutenden Fortschritt zu vernünftiger Rechtspflege.

Schwarzenberg 1463—1528

Carolina 1532

5. Sternkunde

Für die Kenntnis des Sternenhimmels bereitete sich ein grundstürzender Umschwung vor.

Die Ptolemäische Ansicht und Lehre vom Weltall ließen sich ohne Zwang nicht länger aufrechterhalten, und ihre innerliche Unwahrscheinlichkeit mag denkenden Köpfen bereits seit geraumer Zeit zum Bewußtsein gekommen sein. Aber sogar selbständige Forscher wie Purbach und Regiomontan, die sich in der Mathematik von veraltetem Herkommen kühn losmachten und neue Wissensgebiete erschlossen, mußten sich mit dem überlieferten Weltbilde behelfen. Der Professor der Mathematik und Sternkunde in Wien, Georg Purbach, so genannt nach seinem Geburtsorte in Österreich, hatte außer in Deutschland und Frankreich auch in Italien studiert, wo er später als Lehrer auftrat. Verdienstlich waren sein Verzeichnis der Fixsterne und seine Planetentafeln. Sein Schüler Regiomontan (Johannes Müller aus Königsberg in Franken) gewann Beziehungen zu Bessarion (§ 16), lernte in Italien Griechisch und errichtete nach kurzem Dienste bei König Matthias Corvinus (II, § 377) in Nürnberg eine Druckerei. Hier befaßte er sich auch mit der Herstellung astronomischer Instrumente und der Verbesserung des Kalenders. Zuletzt war er Bischof von Regensburg.

Purbach 1423—1461

Regiomontan 1436—1476

Der eigentliche Vorstoß gegen die durch tausendjähriges Alter gekräftigte und durch den Machtspruch der Kirche geheiligte Irrlehre geschah durch den Frauenburger Domherrn Nikolaus Koppernikus aus Thorn, wohin sein Vater Niklas Koppernigk aus Schlesien übergesiedelt war.

Koppernikus 1473—1543

Koppernikus war ein Mann von schöpferischer Geisteskraft. Aus Italien kehrte er als vollkommener Humanist, als Doktor des Rechtes und der Medizin, vor allem als begeisterter Sternenforscher zurück. Eifriges Studium alter und neuer Wissenschaft und mehr noch eigene Beobachtung sowie Berechnung der Erscheinungen am Himmel, die er in seiner Wohnung am Dom in Frauenburg mit nur unzulänglichen Hilfsmitteln, aber unablässig verfolgte, reiften und befestigten in ihm die Überzeugung, die Sonne bilde den Mittelpunkt der Planetenwelt, der die auch mit Achsendrehung begabte Erde als Glied angehöre; ihr Begleiter sei der Mond. Überaus gewissenhaft und allem Selbstruhme abhold, zögerte Koppernikus das in seinen Folgen unübersehbare Ergebnis zu veröffentlichen. Doch sickerte eine Kunde davon bis Rom durch. Endlich gestattete er auf vieles Drängen den Druck seines Werkes, das er dem Papste Paul III. widmete. Doch erlebte er die Herausgabe nicht. In Koppernikus vor anderen erwies sich die befreiende Kraft des Humanismus.

6. Medizin

In der Medizin leitete der Schwyzer Paracelsus eine neue Zeit ein.

Theophrastus Aureolus Paracelsus, genannt Bombastus, von Hohenheim (§ 98,1) hatte sich auf langer Wanderschaft reiche Kenntnisse der Naturkräfte in Pflanzen und Mineralien, auch der Chemie bei dem Benediktiner und Humanisten Tritheim, eigentlich Heidenberg aus Trittenheim, erworben. Als Schriftsteller und vielbewunderter Arzt in der Schweiz und Süddeutschland tätig, kämpfte er gegen die besonders von Arabern und Italienern verbreiteten Lehren des Griechen Galenus, dessen Werke er mit denen des Avicenna (II, § 184) verbrannte, für ein naturgemäßes Heilverfahren, für Beobachtung und Erfahrung, zog die Chemie zur Bereitung wirksamer Mittel heran und handhabte mit Erfolg die Chirurgie. In der Krankheit sah er ein selbständiges Schmarotzerwesen, über das der Körper zum Siege befähigt werde durch eine den Arzneien (arcana) innewohnende nichtstoffliche Kraft. In vielen Stücken seiner Zeit weit voraus, verlor sich der tief-

Paracelsus 1493—1541

Trithemius 1462—1516

sinnige, kenntnisreiche Gelehrte in phantastische und schwärmerische Ideen, die in eine wilde, geschraubte, durch Bilder und alchymistische Kunstausdrücke noch verworrenere Sprache gekleidet waren. Die wissenschaftlichen Waffen gegen die arabische Heilkunde schuf der Professor in Marburg, dann Jena, Janus Cornarus aus Zwickau, durch lateinische Übersetzungen altgriechischer Ärzte, namentlich des Hippokrates. Gleichzeitig legte ein Mann aus deutschem Geblüte, der Leibarzt Karls V., Andreas Vesalius aus Brüssel, besonders durch das Werk De corporis humani fabrica den Grund zur Anatomie, wofür ihn freilich die Inquisition zum Tode verurteilte. — Für die Pflanzenkunde wurde der „deutsche Plinius", Konrad von Gesner, ein vielseitiger Gelehrter, der mit genauester Kenntnis der alten Literatur über alle Naturreiche eigene Beobachtung und Forschung verband, zum Bahnbrecher, wie ein anderer Arzt, Georg Agricola (Bauer) aus Glauchau, der in Joachimsthal das Bergwesen studiert und gefördert hat, für die Gesteinkunde.

Cornarus 1500—1558 Vesalius 1514—1564 Pflanzenkunde Gesner 1516—1565 Gesteinkunde G. Agricola 1490—1555

C. Die Kunst der Renaissance.

1. Italien.

§ 99. Charakter der Renaissance. Baukunst. Das schlechthin künstlerische Volk des Altertums waren die Griechen, das der Neuzeit sind die Italiener. Diese sind aber nicht die Erben der Hellenen; denn sie haben ihr Werk nicht auf die Hinterlassenschaft der Alten gegründet, sondern ihre Kunst ist dem eigenen Geist entsprossen. Die bildenden Künste, vor allem die Malerei, feiern bei ihnen eine glänzende Auferstehung und Wiedergeburt, Rinascimento, Renaissance*): die Anschauungen des Mittelalters sinken zurück, die engen genossenschaftlichen Verbindungen lösen sich auf, der Einfluß der Kirche wird schwächer, und das Individuum, die Persönlichkeit, gelangt zu freier, rein menschlicher Entfaltung (§ 1). Eifriges Naturstudium und die Wiedererweckung des Altertums im Humanismus (§ 15) wirken als mächtige Hebel; war doch antik heidnische Denkweise im Mittelalter nie ganz verloren gegangen. Die feinsten Wurzeln der Renaissance aber reichen über Dante bis auf Franz von Assisi zurück.

Renaissance

Das Interesse für Natur und Wirklichkeit, das Naturgefühl, zeigt sich in der wissenschaftlichen Forschung und im künstlerischen Studium; es zeigt sich schon leise in der Commedia divina und in Petrarcas Schilderung der Besteigung des Monte Ventoux. Der Sinn für landschaftliche Schönheit aber entpuppt sich zuerst in den Goliardenliedern (Liedern fahrender Gesellen) des 14. Jahrhunderts; glänzende Naturschilderungen finden sich bereits bei Poliziano und Lorenzo Magnifico (§ 94, II, § 330), und bei Äneas Sylvius (Enea Silvio, II, § 313) flammt das Empfinden zu heller Begeisterung auf. Die Kunst folgt nach, wenn auch langsam und gemessen: während sich in Giottos Bildern nur ein lebhaftes Naturgefühl äußert, kommt später in Masaccios Fresken die landschaftliche Schönheit deutlich zur Geltung. Die neuen Errungenschaften hingen innig zusammen mit dem Studium der Optik und Perspektive, um deren Theorie Paolo Toscanelli del Pozzo und Leo Battista Alberti und um deren Handhabung sich Brunelleschi und Paolo Uccello besonders verdient machten. Nun erst vermochte die geschickte, frühzeitig geübte Hand das Bild der Außenwelt und die künstlerische Absicht auf der Fläche getreu wiederzugeben. Die Antike überschreitet fast zögernd und kaum bemerkt die Schwelle des Neuen: in Masaccios Fresken von S. Clemente steht eine Götterstatue auf korinthischer Säule, Benozzo Gozzoli schmückt eine Truhe mit der Entführung Helenas, Piero di Cosimo malt den Raub des Hylas und den Tod der Prokris, Botticelli stellt den Konstantinsbogen und die Rossebändiger in seine Landschaften und weckt Venus und Pallas, Mars und Merkur, Grazien und Horen zu neuem Leben, Mantegna malt den Parnaß für Isabella d'Este und zeichnet Cäsars Triumphzug mit archäologischer Treue.

Die italienische Renaissance zerfällt (schon bei Vasari) in drei Epochen: Frührenaissance oder Quattrocento (15. Jahrhundert), Hoch- und Spätrenaissance (16. Jahrhundert, Cinquecento).

---

*) Dies Wort findet sich zuerst bei dem Künstlerbiographen und Maler Giorgio Vasari als Bezeichnung der Neugeburt Italiens nach dem Niedergang in dem „barbarischen" (gotischen) Mittelalter.

Abgesehen von den Fundamentalgesetzen der Konstruktion, den architektonischen Gliedern, namentlich Säulen und Gebälk und den Ornamenten, die der antik-römischen Architektur entnommen werden, erhält der neue Baustil ein selbständiges Gepräge. Die Anlage der Profanbauten entwickelt sich teils aus dem mittelalterlichen Burgenbau, teils geht sie ihre eigenen Wege, die durch neue, moderne Ziele vorgezeichnet werden; ein Weg führt bis zu unserem modernen Wohnhause, das in gerader Linie auf den florentinischen Palastbau Brunelleschis zurückgeht. Im Anfang bleibt der Charakter des alten Wohnturms gewahrt, dessen kriegerisches Aussehen durch die schon von den Römern angewandte Rustikaquaderung (Bossage, rauh behauene Steine mit abgenommenen Kanten) noch erhöht wird. *Baukunst* *Palastbau*

Der Kirchenbau weist Zentral- und Langhausanlagen auf. Jene sind entweder einfache, ungegliederte (runde oder achteckige) Bauten mit Kuppel, die auf der Mauer aufsitzt, oder quadratische Bauten mit Hängekuppel über vier Bogen, oder es sind gegliederte Zentralbauten, deren Mitte ein achteckiger oder quadratischer Kuppelraum mit Umgang und Kapellen einnimmt. In der Hochrenaissance erreicht der Zentralbau über griechischem Kreuz, zwischen dessen Arme sich Seitenräume einfügen, seine höchste Vollendung. Die Langhausbauten besitzen entweder einen quadratischen Kuppelraum oder ein mit Kuppel und Apsis versehenes Querschiff; entweder sind es einschiffige Kirchen mit Kapellenreihen oder drei- oder fünfschiffige mit flachen oder gewölbten Decken. Der Glockenturm, stets von der Kirche getrennt, steht meist auf quadratischer, selten auf achteckiger Basis. *Kirchenbau*

Das Ornament erfährt eine besonders energische Durchbildung. Die freie Behandlung antiker Vorbilder führt zu neuen Formen der Stein- und Holzintarsia (eingelegter Arbeit), des Marmorniello (mit vertiefter und schwarz ausgefüllter Zeichnung) und des Sgraffito (auf die dunkle Putzschicht wird eine helle, der Anguß, aufgesetzt und dann die Zeichnung in der Farbe des freigelegten Untergrundes durch Auskratzen hervorgeholt). Zu dem ein- und vielfarbigen Ornament tritt das Reliefornament, das in Marmor, Terrakotta und Stuck die ganze Skala vom zartesten Flachrelief bis zum kräftigsten Hochrelief durchläuft. Neben Pflanzen-, Tier- und Menschengestalten kommt als neues Motiv das Schildwerk (im Cinquecento als Kartuschen mit aufgebogenen und gerollten Rändern) hinzu; daneben zeigen sich hängende Zieraten und Embleme, Blätter- und Fruchtkränze (Festons). *Ornament*

Der Begründer des Renaissancestiles ist Filippo Brunelleschi, der sich als Goldschmied und Ingenieur, namentlich aber als Architekt und Bildhauer hervortat. Er studierte Roms antike Bauwerke und siegte, nach Florenz zurückgekehrt, 1420 in dem Wettbewerb um den Bau der Domkuppel, die ohne Gerüst nach seinem Modell als doppelte Kuppelschale über dem achteckigen Tambour 1436 vollendet wurde, ein bahnbrechendes, konstruktives Meisterwerk. 1421 begann er den Bau der Säulenbasilika S. Lorenzo, nach 1436 den der Basilika von Santo Spirito und den Chiostro von Santa Croce, in dessen Nordwestecke er die zierliche Cappella de' Pazzi stellte; noch vor 1420 begann er die Vorhalle zum Spedale degli Innocenti (des Findelhauses) und das Amtshaus der Capitani di Parte Guelfa. Der von ihm 1446 begonnene machtvolle Palazzo Pitti ist später (1570) von Ammanati vollendet worden; ebenso hat er die Vollendung des reizvollen Palazzo Pazzi (heute Quaratesi) nicht erlebt. In Pisa legte er zwei Zitadellen, einen Hafen und zwei Brückenköpfe an. Der Plan eines Wohnhauses für Cosimo, den pater patriae (II, § 325), kam nicht zur Ausführung, da ihn der Bauherr als zu prunkvoll verwarf. Der Bau wurde später dem Architekten und Bildhauer Michelozzo di Bartolommeo übertragen, als dessen Hauptwerk der Bossagen-(Rustika-)Bau des Palazzo Medici (Riccardi) mit seiner Säulenhalle und dem prachtvollen Kranzgesims zu betrachten ist. Außerdem verdankt ihm Florenz den Hof des Palazzo Vecchio und die Klosterhöfe von S. Marco und S. Croce, Mailand aber die Branca Medicea und die Kapelle in S. Eustorgio. Der Ruhm eines Mitbegründers des neuen Baustils gebührt dem genialen Leo Battista Alberti, der sich als Dichter und Musiker, Kunsttheoretiker, Architekt und Maler zugleich auszeichnete. Seine schrankenlose Begeisterung für die altrömische Architektur verführte ihn indes zur Übertragung antiker Formen größeren *Brunelleschi 1377—1446* *Michelozzo 1396—1472* *L. B. Alberti 1404—1472*

Maßstabes, von Tempelfronten und Triumphbogen auf moderne Bauten, z. B. an den Kirchen S. Francesco in Rimini (1447—1450 für Sigismondo Malatesta) und S. Andrea in Mantua (1472). Den Palazzo Rucellai in Florenz versah er um 1460 mit antikisierenden Portalen und mit dorischen und korinthischen Pilastern, die neben der horizontalen Gliederung auch die vertikale Linie kräftig betonen; S. Maria Novella erhielt von ihm das Hauptportal und das inkrustierte Obergeschoß mit den ersten Seitenvoluten, Sant' Annunziata den Chorschluß. In der jetzt geschlossenen Kirche S. Pancrazio in Florenz rührt die Heilige Grab-Kapelle ein „Schmuckkästchen größten Formates", von ihm her. Er schrieb De re aedificatoria, De pictura (1540), das erste Lehrbuch der Malerei, Della statua und fünf Bände Opere volgari. 1489 begann Benedetto da Maiano für Filippo Strozzi (§ 122) den Palazzo Strozzi in Florenz, den Simone Cronaca mit dem berühmten Kranzgesims schmückte. Cronaca ist auch der Erbauer der anmutigen Kirche San Francesco al Monte (1498), der „bella villanella" (Michelangelo), und des Palazzo Guadagni, eines Rustikabaues, dessen drittes Stockwerk in einer offenen Säulenhalle besteht. Giuliano da Sangallo begann die Sakristei von S. Spirito, die ebenfalls Cronaca vollendete, und baute den Palazzo Gondi in Florenz und die Villa Poggio a Caiano bei Florenz für Lorenzo Magnifico. Bernardino Rossellino (Gambeselli) ist der Erbauer des Domes von Pienza, des Palazzo Piccolomini daselbst und des ersten Neubaues der Apsis an S. Peter in Rom. Luciano da Laurana (aus Istrien), der Lehrer Bramantes, erbaut unter Federigo da Montefeltre den Herzogspalast in Urbino, das besterhaltene städtische Schloß der Frührenaissance, den Palast in Gubbio und den Palazzo Prefettizio in Pesaro. Rom erhält 1455 den Palazzo Venezia mit der Kirche S. Marco und dem Hofe, in dessen Arkaden sich die antik-römische Bogenhalle widerspiegelt; ferner entstehen in Rom: S. Agostino (1479—1483) von G. da Pietrasanta, S. Maria del Popolo und die Sixtinische Kapelle (1473—1481) von Giovanni de' Dolci. In Mailand ist Donato Lazari aus Castel Durante, gen. Bramante, der Hauptvertreter der Frührenaissance: in den Kuppelkirchen S. Satiro und S. M. delle Grazie vereinigt er ungezwungen Backsteinbau mit antiken Formen. Während der Bau des Mailänder Domes rüstig fortschreitet, wird das Ospedale Maggiore von Antonio Filarete begonnen und das Kastell der Sforza von Luca Beltrami vollendet. Unter Bramantes Einfluß baute Dolcebuono die dreischiffige Kuppelkirche S. Maria presso S. Celso, Cristoforo Rocchi den Dom in Pavia, und Tommaso Rodari vollendete den Dom von Como (Porta della Rana, Statuen der Brüder Plinius). 1473 beginnt Giovanni Antonio Amadeo die Fassade der Certosa bei Pavia, die Benedetto Briosco 1500—1507 vollendet. Im Palastbau von Bologna gibt sich eine ausgesprochene Vorliebe für Arkaden (Straßenhallen) zu erkennen (später auch außerhalb der Stadt über den Arco del Meloncello bis nach S. Luca hinauf): Palazzo Fava; ohne Arkaden: Palazzo Bevilacqua mit herrlichem Hofe. In Venedig spielt das dekorative Element die Hauptrolle, namentlich die Inkrustierung der Fassaden: S. Maria de' Miracoli mit kassettiertem Tonnengewölbe, 1480 von Pietro Lombardo erbaut, die Scuole (Versammlungshäuser der Laienbrüderschaften): Scuola di S. Marco (um 1400) mit herrlicher Treppe von Moro Coducci und mit Ornamenten und Reliefs von Tullio Lombardo, die Scuola di S. Rocco, von Santo Lombardo (nach 1500) begonnen und 1550 von Scarpagnino, dem Erbauer der Fassade von S. Sebastiano und der Fabbriche Nuove, vollendet. P. Lombardo erbaut 1481 den Palast Vendramin Calergi mit korinthischen Säulen und Pilastern, Antonio Rizzo den Hof des Dogenpalastes und (1498) die Scala dei Giganti. In Verona baut der gelehrte Dominikaner Fra Giocondo den Palazzo del Consiglio, in Bergamo fügt Amadeo die Cappella Colleoni zu S. Maria Maggiore.

B. da Maiano 1442—1498 · S. Cronaca 14[illegible]—1508 · G. da Sangallo 1445—1516 · B. Rossellino 1409—1464 · L. da Laurana † 1479? · Bramante 1445—1514 · A. Amadeo 1447—1522 · P. Lombardo † 1515 · A. Rizzo um 1433 —1529

Die Wiege der Hochrenaissance ist Rom. Unter den prunk- und kunstliebenden Päpsten Julius II. und Leo X. (§ 16) zeigt der neue Baustil eine weit strengere Behandlung des von der Antike Übernommenen und eine besondere Vorliebe für große Flächen, die Bauglieder fallen mehr ins Gewicht, die Pilaster werden seltener, und die Ornamente treten zurück; dadurch werden die Kontraste verstärkt, die harmonisch gegliederten Räume weiten sich und wirken monumentaler. Der Rustikabau der Paläste dominiert, die Tonnengewölbe und Kuppeln der Kirchen ruhen auf mächtigen Pfeilern.

1503—1513 · 1513—1521

Der Baustil der Hochrenaissance nimmt seinen Ausgang von Bramante. Von ihm rühren her: der Tempietto im Klosterhof von S. Pietro in Montorio (1499—1502), der Chiostro von S. Maria della Pace (1504), der Chor von S. Maria del Popolo, der Damasushof des Vatikans (zum Teil von Raffael), der unvollendete Justizpalast Julius II. (Palazzo di S. Biagio), der Palazzo Caprini (Raffaels Haus); die Cancelleria (1486 be-

Bramante 1444—1514

gonnen) und der Palazzo Giraud (heute Torlonia, 1496—1504), werden ihm jedoch mit Recht abgesprochen. Dagegen verdankt ihm Rom die Grundlage der neuen Kirche S. Pietro in Vaticano, die sich an Stelle der alten Basilika erhebt. Den Grundriß des gewaltigen Zentralbaues bildet ein griechisches Kreuz in einem Quadrate, dessen Seiten von den abgerundeten Armen durchbrochen werden; auf vier Mittelpfeiler setzt sich die Hauptkuppel, umstellt von kleineren Kuppeln über den vier quadratischen Eckflächen. Diese vier Mittelpfeiler und ihre Bindeglieder sowie der Südarm des Kreuzes gelangten zur Ausführung. Von seiner Hand, nicht von Raffael, stammt jenes an Papst Julius II. gerichtete denkwürdige Schreiben, in dem der Verfasser u. a. eine Regelung der Ausgrabungen anstrebt. Nach Bramantes Tode übernimmt Raffael, dann Antonio da Sangallo d. j. und Peruzzi die Leitung, ohne daß ein von ihnen geplantes Langhaus in Angriff genommen wird. Ihr Nachfolger ist Michelangelo (1547—1564); er beläßt den Zentralbau, gestaltet ihn aber einfacher und geschlossener, indem er die Umgänge der Kreuzarme beseitigt, die vier kleineren, elliptischen Kuppeln in die Ecken des Quadrates rückt und die von ihm neu modellierte Hauptkuppel zur Herrscherin über das Ganze setzt. Mit Ausnahme der von ihm entworfenen Vorhalle kommt sein Plan zur Durchführung. Das Profil der großen Kuppel, deren Modell noch vorhanden ist, wird von der Kurve höchster Tragfähigkeit umrissen: über dem mächtigen Tambour, der jeder der sechzehn Rippen zwei korinthische Säulen unterstellt, erscheint die gewaltige Kuppel wie von inneren Kräften emporgehoben. Carlo Maderna fügte 1605 das dreischiffige Langhaus, die Vorhalle und auch die Fassade hinzu, die die Wirkung der ursprünglichen Anlage stark beeinträchtigt. Vollendet wird der Bau von Lorenzo Bernini (§ 262), dem Schöpfer der Kolonnaden, die die Piazza S. Pietro dem Bauwerke dienstbar machen.

Peterskirche

Michelangelo 1475—1564

C. Maderna 1556—1629

Bramantes Schüler Michele Sammicheli legt die Porta Stuppa und die Porta Nuova in die Festungswerke Veronas, erbaut Palazzo Bevilacqua, Canossa und Pompei, die Cappella Pellegrini an S. Bernardino in Verona und Palazzo Grimani in Venedig. Der Bildhauer und Architekt Jacopo Tatti, bekannt unter dem Namen Sansovino, aus Florenz, in Rom Schüler Bramantes, errichtet den prunkvollen Marmorbau der Bibliothek (Libreria) von S. Marco in Venedig, den Palazzo Correr della Cà grande, die Loggietta des ehemaligen Campanile und die Kirche S. Giorgio de' Greci.

M. Sammicheli 1484—1559

Sansovino 1486—1570

Um die Mitte des Cinquecento, zur Zeit der Gegenreformation, macht sich ein mehr nüchterner, erkältender Zug bemerkbar, die Dekoration wird vereinfacht, ohne die imposante Wirkung des Bauwerkes zu beeinträchtigen.

In Rom baut Vignola (Giacomo Barozzi aus Vignola), der Begründer des Barockbaues, die Jesuitenkirche Il Gesù, ein Vorbild für zahlreiche Kirchen des Barockstils, ferner das imposante Schloß Caprarola bei Viterbo, den Palazzo Farnese in Piacenza, die Vigna di Papa Giulio III. vor der Porta Flaminia in Rom. Er schrieb ein Handbuch der Säulenordnungen. Sein Schüler Giacomo della Porta führt die Kuppel von S. Peter nach dem Modell Michelangelos aus, vollendet die Fassade von Il Gesù, baut die Sapienza (Universität in Rom), S. Maria ai Monti und S. Caterina de' Funari, die Villa Aldobrandini (Borghese) in Frascati. Der Archäolog Pirro Ligorio baut die Villa d' Este in Tivoli und die Villa Pia in den vatikanischen Gärten. Das Hauptwerk des Künstlerbiographen und Schülers Michelangelos, Giorgio Vasaris, sind die Uffizien, die Galerie an der Piazza della Signoria in Florenz: zwei parallele, durch einen Querarm verbundene Flügelarme. Ein anderer Schüler Michelangelos, der Bildhauer Bartolommeo Ammanati, erbaut den Hof des Palazzo Pitti, den Palazzo Ruspoli in Rom und den Ponte S. Trinità in Florenz. Andrea Palladio aus Vicenza handhabt die Formen der antiken Architektur mit vollendeter Meisterschaft: der korrekteste Vorläufer des Klassizismus. Nach dem Umbau der Basilika in Vicenza, die er mit einer zweigeschossigen Säulenhalle versieht, baut er die Palazzi Chieregati, Barbarano, Valmarano und Prefettizio, die Villa Rotonda bei Vicenza und das Teatro Olimpico, eine Nachahmung der antiken Vorbilder im kleinen. In Venedig wird er der Schöpfer der Kirche Il Redentore, deren Fassade die griechische Tempelfront widerspiegelt, sowie der dreischiffigen Basilika S. Giorgio Maggiore auf der Giudecca und des Klosters der Carità (der jetzigen Akademie). In Genua entsteht eine Reihe glänzender Paläste mit weiten Treppenhallen und Vestibülen nach dem Vorbilde der Treppe des Palazzo Ducale (jetzt Rathaus) von Rocco Pennone (1550). Galeazzo Alessi aus Perugia gibt seinen Palästen (den Palazzi Lercari, Parodi, Giorgio, Doria, Adorno und Villa Cambiaso) ein effektvolles, malerisches Äußere. Von ihm stammt auch die Porta del Molo Vecchio sowie die Anlage der Kirche S. Maria in Carignano her, in der er sich an Michelangelos Plan der Peterskirche anlehnt; ebenso geht auf ihn der Bau der Madonna degli Angeli unterhalb Assisi zurück. Später erbaut Rocco Lurago den

Vignola 1507—1573

G. della Porta 1540—1604

P. Ligorio 1530—1580

G. Vasari 1511—1574

B. Ammanati 1511—1592

A. Palladio 1508—1580

G. Alessi 1542—1572

R. Lurago † 1590

Palazzo dell' Università und (1564) den Palazzo Tursi Doria (jetzt Municipio) mit freiliegenden Loggien auf beiden Seiten der Fassade, herrlichem Hof und auf Säulen ruhender Doppeltreppe. In Bologna und Mailand ist der Maler und Architekt Pellegrino Tibaldi tätig; die Kirche S. Fedele und Palazzo Magnani in Bologna, die Rundkirche San Sebastiano in Mailand und die Villa des Kardinals Tolomeo Galli in Gravedona am Comer See lassen ihn als Schüler Vignolas erkennen.

P. Tibaldi 1532—1592

Bildhauerei

§ 100. Bildhauerei. Die Selbständigkeit der künstlerischen Auffassung tritt in der Plastik der Renaissance noch mehr zutage als in der Architektur, aus deren Fesseln sich die Bildhauerei mehr und mehr losringt. Ein energischer Zug zum Realismus vereinigt sich mit dem Streben nach harmonischer Schönheit und imposanter Gestaltung, hie und da, namentlich im Relief, mit einem Hange zum Malerischen. Das Studium der antiken Kunstwerke wird emsig betrieben, ohne jedoch eine unmittelbare Einwirkung zu hinterlassen. Die Wiege der Renaissanceplastik stand in Florenz. Schon Piero di Giovanni Tedesco, ein aus Deutschland eingewanderter Künstler, schmückte ein Südportal des Domes mit Putten und Laubwerk von frischer Natürlichkeit, aber erst die Schöpfungen Ghibertis und Donatellos brachten die gewaltige Umwälzung, neue, selbständige, künstlerische Offenbarungen.

P. di Giovanni um 1400

L. Ghiberti 1378—1455

Lorenzo Ghiberti (L. di Cione) bildet anmutig und schwungvoll bewegte Gestalten, figurenreiche Gruppen auf malerischem, perspektivisch gegliedertem Hintergrunde: nördliche Erztür des Battistero, 1403—24, Gegenstück zu Andrea Pisanos (II, § 273) Südtür, Relief der Opferung Isaaks, das 1401 im Wettbewerb mit Brunelleschi um das Ostportal des Battistero (1425—1452) den Sieg davonträgt, 1417—27 zwei Erzreliefs, Taufe Christi und Johannes vor Herodes am Taufbrunnen in S. Giovanni in Siena, 1432—40 silberner Reliquienschrein des heiligen Zenobius in der Apsis des Domes in Florenz, die Erzfiguren von Johannes dem Täufer, Matthäus und Stephanus an Or San Michele. Von Filippo Brunelleschi sind noch zwei Werke vorhanden: das Konkurrenzrelief Isaaks Opferung im Bargello und das Kruzifix aus Holz in S. Maria Novella. An Vielseitigkeit, Naturwahrheit und dramatischer Kraft überragt beide Brunelleschis Freund und Schüler Donato di Betto Bardi, Donatello, der anfangs Marmorstatuen bildet: den Evangelisten Johannes, David, Petrus, Markus und S. Georg an Or San Michele, den „Zuccone“ am Campanile, Jeremias und Habakuk, Porträte am Campanile, Poggio Bracciolini im Dom, die fälschlich Niccolo Uzano benannte Büste, Johannes den Täufer als Asket, Johannes als Kind, Relief in pietra serena; nach 1426 meist Bronzewerke: Grabmäler im Battistero, die Verkündigung in S. Croce, Relief in pietra serena, Mahl des Herodes (Relief) und zwei Statuetten am Taufbrunnen in S. Giovanni in Siena, Außenkanzel am Dom in Prato, Sängertribüne im Dommuseum in Florenz, David im Bargello (für Cosimo), Amor, Brunnengruppe Judith, jetzt in der Loggia dei Lanzi, Reiterstandbild des Gattamelata vor dem Santo in Padua, Reliefs im Santo, Kanzeln in S. Lorenzo in Florenz; die bekannte Cäcilie, Flachrelief in pietra serena, im Besitz von Lord Wemyß in London, gehört wahrscheinlich Desiderio da Settignano an.

F. Brunelleschi 1379—1446

Donatello 1386—1466

Unter Donatellos Einfluß steht der Begründer der Terrakottaplastik (Anwendung von Schmelzen über dem bemalten Ton) Luca della Robbia, aus dessen Gestalten anfangs herbe und mächtige, später innige und milde Schönheit spricht: Reliefs am Campanile (Orpheus u. a.), Reliefs an der Domkanzel im Dommuseum (Opera del Duomo) [weniger ungestüm in ihrer rhythmischen Bewegung als die Donatellos, bringen sie die Verse des 150. Psalm zu wirkungsvollem Ausdruck], Petrusaltar (im Bargello), Tabernakel in Peretola, Medaillons und Bacini in der Cappella dei Pazzi, Erztüren der Domsakristeien, Grabmal Federighi in S. Trinità (das erste blauweiße Relief), Tabernakel und Deckenschmuck der Impruneta im Val d'Arno, Halbfiguren der Madonna mit dem Kinde im Bargello Wappen der Mercanzia, der Ärzte und Apotheker an Or San Michele, König René von Anjou, Portal der Badia, Lünette von S. Pierino im Bargello, Anbetung der Hirten im South Kensington-Museum und in München, Heimsuchung in Pistoia (S. Giovanni Fuorcivitas). Luca's Neffe und Schüler, Andrea della Robbia, verwertet und erweitert das Überkommene, aber ohne Steigerung des Kunstgehaltes in seinen Altartafeln in den Marken (aus Varramista im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin, in Gradera, in La Verne, Assisi, Siena, Arezzo und im Bargello), in den Medaillons der Wickelkinder an der Halle der Innocenti, der Verkündigung (Lünette im Hofe der Innocenti), in Statuen (Franz von Assisi in der Portiuncula) und Büsten (Jesusknabe im Bargello). Giovanni della Robbia

L. della Robbia 1399—1482

A. della Robbia 1437—1528

G. della Robbia 1469—1529

gibt in seinen größeren Tafeln und Lünetten malerisch bewegte Gruppen mit stärkerer Betonung des Landschaftlichen: Giudizio (Anlehnung an Fra Bartolommeos Fresko) in Volterra, Maria vor Monna Vanna (in Stia), Christus und Thomas (Conservatorio delle Quiete bei Florenz), Stigmatisierung des heiligen Franz (in Barga), Pietà (Bargello, London, Berlin), Statuen (S. Sebastiano in Empoli, S. Maria a Ripa), Fries des Ospedale del Ceppo in Pistoia. Andrea Benedetto Buglionis Lünetten und Grabfiguren sind Arbeiten von zartester Anmut (Lünette am Portale der Badia und am Ospedale in Pistoia, Grabmal von S. Cristina in Bolsena). Die Kunst der Robbia erlischt am Ende des Cinquecento; aber noch heute zählt man an 1200 Belegstücke, von denen (nach Maud Cruttwall) 70 auf Luca, ebensoviel auf Andrea, etwa 180 auf Giovanni und 960 auf die Werkstatt entfallen.

A. Buglioni 1461—1521

Als Nachfolger Donatellos kennzeichnen Agostino di Duccio die Reliefs am Dome von Modena, namentlich aber seine Arbeiten an der Fassade von S. Bernardino in Perugia. Bernardo Rossellino, ein Meister bildnerischen Schmuckes, ist der Schöpfer des Typus des Wandgrabes: Grabmal des Leonardo Bruni in S. Croce, Verkündigung in der Misericordia in Arezzo. Desiderio da Settignano, Schüler und Gehilfe Donatellos, ist in seinen Werken weniger herb als dieser: Grabmal Marzuppini in S. Croce, Wandtabernakel in S. Lorenzo in Florenz, weibliche Büsten in Berlin und Florenz. Unter seinem Einfluß steht der technisch gewandte Antonio Rossellino: Grabmal des Kardinals von Portugal in S. Miniato, Altar der Cappella Piccolomini in Monte Oliveto in Neapel, S. Sebastian in der Pieve in Empoli, Reliefs im Bargello, in S. Croce in Florenz und im Berliner Museum.

A. di Duccio 1418 bis ca. 1482

B. Rossellino 1409—1464

D. da Settignano 1428—1464

A. Rossellino 1427—1478

Antonio del Pollaiuolo, Goldschmied, Bildhauer und Maler, gießt die Bronzedenkmäler Sixtus IV. und Innocenz VIII. in der Peterskirche. Mino di Giovanni da Fiesole verbindet große Naturtreue mit musterhafter Technik, wirkt aber hie und da kleinlich und handwerksmäßig: Grabmäler des Grafen Hugo von Andeburg und des Bernardo Giugni in der Badia in Florenz, des Bischofs Salutati im Dome von Fiesole, Marmorreliefs der Madonna in Berlin und Florenz, Büsten von Piero de' Medici im Bargello in Florenz, von Niccolo Strozzi im Berliner Museum. In der zweiten Hälfte des Quattrocento steht Andrea del Verrocchio (A. di Cione) an der Spitze der Meister, anfangs herb und streng, später Kraft und Anmut verbindend: Grabmal für Piero und Giovanni de' Medici, aus Porphyr und Bronze in der alten Sakristei von S. Lorenzo, Putto mit Delphin im Hof des Palazzo Vecchio, David (Gegenstück zu Donatellos Statue), Marmorrelief der Madonna im Bargello, Tonbüsten von Lorenzo (in Boston in Amerika) und Giuliano de' Medici in Paris (Sammlung G. Dreyfuß), Tonrelief der Madonna in den Uffizien (früher in S. Maria Nuova), machtvolle Bronzegruppe Christus und Thomas mit Umrahmung von Donatello an Or San Michele, Grabmal des Kardinals Niccolo Forteguerra in S. Jacopo in Pistoia, ehernes Standbild des Bartolommeo Colleoni (in dem der reckenhafte Reiter energischer zur Geltung kommt als im Denkmal des Gattamelata), gegossen von A. Leopardi 1496, von dem auch der Marmorsockel stammt. Benedetto da Maiano, Intarsiakünstler, Architekt und Bildhauer, ist der Schöpfer lebendiger Bildnisse (Pietro Mellini im Bargello, Filippo Strozzi im Berliner Museum und im Louvre), von Grabmälern mit Engeln und Madonnen voll Anmut und Holdseligkeit: Grabmal von S. Savinus im Dom von Faenza, von Filippo Strozzi in S. Maria Novella; außerdem stammen von ihm: Kanzel in S. Croce mit Statuetten und Reliefs aus dem Leben von S. Franziskus, Altar der S. Fina im Dome von S. Gimignano.

A. del Pollaiuolo 1429—1498

M. da Fiesole 1431—1484

A. del Verrocchio 1435—1488

B. da Maiano 1442—1497

In Siena, Lucca und Bologna schafft Jacopo della Quercia lebendig bewegte Gruppen am Taufbrunnen in S. Giovanni, an der Fonte Gaia auf der Piazza del Campo (Kopie), ferner Grabmal der Ilaria del Carretto im Dom von Lucca, Reliefs am S. Petronio, Grabmal der Bentivogli in S. Giacomo Maggiore in Bologna. Lucca ist die Geburtsstadt von Matteo Civitali, Desiderios liebenswürdigem Schülers, dessen Gestalten und Dekorationen sich durch hohe Anmut und feinste Marmortechnik auszeichnen: der Glaube (Bargello), zwei Engel im Dome von Lucca, Madonna della Tosse in S. Trinità, sechs Statuen in der Johanniskapelle im Genueser Dom.

J. della Quercia 1371—1438

M. Civitali 1435—1501

In Padua arbeiten Schüler und Gehilfen Donatellos, unter ihnen Andrea Briosco (Riccio): berühmter Bronzekandelaber mit Reliefs und allegorischen Figuren, Marmorstatue von S. Sebastian im Dom von Treviso, Grabmal della Torre in S. Fermo Maggiore in Verona. Guido Mazzoni ist der Meister von Freigruppen aus naturgetreu bemaltem Ton: Pietà in S. Giovanni Decollato, Madonna im Dom von Modena.

A. Briosco 1470—1532

G. Mazzoni um 1450 bis 1518

Giovanni Antonio Amadeo aus Pavia, 1477 Leiter des Baues der Certosa, 1490 des Mailänder Domes, schmückt Fassade und Inneres der Cappella Colleoni an S. M. Maggiore in Bergamo mit Reliefs und Statuen (Grabmäler Colleonis und seiner Lieblings-

G. A. Amadeo 1447—1522

C. Solari † um 1525 — A. Busti um 1480 bis 1500

tochter Medea, die Figur des Reiters, aus Holz, von einem deutschen Künstler) und errichtet das Portal des südlichen Querschiffs der Certosa. Von Cristoforo Solari stammen die Grabfiguren des Lodovico Moro und der Beatrice d'Este in der Certosa und die Pietà am Hochaltar der Mailänder Domsakristei; von Agostino Busti (Bambaia) das Denkmal des Gaston de Foix in Mailand (Reste im Castello Sforzesco, London, Turin, Belgioioso).

B. Buon 1410—1470 — A. Rizzo um 1430—1498 — P. Lombardo † um 1515 — A. Lombardo um 1520 — T. Lombardo † um 1532 — A. Lombardo † 1522 — C. Foppa um 1445—1527 — F. Laurana um 1475

In Venedig entspringt die Skulptur der Renaissance teils unmittelbar der Gotik, teils wird sie durch toskanische Einflüsse geweckt. Von Bartolommeo Buon rührt der plastische Schmuck der Porta della Carta des Dogenpalastes her, von Antonio Rizzo das Grabmal des Dogen Niccolo Tron in S. M. dei Frari und Adam und Eva im Hofe des Dogenpalastes, von Pietro Lombardo das Grabmal des Dogen Pietro Mocenigo in S. Giovanni e Paolo und das Grabmal Onigo in S. Niccolo in Treviso, von Antonio Lombardo, ein Marmorrelief (das Wunder des Neugeborenen) im Santo in Padua und die Madonna della Scarpa in der Cappella S. Zeno in S. Marco, von dessen Bruder Tullio Lombardo die Grabmäler der Dogen Giovanni Mocenigo und Andrea Vendramin in S. Giovanni e Paolo und zwei Reliefs im Santo, von Alessandro Lombardo die drei Fahnenhalter auf dem Markusplatz und der Guß des Colleoni, von Cristoforo Foppa (Caradosso) der Fries mit Putten und Charakterköpfen in der Taufkapelle Bramantes in S. Satiro in Mailand, von Francesco Laurana weibliche Marmorbüsten von besonderer Zartheit (Büste einer neapolitanischen Prinzessin im Berliner Museum).

Im sechzehnten Jahrhundert wächst der Einfluß der Antike; die naturalistischen Formen werden mehr und mehr zurückgedrängt und durch stilisierte ersetzt. In Verbindung mit einem energischen Zuge zum Großen und Mächtigen, der sich auch in dem größeren Maßstabe kundgibt, entwickelt sich ein hoher plastischer Stil, die Hochrenaissance der Plastik, der aber um die Jahrhundertmitte zur Oberflächlichkeit und Manier herabsinkt.

Leonardo da Vinci 1452—1519 — G. Rustici 1476—1554 — Raffael 1483—1520 — Lorenzetto um 1490 bis 1541 — A. Sansovino 1460—1529 — N. Pericoli 1485—1550 — F. da Sangallo 1494—1576 — V. Danti 1530—1576 — B. Cellini 1500—1571

Leonardo da Vinci hatte schon in Verrocchios Werkstatt Modellieren und Gießen gelernt. Von seinem Reiterstandbild des Francesco Sforza (zwei Entwürfe) sind nur Zeichnungen erhalten; das Modell des zweiten Entwurfs wurde 1499 von den Franzosen (II, § 334) zerstört. Giovanni Rustici, der begabteste der Übergangsmeister, gießt die Gruppe Johannes zwischen Pharisäer und Levit über dem Nordportal des Battistero in Florenz. Nach Raffaels Entwürfen sind von Lorenzettos (di Lodovico) Hand ausgeführt: in Marmor der Prophet Jonas in Cappella Chigi und das Bronzerelief Christus und die Samariterin in S. M. del Popolo und der tote Knabe auf dem Delphin (Eremitage). Die Werke des Andrea Sansovino (A. Contucci) zeigen nach Beginn des Cinquecento den vollen Stil der Hochrenaissance: Taufe Christi über dem Ostportal des Battistero in Florenz, zwei Prälatengrabmäler in S. M. del Popolo, S. Anna selbdritt in S. Agostino in Rom, Statuen und Reliefs in der Casa Santa in Loreto. Dieselbe Bahn betritt Niccolo Pericoli (Tribolo) in den Figuren des Apostels Jakobus im Dom von Florenz, der Propheten und Sibyllen der Fassade von S. Petronio in Bologna und des Grabmals Hadrians VI. in S. M. dell' Anima in Rom. Von Francesco da Sangallo stammt das Grabmal Pieros de' Medici in Montecassino, die Altargruppe in Or San Michele und eine Reihe guter Medaillen, von Vincenzo Danti die Bronzegruppe der Enthauptung Johannis über dem Südtor des Battistero in Florenz und gute Reliefs. Der phantasievolle Goldschmied Benvenuto Cellini ist in Rom, Frankreich und Florenz tätig: Salzfaß (Hofmuseum in Wien), Relief der Quellnymphe (Louvre), Perseusstatue in der Loggia dei Lanzi, Büste Cosimos I. (Bargello), Kruzifix (Escorial). Die 1558 verfaßte Selbstbiographie wurde von Goethe bearbeitet, eine Gesamtausgabe seiner Schriften hat Tassi veranstaltet.

J. Sansovino 1479—1570 — G. Campagna 1552—1623 — A. Vittoria † 1605 — A. Lombardi 1497—1539

In Venedig ist Jacopo Sansovino (J. Tatti), der Schüler Andreas, der Hauptvertreter der Hochrenaissance: Grabmal des Dogen Francesco Venier in S. Salvatore (Statue der Hoffnung), Bronzetür und Reliefs im Dome, Statuette des Täufers über dem Taufbecken in S. M. dei Frari, Schmuck der Loggetta des Campanile, Kolossalstatuen des Mars und Neptun an der Riesentreppe des Dogenpalastes, Standbild des T. Rangone in S. Giuliano, außerdem Statue Jakobus des Älteren im Dom von Florenz, Bacchus im Bargello, Madonna in S. Agostino in Rom, Relief im Santo (Wiedererweckung der Selbstmörderin). Sein Schüler Girolamo Campagna ist der Schöpfer zahlreicher Bildwerke in Padua (Auferweckung des Jünglings im Santo), Venedig (Gott Vater am Hochaltar in S. Giorgio Maggiore, Riese an der Zecca als Wächter) und Verona (Verkündigung an der Loggia des Palazzo del Consiglio). Ein anderer Schüler Sansovinos ist der Meister trefflicher Erzbüsten, Alessandro Vittoria (Büste auf seinem eigenen Grabmal in S. Zaccaria). In Bologna schafft Alfonso Lombardi (Cittadella) Ton- und Marmorwerke: Halbfiguren

Christi und der Apostel im Dome von Ferrara, Pietà in S. Pietro, Tod der Maria im Oratorium in S. M. della Vita, Skulpturen der Seitenportale von S. Petronio in Bologna. Verwandten Kunstcharakter zeigt Antonio Begarelli von Modena: Pietà in S. Agostino, Kreuzabnahme mit dreizehn Figuren (Gruppe der Maria) in S. Francesco, Pietà in S. Pietro in Modena. Die Bildhauerin Properzia dei Rossi wird von Lombardi beeinflußt: Skulpturen für S. Petronio in Bologna, Bildnisrelief des Grafen Pepoli in Berlin.

A. Begarelli 1498—1565

P. dei Rossi † 1530

Michelangelo Buonarroti, der gewaltigste unter den Großmeistern der Renaissance, ist der größte Plastiker aller Zeiten. In seinen Gestalten erschuf er eine Welt für sich, deren schreckhafte Größe Mit- und Nachwelt erschüttert und mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Die menschliche Gestalt in höchster Lebensäußerung ist für ihn als Maler wie als Plastiker das Alpha und Omega der Kunst. Seine frühesten Werke sind der Zentaurenkampf und die Madonna an der Treppe (Casa Buonarroti in Florenz), Statuette von S. Petronius und ein Engel (S. Domenico in Bologna). In Rom (1496—1501) meißelt er die Pietà (in der Peterskirche), den Bacchus (im Bargello) und den unvollendeten Cupido oder Apollo (Gegensatz in Stellung und Bewegung, im Kensingtonmuseum); in Florenz (1501—1505) entsteht aus einem von Agostino d'Antonio überkommenen Marmorblocke der David, il gigante (Akademie in Florenz), eine Madonna (in der Liebfrauenkirche in Brügge), und die Rundreliefs der Madonna im Bargello und in der Londoner Akademie. In Rom (1505—1517) entwirft er den Plan zum Grabmal Julius II. der „Tragödie seines Lebens", einem gewaltigen Bau, von dem schließlich, 1545, nur eine Kolossalfigur der Plattform, der Moses (il terribile principe in S. Pietro in Vincoli in Rom) in einem Wandgrabe mit sechs Statuen zur Verwendung kommt. Teile des Grabmales sind der gefesselte und der sterbende Sklave (im Louvre), vier begonnene Figuren, Gefangene (im Giardino Boboli), und eine Gruppe, der Sieg (im Hofe des Bargello). 1508—1512 malt er die Decke der Sixtinischen Kapelle. Der Auftrag des Papstes, die Fassade von S. Lorenzo auszuführen, führt ihn nach Florenz zurück (1517—1534). Die Fassade kommt nicht zustande, wohl aber wird die Christusstatue für S. M. sopra Minerva vollendet und die Statue Apollos (im Bargello) begonnen. Zu gleicher Zeit entstehen die Grabmäler für Giuliano (Herzog von Nemours, Sohn des Lorenzo Magnifico), und Lorenzo „il pensiero" (Herzog von Urbino, Vater der Katharina von Medici § 141), mit den allegorischen Figuren der Tageszeiten (Temperamente); das Ganze erhält 1563 von Vasari die jetzige Aufstellung in S. Lorenzo. In derselben Kapelle befindet sich die unvollendete Gruppe der Madonna mit dem Christusknaben zwischen den Schutzpatronen Cosmas und Damiano von Montorsoli und Montelupo. In Rom (1534—1564) malt er das jüngste Gericht auf der Hinterwand der Sixtinischen Kapelle (1535—1541) und die Fresken der Cappella Paolina im Vatican; 1546 übernimmt er die Leitung des Baues der Peterskirche (§ 99). Für sein Grabmal war eine (unvollendete) Gruppe der heiligen Familie bestimmt (jetzt im Chor von S. M. del Fiore in Florenz).

Michelangelo 1475—1564

Von Michelangelos Rivalen und Nachahmer Baccio Bandinelli stammen an neunzig Reliefgestalten im Dome von Florenz, die Gruppe Herkules und Cacus vor dem Palazzo Vecchio, Gruppen der Beweinung Christi in S. Croce und S. Annunziata in Florenz und die Gräber von Clemens VII. und Leo X. in Rom. Bartolommeo Ammanati, Schüler J. Sansovinos, errichtet den marmornen Neptunsbrunnen auf der Piazza della Signoria in Florenz. Der Flamländer Giovanni da Bologna (Jean Boulogne aus Douay) schafft den bronzenen Neptunsbrunnen in Bologna, die Marmorgruppe Raub der Sabinerinnen (Loggia dei Lanzi), die Reiterstatue Cosimos I. auf der Piazza della Signoria und die oftverwandte Statuette des vom Wind emporgetriebenen Merkur. Von Taddeo Landini stammt die Fontana delle Tartarughe auf der Piazza Mattei in Rom.

B. Bandinelli 1493—1560

B. Ammanati 1511—1592

G. da Bologna 1524—1608

T. Landini † 1594

§ 101. Malerei. Das Verlangen nach natürlicher Darstellung führt zu eingehenden anatomischen, perspektivischen und Gewandstudien; indes gelingt es nicht vollständig, der Befangenheit in Stellung, Bewegung, Ausdruck und Gruppierung Herr zu werden und kleinliche Zutaten und gezierte Gebärden zu vermeiden. Erst Alberti und Brunelleschi wagen sich an perspektivische Verkürzungen, die noch bei Perugino mangelhafte Wiedergabe finden. Die Technik des a fresco legt den unmittelbaren Grund zur Monumentalmalerei; Tafelbilder werden in Tempera gemalt; später, erst gegen Ende des Jahrhunderts, bricht sich nach und nach die Ölmalerei Bahn.

Malerei

Um die Wende des Jahrhunderts schwindet das Genrehafte und Nebensächliche, ebenso das Eckige und Zierliche, das der Schönheit des großen Linien-

zuges weicht, mehr und mehr aus den Werken der Künstler; die Gestalten wachsen und mit ihnen ihre Würde, die Bewegungen werden mächtiger, die Gebärden feierlicher, und das Bedeutende, der Kern der Handlung, kommt zu ergreifender Wirkung. Unermüdliches, eingehendes Studium des lichtumspielten menschlichen Körpers und seine Darstellung als Ausdruck echten künstlerischen Empfindens geben der klassischen Kunst des Cinquecento, der Hochrenaissance, sicheren Halt bei freiem Schalten über ihre Mittel. Nach dem ersten Drittel des neuen Jahrhunderts verliert die Kunst an innerem Gehalt und verfällt dem Manierismus.

Die Florentiner. Masaccio 1401—1428. Der bahnbrechende Meister, das Vorbild für die ganze Renaissancezeit, ist Masaccio (Tommaso Guidi): er zuerst stellte menschliche Gestalten fest auf die Füße und greifbar auf die Fläche, charakterisierte ihre Köpfe, vertiefte den Raum durch Vorder-, Mittel- und Hintergrund in seinen Fresken der Brancaccikapelle in S. M. del Carmine in Florenz (das Wunder vom Zinsgroschen und die Vertreibung aus dem Paradiese), in S. Clemente in Rom (Leben der heiligen Katharina von Alexandrien) und in S. M. Novella (Dreifaltigkeit); ein Tafelbild von ihm, S. Anna selbdritt, befindet sich in der Akademie in Florenz. *Masolino 1383 bis ca. 1435.* Sein Lehrer Masolino, Schüler Ghibertis (§ 100), malte die Decke des Chors der Kollegiatkirche in Castiglione d'Olona am Comer See (Leben der Maria, S. Stefanus und S. Laurentius u. a.). *Fra A. da Fiesole 1387—1455.* Der Dominikanermönch Fra Angelico da Fiesole (Guido di Pietro), noch vom Geiste mittelalterlicher Gottesminne durchdrungen, malte in lichten, rosigen Farben Gestalten in langen, wallenden Gewändern, Gesichter, die in seliger Verzückung und himmlischer Reine strahlen: die Frauen am Grabe, Kreuzabnahme und Jüngstes Gericht (Akademie in Florenz), Tabernakel der Flachshändler mit den musizierenden Engeln, Krönung der Maria (in den Uffizien), Madonnen (im Vatikan, in der Pinakothek von Perugia), Verkündigung (in Madrid, im Oratorio di S. Gesù in Cortona), Kreuzabnahme (Akademie), Kreuzigung (im Louvre), Sportelli und Reliquiare (Akademie); Fresken im Kloster S. Marco und im Dom von Orvieto; unter Einfluß Masaccios stehen die Madonna in trono (Akademie) und die Fresken in der Nikolauskapelle des Vatikans. *A. del Castagno 1390—1457.* Andrea del Castagno zeigt sich in seinem Abendmahl (S. Apollonia in Florenz) sowie in seinen Dichtern (Dante) und Helden (Pippo Spano, Reiterbildnis Niccolo da Tolentino) als entschiedener Realist, geschickt in Perspektive und Modellierung. *P. Uccello 1397—1475.* Paolo Uccello, der erste moderne Tier- und Schlachtenmaler, malt im Chiostro verde von S. M. Novella Fresken aus der Genesis, das Reiterporträt John Hawkwood im S. M. del Fiore, die Schlacht bei Romano (Teile in den Uffizien, im Louvre, und in London). *Fra F. Lippi um 1406 bis 1469.* Heitere, weltliche Schönheit offenbaren die Werke des Karmelitermönchs Fra Filippo Lippi: die Fresken aus dem Leben des Täufers und des heiligen Stephanus im Dom von Prato, Leben der Maria und Krönung der Gottesmutter im Dom von Spoleto, und die Tafelbilder: Madonnen im Palazzo Pitti, in den Uffizien und in der Berliner Galerie (Madonna im Walde), Krönung der Maria mit seinem Bildnis und dem Porträt der Spinetta Buti (?), der von ihm entführten Nonne (in der Akademie in Florenz). *B. Gozzoli 1420 bis ca. 1497.* Der phantasievolle, schaffensfreudige Benozzo Gozzoli (B. di Lese), Schüler Ghibertis und Angelicos, versetzt seine Menschen in anmutige landschaftliche Umgebung: Zug der heiligen drei Könige mit vielen Bildnissen (Cosimo, Lorenzo, Selbstbildnis) im Palazzo Medici, Fresken im Camposanto von Pisa: Weinlese Noahs, Verfluchung Hams (die Vergognosa) u. a. *C. Rosselli 1439—1507.* Sein Schüler Cosimo Rosselli malt in der Sixtinischen Kapelle (Bergpredigt u. a.). *P. di Cosimo 1462—1521.* Seinem Gehilfen Piero di Cosimo (P. di Lorenzo), den Leonardo da Vinci beeinflußt, gehören Venus und Mars in der Berliner Galerie, Tod der Prokris in der Londoner Nationalgalerie und das Bildnis von Giuliano da Sangallo im Mauritshuis im Haag. *A. del Verrocchio 1435—1488.* Der Bildhauer Andrea del Verrocchio malte für das Kloster S. Salvi die Taufe Christi, der Leonardo da Vinci vielleicht den graziösen Engel einverleibte (Akademie in Florenz), und eine unvollendete Madonna. *L. di Credi 1459—1537.* In seiner Werkstatt arbeitete Lorenzo di Credi (Geburt Christi in der Akademie, Bildnis Verrocchios in den Uffizien in Florenz, Madonna in trono im Dom von Pistoia). *P. del Pollaiuolo 1443 bis ca. 1495.* Von Piero del Pollaiuolo rührt die Verkündigung und der David im Berliner Museum her, ferner die Krönung Mariä in der Pieve von S. Gimignano, ein Tabernakel in den Uffizien und der junge Tobias in der Turiner Galerie. *S. Botticelli 1446—1510.* Die Werke des humanistisch gebildeten Sandro Botticelli (Filipepi) bekunden tiefe poetische Empfindung. Die Physiognomien zeigen ein besonderes Gepräge: hochgezogene Brauen, hervortretende Backenknochen, kräftige Nasen mit schmalem Ansatz und sinnliche Lippen (Bildnis der Simonetta Catanea); zu den Bildern kirchlichen Charakters treten mythologische und allegorische Darstellungen: Geburt der Venus (nach schwindsüchtigem Modell, in den Uffizien), Primavera (der Frühling, nach Polizians Schilderung, in der

Akademie), Allegorie der Verleumdung, nach Apelles, und Athene mit dem Zentauren in den Uffizien. In der Sixtinischen Kapelle sind drei Fresken (aus dem Leben Moses) von seiner Hand; außerdem: S. Hieronymus in Ognissanti in Florenz, sowie die Tafelbilder: Anbetung der drei Könige und das Magnifikat in den Uffizien, Madonna in trono in der Akademie, Bildnis von Giuliano dei Medici in der Berliner Galerie und 85 Zeichnungen zu Dantes Göttlicher Komödie im Berliner Kupferstichkabinett.

Filippino Lippi um 1457—1504

Sein Schüler **Filippino Lippi**, der Sohn des Fra Filippo Lippi, vollendet den Freskenzyklus der Brancaccikapelle (Auferweckung des Königssohnes mit Brunelleschis Bildnis, Petri Kreuzigung u. a.), malt in S. M. sopra Minerva in Rom den Triumph des heiligen Thomas von Aquino und in S. M. Novella Legenden aus dem Leben der Heiligen Philippus und Johannes, ferner die Tafelbilder S. Bernhard (in der Badia in Florenz), Madonna (in Trier) und Anbetung der drei Könige (in den Uffizien), Madonna (Tondo im Palazzo Corsini in Florenz).

R. del Garbo 1466—1524

Sein Schüler **Raffaellino del Garbo** (R. del Capponi) bildet sich später nach Perugino: Krönung der Madonna (Louvre), Madonna (Uffizien, Berliner Museum).

A. Baldovinetti 1427—1499

Alesso Baldovinetti, von Castagno beeinflußt, malt Fresken im Vorhof von S. Annunziata in Florenz, die Verkündigung in Settignano und die Madonna Rothschild (Louvre).

Ghirlandaio 1449—1494

Unter ihm entwickelt sich der große Schilderer des Florentiner Lebens **Domenico Ghirlandaio** (D. Bigordi), der Meister des Fresko: Legende von S. Fina in der Cappella Fina in S. Gimignano, Abendmahl in Ognissanti in Florenz, Berufung von Petrus und Andreas in der Sixtinischen Kapelle mit den Bildnissen von Giovanni Tornabuoni, Argyropulos, Rainaldo, Orsini u. a., das Leben des heiligen Franz von Assisi in der Cappella Sassetti in S. Trinità, das Leben Marias und des Täufers im Chor von S. M. Novella mit den Bildnissen Ludovicas Tornabuoni (Geburt Marias), Lorenzos Tornabuoni und Ghirlandaios (Vertreibung Joachims aus dem Tempel); in Tempera: Heimsuchung mit dem Porträt der Giovanna degli Albizzi (Louvre), Anbetung der Hirten (Akademie), Anbetung der Könige (Innocenti), Madonna (Uffizien) in Florenz.

Umbrische Schule

P. dei Franceschi 1423—1492

Der gelehrte Umbrier **Piero dei Franceschi**, Schüler Domenicos Veneziano, ist Verfasser eines Trattato della pittura; seine Bilder zeugen von großem plastischem Gefühl, starkem koloristischem Können und trefflicher Perspektive: Fresken aus der Geschichte des heiligen Kreuzes in S. Francesco in Arezzo, Geißelung Christi in der Domsakristei von Urbino, Bildnisse Federigos di Urbino und seiner Gattin Battista di Montefeltre in den Uffizien, Taufe Christi in London.

M. da Forli 1438—1494

Mit den Vorzügen Pieros und Mantegnas vereinigt **Melozzo da Forli** ein ausgesprochenes Gefühl für Formen- und Farbenschönheit: Fresko der Himmelfahrt Christi in der Apostelkirche in Rom (Fragmente im Quirinal, Engel- und Apostelköpfe in der Sakristei von S. Peter, Platina vor Sixtus IV., Freske (jetzt auf Leinwand im Vatikan), Gemälde, zum Teil in Öl, für die Bibliothek Federigos (je zwei in Berlin und London).

G. Santi um 1454—1494

Raffaels Vater **Giovanni Santi**, Schüler Pieros dei Franceschi, leistet sein Bestes in den Fresken in S. Domenico in Cagli und in einem Votivbild in der Galerie von Urbino.

L. Signorelli um 1440—1523

Der Vorläufer Michelangelos **Luca Signorelli**, Schüler Pieros, ist der Schöpfer von Fresken in der Sakristei der Kirche in Loreto, in der Sixtinischen Kapelle (Lebensende des Moses, mit dem Bildnis seines früh gestorbenen Sohnes, vgl. Platens Gedicht), der Madonnenkapelle im Dom von Orvieto (Jüngstes Gericht, gemalt im Verein mit Fiesole, mit dessen Bildnis und seinem eigenen), ferner der Tafelbilder: Madonna, Magdalena in der Akademie in Florenz, Rundbilder der Madonna in den Uffizien, Pietà in S. Niccolo und im Dom von Cortona, Madonna in trono im Dom von Perugia, Schule des Pan in der Berliner Galerie.

G. da Fabriano um 1365—1427

Gentile da Fabriano erinnert in seinen Bildern an Fra Angelico: Anbetung der Könige (Akademie in Florenz), Krönung Mariä (Brera).

N. Alunno um 1430—1502

Niccolo Alunno (N. di Liberatore) malt unter Benozzos Einfluß: Madonna in trono (Brera), Kreuzigung (Vatikan).

P. Perugino 1446—1524

Pietro Perugino (P. Vanucci), Schüler Pieros, später Verrocchios, Haupt der umbrischen Schule, gibt seinen Gestalten den Ausdruck inniger Hingabe und Andacht; später, nach 1500, erscheinen sie schwächlich, süßlich und träumerisch: Wandfresken in der Sixtinischen Kapelle (Szenen aus dem Leben des Moses, Taufe Christi, Übergabe der Schlüssel), Kreuzigung in S. M. Maddalena de' Pazzi in Florenz, Fresken im Collegio del Cambio, der Gerichtshalle der Wechsler in Perugia (Tugenden und ihre Vertreter, Planeten und ihre Personifikationen, Geburt und Verklärung Christi, Anbetung des Kindes, Selbstporträt u. a.); Tafelbilder: Madonnen (Louvre, Wien, S. Agostino in Cremona), Grablegung Christi (Palazzo Pitti), Erscheinung der Madonna vor S. Bernhard (München), Anbetung des Kindes (Villa Albani bei Rom, Nationalgalerie in London), Himmelfahrt Christi im Dom von Borgo S. Sepolcro, Himmelfahrt Mariä (S. Annunziata), Maria in der Glorie (Akademie) in Florenz und andere Werke in Perugia, Fano, Sinigaglia.

B. Pinturicchio 1455—1513

Der fleißige und sorgfältige **Bernardino Pinturicchio** (B. Betto Biagi)

übertrifft Perugino in der Gruppierung der Massen, obwohl es ihm noch an tieferer Kenntnis der Perspektive gebricht; er liebt reiche Ornamentierung und Farbenpracht, namentlich in den Zeremonienbildern. Fresken aus dem Leben Moses und die Taufe Christi mit den Bildnissen von Zeitgenossen (unter Mitwirkung von Perugino) in der Sixtinischen Kapelle, aus dem Leben S. Bernardins in der Cappella Buffalini in S. M. in Aracoeli, in der Zimmerflucht der Appartamenti Borgia im Vatikan (Selbstbildnis in der Disputation von S. Caterina und Bildnis Alexanders VI. in der Auferstehung Christi), Sibyllen in S. M. del Popolo in Rom, Verkündigung in S. M. Maggiore in Spello bei Perugia mit seinem Bildnis, Leben des Papstes Pius II. (Aeneas Sylvius) in der Bibliothek in Siena; Tafelbilder: Madonnen (Pinakothek von Perugia, Dom von Sanseverino, Berliner Museum).

Schule von Padua
A. Mantegna 1439—1506
F. Squarcione 1439—1474

In Padua und Mantua wirkt **Andrea Mantegna**, Schüler des **Francesco Squarcione**, eines Sammlers und Leiters einer Malerwerkstatt in Padua; seine Malweise ist herb und streng, seine festumrissenen Gestalten gleichen Statuen mit „Bronzeköpfen“, zeugen aber von hoher Meisterschaft in perspektivischer Verkürzung: Fresken der Cappella di S. Cristoforo in den Eremitani in Padua, der Camera degli Sposi im Castello di Corte in Mantua (Familienbild der Gonzaga, Decke mit gemaltem Durchblick mit perspektivischer Untensicht, di sotto in su, auf eine Balustrade mit Putten). Sein Triumphzug Cäsars (Bilder in Leimfarbe auf Papier und Leinen) in Hampton Court bei London zeugt von liebevollstem Studium der Antike. Temperabilder: Triptychon (dreiteiliges Altarwerk) in S. Zeno in Verona (die Predella, ebenfalls dreiteilig, befindet sich im Louvre), Darstellung Christi, Lukasaltar, Bildnis des Kardinals Scarampi im Berliner Museum, Beweinung Christi, Madonna mit Engel in der Brera, S. Eufemia und Bildnis des Kardinals Gonzaga im Museo Nazionale in Neapel, Madonna della Vittoria, Vertreibung der Laster und der Parnaß für Isabella d'Este im Louvre, Heilige Familie im Dresdner Museum, der Triumph des Scipio in der Nationalgalerie in London, S. Sebastian in Wien. Als Meister des Kupferstichs, als „Malerstecher“ kennzeichnen ihn die Blätter Tritonenkampf, Herkules und Antäus, Bacchanale, Madonna in der Grotte, Triumphzug Cäsars und die Grablegungen.

Schule von Ferrara u. Bologna
C. Tura 1432—1495
F. Cossa 1435—1480
L. Costa 1460—1535

Die Ferraresen nehmen ihren Ausgang von **Cosimo Tura** (Madonna in trono in Berlin, Pietà im Louvre) und **Francesco Cossa** (Madonnen in Bologna, der Herbst in Berlin, Fresken im Palazzo Schifanoia in Ferrara). Von ihrem Schüler, dem phantasievollen, zuletzt unter Francias Einwirkung stehenden **Lorenzo Costa** befinden sich thronende Madonnen von S. Petronio und S. Giovanni in Bologna, die Darstellung Christi in Berlin, Fresken in S. Cecilia in Bologna, der Musenhof der Isabella von Gonzaga im Louvre.

F. Francia 1450—1517
T. della Vite 1467—1528

Die Gemälde des universellen Bolognesen **Francesco Francia** (F. Raibolini) vereinigen die Weichheit Peruginos mit dem leuchtenden Kolorit Costas: Madonnen mit Heiligen und lautespielenden Engeln in der Pinakothek und in S. Giacomo Maggiore in Bologna, Madonna im Rosenhag in Petersburg, Anbetung der Könige in Dresden; Fresken in S. Cecilia in Bologna; niellierte Platten (zwei Kußtafeln in der Akademie in Bologna). Zu seinen Schülern gehört **Timoteo della Vite**, Lehrer und Gehilfe Raffaels: Altarbild, Verkündigung und S. Maddalena in der Brera, Propheten über Raffaels Sibyllen in S. M. della Pace in Rom.

Venezianische Schule
A. Vivarini † um 1460
B. Vivarini † um 1500
L. Vivarini † um 1505
C. Crivelli um 1435—1495
A. da Messina um 1444—1493
J. Bellini um 1400—1471
Gentile Bellini 1429—1507

Venedig tritt mit den Vivarini auf den Plan: **Antonio Vivarini da Murano** arbeitet mit dem Deutschen **Giovanni Allemanno** (Madonna in trono in der Akademie in Venedig), **Bartolommeo Vivarini**, sein Bruder, schuf die Madonna in trono im Museo Nazionale in Neapel, **Luigi (Alvise) Vivarini** (Madonnen in trono im Berliner Museum und in der Akademie in Venedig), bereits von Bellini beeinflußt. Ihr Schüler **Carlo Crivelli**, von wechselndem Charakter, bald herb, bald geziert und anmutig, oft von aufdringlicher Farbenpracht, malte die Madonna in der Brera und die Verkündigung in der Londoner Nationalgalerie. **Antonello da Messina** erlernt in Flandern die Ölmalerei und steht unter dem Einfluß von Giovanni Bellini und Carpaccio: männliche Bildnisse (Louvre, Berliner Museum, Akademie und Palazzo Giovannelli in Venedig), Madonnen (Messina, Venedig, München). **Jacopo Bellinis** Bedeutung ist nach seinen Skizzenbüchern (Louvre und British Museum) zu würdigen, da nur wenige Gemälde von ihm noch erhalten sind: Madonna in der Akademie in Venedig, Kruzifix in der Pinakothek von Verona. Sein Sohn **Gentile Bellini** zeigt in figurenreichen Gemälden gute Perspektive und reiche Licht- und Farbenkontraste: Orgeltüren in S. Marco, S. Lorenzo Giustiniani in der Akademie, Madonna im Berliner Museum, Empfang der Gesandten (im Louvre), Wandbilder im Dogenpalast (1577 verbrannt), Geschichte des heiligen Kreuzes

Giov. Bellini 1426—1516 — V. Carpaccio um 1490 —1522 — G. da Conegliano um 1490—1508 — M. Basaiti 1490—1521 — Pseudo-Basaiti 1470—1527

(Akademie), Predigt des heiligen Markus (Brera), Bildnisse von Mohammed II. (Sammlung Layard in Venedig) und Caterina Cornaro (Budapest). *Giovanni Bellini*, Sohn und Schüler Jacopos, erfüllt seine Gemälde mit seelisch erregten Gestalten von großer Naturwahrheit und hoher Anmut; die Öltechnik verhilft ihm zu leuchtender Farbenfülle: Madonnen in S. M. dell' Orto, in der Akademie in Venedig, in der Brera, im Berliner Museum, Madonnen in trono in der Akademie und in S. Zaccaria, S. M. dei Frari, S. Pietro in Murano, Pietà im Dogenpalast und in der Brera, Krönung Mariä in S. Francesco in Pesaro, S. Hieronymus und andere Heilige in S. Crisostomo in Venedig, Wandbilder im Dogenpalast (1577 verbrannt); Bildnisse: Doge Loredan (London, Nationalgalerie), Doge Mocenigo (Venedig, Museo Correr). Im Gefolge der Vivarini und Bellini stehen *Vittore Carpaccio* (Neun Gemälde aus der Legende von S. Ursula in der Akademie in Venedig, fünf Bilder aus der Legende von S. Stephanus, zerstreut in der Brera, im Louvre, in Berlin und Stuttgart), Giovanni Battista *Cima da Conegliano* (Madonna in trono, in der Akademie in Venedig, im Dom von Conegliano, im Louvre), *Marco Basaiti* (Berufung der Söhne Zebedäi in Wien) und *Pseudo-Basaiti* (Madonna in der Nationalgalerie in London).

Veroneser Schule — V. Pisano um 1380 — D. Morone 1442—1508 — F. Morone 1473—1429 — Liberale da Verona 1451—1536 — F. Buonsignori 1455—1519 — G. Caroto 1470—1546 — G. dai Libri 1474—1556 — P. Cavazzola 1486—1522

Der älteste selbständige Vertreter der Veroneser ist der hochbegabte Medailleur und Maler *Vittore Pisano*, dessen Skizzenbuch (im Louvre) eingehendes Versenken in die Antike bekundet; diese selbst aber gewann auf seine Originalität und seinen Stil keinen Einfluß: S. Georg in der Capp. Pellegrini in S. Anastasia, die Verkündigung in S. Fermo Maggiore in Verona, Bildnis Lionellos van Este in der Galerie Morelli in Bergamo. Die Späteren stehen mehr oder minder unter Mantegnas Einwirkung. *Domenico Morone*, Squarciones Schüler, ist in S. Bernardino in Verona tätig, sein Sohn *Francesco Morone* nähert sich der weicheren Formengebung Bellinis; *Liberale da Verona* ist hart wie Mantegna: Anbetung der Könige im Dom von Verona, Bilder in den Museen von Berlin (S. Sebastian) und Paris; *Francesco Buonsignori* schuf die Madonna in S. Bernardino und das Altarbild in S. Fermo Maggiore in Verona, *Gianfrancesco Caroto* Fresken in S. Fermo Maggiore und in S. Eufemia (Tobias) in Verona, *Girolamo dai Libri*, mit Morone tätig, oft mild und weihevoll: Madonna in trono in S. Giorgio in Braida, Anbetung Jesu im Museum, Madonna in S. Anastasia in Verona, S. Anna selbdritt in London; in *Paolo Moranda Cavazzola* kommt die Kunst der Veroneser Schule am glänzendsten zum Ausdruck: die Passion, Taufe Christi, Christus und Thomas im Museum in Verona, männliches Bildnis in der Dresdner Galerie.

Mailand u. Brescia — V. Foppa † 1492 — Borgognone um 1455 —1523 — Bramantino 1455—1530

Die Mailänder Schule offenbart geringere Eigenart. Ihr Hauptvertreter ist *Vincenzo Foppa*, dem die Fresken der Capp. Portinari in S. Eustorgio in Mailand und in der Carmine in Brescia zugeschrieben werden; ihm gehören: S. Sebastian, Madonna mit Heiligen in der Brera, Anbetung der Könige in London und eine Pietà in Berlin. *Ambrogio di Stefano da Fossano*, genannt *Borgognone*, Schüler Foppas, wird bereits von Leonardo da Vinci beeinflußt: Bilder in der Certosa bei Pavia, Madonna in Casa Borromeo in Mailand, Madonnen in Berlin, im Louvre und in London. *Bartolo Suardi*, nach seinem Lehrer Bramante *Bramantino* genannt, steht ebenfalls unter Leonardos Einfluß, ohne ihm nahe zu kommen: Bilder in der Brera, bei Layard in Venedig, Philemon und Baucis in Köln.

B. Montagna 1443—1523

Das Haupt der Schule von Brescia, *Bartolommeo Montagna*, steht zwischen Mantegna und Bellini: Madonna in trono in der Brera, Fresken aus dem Leben von S. Bernhard in S. Nazaro e Celso in Verona, Pietà in Monte Berico.

Die *Hochrenaissance* steht unter der Führung allseitiger Naturen, die sowohl die Kunst als auch die Wissenschaft ihrer Zeit spielend beherrschen, Persönlichkeiten, die nicht nur Kunst, Poesie und Musik in sich vereinigen, sondern auch Mathematik und Naturwissenschaften als Grundlage ihrer konstruktiven und technischen künstlerischen Arbeiten verwerten und sogar fördern und weiterführen. Die Betonung des Großen, Bedeutenden und Vornehmen, die fast ausschließliche Darstellung der Menschengestalt, die Beseitigung des unruhigen Vielerlei zu gunsten des Einfachen und Einheitlichen, das den Kern des Vorganges ans Licht zieht, die Wirkung durch Gegensätze (Kontraposto, der wiederauflebende Chiasmus der Antike: der Wechsel in Richtungskontrasten, z. B. von Armen und Beinen, in Gruppen und Einzelfiguren), sowie das stärkere Raumgefühl sind auch in der Malerei das Kennzeichen der neuen klassischen Kunst.

Leonardo da Vinci 1452—1519

Leonardo da Vinci, Schüler Verrocchios, der bahnbrechende universelle Genius von beispiellosem Wissen und Können, durchforscht nicht nur den Menschen, sondern auch

die Tier- und Pflanzenwelt, die Landschaft und Atmosphäre zum Zwecke bildlicher Darstellung, vervollkommnet die malerische Technik (Ausbildung des Sfumato: Verblasen der Konturen, Verschwimmen von Licht und Schatten) und erstreckt seine Meisterschaft über die Zusammenfassung von Gruppen wie über die Schilderung des menschlichen Empfindungslebens. Leider hat er wenige Werke vollendet, noch weniger sind auf uns gekommen. In Florenz (1452—1482) schuf er: Verkündigung (Louvre); die sogenannte Große Verkündigung in den Uffizien ist nicht von seiner Hand; in Verrocchios Taufe wird ihm der die Kleider haltende Engel zugeschrieben (Akademie in Florenz), ebenso die Gestalten von S. Lorenz und S. Lucia in der Auferstehung im Berliner Museum, Anbetung der Könige, vielleicht für das Kloster S. Donato in Scopeto von Porta Romana bei Florenz (Uffizien), Zeichnung dazu in der Sammlung Galichon in Paris, Maria in der Felsgrotte (im Louvre, das Londoner Exemplar in der Nationalgalerie ist Kopie, ganz abgesehen davon, daß Leonardo keine Heiligenscheine malte). In Mailand (1482—1499) entstanden unter Lodovico Sforza die Leonardo zugeschriebenen Fresken im Castello vor Porta Giovia mit Deckenmalereien in den Sale degli Amorini und degli Assi, ebenso das Bildnis der Belle Ferronnière (Ferron ist der Name ihres Gatten) im Louvre; nur ein Werk aus diesem Zeitabschnitt ist gesichert, sein größtes: das Abendmahl im Refektorium neben S. M. delle Grazie (1495—1497); es ist mit Öl auf die Wand gemalt, mehr und mehr abgeblättert und infolge der mannigfachen Übermalungen gänzlich verdorben. (Deutung Goethes und Strzygowskis. Stich von Morghen, Kopien in der Eremitage und in der Brera.) Von 1499—1519 verweilte er abwechselnd in Venedig, Florenz, Mailand und Rom, zuletzt in St. Cloud bei Amboise: Karton zu einem Altarbild für die Servitenmönche in Florenz, S. Anna selbdritt mit dem kleinen Johannes (London, Akademie, von Luini zu einem Gemälde [in der Ambrosiana] verwendet): über den Gesichtern Annas und Marias liegt der Ausdruck des „Lächeln inneren Glückes, die Anmut der Seele" (Morelli), wie im Bildnis der Mona Lisa (der Gioconda), und in der S. Anna selbdritt im Louvre. Der Karton der Anghiarischlacht ist nur in einer Zeichnung im Louvre und in Edelincks Stich erhalten. Zugeschrieben werden ihm der jugendliche Johannes im Louvre und das Selbstbildnis (Rötelzeichnung) in der Turiner Bibliothek. Originalzeichnungen befinden sich im Schloß Windsor, in der Akademie in Venedig, in der Ambrosiana, in den Uffizien und im Louvre. Unter Leonardos Einfluß steht **Bernardino Luini**, Schüler Borgognones: Fresken der thronenden Madonna, S. Caterina von Engeln getragen in der Brera, Leben der Maria in Saronno bei Mailand, Passion in S. M. degli Angeli in Lugano; Tafelbilder in Legnano, der junge Tobias in der Ambrosiana, Herodias Tochter im Louvre, Gestalten von „lionardeskem" Liebreiz. Von Leonardo und Raffael abhängig ist der temperamentvollere **Gaudenzio Ferrari**: Geißelung und Kreuzigung in S. M. delle Grazie in Mailand, in der Franziskanerkirche in Varallo und auf dem benachbarten Sacro Monte. Tafelbild der Kreuztragung in Canobbio am Lago Maggiore. **Giovanni Antonio Boltraffio**, Schüler Leonardos, sieht in der Madonna die junge Mutter mit edlen, vollen Formen: Madonna der Familie Casio im Louvre, Madonna Litta in der Eremitage, Madonnen im Museo Poldi Pezzoli und in der Londoner Nationalgalerie. **Andrea Solario** ist Schüler Bellinis und Leonardos, Maler trefflicher Bildnisse: Männliches Porträt in der Galerie Crespi in Mailand, Ecce Homo und Ruhe auf der Flucht in der Galerie Poldi Pezzoli.

B. Luini um 1470—1533

G. Ferrari 1484—1549

G. Boltraffio 1467—1516

A. Solario geb. um 1470

Michelangelo 1475—1564

Michelangelo Buonarroti da Caprese, der nächste Großmeister der Renaissance, Ghirlandaios Schüler, ist der Schöpfer monumentaler Fresken, in denen er dieselben Prinzipien wie in seinen plastischen Werken befolgt (§ 100). Dies bezeugt schon das Rundbild der heiligen Familie für Angelo Doni in den Uffizien mit den festen Konturen und den hellen Schatten in Muskeln und Gelenken der athletischen Gestalt der Madonna. Der Karton der Schlacht von Cascina ist nur noch in Stichen („die Kletterer") von Marcantonio Raimondi und Agostino Veneziano vorhanden. In Rom entstehen die Deckenfresken der Sixtinischen Kapelle (Mai 1508 bis Herbst 1512): Dem Spiegel der Decke gibt Michelangelo eine gemalte Scheinarchitektur, die in neun Felder zerfällt, von einem gemalten Gesimse umrahmt und von Pilastern und Skulpturen gestützt wird; die Felder tragen die Darstellungen der alttestamentlichen Geschichten, und in den Bildern der vier Stichkappen werden die Retter Israels verherrlicht; die Seitenwölbungen nehmen die machtvollen Gestalten der Propheten und Sibyllen auf, deren Reihen durch die im Dämmer webenden „Vorfahren Christi" unterbrochen werden; als füllende Ornamente dienen zwanzig Jünglingsgestalten in den Rahmenecken der ungeradzahligen Felder. In den Jahren 1535—1541 vollendet er das dämonische Riesenfresko der Altarwand (Christus als Weltenrichter, das Jüngste Gericht) und von 1545—1550 arbeitet er an den Fresken der Capp. Paolina des Vatikans (Bekehrung Sauli und Petri Kreuzigung). Zeichnungen und Studien finden sich in der Casa Buonarroti, in den Uffizien, im Louvre,

im British Museum und in der Universität Oxford. In seiner Gefolgschaft erstrebt Sebastiano del Piombo (S. Luciani), der Bullenplombator, Schüler G. Bellinis, machtvolle Formen und venezianische Farbengebung: S. Chrysostomus in S. Crisostomo in Venedig, Bildnisse einer Venezianerin (die Fornarina) in den Uffizien, einer Römerin (Dorothea) in der Berliner Galerie erinnern an Venedigs Kunst, während die Auferweckung Lazari in der Londoner Nationalgalerie, die Geißelung Christi (Ölgemälde) in S. Pietro in Montorio in Rom auf Entwürfe Michelangelos zurückgehen; ferner: Darstellungen der Pietà in S. Francesco in Viterbo und in Petersburg, S. Agatha in Palazzo Pitti und eine Reihe von Bildnissen (Doge Andrea Doria in der Familiengalerie in Rom, der Violinspieler bei Rothschild in Paris). Daniele da Volterra (D. Ricciarelli), Schüler und Nachahmer Michelangelos, malt die Himmelfahrt Mariä (Fresko, mit dem Bildnis Michelangelos) und die Kreuzabnahme in S. Trinità ai Monti in Rom, von trefflicher Gruppierung, reich an Bewegungsmotiven (das „Bild der schönen Hände") und den Bethlehemitischen Kindermord in den Uffizien; die späteren Werke tragen bereits den Stempel des Manierierten.

S. del Piombo um 1485—1547

D. da Volterra 1509—1566

Fra Bartolommeo (B. Pagholo del Fattorino, auch Baccio della Porta genannt), Schüler Cosimo Rossellis, Anhänger Savonarolas (II, § 325) und nach dessen Tode Dominikanermönch in S. Marco in Florenz, verleiht den Gestalten seiner Heiligen feierlich schöne und monumentale Haltung, fügt sie gern zu pyramidenförmigen Gruppen von großen und klaren Umrissen und kleidet sie in herrliche, farbensatte Gewänder: Fresko des Jüngsten Gerichts in S. M. Nuova, Madonna in den Uffizien, S. Marcus, Pietà, Auferstehung Christi im Palazzo Pitti, Madonna in trono in S. Martino, Madonna della Misericordia in S. Romano in Lucca, Darstellung im Tempel in der Wiener Galerie. Sein Mitschüler und Gehilfe Mariotto Albertinelli hat sich durch das Bild der Heimsuchung (Uffizien) und durch seine Madonna (Palazzo Pitti) einen Namen erworben.

Fra Bartolommeo 1475—1517

M. Albertinelli 1474—1515

Raffaello Santi, „der göttliche Urbinate", der Schüler Peruginos, war eine geniale Natur, die das Große und Schöne, das von außen kam, in sich einsog und so vollkommen verarbeitete, daß im Wachsen ihr eigenes Wesen doch keine Veränderung erlitt; der weiche umbrische Charakter erwuchs hier zum Ideal des Eklektikers: was das Quattrocento gesät, nahm er auf und führte es zu hoher Vollendung. Seine Kunst ist auf allseitige, verklärende Harmonie gerichtet, das Leidenschaftliche liegt ihm fern; er liebt künstlerische Gruppierungen, schöne Stellungen, die nicht immer natürlich wirken, und trotzdem verraten uns seine Werke, vor allem die wenigen, die auf der Höhe seines Schaffens entstanden, das ehrlichste Naturstudium, auch wenn seine zahlreichen Handzeichnungen nicht auf uns gekommen wären. Die staunenerregende Fülle seiner Werke drängt sich in einen Zeitraum von zwei Jahrzehnten zusammen; aus allen aber spricht deutlich und beredt die Anmut und die sittliche Reinheit seines Wesens. Zu seinen Jugendarbeiten gehören: die kleine Madonna Solly, die Madonna Diotalevi und das Dreiheiligenbild in der Berliner Galerie, das Rundbild der Madonna Connestabile in der Eremitage, der Traum des Ritters in der Londoner Nationalgalerie (dagegen wird der kleine S. Michael dem Andrea Luigi zurückgegeben), die drei Grazien im Besitz des Herzogs von Aumale in Chantilly, die Krönung Marias mit Predellenbildern in der Galerie des Vatikans, Kreuzigung bei Mr. Mond in London, Ecce Homo in der Galerie von Brescia, das Sposalizio in der Brera. In Florenz (1504—1508) wirken Leonardo und Fra Bartolommeo auf ihn ein: Fresko der Dreieinigkeit im Kloster S. Severo in Perugia, die Madonnen: del Granduca im Palazzo Pitti, Tempi in München, aus dem Hause Orléans in Chantilly, die Madonnen des Lord Cowper in Panshanger, Madonna Niccolini ebenda und Madonna Colonna in Berlin. Später tritt der Johannesknabe hinzu: Madonna Terranuova in Berlin, Madonna im Grünen in Wien, Madonna mit dem Stieglitz in den Uffizien, Madonna Esterhazy in Budapest, die schöne Gärtnerin im Louvre; die heiligen Familien: aus dem Hause Canigiani in München, Madonna unter dem Palmbaum in der Bridgewatergalerie in London, Madonna mit dem Lamm in Madrid. Altartafeln: Madonna Ansidei in Blenheim, Madonna der Nonnen von S. Antonio in der Londoner Nationalgalerie und die Madonna del Baldacchino im Palazzo Pitti; als Hauptwerk dieser Periode die etwas mühsame Grablegung (Galerie Borghese) mit Predella (Vatikan). In Rom (1508—1513) entfaltet sich sein Genius unter dem Einfluß S. del Piombos und Sodomas zur vollen Reife; es entstehen die Monumentalmalereien in den Stanzen des Vatikans, die Verkörperung der vier Geistesmächte Religion, Wissenschaft, Kunst und Staatsleben, in der Camera della Segnatura in den Gemälden der Disputa, der Schule von Athen (mit dem Selbstbildnis Raffaels), des Parnaß und der Allegorie der Justitia; Deckenmalereien, darunter die Poesie. In der Stanza d'Eliodoro: die Vertreibung Heliodors (mit dem Bildnis Julius II. und Marcantons), die Messe von Bolsena (mit Bildnissen), Petri Befreiung u. a. Dieser Zeit gehört auch der Jesaias für Joh. Gorith

Raffael Santi 1483—1520

in S. Agostino in Rom an, ebenso die Tafelbilder: Bildnis Julius II. (Uffizien), die Bridgewater Madonna (Lord Ellesmere, London), Madonna aus dem Hause Alba (Eremitage, mit Anklängen an Leonardos Anna selbdritt), Rundbild der Madonna della Sedia (Palazzo Pitti), Madonna della Tenda (München), die kleine Madonna mit dem Diadem (Louvre), Madonna Aldobrandini (London), Madonna dell' Impannata (Palazzo Pitti); Altarbilder: Madonna di Foligno (Vatikan), Madonna del Pesce (Madrid). Die Aufträge Leos X., die Leitung des Baues der Peterskirche und die Aufsicht über die Ausgrabungen zersplittern seine Kräfte und zwingen ihn zur Verwertung von Schülerkräften (Giulio Romano und Francesco Penni). So entstehen (1513—1520) die Fresken des Borgobrandes, der Konstantinsschlacht, der Loggien des Vatikans (die „Bibel Raffaels"), umrahmt von den Grottesken (nach Vorbildern der römischen Thermen) Giovannis da Udine (s. die Umrißzeichnungen in Letarouillys Werk über den Vatikan); elf Kartons (sieben sind erhalten) zu den Teppichen (Wandbekleidung der Sixtinischen Kapelle) im South Kensington-Museum in London; Fresken für das Jagdschloß La Magliana Leos X. (Rest im Louvre). Für Agostino Chigi schuf er das Fresko der Sibyllen in S. M. della Pace, den Karton für das Deckenmosaik der Cappella Chigi in S. M. del Popolo, den Triumph der Galatea und die Geschichte der Psyche (Farnesina), von G. da Udine mit Fruchtschnüren umrahmt. Die Ausschmückung des Badezimmers für den Kardinal Bibbiena (im Vatikan) wurde von Schülerhänden ausgeführt. Tafelbilder: Die große heilige Familie Franz I. (Louvre) und die „Perle", h. Familie (Prado, Madrid) von G. Romano vollendet, Johannes in der Wüste (Kopie in den Uffizien), Großer S. Michael (Louvre), für Franz I. von Giulio Romano ausgeführt, Kreuztragung (lo Spasimo, im Prado) in Anlehnung an Dürer, für das Kloster Lo Spasimo in Palermo, S. Cecilia (Bologna, die musikalischen Instrumente von G. da Udine), die Vision des heiligen Ezechiel, Werkstattbild nach Raffaels Entwurf, Madonna Pinola Gonzaga (bei Roussel in Nanterre bei Paris), die Sixtinische Madonna, das schönste der Visionsbilder, dessen harmonische Gesamtwirkung in der Verwendung geometrischer und physikalischer Gesetze ihre Erklärung findet; trotz der Bemühungen ausgezeichneter Kräfte (Morghen, Fr. Müller, Ulmer, Schäffer, Steinla, Keller, Mandel, Kohlschein, Unger) ist es noch keiner Stecher- und Radiererhand gelungen, die Züge der Sixtina und der Madonna della Sedia getreu nachzubilden. Raffaels letztes Bild, die Transfiguration (Verklärung Christi), wurde von Giulio und Penni vollendet. Von den Bildnissen aus der letzten Zeit sind Leo X. und zwei Kardinäle (Pal. Pitti, Kopie in Neapel von A. del Sarto), Fedra Inghirami (in Volterra, Kopie im Pal. Pitti), Porträt eines Kardinals (Madrid), Graf Castiglione (Louvre) und die Donna Velata (Pal. Pitti), das Urbild der Madonna Sixtina und der h. Magdalena in dem Cäcilienbilde die bedeutendsten. Unter Raffaels Schülern ist Giulio Romano (G. Pippi) das stärkste Talent: Wandgemälde aus dem trojanischen Kriege im Corte Reale in Mantua, mythologische Bilder in dem von ihm erbauten Palazzo del Tè vor Mantua, Steinigung des h. Stephanus in S. Stefano in Genua, Madonna della Scodella in Dresden, Madonna della Gatta nach Raffaels „Perle" in Neapel und die früher Raffael zugeschriebene „Fornarina" in der Galerie Barberini in Rom.

G. Romano 1493—1546

A. del Sarto 1486—1531

Andrea del Sarto (A. d'Agnolo di Francesco), Schüler Pieros di Cosimo, entwickelte sich zum größten Farbenkomponisten der Florentiner: Fresken im Vorhofe der Annunziata (Legende des h. Filippo Benizzi, Geburt der Maria, Anbetung der Könige, Madonna del Sacco im Kreuzgange), im Scalzo in Florenz (Leben des Täufers mit Verwertung Dürerscher Gestalten, die Tugenden), Abendmahl in S. Salvi bei Florenz. Tafelbilder: Disputa della Trinità, Geschichte Josephs, Johannes in der Wüste, Pietà, h. Familie, Madonna in trono, Mariä Himmelfahrt (Pal. Pitti), Madonna mit Heiligen (Berlin), dazu die Predella mit der Verkündigung (Pal. Pitti), Caritas (im Louvre), Pietà (Wien), Madonna delle Arpie (Uffizien), S. Agnese (im Dom von Pisa), Fresken in Villa Poggio a Caiano (Tribut des Cäsar), Selbstbildnis (Uffizien).

Sodoma 1477—1549

Giovanni Antonio dei Bazzi, gen. Il Sodoma, unter Einfluß Leonardos, besaß hohes Schönheitsgefühl für Formen und Farbe: Fresken im Kloster Monte Oliveto bei Siena (Leben des h. Benedikt) mit Selbstbildnis, Hochzeit Alexanders mit Roxane, mit herrlichen Frauenköpfen, Familie des Darius vor Alexander (Villa Farnesina), Leben Mariä, im Oratorium von S. Bernardino, Ohnmacht und Verzückung der h. Katharina, in S. Domenico, Heilige im Pal. Pubblico, Ecce Homo, Kreuzabnahme in der Akademie; Anbetung der Könige in S. Agostino, S. Sebastian (Uffizien). Girolamo della Pacchia schmückt S. Bernardino und S. Caterina in Siena mit Fresken aus dem Leben der Maria und der h. Katharina. Baldassare Peruzzi, Schüler von Sodoma und Pinturicchio, malt in S. M. della Pace in Rom eine Madonna mit Heiligen und in der Kirche Fontegiusta in Siena Kaiser Augustus und die Sibylle.

G. della Pacchia

B. Peruzzi 1481—1537

D. Dossi um 1480—1542

B. da Garofalo 1481—1559

Die Schule von Ferrara hält sich an die älteren einheimischen Künstler, übernimmt aber von den Venezianern die Farbengebung: Der gedankenvolle Dosso Dossi (Giovanni Lutero da Dosso), der Freund Ariosts, Schüler von Lorenzo Costa, wird im Kolorit von Giorgione beeinflußt: Madonna mit Heiligen im Ateneo in Ferrara; Kirke im Zauberwald, Apollo (in der Galerie Borghese), Judith (in der Galerie in Modena). Garofalo (Benvenuto Tisi da Garofalo), der „Miniatur-Raffael", phantastisch, aber technisch hervorragend, malt in Rom unter Raffaels Einfluß Bilder kleineren Formats: Kreuzabnahme und Grablegung in der Galerie Borghese, Madonna in trono in der Akademie in Venedig, Fresken im Dom von Ferrara (Petrus und Paulus).

Correggio um 1495—1534

In Parma entfaltet Correggio (Antonio Allegri), beeinflußt von Piero dei Franceschi und Leonardo da Vinci, eine außerordentlich fruchtbare Tätigkeit; seine Öl- und Freskomalereien zeigen ihn als Meister der Farbe und des Lichts (Helldunkel), als Schöpfer jugendlicher Madonnen und Engelsgestalten von hohem Liebreiz, aber auch von übertriebener perspektivischer Verkürzung und Bewegung: Mythologische Fresken in der Camera di S. Paolo (Jugendwerk für die humanistisch gebildete Äbtissin Donna Giovanna), Kuppelgemälde in S. Giovanni Evangelista (Christus in der Glorie), Krönung Mariä, jetzt in der Bibliothek, Mariä Himmelfahrt in der Domkuppel in kühnster Verwendung der Untensicht (di sotto in su), Madonna della Scala in der Pinakothek; Tafelgemälde: Anbetung des Kindes (Uffizien), Madonna mit dem h. Franz, Madonna mit S. Sebastian und „die Nacht" in der Dresdner Galerie, Madonna (la zingarella) in Neapel (Museo Nazionale), Madonna mit dem h. Hieronymus, gen. „der Tag", Madonna della Scodella, Kreuzabnahme, Martyrium des h. Placidus in der Bibliothek in Parma. Später kehrt er wieder zu mythologischen Darstellungen zurück: Danae in der Galerie Borghese in Rom, Jupiter und Jo, Ganymed in Wien, Jupiter und Antiope (im Louvre), Leda (im Berliner Museum).

Giorgione 1478—1510

Palma Vecchio um 1480—1528

L. Lotto 1480—1555

B. Veronese 1487—1553

Die Stärke der Venezianer Schule liegt auf dem Gebiete des Malerischen, der Farbenpoesie, der Existenzmalerei und des Dekorativen, wo tiefe, leuchtende Farben, Licht im Lichte, farbige Schatten, großzügige Gestaltung, realistische Kraft und vortreffliche Technik zusammenwirken. Ihr erster großer Meister ist der stimmungsvolle Giorgione (Giorgio Barbarelli), dessen Gemälde (darunter die ersten Genre- und Novellenbilder) den Menschen in kraftvoll belebte Natur mit hohen Bäumen und waldigen Schluchten stellen: Gottesurteil, Urteil Salomonis (Uffizien), Madonna in trono mit S. Liberale und S. Franziskus (Castelfranco), die sogenannte Familie des Giorgione (Adrast und Hypsipyle, Pal. Giovanelli in Venedig), die drei Philosophen (Äneas, Evander und Pallas in Vergils Äneis, Wien); ihm zugeschrieben: das Konzert (Pal. Pitti), Schlafende Venus (Dresden); Handzeichnungen im Louvre (Landschaftsstudie). Er war ein Meister des Porträts, dem Caterina Cornaro u. a. saßen; von diesen Bildnissen wie von seinen Fresken am Fondaco dei Tedeschi, die von der Salzluft Venedigs vernichtet wurden, ist keines mehr erhalten. Palma il Vecchio (Giacomo Palma) ist der Maler venezianischer Frauenschönheiten und markiger Heiligenfiguren: Sündenfall (im Braunschweiger Museum), Thronender Petrus (in der Akademie in Venedig), S. Barbara (in S. M. Formosa in Venedig), Frauenbildnisse, deren Urbild seine Tochter Violante (Dresden, Wien). Unter Leonardos und Giorgiones Einfluß steht der vornehme Symboliker Lorenzo Lotto: Altarbilder in S. Bartolommeo, S. Bernardino und S. Spirito in Bergamo, Bildnisse in der Berliner Galerie, in der Galerie Borghese, in der Londoner Nationalgalerie und in der Brera. Bonifazio Veronese (B. dei Pitati) leitete eine bedeutende Malerwerkstatt: Mahl des reichen Mannes, Anbetung der Könige (Akademie in Venedig), Findung Mosis (Dresdner Galerie und Brera), Santa Conversazione (Pal. Giovanelli in Venedig).

Tizian 1477—1576

Der vielseitigste und fruchtbarste Maler der Schule, Tiziano Vecellio, der Ratsmaler Venedigs und Günstling Karls V., umfaßt in der langen Zeit seines Schaffens sämtliche Gebiete der Malerei, Geschichts- und Existenzmalerei, Allegorie, Landschaft und Porträt; an dramatischer Belebung, an glanzvollem Farbenvortrag ist ihm keiner ebenbürtig: Der h. Markus in S. M. della Salute in Venedig, Madonnen in den Uffizien, im Louvre, in Wien; der Zinsgroschen (Dresdner Galerie), sogenannte himmlische und irdische Liebe (Überredung einer Spröden durch Venus, Galerie Borghese in Rom); Holzschnittfolge (Triumphzug des Glaubens u. a. aus dem Jahre 1508); Fresken: Joachim und Anna in der Scuola del Carmine, aus der Legende des h. Antonius in der Scuola del Santo in Padua (1512); Mariä Himmelfahrt (Assunta) in der Akademie in Venedig, Madonna des Hauses Pesaro in S. M. dei Frari, Ermordung des Petrus Martyr in der 1867 ausgebrannten Capp. del Rosario in S. Giovanni e Paolo (Kopie in der Kirche), Madonna in der Glorie (Vatikan), Grablegung Christi, Ruhe auf der Flucht (Louvre), Bacchanale und Venusfest im Prado, Bacchus und Ariadne (London), La Bella (Pal. Pitti), Venus von

Urbino (in der Tribuna der Uffizien), sogenannte Laura Dianti (Geliebte Alfons I. von Ferrara, im Louvre), Flora (Uffizien), die drei Lebensalter (Bridgewatergalerie); Bildnisse: Jacopo Soranzo in der Akademie in Venedig, Alfons von Este im Prado (1532). Wandbilder auf Leinwand für den Dogenpalast: La Fede mit dem Dogen Grimani, Schlacht von Cadore (Kopie in den Uffizien) und das Votivbild des Dogen Gritti (Wien, Galerie Czernin). Deckengemälde für S. Spirito, jetzt in S. M. della Salute (Tod Abels, Abrahams Opfer, Goliath); Mariä Tempelgang (wieder an dem Ort, für den es bestimmt war, Akademie), der Täufer (Akademie), Marter des h. Laurentius (S. M. dei Gesuiti in Venedig und im Escorial), die Jünger in Emmaus (im Louvre), Dornenkrönung (in der Münchener Pinakothek und im Louvre), Büßende Magdalene (Eremitage), Ecco Homo (Wien), Pietà, unvollendet (Akademie in Venedig). Gemälde mythologischen Inhalts: Jupiter und Antiope (Louvre), Venus und Amor (Uffizien), Venus und Adonis (Prado), Danae (Museo Nazionale in Neapel), Ausrüstung Cupidos (Galerie Borghese in Rom), Venus mit dem Spiegel (Eremitage); Bildnisse: Tochter Robert Strozzis, Lavinia, Tizians Tochter (Berlin, Dresden und Madrid), Karl V. (im Ornat und Reiterbildnis, im Prado), Papst Paul III. (Museo Nazionale in Neapel), Philipp II. (Prado und Pal. Pitti), Pietro Aretino (Pal. Pitti), Giacomo Doria in London (Sammlung J. Wernher), Selbstbildnisse in den Uffizien, im Prado und in den Galerien von Wien und Berlin. **Paris Bordone** ist Schüler Tizians; seine Gemälde, von vornehmem Stil und klarer, rosiger Farbe, sind teils Zeremonien-, religiöse und mythologische Bilder (der Fischer überreicht dem Dogen den Ring des h. Markus, in der Akademie in Venedig, Anbetung der Hirten, in Treviso, Sibylle von Tibur, Pal. Pitti), teils anmutige Frauenbildnisse (Violante in München, andere in Wien und London).

P. Bordone 1500—1570

G. Savoldo um 1480—1550

Die Gemälde **Giovanni Girolamo Savoldos** zeigen den Einfluß G. Bellinis und Tizians und bekunden besondere Vorliebe für Beleuchtungseffekte (Abendlicht): Heilige Familie in S. Niccolo in Treviso, Madonna mit Heiligen in der Brera, Grablegung, Venezianerin in der Berliner Galerie. Kühner und größer wirken **Girolamo Romaninos** Bilder: Fresken im Dom von Cremona (Passion) und in der Galerie von Brescia (Noli me tangere und die Jünger in Emmaus); Madonna mit Heiligen in S. Francesco in Brescia und in der Galerie von Padua; Madonna und Pietà im Berliner Museum, Geburt Christi in London. An Formenschönheit, feierlicher Stimmung und an Farbenreiz (duftiger, blaßgrauer Silberton) übertrifft ihn **Moretto** (**Alessandro Bonvicino**): Viele (gegen fünfzig) Gemälde in Brescia, unter ihnen die Krönung Marias in S. Nazaro e Celso, Glorie der h. Margarete in S. Francesco, S. Nikolaus in S. M. dei Miracoli, die Jünger in Emmaus und Madonna in trono in der Galerie, Christus und Magdalena beim Pharisäer im Chor von S. M. della Pietà in Venedig, S. Justina in Wien (Hofmuseum), Madonna in trono im Städelschen Institut in Frankfurt a. M., Glorie der Maria und Elisabeth in der Berliner Galerie, Porträts in den Uffizien, im Pal. Brignole und in Brescia. In Lebensfülle und Farbengebung (Fleischbehandlung) steht Tizian nahe der Friauler Meister **Pordenone** (Giov. Ant. Licinio, gen. Corticelli): Fresken im Dom von Cremona (Passion), in der Schloßkapelle von Collalto bei Conegliano (Flucht nach Ägypten u. a.), in der Capp. dell' Annunziata im Dom von Treviso (Anbetung der Könige u. a.), in S. Daniele bei Udine (in S. Antonio: Heilige und Engel), in Spilimbergo (in der Sakristei von S. Maria fünf Bilder). Tafelbilder in Pordenone, Piacenza und Venedig (Akademie). Morettos Schüler **Giov. Batt. Moroni** ist ein vortrefflicher Bildnismaler: G. A. Pantera (Uffizien), der Schneider (Londoner Nationalgalerie). In der zweiten Hälfte des Cinquecento wirken in Venedig gleichzeitig zwei Meister großen Stiles, aber von entgegengesetztem Kunstgepräge. **Tintoretto** (**Jacopo Robusti**), Schüler Tizians, dessen Goldton anfangs seine Gemälde durchleuchtet, ist kraftvoll realistisch, von starker Empfindung, später von Michelangelo beeinflußt, beherrscht wie dieser spielend die Anatomie des Menschenleibes, wirkt aber häufig brutal und flüchtig: Vulkan mit Venus und Amor (Pal. Pitti), Sündenfall (Akademie in Venedig), Wunder des h. Markus ebenda, Auffindung der Leiche des h. Markus (Brera), Abendmahl in S. Giorgio Maggiore in Venedig, Geburt des Täufers (Eremitage), 56 Gemälde in der Scuola di S. Rocco (die große Kreuzigung), Decken- und Wandgemälde im Dogenpalast (das Paradies, 25 m lang, Sala del gran Consiglio, ein anderes im Louvre); vortreffliche Bildnisse in vielen Galerien, Selbstbildnis im Louvre. **Paolo Veronese** (**Caliari**) ist der Hauptvertreter der monumentalen Dekorations- und Existenzmalerei, der Maler venezianischer Frauenschönheit und prunkvoller Szenerien: Der Hauptmann von Kapernaum (Dresden, München), Venus und Adonis, Jesus unter den Schriftgelehrten, Hochzeit zu Kana, Büßende Magdalena (Prado), Brand von Sodom, Esther, Hochzeit zu Kana (mit Bildnissen), h. Familie, Gastmahl des Simon, die Jünger in Emmaus (Louvre), Christus und die Ehebrecherin, Anbetung der Könige (München),

G. Romanino um 1487—1566

Moretto um 1498—1555

Pordenone 1483—1539

G. Moroni um 1520—1578

Tintoretto 1518—1594

P. Veronese 1528—1588

h. Familie mit der h. Therese und Katharina (Brüssel), Decken-, Wand- und Altargemälde in S. Sebastiano in Venedig, Madonna in trono, Gastmahl des Levi (Simon) in der Akademie, Esther, S. Caterina, Auferweckung des Lazarus, Kreuzeserhöhung (Uffizien), Madonna mit Heiligen, Anbetung der Könige (Wien), Hochzeit zu Kana, Anbetung der Könige, Susanna im Bade, Auffindung Mosis, Madonna der Familie Cuccina, Kreuztragung (Dresden), Vision der h. Helena, Familie des Darius (London), Fresken der Villa Barbaro (jetzt Giacomelli) bei Maser, Gastmahl beim Pharisäer (Brera), Gemälde im Dogenpalast (darunter Apotheose der Venezia), Raub der Europa, der Glaube, Selbstbildnis (Uffizien). Den Schluß bilden einige bereits den Verfall einleitende Künstler, die sich als Schnell- und Massenproduzenten, aber auch durch außerordentlich gewandte Technik auszeichnen. Der Maler und Dichter Angelo Bronzino (A. di Cosimo), Schüler del Garbos, versucht in Michelangelos Fußstapfen zu treten, ist vortrefflich im Bildnis: Christus in der Vorhölle (Uffizien), Kreuzabnahme (Akademie in Florenz und in Besançon), der Ingenieur, Cosimo I. (Pal. Pitti), der Feldherr, Eleonora Gonzaga (Berlin). Der Maler, Architekt und Kunstschriftsteller Giorgio Vasari schmückt die Sala Regia des Vatikans, die Domkuppel und den Palazzo Vecchio in Florenz mit Fresken (Brunelleschi und Ghiberti vor Cosimo u. a.); Bildnis des Lorenzo Magnifico (Uffizien). Federigo Baroccio bildet sich nach Raffael und Correggio: Kreuzabnahme in Perugia, Abendmahl im Dom von Urbino, Madonna in den Uffizien, Kreuzigung im Dom von Genua. In ähnlichen Bahnen wandeln die Brüder Taddeo und Federigo Zuccaro (Fresken in der Sala Regia des Vatikans). Federigo vollendete die allegorischen Fresken der Domkuppel in Florenz; er schrieb: L'idea degli scultori, pittori ed architetti.

A. Bronzino 1502—1572

G. Vasari 1511—1574

F. Baroccio 1528—1602

T. Zuccaro 1529—1569

F. Zuccaro 1543—1609

2. Der Norden.

§ 102. Baukunst. Die ersten Spuren der von Italien eindringenden Renaissance zeigen sich in vereinzelten Ornamenten, die sich um Tore und Portale (Schloß Johannisberg 1509), Giebel, Erker und Grabsteine ranken; anfangs sind es Pflanzenformen, später Roll- und Bandwerk, der Eisentechnik entnommen, an Kartuschen und Rahmen, wozu sich die Grottesken und Fruchtranken Italiens gesellen. Erst um 1530 bricht sich das Neue Bahn, und um die Mitte des Jahrhunderts kommt es zur vollen Geltung, die es sich bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges bewahrt. Die mittelalterlichen Formen verbinden sich mit den antiken, ohne daß ein einheitlicher deutscher Stil daraus hervorgeht, da überall fremde, italienische, französische und niederländische Einflüsse das nationale Gepräge unterdrücken. Es entstehen nur wenige Monumentalbauten; die Stiländerung geht vom Wohnhaus auf Rathaus- und Schloßbau über; der Kirchenbau bleibt von der neuen Strömung fast unberührt. Die antiken Bauglieder, Säulen und Pfeiler, werden ungemein frei behandelt, nur die Hoch- und Spätrenaissance, etwa von 1570 ab, schließt sich strenger an die reinen Formen an. Die Tore sind meist nach niederländischen Mustern mit einem Aufbau, einer Art Attika, überhöht und reich geschmückt. Den Hauptschmuck der Fassaden bilden die Erker (Nürnberg), die wie die mittelalterlichen, häufig gestuften spitzwinkligen Giebel (an den Schmal- und oft auch an den Längsseiten) zu jedem echten deutschen Renaissancegebäude gehören. Im Innern wird anfangs das gotische Netz- oder Kreuzgewölbe beibehalten, später kommt die Kassettendecke, in Holz oder Stuck, zur Verwendung. Als Füllungen dienen Reliefs mit allegorischen Gestalten.

Deutschland

Der Schloßbau geht wie in Frankreich (§ 105) aus der Burg des Mittelalters hervor. Am Ende des 16. Jahrhunderts zeigt sich der Einfluß der italienischen Hochrenaissance; die Schloßhöfe werden von Arkaden umschlossen und von Ecktürmen umstellt, in denen kunstvolle Wendeltreppen (Wendelstiegen oder Schnecken) emporführen. Bisweilen kommt der Hof in Wegfall, und die Türme werden unmittelbar an das Haus gerückt. Häufiger als diese Rundtürme sind die Eckerker auf Konsolen am ersten Stockwerk.

Schloßbau

Das Heidelberger Schloß (14. bis 17. Jahrhundert) besitzt im Otto-Heinrichsbau (1556—1563, von Kaspar Fischer und Jakob Leyder) und im Friedrichsbau (1601—1607, von Johann Schoch) zwei wertvolle Renaissancebauten. Der älteste der Renaissancezeit entstammende Teil ist die Loggia der Nordostecke (1554). Das alte Schloß in Stuttgart,

1553 von Aberlin Tretsch begonnen, zeigt an den Ecken mächtige Rundtürme und einen Hallenhof von drei Geschossen. Der Residenzbau in Landshut (1536), an dem auch italienische Meister beteiligt waren, besitzt einen Arkadenhof mit dorischen Säulen. Die Plassenburg bei Kulmbach, eines der herrlichsten Renaissanceschlösser, mit dem von Pfeilerarkaden umgebenen „schönen Hof", wird von vier Türmen geschmückt. Der umfangreichste Bau der Zeit ist die Münchener Residenz, 1600—1616 von Pieter de Witte (Candid) erbaut, mit sechs Höfen (Grottenhof). Das Lustschloß Belvedère auf dem Hradschin in Prag, 1534 von Paolo della Stella begonnen, wird von Arkaden mit schlanken Säulen umschlossen. Der Waldsteinsche Palast in Prag besitzt die imposanteste (1629 von Marini errichtete) Gartenhalle und Schloß Hartenfels in Torgau, 1532—1544 von Konrad Krebs erbaut, den schönsten Treppenturm der deutschen Renaissance. Die Formen des Saalbaues verwandte (um 1540) Kaspar Theiß für den Bau des Brandenburger Kurfürstenschlosses in Berlin, den Grundstock des heutigen Königsschlosses. Die vier Flügel des königlichen Schlosses in Dresden, 1549 von Kaspar Voigt von Wierandt begonnen, bilden einen malerischen Hof mit reich dekorierten Ecktürmen. Der Fürstenhof in Wismar, von Gabriel von Aken, zeigt die Verwendung der Renaissanceformen am Ziegelbau.

Rathausbau

Die Rathäuser, deren Kern der große Ratssaal bildet, nehmen meist den Turm aus der mittelalterlichen Zeit mit herüber: Rathaus in Rothenburg ob der Tauber, 1498 von Hieronymus Lotter d. ä. begonnen, mit Arkaden im Stile der italienischen Hochrenaissance, das reich bemalte Rathaus in Mülhausen im Elsaß (1552), das Rathaus in Leipzig mit Kolonnade (1556), von Hieronymus Lotter d. j., das Rathaus in Altenburg (1562), die Kölner Rathaushalle, 1569—1578 von Wilhelm Vernicke erbaut, ferner die Rathäuser in Lübeck (1570), Emden (1574), Straßburg (1582, jetzt Börse), das Rathaus in Görlitz in italienischem Stile. Von späteren Renaissancebauten dürfen die Rathäuser in Bremen, 1612 von Lüder von Bentheim, in Augsburg, 1615 von Elias Holl, und in Nürnberg, 1613—1619 von Karl Holzschuher, nicht unerwähnt bleiben.

Sonstige Profanbauten

Andere wichtige Profanbauten sind das Knochenhauer Amtshaus in Hildesheim (1529), das Fachwerkhaus mit polychromer Ausstattung „Am Sack" in Braunschweig, das Fürstenhaus in Leipzig, 1575 vom jüngeren Lotter, mit runden, auf Konsolen ausgekragten Erkertürmen wie am Schloß in Berlin und Torgau und am Altenburger Rathaus, das Gewandhaus in Braunschweig (1590), das Zeughaus und das Steffensche Patrizierhaus in Danzig, 1605 von dem Niederländer Anthony van Obbergen, mit zwei Treppentürmen, und das Ständehaus in Graz.

Das Wohnhaus, von großer Tiefe, mit offenen Gängen oder Bogenhallen in mehreren Stockwerken, ist hier und da mit Treppentürmen und Wandmalereien versehen: Tucherhaus (1534), Pellersches Haus (1605) in Nürnberg, Haus zum Ritter in Heidelberg (1592), Leibnizhaus in Hannover (1652), sowie andere in Augsburg, Danzig, Hildesheim und Münster.

Kirchenbau

Die Kirchenbauten zeigen nur in den Einzelformen Renaissancespuren, in den Hauptteilen sind sie durchaus gotisch (Neugotik): Die Liebensteiner Schloßkapelle bei Heilbronn (1590), Kirchen in Freudenstadt, 1599 von Schickhardt, die Marienkirche in Wolfenbüttel (1608), die Hallenkirche in Bückeburg (1613), die Universitätskirche in Würzburg (1582), die Jesuitenkirchen in Koblenz (1609), in Köln (1621) und die St. Michaeliskirche in München (1587—1597 von W. Dietrich nach Il Gesù in Rom erbaut).

Schweiz

In der Schweiz trägt die Renaissance fast durchweg italienisches Gepräge: das Geltenzunfthaus (1578), der Spießhof (um 1580) und ein Portal am kleinen Rathaus in Basel; das Göldlihaus (1524), der Rittersche Palast, das Regierungsgebäude und das Rathaus (1602—1606) in Luzern.

Holland u. Belgien

Auch in Holland und Belgien zeigt sich die Renaissance zuerst in der dekorativen Kunst an Kanzeln und Altären, später auch an den Verzierungen der abgetreppten Häusergiebel und Toraufsätze: die Rathäuser im Haag (1564), Leyden, 1597—1604 von Lieven de Key erbaut. Im Anfang des 17. Jahrhunderts entwickelt sich der bis heute herrschende holländische Stil, der später bis nach Schweden vordringt; zu den konstruktiven mit Renaissancedekoration versehenen Baugliedern, Fenster- und Türumrahmungen, wird Haustein verwendet, während die Füllwände aus Ziegeln bestehen: Rathaus, Haus der Schlächtergilde, 1603 von Lieven de Key erbaut, in Haarlem, Hansahaus und Rathaus in Antwerpen, 1561—1565 von Cornelis de Vriendt, Schüler von Giovanni da Bologna, mit römischen Bogenstellungen und griechischen Pilastern, Stadthaus in Gent.

Skandinavien

Schweden erhält die Renaissanceformen aus Deutschland: Schloß in Kalmar (1538), Schloß von Wadstena. In Dänemark gewinnt die Renaissance-Architektur erst am Ende des 16. Jahrhunderts festen Boden; ihr Stil trägt das Gepräge der gleichzeitigen holländischen Bauten aus Ziegel und Haustein: Schloß Kronborg bei Helsingör (1574—1585); das

malerische Schloß Frederiksborg auf Seeland (von Christian IV. 1602—1620), ein Backsteinbau mit Renaissanceformen in Giebeln, Erkern und Portalen, während der Aufbau noch mittelalterlichen Stilcharakter trägt; Schloß Rosenberg bei Kopenhagen (1604); die Kopenhagener Börse (von Christian IV. 1624—1640), bereits mit barockem Giebelwerk und einem Turm, dessen Spitze sich aus vier ineinandergeschlungenen Drachenschweifen formt.

Polen und Rußland

In Krakau baut 1519—1522 Bartolommeo Berrecci aus Florenz die Sigismundskapelle des Domes; Moskau erhält am Ende des 15. Jahrhunderts die Kathedrale der Himmelfahrt Mariä (Aristotele Fioravanti) und die Granowitaja Plata (M. Ruffo und P. Antonio).

England

England bleibt am längsten der Gotik getreu. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts bildet sich eine Mischung aus Gotik und Renaissance, angebahnt von dem königlichen Baumeister John Shute: der „Elisabethstil", der sich bis 1625 erhält, wenn sich auch inzwischen, seit Anfang des neuen Jahrhunderts, ein Streben nach reineren Formen geltend macht. Die Schloßhöfe des Kontinents werden durch Lichthöfe ersetzt; Longleat House, 1567 von einem italienischen Baumeister in Renaissancestil erbaut, Bourleigh House, 1577, mit vielen Türmen, Whitehall in London, Wollaton House (1588), Longford Castle (1591), Holland House (1607) in Middleesser, Heriothospital in Edinburg, die Kollegiengebäude in Cambridge und die Universität in Oxford.

Deutschland

§ 103. Bildhauerei. Die deutsche Plastik des 15. Jahrhunderts entspringt aus der Gotik und hält sich anfangs frei von fremder Einwirkung. Wohl macht sich Mangel an Stilgröße und Befangenheit in Bewegung und Gewandung fühlbar, andrerseits besitzen aber die Gestalten und Gesichter deutlich erkennbare Züge voll Anmut und Gefühlsinnigkeit. Sorgfältiges Naturstudium und Entwicklung des Individuellen sind auch hier die Wahrzeichen der neuen Strömung. Im Beginn des 16. Jahrhunderts macht sich der Einfluß Italiens geltend; die gezwungene Bewegung mindert sich, die knitterigen Gewandfalten weichen hier und da flüssigeren Formen, aber es schwindet auch das kraftvolle individuelle und naturalistische Gepräge. Neben Bronzen und Skulpturen in Kalk- und Sandstein kommen auch Holzschnitzereien in Aufnahme.

V. Stoß 1438—1533

Hauptsitz der deutschen Plastik war Nürnberg. Hier wirkte der Holzschnitzer und Steinbildhauer Veit Stoß, dessen energische, unruhige Natur sich auch in seinen bewegten Gruppen und Einzelfiguren kundgibt. Werke: Marienaltar in der Frauenkirche in Krakau, Grabmal Kasimirs IV. in der Kathedrale ebenda, Grabplatte des Zbignew Olésnicki im Dom von Gnesen, Rosenkranztafel im Germanischen Museum, drei Steinreliefs: Abendmahl, Christus am Ölberg, Judas Verrat in S. Sebaldus in Nürnberg, Englischer Gruß (von der Decke herabhängend), 1518, in der Lorenzkirche ebenda, Altar der oberen Pfarrkirche in Bamberg (Anbetung der Hirten), Kreuzigung in S. Sebaldus, Pietà u. a. in der Jakobskirche, wo sich auch eine andere in edlen Formen gehaltene Beweinung Christi von einem unbekannten Meister findet.

A. Krafft um 1450 —1509

Der Steinmetz Adam Krafft bezeichnet den Gipfel der Nürnberger naturalistischen Kunst, soweit sie von der Renaissance noch nicht berührt wird; seine Darstellungen sind von rührender Innigkeit, Ruhe und Schlichtheit: Die sieben Stationen auf dem Passionswege (Sandsteinreliefs, darunter Christus und die Frauen und die Beweinung) und die große Kreuzigung auf dem Johanniskirchhof in Nürnberg, das Schreyersche Grabmal, von malerischer Wirkung, außen am Ostchor der Sebalduskirche, Sakramentshäuschen (mit des Künstlers Bildnis), gotische Turmpyramiden mit Passionsrelief und Statuettengruppen in der Lorenzkirche, Grabdenkmäler, darunter die Pergenstörffersche Gedächtnistafel, in der Frauen- und Ägidienkirche.

P. Vischer d. ä. um 1455 —1529

Der Erzgießer Peter Vischer ringt sich von dem altertümlichen Stil zu freier Auffassung und vollendeter Darstellung hindurch und führt die deutsche Plastik unter der Einwirkung der italienischen Kunst über die Schwelle der Hochrenaissance: Grabmal des Erzbischofs Ernst von Sachsen im Dom von Magdeburg, Sebaldusgrab (mit Selbstbildnis) im Ostchor (1508—1519) der Sebalduskirche in Nürnberg; König Theodorich und König Artus für das Grabmal Kaiser Maximilians in Innsbruck; Grabmäler in der Stadtkirche in Baden-Baden (Markgraf Friedrich und Markgräfin Ottilie), im Regensburger Dom (Margarete Tucherin, Begegnung Christi mit dem kananäischen Weibe), in der Schloßkirche in Wittenberg (Krönung Mariä, für Henning Godens), im Krakauer Dom (Kardinal Friedrich von Polen vor der Madonna), Selbstbildnis (Büste) im Louvre (Werkstattarbeit).

P. Vischer d. j. 1487—1528

Von seinen Söhnen erweist sich Peter Vischer d. j. als das größere Talent: Grabmal Friedrichs des Weisen in der Schloßkirche in Wittenberg, des Kardinals Albrecht von Mainz in der Stiftskirche in Aschaffenburg, Plakette Orpheus und Eurydike

H. Vischer um 1490 —1540
P. Flötner um 1480 —1546
P. Labenwolf 1492—1563

und zwei Tintenfässer mit weiblichen Figuren (Stanmore und Ashmolean Museum, Oxford) zeigen seine Abhängigkeit von Gestalten des Jacopo de Barbari; ebenso ist die Brunnenfigur im Hofe des Nürnberger Rathauses von Hans Vischer eine Nachbildung des Apoll von Barbari. Vielleicht stammt auch die bekannte Nürnberger Madonna (Holzmodell im Germanischen Museum) aus der Vischerschen Werkstatt. Peter Flötner (Flettner), einer der hervorragendsten Vertreter der Nürnberger Kleinkunst und gründlicher Kenner des italienischen Renaissanceornaments, ist der Meister des Chorgestühls im Berner Münster, des Brunnens vor dem Mainzer Dom, des Holzschuher Pokals in Augsburg, sowie vieler trefflicher Plaketten. Pankraz Labenwolf ist der Schöpfer des Brunnens im großen Rathaushof und des bekannten Gänsemännchens und des Dudelsackpfeifers (Holzmodelle im Germanischen Museum).

T. Riemenschneider 1468—1531

In Würzburg entfaltet Tilmann Riemenschneider eine vielseitige und fruchtbare Tätigkeit; seine Einzelfiguren bekunden emsiges Naturstudium, tiefes Empfinden und treffliche Technik: Adam und Eva in der Marienkirche in Würzburg, Madonna in der Neumünsterkirche ebenda und im Städelschen Institut in Frankfurt a. M., Grabmal Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde im Bamberger Dom, Relief der Beweinung in der Kirche in Maidbrunn bei Würzburg; Holzschnitzwerke: Altar der Wallfahrtskirche in Creglingen a. d. Tauber, der Jakobskirche in Rothenburg, Köpfe Adams und Evas im South-Kensington-Museum, vier Evangelisten in Berlin, Maria im Rosenkranz in der Kirche in Volkach a. M. Seine Schule hat zahlreiche Werkstattsarbeiten hinterlassen.

J. Syrlin † 1490
N. Lerch † 1493
H. Multscher † 1467
M. Pacher um 1435 —1498
H. Brüggemann um 1520
T. Ehrenfried um 1525
P. de Witte † 1628
A. Colin 1526—1602

In Ulm schnitzt Joerg Syrlin das prachtvolle Chorgestühl des Münsters; ihm gehört auch der Fischkastenbrunnen am Markt und die Grabplatte des Hans von Stadion in der Kirche zu Oberstadion. Von Nikolaus Lerch stammen die beiden Haupttüren und das Chorgestühl des Domes in Konstanz, die Kreuzigung auf dem alten Kirchhof in Baden-Baden und das Grabmal Friedrichs III. im Stephansdom in Wien. Der Maler Hans Multscher aus Ulm schnitzt den Hochaltar der Frauenkirche in Sterzing. Der Maler und Bildschnitzer Michael Pacher ist der Schöpfer malerisch angeordneter Freifigurengruppen, der Hochaltäre in S. Wolfgang in Oberösterreich und in Gries bei Bozen (Krönung Mariä); Tafeln in Bruneck. In Hans Brüggemanns Kunst paart sich herbe Kraft mit milder Hoheit und Anmut (Bordesholmer Dreiflügelaltar, Holzrelief und Einzelfiguren, in dem er Szenen aus Dürers kleiner Passion verwendet, 1515—1521, im Dom in Schleswig). Am Rhein finden sich einige bedeutende Grabdenkmäler unbekannter Meister: Kreuzigung an der Tomba des Kurfürsten Uriel von Gemmingen im Mainzer Dom, die Passion am Wege zum Xantener Dom von Magister N., Schnitzwerke im Dom selbst; ferner der Altar der sieben Freuden Mariä von Meister Arndt und die Passion von Meister Loedewick in der Nikolaikirche in Calcar. In Sachsen: die Skulpturen der Kirche in Annaberg von Theophilus Ehrenfried, die Kanzel im Freiberger Dom, die Pietà in der Marienkirche in Zwickau (Holzschnitzwerk). Im Magdeburger Dom ist die liegende Statue der Kaiserin Editha eine ungemein vornehme Arbeit. Unter den Ausländern, die wesentlich in Deutschland tätig sind, tun sich namentlich zwei hervor, beide von Italien beeinflußt: Pieter de Witte (Pietro Candido), von dem der h. Michael an der Michaeliskirche in München, die beiden Erztüren und die Madonna an der Alten Residenz, der Wittelsbacher und der Perseusbrunnen, ebenda (im Verein mit Wolf Steger und Hans Reisinger), die Madonna auf der Mariensäule und das Denkmal Kaiser Ludwigs in der Frauenkirche herrühren, und Alexander Colin, dem man die Statuen des Otto-Heinrichsbaues, darunter die besonders reizvolle Allegorie der Hoffnung, am Heidelberger Schlosse und den Sarkophag des Kaiser Maximilians-Denkmals in der Innsbrucker Hofkirche verdankt; die achtundzwanzig Erzstatuen zwischen den Säulen des Mittelschiffs wurden von verschiedenen Künstlern (Sesselschreiber, Godl, Löffler und Vischer) gegossen.

P. de Beckere um 1500
K. Meit um 1510
C. de Vriendt 1518—1575

1495—1502 fertigt der Goldschmied Pieter de Beckere aus vergoldetem Kupfer die Statue der Maria von Burgund (Brügge, Liebfrauenkirche), aus den Jahren 1515—1520 stammt die Alabasterfigur der Judith (München, Nationalmuseum) von Konrad Meit aus Worms, aber in den Niederlanden ansässig; demselben Meister sind wahrscheinlich auch zuzusprechen die Buchsbaumstatuetten von Adam und Eva (Gotha, Museum), sowie die nicht mehr vorhandenen Statuen der Herzogin Margarete und ihres Gemahls Philibert von Savoyen, einst im Schloß von Mecheln, und das Grabmal beider in Notre Dame de Brou bei Bourg. Den Einfluß der italienischen Renaissance erkennt man in den Werken des vielseitigen Cornelis de Vriendt (C. Floris) in Antwerpen: Grabdenkmäler in Breda, Lettner in Tournai, Tabernakel in Leau; Grabmal König Friedrichs von Dänemark (Schleswig, Dom), Monument Christians III. (Roeskilde, Dom) in Anlehnung an das Grabdenkmal Ludwigs XII. in St. Denis, ferner die Grabmäler der Herzogin Dorothea

und des Herzogs Albrecht im Königsberger Dom; C. Floris ist auch der Erbauer des Antwerpener Rathauses.

Kunstgewerbe

Durch die Reformation wird die kirchliche Kunst zurückgedrängt, während das Kunstgewerbe außerordentliche Bereicherung erfährt und gefördert wird durch den in den Städten herrschenden Wohlstand (§ 32). Die Formen der Gefäße zeigen reichere Gliederung und lebendiger bewegte Umrisse. Die Figuren innerhalb des Ornaments werden zahlreicher und mit diesem in untrennbare, organische Verbindung gebracht; mythologische Gestalten, abenteuerliche Tierbildungen, Toilettengegenstände, Musikinstrumente, Jagdgeräte und Waffen dienen als Motive der Verzierung. Vieles davon ist antiker Wanddekoration, den Grotteskeu entnommen und über Italien nach Deutschland gewandert. An der Spitze der zahlreichen Künstler steht Hans Holbein d. j. (§ 104); er entwarf für die Glasmaler Wappenzeichnungen und figürliche Darstellungen aller Art, für die Goldschmiede zeichnete er Pokale, Kannen und Schmuckgegenstände, für die Waffenschmiede Degenknaufe, Dolche und Scheiden, für die Buchdrucker Titelblätter, Initialen, Rand- und Kopfleisten, ebenso Uhren, Kamine, Wandverzierungen und ganze Hausfassaden (Entwurf im Baseler Museum), Formen und Farben bekunden den Einfluß der italienischen Renaissance; die farbige Wirkung erzielt er vielfach durch Verwendung von Gold, Perlen und Email. Dürer dagegen ist auch im Ornament stets urdeutsch geblieben, während sich Hans Burgkmair, sowie die Gruppe der Kleinmeister (die beiden Beham, H. Aldegrever, Georg Pencz und Jakob Binck) bereits ganz der italienischen Renaissance anheimgaben. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts tritt an Kartuschen und in Randverzierungen der Bilder ein neues Zierstück zutage: das „geschweifte" Ornament, dessen Ausgang die antiken Voluten bilden, die wiederum von der Renaissance zu spiralförmigen Verzierungen umgeformt werden; es erobert sich seinen Platz in der Baukunst, in Metallarbeiten und in Marqueterien (eingelegten Arbeiten). In England bildet es ein Hauptmerkmal des Elisabethstils (§ 102); in Deutschland erschien 1599 in Köln ein von Edelmann gezeichnetes und radiertes „Schweifbuch". In dem Bemühen, die Bauformen des Altertums möglichst rein zu verwenden, kündigt sich in Architektur, Tapezier- und Schreinerarbeiten bereits die Nähe des Barock an.

Goldschmuck

Am längsten wehrt sich die Goldschmiedekunst gegen den neuen Eindringling. Die Freude an reichem Schmuck, die Einfuhr der Schätze der Neuen Welt ermutigte zur Herstellung kostbarer Arbeiten, wie sie die Museen in Berlin, München, Wien, das grüne Gewölbe in Dresden und die Privatsammlungen (Rothschild in Frankfurt) aufweisen. Berlin besitzt u. a. den Silberschatz des Rathauses von Lüneburg (36 Stück, um 1600 waren es 300) und den berühmten Pommerschen Kunstschrank, den der Augsburger Philipp Hainhofer für Herzog Philipp von Pommern (1606—1618) anfertigen ließ, Upsala den Schrank Gustav Adolfs. Die berühmtesten Goldschmiede besaß Nürnberg: Wenzel Jamnitzer aus Wien, 1508—1588 (Merkelscher Tafelaufsatz, Sammlung Rothschild in Frankfurt, Pokale im Besitz des deutschen Kaisers und des Grafen Eichy in Pest; sein Hauptwerk, der „Luftbrunnen" für Kaiser Maximilian, ist verloren gegangen), Hans Petzold, 1551—1633, Paul Flynt (Gefäßkompositionen in Stichen mit gefranzter Manier), die Brüder Lenker, die mit am Pommerschen Schrank arbeiteten, und Anton Eisenhoidt, † 1603 (Pontifikale und Missale im Besitze des Grafen von Fürstenberg-Herdringen). Aus Italien stammt die Manier, Prunkgefäße aus Edelsteinen (Bergkristall, Jaspis, Lapislazuli, Onyx) zusammenzusetzen und mit emailliertem Golde zu montieren, entweder mit eigentlichem Goldschmiedemail, en ronde bosse, oder feurig in translucidem Schmelz: Kristallschale mit emailliertem Bügel u. a. im Kunstgewerbemuseum in Wien. Nur selten wurde Silber verwendet, wie bei David Attemstetters Kabinettkarten aus Elfenbein im Nationalmuseum in München.

Lederarbeit

Das Gestühl erhält statt der beweglichen Kissen, die früher üblich waren, feste Polsterung aus kostbarem Gewebe, geschnittenem, gepreßtem oder mit leichtem Relief verziertem Leder, wie man es bereits für den Bucheinband verwandte.

Buchschmuck

Die Buchdruckerkunst hatte die Anzahl der Bücher so vergrößert, daß man sie, um Raum zu sparen, nicht mehr in die Schränke horizontal legte, sondern aufrecht nebeneinander stellte; dies bewirkte, daß die Decken, die Metallbeschläge und die Lederdecken das hohe Relief, das sie bisher zeigten, verloren: die Verzierungen wurden von jetzt ab mit Stanzen eingeschlagen oder aufgepreßt. Daneben entwickelte sich eine Buchdekoration, die sich bis auf unsere Zeit erhalten hat: über den Deckel breitet sich ein Liniensystem (in Gold oder kalt eingedruckt), das in der Mitte einen Raum für das Wappen des Besitzers oder für den Buchtitel freiläßt.

Textilarbeiten

Die Textilkunst in Decken und Tüchern beschränkte sich auf Nachahmungen, auf Arbeiten, die aus Frauenhand hervorgingen; die deutschen Gobelins mit figürlichen Darstellungen konnten daher gegen die niederländischen Gewebe nicht aufkommen (Rücklaken-

Gobelin im Kunstgewerbemuseum in Berlin). Die Spitzenklöppelei (Barbara Uttmann, † 1575) ist keine sächsische Erfindung; ihr Ursprung ist in einer Gegend zu suchen, wo Netze gestrickt werden, wie alle Spitzenarbeit in der Art der Reticella.

Töpferei

Der Ofen im Fürstenzimmer des Schlosses Hohensalzburg (1501), mit dem sich die Töpferei zum ersten Male im Kunstgewerbe sehen lassen darf, ist noch rein gotisch. Renaissancelemente (plastisch und reich an Farben, voll Figuren der Helden aus der Profan- und biblischen Geschichte) zeigen die Öfen erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts (im Germanischen Museum in Nürnberg, im Salzburger Museum, im Nationalmuseum in München und in Privatsammlungen, manches noch an seinem ursprünglichen Bestimmungsorte); ihre Heimstätte war Nürnberg, Salzburg, Südtirol und im Schwarzwald (Hans Kraut, 1532—1587, Augustin Hirsvogel, 1488—1553). Die Steinzeugfabrikation blühte bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges (Siegburger Krüge, „Schnellen" genannt, und „Raerner Bartmänner" in Berlin): die „Krugbäckerei" à la grès de Flandre, die aber nicht aus Flandern kommt, sondern vom Niederrhein. Die Stengelgläser werden aus Italien eingeführt, dagegen ist die Humpenform (die Willkommbecher und „Wiederkomm") in Bayern und Sachsen zu Hause. Johann Schaper (um 1600—1670) versah die Gläser meist mit schwarzer Zeichnung (Schapergläser). Unter dem Einfluß der Reformation erstarb die kirchliche Glasmalerei; an ihrer Stelle entstand eine Feinmalerei für das Haus, die auf derselben Scheibe verschiedene Farben nebeneinander setzte (gemalte Wappen in Rats- und Zunftstuben, Fabriken in Bern, Zürich, Solothurn, Schaffhausen und Basel, wo Holbein Vorlagen dafür zeichnete).

Gläser

Eisen- und Stahlarbeiten, Waffen

Die Zeichnungen auf Eisenarbeiten (an Kästen, Schlössern und Harnischen) wurden entweder eingeätzt oder nach orientalischer Art durch Tauschierung (Damaszierung) ausgeführt: man grub ursprünglich die Zeichnung in den Stahl ein und füllte dann durch Hämmern die Vertiefungen mit Gold aus oder man rauhte die ganze Fläche durch Schraffierung und schlug das Gold auf die Zeichnung auf (Rüstung Kaiser Rudolfs II. in der Ambraser Sammlung, Harnisch Herzog Alexanders von Parma, des Eroberers von Antwerpen, Helm Karls V., Harnisch des Markgrafen Joh. Georg von Brandenburg-Jägerndorf, Wien, Art.-Arf.-Mus.). Die deutschen Waffenschmiede taten es den berühmten Mailänder Zunftgenossen gleich. Auch das Ausland begehrte ihre Arbeit; so stammte die Prunkrüstung Franz I. von einem Augsburger Plattner.

Niederlande

H. van Eyck um 1370 —1426

J. van Eyck um 1390 —1440

§ 104. Malerei. Am Eingange des neuen Kunstzeitalters steht die Schöpfung zweier Brüder aus Maaseyck bei Maastricht, Hubert und Jan van Eyck, der Flügelaltar von S. Bavo in Gent, ein Werk, das die Vorzüge und Sondereigenschaften der niederländischen Malerei mit einem Schlage kundtut: Lebensfülle und Naturwahrheit, von mittelalterlichem Hauch berührte feierliche Größe, kraftvolle Gestaltung und zarte Anmut, Formgefühl und vor allem Meisterschaft in Lichtführung und harmonischer Farbengebung, ohne daß wir zeitlich ferner Stehenden die Entwickelung der Kunst bis zu dieser Reife zu verfolgen vermögen.

Die italienische und die nordische Renaissancemalerei setzen zu gleicher Zeit ein: in den Jahren, um 1420, in denen das Genter Altarwerk entstand, schuf Masaccio seine berühmten Fresken in der Brancaccikapelle von S. M. del Carmine in Florenz. Das eingehende Studium des Nackten, das den Südländer besonders anzog, war aus naheliegenden Gründen den in höheren Breiten schaffenden Künstlern so gut wie verwehrt; dafür entschädigten sich diese durch die Freude an der Farbe, an farbigen Kontrasten, vor allem an den Prachtgewändern ihrer Zeit: die elementare Kraft ihrer Kunst schuf eine Farbenharmonie, deren leuchtende Glut bis heute noch unübertroffen ist und uns in Verbindung mit der bis ins kleinste angestrebten Naturtreue und der genauen Wiedergabe des Stofflichen häufig vergessen läßt, daß Formenadel und seelischer Ausdruck mit jenen Vorzügen nicht immer gleichen Schritt halten. Ein kluger Einfall ließ die Künstler zu der schon längst im Handwerk verwendeten Ölfarbe greifen, deren Herstellung sie zweckentsprechend vervollkommneten; die besten Rezepte aber hat die Schule mit ins Grab genommen. Die Ölfarbentechnik mit gleichzeitiger Anwendung der Lasuren (Übermalung des farbigen Untergrundes mit durchsichtigen Farben) erlaubte, im Gegensatz zur Temperamalerei, das Malen von naß in naß, das Vertreiben der Farben zur Erzeugung zarter Übergänge und zur Erweichung der plastischen Formen.

Das Kunstkleinod der Bavokirche ist ein Altarschrein, dessen geschlossene Flügel oben vier Lünetten mit zwei Sibyllen zwischen zwei Propheten (Herolde der im Inneren ver-

borgenen feierlichen Szene), inmitten die Verkündigung und unten die beiden Johannes (grau in grau) zwischen dem Stifterehepaare Vydts zeigen. Innen thront in der oberen Tafelreihe Gottvater zwischen Maria und dem Täufer, zu beiden Seiten (auf der Rückwand der Flügel) singen und musizieren die göttlichen Sendboten, zu deren Seiten Adam und Eva, getrennt von der himmlischen Herrlichkeit, harrend lauschen. Das Mittelbild der unteren Reihe verkündet die Erlösung der sündigen Menschheit in der Anbetung des Lammes und dem Brunnen des lebendigen Wassers (Apokalypse VII) inmitten von Propheten und Heiligen. Von beiden Seiten (auf den Flügeltafeln) nahen die Streiter Christi, die gerechten Richter (unter diesen, der Überlieferung zufolge, die Bildnisse der Brüder Eyck, Hubert mit Pelzkappe und pelzverbrämter „Houppelande" und Jan, sich zur Seite neigend, mit turbanartiger Kopfbedeckung), die heiligen Einsiedler und die von S. Christophorus geführten Pilger. Die Mittelbilder wurden 1794 nach Paris entführt, 1816 aber wieder in die Vydtsche Kapelle zurückgebracht; die Flügel gelangten nach mannigfachen Schicksalen 1821 in das Berliner Museum. Die Bilder von Adam und Eva wurden schon 1781 abgelöst und befinden sich seit 1860 im Brüsseler Königlichen Museum. Das Prado-Museum besitzt eine vortreffliche Kopie des Werkes von M. van Coxie.

Von Hubert rührt der Entwurf des Ganzen und die Ausführung der oberen Mittelbilder her, die anderen Tafeln sind von Jans Hand; von diesem außerdem: thronende Madonna des Kanonikus van der Tale und Bildnis von des Künstlers Gattin in der Akademie in Brügge, der Mann mit den Nelken, Christuskopf im Berliner Museum, Bildnisse von J. Arnolfini, dessen Gattin u. a. in der Londoner Nationalgalerie, Madonnen und Heilige (darunter ein Reisealtar, außen die Verkündigung, in miniaturartiger Feinheit) im Dresdner Museum, Madonna im Städelschen Institut in Frankfurt a. M., Madonna des Kanzlers Rollin im Louvre, Verkündigung in der Eremitage, S. Barbara in der Königlichen Galerie in Antwerpen.

P. Christus † um 1475

H. van der Goes † 1482

R. van der Weyden 1400—1464

Die bedeutendsten Nachfolger der Brüder van Eyck sind **Petrus Christus** (S. Eligius als Goldschmied bei A. v. Oppenheim in Köln, Verkündigung, Geburt Jesu, Jüngstes Gericht, Madonna mit Heiligen, Weibliches Bildnis in der Berliner Galerie, Madonna und Heilige im Städelschen Institut und bei Rothschild in Paris, Pietà in Brüssel) und **Hugo van der Goes** (Anbetung der Hirten, Dreiflügelaltar der Familie Portinari für das von ihren Vorfahren gestiftete Hospital S. M. Nuova in Florenz). Selbständiger, aber herber ist die **Rogier van der Weyden** (gen. R. van Brügge): Miraflores-Altärchen (Pietà und Erscheinung des Auferstandenen), Johannis-Altärchen (Taufe Christi, Geburt Jesu und Enthauptung des Täufers), der Bladolins-Altar (Anbetung des Kindes, Augustus und die Sibylle, die h. drei Könige) im Berliner Museum, Jüngstes Gericht im Hospital in Beaune, Kreuzabnahme im Escorial, Kopie in Berlin, S. Lucas die Madonna malend, Flügelaltar mit der Anbetung der Könige, Verkündigung, Darstellung im Tempel und Bildnissen burgundischer Herzöge, in der Münchener Pinakothek, Sakramentsaltar im Antwerpner Museum, Grablegung in den Uffizien. Ihm verwandt, aber unbeholfener in der Zeichnung, in der Farbe jedoch warm und leuchtend, ist **Dierick Bouts**: Abendmahl in der Peterskirche in Löwen (Flügel in München und Berlin), Triptychon (Anbetung der Könige, der Täufer und S. Christophorus) in München, Augustus und die Sibylle im Städelschen Institut. Drei Altarbilder der Abtei **Flémalle** in Belgien liefern die Bezeichnung für einen anonymen **Meister**, der in seinen Gestalten Rogier sehr nahe steht: Verkündigung (Brüssel, im Besitz der Gräfin Mérode), Christus am Kreuz (Berlin, Museum), H. Veronika, Madonna, Dreifaltigkeit (Frankfurt, Städelsches Institut), Altar des Kanonikus Werl von 1438 (Prado). Rogiers liebenswürdiger Schüler **Hans Memling** übertrifft seine Vorgänger an Schönheitssinn, heiterer Anmut und zarter Empfindung: Flügelaltar (Jüngstes Gericht) in der Marienkirche in Danzig, Johannisaltar (Verlobung der h. Katharina), der Reliquienschrein mit sechs Bildern aus der Ursula-Legende im Johannishospitale in Brügge, Leben der Maria, „die sieben Freuden Mariä" (Pinakothek in München), Passion Christi, „die sieben Schmerzen Mariä" (Galerie in Turin), Passionsaltar im Lübecker Dom. Dieselbe Richtung verfolgt **Gerard David**: Madonna mit Heiligen und Engeln im Museum von Rouen, Taufe Christi und Kreuzabnahme in Brügge, Kruzifix in Berlin, Madonna in Darmstadt. — Die niederländische Miniaturmalerei der Frührenaissance (Deckfarben auf Pergament) gehen auf die burgundischen Miniaturen zurück; die wertvollsten sind das Breviarium Grimani (Markusbibliothek in Venedig), eines der livres d'heures, Gebetbücher mit bildlichen Darstellungen des menschlichen Tuns in den verschiedenen Monaten, ähnliche Bilder im Münchner Nationalmuseum und in der Wiener Hofbibliothek, Wilhelm Vrelants Histoire de Haynant in der Königlichen Bibliothek in Brüssel, die Chronik von Jerusalem, der Roman des Gerard von Roussillon, in Wien. Kunstvolle Webereien, in

D. Bouts um 1415—1475

Meister von Flémalle um 1430

H. Memling um 1425—1495

G. David um 1460—1523

Brüssel, Arras (daher arrazzi genannt) u. a. O. hergestellt, besitzt das Historische Museum in Bern, darunter Beutestücke aus der Schlacht von Nancy.

Q. Massys um 1466—1530
J. Massys 1509—1575
M. van Roymerswale um 1520—1560
J. Patinir um 1500—1524
Herri de Bles um 1480—1521
P. Brueghel d. ä. um 1525—1569
P. Brueghel d. j. um 1564—1638
J. Brueghel d. ä. 1568—1625
P. Bril 1554—1626

Im 16. Jahrhundert macht sich der Einfluß Italiens geltend: es zweigt sich von der nationalen niederländischen Kunst eine Gruppe italisierender Künstler ab. Zu jener zählen: der geniale Quinten Massys, ursprünglich Kunstschmied, Maler großfiguriger Altargemälde und Genrebilder (Triptychon mit Pietà, h. Sippe und Grablegung in Brüssel und Antwerpen, Thronende Madonna, S. Hieronymus in Berlin, Maria mit David und Augustus in der Eremitage, der Geldwechsler und seine Frau im Louvre, Bildnis des Petrus Ägidius in Longford Castle, des Jean Carondelet in der Münchener Pinakothek). Sein Sohn Jean Massys und Marinus van Roymerswale sind durch zahlreiche Wiederholungen ihrer halbfigurigen Genrebilder (Geldwechsler und Geizhälse) bekannt geworden. Joachim Patinir belebt seine Landschaften mit Personen der h. Geschichte: Taufe Christi (Wien), Ruhe auf der Flucht (Berlin), Flucht nach Ägypten (Antwerpen), S. Hieronymus (Karlsruhe). Hendrik met de Bles (oder Civetta, das Käuzchen, so genannt nach seinem Malerzeichen) bildet sich an Patinir: Anbetung der Könige (München), Kreuzigung (London), Krämer und Affen (Dresden), Landschaftliches in Wien, London, Madrid. Der volkstümliche Pieter Brueghel d. ä., der „Bauernbrueghel“ (aus Brueghel bei Breda), verwandte auch biblische Stoffe (Kreuztragung mit zweihundert Figuren, Wien) und Allegorien (die Blinden und die Lahmen, Neapel), sonst nahm er Szenen aus dem Bauernleben zu Vorwürfen (Dresden, Wien), daneben zahlreiche Kupferstiche nach seinen allegorischen Zeichnungen. Seine Söhne: Pieter Brueghel d. j., der „Höllenbrueghel“, von dessen Höllenbildern indes keines mehr vorhanden ist (Predigt des Täufers, München), Kreuztragung (Uffizien, Galerien von Berlin und Antwerpen). Jan Brueghel d. ä. der „Sammetbrueghel“ (nach seiner Kleidung) oder „Blumenbrueghel“, ist trefflich im Genre, im Tier- und Blumenstücke, zu denen ihm andere (z. B. Rubens) die Figuren lieferten: Paradies (Mauritshuis im Haag, Berlin, im Prado und im Louvre), Amalekiterschlacht, Landschaften (Dresden), die vier Elemente (Galerie Doria, Rom). Der Landschaftsmaler Paul Bril läßt die Venezianer und die Caracci auf sich einwirken und schlägt bereits die Brücke zur stilisierten Landschaft: Fresken im Vatikan, im Palazzo Rospigliosi, Bilder in Dresden, im Louvre und im Palazzo Pitti.

L. van Leyden 1494—1533
H. Bosch um 1460—1516

In Holland ist der vielseitige und fruchtbare Maler und Kupferstecher Lucas van Leyden der Hauptvertreter der nationalen Richtung und zugleich der erste einheimische Genremaler, der den eckigen und herben Formen einen weichen und flüssigen Farbenauftrag entgegensetzt: Triptychon mit dem Jüngsten Gericht (Leiden), Diptychon mit Madonna und dem Kinde, h. Magdalena und Verkündigung (München), H. Hieronymus, Schachpartie (Berlin), Moses (Galerie Borghese, Rom), Spielgesellschaft (Wilton House), Heilung des Blinden (Eremitage), Stiche (an 180) und Holzschnittzeichnungen, später von Dürers und Marcantons Arbeiten beeinflußt: das große Ecce Homo, der verlorene Sohn, Anbetung der Könige, Bildnis Kaiser Maximilians, Passionsfolge, der Chirurg, der Zahnarzt, Sündenfall, Mars und Venus u. a. Der phantastische Hieronymus Bosch (van Aken aus Herzogenbusch) malt mit Vorliebe Spuk- und Höllenszenen (Jüngstes Gericht in Wien, Anbetung der Könige im Prado).

J. van Mabuse um 1470—1541
B. van Orley um 1489—1541
M. van Coxie 1499—1592
P. Pourbus um 1510—1583
F. Pourbus d. ä. 1545—1581

Das Studium der Italiener führte bald zur Übernahme fremder Formen, die einerseits zur Hebung und Belebung des künstlerischen Geschmacks beitrugen, anderseits aber, bei unverstandener Aneignung, Hohlheit und Manierismus erzeugten. Die besten dieser Gruppe sind Jan Gossaert, gen. J. van Mabuse, aus Mabeuge, dessen Eigenart später in Leonardos und Michelangelos Machtsphäre untergeht: Triptychon (Maria mit Engeln und Heiligen) in Palermo, Anbetung der Könige bei Lord Carlisle in Howard Castle, Lukas malt die Madonna (Übergangswerk, im Prager Dom), Adam und Eva, Neptun und Amphitrite (lebensgroße Akte, in Berlin), Danaë (München); treffliche Bildnisse: Jean Carondelet (Louvre), Philipp von Burgund (Ryksmuseum in Amsterdam). Barend (Bernaert) van Orley, Hofmaler der Statthalterinnen Margarete von Österreich und Maria von Ungarn, gibt sich ganz in den Bann der römischen Hochrenaissance: Thomas-Altar in der Wiener Galerie, Pietà und Hiobs Leiden (Brüsseler Museum), Ruhe auf der Flucht (Liverpool), Jüngstes Gericht (Jakobskirche in Antwerpen), S. Norbert (München). Sein Schüler Michiel van Coxie, gewandt und vielseitig, geht ganz in Raffael auf: Tod der Maria (Prado), Marter des h. Sebastian (Antwerpen), Kopie des Genter Altars (in Gent, Berlin und München verstreut); Zeichnungen (Amor und Psyche), Entwürfe für Gobelins und Glasmalereien. Pieter Pourbus tut sich als gediegener Bildnismaler hervor, desgleichen sein Sohn Frans Pourbus d. ä. (Jesus unter den Schriftgelehrten in S. Bavo in

Gent, Damenbildnis in Dresden) und sein Enkel Frans Pourbus d. j. Repräsentationsbildnis Heinrichs IV. im Louvre).

F. Pourbus d. j. 1569—1622

Jan van Scorel (Schoorle) aus Schoorl bei Alkmaar, der in Rom die Gunst Hadrians VI., seines Utrechter Landsmannes gewann, war Schüler Gossaerts, wurde aber in Italien zum Nachahmer Raffaels und Michelangelos. Werke: Altar in Obervellach in Kärnthen, noch ganz in echt holländischer Manier; später in italisierender Art, ohne das fremde Element völlig mit dem eigenen harmonisch zu verschmelzen: Kreuzigung (Bonn), Taufe Christi (Haarlem); treffliche Bildnisse in Berlin, Utrecht und Rom, Agathe von Schönhoven im Palazzo Doria). Unter seinen Schülern ragen besonders hervor: der Bildnismaler Anton Mor, der besonders Tizian auf sich wirken läßt (die Domherren, Berlin, Kardinal Granvella, Wien), und der Historienmaler Maerten van Heemskerck (M. van Veen), der sich an Michelangelo hält. Pieter Aertsen malt Volksszenen (holländische Köchin, in Brüssel, Eiertanz in Amsterdam), Jan Mostaert behandelt religiöse Stoffe (Anbetung der Könige), München, ebenso Jakob Cornelisz (Christus als Gärtner, Kassel, Salome, Haag), Hans Bol malt Landschaften und Städtebilder kleinen Formates mit biblischer Staffage (Berlin und Dresden).

J. v. Scorel 1495—1562
A. Mor 1512—1577
M. v. Heemskerk 1498—1574
P. Aertsen 1508—1575
J. Mostaert um 1520
J. Cornelisz † 1535
H. Bol 1534—1593

Deutschland

Die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zeigt die deutsche Malerei durchaus auf realistischem Standpunkte; sie steht unter dem Einfluß der Niederländer, ohne es ihnen an malerischer Wirkung gleichzutun. Das energisch Kraftvolle und Gedankenschwere, aber auch das Herbe und Unschöne, das Derbe und Altertümliche, das ihr anhaftet, bezeugt, daß italienische und antike Kunst ihr noch fern stehen. Der Goldgrund der Bilder weicht landschaftlichen Motiven.

Die Namen einiger alter Meister sind unbekannt und werden durch ihre Hauptwerke oder deren Standort gekennzeichnet: Meister der Lyversberger Passion (Kölner Museum), Meister des Marienlebens, um 1465—1480 in Köln tätig (Leben der Maria in der Münchener Pinakothek, Kreuzabnahme im Kölner Museum, Maria mit heiligen Frauen in der Berliner Galerie). Meister von Liesborn (Hochaltar der Liesborner Klosterkirche, jetzt zerstreut in der Londoner Nationalgalerie und im Museum in Münster). Vollständig im Banne der Niederländer steht der Rottweiler Maler Konrad Witz (Sapientis): Joachim und Anna (Basel), S. Magdalena und S. Katharina (Straßburg), heilige Familie (Neapel). Kaspar Isenmann ist der Vertreter des krassesten Realismus (Bilder im Museum in Colmar). Der bedeutendste Künstler dieser Zeit ist der phantasievolle Maler und Kupferstecher Martin Schongauer (M. Schoen); seine Gestalten bergen trotz des Ungelenken und Befangenen, trotz hagerer Glieder und brüchiger Gewänder viel Schönheit und Tiefe der Empfindung, besonders in seinen Stichen, die ihn erst auf seiner Höhe zeigen: Madonna im Rosenhag in der Martinskirche in Kolmar; Passion, 16 Tafeln, im Colmarer Museum, Altartafel mit Verkündigung, Anbetung des Kindes und S. Antonius ebenda, Heilige Familie in den Galerien von München und Wien; Kupferstiche (113 Blätter), darunter die Versuchung des h. Antonius, die große Kreuztragung, der Tod der Maria, die Passion (12 Blatt), die große Kreuzigung, Christus und Magdalena, die klugen und die törichten Jungfrauen, Madonnen u. a. In Ulm steht Hans Multscher am Eingang der Renaissance; erst ungelenk und übertreibend, zeigt er später edlere Formen: Altarflügel, Marienleben und Christi Leiden im Berliner Museum, Altarteile im Rathaussaal und in Kirchen Sterzings verstreut. Hans Schühlein (Schüchlin) malt den Hochaltar in Tiefenbronn in Württemberg. Sein Schüler und Schwiegersohn Bartholomäus Zeitblom ist der begabteste dieser Gruppe: mit Schühlein zusammen malt er den Altar für Münster bei Augsburg (Nationalgalerie in Pest), am reifsten erblüht und edel in Gestalten und Gewandung, zeigt er sich in dem Flügelaltar von Eschach mit Johannes, Verkündigung, Heimsuchung (Stuttgart), Schweißtuch der Veronika (Berlin), ebenso im Hochaltar von Heerberg mit Verkündigung, Anbetung der Hirten und Darstellung im Tempel (Stuttgart) und in der Pietà im Germanischen Museum in Nürnberg. In Nördlingen ergeht sich Friedrich Heren ganz in Niederländer Art: Flügelaltar mit der thronenden Madonna und den Heiligen Lucas und Margarete (Städtische Sammlung in Nördlingen). Für Augsburg wird Hans Holbein d. ä. zum Herold der Renaissance; seine Bilder zeigen neben Befangenem und Unbefangenem auch manches Anmutige und koloristisch Feine: Marienaltar im Germanischen Museum in Nürnberg, das S. M. Maggiore-Bild mit dem Martyrium der h. Dorothea, Predigt Pauli, S. Anna selbdritt u. a. in der Augsburger Galerie, die Passion (12 Tafeln) in der Galerie in Donaueschingen, Altar mit Passionsbildern im Städelschen Institut in Frankfurt a. M., Altar von Kaisheim (Marienleben und Christi Leiden) und Sebastians-Altar, auf dessen Flügeln S. Barbara

M. d. Lyversberger Passion um 1475
M. des Marienlebens um 1475
M. v. Liesborn um 1450
K. Witz † 1454
K. Isenmann † 1466
M. Schongauer 1450—1491
H. Multscher 1400—1467
H. Schüchlin um 1440—1505
B. Zeitblom † um 1520
F. Heren † 1499
H. Holbein d. ä. um 1460—1524

und die h. Elisabeth, in der Münchner Pinakothek, Brunnen des Lebens (Maria auf der heiligen Quelle thronend) im Besitze des Königs von Portugal, Selbstbildnis in der Sammlung des Herzogs von Aumale, Zeichnungen im Berliner und Baseler Museum. Für Nürnberg wird Michael Wohlgemuths Werkstatt die Wiege der Malerei und Holzschnitzkunst, die hier noch hart und nüchtern auftritt, aber technisch auf hoher Stufe steht: Hofer Altar mit dem Leben der Maria und Christi (in der Münchener Pinakothek), Peringsdörffer Altar mit der Legende des h. Vitus (1487, mit dem Bildnis des jugendlichen Dürer, vielleicht von diesem selbst, im Germanischen Museum in Nürnberg), Altar in der Kirche in Hersbruck mit dem Tode der Maria, Altar von Schwabach (Passion), Altar der Marienkirche in Zwickau (Szenen aus Christi Jugend), Bildnisse am Amalienstift in Dessau und in der Kasseler Galerie (Ursula Tucher). Gemeinsam mit seinem Stiefsohn Wilhelm Pleydenwurff zeichnet er Illustrationen (für den Holzschnitt) zu Hartmann Schedels Weltchronik.

M. Wohlgemuth 1434—1519

W. Pleydenwurff 1450—1494

Tirol

M. Pacher um 1435—1498

Im Pustertale Tirols ersteht in Michael Pacher einer der bedeutendsten Vertreter der Malerei und Bildschnitzerei Deutschlands; die eingehende Kenntnis der Perspektive entnimmt er den Paduanern, bewahrt aber überall in seinen großzügigen Werken die deutsche Art: Altarflügel in St. Wolfgang bei Ischl mit Szenen aus dem Leben Christi, Marias und S. Wolfgangs, Altarflügel aus dem Brixener Dom mit Heiligen (Nikolaus von Cusa mit dem Engel), Thronende Madonna im Privatbesitz in Bruneck, Altar in Gries. (§ 103.)

Während in Italien die Kunst der Hochrenaissance als machtvoll sich entfaltende Blüte dem Kelche der Frührenaissance entsteigt, überschreitet in Deutschland die Entwicklung der Malerei und Plastik die Schwelle des Jahrhunderts, ohne ihrem Streben eine neue Richtung zu geben. Der Aufschwung im geistigen Leben und die zeitweilige Einwirkung der italienischen Kunst, namentlich der Kunst des Quattrocentro und später der Venetianer, kommt der deutschen Malerei zugute. Diese ist aber bereits soweit erstarkt, daß ihre Eigenart dadurch nicht gefährdet wird, sondern sogar wieder auf Italien zurückwirkt: Marcantonio Raimondi lernt von Dürer. Nach und nach streift sie auch die Fesseln des Handwerks ab, erhält sich aber den starken Wirklichkeitssinn, namentlich in Kupferstich und Holzschnitt, die nun die germanische Kunst vor der Welt vertreten, und gibt den Lockungen der Antike, die hier und da ihr Haupt über die Alpen erhebt, nur selten Gehör. Ihren Gipfel erreicht die deutsche Hochrenaissance in den Werken Dürers und Holbeins.

M. d. Hausbuches um 1480

A. Dürer 1471—1528

Als Vorläufer Dürers ist außer M. Schongauer der am Mittelrhein tätige Meister des Hausbuches (Meister des Amsterdamer Kabinetts) anzusehen, der nicht nur die Technik des Kupferstichs vervollkommnete, sondern auch dem Volkstümlichen und Natürlich-Weltlichen Eingang in die Kunst verschaffte: Hausbuch in Wolfegg, 89 Stiche in Amsterdam (Ringende Bauern, Zigeunerfamilie, Kartenspieler, Jüngling und Tod). Albrecht Dürer, der Großmeister der deutschen Renaissance, geboren in Nürnberg am 21. Mai 1471, wurde 1486 Schüler Wohlgemuths, weilte nach 1490 auf seinen Wanderungen in Kolmar und Basel, heiratete dann nach seiner Heimkehr 1494 Agnes Frey, zeichnete besonders für Holzschnitt und Kupferstich und trat in freundschaftliche Beziehungen zu den Nürnberger Humanisten, namentlich zu Wilibald Pirkheimer (§ 19); der Aufenthalt in Venedig (1505) schärfte sein Auge für Komposition und Farbengebung; 1520 reiste er nach den Niederlanden; 1521 stand er auf dem Gipfel seines malerischen Könnens. Er starb in seiner Vaterstadt (6. April 1528). Dürers Genie, die Meisterschaft in der Übertragung seiner Phantasie- und Empfindungswelt in die künstlerische Formensprache, sowie die Ausdrucksfähigkeit seiner Linien bildete sich durchaus im unermüdlichen Studium der Natur, die er in den kleinsten Zügen belauschte Seine Gedankenfülle und Gemütstiefe wird am köstlichsten in seinen Zeichnungen (in Silberstift, Kohle, Kreide und Feder) offenbar. Durch ihn gelangt die Holzschnittechnik zu künstlerischer Höhe: seine Stiche (über hundert, teils mit Grabstichel, teils mit Schneidenadel und Ätzung auf Eisen) zeigen neben der elementaren Schilderung seelischer Zustände auf das vollendetste Licht und Schatten in den zartesten Übergängen, sowie die Verschiedenheit der Flächenstruktur, die stoffbezeichnende Manier. Er ist Künstler und Denker: er versenkt sich wie Leonardo in die Gesetze der Natur und der geometrischen Gebilde, und noch am Abende seines Lebens arbeitet er an einem Werke über Festungstechnik (Etliche Underricht zur Befestigung der Stett, Schloß und Flecken, 1527); außerdem schrieb er eine Underweysung der Messung mit dem Zirckel und Richtscheyt in linien, ebenen und gantzen corporen, 1525, und eine Proportionslehre, 1528. Gemälde (in Tempera und Öl): Dreiflügel-

altar mit Madonna und Heiligen in der Dresdner Galerie, Pietà, Paumgärtnerscher Altar (Triptychon) mit Christi Geburt und Stifterbildnissen, Selbstbildnis (Christustypus), Bildnis des Oswald Krell in München, Anbetung der Könige, Bildnis seines Vaters in den Uffizien, Selbstbildnis in der Sammlung Felix in Leipzig, desgl. im Prado, Bildnisse des Hans Tucher und seiner Gattin (Weimar), Rosenkranzfest, (in Venedig gemalt, im Stift Strahow Prag), der zwölfjährige Jesus im Tempel, Galerie Barberini (Rom), Crucifixus in der Dresdner Galerie, Madonna mit dem Zeisig (Berlin), Adam und Eva (Prado), Marter der Zehntausend, Bildnis des Joh. Kleeberger (Wien), Madonna mit der Nelke (Augsburg), Hellerscher Altar, dessen Mittelbild, Mariae Himmelfahrt, 1674 verbrannte (Städelsches Museum in Frankfurt a. M.), Allerheiligenbild (Madonna mit der Birne, Bildnis Kaiser Maximilians (Wien), Lucrezia, Bildnis M. Wohlgemuths (München); in Nürnberg (1526): die vier Apostel (Temperamente), jetzt in München, Bildnis (Hans Imhof d. ä.?) im Prado, Bildnis des Nürnberger Ratsherrn Jakob Muffel und des Hieronymus Holzschuher in Berlin, Madonna mit dem Apfel (Uffizien). Zeichnungen: die Grüne Passion, 12 Blätter auf grünem Papier, in der Albertina (Wien), Randzeichnungen zu Kaiser Maximilians Gebetbuch (1515) in der Königl. Bibliothek in München, Auferstehung Christi, Trachtenbilder, Landschaften (die Drahtziehmühle), Selbstbildnis (des Dreizehnjährigen), Bildnis Kaiser Maximilians 1518 (Kohle), Pirkheimers, Agnes Frey, Erasmus von Rotterdam. Stiche: Raub der Amymone, die vier Hexen, die Eifersucht oder der „Große Herkules“ (richtiger Zeus und Antiope mit Juno und Merkur), der verlorene Sohn, die Große Fortuna, Madonna mit der Meerkatze, Herkules und die stymphalischen Vögel, Adam und Eva; die Passion (16 Blätter), Madonna mit der Birne, Madonna am Baume, Madonna an der Mauer, Madonna am Zaune, die Große Kanone, Ritter, Tod und Teufel, die Melancholie (die Mathematik, das Grübeln über wissenschaftliche Fragen, „der fliegende Geist“), der h. Hieronymus im Gehäus, das Schweißtuch der h. Veronika. Holzschnitte: „Die heimliche Offenbarung“ (1498, 15 Blätter, darunter die apokalyptischen Reiter), die Große Passion (12 Blätter), das Marienleben, 20 Blätter (Ruhe auf der Flucht), die Kleine Passion (37 Blätter), Ehrenpforte Kaiser Maximilians, Riesenholzschnitt von 92 Tafeln, Triumphzug Kaiser Maximilians, h. Hieronymus, die h. Dreifaltigkeit, die Messe des h. Georg, Bildnis Kaiser Maximilians (1519).

In Dürers Gefolgschaft befinden sich sein Freund Hans (Süß) von Kulmbach, Schüler Jakob Walchs: Anbetung der Könige (Berlin), Tucherscher Altar in der Sebalduskirche in Nürnberg (Maria mit Heiligen), Hans Schäuffelin, Dürers Schüler: Judith und Holofernes (Rathaus in Nördlingen), 118 Illustrationen (Holzschnitte) zu Kaiser Maximilians „Teuerdank“, Passion (35 Blätter), ferner die Kleinmeister Hans Sebald Beham: David und Bathseba (Louvre), Holzschnitte (500): Adam und Eva, Judith; Kupferstiche (270): Planetenfolge; der Bildnismaler Georg Pencz (der Goldschmied in der Karlsruher Galerie, Kupferstichfolgen mit biblischen und mythologischen Darstellungen), Barthel Beham, venezianischen Einflüssen zugänglich: Auffindung des Kreuzes (München), Bildnisse bayrischer Fürsten in Schleißheim, Kupferstiche (Apollo und Daphne), Jakob Binck, Baumeister, Bildhauer und Kupferstecher. Ebenso vielseitig und dabei selbständiger war der liebenswürdige Albrecht Altdorfer, der sich namentlich als Landschafter hervortat: Kreuzigung, Heilige Familie (Berlin), Waldszenerie mit dem h. Georg (München), Geburt der Maria (mit dem Engelkranz) in der Augsburger Galerie, Schlacht von Arbela (München); Holzschnitte (die schöne Maria von Regensburg, h. Hieronymus, Sündenfall und Erlösung, 40 Blätter); Kupferstiche; zeichnerischer Anteil an Kaiser Maximilians Gebetbuche. Sein bedeutendster Nachfolger ist Hans Muelich: Miniaturen zu den Psalmen des Orlando di Lasso (Staatsbibliothek, München). Den koloristischen Reiz, das Helldunkel seiner Bilder verdankt Altdorfer vielleicht dem lebensvollen und phantastischen Matthias Grünewald, der wegen seiner malerischen Qualitäten zu dem Namen des deutschen Correggio gekommen ist; sein Hauptwerk ist der Isenheimer Altar (Museum in Kolmar). Unter Dürers und Grünewalds Einfluß steht Hans Baldung, gen. Grien; neben gesteigerter Handlung macht sich auch Anmut in Gestaltung und Farbe geltend: Dreikönigsaltar (Berlin), Sebastiansaltar (Wien), Hochaltar im Freiburger Münster (Diptychon mit Verkündigung, Geburt Christi, Flucht nach Ägypten, Krönung der Maria und den zwölf Aposteln), Weib und Tod (Basel), Bildnis Markgraf Christophs (Karlsruher Galerie); 8 Randzeichnungen zu Kaiser Maximilians Gebetbuch (München), Skizzenbuch im Karlsruher Kabinett; Holzschnitte (über 150 Blätter): die drei Hexen, Christus am Kreuz; Schwarzdrucke: Adam und Eva, der h. Sebastian, der Stallknecht, Bildnisse. Hans Burgkmair ist das Haupt der schwäbischen Schule; wie Dürer hat es ihn zu Schongauer nach Kolmar und später nach Venedig gezogen; seine Werke zeigen gehaltene Ruhe, Ernst und Vornehmheit, aber

H. v. Kulmbach 1475—1522

H. Schäuffelin um 1480—1540

H. Beham 1500—1550

G. Pencz um 1500—1552

B. Beham 1507—1540

J. Binck um 1500—1569

A. Altdorfer um 1475—1538

H. Muelich 1516—1593

M. Grünewald um 1475—1537

H. Baldung (Grien) um 1475—1530

H. Burgkmair 1473—1531

auch zarte Empfindung und poetische Kraft, treffliche Zeichnung und harmonische Farbenwirkung, später Einflüsse der Italiener und der Antike: Wandgemälde im Damenhofe des Fuggerhauses (Augsburg), Kleine h. Familie (Berlin), Madonnen mit dem Kinde (Nürnberg, Germ. Mus.), Johannes auf Patmos (München), Altar des Katharinenklosters (Kreuzigung), Schlacht von Cannae in der Augsburger Galerie, Madonna mit Heiligen (Hannover, Provinzialmuseum), Bildnis von sich und Frau (Wien). Holzschnitte: Bilder (über 100) zum „Weißkunig" (Leben Kaiser Maximilians), 12 zum „Teuerdank", 67 zum „Triumphzug" und 77 zur „Genealogie"; der Tod als Würger, Reiterbildnis des Kaisers, Bildnisse Paumgärtners und Jakob Fuggers. In gleichem Sinne wirkt der treffliche Christoph Amberger, der ihn aber als Bildnismaler noch überragt: Altar im Augsburger Dom (thronende Madonna mit Heiligen), Bildnis des Sebastian Münster, Karls V. (Berlin), Hieronymus Sulczer (Gotha, Herzogl. Galerie), Christoph Baumgartner (Wien). Der fleißige, aber handwerksmäßige Bernhard Strigel ist als Hofmaler Kaiser Maximilians tätig: Altarflügel mit dem Leben der Maria, Heilige (Berlin), Altar mit der h. Sippe (München und Nürnberg), Bildnisse des Kaisers und seiner Familie (Wien), Familie Cuspinian (Berlin), Konrad Relinger mit seinen Kindern (München). Der Stolz der Ulmer Schule ist Martin Schaffner; seine Vorzüge verdankt er zum Teil italienischer Beeinflussung: Flügel des Domaltars in Ulm mit der h. Sippe und Heiligen.

C. Amberger um 1500—1562

B. Strigel um 1460—1518

M. Schaffner um 1520

L. Cranach d. ä. 1472—1553

Der Vertreter der sächsischen Schule ist Lucas Cranach d. ä. (Lucas Müller aus Cronach in Oberfranken), der Maler der Reformation, der „Hans Sachs der Malerei". 1504 wurde er als Hofmaler von Friedrich dem Weisen nach Wittenberg berufen, wo er außer seiner Werkstatt auch einer Apotheke und einer Buchhandlung vorstand. 1537 wählte ihn die Stadt zum Bürgermeister. Nach 1547 folgte er Johann dem Großmütigen in die Gefangenschaft (§ 64); 1552 ging er nach Weimar, wo er 1553 starb. Im Anfange zeigen des Meisters Werke Naturgefühl (Schilderung des deutschen Waldes) und frische Charakterisierung, später erweist er sich mehr und mehr als geschäftskundiger Vorsteher seiner umfangreichen Werkstatt; wenn sich auch die heitere Farbengebung nicht verliert, so nehmen doch Manier und Wiederholung derselben oft unschönen typischen Gestalten mehr und mehr überhand: Ruhe auf der Flucht (Kaiser-Friedr.-Museum), erstes bekanntes datiertes Bild (1504), Madonnen in der Kirche in Darmstadt, Karlsruhe, Innsbruck, Petersburg, Madonna mit der Traube in München, Anbetung der Könige im Gothaer Museum und in der Wenzelskirche in Naumburg, Christus und die Frauen in der Wiener Galerie, S. Anna selbdritt in München und Berlin, Rundbild der Madonna in München, Christus und die Kindlein in der Paulinerkirche in Leipzig und in der Wenzelskirche in Naumburg, Christus und die Ehebrecherin in München, Kassel und Budapest, Adam und Eva in den Museen in Wien, Dresden, Berlin, Florenz, Gotha, Judith und Holofernes in Gotha, Kassel und Wien, Sündenfall und Erlösung, auf Anlaß der Reformatoren gemalt, in Weimar (mit dem trefflichen Bildnis Luthers und seinem Selbstporträt) und in der Stadtkirche in Schneeberg, Bilder „antikischen" und allegorischen Inhalts, naiv und durchaus deutsch empfunden: Venus (Louvre, Galerie Borghese, Petersburg), Apollo und Diana (Berlin, Brüssel, bei Mr. Fétis), Faunfamilie (Donaueschingen), Jungbrunnen (Berlin), Caritas (Wien), Lucretia, „Alter schützt vor Torheit nicht" (in der Wiener Akademie); Bildnisse: Friedrich der Weise (Paris, Privatbesitz), Johann der Beständige (Weimar), Selbstbildnis (Uffizien), Rundbild Luthers (1525), Katharinas von Bora, Melanchthons, Kardinal Albrecht von Brandenburg als h. Hieronymus (Darmstadt, Galerie). Handzeichnungen: acht Randleisten zum Gebetbuch Kaiser Maximilians mit vielen Tiergestalten; Holzschnitte: Versuchung des h. Antonius, S. Christophorus (Zweifarbendruck), Venus und Amor, S. Georg, S. Magdalena, Urteil des Paris, Ruhe auf der Flucht, Passion (15 Blatt), Christus und die Apostel (14 Blatt), Adam und Eva; Bilder zu Luthers Bibel, Reformatorenbildnisse. Sein Sohn Lucas Cranach d. j. verfolgt die vom Vater eingeschlagene Richtung: protestantische, religiöse Bilder und treffliche Bildnisse (z. B. Luthers, in Weimar und Schwerin).

L. Cranach d. j. 1515—1586

H. Holbein d. j. 1497—1543

Hans Holbein d. j., neben Albrecht Dürer der größte deutsche Maler, ist ein Augsburger Kind und als Schüler Hans Holbeins d. ä., der bereits ganz auf dem Boden der Renaissance stand, der schwäbischen Schule zuzuzählen. Im Jahre 1510 ging er auf die Wanderschaft; 1515 wurde er in Basel mit Humanisten bekannt, war als Buchillustrator (Federzeichnungen zum „Lobe der Narrheit" von Erasmus von Rotterdam) tätig und malte die ersten Bildnisse. Schlechte Zeiten und der Mangel an Aufträgen veranlaßten ihn 1526 zu einer durch Erasmus vermittelten Reise nach London, von wo er 1528 nach Basel zurückkehrte; 1532 ging er abermals nach London, wo er 1543 an der Pest starb. Mit 22 Jahren hatte er in sich den Geist der großen Italiener aufgenommen und selbständig verarbeitet: genial einfache und klare Zeichnung, schärffste Charakteristik, satte und harmonische Farben-

gebung gehen mit vollendeter Technik Hand in Hand. Während Dürer im Malen über ein mühsames „Kleiblen“ nie hinauskam, wird bei Holbein die Farbe wie von selbst zum Ausdrucksmittel seiner Absicht und Empfindung; dagegen fehlt ihm der hohe Flug der Phantasie, die Gedankenfülle, die Tiefe und Innerlichkeit des Dürerschen Geistes. Seinen Ruhm gewinnt er vor allem auf dem Gebiete der Geschichts- und Monumentalmalerei; von dieser letzten sind leider nur Entwürfe (Museum in Basel, Bibliothek in Luzern) auf uns gekommen. Später (1526—1543 in London) glänzte er hauptsächlich als Porträtkünstler. Werke: Wandgemälde des Hartensteinschen Hauses in Luzern, des „Hauses zum Tanz“ in Basel, Temperabilder im Rathaussaale in Basel (Entwürfe und Kopien im Baseler Museum), im Stahlhof in London (Triumph des Reichtums und der Armut, Originalskizze im Louvre) und im Schloß Whitehall (Heinrich VIII. und Jane Seymour u. a., 1698 verbrannt). Tafelbilder: Madonna (1514), Adam und Eva, acht Passionsbilder, Christus im Grabe, Abendmahl im Baseler Museum, Madonna von Solothurn, 1522 (Museum in Solothurn), S. Ursula und S. Georg (Karlsruhe, Kunsthalle), Madonna des Bürgermeisters Meyer, 1525 (Darmstädter Galerie, Kopie im Dresdner Museum); ihm zugeschrieben: Noli me tangere (Schloß Hamptoncourt). Bildnisse: Bürgermeister Meyer zum Hasen und Gattin, Bonifatius Auerbach (Basel), Erasmus von Rotterdam (Basel, Louvre, Longford Castle), Dorothea von Offenburg (als „Lais Corinthiaca“ und Venus, Basel); Familienbild von Thomas More (Entwurf in Basel), Erzbischof Warham von Canterbury (Louvre), Georg Gitze (Berlin), Holbeins Frau (Elsbeth Schmidt) und Kinder (Basel), Thomas Godsalve und Sohn, Sieur Solier de Morette (Dresden), Heinrich VIII. (Windsor), Doppelbildnis Jean de Dinteville und Nikolaus Bourbon (London), Jane Seymour (Wien), Christine von Dänemark (im Besitze des Herzogs von Norfolk), Anna von Cleve (Louvre), Katharina Howard (Miniaturbildchen, Schloßbibliothek in Windsor), Prinz Eduard von Wales (Hannover), Simon George (Städelsches Institut), Selbstbildnis (Reval, im Besitze des Freiherrn von Stackelberg-Faehna, 1542, und Florenz, im Besitze von Frau Verity, 1543); Zeichnungen: Passion, zehn Tuschzeichnungen u. a. (Basel, Museum), Landsknechte (Berliner Kabinett), 87 Bildnisse in farbiger Kreide, Salomo und die Königin von Saba (Windsor Castle); Holzschnitte: 94 Bilder zum Alten Testament, der Totentanz (45 Blätter), Testaments- und Todesalphabet, Erasmus im Gehäus u. a. Zeichnungen zu kunstgewerblichen Zwecken (§ 103).

Die Kölner Schule gerät im Anfang des 16. Jahrhunderts mehr und mehr in den Bann der Niederländer; italienischer Einfluß zeigt sich später in dem stärkeren Naturgefühl, dem die mystisch-lyrische Empfindung teilweise zum Opfer fällt. Der Meister des Bartholomäusaltars liebt seltsamen Gesichtsschnitt und gezierte Bewegungen, steht aber technisch auf hoher Stufe: Thomasaltar (Christus und Thomas), Kreuzaltar (Crucifixus) im Wallraff-Richartz-Museum, Bartholomäusaltar in München. Anton Woensam (A. von Worms): Christus am Kreuz (Köln); Zeichnungen für den Holzschnitt, Illustrationen für zahlreiche Bücher. In Calcar a. Rh. ist der gewandte Niederländer Jan Joest tätig: Hochaltar der Pfarrkirche, mit 16 Gemälden auf den großen Flügeln (Szenen aus der h. Geschichte) und vier auf den kleineren Flügeln. Sein Schüler ist der Hauptmeister der Kölner Schule im 16. Jahrhundert: Der Meister des Todes der Maria (wahrscheinlich Joos van der Beke van Cleef): Tod der Maria (Köln, München), andere Gemälde in Berlin (Madonna und Selbstbildnis), Danzig, Kassel, Wien, Frankfurt (Pietà), Genua und Neapel. Barthel Bruyn, der produktive Schüler des vorigen, verfällt später der italienischen Einwirkung (Flügelbilder des Altars der Stiftskirche in Essen und des Hochaltars im Xantener Dom), leistet aber das Beste im Bildnis (Bürgermeister J. von Ryht, in Berlin, Bürgermeister Browiller, in Köln, Mann mit dem Apfel, im Städelschen Institut).

M. d. Barth.-Altars um 1600

A. Woensam † 1541

J. Joest † 1519

M. d. Todes der Maria um 1520

B. Bruyn 1493—1557

In Westfalen sind Heinrich und Viktor Dünwegge die Schöpfer des großen Triptychons in der Dominikanerkirche in Dortmund, des Antoniusaltars in S. Viktor in Xanten, des h. Lucas im Museum in Münster und des Eidschwurs im Weseler Rathaus.

H. und V. Dünwegge um 1620

Heinrich Aldegrever steht unter dem Einfluß Dürers; seine Bedeutung liegt auf dem Gebiete der Bildnismalerei und des Kupferstichs (der Bürgermeister von Lennep, Berlin); unter den zahlreichen Stichen (über 300) befinden sich die drei Folgen der „Hochzeitstänzer“, der Laster und des Totentanzes und über 100 Ornamentstücke für die Kunsthandwerker (§ 103). Die Malerfamilie Tom Ring hat ihren besten Vertreter in Ludger d. ä. und Ludger d. j. (Biblische Darstellungen, gute Bildnisse in München und Berlin).

H. Aldegrever 1502—1560

L. tom Ring um 1650

Den Niedergang der deutschen Kunst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeichnet ein vollständiges Aufgehen in den Normen der italienischen Renaissance, ohne die Fähigkeit zu bekunden, die fremden Formen mit selbstgeschaffenem Inhalte zu erfüllen oder den heimischen Traditionen ungezwungen anzupassen. Die hervorragendsten Maler dieser Zeit betätigen sich vor allem in der Dekorationskunst, in der Fassaden- und Wandmalerei

H. Bocksberger geb. um 1540 — T. Stimmer 1539–1582 — C. Schwarz geb. um 1550 — J. Rottenhammer 1564–1623

a fresco. Von Hans Bocksberger rühren die Malereien in der Landshuter Residenz her; Tobias Stimmer schmückte die Fassade des Hauses zum Ritter in Schaffhausen und zeichnete Hunderte von Blättern für den Holzschnitt. Von Christoph Schwarz, der eine umfassende Tätigkeit als Fassadenmaler in München entfaltete, sind nur noch Altarwerke (Engelsturz in der Michaeliskirche) und treffliche Porträte (Familienbildnis, München) vorhanden. Johann Rottenhammer, dessen Wandbilder ebenfalls untergegangen sind, bildete sich an den späteren Venezianern (Tintoretto) und an den Eklektikern (F. Albani); er malte zahlreiche kleine Bilder mythologischen und biblischen Inhalts, sowie Szenen aus dem Kinderleben (Kindertanz, München).

3. Frankreich und Spanien.

Frankreich

§ 105. Baukunst. In Frankreich erfährt der gotische Stil im Anfang des 16. Jahrhunderts durch italienische Einflüsse, die antike Bauglieder und Ornamente mit sich führen, eine durchgreifende Umwandlung, aus der sich ein eigenartiges französisches Bausystem entwickelt. Wie in den germanischen Ländern bemächtigt sich die Renaissance zunächst des Schloßbaus und dehnt ihre Herrschaft nur allmählich auf die übrigen Profanbauten aus; die Kirchen bleiben auch hier von dem Neuen fast unberührt. Der Schauplatz der Tätigkeit ist besonders Isle de France und die frühere Touraine. Man unterscheidet zwei Zeitabschnitte: die Frührenaissance, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Franz I.) und die Hochrenaissance von 1550 bis 1610 (Heinrich II. bis Heinrich IV.).

Für Stützen und Träger werden in der Frührenaissance die antiken Säulenordnungen verwendet, besonders die korinthische, deren Kapitelle vielfache Umformungen erfahren. In der Hochrenaissance macht sich ein engerer Anschluß an die antiken Formen geltend; dabei werden Pfeiler und Säulen hier und da mit Rustica versehen. Aus der dorischen Säule, deren Schaft mit Rusticabändern umkleidet und deren Kapitelle reich ornamentiert werden, geht die sogenannte französische Ordnung hervor. Die römische Bogenstellung, meist mit Pfeilern, seltener mit Säulen, bedient sich sowohl der Halbkreis- wie der Segment-, Korb- und Ellipsenbogen, sowie der scheitrechten Bogen (mit abgerundeten Ansätzen). Die Bauglieder der Gotik, Strebepfeiler, Giebel und Fialen, bedecken sich mit den Ornamenten der Renaissance und erfahren selbst mehr oder weniger tiefgreifende Umbildungen und Ergänzungen in Pilastern, Hermen, Obelisken, Kandelabern, Vasen und Kugeln. Die Wände werden durch Lisenen (glatte, pilasterartige Streifen, die zur Belebung der Wandfläche und häufig als Fenstereinfassung dienen) und durch Nischen gegliedert und erhalten später reichen plastischen Schmuck. Auf dem Dachrand erheben sich Dachfenster (Lucarnen), auf deren Durchbildung in der Frührenaissance besonderer Fleiß verwandt wird. Die Tore sind in Bogen abgeschlossen, die Hauptportale, mit reichem, figürlichem Schmucke, gleichen Triumphbögen. Das Dach bleibt wie im Mittelalter hoch und steil, das Kranzgesims ist bandförmig und mit einer Ballustrade gekrönt; turmartig hohe Schornsteine, Treppentürme und dekorative Aufsätze an Giebeln und Ecken überragen die Dachlinie und beleben die Silhouette: die Menge hochragender Einzelteile wird zu einem charakteristischen Merkzeichen für den französischen Renaissance-Schloßbau. Das Ornament, aus Pflanzen-, Tier- und Gerätformen gemischt, knüpft an antike Vorbilder an, zeigt aber auch heimische Grundformen und Zutaten. Kartuschen, Wappen und Grottesken sind von demselben Charakter wie die italienischen.

Schloßbau

Der Schloßbau entwickelt sich aus der mittelalterlichen feudalen Burg; drei oder vier Flügel bilden den Ehrenhof, cour d'honneur, mit vier Rundtürmen in den Ecken; neben dem Hauptgebäude liegt der Wirtschaftshof, basse cour. In vorgebauten Treppentürmen, die nebst Erkern und Altanen einen Hauptschmuck des Schlosses bilden, führen Wendeltreppen zu den einzelnen Geschossen empor. Das Jagd- und Lustschloß (manoir = Burg, Sitz), freistehend in einem Parke oder Garten, begnügt sich mit einem Flügel ohne Hof. Die frühesten Renaissance-Schloßbauten gehören der Zeit Ludwigs XII. an: Gaillon (Fassadenrest, Portal, im Hof der Ecole des Beaux Arts in Paris), Amboise und Blois mit Türmen und Gräben. Die Schlösser Franz I.: Nordflügel von Blois, Schloß Chambord bei Blois, 1526 von Pierre Nepveu (Trinqueau) begonnen, Schloß Fontainebleau, der Lieblingsaufenthalt Franz I., mit mehreren Höfen, darunter der cour ovale mit römischen Arkaden; prächtige Innenräume (Galerie Franz I.). S. Germain-en-Laye bei Paris, die Lustschlösser La Muette und Madrid (im Bois de Boulogne, 1528 begonnen,

P. Nepveu um 1520

jetzt zerstört). Die Adelsschlösser: Schloß Chenonceaux, 1515, Schloß Bury bei Blois und Schloß Azay-le-Rideau in Chateaudun, 1520.

Palastbau

Die städtischen Paläste der Frührenaissance, die fürstlichen, bischöflichen, wie die Privatpaläste oder Hôtels, haben dieselbe Anlage wie die Schlösser; sie besitzen wie diese mehrere Flügel und einen Hof mit Bogenhalle: Bischöflicher Palast in Sens, 1520, Stadthäuser in Orléans, Beaugency, Paris (1533 von einem italienischen Baumeister errichtet) und La Rochelle (1605), Hôtel Ecoville in Caen, 1530, Haus der Agnes Sorel in Orléans, Haus Franz I. ebenda, Haus Franz I. in den Champs Elysées in Paris, 1527 (mit Anlehnung an venezianische Formen).

Kirchenbau

Der Kirchenbau fügt zu gotischen Normen Ornamente und Einzelformen der Renaissance, wodurch ein Misch- und Übergangsstil zutage tritt, dessen wichtigste Beispiele: der Chor von S. Pierre in Caen, (1521, von Hector Sohier), wo Pfeiler und Fialen zu korinthischen Pilastern und Kandelabern umgeformt erscheinen, St. Etienne du Mont, 1517—1541 und S. Nicolas in Paris, S. Pantaléon in Troyes und die Fassade von S. Michel in Dijon.

Die Hochrenaissance verwischt die letzten Spuren mittelalterlicher Gotik, wodurch Anlage und Aufbau an Klarheit und Ruhe gewinnen; hierbei ist die italienische Hochrenaissance von entschiedenem Einfluß, vermag jedoch nicht, die französische Eigenart vollständig zu unterdrücken. Die Ecktürme verschwinden, an ihre Stelle treten die Pavillons, deren Grundriß ein Rechteck oder ein regelmäßiges Polygon bildet, und dem Hofeingang gegenüber fügt sich noch ein Mittelpavillon (Mittelrisalit) ein; die Treppen und Stiegen ziehen sich infolgedessen in das Gebäude zurück. Auch der sich glänzend entwickelnde Palastbau zeigt mehr Regelmäßigkeit und monumentale Gebundenheit.

P. Lescot 1510—1578

Die Reihe der großen Architekten der französischen Hochrenaissance beginnt mit Pierre Lescot: Hôtel Carnevalet in Paris, der Louvre, einst der Königspalast, jetzt Museum (ursprünglich als quadratischer Hof von vier Flügeln gebildet, später um das vierfache erweitert); die Hoffassaden des Süd- und Westflügels, zwei Geschosse mit korinthischen Pilastern, bilden Lescots Glanzleistung; vorspringende Partien (Risalite) mit Halbsäulen; über den Portalen Rundfenster (oeils de boeuf). Philibert de l'Orme, der Schöpfer der französischen Ordnung, baute das in der Revolution zerstörte Schloß Anet, von Heinrich II. für Diana von Poitiers (§ 140) bestimmt, und begann 1504 für Katharina von Medici die Tuilerien, deren Erdgeschosse die französische Ordnung zeigen. Er ist Verfasser eines Lehrbuches der Architektur. Jean Bullant, Erbauer des Schlosses Chantilly, bei Senlis, führt den Tuilerienbau weiter, sucht im Schloß Ecouen bei Paris (1550) die französische Stilart (Eckpavillons und den komplizierten Dachapparat) mit der altklassischen zu vereinigen. Er schrieb: Allgemeine Regeln der Architektur. Salomon Debrosse erbaute für Maria von Medici das Palais Luxembourg und die Fassade der Kirche S. Gervais in Paris mit den drei antiken Säulenordnungen. Der Theoretiker Jacques Androuet Ducercean veröffentlicht bedeutende architektonische Stichwerke. Er verfaßt: Livre d'architecture mit Abbildungen antiker und Renaissanceformen, Leçons de perspective positive und Les plus excellents bâtiments de la France. Baugeschichtlich von Wichtigkeit ist eine Reihe Schlösser, deren Erbauer nicht bekannt sind: Ancy-le-Franc in Burgund, Verneuil in der Picardie, Vallery bei Sens, Le Pailly bei Langres, Sully bei Autun. Mit Heinrichs II. Tode war die Blüte der Renaissance vorüber; Thronwechsel und Religionskriege unterdrückten jeden Versuch einer Wiedererweckung. Die Bauten Heinrichs IV. waren lediglich Nutzbauten (Verwendung von Ziegeln neben Quadern), Anlagen von Plätzen, Straßen und Brücken. Louvre und Tuilerien wurden durch die Galerie Heinrichs IV. in in der Weise de l'Ormes verbunden, und in Fontainebleau entstand die Hirschgalerie.

P. de l'Orme um 1515 —1570

J. Bullant 1515—1578

S. Debrosse um 1600

J. Ducerceau um 1510 —1585

Spanien

Im Süden Spaniens war bis zum Ende des 15. Jahrhunderts die Kunst des Islams vorherrschend, während sich des Nordens die Gotik bemächtigt hatte; aber um die Jahrhundertwende vereinigten sich gotische und maurische Formen mit den antiken zu einem seltsamen Dekorationsgemisch, zu dem prunkvoll phantastischen Plateresken- oder Goldschmiedestil, dem Wahrzeichen der spanischen Frührenaissance; namentlich bedeckten sich Portale und Höfe von Klöstern und Palästen mit dem neuen Schmucke.

So die Bauwerke: S. Paolo und S. Juan de los Reies, Kollegium S. Cruz in Toledo, die Königskapelle in Granada, Kollegium S. Cruz in Valladolid, Klosterhof in Lupiana, Hof im Palast Infantado in Guadalaxara, Fassade des Klosters S. Marcos in Leon, Kirche S. Domingo, Universität, Colegio mayor, in Salamanca, Schloß Calahorra. Ende der

zwanziger Jahre macht sich neben einer maßvolleren Verwendung des heiteren plateresken Stiles der Einfluß der klassisch-kühleren italienischen Hochrenaissance geltend, die hier in Spanien den Namen Graeco-Romano-Stil erhält. Der Erbauer der „Kapelle der neuen Könige" in der Kathedrale von Toledo, Alonso de Covarrubias, war auch der Schöpfer des erzbischöflichen Palastes in Alcala de Henares (1531), dessen Hof auf Florentiner Muster zurückzuführen ist. Unter der Herrschaft des neuen Stils entsteht der von Karl V. begonnene Palast in der Alhambra, die Kathedrale von Granada und der gewaltige, feierlich düstere Bau des Escorial, in dem sich Königspalast, Kirche und Kloster vereinigen; er wurde von Juan de Toledo und Juan de Herrera errichtet. Diesem gehören auch der Palast von Aranjuez, die Kathedrale von Valladolid und die Lonja (Börse) in Sevilla an; seine Schule wirkte noch über das Ende des Jahrhunderts in zahlreichen Bauten fort.

A. de Covarrubias um 1520

J. de Toledo um 1560

J. de Herrera um 1570

Frankreich

§ 106. Bildhauerei. In Frankreich nimmt die Skulptur nach längerem Stillstand neuen Aufschwung durch das Auftreten flandrischer Künstler, Claus Sluter an der Spitze: aus den Königsgräbern von S. Denis und den Grabdenkmälern jener Zeit erwuchs der „nordische Realismus", der, in Zierstücken noch gotisch, die Frührenaissance der französischen Plastik darstellt. Wie in Deutschland beginnt auch in Frankreich im Anfang des 16. Jahrhunderts die italienische Renaissance ausgleichend und läuternd auf den herben und schroffen Realismus einzuwirken.

Zu den Skulpturen der Frührenaissance zählen die Chorstühle der Kathedrale von Brou und Amiens, 1508 (Holzskulptur), die Chorschranken der Kathedrale von Chartres mit Reliefs aus dem Leben Christi und Mariä, Chorschranken der Kathedrale von Amiens, 1531, mit Reliefs aus dem Leben des Täufers und S. Firmin, und im südlichen Kreuzarm Reliefs aus dem Leben des h. Jakobus. An den Werken Sluters (II, § 273) bildete sich Michel Colomb: Grabmal Franz II. von Burgund und seiner Gemahlin in Nantes, Relief mit dem h. Georg (Louvre), Grablegung in der Kathedrale von Bourges, Statuen Peters von Evreux-Navarra und seiner Gattin im Louvre.

M. Colomb um 1430—1514

Einen Übergang zeigen die Werke von Ligier Richier: Grablegung Christi in der Kirche in S. Michel, Passion in der Kirche in Hatton-le-Châtel (1523) und das Grabmal Herzogs René in der Kirche von Bar-le-Duc. Das Grabmal des Jean de Cossa in S. Marthe in Tarascon ist das Werk eines Italieners. Die Grabmäler Philiberts von Savoyen, seiner Gattin und seiner Mutter (um 1504) in Notre Dame in Brou sind Werke heimischer Kunst, an denen die italienische Renaissance noch keinen Anteil hat; dagegen spricht sie schon energisch mit in den Zierformen des herrlichen Doppelgrabmales der beiden Kardinäle von Amboise in der Kathedrale von Rouen, eines Werkes des Rolland Leroux. Die Kanzel in S. Nicolas in Troyes, um 1525, ist eine treffliche Holzschnitzarbeit. Der beste Vertreter dieser Richtung ist Jean Juste von Tours (Giovanni di Giusto Betti, Italiener von Geburt): das figurenreiche, naturalistisch ausdrucksvolle Grabmal Ludwigs XII. und seiner Gemahlin in der Abteikirche von S. Denis (1516—1532); auf dem Sarkophage, der unter einer gedeckten Bogenhalle wie im Dämmer einer Krypta steht, ruht das Königspaar nackt, als Leichen in schroffster Naturtreue, oben auf der Plattform kniet es im Gebet; Grabmal zweier Kinder Karls VII. in der Kathedrale von Tours; Statuen des Louis de Poncher und seiner Gattin (Louvre). Pierre Bontemps schafft (vielleicht nach dem Entwurfe von de l'Orme, § 105) in Anlehnung an das Grabmal Ludwigs XII. das Monument der Familie Franz I. in S. Denis (1552) und später die Urne mit dem Herzen Franz I. in S. Denis.

L. Richier um 1520

J. Juste 1485—1549

P. Bontemps um 1500—1565

In der Mitte des 16. Jahrhunderts gewinnt die italienische Hochrenaissance die Oberhand, der flandrische Naturalismus verschwindet, und elegante, anmutige, oft überschlanke und gezierte Figuren treten an die Stelle der früheren herben und schlichten Gestalten. Ihren Ausgang nimmt diese Kunstrichtung von Fontainebleau, wo eine Gruppe von Bildhauern von Franz I. mit der Ausschmückung des Schlosses betraut worden war. Ihr Hauptvertreter ist der geistvolle und graziöse Jean Goujon: Skulpturen des Lettners für S. Germain l'Auxerrois in Paris (fünf Reliefs im Louvre, die vier Evangelisten und die Grablegung), Reliefs der Fontäne des Innocents (drei im Louvre, Nymphen und Putten auf Delphinen, Wandgrab Herzogs Louis de Brézé in Rouen, Diana mit der Hirschkuh, sein bekanntestes Werk, für Schloß Arnet bestimmt, entlehnt den Vorwurf einem Relief Cellinis für das Schloßportal von Fontainebleau (Louvre); plastischer Schmuck der Hoffassade des Louvre (vier Karyatiden als Träger einer Tribüne im Louvre). Der gewandte, aber gezierte Germain Pilon arbeitet nach den Vorbildern von Juste und Bontemps

J. Goujon † 1567

G. Pilon † 1590

das Grabmal Heinrichs II. und Katharinas von Medici in S. Denis; die Bronzestatuen der Knieenden sind voll packenden Lebens, die nackten Gestalten der Toten aber ohne jeden naturalistischen Anflug; Marmorgruppen der drei Grazien, zu ihren Häupten eine Urne, die einst das Herz Heinrichs II. barg, gezierte, überschlanke Gestalten, treffliches Bronzerelief der Beweinung Christi, Holzstatuen der vier Kardinaltugenden, Bronzestatue des René de Virague, Büsten, im Louvre. Paolo Ponzio (Ponce Trebatti), Italiener, aber vierzig Jahre in Frankreich tätig, ist der Schöpfer des Bronzegrabmals in Savoyen, der Statue des Charles de Magny (beide im Louvre) und der vier Kardinaltugenden am Grabmal Heinrichs II. in S. Denis; das Relief der Caritas an demselben Monumente ist ein Werk von Frémin Roussel, dem auch das Marmorrelief „Erwachen der Nymphen" im Louvre angehört. Barthélemy Prieur (Marmorstatuen des Herzogs und der Herzogin von Montmorency und allegorische Bronzefiguren, Louvre) und Jean Cousin (Genien im Louvre) zeichnen sich besonders als Bildniskünstler aus (§ 107).

P. Ponzio um 1540

F. Roussel um 1560

B. Prieur † 1611

J. Cousin 1500—1589

Auf kunstgewerblichem Gebiete verdrängt die Schule von Fontainebleau sehr bald, um 1530, die Formen der heimischen Frührenaissance und verhilft dem italienischen Ornamente, besonders den Grottesken, zur Herrschaft; der Kupferstecher und Architekt Ducerceau (§ 105) und der Kleinmeister Etienne de Laune trugen durch ihre Ornamentstiche zur Aufnahme des neuen Geschmackes wesentlich bei. Die Möbel vertauschen den graziösen Rankenschmuck mit schwerem Rollenzierat, Masken und allegorischem Figurenwerk. Auf nationalem Boden und ohne fremdes Zutun entwickelt sich in Limoges die Kunst des Maleremail; die Zeichnungen werden in Kupfer eingeätzt und dünn überschmolzen, die Konturen dunkel nachgezogen und die entstandenen Felder mit Farbe gedeckt. Eine besondere Abart dieser Technik ist die Grisaillemalerei, in der Weiß auf schwarzen Grund aufgetragen wird. Von der Verfertigung von Altarplättchen geht die Anwendung unter Zuhilfenahme von Ornamentstichen schließlich auf alle Arten von Küchengeschirr über (Teller, Kannen, Salzfäßchen). Besondere Berühmtheit erlangte durch seine Fayencen der Kunsttöpfer, Glasmaler und Architekt Bernard Palissy; die Nachahmung italienischer Majoliken führte ihn zur Kunsttöpferei und zur Erfindung einer neuen Art farbig emaillierter Tonware, die er mit geometrischem und figürlichem Schmucke versah; am bekanntesten sind seine Schüsseln mit über der Natur abgegossenen Reptilien, Insekten und Steinen, wie sie heute wieder in Aufnahme gekommen sind (Keramiken im Louvre, in Sèvres und London). François Briot gewinnt als Edelzinngießer einen Namen (sog. Temperanziaschüssel); ihm werden Zinnschüsseln und Kannen zugeschrieben, die ganz mit Arabesken, Medaillons und fratzenhaften Köpfen bedeckt sind. Die seltenen Fayencen Henri-deux (oder Oiron, weil früher Oiron als Ursprungsort dieser neuen Technik angesehen wurde), Kannen, Leuchter, Salzfässer, wurden (wahrscheinlich in S. Porchaire) aus hellem Ton angefertigt, dem die Zeichnung (verschlungene Bänder, Laubwerk) aufgepreßt wurde; die Vertiefungen erhielten eine Füllung von dunkelbraunem Ton mit farbloser Bleiglasur. Glasgemälde entstehen in Beauvais, Bourges, Le Mans, Rouen u. a. O.

Kunstgewerbe

E. de Laune um 1519 —1595

B. Palissy 1510—1589

F. Briot um 1550 1550—1616

Die Bildhauerei Spaniens befindet sich bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts noch ganz im Banne der Gotik, die eine Fülle überreich geschmückter Altaraufsätze (Retablos) und prunkvolle Grabdenkmäler hinterlassen hat (Grabdenkmal für König Johann II., seine Gemahlin und den Infanten Don Alonso, von Gil de Siloë in der Kartause von Miraflores, Monument des Alvaro de Luna und seiner Gattin im Dom von Toledo). Das Grabmal Ferdinands und seiner Gemahlin Isabella in der Kirche des Schutzengels in Granada zeigt die Renaissanceform in voller Reinheit und wird daher für das Werk eines Italieners gehalten; die Grabmäler des Infanten Don Juan in der Thomaskirche in Avila und des Herzogs von Cardona in der Franziskanerkirche in Belpuet sind wahrscheinlich italienischen Ursprungs. Der einzige bedeutende spanische Künstler, dessen plastische Werke den Stempel ausgesprochener Hochrenaissance tragen und Schule machen, ist Alonso Berruguete; während seines siebzehnjährigen Aufenthaltes in Italien hatte er sich an Michelangelos Werken als dessen Gehilfe zum Architekten, Bildhauer und Maler ausgebildet: Reliefs im Chor der Kirche von Toledo, Altar in der Klosterkirche S. Benito in Valladolid, Grabmal des Kardinals Don Juan Tavera im Hospital von S. Juan de Afuera in Toledo. Der Retablo erhält durch ihn die Form des Renaissance-Tabernakels.

Spanien

A. Berruguete 1486—1561

§ 107. Malerei. In der französischen Malerei des 15. Jahrhunderts macht sich der Einfluß der italienischen Trecentisten bemerklich, andrerseits weist sie Züge altniederländischer Kunst auf; besondere Pflege wird der Miniaturmalerei zuteil.

Frankreich

J. Perréal um 1460—1528 · S. Marmion um 1460 · N. Froment um 1470 · J. Foucquet 1450—1480

Von den Werken dieser Epoche sind nur wenige erhalten. So ist von dem Architekten, Maler und Stecher **Jean Perréal** kein vollständig beglaubigtes Gemälde vorhanden; vielleicht gehört ihm die Vermählung Karls VIII. mit Anna von Bretagne (Louvre) und die h. Magdalena in der Londoner Nationalgalerie. Vorzügliche Miniaturen und Tafelgemälde schuf **Simon Marmion**, von dessen Hand wahrscheinlich die minutiös ausgeführten Darstellungen aus dem Leben des h. Bertin herrühren (Kaiser Friedrich-Museum, Berlin). Der Wappenmaler **Nicolas Froment** steht noch ganz unter flandrischem Einfluß: Triptychon (Auferweckung Lazari, Uffizien), der feurige Busch (Kathedrale von Aix). Der anonyme Meister Maître de Moulins ist der Schöpfer des Triptychons im Dome von Moulins (Madonna, umgeben von Heiligen, Engeln und den Stiftern, außen die Verkündigung) und eines Altarflügels im Museum in Glasgow. Der bedeutendste Künstler dieser Gruppe ist indes **Jean Foucquet**, der Hofmaler Ludwigs XI.; in seinen Werken verschmelzen bereits flandrische Züge mit italienischen Elementen: Bildnis des Schatzmeisters Etienne Chevalier mit seinem Schutzheiligen Stephan (Berlin, Museum), Flügel des Diptychons, dessen andere Hälfte mit der Madonna und Engeln sich im Antwerpener Museum befindet, Bildnisse Karls VII., Karls VIII. und des Kanzlers Orsini (Louvre), Gebetbuch des Etienne Chevalier mit 40 Blättern Miniaturen (Chantilly, Musée Condé). Hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Miniaturmalerei enthalten die Gebetbücher des kunstsinnigen Herzogs René und das der Anna von Bretagne, Gemahlin Karls VIII., später Ludwigs XII. (Paris, Bibliothek).

J. Clouet † 1540 · F. Clouet 1500—1572 · J. Cousin 1500—1589 · F. Primaticcio 1504—1570 · N. dell' Abbate 1512—1571 · M. Fréminet † um 1619

Die Kunst des 16. Jahrhunderts läßt zwei Strömungen deutlich unterscheiden: die nationalen, unter flandrischem Einfluß stehenden und die italisierenden Künstler. Zu jenen zählen die trefflichen Porträtmaler **Jehan Clouet** (gen. Janet), Hofmaler Franz I. (Reiterbildnis Franz I. in den Uffizien, Brustbild Franz I. in Versailles), sein Sohn **François Clouet** (Bildnisse Karls IX. in Wien und im Louvre) und ihre Schüler. Inmitten beider Strömungen steht der Miniator, Glasmaler, Holzschneider und Bildhauer **Jean Cousin** (Jüngstes Gericht im Louvre, Glasgemälde in der Kathedrale in Sens, in S. Gervais in Paris, Bildnisse im Louvre, Statue Philipps de Chabot in der Kathedrale von Rouen). Italienische Maler, von Franz I. seit 1530 bei der Ausschmückung des Schlosses Fontainebleau beschäftigt, bahnten die neue Richtung an; namentlich waren **Francesco Primaticcio** (mythologische Fresken in der Galerie Heinrichs II.) und sein Gehilfe **Niccolo dell' Abbate** (Alexanderbilder im Treppenhaus, Marter der Apostel Petrus und Paulus, in Dresden), tonangebende Vertreter des hereinbrechenden eleganten Manierismus. Der bedeutendste französische Maler in ihrem Gefolge ist **Martin Fréminet** (Gemälde in der Schloßkapelle in Fontainebleau, mit dem Deckenbilde des Engelsturzes).

Spanien

Die spanische Malerei zeigt sich im 15. Jahrhundert stark von den niederländischen Künstlern, den Brüdern van Eyck und Rogier van der Weyden beeinflußt, gewinnt aber nach der politischen Annäherung auch Fühlung mit der italienischen Kunst.

L. Borassa 1396—1426 · B. Martorell † 1454 · L. de Viu um 1425 · J. Huguet um 1450 · A. Berruguete 1486—1561 · B. Bermejo um 1490 · J. Vergos II. † um 1505 · P. Vergos † um 1495 · A. Coello 1525—1590 · J. Navarrete 1526—1579 · L. Morales † 1586 · V. Joanes um 1510—1579 · F. de Ribalta um 1550—1628 · P. Campana 1503—1580 · L. de Vargas 1502—1568

Unter den Quattrocentisten ragen hervor: **Luis Borassa** (Retablo S. Clara in Vich, 1415, Madonna von Manresa, Allerheiligenaltar S. Cugat de Valles, S. Llorens de Morunys, 1419), **Benito Martorell** (Retablo de Cataluña in Barcelona, Audiencia) und **Luis Dalmau de Viu** (berühmter Retablo de los Concelleres in Barcelona). Schon auf der Schwelle der Renaissance stehen **Jaime Huguet** (Retablo de S. Abdon y S. Pedro de Tarrassa), **Alonso Berruguete**, § 106 (Retablo von S. Cugat de Valles mit der Marter des S. Medin, acht Bilder aus Christi Leben im Retablo des Colegio mayor in Salamanca) und **Bartolomè Bermejo**, auch Bartholomeus Rubens gen. (Piedad in der Kathedrale von Barcelona, Santa Faz im Museum von Vich, zehn Glasgemälde in der Taufkapelle der Kathedrale von Barcelona). Außerdem verdanken viele Bildwerke der fruchtbaren Werkstatt der **Vergos** ihren Ursprung. Die bedeutendsten Mitglieder dieser Künstlerfamilie sind **Jaime Vergos II.** und sein Sohn **Pablo** (Retablo S. Antonio Abad in dessen Kirche in Barcelona; in der „Ordenseinkleidung" im Museum von Barcelona sind die singenden Chorherren Nachbilder der singenden Engel vom Genter Altar, Stephansaltar von Granollers). Unter der Regierung Philipps II. blühen der Bildnismaler **Alonso Sanchez Coello**, der Schüler Tizians und Maler von Heiligenbildern **Juan Fernandez Navarrete** (el mudo), **Luis Morales** (el divino), dessen religiöse Bilder bereits sonnambule Existenzen schildern, die Valencianer **Vicente Joanes**, von Raffael beeinflußt, und **Francisco de Ribalta**, der Sevillaner **Pedro Campana** (Kreuzabnahme in der Kathedrale von Sevilla), geborener Niederländer, und **Luis de Vargas** (das Gebet des Patriarchen zu Maria um Erlösung, in der Kathedrale von Sevilla; wegen der gelungenen Verkürzung eines Beines ist das Bild unter dem Namen „la gamba" bekannt).

Zweites Buch.

Das Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege (1555—1618).

§ 108. Überschau und Vorblick. Als das Christentum zuerst zu den Germanen kam, da hatten sie es angenommen nicht in der offiziellen katholischen Form, sondern in der von der Kirche verworfenen arianischen (II, § 18). Vom Frankenreiche ausgehend, hatte die römische Kirche sich dann die Germanen gefügig gemacht. Jetzt war dieses römische Joch abgeschüttelt, und ein Schlag wie nie zuvor hatte die päpstliche Universalkirche getroffen: die germanische Welt hatte sich von ihr losgesagt. Aber selbst der romanischen war sie nicht mehr vollkommen sicher: in ihr war anknüpfend an die deutsche Bewegung eine noch rücksichtsloser vorgehende Reformation entstanden, die dann auch nach der germanischen Welt hinübergriff. Das hatten die geistvollen Kirchenfürsten, die von der Höhe ihrer humanistischen Bildung herab den frommen Aberglauben des Volkes verspotteten, nicht erwartet. Und doch hatte dieser Abfall die gleiche Ursache wie ihr Hohn; sie lag in den Zuständen der alten Kirche, die man seit lange für verbesserungsbedürftig erklärt, aber nicht gebessert hatte. Dabei bestand indes der große Unterschied, daß die italienischen Humanisten den Widerstreit zwischen dem, was die Kirche bot und was sie bieten sollte, mit dem Verstande erfaßten und im frivolen Spott darüber hinwegkamen, das deutsche Volk dagegen ihn im innersten Herzen fühlte und sich in schwerer Gewissensnot von dem so lange als heilig Verehrten losriß. Entrang sich so die Absage an Rom zunächst der Gemütstiefe des deutschen Bauernsohnes, so entsprach sie doch auch dem neuen, alle Verhältnisse durchdringenden Geiste des Individualismus, so wirkten bei dem lawinenartigen Anwachsen, mit dem sie die germanische Welt ergriff, nationalpolitische Momente mit. Die ganze Bewegung richtete sich eben gegen die das Mittelalter beherrschenden römischen Ideen einer kirchlichen und politischen Universalherrschaft, welche das Selbstbestimmungsrecht der Personen und Nationen verneinten.

Verluste der Papstkirche

Aber verloren gab die katholische Kirche trotz der erlittenen Verluste ihre Sache noch nicht. Sie nahm die Mißerfolge als eine ernste Mahnung zur Einkehr, sie begann offenkundige Mißstände abzustellen, sie fing an, in einer inneren Läuterung sich auf sich selbst zu besinnen und neue Kräfte zu sammeln: man hat nicht ganz unrecht mit der Behauptung, daß die Reformation den Katholizismus gerettet habe. Für die so in sich

1. Westeuropäischer Kampf (Erster Vorstoß des katholischen Systems)

gekräftigte Kirche galt es dann, das noch behauptete Gebiet zu erhalten, das verlorene zurückzuerobern. In Italien und Spanien wurde das unschwer erreicht durch die Inquisition, für die übrigen Lande verknüpften sich mit diesem Streben die politischen Ziele der spanischen Habsburger. Daß die Weltherrschaftspläne Karls V. dem deutschen Geiste nicht entsprachen, das beweist auch die Tatsache, daß sie nicht auf seine Nachfolger an der Kaiserkrone, die nun ganz auf Deutschland beschränkt wurden, vererbten, sondern auf seine Nachfolger in Spanien. Philipp II. nahm die Weltherrschaftsidee in der Form einer *Vorherrschaft des Hauses Habsburg* auf und verband mit ihr den Kampf für die *Alleinherrschaft des Katholizismus*: beides sollte sich gegenseitig ergänzen und fördern. Für den Papst war diese spanische Unterstützung der katholischen Kirche viel günstiger als die des kaiserlichen Vaters. Weil Philipp II. nicht Kaiser war, war hier die sich aus dieser Würde ergebende Rivalität mit dem Papste ausgeschlossen. Mochte Philipp auch seine politische Macht in Europa steigern: der päpstlichen Kirchengewalt konnte das nicht gefährlich werden, denn er war nicht der Schutzherr der Kirche. Ohne Bedenken konnte deshalb der Papst die Dienste des spanischen Königs für den Katholizismus annehmen und umgekehrt ihn in seinen Plänen unterstützen. Die spanische Politik im Bunde mit der reorganisierten katholischen Kirche führte nun über Europa die Periode der *Gegenreformation und der Religionskriege* herauf. Die führenden geistigen Kräfte waren dabei der Jesuitismus und der Calvinismus (§ 76). Indes diese spanisch-katholische Politik erlitt zunächst in Westeuropa, das während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Schauplatz dieses Weltkampfes war, an drei Stellen schwere Niederlagen: in heißem Ringen gelang es den *Niederländern*, das spanische Joch abzuschütteln; in *Frankreich* erlagen die mit Spanien verbündeten Guisen: es triumphierte der Gedanke des nationalen Staates über die religiösen Gegensätze; *England* aber stieg als Hort des Protestantismus zur Großmacht auf. Die entscheidende Wendung für all das war die Vernichtung der unüberwindlichen Armada: seitdem erlag Spanien an diesen drei Stellen, seitdem war die spanisch-habsburgische Übermacht schwer erschüttert.

Niederlagen:
a) Niederlande
b) Frankreich
c) England

2. Nordosteuropäischer Kampf (Polnisch-katholische Vormachtspolitik)

Die Stellung, die Philipp in Westeuropa einnahm, suchte für den Nordosten König Sigismund von *Polen* zu gewinnen: er wollte die polnische Machtsphäre und die Herrschaft des Katholizismus ausdehnen, vor allem nach Rußland und Schweden. Aber auch er scheiterte an der nationalen und religiösen Kraft der Völker. In *Rußland* erlagen die polnisch-katholischen Bestrebungen mit der Einsetzung der einheimischen Dynastie der Romanows, und *Schweden*, auf dessen Rückgewinnung es für einen Sieg des Katholizismus vor allem ankam, sagte sich von Sigismund, obgleich das sein rechtmäßiger König war, los. Das Land blieb der Politik, der es seine nationale Selbständigkeit gegen Dänemark verdankte, treu: es wollte nicht wieder Anhängsel eines auswärtigen Staates werden und hielt fest am Protestantismus. Indem es zugleich die Erbschaft der Hanse antrat, stieg es zur Großmacht der Ostsee empor und wurde unter der jüngeren Linie der Wasas die Schutzmacht auch des deutschen Protestantismus.

Niederlagen:
a) Rußland
b) Schweden

3. Zentraleuropäischer Kampf (Zweiter Vorstoß der habsburgisch-katholischen Politik)

Deutschland, von dem die ganze Bewegung ausgegangen war, hatte an diesen Kämpfen im Osten und Westen nicht teilgenommen. Als nun

der Angriff des Katholizismus hier und dort abgeschlagen worden war, da raffte er (darauf mag in das dritte Buch vorgreifend schon hier hingewiesen werden) in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nochmals all seine Kraft zusammen und richtete den letzten, aber energischsten Stoß gegen die Heimat des Protestantismus. Die deutschen Habsburger ließen sich hineinziehen in die Bahnen ihrer spanischen Vettern, und die habsburgisch-katholische Reaktionspolitik brachte dem deutschen Volke den fürchterlichen Dreißigjährigen Krieg. Als sie zu siegen drohte, traten ihr Schweden, das damit zugleich seine nationale Unabhängigkeit verteidigte und seine Großmachtstellung auf Kosten Deutschlands vollendete, und Frankreich, der nicht mehr von religiösen, sondern von politischen Gesichtspunkten geleitete Nationalstaat, entgegen. Ihnen im Verein mit der inneren Lebenskraft des deutschen Protestantismus und dem auf seine Selbständigkeit eifersüchtigen deutschen Landesfürstentum erlag auch in Deutschland, wie vorher in Westeuropa, die habsburgisch-katholische Politik. Damit war deren Kraft endgültig gebrochen; zugleich war die Periode des habsburgischen Übergewichts geschlossen und der Abschnitt der europäischen Geschichte beendet, in dem die konfessionellen Gegensätze die politischen überwogen: Völkerfreiheit und Gewissensfreiheit waren gerettet.

Osmanisches Reich

Es war ein Glück für die europäische Welt, daß während dieser erbitterten Kämpfe der christlichen Staaten untereinander das Osmanische Reich seine frühere Angriffskraft nicht mehr besaß. Philipp II. hatte zuerst im Geiste der mittelalterlichen Kreuzzüge den Kampf gegen den Islam aufgenommen, dann aber waren die christlichen Mächte vollauf beschäftigt mit den Religionskriegen. Unter diesen Umständen hätte eine im alten Geiste geleitete Türkei für Europa sehr gefährlich werden können; indes die Türkei befand sich in einer Periode des Niederganges, sie vermochte auch deshalb nicht nach dem Westen auszugreifen, weil ihr im Osten in Persien ein Gegner erwachsen war, der, gestützt auf den nationalen Gegensatz, die Einheit der mohammedanischen Welt ebenso gesprengt hatte, wie der Protestantismus die der christlichen.

Gliederung

So gliedert sich die Geschichte von der Mitte des 16. zur Mitte des 17. Jahrhunderts in zwei Hauptabschnitte, in die Zeit der peripherischen Weltkämpfe (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts) und in die des zentraleuropäischen Weltkampfes (erste Hälfte des 17. Jahrhunderts). Wir haben es in diesem Buche mit dem ersten Abschnitt zu tun, und da gilt es, zunächst die innere Erstarkung des Katholizismus, dann das Verhältnis des südeuropäischen Katholizismus zur Türkei, darauf den westeuropäischen und endlich den nordosteuropäischen Kampf zwischen den vom Mittelalter überkommenen und den neu aufsteigenden Ideen und Kräften zu betrachten.

Erstes Kapitel.

Die innere Erstarkung der katholischen Kirche.

A. Der Jesuitenorden.

Jesuitenorden und spanischer Geist

§ 109. Gründung des Jesuitenordens. Unter den Kräften, die an der Reorganisation des Katholizismus arbeiteten, seine Ausbreitung för-

derten und ihm Kampfesfreudigkeit gaben, muß an erster Stelle der Jesuitenorden genannt werden. Er ist hervorgewachsen aus dem eigentümlichen Geist der spanischen Ritterschaft, wie er sich gebildet hatte in den jahrhundertelangen Maurenkämpfen, in denen die spanische Nation und der spanische Staat geboren, in denen jene den Spaniern eigenartige Durchdringung von Volkstum und Religiosität entstanden ist (II, § 336); es war eine Religiosität, die Andersgläubige mit Fanatismus verfolgte, der aber auch ein mystischer Zug der Versenkung in das Göttliche eigen ist.

Ignatius Loyola geb. 1491 gest. 1556 — Iñigo (Ignatius) Lopez de Recalde y Loyola, geboren im Jahre 1491 auf Schloß Loyola in der baskischen Provinz Guipuzcoa, stammte aus einem angesehenen ritterlichen Geschlechte und erfüllte seinen Geist früh mit den Idealen des spanischen Rittertums. Als die Franzosen im ersten Kriege gegen Karl V. (§ 41) Navarra angriffen, wurde ihm (1521) bei der heldenmütigen Verteidigung Pamplonas durch eine Kugel das rechte Bein zerschmettert. Da er trotz oder wegen der vorgenommenen Operation lahm blieb, hatte seine ritterliche Laufbahn ein frühes Ende gefunden. Während eines langen, schmerzhaften Krankenlagers erhitzte er nun seine lebhafte Phantasie an der Lektüre von Heiligengeschichten und faßte den Entschluß, das weltliche Rittertum durch ein geistliches zu ersetzen und „wie St. Franciscus durch der Erde Elend des Himmels Herrlichkeit zu erwerben". In der Kapelle der Heil. Jungfrau von Montserrat bei Barcelona, deren reinem Dienste er sich weihte, hängte er seine Waffen als Weihgeschenk auf, nahm das Gewand eines bettelnden Pilgers und unterzog sich im Dominikanerkloster von Manresa den fürchterlichsten Kasteiungen. Täglich betete er sieben Stunden und geißelte sich dreimal. In diesen Bußübungen schloß er mit seinem bisherigen Leben endgültig ab und gewann aus ihnen und aus wunderbar phantastischen Visionen über die Geheimnisse des Glaubens Kraft für seinen neuen Beruf. So vorbereitet (1523) trat er eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande an, um als Missionar zu wirken, mußte aber wegen der Anfeindungen des dortigen Klerus unter schweren Entbehrungen nach (1524) Spanien zurückkehren. Mit bewundernswerter Beharrlichkeit erwarb er sich nun in Alcala und Salamanca, dann, als ihn die über seinen Bekehrungseifer besorgte Inquisition zweimal in ihre Kerker warf, seit 1528 in Paris durch eifrig betriebene theologische und philosophische Studien die ihm bisher mangelnde Bildung.

Entstehung des Ordens — In Paris reifte sein Entschluß, einen neuen Orden zur Ausbreitung des katholischen Glaubens zu gründen. Er und sechs Genossen (Petrus Faber, Franz Xavier, Diego Lainez, Alonso Salmeron, Nikolaus Bobadilla, Simon (15. Aug. 1534) Rodriguez) legten in der Marienkirche auf dem Montmartre das Gelübde ab, nach Beendigung ihrer Studien nach Jerusalem zu gehen zur Bekehrung der Ungläubigen oder, falls dies unmöglich sein sollte, sich vom Papste das Ziel ihrer Wirksamkeit bestimmen zu lassen und seinen Befehlen bedingungslos nachzukommen. Das ist der Anfang des Jesuitenordens. Im nächsten Jahre ging Ignaz in seine Heimat und traf dann der Übereinkunft gemäß im Januar 1537 mit seinen Genossen in Venedig zusammen. Hier machten sie sich durch Bußübungen und Predigten, durch Krankenpflege und Bekehrungen bekannt; die Überfahrt ins Heilige Land aber wurde durch den Türkenkrieg (§ 54) unmöglich. So gab Ignaz diesen Gedanken auf und ging Anfang des nächsten Jahres mit einigen seiner Genossen nach Rom, um die päpstliche Bestätigung des neuen Ordens zu erwirken. Er nannte ihn „Kompagnie (Gesellschaft) Jesu" und fügte zu den alten Mönchsgelübden (Armut, Keuschheit, Gehorsam) als viertes hinzu das des unbedingten Gehorsams gegen den Papst, das in Paris zuerst als Notbehelf aufgetreten war; hier zeigt sich der soldatische Geist des Stifters: wie eine stets kampfbereite Kohorte sollte der neue Orden dem Papste zu beliebiger Verfügung stehen. Trotzdem waren noch manche (27. Sept. 1540) Schwierigkeiten zu überwinden, ehe ihm Paul III. die apostolische Genehmigung erteilte. Ignaz wurde der erste Ordensgeneral und leitete seinen Orden mit selbstherrischer Strenge, bis er am 30. Juli 1556 starb. Ihm und seinem klugen Nachfolger, dem Spanier Lainez († 1564), unter dem 1558 die von Ignaz bearbeiteten „Konstitutionen" von der Generalkongregation angenommen wurden, verdankt die Gesellschaft Jesu ihre feinberechnete Organisation.

Gehorsam

§ 110. Geist und Verfassung des Jesuitenordens. Von einem Soldaten war der Orden als Kriegsmacht gegründet worden: so waren denn auch sein Geist und seine Verfassung durchaus militärisch. Die strengste Subordination herrschte; bedingungsloser Gehorsam war die erste Pflicht der Ordensglieder: sie müssen sich von den Obern leiten lassen, „als wenn sie ein Leichnam wären;" sie müssen, „falls die Kirche etwas für schwarz erklärt, was sie weiß sehen, sofort sagen, daß es schwarz sei." Mit dieser Vernichtung aller Individualität ist der Jesuitenorden der vollendetste Ausdruck des katholischen Autoritätsglaubens und bildet den schroffsten Gegensatz zur protestantischen Gewissensfreiheit und zur gesamten modernen Geistesbildung.

Erziehung der Jesuiten

Um aber diese Abtötung des eigenen Willens oder vielmehr die Hinlenkung des Willens auf den einen Zweck zu erreichen, war eine lange Erziehung nötig. Sie beginnt bei den Novizen mit einer schweren Prüfungszeit in den Probationshäusern: in ihr sollen die geistlichen Übungen (exercitia spiritualia), deren Vorbild die von Ignatius in Manresa gemachten Erfahrungen waren, jede selbständige Regung unterdrücken. Nach zwei Jahren legen die begabteren Novizen — die unbegabteren werden weltliche Diener (weltliche Koadjutoren) des Ordens — die einfachen Mönchsgelübde (Armut, Keuschheit und Gehorsam) ab und widmen sich als Scholastici in den Kollegienhäusern lernend und lehrend wissenschaftlichen, besonders theologischen Studien. Das dauert zumeist 15 Jahre. Bestehen sie dann die Schlußprüfung, so leisten sie im Alter von 30 Jahren jene Gelübde nochmals, werden zu Priestern geweiht und heißen nun geistliche Koadjutoren. Über sie erheben sich, vom General ausgesucht, die Tüchtigsten als Professi, die noch das vierte Gelübde, das des unbedingten Gehorsams gegen den Papst, abzulegen haben. An Zahl gering, bilden diese in den Profeßhäusern wohnenden professi quatuor votorum den Kern des Ordens. Aus ihnen gehen die oberen Beamten hervor; zur „Generalkongregation" vereinigt, üben sie die höchste Gewalt; nur für sie gilt die Pflicht persönlicher Armut, während die Kollegienhäuser reich sein dürfen. Die Generalkongregation wählt den General*), der seine Würde lebenslänglich bekleidet und die Provinzialen (Vorsteher der Ordensprovinzen) und Rektoren (Leiter der Ordenshäuser) ernennt. Jeder Beamte ist in seinem Kreise unbeschränkt, wird aber fortdauernd beobachtet; selbst den General beaufsichtigen, von der Generalkongregation gewählt, der Admonitor und vier Assistenten. Eine beispiellose gegenseitige Spionage erstreckt sich über alle Mitglieder des Ordens, bewirkt aber auch durch die beim General zusammenfließenden Berichte, daß jeder an den seinen Fähigkeiten entsprechenden Platz gestellt wird.

Verfassung

Der Jesuit sollte vor allem wirken, er sollte zweckmäßig handeln, er sollte sich den Verhältnissen klug anpassen; mönchische Askese kam höchstens als Erziehungsmittel in Betracht, war sonst sogar verboten; eine eigentliche Ordenstracht gab es nicht; der Orden nimmt eine Mittelstellung ein zwischen Mönchsorden und Weltgeistlichkeit; es gab sogar geheime Jesuiten. Gefordert aber wurde, daß jeder Jesuit im Dienst des Ordens aufgehe; alle Bande, die den Novizen an Heimat und Familie knüpften, mußte er lösen. Der Orden sollte dem Jesuiten Vaterland, die Oberen ihm seine Vorsehung sein, nicht einmal ein festes Kirchenamt durfte ein Jesuit annehmen. Wie einst durch die Ehelosigkeit die Priester zu Dienern der katholischen Kirche wurden, die frei waren von weltlichen Rücksichten (II, § 145), so sollte der Jesuit bei Erfüllung seiner Ordensaufgaben sogar frei sein von Rücksichten auf amtliche, auf seelsorgerische Pflichten; als Bischöfe könnten sie zudem dem General gegenüber zu selbständig werden.

Tätigkeit der Jesuiten

§ 111. Wirksamkeit des Jesuitenordens. Der Jesuitenorden mit seiner wunderbar geschlossenen Organisation stellte sich in dem Augenblick dem Papste zur Verfügung, als die katholische Kirche überall Einbuße erlitt. Kein Wunder, daß die Kurie ihm nicht nur alle Privilegien der Bettelmönche verlieh, sondern auch jede Art von Dispensation zu Gebote stellte, so daß seine Mitglieder in

---

*) Die Ordensgenerale nach Ignatius bis zur Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 waren: Jakob Lainez 1558—1565, Franz Borgia 1565—1572, Eberhard Mercurian 1573—1580, Claudius Aquaviva 1581—1615, Mutius Vitelleschi 1615—1645, Vincenz Caraffa 1646—1649, Franz Piccolomini 1649—1651, Alexander Gottifredi 1652, Goswin Nickel 1652—1664, Paul Oliva 1664—1681, Karl von Noyelle 1682—1686, Thyrsus Gonzalez 1687—1705, Michelangelo Tamburini 1706—1730, Franz Retz 1730—1750, Ignaz Visconti 1751—1755, Aloys Centurione 1755—1757, Lorenzo Ricci 1758—1773.

alle Verhältnisse des Lebens eindringen und sich allenthalben frei bewegen konnten. Dabei führten die einen ein frommes Klosterleben oder arbeiteten in wissenschaftlicher Muße, andere leiteten den Unterricht der Jugend, die klügsten und feinsten übten eine einflußreiche Wirksamkeit an Höfen und in Palästen, feurige Redner wirkten als Prediger der Innern Mission und die Eiferer zogen als Heidenbekehrer in fremde Weltteile.

Mission

Ignaz hatte ursprünglich die Heidenmission in die erste Linie gestellt, und unzweifelhaft haben die Jesuiten hier Bedeutendes geleistet. Franz Xavier, einer der Pariser Freunde des Ignaz, ging schon 1541 nach Indien, wo er in Goa das erste Jesuitenkolleg gründete, dann nach den Molukken und Japan; er starb 1552, als er trotz der Fremdenabschließung in China seine Tätigkeit beginnen wollte (§ 433). Das Werk dieses mit Recht hochgefeierten „Apostels Indiens“ setzten seine Nachfolger mit großem Erfolge fort. 1585 ging eine Gesandtschaft japanischer Christen zum Papst (§ 434); als Mandarin verkleidet fand der Jesuit Ricci Eingang am chinesischen Hof; unter Annahme der Sitten der Brahmanen wirkte Nobili in Indien: die Jesuiten bewährten eben auch hier die wunderbare Fähigkeit, sich den Verhältnissen anzupassen. Am großartigsten aber entfaltete sich ihre Tätigkeit in Südamerika, besonders in Brasilien und mehr noch in Paraguay, wo sie im Anfang des 17. Jahrhunderts einen eigenen Staat auf sozialistischer Grundlage schufen und gewinnbringenden Handel trieben.

Kampf gegen den Protestantismus:

Wenn die Jesuiten so durch die Heidenmission an der Ausbreitung der katholischen Kirche und an der Stärkung der päpstlichen Macht arbeiteten, so mußte in Europa das gleiche Ziel vornehmlich erreicht werden durch die Bekämpfung des Protestantismus und durch die Unterdrückung der mit der Reformation ins Volk eingedrungenen Geistesfreiheit. Erklärt doch die von ihnen zum hundertjährigen Jubiläum herausgegebene Schrift, daß neue Orden entständen „zur Stütze der Kirche, so oft sie wankt, weil neue Ketzereien auch neue Bekämpfer fordern; frische Soldaten haben frischen Mut.“ Mit frischem Mut gingen sie an die Arbeit: durch Überredung suchten sie die Anhänger des neuen Glaubens zur Rückkehr in die alte Kirche zu bringen; der Beichtstuhl mußte ihnen dienen, um Fürsten und einflußreiche Personen zu Gegenreformationen und zur Beschränkung der Glaubensfreiheit zu bewegen, und durch Beherrschung des Jugendunterrichts suchten sie den Glauben der jungen Geschlechter zu bilden und deren Geistesrichtung zu lenken. Beichtstuhl und Hörsaal waren das vornehmste Feld ihrer Tätigkeit: in jenem wirkten sie für die Gegenwart, in diesem für die Zukunft.

a) Jugenderziehung

Die Vermächtnisse und Schenkungen, die sie zu erwirken wußten, ermöglichten ihnen den Bau großer Kirchen in dem von Pracht strotzenden, aber wenig geschmackvollen „Jesuitenstil“ (§ 261); vor allem aber benutzten sie ihren schnell wachsenden Reichtum zur Gründung von Kollegien (§ 98), die nicht bloß als Erziehungsstätten künftiger Jesuiten, sondern auch als öffentliche Gymnasien wirkten. In diesen mit allem reichlich versehenen Anstalten wurde der Unterricht unentgeltlich erteilt, was natürlich viele anlockte. Daß die Jesuiten aber nicht wie die Bettelorden des Mittelalters ihre Sache bloß auf klösterliche Frömmigkeit und religiösen Eifer gründeten, sondern auch zeitgemäße Wissenschaften in ihren Bereich zogen, geschah in der richtigen Einsicht, daß gerade die geistige Verdumpfung und Unwissenheit der Klostergeistlichkeit der Reformation den größten Vorschub geleistet hatte, daß also der neue Glaube und die neue Erkenntnis nur erfolgreich bekämpft werden könnten, wenn man den geistigen Bedürfnissen der Zeit entgegenkomme, dabei aber dieser Bildung eine weniger gefährliche Richtung gebe. Schuf man ein den humanistischen Schulen der Reformation ebenbürtiges oder überlegenes katholisches Schulwesen, entzog man dadurch jenen die Söhne der höheren Stände und erzog sie im Sinne des Ordens, so mußte die Masse des Volkes von selbst folgen.

Der berühmte Studienplan des Generals Aquaviva († 1615), der als der eigentliche Schöpfer des jesuitischen Unterrichtswesens anzusehen ist, hat denn auch manche Ähnlichkeit mit dem humanistischen Schulbetrieb, besonders mit dem Sturms in Straßburg (§ 98).

Das Lateinische steht im Mittelpunkt des Unterrichts und dient der formellen Geistesbildung und zur Vorbereitung der theologischen Studien. Damit sich aber der freie Geist des Altertums nicht der Gemüter bemächtige, las man die Klassiker nur in verstümmelter Gestalt.

Der Unterricht bezweckt ja nicht eine Entwicklung des jugendlichen Geistes zum selbständigen Denken; er war mehr ein Abrichten als ein Unterrichten. Die Jesuitenzöglinge wurden fähig gemacht, in dem ihnen vom Schicksal angewiesenen Beruf zu wirken, den Posten, auf den sie als Geistliche, Lehrer oder Gewerbleute gestellt wurden, auszufüllen, ohne sich um das, was über oder außer ihrem Bereich lag, zu kümmern; Geistesfreiheit erschien gefährlich. Alle Wissenschaften wurden daher in eine bestimmte, engbegrenzte Form gebannt: alle Religionssatzungen und Einrichtungen der römischen Kirche wurden als göttliche Wahrheiten über allen Zweifel gestellt, die Philosophie blieb die Magd der Theologie, die Geschichte war eine chronikartige Zusammenstellung vergangener Ereignisse, nicht ein lebendiges Bild von dem Leben der Völker, und die Menschen und ihre Bestrebungen wurden nur nach dem Maßstabe, den die römische Kirche dafür aufstellte, beurteilt. In den Erziehungsmitteln haben die Jesuiten ihre Welt- und Menschenkenntnis bewährt und sich als gute Pädagogen erwiesen; sie förderten körperliche Übungen (Fechten, Reiten, Schlittschuhlaufen, Schwimmen), veranstalteten gesellige Unterhaltungen, namentlich auch theatralische Aufführungen der Schüler; im übrigen aber gründeten sie ihr Erziehungssystem auf die unedleren Triebe der Menschen: statt unter den Zöglingen Vertrauen und Freundschaft zu pflanzen, erregten sie durch Aufstachelung des Ehrgeizes, durch Beförderung der gegenseitigen Überwachung und Angeberei, durch strenge Zensuren, Belobungen und Prämien Mißtrauen, Neid und Schadenfreude. Ihre Wirksamkeit war um so größer, weil sie auf der wirklichen Beschaffenheit der menschlichen Natur fußte; wer sich der menschlichen Schwächen zur Erreichung seines Zieles bedient, geht nun einmal sehr oft sicherer, als wer auf Tugend baut; indes eine Erziehung, die sich diesen traurigen Umstand zunutze macht, um desto sicherer über die Zöglinge zu herrschen, sie desto mehr zum unbedingten Gehorsam zu gewöhnen, ruht auf schlechtem Boden und verliert leicht die Hauptziele der Erziehung aus den Augen.

b) Beichte

Wie in der Erziehung die Erfolge der Jesuiten besonders auf der klugen Berechnung der menschlichen Schwächen ruhten, so auch im Beichtstuhl, ihrem zweiten Siegesfeld. Hier kam ihnen zustatten, daß sie im Gegensatz zu den schmutzigen Bettelmönchen der feine Orden waren, daß sie es verstanden, sich in den Salons der vornehmen Welt zu bewegen und hier eine Rolle zu spielen, daß sie sogar, wenn es vorteilhaft erschien, zeitweilig ihre Zugehörigkeit zum Orden verleugnen durften. Wurden sie schon durch diese ihre Weltgewandtheit die gesuchten Beichtväter der Fürsten und vornehmen Kreise, so noch mehr durch ihre Sittenlehre, durch die sie es dem Beichtenden so leicht als möglich zu machen suchten.

Sittenlehre

Durch eine spitzfindige Kasuistik wird die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen möglichst gemindert, freilich auch die Grundlage jeder Moral, Treu und Glauben, untergraben, die mahnende Stimme des Gewissens ertötet. Wer in seinem Handeln einer wahrscheinlichen (probablen) Meinung folgt, d. h. einer, für die irgendwelche Autorität spricht, sündigt selbst dann nicht, wenn sein Gewissen sein Handeln verurteilt (Grundsatz des Probabilismus); wer bei einem Versprechen oder einem Eide anders denkt, als er spricht (reservatio mentalis, Gedankenvorbehalt), ist an seine Worte nicht gebunden; wer durch Anwendung zweideutiger Worte (Amphibolie) einen anderen täuscht, begeht kein Unrecht, selbst wenn er weiß, daß der Sinn, in dem diese Worte aufgefaßt werden, von seiner Ansicht abweicht. Der vielangefeindete Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel" ist zwar in dieser Schroffheit nicht ausgesprochen worden, wohl aber wurde auf zweckmäßiges Handeln und auf die Anwendung aller für einen Zweck nötigen Mittel der größte Wert gelegt, und so galt praktisch doch die Regel, daß der, welcher etwas Verbotenes tut um eines guten Zweckes willen, nicht sündigt; auch der sündigt nur leicht, der sich nicht klar bewußt ist, daß er etwas Unrechtes tut. Selbst der Fürstenmord, sofern dadurch der Kirche ein Dienst geschieht, fand seine Rechtfertigung; daher die Zeitgenossen die Ermordung Heinrichs IV. und Wilhelms von Oranien und die Nachstellungen, von denen Elisabeths Leben bedroht war, den Eingebungen der Jesuiten zuschrieben.

Staatslehre

Nach ihrer Staatslehre ist ja alle weltliche Macht der Kirche, d. h. dem unfehlbaren Papste, untergeordnet; die Staatsgewalt ist nicht unmittelbar göttlichen Ursprungs, sondern entsteht durch Übertragung seitens des souveränen Volkes unter Sanktion der Kirche. Regiert nun ein Fürst zum Wohl

des Volkes, so darf er absolut regieren; tut er es nicht, so ist die Revolution erlaubt. Das sind Gedanken, die auch von andern ausgesprochen sind; es kommt alles darauf an, was unter der Regierung zum Wohl des Volkes zu verstehen ist: für die Jesuiten bedeutete sie natürlich eine Regierung im Dienste der Kirche. In dieser Stellung zum Staate berührt sich der Jesuitismus mit dem Calvinismus (§ 75) und bildet einen schroffen Gegensatz zu dem Luthertum, das den Gehorsam gegen jede Obrigkeit gebietet. Gerade deshalb sind der Jesuitismus und der Calvinismus die eigentlichen Träger des kirchlichen Kampfes.

Ausbreitung des Jesuitenordens

Die Ausbreitung des Ordens über Europa erfolgte mit überraschender Schnelligkeit. In Rom wurde 1550 das Collegium romanum gegründet, aus dem bald zahlreiche Jesuiten hervorgingen, die sich über alle Länder zerstreuten. Schnellen Eingang fand der Orden überall in Italien: beim Tode Loyolas zählte er bereits 13 Provinzen italienischer Zunge mit 1000 Mitgliedern in 100 Häusern. Nach Spanien drang er trotz der Gegnerschaft der Dominikaner, und obgleich Karl V. und anfangs auch Philipp II. ihm nicht geneigt war. Letzterer änderte aber seine Haltung, je mehr er in den Jesuiten Verbündete seiner Politik erkannte. In Portugal wurden sie vom Hofe sofort mit Begeisterung aufgenommen und beherrschten ihn bald völlig. In Frankreich fanden sie einen mächtigen Freund an dem Kardinal Karl von Guise, Erzbischof von Reims (§ 140), aber auch heftige Gegner in der Sorbonne, die 1554 behauptete, daß die Jesuiten „gefährlich für den Glauben seien und geeignet den Kirchenfrieden zu stören"; zugelassen wurden sie 1561 mit einigen Beschränkungen. Nach den spanischen Niederlanden gelangten sie unter dem Schutz der ihnen ergebenen Statthalterin Margarete von Parma und gründeten 1562 Kollegien in Löwen und Antwerpen. In Polen wurde 1565 durch Bischof Hosius von Ermland das Jesuitenkolleg in Braunsberg gestiftet, Sigismund III. war recht eigentlich ein „Jesuitenkönig". Auf Deutschland hatte Ignatius besonders hingewiesen als auf das Land, wo die Gesellschaft mit größter Hingebung Hilfe bringen müsse. Die Jesuiten fanden Gönner in Ferdinand I. und den bayerischen Herzögen, gründeten zahlreiche Kollegien und lehrten an Universitäten. Die Hauptstätten ihres Wirkens wurden Wien (Kolleg 1552), Prag, Innsbruck, Ingolstadt (Kolleg 1556), Köln, München (Kolleg 1559), Olmütz, Brünn, Trier, Mainz, Aschaffenburg, Würzburg, Dillingen. Der erste deutsche Jesuit, Peter Canisius (geb. 1521 in Nymwegen), wird von den Katholiken als zweiter Apostel der Deutschen mit Bonifatius verglichen; er trat 1543 in den Orden ein, wirkte sofort in Köln gegen Hermann von Wied (§ 60), weiter in Ingolstadt und hauptsächlich in Wien, wo er der vertraute Freund Ferdinands I. wurde, predigte aber auch in Prag, Augsburg, Straßburg und an vielen anderen Orten, schrieb einen vielgebrauchten Katechismus und war seit 1556 erster Provinzial der deutschen Ordensprovinz. Gestorben ist er am 21. Dezember 1597 in Freiburg in der Schweiz, wohin er sich 1580 zurückgezogen hatte.

Canisius geb. 1521 gest. 1597

Kollegien in Rom

Im Zusammenhang mit dieser Arbeit in Deutschland wurde 1552 das Collegium germanicum in Rom gegründet, in dem junge Deutsche, losgelöst von der Heimat, zur Seelsorge in Deutschland erzogen werden sollten. Es wurde von Gregor XIII., dem besonderen Gönner der Jesuiten, 1573 erneuert (§ 114); sodann wurden noch weitere Nationalkollegien, ein griechisches, englisches, ungarisches (dies mit dem deutschen vereinigt), schottisches, irisches als Pflanzstätten des Glaubens begründet. Sie alle wurden der 1622 von Gregor XV. gegründeten congregatio cardinalium de propaganda fide (Kardinalkongregation zur Ausbreitung des Glaubens) unterstellt, die als Zentralstelle für die Missionsarbeit unter Ketzern und Heiden wirkte. Um diese Zeit (1626) zählte der Orden 39 Provinzen mit 15493 Mitgliedern in 803 Häusern.

Stellung zur Reformation

In der Hauptkirche der Jesuiten in Rom (il Gesù) findet sich eine Statue der siegreichen Religion; unter ihren Füßen lagern zwei niedergeschmetterte Gestalten mit von Schrecken verzerrten Gesichtszügen und zwei Bücher mit den Aufschriften „Mart. Luther" und „Joann. Calvin". So kennzeichnet der Orden selbst seine Triumphe. Er behauptete zwar, daß er nur das Heil der Nächsten erstrebe und nur handle ad maiorem Dei gloriam; aber praktisch bedeutete das die Unterwerfung des Nächsten unter die alleinseligmachende Kirche und die Erweiterung der Macht dieser Kirche. Und so wurde der Orden der eigentliche Vorkämpfer gegen die Reformation. In jedem einzelnen Falle den Einfluß der Jesuiten

urkundlich nachzuweisen, wird freilich nicht gelingen: das folgt aus dem Wesen der Mittel, durch die sie ihn übten. Die Erfolge des Unterrichts lassen sich nicht mathematisch nachrechnen, und Beichtgespräche pflegen nicht aktenmäßig in den Archiven aufbewahrt zu werden. Trotzdem wird man sagen können, daß die Politik der katholischen Mächte im Zeitalter der Gegenreformation den Geistesstempel der Jesuiten trägt, daß sie von ihnen geleitet wurde: darin liegt ihre weltgeschichtliche Bedeutung.

B. Das Trienter Konzil.

Wiederberufung des Konzils

§ 112. Die dritte Periode des Konzils. Arbeiteten die Jesuiten an der Sicherung und Erweiterung der päpstlichen Macht, so nahmen die Beschlüsse des Trienter Konzils dieselbe Richtung. Wir wissen (§ 66, 70), unter welchen Umständen die so dringend verlangte Kirchenversammlung zweimal eröffnet und wieder auseinander gegangen war (1545—1547, 1551—1552), ohne zum Ziel zu kommen. Große politische Ereignisse hatten sie auf einige Zeit in Vergessenheit gebracht; aber nach Beendigung der spanisch-französischen Kriege durch den Frieden von Cateau-Cambrésis (§ 118) wurde die Mahnung, das begonnene Werk zu vollenden, besonders von Frankreich aus mit größerem Ungestüm erneuert, so daß Pius IV. das innere Widerstreben bezwang und die Sitzungen wieder eröffnen ließ. Damit begann die dritte Periode des Trienter Konzils.

1559

18. Jan. 1562

Günstige Lage des Papstes

Die Lage war für den Papst schon deshalb günstiger, als bei der ersten Eröffnung, weil kein mächtiger Kaiser wie Karl V. ihm die Leitung des Konzils streitig machte (§ 66); es blieb ferner trotz einiger Gegnerschaft bei der Bestimmung, daß Anträge nur durch Vermittelung der päpstlichen Legaten gestellt werden durften, und daß die Beschlüsse nicht nach Nationen, sondern nach Stimmenmehrheit der anwesenden Bischöfe und Ordensvorsteher erfolgten, mithin die dem Papste ergebenen und zum Teil von ihm auch materiell abhängigen Italiener stets den Ausschlag gaben. Die Protestanten nahmen überhaupt nicht teil; galten doch die eigentlichen Glaubenssätze durch die Beschlüsse der ersten Session (§ 66) als erledigt. Die Versammlung war mithin rein katholisch; aber auch die deutschen Reichsbischöfe hielten sich aus Furcht vor Feindseligkeiten ihrer protestantischen Nachbarfürsten fern. Trotz alledem kam es zu heftigen Auseinandersetzungen über die Forderungen, welche die spanischen und französischen Prälaten, von ihren Regierungen unterstützt, sowie die Legaten Kaiser Ferdinands erhoben. Der Kaiser verlangte in einem „Reformationslibell" u. a. Zulassung des Laienkelchs und der Priesterehe, Milderung der Fastengebote, Maßregeln zur Besserung des Klerus; die Franzosen unter Führung des Kardinals von Lothringen, Karl von Guise, forderten ebenfalls den Laienkelch und vertraten wie vor und bei den großen Reformkonzilien (II, § 307) den Grundsatz der Überordnung des Konzils über den Papst; die Spanier endlich wünschten eine Erklärung, daß die bischöfliche Würde göttlichen Ursprungs sei, d. h. nicht vom Papste stamme; dieser mithin nur als erster unter gleichen, nicht als oberster Bischof anzusehen sei. Die Stimmung war so gereizt, daß es zehn Monate lang zu keiner Sitzung kam. Da gelang es dem zu Kaiser Ferdinand gesandten Kardinal Morone in wichtigen Punkten ein Einvernehmen zwischen diesem und der Kurie herzustellen; dabei wirkte mit, daß Ferdinand die päpstliche Anerkennung für seinen eben zum römischen König gewählten, aber wegen seiner protestantischen Gesinnung verdächtigen Sohn Maximilian wünschte (§ 175). Weiterhin drohte der Papst als Gegenforderung der kirchlichen Reform mit einer Reform der weltlichen Regierungen, d. h. mit strenger Durchführung der kanonischen Bestimmungen über Abgabenfreiheit der Geistlichkeit, Zuständigkeit des geist-

Reformforderungen

Ursachen des päpstlichen Sieges

lichen Gerichts, Verwaltung erledigter Benefizien usw.; er zog damit manche Prälaten auf seine Seite und lähmte den Eifer der Regierungen. Dazu veranlaßten die Hugenottenkriege die Abreise des Kardinals Guise; den Prälaten gewährte persönliche Vorteile milderten deren Gegnerschaft, und die allgemeine Ermüdung tat das übrige. Von der italienischen Mehrheit und den Jesuiten Lainez und Salmeron unterstützt, hatte der Papst völlig gesiegt, als nach eiligen Schlußberatungen das Konzil geschlossen wurde.

4. Dez. 1563

1. Hebung der päpstlichen Macht

§ 113. Ergebnisse des Konzils. Die Bischöfe hatten in Trient den Kampf fortgesetzt, der schon in Basel und Konstanz (II, § 307 ff.) geführt worden war, aber der Papst triumphierte über die bischöfliche Opposition; es siegte die monarchische Kirchenverfassung über die aristokratische, das Papalsystem über das Episkopalsystem.

Allerdings wurde dieser Sieg durch vermittelnde Formeln, die man über die wichtigsten Streitfragen fand, noch etwas verhüllt. Die Erklärung, daß „die Hierarchie“ auf göttlicher Einsetzung beruhe und der Papst „allgemeiner“ Bischof sei, ließ sich sowohl im Sinne der spanisch-französischen Forderungen wie in dem der päpstlichen Ansprüche deuten; da man indes gleichzeitig dem Papste die Bestätigung der Konzilbeschlüsse und ihre Auslegung vorbehielt, war er doch tatsächlich als oberster Bischof anerkannt.

2. Festsetzung der Dogmen
3. Besserung des Klerus

Neben diesem Erfolg des Papsttums liegt die Bedeutung des Konzils in der Festsetzung der Dogmen und in den Maßnahmen zur sittlichen und geistigen Hebung des katholischen Klerus.

In den Glaubenssätzen hielt die professio fidei Tridentina fest an den im Mittelalter ausgebildeten Dogmen, drückte ihnen den Stempel der Unfehlbarkeit auf und sicherte sie durch die jedem Dogma beigefügte Verdammung (Anathema) aller derer, die es leugneten oder unkirchlich auslegten. Damit erhielt, was nach den Angriffen der Reformationszeit überaus wichtig war, der katholische Glaube für seine Anhänger wieder unumstößliche Gewißheit; dadurch wurde aber auch die Kluft der beiden Konfessionen unüberbrückbar. — Zur Förderung eines religiös-sittlichen Lebens stellte das Konzil eine gereinigte Sittenlehre her, wie es schon Hadrian VI. gewollt hatte (§ 36), begründete eine strengere Kirchenzucht, sorgte durch Bestimmungen über die persönlichen Erfordernisse der Geistlichen für einen seiner Stellung würdigeren Klerus, schärfte den Bischöfen die Pflichten ihres Amtes ein, besonders die Beaufsichtigung ihres Klerus und die Residenzpflicht, d. h. die Pflicht, in ihrem Bistum zu wohnen, und schaffte viele einzelne Mißbräuche ab. Sehr wichtig war auch die Verordnung, daß in jeder Diözese ein Seminar zur Heranbildung der jungen Priester errichtet werden sollte; damit erhielt die Kirche einen einheitlich vorgebildeten Klerus, und vom katholischen Standpunkte ist mit Recht gesagt worden, daß von allem anderen abgesehen diese Verordnung genügt hätte, das Konzil zu einem segensreichen zu machen. — Disziplin im Glauben und Leben, das ist der Grundcharakter dieser Trienter Beschlüsse. Ihr diente auch die Inquisition und der vom Konzil genehmigte Index librorum prohibitorum (Verzeichnis verbotener Bücher), durch den das Gift moderner Geistesbildung von den Gläubigen ferngehalten werden sollte (§ 114).

Annahme der Konzilsbeschlüsse

Angenommen wurden die Beschlüsse des Konzils unbedingt in Österreich, Portugal, Polen, Savoyen, den kleineren italienischen Staaten und den katholischen Kantonen der Schweiz, mit Vorbehalt der staatlichen Rechte in den spanischen Ländern und Venedig; abgelehnt wurden sie in Frankreich; nicht offiziell verkündet, aber allmählich eingeführt im Deutschen Reich und Ungarn; selbstverständlich galten indes auch in diesen Ländern die Glaubenssätze.

Drei Jahrhunderte lang wurden keine Konzilien mehr gehalten; die in ihnen zum Ausdruck kommende aristokratische Verfassung der Kirche wich je länger je mehr der absolut-monarchischen; und das nächste Konzil, das vatikanische vom Jahre 1870, erkannte diese Entwicklung durch Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit auch formell an und sprach damit das aus, was die Trienter Versammlung noch verschwiegen, aber tatsächlich schon entschieden hatte. Der Druck der reformatorischen Bewegung bewirkte so im und zum Gegendruck die straffste Konzentration der Kräfte des Katholizismus.

Bedeutung des Konzils

C. Die katholische Geistlichkeit.

§ 114. Die Reform- und Inquisitionspäpste. Wie das Trienter Konzil durch seine Verordnungen eine sittliche Hebung des Klerus anstrebte, so machte sich die gleiche Richtung auch sonst geltend. So an der höchsten Stelle, beim Papsttum. Den weltlich gesinnten Päpsten, die sich in erster Linie als Fürsten fühlten, die im Geiste der Renaissance für Kunst und Wissenschaft wirkten oder als „politische" Päpste vor allem nach Macht für sich und ihr Haus (ihre „Nepoten") strebten (§ 23, 42), folgten „kirchliche" Päpste, die es mit ihren geistlichen Pflichten ernst nahmen, die viele Besserungen in der Kirche durchführten, dabei freilich auch die von ihr Abgefallenen mit rücksichtsloser Härte verfolgten.

Umschwung beim Papsttum

Paul III. bildete gewissermaßen den Übergang von den einen zu den anderen. Er gehörte seiner Gesinnung nach der neuen Richtung noch nicht an; er führte noch ein vornehm glänzendes, durch Kunst verschöntes Leben, handelte als Farnese und ließ sich in seinem Verhalten dem Kaiser gegenüber leiten von den Interessen seines Hauses (§ 64), aber er berief doch das Trienter Konzil, bestätigte 1540 den Jesuitenorden und gab einigen gelehrten und frommen Kardinälen, darunter dem durchaus reformatorisch gesinnten Contarini, den Auftrag, einen Reformationsentwurf auszuarbeiten, durch den der Willkür der Papstgewalt, der Unfähigkeit und Unsittlichkeit des Klerus und andern Übelständen gewehrt werden sollte. Zugleich genehmigte er die Errichtung der römischen Inquisition nach dem Muster der spanischen (II, § 340). Dies geschah auf Betreiben des fanatischen Kardinals Peter Caraffa, der sofort aus eignen Mitteln Kerker errichtete und Folterwerkzeuge beschaffte; ohne Genehmigung der Inquisition sollte auch kein Buch mehr gedruckt werden. Nach Julius III. und der kurzen Regierung Marcellus' II. erlangte dann Peter Caraffa als Paul IV. die päpstliche Würde. Seine Wahl bedeutete den vollständigen Sieg der strengsten Richtung. Er war der Stifter des Theatinerordens (§ 115) und Begründer der Inquisition; trotz seiner 79 Jahre noch immer höchst leidenschaftlich, schien er als Papst nur das eine Ziel zu haben: Wiederherstellung und Alleinherrschaft des alten Glaubens. Noch am Krönungstage traf er Maßregeln zur Verschärfung der Klosterdisziplin, dann ernannte er eine große Kongregation für die allgemeine Reform; und wenn er sich auch durch seinen Haß gegen Spanien zur Teilnahme an dem französisch-spanischen Kriege (§ 118) verleiten ließ und dabei in das Verhalten der politischen Päpste, auch in ihren Nepotismus, zurückfiel, so riß er sich doch davon energisch wieder los und verfolgte dann sein eigentliches Ziel nur um so leidenschaftlicher. Der eigne Hof mußte das erfahren: seinen Nepoten nahm er wegen schlechter Lebensführung alle Ämter und verbannte sie, seine Umgebung zwang er zur Einhaltung der Fasten, die Kardinäle zum Predigen usw.; er rühmte sich, daß er keinen Tag vorübergehen lasse, ohne einen auf Wiederherstellung der Kirche zu ihrer ursprünglichen Reinheit gerichteten Erlaß

Paul III. 1534—1549

1536

21. Juli 1542

Julius III. 1549—1555

Marcellus 1555

Paul IV. 1555—1559

bekannt zu machen. Vor allem sorgte er für erbarmungslose Handhabung der Inquisition, namentlich auch gegen Vornehme; nachdem schon vorher an verschiedenen Orten Verzeichnisse verbotener Bücher aufgestellt waren, veröffentlichte 1559 die Inquisition unter ihm das erste derartige Verzeichnis, das den Namen Index librorum prohibitorum trug (§ 113). Seine rücksichtslose Härte und grausame Strenge machte ihn jedoch so verhaßt, daß das Volk an seinem Todestage seine Bildsäule verstümmelte und das Haus der Inquisition niederbrannte; die Juden, die er in das Ghetto eingeschlossen und sehr gedrückt hatte, schlossen sich dem wütenden Römervolk an. Sein Nachfolger Pius IV., der Vollender des Trienter Konzils, war ein Gegner Pauls gewesen, ein weltlich gesinnter Herr und der Inquisition abgeneigt; aber gerade darin zeigt sich die Stärke der neuen Richtung, daß er ihr trotzdem nachgab und z. B. 4000 in Kalabrien ansässige Waldenser teils hinschlachten, teils in lebenslängliche Gefangenschaft bringen ließ. Mit Pius V., dem bisherigen Großinquisitor, bestieg wieder ein Eiferer den päpstlichen Stuhl; asketisch streng gegen sich selbst, ebenso hart gegen andere, hat er durch die allmächtige Inquisition die letzten Reste italienischer Ketzerei grausam unterdrückt. Gregor XIII. war ein besonderer Gönner der Jesuiten, er erweiterte das Collegium germanicum (§ 111) und stattete das Collegium romanum durch reiche Zuwendungen überaus glänzend aus, so daß beide fast als seine Gründungen erscheinen können; bezeichnend ist auch, daß er bei der Nachricht von der Bartholomäusnacht (§ 144) ein Tedeum für die Ausrottung der Feinde Christi singen ließ.

Pius IV. 1559–1565

Pius V. 1566–1572

Gregor XIII. 1572–1585

Evangelische Regungen in Italien

In Italien hatte der Humanismus dem Eindringen evangelischer Ansichten vorgearbeitet. Sie fanden ihren bedeutendsten Vertreter in Juan de Valdes, einem Spanier, der 1534 nach Neapel übersiedelte und hier bis zu seinem Tode (1541) der Mittelpunkt eines reformatorisch gesinnten Kreises war. Er ging von Erasmus aus und stützte die persönliche Religiosität, um die es ihm allein zu tun war (die Einrichtungen der alten Kirche hat er nicht bekämpft), auf den Gedanken der „Rechtfertigung aus dem Glauben". Zu seinem Kreise gehörten u. a. der Kapuziner Bernardino Ochino, der gewaltigste Fastenprediger der Zeit, der Prior der Augustinerchorherren in Neapel, Pietro Martire Vermigli, der päpstliche Protonotar Pietro Carnesecchi, Galeazzo Carraccioli, ein Neffe Peter Caraffas, und die edle Julia Gonzaga, für die Valdes das „Christliche A-B-C-Buch" verfaßte; in Beziehung zu diesem Kreise stand auch die als Dichterin gefeierte Vittoria Colonna, die Gemahlin Pescaras (§ 94), der Dichter Marcantonio Flaminio und der Franziskaner Giovanni Mollio. Andere Stätten evangelischen Lebens wurden Ferrara, wo die Herzogin Renata von Este, eine Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, ihren flüchtigen Landsleuten, u. a. Calvin (§ 74) und Marot (§ 76), eine Zufluchtstätte gewährte, und Venedig, von wo lutherische Schriften vertrieben wurden. Von hohen Geistlichen waren evangelisch gesinnt u. a. die Kardinäle Morone und Contarini, der Bischof von Capo d'Istria Vergerio, alle drei bekannt durch ihre Vermittlertätigkeit in Deutschland (§ 59, 60); endlich erwachten auch die Waldenser in den Alpentälern und in Kalabrien zu neuem Leben. Aber all diese und andere evangelische Regungen drangen nicht in die Masse des Volkes; und nach Errichtung der Inquisition wurde die ganze Bewegung schnell unterdrückt. Ochino, Vermigli, Carraccioli und Vergerio flohen über die Alpen und haben hier unter Glaubensgenossen neue Wirkungskreise gefunden, Morone wurde mehrere Jahre im Kerker gehalten. Unter den Blutzeugen waren Mollio (1553), der Waldenserprediger Lodovico Pascali (1560), der oben erwähnte Carnesecchi (1567) und der Humanist Antonio dei Pagliavici (1570). Julia Gonzaga entging dem Inquisitionsprozeß nur durch den Tod (19. April 1566). Renata von Este mußte dulden, daß ihr Gemahl Ercole II. auf Veranlassung Pauls III. die französischen Ketzer auswies, wurde dann selbst ins Gefängnis geworfen, konnte aber nach dem Tode ihres Gemahls (1559) nach Frankreich zurückkehren. Wie blutig die Waldenser in Kalabrien verfolgt wurden, ist schon gesagt; in den Alpentälern leisteten sie mit Erfolg bewaffneten Widerstand. Die schnelle Unterdrückung des italienischen Protestantismus erklärt sich auch aus der Tatsache, daß das Papsttum in Italien als eine nationale Einrichtung empfunden wurde, dem das Land seine Stellung in Europa und großen materiellen Gewinn zu danken habe.

Kalenderreform 1582

Ein dauerndes Verdienst erwarb sich Gregor XIII. durch die Neuordnung des Kalenders.

Der geltende julianische Kalender (I, § 232) nahm das Jahr zu 365 Tagen 6 Stunden

an, während es in Wahrheit nur 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 48 Sekunden lang ist. Der sich im Laufe der Jahrhunderte jährlich wiederholende Fehler von 11 Minuten 12 Sekunden hatte bewirkt, daß der Kalender damals 10 Tage hinter der richtigen Rechnung zurückgeblieben war, was besonders bei Ansetzung der Kirchenfeste störte. Schon seit Leo X. hatte man an eine Änderung gedacht; Gregor XIII. verfügte nun, daß vom 4. Oktober 1582 sofort übergesprungen würde zum 15. Oktober; damit war durch den Wegfall von zehn Tagen die Ordnung wieder hergestellt. Um aber neue Unordnung zu verhüten, bestimmte er zugleich, daß unter Beibehaltung des julianischen Kalenders in vier Jahrhunderten drei Schalttage (zunächst in den Jahren 1700, 1800, 1900) ausfallen sollten. Der so aus dem julianischen umgebildete *gregorianische Kalender* wurde bis 1587 in den katholischen, seit 1700 in den protestantischen Ländern angenommen. Törichterweise hatte man in diesen die verständige Reform so lange abgelehnt, weil sie vom Papste kam; in den Ländern der griechisch-katholischen Kirche ist sie noch immer nicht eingeführt.

Hohe Geistlichkeit

§ 115. Die übrige Geistlichkeit und die neuen Orden. In Rom war ein kirchlich strenger Geist eingezogen; die Neigungen zur Reformation wurden in Italien durch Inquisition und Bücherzensur unterdrückt, aber es wurden doch auch mancherlei Mißstände abgeschafft. Ein ernsterer Geist zeigte sich auch sonst in dem hohen *katholischen Klerus* und in den neuen Orden, die neben dem Jesuitenorden entstanden.

Borromeo 1538—1584

Unter den Geistlichen, deren Lebensführung vorbildlich war, ragt besonders hervor Karl *Borromeo*. Ausgezeichnet durch Sittenreinheit und Frömmigkeit, wurde er im Alter von 22 Jahren von seinem Oheim Pius IV. zum Kardinal und Erzbischof von Mailand ernannt. Hatte er schon in Rom für Besserung der Kirche gewirkt, so wurde er in Mailand, wo er nach dem Tode seines Oheims seinen ständigen Wohnsitz nahm, das Muster pflichttreuer Seelsorge. Bis in die entferntesten Alpentäler bereiste er seinen Sprengel, führte eine strenge Kirchenzucht ein, gründete Seminarien und zahlreiche Wohltätigkeitsanstalten und unterzog sich während einer furchtbaren Pest mit selbstloser Hingabe der Krankenpflege. Daneben bekämpfte er eifrig den neuen Glauben; in dem von ihm gestifteten Collegium helveticum wurden junge Schweizer zur Wiederbekehrung ihrer Landsleute ausgebildet, und nach seinem Tode vereinigten sich im Borromeischen Bunde die katholischen Kantone der Schweiz zur Erhaltung ihres Glaubens. 1610 heilig gesprochen, wurde ihm 1697 eine Kolossalstatue bei seiner Geburtsstadt Arona am Lago Maggiore errichtet. — In ähnlicher Weise wie Borromeo wirkte auch *Franz von Sales*, Titularbischof von Genf. Während er den Klerus streng beaufsichtigte, lag sonst über seinem Wesen eine ruhige Milde. Die zahlreichen Bekehrungen, die ihm in der Umgegend des Genfer Sees gelangen, dankte er seiner liebevollen Sorge für die geistige und leibliche Wohlfahrt des Volkes und seinen in herzlicher Volkstümlichkeit abgefaßten Schriften; 1665 ist auch er heilig gesprochen.

Sales 1567—1622

Neue Orden

Wenn so in den Kreisen der hohen Geistlichkeit eine Wandlung vor sich ging, so hatte sich der neue Geist schon früher in der *Umwandlung alter und Stiftung neuer Orden* gezeigt. Hierbei wirkten religiöse Begeisterung, Christenliebe, Selbstentsagung ohne unmittelbar gegen den Protestantismus gerichtete Kampfesneigung, aber ganz von selbst mußten diese Orden eine solche Richtung erhalten. Wollten sie doch das zweifellos heruntergekommene Mönchtum wieder heben und ihm durch segensreiche Tätigkeit die verlorene Achtung des Volkes zurückgewinnen: dadurch stärkten sie die alte Kirche und wirkten dem Protestantismus entgegen, auch wenn eine solche Mission nicht ausgesprochen oder beabsichtigt war.

Die Hebung des geistlichen Standes durch Bildung bezweckte der *Theatinerorden*, gestiftet 1524 durch Gaetan von Thiene und Peter Caraffa, der damals Erzbischof von Chieti (Theate) war und später als Paul IV. Papst wurde. Beide Männer hatten auch teilgenommen an dem *Oratorium der göttlichen Liebe*, das zu gegenseitiger Erbauung und Ausbildung der Mitglieder ohne Gelübde von dem frommen, stets auf Wohltun bedachten Philipp von Neri gestiftet war. — Hatten diese Vereinigungen einen aristokratischen Charakter, so eignete dem Orden der *Kapuziner* ein sehr demokratischer. Er sonderte sich 1526 von den Franziskanern ab, kehrte zu deren altem Abzeichen, der langen, spitzen Kapuze, und zur Strenge eines echten Bettelordens zurück, wirkte durch treue Seelsorge besonders unter den niederen Volksschichten Italiens und gewann sich als Tröster in Not und Elend deren Herzen. — Der Armen- und Krankenpflege widmete sich auch der von dem armen Portugiesen Juan de Dio 1540 gegründete Verein der *barmherzigen Brüder*; durch ihre un-

ermüdliche Tätigkeit im Dienst der Leidenden haben sie zur Befestigung des Katholizismus im Volke viel beigetragen. In ähnlicher Weise wirkte der in Frankreich und Deutschland weit verbreitete Orden der barmherzigen (grauen) Schwestern, gestiftet 1629 von der Witwe Le Gras und dem mit der geistigen und leiblichen Not des Volkes vertrauten Vinzenz von Paula. Der Erziehung der weiblichen Jugend diente die von der schwärmerischen Angela von Brescia († 1540) gegründete und von Karl Borromeo sehr geförderte Schwesterschaft der Ursulinerinnen; für die Zwecke der Seelsorge und Barmherzigkeitspflege entstand 1530 in Mailand der Orden der Barnabiten, 1540 in Venedig die Kongregation von Somaska. Für die innere Mission endlich, für Förderung des Christentums unter dem verwahrlosten Volke stiftete der schon genannte Vinzenz 1631 den Orden der Lazaristen. Auch der wegen seiner alle anderen überragenden Bedeutung oben gesondert behandelte Jesuitenorden ist in diesem Zusammenhange nochmals zu nennen.

Reorganisierte Kirche

Unter den Gefahren des Abfalls hat sich so die katholische Kirche auf sich selbst besonnen; sie hat die alten Grundlagen neu gefestigt durch Beseitigung unleugbarer Mißstände; sie hat ihre Vertreter von der höchsten bis zur untersten Stufe mit neuer Begeisterung erfüllt und zurückgeführt zu ihren eigentlichen Aufgaben; sie hat dem Volke ihre Brauchbarkeit auch im praktischen Leben erwiesen und sich neue scharfe Waffen zum Kampfe gegen die Abtrünnigen geschaffen.

Zweites Kapitel.

Südeuropa unter spanischer Vorherrschaft.

A. Spanien.

§ 116. Die innere Lage Spaniens unter Karl V. Als Karl V. erkennen mußte, daß seine Weltherrschaftspläne in politischer und kirchlicher Hinsicht undurchführbar seien, zog er sich nach Spanien zurück (§ 73). Das ist kein Zufall: als Kaiser und Schirmherr der Kirche hatte er seine Ziele nicht erreicht, als König von Spanien konnte er auf Erfolge zurückblicken. Hier hatte er vollendet, was die „katholischen Könige“ begonnen hatten (II, § 342), hier bezeichnet seine Regierung eine Zeit hoher Blüte. Die Machtfülle der Krone dem Adel, dem Klerus und den Städten gegenüber war so groß wie nie zuvor; die dem Volksgeist entsprechende Alleinherrschaft des Katholizismus blieb bestehen; die Erwerbung der amerikanischen Kolonien brachte großen Gewinn, die wirtschaftliche Lage des Landes war günstig; und zu alle dem kam der Glanz, der von der Weltstellung seines Königs auf Spanien zurückstrahlte.

Macht des Königtums

Die Selbstherrlichkeit des Adels war schon von Isabella mit Hilfe der Städte gebrochen, gleichzeitig war der hohe Klerus durch das Konkordat und die von der Krone durchgeführte Reformation vom König abhängig geworden (II, § 340); nach der mit Hilfe des Adels erreichten Niederwerfung des Aufstandes der Kommuneros (II, § 343) waren auch die Städte gedemütigt. Waren in den Cortes von Kastilien bisher zuerst die Wünsche und Beschwerden (peticiones) der Stände erledigt und dann erst die königlichen Forderungen (servicios) bewilligt worden, so wurden von nun an die letzteren vor jenen genehmigt; es waren also die Cortes fast nur noch zur Geldbewilligung da. Dazu pflegte der König mit den Ständen gesondert zu verhandeln und vermied so eine gemeinschaftliche Opposition. Etwas größere Bedeutung bewahrten die Cortes in Aragonien. Damit ist schon darauf hingewiesen, daß Spanien kein wirklicher Einheitsstaat war, daß vielmehr die Sonderverfassungen der alten Bestandteile des Reiches fortdauerten; indes eine wesentliche Beeinträchtigung der königlichen Macht war

das nicht. — In die wirtschaftliche Entwicklung griff die Staatsgewalt kräftig ein. Durch die Tätigkeit der Mauren war die Landwirtschaft in weiten Teilen Spaniens sehr gehoben, auch besaß das Land einen großen Reichtum an Wolle und Eisen, aber industriell war es noch stark abhängig vom Auslande. Da begann man seit Isabella durch hohe Zölle im Geiste des Merkantilismus (§ 266) eine eigne Industrie großzuziehen. Befruchtet wurde diese Entwicklung durch die Goldeinfuhr aus Amerika und die Aufnahmefähigkeit der Kolonien für die Waren der Heimat. Der Gewinn der Kolonien aber sollte durch die Ausschließung aller Fremden allein Spanien zugute kommen. Karl V. ist im Interesse seiner anderen Länder, vor allem seiner Niederlande, mit dieser Wirtschaftspolitik nicht einverstanden gewesen, auch hat sie später (§ 160) schwere Schäden mit sich gebracht; aber für die Mitte des Jahrhunderts bewirkte diese Politik zu dem noch fortdauernden Gedeihen der Landwirtschaft einen industriellen Aufschwung. Das ist durch die neuere Forschung wieder anerkannt, nachdem die liberale spanische Geschichtsschreibung längere Zeit in der Vernichtung der städtischen Freiheiten den Anfang des spanischen Niedergangs hatte sehen wollen. — Auf kirchlichem Gebiete blieb die Inquisition in Kraft, und ihr erlagen auch die geringen Ansätze des Luthertums. Die Anknüpfung für das Evangelium bot der mystische Zug der spanischen Frömmigkeit und der auch nach Spanien gedrungene Humanismus; indes für eine umfassendere evangelische Bewegung fehlte jede Voraussetzung in der Masse des Volkes, und die Inquisition verfolgte die spanischen Anhänger des Erasmus, vernichtete die nach Spanien eingeführten lutherischen Schriften und schritt energisch ein gegen die wenigen Anhänger des Evangeliums.

Wirtschaft

Evangelische Regungen

Welch furchtbare Taten der Fanatismus hervorrief, zeigt das Schicksal des Juan Diaz. Er studierte in Paris, weilte in Genf und Straßburg, bekannte sich hier zum Luthertum und ging mit Butzer zum Regensburger Gespräch (§ 60). Auf die Kunde davon eilte sein eigener Bruder Alfonso nach Deutschland, um die Schmach von seiner Familie zu tilgen, wiegte den Bruder mit raffinierter Hinterlist in Sicherheit und — erschlug ihn hinterrücks (bei Neuburg an der Donau). Bestraft wurde der Brudermörder nicht, endete aber schließlich durch Selbstmord.

1546

§ 117. Philipps II. Ziele, Persönlichkeit und Hof.

Als Philipp II. den Thron Spaniens bestieg, beherrschte er außer Spanien noch die Niederlande, Mailand, Neapel, Sizilien und die amerikanischen Kolonien; damals sagte ein Sprichwort: „Wenn Spanien sich rührt, so zittert die Erde.“ Man könnte dieses Wort als Wahlspruch Philipps II. bezeichnen, namentlich wenn man „Spaniens König“ statt „Spanien“ einsetzt. In all seinen Ländern den königlichen Absolutismus durchzuführen, überall den Katholizismus zu verbreiten und den Protestantismus auszurotten und damit zugleich Spanien zur Vormacht für die Welt zu machen, das waren die Ziele Philipps II. Es war seinem Vater allerdings nicht gelungen, ihm die Kaiserkrone zu verschaffen, aber das brachte den Vorteil, daß er nicht nötig hatte, seine Kräfte einzusetzen gegen die so unbequeme deutsche Opposition, daß die Reibungsflächen mit dem Papsttum geringer wurden, daß seine Politik einen einheitlicheren Charakter erhielt als die des Vaters. Das absolutistisch regierte Kastilien war das Kernland seines Reiches, und dem hier herrschenden Geiste sollte die Welt sich beugen. So übernahm Philipp II. in schrofferer Einseitigkeit und deshalb mit leidenschaftlicherem Fanatismus und größerer Energie die Erbschaft des Vaters. Er kämpfte wie dieser gegen die Ungläubigen und Franzosen und wurde, den Vater überbietend, als Verbündeter der reorganisierten katholischen Kirche der eigentliche Vorkämpfer der Gegenreformation. Wo nur immer es galt, den Katholizismus zu

Philipp II. 1556—1598

Ziele

stärken, da hatte er seine Hand im Spiele und arbeitete damit zugleich für Spaniens politische Übermacht.

Es mag hier hingewiesen werden auf eine gegen Ende der Regierung Philipps verfaßte Schrift des Philosophen Thomas Campanella (§ 191) über die spanische Monarchie. Als Aufgabe des spanischen Königs bezeichnet er den Kampf gegen Mohammedaner und Lutheraner. Der spanische König soll die deutsche Krone gewinnen, ein Habsburger soll Papst, die protestantischen Kurfürsten sollen durch katholische ersetzt werden. König Jakob von Schottland soll, falls er katholisch wird, die englische, ein mit einer spanischen Prinzessin vermählter Guise die französische, ein Habsburger die polnische Krone erhalten. Ist das gelungen, dann soll der Kampf gegen die Türkei mit Hilfe der Perser und Georgier geführt werden. Kirche und Staat sollen untrennbar sein. In besonderen Kollegien sollen Priester erzogen werden, die als Prediger nach dem protestantischen England und Deutschland zu senden sind. Campanella ist 27 Jahre von der spanischen Regierung in Haft gehalten worden; aber was er hier ausführt, liegt durchaus in dem Gedankenkreise Philipps.

geb. 1568 gest. 1639

1599—1626

Charakter Philipps

Den Zielen seiner Politik entsprach auch die Persönlichkeit Philipps II.

Geboren am 21. Mai 1527 zu Valladolid, zeigte er schon als Knabe ein ernstes, verschlossenes, in sich gekehrtes Wesen; gemessen in seiner Haltung, war er ängstlich bedacht auf die Wahrung seiner Würde und ermangelte der frischen, unmittelbaren, jugendlichen Lebenslust. Sehr frühe wurde er von dem Vater zu den Staatsgeschäften herangezogen, und das machte ihn immer ernster, mißtrauischer und selbstbewußter. Als er König geworden war, regierte er die Welt von seinem Kabinette aus. Während sein Vater leutselig mit seinen Untertanen verkehrte und sein Verhalten der Eigenart der verschiedenen Völker, über die er gebot, anzupassen suchte, war Philipp nur Spanier; während Karl mit seinen Heeren die Welt durchzog, weilte Philipp seit 1559 stets in Spanien, zumeist in Madrid, Aranjuez oder dem von ihm gebauten Eskorial, und zeigte sich dem Volke nur äußerst selten. Aber mit rastloser Tätigkeit widmete er sich seinem Berufe; dem Staatsrat blieb er zwar zumeist fern, ließ sich aber genau über die Vorgänge berichten, erfuhr durch eine umspannende Spionage alles, was in seinen Reichen vorging, kannte genau alle Persönlichkeiten und entschied alles selbst. Mit einer wunderbaren Selbstbeherrschung verschloß er sein Inneres, mit eisiger Ruhe nahm er Glück wie Unglück auf*). Der düstere Zug, der allen Nachkommen der unglücklichen Johanna (II, § 342) eignet, war bei ihm besonders ausgeprägt: für die Freuden des Lebens hatte er keinen Sinn; die einzige menschliche Leidenschaft oder Schwäche war die Hinneigung zu den Frauen, aber einen Einfluß auf die Geschäfte gestattete er ihnen nicht. In religiöser Beziehung war er Fanatiker, förderte die Inquisition — seine Rückkehr nach Spanien feierte er durch ein großes prunkvolles Autodafé in Valladolid, dem er mit seinem ganzen Hofe beiwohnte — und hatte mönchische Neigungen; in der Wahl der Mittel war er skrupellos. Bei allem Unsympathischen seines Wesens aber bleibt ein großer Zug, d. i. die fürstliche Pflichttreue. Er war in seinen Zielen gedankenarm; aber was er als seine Aufgabe erkannt hatte, dafür arbeitete er mit rastloser Energie, und seiner Königspflicht ordnete er alles unter.

8. Okt. 1559

Silva (Eboli) geb. 1516 gest. 1573

Alba geb. 1508 gest. 1582

Unter seinen Räten waren die einflußreichsten Ruy Gomez de Silva, später zum Fürsten von Eboli erhoben, und Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba. Sie waren Rivalen und bekämpften sich mit großer Schärfe; jener suchte durch Geschmeidigkeit die Gunst des Herrschers zu gewinnen, während dieser bei unbedingter Vasallentreue doch auch selbständig auftrat. Philipp nährte ihren Gegensatz und blieb so um so sicherer der alleinige Herr. Die Fürstin Eboli (Anna de Mendoza y Zerda), die im Alter von 13 Jahren mit dem 24 Jahre älteren Ruy Gomez vermählt worden war und ihm zehn Kinder gebar, war die Geliebte des Königs und die einzige Frau, vielleicht das einzige Wesen, das wirklich Einfluß auf den König gehabt hat. — Durch Silvas Empfehlung wurde der sehr gewandte Antonio Perez 1564 Staatssekretär; er gewann die Gunst des Königs und benutzte sie, um ein sehr glänzendes Leben zu führen; zu seinem Sturz soll mitgewirkt haben, daß er ein Liebesverhältnis mit der Fürstin Eboli angeknüpft habe und hier der bevorzugte Nebenbuhler des Königs geworden sei. Davon habe Escovedo, der Vertraute

Perez geb. 1539 gest. 1611

---

*) Die Nachricht von dem Siege bei Lepanto (§ 120) erhielt er während eines Gottesdienstes im Eskorial: ohne eine Miene zu verziehen, sagte er: „Don Juan hat viel gewagt," und setzte seine Andacht fort; den Herzog Medina Sidonia empfing er nach dem Untergang der Armada (§ 157) völlig ruhig mit den Worten: „Wir haben Euch gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt."

Don Juans, gewußt und mit Enthüllungen gedroht, Perez und die Eboli hätten deshalb beschlossen, ihn zu beseitigen. Jedenfalls erwirkte Perez von Philipp, dem er unter Hinweis auf die Pläne Don Juans (§ 132) den Escovedo als Staatsverbrecher bezeichnete, einen Mordbefehl und ließ Escovedo durch gedungene Mörder erstechen. Die Verwandten Escovedos verlangten vom König eine Untersuchung gegen Perez und beschuldigten ihn dabei des Verhältnisses zur Eboli. Philipp zögerte lange aus begreiflicher Scheu vor unliebsamen Enthüllungen, endlich aber ließ er ihn und die Eboli verhaften. Perez wurde auf der Folter zu Geständnissen gebracht, vermochte aber dann nach Aragon zu fliehen, wo er mit seiner Sache auch die aragonesischen Fueros (§ 160) verteidigte, und entkam schließlich nach Paris. Die Eboli blieb zwei Jahre auf einer Festung, dann durfte sie in ihren Palast zurückkehren. Nach dem Sturze des Perez wurde Kardinal Granvella der erste Ratgeber Philipps. Er war der Sohn jenes Granvella, den wir als Minister Karls V. erwähnt haben, und trat nach des Vaters Tode (1550) an dessen Stelle; unter Philipp erhielt er eine hervorragende Stellung in den Niederlanden (§ 127) und wurde dann Vizekönig von Neapel; jetzt vertrat er eine energische Eroberungspolitik gegen Portugal und Westeuropa.

31. März 1578

28. Juli 1579

Granvella geb. 1517 gest. 1586

Das Schicksal des Perez zeigt, wie skrupellos der König in der Wahl seiner Mittel war, und eröffnet zugleich einen Einblick in das Treiben am Hofe. Die Fürstin Eboli führt uns zwar nicht durch den geschichtlichen Zusammenhang, wohl aber durch die Rolle, die ihr Schiller zuweist, zu dem düstersten Vorgang in der Familie des Königs, zu dem Geschick des unglücklichen Don Carlos. Er war der Sohn der ersten Gemahlin Philipps, der Maria von Portugal. Die achtzehnjährige Mutter starb vier Tage nach seiner Geburt, und der Vater verbrachte die nächsten 14 Jahre zumeist in England und Flandern. So konnte sich ein auf Liebe und Vertrauen gegründetes Verhältnis zwischen Vater und Sohn nicht bilden. Seine nur acht Jahre ältere Tante Johanna, die Witwe des 1554 verstorbenen Infanten von Portugal, deren Obhut der Prinz anvertraut wurde, gab dem eigenwilligen, schwächlichen, verwachsenen und verkrüppelten Knaben zu viel nach. Dadurch erhielt seine ungestüme Naturanlage, seine fast krankhafte Reizbarkeit kein Gegengewicht; es kam noch hinzu, daß er häufig von Wechselfiebern befallen wurde. In Alcala, wo er zugleich mit Alexander Farnese von Parma (§ 133) und Don Juan d'Austria den Studien oblag, stürzte er eines Abends, als er zu einem Stelldichein mit einer Pförtnerstochter eilte, von einer dunklen Treppe und verletzte sich so stark am Kopfe, daß er in eine schwere Krankheit fiel. Er genas zwar — wie er meinte, durch die Wunderkraft der Gebeine des Franziskanermönches Diego, die man auf sein Bett legte —, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Gehirnerschütterung dauernden Nachteil für die Geisteskräfte des Prinzen gehabt hat; war er doch, wie alle Nachkommen der „wahnsinnigen" Johanna, schon erblich belastet. Jedenfalls zeigte er sich seitdem noch zügelloser, ergab sich den niedrigsten Ausschweifungen, folgte all seinen Launen, bekundete bald despotische Willkür und gefühllose Roheit gegen Menschen und Tiere, bald mildes Entgegenkommen: es fehlte ihm eben jede Selbstzucht, und so entwickelte sich sein Wesen im direkten Gegensatz zu dem seines kalten, verschlossenen, sich stets beherrschenden Vaters. Mag dieser ihm auch seit der Krankheit eine gewisse Teilnahme gezeigt haben, so sah er ihn doch als ungeeignet für die Staatsgeschäfte an und hielt ihn davon fern. Um so leidenschaftlicher strebte der Prinz nach einer seinem Range entsprechenden Betätigung im Staate; je lebhafter dieser Wunsch hervortrat, um so mißtrauischer wurde der König, der dem Sohne in dem Fürsten Eboli einen Hofmarschall und Späher gab. Nun richtete eine Oppositionspartei, wie das so häufig geschehen ist, auch hier ihre Blicke auf den Prinzen; es hieß, die aufständischen Niederländer wünschten ihn dorthin zu ziehen, und der Prinz sei diesem Wunsche geneigt; als Alba sich bei seiner Abreise nach den Niederlanden von Carlos verabschiedete, war dieser so gereizt, daß er den Dolch gegen den Herzog zückte. Philipps Mißtrauen stieg immer mehr, und das erste Opfer dieses Mißtrauens wurde Montigny, der Abgesandte der Niederländer (§ 129); er wurde 1567 verhaftet, später (1570) ist er heimlich im Gefängnis ermordet worden. Um Weihnachten 1567 enthüllte Carlos seinem Oheim Don Juan d'Austria seine Absicht, nach den Niederlanden oder nach Wien zu seiner Braut Anna von Österreich zu fliehen; zugleich gestand er seinem Beichtvater, daß er seinen Vater ermorden wolle, und verlangte, als der Priester ihn nicht absolvieren wollte, von ihm für die bevorstehende gemeinschaftliche Kommunion der königlichen Familie eine ungeweihte Hostie. Beides wurde dem König gemeldet, und nun beschloß dieser, den wohl nicht mehr voll zurechnungsfähigen Prinzen unschädlich zu machen: in der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1568 begab er sich, von dem Fürsten Eboli und anderen Herren begleitet, in das Zimmer des Prinzen und stellte ihn unter strenge Aufsicht. Am nächsten Tage erklärte er im Staatsrat, die Pflicht gegen Gott und die Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reiches habe ihn zu diesem Schritte gezwungen; dabei sollen

Don Carlos geb. 8. Juli 1545 gest. 24. Juli 1568

1562

ihm Tränen in die Augen gekommen sein. Die Verhaftung des Prinzen erregte in Spanien und über die Grenzen Spaniens hinaus das größte Aufsehen, aber der König ließ sich durch keine Vorstellungen umstimmen. Der Prinz verfiel zunächst in Raserei, dann wollte er sich durch Hunger töten, schließlich wurde er krank und starb an den Folgen des im Übermaß genommenen Eiswassers. Die Gerüchte, daß er vergiftet worden sei, sind falsch, aber der Vater hat ihm in den sechs Monaten der Haft noch weniger herzliche Teilnahme bewiesen als früher, und mit der ärztlichen und menschlichen Sorgfalt, die einem Kranken gebührt, ist er nicht behandelt worden. Das ist der schwere Vorwurf, der den Vater trifft, auch wenn man anerkennen muß, daß dieser sich im übrigen in erster Linie von seinem königlichen Pflichtgefühl gegen sein Reich hat leiten lassen. Die größte Teilnahme für den unglücklichen Prinzen hat seine Stiefmutter Elisabeth von Valois empfunden, und als sie bald nach ihm infolge einer Frühgeburt starb, entstand das Gerücht von einer unglücklichen Liebe zwischen ihr und Don Carlos, ihrem früheren Verlobten. Dieses Gerücht ist völlig unbegründet; ebenso unhistorisch ist es, wenn Schiller den Prinzen als einen ideal gestimmten, hochstrebenden und der Reformation geneigten Jüngling schildert. — Philipp selbst hat sich über all diese Vorgänge bald getröstet: er heiratete im nächsten Jahre die einst dem Don Carlos bestimmte Anna von Österreich, die dann die Mutter des neuen Thronerben Philipp wurde.

24 Juli 1568 — 3. Okt. 1568 — 12. Nov. 1569

Don Juan d'Austria

Die im ganzen sympathischste Persönlichkeit am spanischen Hofe war Don Juan d'Austria (Johann von Österreich). Er war der natürliche Sohn Karls V. und der Regensburger Bürgertochter Barbara Blomberg, geboren am 24. (oder 25.) Februar 1545 (oder 1547) in Regensburg. Über seine Herkunft wurde tiefes Stillschweigen bewahrt; unter dem Namen Geronimo wuchs er auf, so genannt wohl nach einem Edelmann im kaiserlichen Hofdienst, Hieronymus Kagell, mit dem Karl die schöne Barbara ein Jahr nach der Geburt des Knaben vermählte. Die Mutter nahm ihren Wohnsitz in Gent; daß sie nur vorgeschoben sei, um die den höchsten Kreisen angehörende wahre Mutter zu verbergen, ist eine wohl unbegründete Vermutung. Karl übergab den Knaben 1550 dem Louis Quixada, Herrn von Villagarcia, der allein seine Herkunft kannte; dieser brachte ihn zuerst bei einem flandrischen Geiger in dem Dorfe Leganes bei Madrid unter, dann nahm er ihn 1554 auf sein Schloß Villagarcia bei Valladolid, wo ihn seine Gemahlin erzog. Öfter weilte der liebenswürdige, aufgeweckte Knabe auch in S. Yuste bei seinem Vater. In einem seinem Testament beigefügten Kodizill, das nach der Aufschrift nur Philipp II. öffnen sollte, enthüllte Karl V. das Geheimnis; Philipp erkannte den Halbbruder an, nannte ihn Don Juan d'Austria und ließ ihn zusammen mit Don Carlos und Alexander Farnese in Alcala erziehen. Don Juan zeigte neben hohen Geistesgaben ein ritterliches, offenes Wesen und große Ergebenheit gegen den König, wurde der Liebling des ganzen Hofes und bald der gefeiertste Kriegsheld (§ 120); aber gerade das erregte das Mißtrauen und die Eifersucht Philipps, und wir werden sehen, wie schwer Don Juan hierunter zu leiden hatte (§ 120, 132). Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, daß seine ehrgeizigen Pläne das Maß der Klugheit überschritten, und schließlich muß auch erwähnt werden, daß er bei aller gepriesenen Ritterlichkeit gegen seine Mutter, die er nach Spanien lockte und gegen ihren Willen in ein Kloster steckte, gegen seine Geliebten und natürlichen Kinder sehr herzlos gewesen ist.

Krieg gegen den Papst

§ 118. Philipps Krieg gegen den Papst und Frankreich. Der erste Krieg, den Philipp II. führen mußte, ergab sich noch nicht aus seinem eignen politischen System, sondern war eine Erbschaft seines Vaters, eine Fortsetzung der Kämpfe, die dieser um die deutsch-französischen Grenzlande und um die Herrschaft in Italien geführt hatte. Der leidenschaftliche Greis, der als Paul IV. (§ 114) den päpstlichen Stuhl innehatte, gehörte der Anjouschen Partei (II, § 324) in Neapel an, betrachtete das Königreich noch als päpstliches Lehn und wollte die Spanier daraus vertreiben, wie einst Julius II. „die Barbaren" (II, § 334) aus Italien hatte verjagen wollen. Zu dem Zwecke schloß er Bündnis mit Heinrich II. von Frankreich, der damit nur die alte Feindschaft gegen Habsburg wieder aufnahm, und ließ sich auch dadurch nicht beirren, daß der französische König zugleich das alte Bündnis mit dem Sultan (§ 54) erneuerte, daß seine deutschen Söldner zumeist der Lehre Luthers anhingen, und daß die Küsten Süditaliens von den türkischen Korsaren verheert wurden. So sah sich

Paul IV. 1555—1559

Philipp II. trotz aller Ergebenheit gegen die katholische Kirche zum Kriege gegen deren Oberhaupt gezwungen. Herzog Alba brach in den Kirchenstaat ein, ließ sich jedoch durch religiöse Bedenken von der Einnahme Roms abhalten und kehrte nach Neapel zurück. Als dann aber französische Truppen unter Franz von Guise das Königreich Neapel angriffen, rückte Alba zum zweitenmale in den Kirchenstaat ein, und nun bequemte sich, da zugleich die französischen Truppen infolge der Schlacht von St. Quentin abgerufen wurden, der Papst zum Frieden. Aber auch jetzt noch zeigte es sich, wie unbehaglich sich Philipp bei diesem Kriege fühlte (vergl. § 42): er willigte darein, daß der siegreiche Herzog Alba nach seinem Einzug in Rom fußfällig Absolution vom heiligen Vater erbitten mußte. Das Ergebnis des Krieges war, daß kein weiterer Versuch gemacht wurde, die spanische Herrschaft in Neapel zu beseitigen.

Herbst 1556 — Sommer 1557 — 27. Sept. 1557

Krieg gegen Frankreich

Einen ähnlichen Erfolg hatte der Kampf gegen Frankreich, für den Philipp als Gemahl der englischen Königin Maria (§ 81) die englische Hilfe gewonnen hatte. Der glänzende Sieg, den die spanisch-niederländischen Truppen unter Emanuel Philibert von Savoyen und dem Grafen Egmont bei St. Quentin über den Connetable von Montmorency davontrugen, wurde freilich nicht ausgenutzt, und der aus Italien herbeigerufene Franz von Guise, der Sieger von Metz (§ 71), vermochte Calais, den Rest der einst so ausgedehnten festländischen Besitzungen der Engländer (II, § 350), zu erobern. Dann aber brachte Egmont, von dem Feuer eines englischen Geschwaders unterstützt, bei Gravelingen den Franzosen eine schwere Niederlage bei, und nun begannen, veranlaßt auch durch die auf beiden Seiten eintretende Geldnot, Verhandlungen, die zu dem Frieden von Cateau (Chateau)-Cambrésis führten: Frankreich behauptete Calais und die lothringischen Bistümer (§ 71), gab aber das noch immer besetzt gehaltene (§ 54, 55) Savoyen bis auf Pinerolo und Saluzzo an Emanuel Philibert heraus und räumte alle in den Niederlanden eroberten Plätze. Der Friede war für Spanien günstig: was Frankreich gewann, war kein Verlust für Spanien, da dessen Bündnis mit England sich seit dem Tode der blutigen Maria (§ 82) löste; dafür aber wurde die so lang umstrittene spanische Herrschaft in den Niederlanden und Oberitalien gesichert, wie es durch den Frieden mit dem Papst in Neapel geschehen war. Eine Doppelheirat sollte das Friedensbündnis sichern. Zuerst nahm man eine Ehe des Don Carlos mit Heinrichs II. Tochter Elisabeth in Aussicht; dann aber führte Philipp selbst die jugendliche Prinzessin als dritte Gemahlin heim, während Emanuel Philibert sich mit Heinrichs Schwester Margarete vermählte (Stammbaum 2).

10. Aug. 1557 — 8. Jan. 1558 — 13. Juli 1558 — 3. April 1559 — 30. Juni 1559

§ 119. Angriffe der Osmanen. Malta. Der Friede mit Frankreich war dem spanischen Könige auch deshalb erwünscht, weil er dadurch freie Hand gegen die Osmanen und deren nordafrikanische Vasallen erhielt. Für diese Kämpfe im Mittelmeer kamen außer Spanien hauptsächlich Venedig und der Papst in Betracht, jedoch suchte Venedig im Interesse seines Handels möglichst lange gute Beziehungen zur Türkei zu wahren.

Kampf gegen die nordafrikanischen Korsaren

Karl V. hatte nicht vermocht, der nordafrikanischen Korsaren Herr zu werden und ihren Raubzügen zu steuern (§ 55). Chaireddin Barbarossa hatte u. a. 1538 den Andreas Doria in einer Seeschlacht besiegt und die Küste Dalmatiens angegriffen; nach seinem Tode (1547) wurde Dragut (Torghud), der das 1509 von den Spaniern genommene (II, § 342) und 1530 den Maltesern zur Verteidigung überlassene Tripolis 1551 erobert und zur türkischen Provinz gemacht hatte, der berüchtigtste Seeräuber. Gegen ihn sandte Philipp nach

1559 dem Ende des französischen Krieges eine mit Unterstützung des Papstes ausgerüstete Flotte unter dem Herzog Medina Celi, dem Vizekönig von Sizilien, und Andreas Doria dem Jüngeren. Es gelang, die Insel Dscherba zu besetzen; bevor man aber Tripolis angreifen 14. Mai 1560 konnte, brachte der türkische Admiral Piali den Christen eine vernichtende Niederlage bei und eroberte trotz allen Heldenmuts der Verteidiger die Insel zurück. Einige Jahre später 1563 griffen dann Dragut und Hassan Pascha von Algier das spanische Marsalquivir bei Oran an, doch konnten die Spanier die Festung behaupten und sogar Peñon de Velez in Marokko erobern.

Kampf um Malta

Das alles war nur ein Vorspiel für das große Unternehmen des Sultans Suleiman II., des Prächtigen, der schon so oft der Schrecken der Christen gewesen war. Im Beginn seiner Laufbahn hatte er den Johannitern, den Erbfeinden des Islams, Rhodus weggenommen (II, § 384); jetzt galt es, ihnen Malta, das sie 1530 zugleich mit dem inzwischen verlorenen Tripolis von Karl V. erhalten hatten (II, § 384), zu entreißen und dadurch den Weg nach Spanien zu öffnen.

Eine Flotte von 180 Schiffen mit starker Besatzung unter dem Admiral Piali Pascha 18. Mai 1565 und dem Wesir Mustafa erschien vor Malta; aber die Johanniter bewährten unter ihrem achtundsechzigjährigen Großmeister Jean Parisot de La Valette, der einst schon bei Rhodus 16., 22., 23. Juni mitgekämpft hatte, den alten Heldengeist der Kreuzzüge. Nach drei furchtbaren Sturmangriffen eroberten die Türken zwar das Fort S. Elmo, wobei der gefeierte und gefürchtete Juli, Aug. Dragut fiel; indes die fortdauernd wiederholten Angriffe auf das Kastell S. Angelo wurden siegreich abgewiesen; und als endlich eine spanische Entsatzflotte erschien, gaben die Türken Anfang Sept. die Belagerung auf. Der Kampf um Malta gehört zu den glänzendsten Kriegstaten der Geschichte; zu Ehren des Großmeisters (gest. 21. Aug. 1568) erhielt die neugegründete Hafenstadt den Namen La Valette.

Zug Suleimans gegen Österreich

Der greise Sultan war wütend über den Mißerfolg und rüstete eifrig, um die Niederlage auszuwetzen. Während Piali Chios dem genuesischen 1566 Geschlechte der Giustiniani abnahm und das Herzogtum Naxos (II, § 379) eroberte, zog er selbst nach Ungarn und hoffte, den Halbmond auf den Mauern Wiens aufpflanzen zu können. Der Kampf um die Grenze zwischen dem kaiserlichen, dem türkischen Ungarn und Siebenbürgen hatte eigentlich nie geruht; jetzt hatte Niklas Zriny dem Pascha von Ofen ein glückliches Treffen geliefert und sich nach Szigeth, seinem Stammsitze, geworfen. Hier erschien der Sultan am 5. August: die Stadt wurde erobert; dann aber entbrannte ein heldenmütiger Kampf um die Burg, dessen Ende der Sultan nicht mehr erlebte. Kurz vor dem Hauptsturm Nacht 5./6. Sept. 1566 starb Suleiman; sein Tod wurde verheimlicht, um die Türken nicht 7. Sept. zu entmutigen. Bei dem folgenden Sturm fand Zriny den Tod, die letzten Verteidiger der Burg aber sprengten 3000 der eingedrungenen Türken durch Anzünden des Pulverturms in die Luft. Damit war der Feldzug zu Ende: der Großwesir kehrte mit dem Heere zurück, und der 17. Febr. 1568 neue Sultan Selim II. schloß einen Frieden, nach dem in Ungarn alles beim alten blieb und Maximilian II. auch die Fortzahlung des jährlichen „Ehrensoldes" von 30000 Dukaten zusicherte.

Niederwerfung der Moriskos

In Zusammenhang mit den Kämpfen an der nordafrikanischen Küste und den türkischen Versuchen, ins westliche Mittelmeer vorzudringen, stand Philipps Vorgehen gegen die Moriskos. Trotz aller Bedrückungen (II, § 341) war ihre Zahl im südlichen Spanien noch ziemlich groß, auch hatten sie sich durch Fleiß und Tüchtigkeit in Wohlstand erhalten; zum Christentum gezwungen, bewahrten sie doch treu die Erinnerungen der Väter und hätten bei einer türkischen Landung dem Staate zweifellos sehr gefährlich werden können. So wurde 1563 denn zuerst der Besitz von Waffen von einer besonderen Erlaubnis abhängig 1566 gemacht, dann erging ein Erlaß, welcher die arabische Kleidung und arabische Sitten, z. B. auch die Waschungen und die Verschleierung der Frauen, unter-

sagte, die Auslieferung der arabischen Bücher befahl und binnen drei Jahren den ausschließlichen Gebrauch der kastilischen Sprache anordnete. Das führte zu einem allgemeinen Aufstand der Moriskos. Ein angeblicher Abkömmling der Omaijaden, Aben Humeya, wurde zum „König von Granada" ausgerufen; man rechnete auf Hilfe von Nordafrika und Konstantinopel, und ein Glaubens- und Rassenkrieg begann, in dem beide Teile, besonders aber die Spanier, die unmenschlichsten Grausamkeiten verübten. Im zweiten Kriegsjahre wurde Don Juan d'Austria zum Anführer ernannt, aber der schwierige Kleinkrieg in den Bergen der Sierra Nevada zog sich noch lange hin. Der tyrannische Aben Humeya wurde von Verschwörern ermordet, erhielt aber in Aben Abu einen tatkräftigen Nachfolger. Allmählich gelang es indes, den Aufständischen bis in die tiefsten Schluchten der Alpujarras zu folgen, aber erst als Aben Abu der Blutrache zum Opfer fiel, war der Krieg zu Ende. Der Grundbesitz der Rebellen wurde für die Krone eingezogen, aber die einst blühenden Lande verödeten, da die geschickten und fleißigen Arbeiter, die sie bisher bestellt hatten, fehlten. Die überlebenden Moriskos wurden über verschiedene Gegenden Spaniens verteilt, um ihren Zusammenhalt zu brechen, und die gegen ihre Eigenart erlassenen Gesetze wurden streng durchgeführt.

1568

Okt. 1569

März 1571

§ 120. Lepanto. Während der Aufstand der Moriskos sich verblutete, errangen die Türken einen großen Erfolg durch Eroberung der venetianischen Insel Cypern.

Cypern türkisch

Nach heldenmütiger Verteidigung fielen die Hauptorte Nikosia und Famagusta, wobei die Türken entsetzliche Greuel verübten. Unter der Beute von Nikosia befanden sich tausend edle Jungfrauen; sie sollten nach Konstantinopel gebracht werden, aber einer der Gefangenen gelang es, Feuer an die Pulverkammer des Transportschiffes zu legen und so alle in die Luft zu sprengen. Dem tapferen Verteidiger von Famagusta Bragadino gestand Mustafa Pascha in dem Kapitulationsvertrag freien Abzug der Besatzung zu; trotzdem ließ er ihn bei lebendigem Leibe schinden und befestigte seine Haut bei der Heimfahrt am Segel seines Schiffes.

9. Sept. 1570
1. Aug. 1571

Der türkische Angriff gegen Cypern rüttelte endlich auch Venedig auf; noch vor dem Fall der Insel kam eine Heilige Liga zwischen der Markusrepublik, dem Papst Pius V., Spanien, Genua und Malta zustande. Frankreich blieb, der Politik Franz' I. folgend (§ 54), neutral, die Liga aber rüstete eine Flotte von 210 Kriegsschiffen, an deren Spitze Don Juan d'Austria gestellt wurde. Ohne sich durch ängstliche Madrider Weisungen beirren zu lassen, griff dieser kühnen Mutes die überlegene türkische Flotte vor Lepanto an und brachte ihr eine entscheidende Niederlage bei.

Schlacht bei Lepanto

7. Okt. 1571

Von den türkischen Schiffen wurden sehr viele versenkt, 130 genommen, nur 40 entkamen; die Zahl der Toten und Verwundeten wird auf 25000, die der Gefangenen auf 5000 angegeben; die Christen sollen nur 15 Schiffe und 8000 Mann verloren haben. Unter den Schwerverwundeten war Cervantes (später durch den Don Quixote weltberühmt geworden, § 188), der, obgleich fieberkrank, am Kampfe teilnahm.

In der ganzen Christenheit wurde der herrliche Sieg hoch gefeiert, und das mit Recht; war es doch der erste große gegen die Türken errungene Erfolg. Dem ritterlichen Don Juan flogen in Italien alle Herzen zu; er wurde in Neapel der Liebling der Frauen, er dachte an einen Angriff auf die Türkei und erhoffte für sich ein Königreich Morea. Indes gerade seine Volksbeliebtheit erregte das Mißtrauen Philipps; dieser wollte von so weit ausgehenden Plänen auch deshalb nichts wissen, weil sein Augenmerk damals vorwiegend auf die Niederlande (§ 130) und Frankreich (§ 144) gerichtet war. Aber auch Venedig wünschte keine Festsetzung Spaniens im östlichen Mittelmeer. So wurde der glänzende Sieg nicht ausgenutzt.

Don Juans Pläne

Don Juan traf im nächsten Jahre an der Westküste Moreas auf eine türkische Flotte, vermochte aber keine neue Schlacht zu liefern, und bald zerfiel die Liga. Gegen Zusicherung der alten Handelsvorteile schloß Venedig mit der Türkei einen Sonderfrieden, in dem es auf Cypern verzichtete und noch eine große Geldsumme zahlte. Don Juan dachte nun daran, sich in Nordafrika ein Reich zu gründen. Er eroberte Tunis; indes seine Bitte, hier als König anerkannt zu werden, lehnte Philipp trotz Fürsprache des Papstes ab, und im nächsten Jahre, während Don Juan in Oberitalien weilte (§ 122), fielen Tunis und Goletta wieder in die Hände der Türken. Damit ging ohne Friedensschluß der Krieg zwischen der Türkei und Spanien zu Ende; jene wurde durch Persien, dieses durch die Niederlande in Anspruch genommen. Trotz der ungenügenden militärischen Ausnutzung war jedoch die moralische Wirkung der Schlacht von Lepanto sehr groß: mit ihr beginnt für ein Jahrhundert der Niedergang der Türkei.

7. März 1573

Herbst 1573

1574

Da Philipp einmal den westeuropäischen Religionskampf für seine Hauptaufgabe hielt, wird man seine zurückhaltende Türkenpolitik, in der er sich auf die Sicherung des westlichen Mittelmeeres beschränkte, nicht für ganz unberechtigt halten können. Don Juans ehrgeizige Pläne hätten unberechenbare Verwicklungen herbeiführen können und einen Kraftaufwand erfordert, der nur möglich gewesen wäre bei Zugeständnissen in Westeuropa. Man kann es bedauern, daß Philipp dazu nicht geneigt war, wird aber mit Rücksicht auf diese Lage doch nicht alles Lob auf Don Juan und allen Tadel auf Philipp richten dürfen. In gewissem Sinne erinnert Philipps Haltung an die Haltung des Tiberius der Germanenpolitik des Germanikus gegenüber (I, § 245), und auch die Beurteilung war in beiden Fällen ähnlich.

B. Die italienischen Staaten bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.

Lage Italiens

§ 121. Die spanische Vorherrschaft. Die Päpste. Die Geschichte Italiens bewegt sich während des 16. Jahrhunderts noch in den Bahnen, die wir früher (II, § 322) gekennzeichnet haben. Die mit dem Verfall des Kaisertums und Papsttums entstandenen Kleinstaaten hindern nicht, sondern fördern eher den hohen geistigen und künstlerischen Aufschwung der Renaissance, da ihre Fürsten in der Begünstigung von Kunst und Wissenschaft wetteifern; die Handelsstädte leiden zwar unter dem Vordringen der Türkei und der Verschiebung der Welthandelsstraßen (§ 14), bewahren aber doch im Wirtschaftsleben noch eine hervorragende Stellung und gehören zu den ersten Geldmächten der Zeit. Eine politische Selbständigkeit aber bleibt der Halbinsel versagt. Der 1494 (II, § 334), ja eigentlich schon 1435 (II, § 324) oder gar 1282 (II, § 238) begonnene Kampf zwischen Frankreich und Spanien um die Vorherrschaft nimmt seinen Fortgang in den vier Kriegen zwischen Karl V. und Franz I. und in dem fünften zwischen Philipp II. und Heinrich II. (§ 118). Durch den Frieden von Cateau-Cambrésis (§ 118) wird er endgültig zugunsten Spaniens entschieden; diese *spanische Vorherrschaft* wird dann noch gestützt durch die Schlacht von Lepanto (§ 120) und wird durch das Papsttum nicht mehr bedroht. Während die *Päpste* bis 1557 gelegentlich versucht hatten, im Bunde mit Frankreich der spanischen Übermacht entgegenzutreten (§ 118) und alle „Barbaren“ aus Italien zu verjagen, schließen sie sich nun dem spanischen Könige, der überall als Vorkämpfer der katholischen Sache auftritt, an und müssen wohl oder übel die spanische Vorherrschaft in den Kauf nehmen: die Unterdrückung des Protestantismus ist ihnen ja seit etwa 1540 die Hauptsache geworden (§ 114). Erst gegen Ende des

Spanische Vorherrschaft

Päpste

Jahrhunderts treten die weltlichen Interessen, die Verwaltung des Kirchenstaates und die große europäische Politik wieder mehr in den Vordergrund. Im übrigen beherrscht Spanien seine Nebenlande (Neapel, Sizilien, Sardinien, Mailand) unmittelbar und übt in den meisten übrigen italienischen Staaten, deren Fürsten sich auf Spanien stützen, bis etwa zur Mitte des 17. Jahrhunderts den maßgebenden Einfluß.

Kirchenstaat. Sixtus V. 1585–1590

Im Kirchenstaate folgte auf Gregor XIII. (§ 114) der vom armen Hirtenknaben zur höchsten geistlichen Würde aufgestiegene Sixtus V. Eine gewaltige Herrschernatur, vielleicht der bedeutendste Kirchenfürst des Jahrhunderts, war er vor allem bestrebt, der im Kirchenstaate eingerissenen Verwirrung zu steuern. Gregor XIII. hatte, um die Mittel zur Unterstützung der katholischen Politik Philipps II. zu gewinnen, die Einziehung von Gütern des römischen Adels verfügt; dem hatte dieser bewaffneten Widerstand entgegengesetzt und Söldner geworben. Diese „Banditen", deren Zahl auf 27 000 gestiegen war, vernichtete Sixtus und stellte durch unerbittliche, barbarische Strenge einen festen Rechtszustand her. Weiter gab er der vatikanischen Bibliothek ihre Größe, rettete die Riesenwerke des Altertums (das Kolosseum, den Obelisk auf dem Petersplatze u. a.) vor dem Verfall, um damit den Sieg des Kreuzes zu verherrlichen (die Säulen des Trajan und Marc Aurel krönte er mit den Statuen des Petrus und Paulus), legte eine großartige Wasserleitung an (Acqua Felice), vollendete neben anderen Bauten die Kuppel der Peterskirche und hinterließ doch noch einen großen Schatz in der Engelsburg, der durch Anleihen und Ausdehnung des Ämterverkaufs gesammelt war. Seine finanziellen Maßnahmen waren sehr drückend, seine Härte verleitete ihn zu Ungerechtigkeiten, er wurde gehaßt und geschmäht: aber seine Tatkraft verdient doch Bewunderung. Nach drei Päpsten, die schnell starben, folgte Clemens VIII., der den Versuch machte, dem von Spanien ausgehenden Drucke in Frankreich ein Gegengewicht zu schaffen. Er absolvierte Heinrich IV. (§ 148) und stiftete Frieden zwischen ihm und Spanien. Von Frankreich unterstützt zog er 1597 Ferrara als erledigtes Lehn ein (§ 122). Der stolze Paul V. (Camillo Borghese) trat einmal wieder mit den alten Machtansprüchen über die weltlichen Staaten hervor und sprach über Venedig Bann und Interdikt aus, weil es die Auslieferung einiger verurteilten Kleriker und die Aufhebung eines Gesetzes gegen die Vermehrung des Grundeigentums der Kirche verweigerte. Indes Venedig fügte sich nicht und vertrieb sogar die Jesuiten aus seinem Gebiete; schließlich ging der Papst auf einen Vergleich ein, der einer Niederlage gleichkam; auch die Jesuiten blieben noch ein halbes Jahrhundert verbannt. Gregor XV., der Begründer der Propaganda (§ 111), erhielt die Heidelberger Bibliothek als Ersatz für die Opfer, die er im Anfang des Dreißigjährigen Krieges (§ 196) gebracht hatte. Sein Nachfolger Urban VIII. sah es nicht ungern, daß die Macht des Hauses Habsburg durch diesen Krieg gemindert wurde, und trat z. B. im Mantuanischen Erbfolgekriege (§ 203) gegen Österreich auf; bei den deutschen Friedensverhandlungen suchte er dann jedes Zugeständnis an die Protestanten zu verhindern. Er widersetzte sich damit der geschichtlichen Notwendigkeit, und der Protest seines Nachfolgers Innocenz X. gegen den Westfälischen Frieden bewies nur, daß die katholische Reaktionspolitik gescheitert war, und ist als ein Beweis politischer Ohnmacht anzusehen.

Urban VII. 1590. Gregor XIV. 1590–1591. Innocenz IX. 1591. Clemens VIII. 1592–1605. Leo XI. 1605. Paul V. 1605–1621. Gregor XV. 1621–1623. Urban VIII. 1623–1644. Innocenz X. 1644–1655.

Toskana

§ 122. Toskana. Savoyen. Genua. Venedig. Parma. Modena. Mantua. Wir wissen, daß das Schicksal von Florenz seit 1494, d. h. seit der ersten Vertreibung der Mediceer (II, § 325), aufs engste zusammenhing mit den großen europäischen Konflikten. Die einst von Savonarola geführte republikanische Partei suchte eine Rückendeckung bei Frankreich, während Karl V. die Mediceer begünstigte, seitdem der

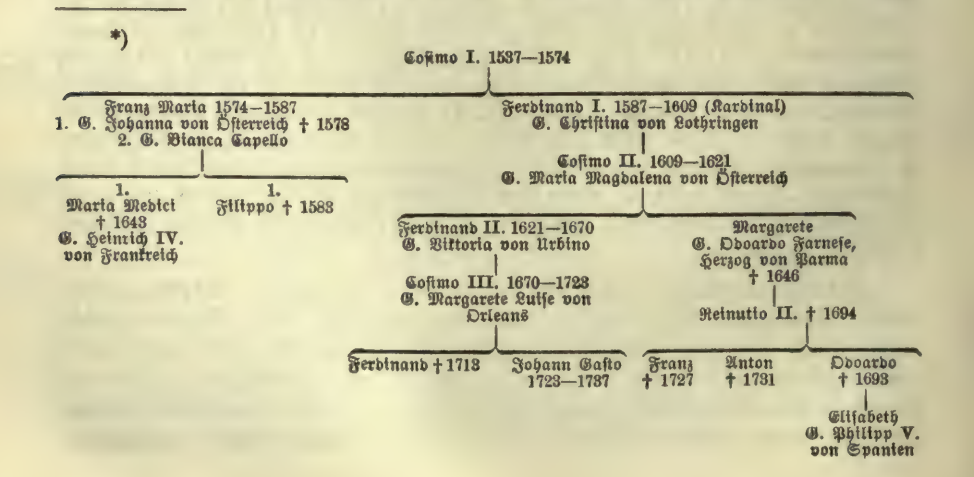
Mediceerpapst Clemens VII. 1529 seinen Frieden mit ihm gemacht hatte (§ 42). Durch Karl V. wurden die Mediceer nach Florenz zurückgeführt, und mit spanischer Hilfe erweiterten sie die Stadtherrschaft zum Großherzogtum Toskana.

Noch vor der Kaiserkrönung in Bologna (§ 42) sandte Karl V. seinen Feldherrn Philibert von Oranien gegen Florenz; nach tapferer Verteidigung mußte sich die Stadt ergeben, und Alessandro de' Medici, ein unehelicher Sohn Lorenzos II. oder des Papstes Clemens VII., wurde erblicher Herzog. Der Kaiser gab ihm 1536 seine natürliche Tochter Margarete zur Ehe, aber Alessandro machte sich durch seine Tyrannei und sein ausschweifendes Leben so verhaßt, daß er von einem Verwandten, Lorenzino Medici, ermordet wurde. Mit Zustimmung des Kaisers erlangte das Haupt der jüngeren Linie der Mediceer, Cosimo I., die herzogliche Würde, die seine Nachkommen nun zwei Jahrhunderte (bis 1737) behaupteten. Cosimo war ein staatskluger, tatkräftiger, feingebildeter Fürst, und es gelang ihm, nicht bloß seine Herrschaft in Florenz zu festigen, sondern ganz Toskana zu vereinigen. Einen Versuch seiner Gegner, namentlich der Strozzi, die Republik wiederherzustellen, warf er, von Spanien unterstützt, mit größter Grausamkeit nieder; gegen Siena aber, wo eine republikanisch-französische Partei bestand, half er den Spaniern und erhielt dafür Siena von Philipp II. Durch diese Erwerbung wurde er der Begründer des toskanischen Staates, und das fand seinen Ausdruck in dem Titel eines Großherzogs von Toskana, den ihm Papst Pius V. verlieh, und den Kaiser Maximilian II. seinem Nachfolger bestätigte. Im Innern förderte Cosimo, den man nicht ganz mit Unrecht mit Kaiser Augustus verglichen hat, die Wohlfahrt des Landes sehr, folgte in der Pflege der Kunst den Traditionen seines Hauses, aber auch in der Laxheit seiner Moral dem Geiste der Renaissance (II, § 325), wie seine Leidenschaft zu Eleonore degli Albizzi und Camilla de' Martelli beweist. Sein Nachfolger Franz Maria*) glich in diesen beiden Punkten dem Vater und hat durch sein Liebesleben auch der Dichtung reichen Stoff geboten. Schon vor seiner Vermählung mit Johanna von Österreich lag er in den Banden der reizenden Venetianerin Bianca Capello, die mit ihrem Geliebten Pietro de' Bonaventuri gegen die Verfolgung ihrer Familie in Florenz Zuflucht gesucht hatte; nach der Ermordung Bonaventuris wurde sie die allmächtige Maitresse des Großherzogs und nach dem Tode der Großherzogin seine Gemahlin. Franz schloß sich nach dem Vorbild Philipps II. vom Volke völlig ab und überließ die Verwaltung dem Bruder Biancas, Vittore Capello, der sehr bestechlich war und die öffentlichen Ämter mit seinen Kreaturen besetzte. Für industrielle Unternehmungen und Handelsgeschäfte zeigte Franz wie seine Vorfahren große Neigung; das brachte der Stadt manchen Nutzen, artete aber bei ihm selbst in kleinliche Gewinnsucht aus. Seinen Bruder, den Kardinal Ferdinand, haßte er, und als Franz und Bianca kurz nach einer Zusammenkunft mit diesem gleichzeitig starben, schrieb man den Tod einer vergifteten Speise zu, die entweder Bianca für den Kardinal oder dieser für das großherzogliche Paar bestimmt hatte; zu beweisen ist der Verdacht nicht. Der Kardinal folgte nun als Ferdinand I. in der Regierung und vermählte sich mit Christina von Lothringen. Er war ein echter Mediceer, freundlich gegen jedermann und interessiert für die Kunst; Handelsgeschäfte trieb er in aus-

[Randnotizen: 10. Aug. 1530 — Alessandro 1530—1537 — 5. Jan. 1537 — Cosimo I. 1537—1574 — 1538 — 1557 — 1569 — 1576 — Franz Maria 1574—1587 — 1570 — 1578 — 19. 20. Okt. 1587 — Ferdinand I. 1587—1609]

---

*)



gedehnter Weise und erwarb für sich und seine Untertanen große Reichtümer; er legte den neuen Hafen Livorno an und führte durch Aufnahme der aus Spanien vertriebenen Moriskos (§ 119) seinem Lande wirtschaftlich wertvolle Kräfte zu. Seine reichen Geldmittel erlaubten ihm, den großen Mächten Darlehn zu gewähren und sich zwischen Spanien und Frankreich unabhängig zu behaupten; seine Nichte Maria Medici wurde die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich (§ 149). Unter seinem Sohne Cosimo II. stieg der Reichtum und das Wohlbehagen noch, und Florenz, wo auch die alte Pflege von Kunst und Wissenschaft nicht vergessen wurde, erreichte eine hohe Blüte. Dieser Zustand blieb zunächst auch unter seinem Enkel Ferdinand II.

Cosimo II. 1609—1621
Ferdinand II 1621—1670

Wie die Mediceer, so dankten auch die Herzöge von Savoyen-Piemont (Stammbaum 17) die Wiederherstellung ihres Staates der Hilfe Spaniens und standen schon deshalb unter spanischem Einfluß.

Savoyen-Piemont

Wir wissen, wie Karl III. den vergeblichen Versuch machte, die Stadt Genf seinem Staate einzuverleiben und dabei das Waadtland verlor (§ 75), wissen auch, daß Franz I. bei Beginn seines dritten Krieges gegen Karl V. 1535 (§ 54) Savoyen besetzte: über zwanzig Jahre dauerte nun die fremde Herrschaft. Erst Karls Sohn Emanuel Philibert („Eisenkopf“ oder „Hundertauge“ genannt), der als spanischer Feldherr bei St. Quentin gefochten hatte, erhielt durch den Frieden von Cateau-Cambrésis sein Land zurück (§ 118), war natürlich auf Spanien angewiesen, verstand es aber, sich auch mit Frankreich gut zu stellen. Es ist bezeichnend, daß er selbst sich mit Margarete, einer Tochter Franz' I. vermählte (§ 118), sein Sohn Karl Emanuel aber mit Katharina, einer Tochter Philipps II. Er verzichtete Bern gegenüber im Frieden von Lausanne auf das Waadtland und versuchte vergeblich, die Hugenottenkriege zur Erwerbung des Dauphiné zu benutzen. Sein Hauptaugenmerk blieb auf die innere Festigung seines Staates, der durch die lange Fremdherrschaft erschüttert war, gerichtet; er regierte absolutistisch nach dem Vorbilde Philipps II., aber so segensreich, daß er als der größte Fürst Savoyens vor der Mitte des 19. Jahrhunderts angesehen werden muß. Sein Sohn Karl Emanuel I. der Große war der Verbündete Spaniens und Vorkämpfer des Katholizismus; er entriß Frankreich die Markgrafschaft Saluzzo und gedachte Genf und die Provence zu gewinnen. Das erschien möglich im Zusammenhang mit dem Erstarken des Katholizismus in der Schweiz und mit den inneren Kämpfen in Frankreich bei der Thronbesteigung Heinrichs IV. (§ 148). Auf Betreiben des Erzbischofs Karl Borromeo (§ 115) entstanden Jesuitenkollegien in Luzern und Freiburg und eine päpstliche Nuntiatur in Luzern, dann stifteten die katholischen Kantone den borromäischen Bund und verbündeten sich mit Philipp II. und Savoyen. Anderseits fanden die protestantischen Eidgenossen einen Rückhalt an Heinrich IV. Karl Emanuel drang nun in die Provence ein, mußte aber seine Pläne aufgeben, als Heinrich IV. über die guisische Partei siegte und mit Spanien den Frieden von Vervins (§ 148) schloß; nur auf Saluzzo verzichtete Heinrich im Frieden von Lyon, erhielt aber dafür Bresse, Bugey und Gex. Der Versuch Karl Emanuels, die Mauern von Genf durch einen nächtlichen Überfall mit Sturmleitern ersteigen zu lassen, scheiterte an der Wachsamkeit der Bürger, und noch jetzt wird in Genf das Fest der Sturmleitern (Escalade) gefeiert. In der Folgezeit suchte er gegen Spanien eine größere Selbständigkeit zu gewinnen; er näherte sich Frankreich, knüpfte mit der protestantischen Union an (§ 180) und unterstützte die böhmischen Rebellen (§ 193), dachte sogar an die Erwerbung der böhmischen Krone, hatte aber nirgends Erfolge. Gegen Ende seiner Regierung winkte ihm noch die Aussicht auf Mantua-Montferrat; indes der Mantuanische Erbfolgekrieg (§ 203), in dem wieder wie bei allen bisherigen Unternehmungen die großen europäischen Gegensätze maßgebend waren, brachte seinem Nachfolger Viktor Amadeus I. nur einige Grenzlande von Montferrat. Vermählt mit Christine, einer Tochter Heinrichs IV., schloß sich Viktor Amadeus ganz der französischen Politik an: damit endete die spanische Vorherrschaft in Savoyen. Es reihte sich das ein in die sonstigen Erfolge Richelieus; und wie damals überall Spaniens Übergewicht zusammenbrach und Frankreich aufstieg, so geriet auch Savoyen unter französischen Einfluß. Dieser stieg noch, als nach dem Tode ihres Gemahls und ihres ältesten Sohnes Franz Hyacinth Christine die Regentschaft für den unmündigen Karl Emanuel II. übernahm; die savoyischen Festungen erhielten französische Besatzungen. Allerdings ließen sich ihre Schwäger Thomas von Carignano und Kardinal Moritz von Kaiser Ferdinand II. die Vormundschaft übertragen, mußten aber nach längerem Bürgerkriege im Turiner Vertrage die Regentschaft Christinens anerkennen. Seitdem war Savoyen fast ein Vasallenstaat Frankreichs und blieb das auch, als Karl Emanuel die Regierung übernahm: Christine bewahrte bis zu ihrem Tode (1663) den maßgebenden Einfluß. Im Pyrenäenfrieden (§ 221) erhielt der Herzog

Karl III. 1504—1535 (1553)
Emanuel Philibert (1553) 1559 bis 1580
1564
Karl Emanuel I. 1580—1630
1598
1601
11./12. Dez. 1602
Viktor Amadeus I. 1630—1637
Franz Hyacinth 1637—1638
Karl Emanuel II. 1638—1675
1642
1648
1659

zwar die festen Plätze seines Landes zurück, doch behauptete Frankreich mit der Festung Pinerolo die Alpenpässe. Die Waldenser verfolgte Karl Emanuel seit 1655 mit entsetzlicher Grausamkeit; Cromwell suchte beim Abschluß des Freundschaftsbündnisses mit Frankreich für sie zu wirken (§ 239), aber erst 1664 wurde ihnen durch französische Vermittlung Duldung gewährt. Gegen Ende seiner Regierung riß Karl Emanuel mit Hilfe 1672 des unzufriedenen Genuesen Rafaele della Torre das genuesische Zuccherello an sich, mußte 1673 es aber in dem von Ludwig XIV. vermittelten Frieden von Casale zurückgeben: Frankreich gebot eben in Savoyen.

Genua

Der dritte Staat, der seine Neugestaltung Spanien zu danken hatte, war Genua.

Für den Übertritt des Andreas Doria zu Karl V. (§ 42) erkannte dieser die Stadt 1528 als unabhängige Republik an und überließ ihr die Herrschaft über die ligurische Küste. Nach der neuen Verfassung wurde der gesamte Adel, der alte und der die Kaufmannschaft umfassende neue, in 28 Casati (Adelszechen) geteilt; aus ihnen wurde ein Senat von 400 und ein engerer Rat von 100 Mitgliedern erwählt; an der Spitze des Staates stand ein auf zwei Jahre gewählter Doge, neben ihm die Signoria, die Procurati del Commune und die Zensoren. Das niedere Volk war von der Regierung ausgeschlossen, die Verfassung war aristokratisch, doch war die Aristokratie gegen früher erweitert. Das Anerbieten, zum lebenslänglichen Dogen erhoben zu werden, lehnte Andreas Doria ab; er begnügte sich mit dem Amte eines Zensor, beherrschte aber durch sein Ansehen die Dogen und die ganze Regierung so sehr, daß er tatsächlich wie einst Perikles und Cosmo Medici (II, § 325) in fürstlicher Weise den Staat leitete. Dabei blieb die enge Verbindung mit dem Kaiser und Spanien: genuesische Galeeren, mit genuesischen Matrosen bemannt und von genuesischen Admiralen befehligt, bildeten den Kern der spanischen Flotten; genuesische Kaufleute übernahmen die Anleihen Philipps II. Aus dieser Verbindung mit Spanien und dessen Kolonien gewann 1566 man einen Ersatz für die Verluste in der Levante, wo die Türken schließlich auch die Insel Chios wegnahmen (§ 119). — So segensreich auch Andreas Doria wirkte, so erregte doch die fürstliche Stellung seines Hauses bei anderen Adligen Eifersucht, zumal Gianettino Doria, der Neffe und Erbe des hochbetagten Andreas, sehr hochfahrend auftrat. Alte Feindschaften (II, § 327) lebten wieder auf, und Giovanni Luigi de' Fieschi, Graf von Lavagna, faßte den Plan, gestützt auf Frankreich und den Papst, die Dorias zu stürzen. Das Unternehmen hing mit der Nepotenpolitik Pauls III. zusammen (§ 63) und mit dessen Streben, die Übermacht des Kaisers in Italien zu brechen. Die mit Fiesco Verschworenen Nacht 1./2. Jan. 1547 bemächtigten sich des Hafens, Gianettino wurde erschlagen und Andreas floh; da stürzte Fiesco in der Dunkelheit von einem zu einer Galeere führenden Brett ins Meer und ertrank. Damit hatte die Verschwörung ihr Haupt verloren. Andreas kehrte zurück, bestrafte 1560 die Rebellen sehr hart und blieb bis zu seinem Tode im Besitze der Macht. Neue Parteikämpfe zwischen den Nobili und den Patriziern, d. h. zwischen dem alten und dem durch Eintritt (Aggregation) angesehener Popolanen immer mächtiger werdenden neuen Adel 1575 führten zur Landung des Don Juan d'Austria (§ 120) bei Spezia; indes Philipp II. wollte wegen der niederländischen Wirren keinen Krieg, und so kam ein Ausgleich durch eine 1576 Verfassungsreform zustande: danach bildete der alte und neue Adel eine gleichberechtigte Gemeinde, in die nur ausnahmsweise neue Mitglieder aufgenommen werden sollten. Seitdem herrschte im ganzen Ruhe; der nach 50 Jahren unternommene Versuch eines reichen 1628 Nichtadligen, des Giulio Cesare Vacchero, unterstützt von Savoyen, die Aristokratenherrschaft zu stürzen, endete mit dessen Hinrichtung; ebenso mißlang der durch den ausgewiesenen 1673 Rafaele della Torre bewirkte savoyische Anschlag auf Genua (siehe oben). Bestehen blieb in all der Zeit die enge Verbindung mit Spanien.

Venedig

Eine größere Selbständigkeit bewahrte Venedig, die alte Rivalin Genuas. Es lag der spanischen Machtsphäre ferner und behielt eine hohe Bedeutung für das Verhältnis Europas zu den Osmanen.

Die Beziehungen Venedigs zur Türkei haben wir schon in anderem Zusammenhange behandelt und dabei gesehen, daß es Cypern trotz der Schlacht von Lepanto verlor (§ 120), aber seine Handelsvorrechte rettete. Daß trotzdem die Bedeutung der Stadt mit der Verschiebung der Handelsstraßen zurückgehen mußte, ist schon gesagt worden (II, § 326). Zwischen den europäischen Großmächten wußte sich die Markusrepublik geschickt zu behaupten; es kam ihr dabei die Gewandtheit ihrer Diplomaten sehr zustatten, deren Berichte zu den wertvollsten Quellen der Zeitgeschichte gehören. Im Innern blieb die aristokratische Verfassung (II, § 326) mit ihrer strengen Überwachung und grausamen Unter-

drückung der Gegner bestehen, aber diese Adligen widmeten sich mit voller Kraft dem Staate und bewahrten dabei doch auch ein lebhaftes Interesse für die das Dasein verschönende Kunst.

Parma, das Papst Julius II. dem Herzogtum Mailand entrissen und dem Kirchenstaate hinzugefügt hatte, verlieh Papst Paul III. aus dem Hause Farnese seinem Sohne Peter Ludwig Farnese als selbstständiges Herzogtum. Der Kaiser duldete das, weil er des Papstes Hilfe gegen die Schmalkaldner brauchte, verweigerte dann aber dessen Sohne, dem Enkel Pauls, die Statthalterschaft in Mailand (§ 64). Peter Ludwig trat deshalb gegen den Kaiser auf und stand in Verbindung mit Fiesco bei dessen Verschwörung in Genua. Bald darauf wurde er wegen seiner Tyrannei ermordet. Sein Sohn Ottavio Farnese war vermählt mit Karls V. natürlicher Tochter Margarete, der Statthalterin der Niederlande (§ 127), und beider Sohn Alexander zeichnete sich als spanischer Statthalter der Niederlande aus (133). Die folgenden Herzöge haben keine über die Grenzen des Landes hinausgehende Bedeutung, der Mannesstamm erlosch im Jahre 1731, worauf Elisabeth, die Nichte des letzten Herzogs und Gemahlin Philipps V. von Spanien, als Erbin auftrat (§ 331).

Parma 1545 Pier Luigi 1545—1547 Ottavio 1547—1586 Alessandro 1586—1592 Ranuccio I. 1592—1622 Odoardo 1622—1646 Ranuccio II. 1646—1694 Francesco 1694—1727 Antonio 1727—1731

In Modena und dem päpstlichen Lehn Ferrara regierte das Haus Este und machte Ferrara zu einem hervorragenden Sitz feiner Bildung. Das geschah schon unter Alfonso I. und Ercole II., dem Gemahl der Renata (§ 114); noch mehr unter Alfonso II., dem Gönner und Verfolger Tassos (§ 189). Im übrigen freilich machte sich Alfonso durch die harte Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Einnahmen zu steigern suchte, sehr verhaßt. Da er ohne Söhne war, bestimmte er seinen Vetter Cesare zum Nachfolger; doch konnte dieser nicht hindern, daß der Papst Ferrara als erledigtes Lehn einzog (§ 121): seitdem waren die Este auf Modena und Reggio beschränkt, Ferrara aber verödete vollständig.

Modena Alfonso I. 1505—1535 Ercole II. 1535—1559 Alfonso II. 1559—1597 Cesare 1597—1628 Alfonso III. 1628—1629 Francesco I. 1629—1658

Friedrich II. Gonzaga erhielt von Karl V. 1530 die Herzogswürde von Mantua und 1536 die Belehnung mit Montferrat, dessen Erbin seine Gemahlin Margarete war. Er und seine Nachfolger waren Anhänger der Habsburger. Als die Hauptlinie mit Vinzenz II. 1627 erlosch, entstand der Mantuanische Erbfolgestreit zwischen der Linie Gonzaga-Nevers, die von Friedrich II. jüngerem Sohne Ludwig, der von seiner Gemahlin Nevers geerbt hatte, begründet war, und dem in Guastalla regierenden Zweige der Gonzaga. Wie in diesem Streite die großen europäischen Gegensätze zusammenstießen, werden wir später sehen (§ 203); entschieden wurde er zugunsten von Gonzaga-Nevers.

Mantua Federigo II. 1519—1540

C. Portugal.

§ 123. Portugal bis zur Vereinigung mit Spanien. Die Blütezeit Portugals fällt in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, in der das kleine Land unter König Manuel dem Großen und Johann III. durch die Festsetzung in Indien zur Weltmacht emporstieg. Wir haben früher (§ 3, 4) die Entdeckungsfahrten und die Heldentaten eines Almeida und Albuquerqe kennen gelernt; was sie begründet hatten, dafür hatten die Portugiesen in den folgenden Jahrzehnten noch manchen schweren Kampf zu bestehen.

Manuel d. Gr. 1495—1521 Johann III. 1521—1557

Zu Goa, dem Hauptsitze der portugiesischen Herrschaft, fügte der Vizekönig Nuno da Cunha einen zweiten Stützpunkt in Diu (auf der Halbinsel Gudscherat), dem wichtigen Handelsplatz des nördlichen Indiens, hinzu. Hatte man früher gegen die Mamluken, die sich durch die Umgehung der alten ägyptischen Handelsstraße geschädigt sahen, zu kämpfen gehabt (§ 4), so erschien nun eine große türkische Flotte unter Suleiman Pascha vor Diu, vermochte aber die von Antonio da Silveira tapfer verteidigte portugiesische Festung nicht zu erobern. Ungefähr gleichzeitig sicherte Antonio Galvão die portugiesische Herrschaft auf den Molukken im Kampfe gegen sieben einheimische Fürsten. Verhängnisvoll war es jedoch, daß der kirchliche Fanatismus sich gegen das indische Heidentum wandte; die Jesuiten kamen ins Land (Franz Xavier wurde der „Apostel Indiens“, § 111), und Gewinnsucht und Glaubenswut vereinigten sich bei der Plünderung von Pagoden. Das erregte den Haß der Inder, und nur mit großer Mühe konnte Diu gegen einen von den Osmanen unterstützten Angriff der Inder behauptet werden. Durch die Gründung von Macao faßten dann die Portugiesen auch an der chinesischen Küste festen Fuß. Eine starke Kriegsflotte sicherte das gewaltige Handelsgebiet, und Lissabon wurde eine der bedeutendsten Handelsstädte der Welt.

1536 1538 1546 1557

Im Innern hat König Manuel, weiter bauend auf dem von Johann II. Errungenen (II, § 339), die monarchische Macht wesentlich gehoben. Die Rechte

der Städte und Gemeinden wurden neu geordnet, die adlige Gerichtbarkeit durch die königliche ersetzt und ein allgemeines Gesetzbuch (das Manuelsche) erlassen, das an die Stelle der „Ordonnanzen des Königs Alfons" (II, § 339) trat. So heilsam diese Maßnahmen waren, so unheilvoll war es, daß Manuel nach spanischem Vorbild den Juden und Mauren bei Todesstrafe gebot, das Königreich zu verlassen. Um sich zu retten nahmen viele die Taufe, aber auch gegen diese „Neuchristen" richtete sich der Fanatismus des Volkes. Diese Judenverfolgungen schädigten wie in Spanien das wirtschaftliche Gedeihen des Landes, und das war um so schlimmer, weil wie dort auch in Portugal die aus Indien einströmenden Reichtümer die Neigung zu ernster Arbeit minderten (§ 14) und verweichlichende Genußsucht großzogen. Die Keime des Verfalls zeigen sich trotz äußerer Macht bereits unter Johann III. Er führte zudem die Inquisition ein und gewährte den Jesuiten den größten Einfluß.

(Randnotizen: 1521; 1496)

Sebastian 1557—1578

Dieser Einfluß stieg noch unter Johanns III. Enkel Sebastian. Für den beim Tode seines Großvaters erst dreijährigen König übernahm zuerst seine Großmutter Katharina, eine Schwester Karls V., bald aber sein Großoheim, der Kardinal Heinrich, die Regentschaft. Er führte sie in durchaus klerikalem Geiste, überließ die Erziehung des Königs vollständig den Jesuiten und folgte selbst in allen Stücken seinen jesuitischen Beichtvätern. Die Herrschaft der Jesuiten blieb auch bestehen, als Sebastian (1568) die Regierung übernahm. In Indien bewirkte der christliche Fanatismus (1570) eine umfassende Erhebung der Mohammedaner und Inder, die nur mit Mühe niedergeworfen wurde. Bei König Sebastian aber zeigte sich die jesuitische Erziehung in einer phantastisch-kirchlichen Gesinnung. Er wollte ein Kreuzritter sein und verschmähte, um keusch zu bleiben, eine Vermählung, ohne zu beachten, daß die Zukunft seiner Dynastie und seines Landes davon abhing. Gern wäre er als Gottesstreiter nach Indien gezogen, und mit Feuer ergriff er den Gedanken eines Kreuzzuges nach Marokko, als der von Muley Moluk mit Unterstützung des türkischen Sultans vertriebene Herrscher von Marokko, Muley Mohammed, seine Hilfe anrief. So gering auch die Begeisterung im portugiesischen Volke (4. Aug. 1578) war, der König führte ein Heer nach Afrika; indes bei Alkassar (Ksar el Kebir) erlitt er eine vernichtende Niederlage und fand selbst im tapferen Kampfe den Tod. Es war das größte Unglück, das Portugal treffen konnte: bei Alkassar wurde nicht nur die Großmachtstellung, sondern auch die Selbständigkeit des Staates begraben.

Diese Tatsache spiegelt sich auch in der Sage, daß König Sebastian nicht gefallen, sondern auf eine ferne Insel entrückt sei; dort schlummere er, von zwei Löwen bewacht, und werde wiederkehren, die alte Größe seines Volkes zu erneuern. Die Sage ist, wie die deutsche Friedrichssage (II, § 235), wie die mexikanische Sage von der Wiederkehr des guten Gottes (§ 9), in den folgenden trüben Zeiten entstanden und zeigt, daß man in Portugal die große Vergangenheit nicht vergessen hatte.

Heinrich 1578—1580

Die Krone ging zunächst über auf den 67 Jahre alten Kardinal Heinrich, zugleich aber erhob sich die Frage, wer dann der Erbe sein solle*). Als Bewerber traten auf Antonio von Crato, ein unehelicher

---

*) Manuel der Große 1495—1521

- Johann III. 1521—1557, G. Katharina von Spanien
  - Johann † 1554, G. Johanna von Spanien
    - Sebastian 1557—1578
  - Maria, G. Philipp II.
- Isabella, G. Karl V.
  - Philipp II. 1580—1598, G. Maria von Portugal
- Ludwig
  - unehelich Anton von Crato † 1595
- Heinrich (Kardinal) 1578—1580
- Eduard † 1540
  - Katharina, G. Johann von Braganza † 1583
    - Theodosius † 1630
      - Johann IV. 1640—1656

Sohn Ludwigs, eines Bruders Johanns III., ferner Katharina, die mit Johann von Braganza vermählte Tochter Eduards, eines anderen Bruders Johanns III., und Philipp II. von Spanien, der seine Erbrechte von seiner Mutter Maria, einer Schwester Johanns III., und von seiner verstorbenen Gemahlin Maria, einer Tochter Johanns III., ableitete. Noch ehe eine definitive Entscheidung gefallen war, starb König Heinrich. 31. Jan. 1580

§ 124. Portugal unter spanischer Herrschaft. Sofort sandte König Philipp, dessen leitender Minister seit 1579 der Kardinal Granvella war (§ 117), den Herzog Alba mit Heeresmacht nach Portugal. Die von Heinrich eingesetzten Governadoren und ein Teil der Cortes wollten den spanischen König anerkennen, vom Volke aber wurde Antonio als König ausgerufen. Indes sein Königtum dauerte nicht lange: von Alba bei Alcantara besiegt, hielt er sich noch einige Zeit in Oporto und floh dann nach Frankreich. Nun wurde Philipp II. von den Cortes als König anerkannt und beschwor den Unionsvertrag, wonach Portugal in seiner Verfassung und seinen Rechten erhalten bleiben sollte. Das war ein großer Erfolg für Spanien: das ganze christliche Südeuropa gehorchte nun direkt oder indirekt dem spanischen Könige; die gesamte neuentdeckte Welt unterstand seinem Zepter, und bald machte er die größten Anstrengungen, auch Westeuropa zu unterwerfen.

Thronkampf

Aug. 1580

Dez. 1580

Der Haß der Portugiesen gegen die spanische Herrschaft blieb freilich bestehen, aber die Versuche, sie abzuschütteln, scheiterten, obgleich die europäischen Gegner Spaniens ihnen nicht fern standen. Die Bewohner der Azoren verweigerten Philipp die Huldigung, von Frankreich unterstützt, ging Antonio dorthin, mußte aber nach einem Siege der spanischen Flotte nach Frankreich zurückkehren: die Azoren wurden von dem spanischen Admiral Santa Cruz unterworfen. Erfolglos war auch das Unternehmen des Engländers Franz Drake (§ 158); er landete den Antonio in Lissabon; aber die Stadt blieb ruhig, und Antonio ging wieder nach Paris, wo er 1595 starb. Die vier „falschen Sebastiane“ endlich, deren Auftreten hier wie in ähnlichen Fällen (II, § 283, 292) ein Symptom der herrschenden Unzufriedenheit war, wurden von Spanien schnell beseitigt; am meisten Beachtung fand von ihnen der vierte, der in Venedig auftrat.

1582

1589

1598

Daß man aber mit der spanischen Herrschaft unzufrieden war, ist sehr begreiflich. Der spanische König versuchte Portugal als Provinz zu regieren, aber auch sonst erlitt das Land schwere Verluste. Seit Philipp II. die Niederländer von dem Hafen Lissabons ausgeschlossen hatte, begannen sie auf eigene Hand nach Indien zu segeln und richteten dann in ihrem Kampfe gegen Spanien ihre Hauptangriffe auf die portugiesischen Kolonien, die ja jetzt der spanischen Krone unterstanden. Bei den Eingeborenen, die über den unter spanischer Herrschaft noch verstärkten kirchlichen Druck sehr erbittert waren, fanden sie Förderung, und so nahmen sie in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Molukken, die Sundainseln und Malakka und faßten bald auf Ceylon und an der Malabarküste Fuß (§ 224). Zu ihnen gesellten sich dann die Engländer. Die spanische Regierung aber ließ das verhältnismäßig ruhig geschehen, da es eben nicht spanische, sondern nur portugiesische Kolonien waren: ein geschwächtes Portugal schien noch leichter zu beherrschen als ein starkes. So zahlte Portugal hier die Kosten des spanischen Niedergangs und büßte seine mit so großen Heldentaten erworbene Weltstellung ein.

Rückgang Portugals

1584

Drittes Kapitel.

Westeuropa im Kampfe gegen das spanisch-katholische System.

§ 125. Der innere Zusammenhang der Geschichte Westeuropas. So groß auch Philipps II. Erfolge in Südeuropa waren, sie wurden aufgewogen durch die Niederlagen, die seine Politik in den Niederlanden, in Frankreich und England erlitt. Die in diesen Ländern geführten Kämpfe stehen untereinander im engsten Zusammenhang: überall sucht Philipp mit der Alleinherrschaft des Katholizismus auch die eigene Macht zu festigen und das politische Übergewicht zu erlangen. Für alle drei Länder handelt es sich dabei nicht nur um die Duldung oder Herrschaft des neuen Glaubens, sondern um die nationale Unabhängigkeit. In allen wurde diese Unabhängigkeit erstritten, und in allen verband sich damit ein ungeahnter politischer, wirtschaftlicher und geistiger Aufschwung, während gleichzeitig in Spanien ein scharfer Niedergang einsetzte. Tiefer gefaßt siegte eben überall der der Neuzeit eigentümliche geistige und nationale Individualismus.

Philipp hat bei seinen westeuropäischen Kämpfen seine Kraft zuerst hauptsächlich auf die Niederlande, dann auf England und endlich auf Frankreich gerichtet, aber doch stets alle drei Gebiete im Auge behalten. Der für den Gesamtkampf entscheidende Wendepunkt ist der Untergang der großen Armada (1588): seitdem geht es mit Spanien bergab. Aber auch sonst stehen die Vorgänge in den drei Ländern in steter Wechselwirkung, besonders bemerkenswert tritt dies hervor um die Jahre 1570, 1572 und 1584. Wir werden bei der folgenden Darstellung stets auf diese Zusammenhänge hinweisen, in der Erzählung aber doch nicht fortwährend von dem einen Lande zum anderen übergehen, sondern die Geschichte eines jeden als Ganzes behandeln. Es geschieht das, weil sonst neben den Beziehungen zu Spanien die selbständige Bedeutung jedes Landes zurücktreten und die übrigen für seine Entwicklung wichtigen Momente nicht genügend zur Geltung kommen würden.

A. Die Entstehung der vereinigten Niederlande.

1. Der Anfang der Erhebung bis zur Abberufung Albas.

§ 126. Die Niederlande unter Karl V. Bald nachdem der noch nicht aus Philipps System hervorgegangene, sondern vom Vater überkommene französische Krieg durch den Frieden von Cateau-Cambrésis beendet war (§ 118), beginnt der große westeuropäische Kampf mit der Erhebung der Niederlande gegen Spanien. Sie mußte für Philipp besonders empfindlich sein, weil es sich hier nicht um einen fremden Staat, sondern um Teile seines Reiches handelte. Um die Erhebung zu verstehen, müssen wir zunächst einen Blick werfen auf den Zustand der Niederlande beim Regierungsantritt Philipps.

Verfassung

Zu den aus der burgundischen Erbschaft gewonnenen (II, § 317) Landen hatte Karl V. 1524 Friesland, 1528 Utrecht mit Oberyssel, 1536 Groningen und Drenthe und 1543 Geldern hinzugefügt. Von den siebzehn Provinzen (Holland, Seeland, Antwerpen, Mecheln, Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Namur, Luxemburg, Limburg, Geldern, Utrecht, Oberyssel, Friesland, Groningen und Franche-Comté), die damit unter seiner Herrschaft vereinigt waren,

scheidet die entfernte Franche-Comté hier ganz aus, aber auch die übrigen bildeten durchaus kein einheitliches Ganzes. Jede Provinz betrachtete die übrigen als Ausland; jede hatte ihre eigene Verfassung und ihre eigenen Stände. Die Zusammensetzung dieser Stände oder Staaten (Provinzialstaaten, wie sie in den Niederlanden hießen) aus Vertretern des Adels, des Klerus und der Städte (in Friesland auch der Bauern) war sehr verschieden; in den meisten übten die aristokratisch regierten Städte den größten Einfluß; aristokratisch war auch die Bestimmung, die für die meisten Beschlüsse der Staaten Einstimmigkeit forderte. Der Fürst mußte die Verfassung jeder Provinz beschwören; verletzte er sie, so hörte für die Untertanen die Pflicht des Gehorsams auf. Um die Provinzen etwas mehr zusammenzuschließen, waren 1437 die Generalstaaten geschaffen, bestehend aus Vertretern der Provinzstaaten; jede Provinz hatte dabei eine Stimme, doch sollten auch hier Beschlüsse nur einstimmig gefaßt werden können. — Wirtschaftlich befanden sich die Niederlande in hoher Blüte, doch ruhte diese im Norden und Süden auf verschiedenen Grundlagen. Neben dem Ackerbau waren im Norden Viehzucht und Fischfang, im Süden Handel und Industrie die Quellen des Reichtums. Dort war besonders der Heringsfang und der Versand der eingepökelten Fische (das Verfahren heißt nach dem Holländer Beukelsz, der es verbesserte, vgl. auch Bökling), hier die Tuchmacherei, Leinweberei, die Fabrikation von Teppichen, Seidenwaren und Eisenwaren von hoher Bedeutung. Daneben vermittelten die Niederländer den Warenverkehr zwischen Lissabon und dem Norden; Antwerpen war eine der größten Handelsstädte der Welt: Tausende von Schiffen lagen im Hafen, Tausende von Frachtwagen gingen wöchentlich landeinwärts, zahlreiche fremde Firmen hatten hier ihre Vertreter, und die Börse von Antwerpen wurde von 5000 Kaufleuten besucht. — Der große Wohlstand bewirkte eine rege Pflege von Kunst und Wissenschaft, auch stand die allgemeine Volksbildung durchweg sehr hoch. Das Volksleben hatte einen heiteren Zug; sehr beliebt waren namentlich die Schützenfeste. Es überwog im ganzen das germanische Wesen; die Mehrheit der Bewohner war ja deutschen Ursprungs; nur im Süden gab es eine starke romanische (wallonische) Bevölkerung. Sehr früh drang nun das Luthertum ein, zumal ihm durch den Humanismus (§ 19, 90) vorgearbeitet war; dann faßten die Wiedertäufer Fuß (§ 57), und schließlich fand auch der Calvinismus viele Anhänger.

Wirtschaft

Geistiges Leben

Das sind die Zustände, mit denen Karl V. zu rechnen hatte. Die wirtschaftliche Blüte des Landes konnte ihm nur erwünscht sein, da die aus den Niederlanden fließenden Einnahmen höher waren, als die aus allen anderen Ländern; er war deshalb bemüht die Handelsinteressen der Niederländer sowohl in Dänemark (§ 88) wie in Spanien (§ 116) zu fördern. Politisch suchte er unter Stärkung der fürstlichen Macht die Lande zu einer festeren Einheit zusammenzuschließen und vom Auslande zu lösen. Dahin gehört die Ausgestaltung der Zentralregierung. Neben dem Generalstatthalter stand bisher für die gesamte Regierung der aus Niederländern zusammengesetzte Geheime Rat. Karl schränkte seine Befugnisse auf die Justizverwaltung ein und errichtete daneben einen Finanzrat. Beide Behörden besetzte er mit seinen Beamten und verwies den niederländischen Adel in eine dritte Behörde, den Staatsrat, der aber nur selten zusammentrat. Sonst suchte er sich den Adel durch die Übertragung von Ämtern und durch den Einfluß des Hoflebens gefügig zu machen und griff andererseits vielfach, allerdings in möglichst schonender Form, in die Selbstverwaltung der Städte ein, bestrafte auch einen Aufstand in Gent mit großer Strenge. Ergänzt wurden diese Maßnahmen, durch die die Niederlande ein Teil der habsburgischen Monarchie werden sollten, durch das Streben, das alte Abhängigkeitsverhältnis zu Frankreich (II, § 317) und wohl auch das zu Deutschland zu lösen. Jenes wurde erreicht durch die Kriege gegen Franz I. (§ 41), dieses durch die Beschlüsse des Augsburger Reichstages

Karls V. innere Regierung

1540

von 1548 (§ 67) vorbereitet. Indem hiernach die Niederlande als „Burgundischer Kreis“ zwar unter dem Schutze des Reiches blieben, aber seinen Gesetzen nicht mehr unterstanden, wurde doch die Beziehung zum Deutschen Reiche gelockert: sie sollten eben eine spanische Provinz werden. — In kirchlicher Hinsicht endlich suchte Karl die Ketzerei zu unterdrücken. Dabei konnte er hier als Landesherr auftreten und brauchte keine Rücksichten, wie sonst in Deutschland, zu nehmen. So erließ er seit dem Wormser Edikte (§ 34) die berüchtigten „Plakate“, das härteste im Jahre 1550, und bedrohte darin jede Hinneigung zur Reformation mit dem Tode. Wie überall kam dann auch hier das Auftreten der radikalen Elemente, d. h. der Wiedertäufer, mit ihren kommunistischen Ideen der Reaktion zustatten; es machte manchen, der der neuen Lehre zuneigte, stutzig, und in die Unterdrückung der Radikalen wurden auch die Gemäßigten hineingezogen. So vermochte Karl durch blutige Verfolgungen (die Angabe, daß 50 000 oder gar 100 000 Opfer gefallen seien, ist aber übertrieben) äußerlich die Herrschaft der katholischen Kirche zu erhalten, jedoch war die Reformation keineswegs unterdrückt; sie hatte vielmehr besonders in den Nordprovinzen sehr viele Anhänger, deren Überzeugungstreue durch die Todesgefahr nur gefestigt war.

1521

1550

Karls u. Philipps persönliche Stellung zu den Niederländern

§ 127. Die neue Regierung und der Hochadel. Wenn es trotz mancher Verstimmung gegen die politischen und kirchlichen Maßnahmen Karls während seiner Regierung zu einer ernsthaften Opposition nicht kam, so lag das hauptsächlich an den persönlichen Beziehungen, in denen Karl zu den Niederländern stand. Er war selbst Niederländer, hatte ein Herz für das Volk, unter dem er geboren war, liebte seine Sitten und sein Wesen; er war freundlich gegen Adel und Bürger und schmeichelte dem Nationalstolz der Niederländer, indem er sie seinen übrigen Untertanen vorzog und Brüssel gewissermaßen zur Reichshauptstadt machte. Ganz anders Philipp. Er war Spanier, behandelte die Niederlande wie die italienischen Staaten nur als Provinzen, die er durch spanische Beamte verwalten und durch spanische Truppen bewachen lassen wollte. Sein Stolz und seine kalte Zurückhaltung verletzten den Bürger, und sein Haß gegen alle Volksrechte machte ihn zum natürlichen Widersacher der Niederländer, deren ganzes Wesen mit ihren ständischen Freiheiten verwachsen war; unter diesen Freiheiten standen Steuerbewilligung, unabhängiges Gerichtswesen und Fernhaltung spanischer Truppen und Beamten obenan.

Margarete von Parma

1559

Als nun Philipp nach dem Ende des französischen Krieges (§ 118) die Niederlande verließ, ernannte er seine Halbschwester Margarete von Parma (§ 122), eine natürliche Tochter Karls V. und der Johanna van der Gheynst, zur Generalstatthalterin. Sie war eine herrschsüchtige Frau, streng katholisch und klug im Sinne Loyolas, aber doch trotz ihrer männlichen Haltung im ganzen unselbständig. Ihr zur Seite stellte er als Hauptratgeber den Bischof von Arras, späteren Kardinal Granvella, den Baron Barlaymont und Viglius van Zuichem. Diese drei, von denen Granvella auch Vorsitzender des Staatsrates, Barlaymont des Finanzrates, Viglius des Geheimen Rates war, bildeten als „Konsulta“ die eigentliche Regierung, neben welcher der aus den angesehensten niederländischen Edelleuten gebildete Staatsrat fast zur Bedeutungslosigkeit herabsank.

Der Hochadel

Nahm man auch die Regentschaft der Margarete, die in den Niederlanden geboren war, noch hin, so erregten doch die übrigen Maßnahmen, namentlich die Stellung des Ausländers Granvella, die Mißstimmung des Adels, dessen vornehmste Vertreter Wilhelm von Oranien, Graf Egmont und Graf Hoorne waren. Dazu kam die

allgemeine Erbitterung darüber, daß Philipp auch nach dem Friedensschluß spanische Truppen im Lande ließ und die finanziellen Ansprüche steigerte.

Wilhelm von Oranien (Stammbaum 4) war der älteste Sohn Wilhelms von Nassau-Dillenburg aus der Ottoschen Linie des Hauses Nassau (II, § 243, 321) und der Gräfin Juliane von Stolberg. Von seinem Vetter René erbte er 1544 dessen niederländische Besitzungen und das Fürstentum Oranien (Orange) in Südfrankreich, das dieser 1530 als Erbe seiner Mutter erhalten hatte. Zugleich kam er auf Veranlassung Karls V. an den Hof in Brüssel und wurde hier katholisch erzogen, obgleich seine Eltern dem evangelischen Glauben anhingen. Karl machte ihn zu seinem Pagen und bald zu seinem Vertrauten. Auf seine Schulter gestützt hielt er die Ansprache an die Stände, mit der er auf die Regierung verzichtete (§ 73). Nach dem Frieden von Cateau-Cambrésis ging Wilhelm im Auftrage Philipps an den Pariser Hof, und hier erfuhr er von dem französischen König, der ihn für eingeweiht hielt, daß geheime Beschlüsse zur gewaltsamen Unterdrückung der niederländischen Ketzerei gefaßt seien. Seitdem reifte in ihm der Entschluß, dem spanischen Regierungssystem entgegenzutreten, und bald kam er mit dessen deutschen Gegnern durch seine zweite Gemahlin Anna von Sachsen, Tochter des Kurfürsten Moritz, in nähere Beziehung. Seine kluge Zurückhaltung hat ihm den Beinamen „der Schweiger" verschafft, doch war er deshalb durchaus nicht düster und verschlossen wie Philipp II.; er war vielmehr leutselig und für jedermann zugänglich und hielt in Brüssel einen glänzenden Hof. Ehrgeiz beseelte ihn, überwog aber schließlich nicht die hohen Ideale, denen er nachstrebte.

Wilhelm v. Oranien geb. 14. April 1533, gest. 10. Juli 1584

1561

Lamoral Graf von Egmont, durch seine Mutter auch Herr von Gavre (in Flandern), gehörte ebenfalls zu den reichsten Edelleuten der Niederlande und war durch seine Vermählung mit Sabine, der Schwester Friedrichs III. von der Pfalz, wie Oranien einem der ersten deutschen Fürstenhäuser verwandt. Im kaiserlichen Dienste zeichnete er sich 1541 in Algier (§ 55), 1552 vor Metz (§ 71), im spanischen Dienste bei St. Quentin und Gravelingen (§ 118) aus; durch sein leichtlebiges, leutseliges und ritterliches Wesen war er volksbeliebt, besaß aber nicht den klaren politischen Blick, der dem Staatsmann unentbehrlich ist; zum Nationalhelden ist er ohne sein Verdienst nur durch das Schafott geworden. — Noch weniger bedeutend war sein Schicksalsgenosse Graf Hoorne, der im spanischen Dienste zum Admiral aufgestiegen war.

Egmont geb. 18. Nov. 1522, gest. 5. Juni 1568

Hoorne geb. 1518, gest. 5. Juni 1568

Die bereits vorhandene Mißstimmung stieg noch mehr, als in Ausführung eines schon von Karl gehegten Planes durch eine päpstliche, von Philipp bestätigte Bulle an Stelle der bestehenden drei Bistümer Arras, Tournai, Utrecht fünfzehn Bistümer und drei Erzbistümer (Mecheln, Cambrai, Utrecht) errichtet wurden, zu deren Ausstattung das Klostervermögen herangezogen werden sollte. Zweck der Maßregel war, die Niederlande auch kirchlich vom Auslande (Köln, Trier, Rheims) zu lösen, in den „Staaten" die Spanien günstigen Stimmen zu vermehren und die Ketzerei wirksamer zu unterdrücken. Da die Neuordnung ohne Zustimmung der „Staaten" erfolgt war, bedeutete sie eine Verletzung der Verfassung; dazu fürchtete der bisherige Klerus eine Minderung seiner Einkünfte; in weiteren Volkskreisen aber erweckte am meisten Besorgnis die Ernennung von zwei Inquisitoren für jedes Bistum, da man darin die Einführung der verhaßten spanischen Inquisition erblickte. Auf Rat der Regentin kam Philipp den Niederländern soweit entgegen, daß er die spanischen Truppen abrief; indes die Erbitterung erhielt neue Nahrung durch die Ernennung Granvellas zum Erzbischof von Mecheln und Primas der niederländischen Kirche. Gegen ihn, den Fremdling und Emporkömmling, richtete sich nun in erster Linie der Haß des Hochadels. Der Versuch, den König durch eine Petition und durch eine Gesandtschaft (Montigny, ein Bruder Hoornes, wurde nach Madrid geschickt) zur Änderung seines verfassungswidrigen Verfahrens und zur Abberufung des Kardinals zu bestimmen, war zunächst erfolglos. Da schloß der Adel einen ersten Geheimbund; Oranien und Egmont weigerten sich, den Staatsrat zu be-

Regierungsmaßnahmen u. wachsende Mißstimmung

1560

Dez. 1560

1561

1562

suchen, solange Granvella den Vorsitz führe; und als schließlich auch die Regentin, zum Teil aus persönlichen Gründen, dessen Entfernung anriet, 1564 rief Philipp endlich den Kardinal ab.

Indes die Entlassung des Ministers bedeutete keinen Systemwechsel; das bewies auch die Absicht des Königs, die Trienter Beschlüsse (§ 113) einzuführen. Zu einer Milderung der Ketzergesetze war er um so weniger geneigt, als der Calvinismus damals in Frankreich große Fortschritte machte (§ 140). Im Auftrage der Regentin und des Staatsrates 1565 wurde nun Egmont nach Madrid gesandt; berauscht durch die großen Ehren, die ihm der König erwies, kehrte er voll froher Hoffnung heim. Tatsächlich blieb die Sendung erfolglos: der König lehnte jedes Zugeständnis ab und schrieb an Margarete, „er wolle lieber tausendmal sterben und jeden Fußbreit des Reiches verlieren, als die geringste Veränderung in der Religion gestatten". Geschärfte Weisungen an die Inquisitoren und die zunehmenden Verfolgungen, Einkerkerungen und Hinrichtungen bewiesen den Ernst dieser Worte.

Der niedere Adel

§ 128. Geusenbund und Bildersturm. Nun ergriff die Erregung immer weitere Kreise; Flugschriften erschienen, und die Führung ging an den niederen Adel über. Zwar hatte die neue Lehre hauptsächlich im Bürgerstand Anhänger gefunden, doch war auch der Adel, obwohl er größtenteils noch am alten Glauben festhielt, entschlossen, sich der Inquisition aus allen Kräften zu widersetzen. Zu dem Endzweck unterzeichneten etwa zwanzig Edelleute unter Führung Brederodes, Ludwigs von Nassau, eines Bruders Oraniens, und der Brüder Marnix den sogenannten Kompromiß von Breda, dem bald Tausende beitraten. (Kompromiß v. Breda Nov. 1565) Der Hochadel nahm daran nicht teil, und Oranien zeigte eine zweideutige Haltung. Die Verbrüderten verfaßten eine Petition um Aufhebung der Ketzergesetze und Einstellung der Inquisitionsprozesse, und 5. April 1566 vierhundert von ihnen zogen zu deren Überreichung vor den Palast der Statthalterin. Margarete versprach Milderungen, und die Adligen feierten ihren Erfolg mit einem großen Bankett. Hier wurde bekannt, daß Barlaymont der Regentin gesagt hatte, sie solle sich doch nicht vor diesen Bettlern (gueux) fürchten. Die weinselige Versammlung beschloß, dieses Hohnwort zum Wahrzeichen ihres Bundes zu nehmen. Sie (Geusen) nannten sich Geusen und trugen fortan am Halse eine Schaumünze mit dem Bildnis Philipps und mit der Inschrift: „Getreu dem König bis zum Bettelsack!" Margarete sandte den Baron von Montigny nach Madrid, um Zugeständnisse vom Könige zu erwirken; man erbat auch Philipps Erscheinen in den Niederlanden. Aber Philipp gab nur scheinbar nach: er hob die Inquisition auf, übertrug aber deren Befugnisse auf die Bischöfe und machte die auf den Rat der Regentin bewilligte allgemeine Amnestie durch einen geheimen Protest illusorisch. Inzwischen fand die religiöse Neuerung immer mehr Eingang, und zwar siegte der kampfesfrohe Calvinismus über das der Obrigkeit untertänige (§ 76) Luthertum. (Bildersturm Aug. 1566) Die Massen wurden durch öffentliche Predigten aufgereizt, und schließlich kam in St. Omer und Ypern, in Antwerpen und Brüssel, in ganz Flandern und Brabant die Wut des Volkes über den Religionsdruck zum stürmischen Ausbruch. Die Menge vergriff sich an Kirchen und Klöstern, raubte oder zerstörte heilige Gerätschaften und Ornamente und beging kirchenschänderische Frevel; in drei Tagen zählte man vierhundert

verwüstete Kirchen und Kapellen. Dieser Bildersturm führte eine Spaltung unter den Häuptern der Nation herbei. Die der alten Kirche ergebenen Edelleute trennten sich von denen, die sich der neuen Lehre zugewandt hatten, und auch unter den letzteren waren sehr viele über die Vorgänge bestürzt. Die Regentin verkündete ein Duldungsedikt, und es gelang ihr mit schnell geworbenen Truppen die Rebellion niederzuwerfen; dabei wurde sie besonders von Egmont tatkräftig unterstützt. Nach ihrem Siege aber erließ sie ein neues Ketzeredikt und verhängte schwere Strafgerichte über die Bilderstürmer: der Geusenbund schien vernichtet; der Radikalismus schien auch hier, wie fast immer und überall, die Reaktion zum Siege zu führen.

25. Aug. 1566

4. Mai 1567

§ 129. Die Gewaltherrschaft Albas und der erste Befreiungsversuch. Es kam alles darauf an, wie sich König Philipp zu der Bewegung stellen werde. Minister Eboli und brieflich auch Granvella rieten zur Milde und zu einer Reise des Königs nach den Niederlanden, Alba zu Gewaltmaßregeln: Philipp schloß sich der Ansicht des letzteren an, und so wurde Alba mit einem auserlesenen, aus Spaniern und Italienern bestehenden Heere nach den Niederlanden gesandt, um die Rebellen zu strafen und die königliche Macht fest zu begründen. Der Schrecken, der vor ihm herging, trieb die Einwohner scharenweise zur Flucht; über hunderttausend Kaufleute und Handwerker wandten ihre Betriebsamkeit und ihr Vermögen anderen Ländern, besonders England, zu. Wilhelm von Oranien hatte auf die Nachricht von Philipps Beschlüssen einen bewaffneten Widerstand organisieren wollen; das war aber an Egmonts Widerspruch gescheitert, und so begab er sich auf seine deutschen Besitzungen. Mit Tränen trennte er sich von Egmont, den er umsonst zu gleichem Schritt zu bereden gesucht hatte; im Vertrauen auf seine Verdienste und seine Anhänglichkeit an das Regentenhaus wartete Egmont Albas Ankunft ab; er besaß nicht den Weitblick Oraniens, doch muß man auch berücksichtigen, daß all seine Güter in den Niederlanden lagen und bei seiner Flucht sofort eingezogen worden wären. Kaum war Alba in Brüssel angelangt, so ließ er den arglosen Egmont und den tapferen Hoorne am Schluß eines Gastmahls in ähnlicher Weise festnehmen wie früher den Landgrafen Philipp (§ 65). Durch Wegräumung der Häupter des Adels, dem man die aufrührerischen Bewegungen hauptsächlich zur Last legte, hoffte man die der Führung beraubte Nation leicht zum stummen Gehorsam zu bringen. Die Regentin hatte sofort erkannt, daß sie dem „Oberbefehlshaber" gegenüber eine unwürdige Stellung einnehmen werde, und um ihre Entlassung gebeten; die ohne ihr Vorwissen erfolgte Gefangennahme Egmonts zeigte ihr recht deutlich das Unhaltbare ihrer Lage, und so war sie froh, als sie ihre Entlassung erhielt. Sie verließ das Land, begleitet von Sympathiebeweisen der Bevölkerung, und begab sich nach Italien; daß sie im ganzen in freundlicher Erinnerung blieb, dankte sie nicht eigentlich ihrer Regierung, sondern den schlimmen Zuständen, die folgten.

Sendung Albas

April 1567

22. Aug. 1567

9. Sept.

Okt.

Dez.

Nun war Alba Generalstatthalter. Noch vor Margaretens Abreise hatte er, da die ordentlichen Gerichte ihm nicht zuverlässig genug erschienen, zur Unterdrückung der Ketzer und Bestrafung der Rebellen ein Ausnahmegericht eingesetzt, den „Rat der Unruhen", von den Niederländern „Blutrat" genannt. Unter dem Vorsitz des harten, gewissenlosen, mit der Sprache, den Gesetzen und Gebräuchen des Volkes nicht vertrauten

Alba Generalstatthalter 1567–1573

Spaniers *Vargas* begann dieses Gericht eine entsetzliche Blutarbeit, bei der wegen der Gütereinziehungen auch finanzielle Rücksichten mitspielten. Habsucht, Blutgier und Fanatismus suchten um die Wette ihre Opfer. An allen Orten sah man Galgen und Rad errichtet; Scheiterhaufen loderten für die protestantischen Geistlichen und die hartnäckigen Bekenner des Evangeliums; an die Balken niedergerissener Kapellen knüpfte man sowohl bilderstürmende Neuerer als friedfertige Calvinisten und Lutheraner auf. Die Bürgerschaft von Antwerpen mußte das Geld zu dem Baue der Zitadelle hergeben, durch die Alba Stadt und Land in Fesseln schlagen wollte. Die Güter Oraniens wurden mit Beschlag belegt, seinen ältesten Sohn Philipp Wilhelm aber, der in Löwen studierte, ließ der König nach Madrid bringen und durch eine fanatische Erziehung mit Haß gegen die neue Lehre und gegen den eigenen Vater erfüllen.

Erster Angriff Oraniens

Oranien selbst, der damals offen zum evangelischen Glauben übertrat, entschloß sich zum ersten Waffengang, indem er drei aus niederländischen Flüchtlingen und geworbenen Söldnern bestehende Heerhaufen gegen die Niederlande absandte. Zwei davon wurden leicht überwältigt, der dritte gewann unter Wilhelms Brüdern Ludwig und Adolf, von denen

23. Mai 1568

der letztere fiel, das *Treffen von Heiligerlee*, doch brachte das den Landen keine Erleichterung. Wie später (1792) die französischen Schreckensmänner, erklärte Alba, daß eine Verteidigung gegen den auswärtigen Feind nur möglich sei, wenn die inneren Feinde vernichtet würden, und mehrte die Hinrichtungen. Unter den Opfern dieser Tage waren auch *Egmont* und *Hoorne*, die, wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, auf dem Marktplatz in Brüssel enthauptet wurden.

5. Juni 1568

Egmonts und Hoorns Hinrichtung

Seit neun Monaten saßen die Gefangenen im Burgverließ von Gent; aus ihrer Haltung gegen Granvella usw. wurde nun die Anklage auf Hochverrat entwickelt, die Verteidigung nicht beachtet und das Privilegium der Ritter des goldnen Vließes, nur von dem Orden gerichtet zu werden, als für Hochverratsfälle ungültig erklärt: so erfolgte das Todesurteil durch den Blutrat. „An der Schwelle des Todes" schrieb Egmont einen rührenden Abschiedsbrief an König Philipp, worin er seine Anhänglichkeit an ihn und den katholischen Glauben versicherte und seine Frau und seine elf Kinder seiner Großmut empfahl; als sein Haupt fiel, durchbrach die Menge die Reihen der spanischen Wächter und tauchte ihre Tücher in das Blut. Die Hinrichtung war eben nicht nur ein Verbrechen, sondern auch ein politischer Fehler. Lebend war der wenig staatskluge Egmont, der sich stets als Vasall des Königs fühlte und dem Katholizismus aufrichtig ergeben war, der spanischen Herrschaft nicht sehr gefährlich; tot wurde er noch mehr als bisher der Abgott des Volkes und der Märtyrer der Freiheit. So hat auch Goethe recht, wenn er die Hinrichtung Egmonts als einen nur scheinbaren Sieg Albas, als den Anfang der niederländischen Freiheit darstellt. — Auf Veranlassung Philipps fällte der Blutrat auch über Hoornes Bruder, den nach Madrid entsandten (§ 128) und in Spanien festgehaltenen Montigny, das Todesurteil, das dann in der Stille des Kerkers von Simancas vollstreckt wurde (§ 117).

16. Okt. 1570

Als Alba glaubte, durch den Eindruck des Schreckens im Rücken gedeckt zu sein, zog er gegen Oraniens Truppen und brachte Ludwig von

21. Juli 1568

Nassau eine Niederlage bei *Jemmingen* bei. Nun brach Oranien selbst mit Heeresmacht gegen Brabant auf. Seine Geldmittel reichten jedoch für einen längeren Feldzug nicht aus, und da Alba eine Schlacht vermied, eine Volkserhebung aber nicht erfolgte, sah sich Oranien genötigt, die französische Grenze zu überschreiten, um sich mit den Hugenotten zu verbinden. Nur wenige seiner Söldner folgten ihm dorthin, und schließlich kehrte er wie ein Flüchtling in Bauerntracht nach Dillenburg zurück.

Mißlingen des ersten oranischen Angriffs

Albas Steuerpläne

§ 130. Die Erhebung Hollands und Seelands gegen Alba. Alba fühlte sich als Sieger und wurde als solcher hoch gefeiert; vom Papste

erhielt er einen geweihten Hut und Degen. Er wollte seinen Sieg benutzen, um größere Geldsummen aus den Provinzen zu ziehen und auf finanziellem Gebiete den königlichen Absolutismus zu begründen. Bisher waren alle Steuern von den Ständen jeder Landschaft auf kurze Frist bewilligt und von ihnen selbst nach eigenem Ermessen auferlegt und erhoben worden. Alba verlangte nun von den Generalstaaten außer einer einmaligen Vermögenssteuer von 1 % (dem hundertsten Pfennig) eine dauernde Steuer, nämlich 5 % (den zwanzigsten Pfennig) bei jedem Verkauf von Immobilien und 10 % (den zehnten Pfennig) bei jedem Warenumsatz (vergl. die Alcavala II, § 338). Diese Steuer bedeutete eine furchtbare Belastung jedes Handels. Trotzdem fügten sich die Generalstaaten; die Provinzialstaaten jedoch widerstrebten energisch, und so begnügte sich Alba zunächst mit der Bewilligung einer Pauschalsumme für zwei Jahre. Nach Ablauf dieser Frist aber befahl er die Eintreibung des zwanzigsten und zehnten Pfennigs, obgleich selbst Viglius und Barlaymont sich dagegen erklärten. Was der religiöse Zwang nicht vermocht hatte, bewirkte nun der materielle Druck, der den Kaufmann wie den Gutsbesitzer, den Katholiken wie den Protestanten mit gleichem Ruin bedrohte; er weckte den eingeschüchterten Oppositionsgeist und näherte die durch Konfessionsunterschied Getrennten einander wieder. Die Brüsseler Kaufleute schlossen ihre Magazine, die Krämer, Bäcker usw. ihre Läden, um den zehnten Pfennig nicht zu zahlen. Alba mußte die notwendigsten Lebensmittel (Korn, Fleisch, Wein, Bier) und die in den Manufakturen notwendigen Rohstoffe von der Steuer ausnehmen, aber er drohte doch, die widerspenstigen Kaufleute vor ihren Häusern aufhängen zu lassen: da kam die Nachricht, daß die „Meergeusen" unter Wilhelm von der Marck die Hafenstadt Brielle erobert hätten.

1569

1571

Einnahme von Brielle 1. April 1572

Die Meergeusen waren verwegene Gesellen, die vor Albas Druck ihre Heimat verlassen hatten und ein Seeräuberleben führten, die die niederländischen Küsten belästigten und spanische Schiffe wegfingen. Sie fanden geheime Unterstützung in England, dessen Königin Elisabeth an und für sich Feindin Spaniens sein mußte und damals durch Norfolks Umtriebe zur Befreiung der Maria Stuart (§ 155) noch mehr in die Gegnerschaft gegen Spanien getrieben wurde. Außerdem aber verlieh Wilhelm von Oranien als souveräner Fürst den Meergeusen Kaperbriefe und machte sie dadurch zu seiner Streitmacht.

Meergeusen

Auch sonst hielt Oranien die Zeit zu neuem Handeln für gekommen. Er hatte seit dem verunglückten Befreiungsversuch von 1568, durch den er sich große Schulden aufgeladen hatte, in Dillenburg gelebt; Alba bezeichnete ihn als einen ungefährlichen, von seinen Gläubigern bedrängten Abenteurer. Indes gerade die Notlage festigte seinen Entschluß, für die religiöse und politische Freiheit der Niederlande zu kämpfen, und nun schien die Weltlage dafür günstig. In Frankreich hatte seit dem Frieden von 1570 der Führer der Hugenotten, der Admiral Coligny, mit dem Oranien in Verbindung stand, den maßgebenden Einfluß auf Karl IX. gewonnen, und es schien so, als wolle die französische Regierung die alte nationale Politik des Kampfes gegen Spanien wieder aufnehmen und zugunsten der Niederlande vorgehen (§ 144). Wenn es nun auch Oranien nicht gelang, die deutschen und nordischen Fürsten zu tätiger Teilnahme zu gewinnen, so war doch im Hinblick auf Frankreich und England ein Kampf gegen Spanien recht aussichtsreich. Das Signal zu diesem Kampfe gab die Einnahme von Brielle; ihr folgte die Erhebung des größten Teiles von Holland, Seeland, Geldern, Friesland und

Zweites Vorgehen Oraniens

Lage in Frankreich

Erhebung Hollands u. Seelands

Utrecht. Dabei wurde überall Wilhelm von Oranien als Statthalter Philipps II. ausgerufen: man nahm die Miene an, als ob der Kampf sich nicht gegen den rechtmäßigen König richte, sondern nur gegen die grausame Tyrannei Albas. Damit stand Alba gegen Oranien.

Alba versuchte einzulenken; er versprach, die Steueredikte gegen eine Abfindungssumme zurückzunehmen und berief die holländischen Stände nach dem Haag; diese aber folgten einem Rufe Oraniens nach Dordrecht. In seinem Auftrage verhandelte hier mit ihnen der feurige Patriot Philipp Marnix von St. Aldegonde, der Verfasser des Wilhelmusliedes (§ 184); die Stände erkannten Wilhelm von Oranien als Statthalter von Holland, Seeland, Friesland und Utrecht an und bewilligten ihm die Mittel zur Erhaltung eines Heeres, während er sich verpflichtete, nichts ohne den Willen der Stände zu unternehmen; mit dem Könige wollten sie nur gemeinsam unterhandeln, in religiöser Hinsicht sollte Duldung herrschen. In diesem Abkommen liegt der erste Anfang des niederländischen Verfassungsstaates. Schon vorher waren Hugenottenscharen nach dem Hennegau eingebrochen und hatten Mons besetzt; nun führte Oranien seine Truppen nach Brabant, um sich mit dem Heere, das Coligny senden wollte, zu vereinigen — da bewirkte die Bartholomäusnacht (§ 144) einen vollständigen Umschwung. Auf die Unterstützung Frankreichs hatte Oranien in erster Linie gerechnet: an sie war nun nicht mehr zu denken. So konnte er sich im Süden um so weniger behaupten, als seine schlecht bezahlten Truppen meuterten und sich durch Schandtaten bei den Einwohnern verhaßt gemacht hatten. Er mußte zum Rhein zurück und ging dann, und zwar ohne Heer, nach Holland; Alba war wieder Herr des Südens, verhängte über die Stadt Mons ein hartes Strafgericht und entsandte seinen Sohn Friedrich von Toledo zur Unterwerfung und Züchtigung des Nordens. Welch entsetzliche Greuel dabei geschahen, das zeigt das Schicksal der Städte Naarden und Haarlem.

18. Juli 1572 — Umschwung — 24. Aug. 1572 — Albas Sieg

Naarden ergab sich gegen Zusicherung der Gnade. Trotz dieses Versprechens wurden 500 Bürger, die in der Kirche dem Könige den Treueid leisten sollten, auf ein von einem Priester gegebenes Zeichen niedergemacht; die Kirche wurde mit den Sterbenden verbrannt, die Stadt ausgeplündert und in Brand gesteckt, die Frauen erst geschändet und dann ermordet. Hierdurch gewarnt, verteidigten sich die Bürger Haarlems sieben Monate mit größtem Heldenmut; erst als alle Versuche Oraniens, die Stadt zu entsetzen, gescheitert und alle Vorräte verzehrt waren, ergab sie sich auf Gnade und Ungnade. Obgleich während der Belagerung schon 12000 Menschen dahingerafft waren und das Elend sehr groß war, erfolgten noch massenhafte Hinrichtungen; als diese nicht schnell genug gingen, wurden 300 Bürger, paarweise Rücken an Rücken gebunden, im Haarlemer Meer ertränkt.

Naarden 1. Dez. 1572 — Haarlem 12. Juli 1573

Indes eben der Widerstand, den Haarlem geleistet hatte, bewies, daß der Mut der Holländer sich dem Terrorismus nicht beugte. Und als Friedrich von Toledo nun vor Alkmaar rückte, da gab Oranien schließlich den Befehl, die Deiche zu öffnen und mit dem hereinflutenden Meerwasser die Feinde, freilich auch die ganze Ernte, wegzuschwemmen; noch ehe der Befehl zur Ausführung kam, retteten sich die Spanier durch schleunigen Abzug. Etwa gleichzeitig erlitt ein spanisches Geschwader im Zuydersee eine Niederlage durch die Holländer. Es waren die ersten größeren Erfolge: „Van Alkmaar begint de victorie" sagten später die Niederländer.

Alkmaar — 8. Okt. 1573 — 11. Okt.

Schon länger hatte Philipp die Abberufung Albas, die auch von den königstreuen Niederländern gefordert wurde, erwogen. Der Krieg ver-

Albas Entlassung

schlang gewaltige Summen, und doch meuterten die durch die Plünderungen verwilderten Truppen, da sie nicht regelmäßig bezahlt werden konnten; ein Ende des Krieges aber war nicht abzusehen. Das System des Terrorismus hatte Bankrott gemacht; so erhielt Alba seine Entlassung und verließ Ende des Jahres Brüssel. Der Fluch der einst so blühenden, jetzt ruinierten Lande begleitete ihn; das Ergebnis seiner Verwaltung war ein glühender Haß gegen die spanische Herrschaft. 18. Dez. 1573

2. Die Wechselfälle bis zur Absendung der großen Armada.

§ 131. Requesens und die Genter Pazifikation. Albas Nachfolger Don Luis de Requesens y Zuñiga erschien als Vertreter der Milde und Versöhnung, indem er den Rat der Unruhen und den zehnten Pfennig aufhob; indes es trat doch nur eine Änderung der Mittel, nicht der Ziele der spanischen Politik ein. Die Gewissensfreiheit vermochte er nicht zu gewähren, und so nahm der Krieg seinen Fortgang. Auf der Mooker Heide, wo zwei Brüder Oraniens (Ludwig und Heinrich) den Heldentod starben, gewannen die Spanier einen Sieg, aber an dem Freiheitssinn und dem Opfermut der Bürgerschaft von Leyden scheiterte das Glück des Requesens. Requesens 1574—1576 14. April 1574

Seit Ende Mai wurde Leyden von den Spaniern eingeschlossen; die Bürgerschaft unter Führung des Bürgermeisters Adrian van der Werf verwarf die Amnestie, die Requesens denen zusicherte, die zum Katholizismus zurückkehren würden; man hoffte auf Oranien, der binnen drei Monaten Entsatz versprochen hatte, und teilte danach mit größter Sparsamkeit die Vorräte ein. Auf Rat des Prinzen wurden die Deiche durchstochen, obgleich das den Wohlstand der ganzen Gegend vernichtete, aber die drei stärksten Dämme hatten die Spanier besetzt, und so konnte die Geusenflotte nicht an die Stadt herankommen. Erst Mitte September wurden diese Deiche erobert und durchstochen, indes jetzt hinderte der Ostwind das Hereinströmen des Wassers. Inzwischen erlagen Tausende dem Hunger, bis endlich Südwestwind eintrat und die Geusenflotte vor der stärksten spanischen Schanze erschien. Nun zogen die Spanier auf den nördlichen Dämmen ab: die Stadt war gerettet. Leyden 1574 6. Juni 3. Aug. 1. Okt. 2. Okt.

Zum Lohn für den Heldenmut der Bürger errichteten die holländischen Staaten in Leyden eine protestantische Universität. Noch während der Belagerung hatte die Synode von Dordrecht durch Annahme des Heidelberger Katechismus den Calvinismus zur Landesreligion erhoben; Oranien war zwar selbst zum Calvinismus übergetreten, sah diesen Beschluß aber nicht gern; er erstrebte volle Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen, auch deshalb, weil die Einführung einer calvinistischen Landeskirche einen Zusammenschluß des Nordens mit dem katholischen Süden erschweren mußte. Erwünscht war ihm dagegen, daß der unter Vermittlung Kaiser Maximilians II. zusammengetretene Friedenskongreß von Breda keinen Erfolg hatte. Bald darauf sagten sich Holland und Seeland von Spanien los; Oranien war für die Zeit des Krieges zum Regenten ernannt worden, doch dachte man damals daran, sich England oder Frankreich zu unterstellen. 1575 Synode zu Dordrecht 1574 Mai—Juli 1575 Okt. 1575

Anfang des nächsten Jahres starb Requesens aus Kummer über die Mißerfolge, zu denen noch die Meutereien der unbezahlten Truppen kamen. Bis zur Ankunft des neuen Statthalters leitete der Staatsrat die Verwaltung. Er war außerstande, den Übermut der verwilderten Truppen zu bändigen, und forderte schließlich die Stände und die Bürgerschaften auf, selbst Truppen aufzustellen, um sich gegen die spanischen, die von der eigenen Regierung geächtet wurden, zu schützen. Demgegenüber 5. März 1576

übten diese eine greuelvolle Gewaltherrschaft, sie raubten und plünderten, wo sie konnten. Am schlimmsten erging es der reichen Handelsstadt *Antwerpen*. Von der Zitadelle aus griffen die Truppen die Stadt an, überwältigten die Verteidiger und verübten in einer dreitägigen Plünderung die entsetzlichsten Greuel an der Bevölkerung: das prächtige Stadthaus und zahlreiche Paläste wurden niedergebrannt; Antwerpen hat sich von dieser „*spanischen Furie*“ nie wieder erholt (§ 134). Unter dem Eindruck dieses Vorganges, der auch im Süden den Haß gegen Spanien steigerte, gelang es Oranien, die Nord- und Südstaaten (mit Ausnahme Luxemburgs) in der *Genter Pazifikation* zu dem Beschluß zu vereinigen, sich gegenseitig mit Gut und Blut zur Vertreibung der spanischen Heere beizustehen und bis zur Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten durch die Generalstaaten die Strafbefehle wegen der Religion unvollstreckt zu lassen. Ging es nach Oraniens Wunsche, so sollte damit der Grund zu einem niederländischen Gesamtstaate gelegt sein. Indes dieser große Plan scheiterte, im letzten Grunde an der Unduldsamkeit beider Konfessionen, der Calvinisten sowohl wie der Katholiken, und an dem schon lange bestehenden Gegensatz zwischen dem Norden und Süden.

Spanische Furie 4. Nov. 1576

Genter Pazifikation 8. Nov. 1576

Don Juan d'Austria 1576—1578

§ 132. Don Juan d'Austria und die Vielregiererei. Luxemburg nahm an der Pazifikation nicht teil, weil dort um dieselbe Zeit der neue Statthalter *Don Juan d'Austria*, der Sieger von Lepanto (§ 120), eintraf. Er war abgesandt, um zu versöhnen, hegte aber persönlich viel weiter gehende Pläne. Es war ihm nicht gelungen, sich in Nordafrika ein Fürstentum zu gründen (§ 120); jetzt trug er sich mit dem Gedanken, von den Niederlanden aus die gefangene Maria Stuart zu befreien und als ihr Gemahl das vereinigte Inselreich unter Wiederherstellung des Katholizismus zu beherrschen. Er hatte darüber hinter dem Rücken Philipps mit dem Papst und den Guisen verhandelt, aber Philipp erfuhr davon, und diese ehrgeizigen und abenteuernden Pläne weckten von neuem sein schon früher (§ 120) hervorgetretenes Mißtrauen und bewirkten, daß Philipp den unternehmungslustigen Halbbruder nicht genügend unterstützte.

Zunächst hatte Don Juan von Luxemburg aus mit den Generalstaaten über die Bedingungen seiner Anerkennung zu verhandeln. Das Ergebnis war das *Ewige Edikt*, in dem er die Entlassung der Truppen versprach, falls die Staaten den rückständigen Sold zahlten, die Herstellung der alten Freiheiten zusicherte, die Genter Pazifikation anerkannte, soweit sie nichts gegen den König und die katholische Religion enthielte, und Oranien als Statthalter von Holland und Seeland bestätigte. Es ist bezeichnend für die englischen Pläne des Prinzen, daß er die Truppen zuerst auf dem Seewege entfernen wollte und erst infolge des Widerspruchs der Staaten den Landweg genehmigte. Wirklich wurden denn auch die Truppen entlassen, und Don Juan konnte in Brüssel einziehen. Der Friede schien damit hergestellt, aber Holland und Seeland verwarfen aus religiösen Gründen das Edikt, Oranien warnte vor der spanischen Arglist, und der unruhige Don Juan verdarb es sowohl mit den Niederländern wie mit seinem Bruder. Er fühlte sich in seiner Stellung, in der er auf die Stände weitgehende Rücksicht nehmen mußte, nicht wohl, bezeichnete in seinen Briefen die Niederländer als einen „Haufen allergrößter Schurken“, betrieb seine englischen Pläne und dachte dazwischen an einen Einmarsch in Frankreich. Von alle dem erfuhr Philipp durch Perez, mit dem Don

Febr. 1577

April 1577

1. Mai

Juans Geheimschreiber Escovedo in Verbindung stand (§ 117). Er umgab nun den Halbbruder mit Spionen und verweigerte ihm die nötige Unterstützung. Als Don Juan von neuem Truppen warb und sich der Zitadelle von Namur bemächtigte, wurde Oranien, der das Mißtrauen auch in den Südstaaten mit allen Mitteln schürte, von den Generalstaaten nach Brüssel berufen. Sein Einzug in Brüssel konnte als Kriegserklärung gegen Don Juan gelten; die Staaten von Brabant erwählten Oranien zum Ruwart (II, § 291), die Generalstaaten ernannten dann den Bruder Kaiser Rudolfs II., den Erzherzog Matthias, der heimlich nach Brüssel kam, zum Generalstatthalter und schlossen ein Bündnis mit England. Die Macht des Matthias war freilich schon durch die Generalstaaten sehr eingeschränkt, noch mehr durch das Ansehen Oraniens, dem die Würde eines Generalleutnants übertragen wurde. Don Juan, dem Alexander von Parma neue Truppen zugeführt hatte, gewann nun zwar über die Staatenarmee die Schlacht bei Gembloux, aber die Vielregiererei, das „konfuse Chaos", wie der Landgraf Wilhelm von Hessen den Zustand nannte, war damit nicht zu Ende. Ein Zusammenschluß aller rebellischen Staaten unter Oranien wurde nach wie vor durch den religiösen Gegensatz verhindert; dazu erschien nun noch Franz von Anjou-Alençon und wurde bald von den wallonischen Provinzen zum „Beschützer der niederländischen Freiheit" ausgerufen, während Johann Kasimir von der Pfalz dem protestantischen Norden deutsche Hilfstruppen zuführte.

24. Juli 1577 — 23. Sept. 1577 — Jan. 1578 — 31. Jan. 1578

Während dieser Zeit bat Don Juan in Madrid immer dringender um ausreichende Mittel zum Kampf, indes die Ermordung seines vertrauten Geheimschreibers Escovedo, wenn auch in erster Linie aus anderen Motiven erfolgt (§ 117), zeigte, wie groß des Königs Mißtrauen gegen den Halbbruder war. So blieb er ohne genügende Unterstützung und starb, aufgerieben durch Mißerfolge und Sorgen, im 33. Lebensjahre.

31. März 1578 — 1. Okt. 1578

Don Juans Andenken ist von einem Hauch ritterlicher Romantik umgeben: dem hochstrebenden Jüngling, dessen Laufbahn mit dem Glanz von Lepanto begann, um früh in Kümmernissen zu enden, hat sich die Sympathie der Nachwelt um so mehr zugewandt, je weniger das Verfahren des Königs zu billigen ist. Trotzdem darf nicht vergessen werden, daß ihm die Eigenschaften des Staatsmanns fehlten, daß sein Streben etwas Abenteuerndes an sich hatte.

Alexander v. Parma 1578—1592

§ 133. Die Anfänge Alexanders von Parma und die Unabhängigkeitserklärung des Nordens. Eben als Staatsmann war der neue Statthalter, Alexander von Parma (der Sohn Margaretens), seinem Vorgänger weit überlegen. Er bewies das, indem er geschickt an der Stelle einsetzte, wo ein großer Erfolg am leichtesten zu erreichen war: bei dem religiösen Gegensatz zwischen dem katholischen Süden und dem calvinistischen Norden. Dadurch bewog er die Provinzen Artois, Hennegau und Flandern, in Arras ein Bündnis zur Erhaltung des katholischen Glaubens zu schließen. Da ihm außerdem auch Luxemburg und Namur gehorchten, hatte er damit eine feste Operationsbasis gewonnen; vor allem aber war die Genter Pazifikation gesprengt. Dem gegenüber vereinigten sich nun die Provinzen Holland, Seeland, Geldern, Utrecht und Friesland in der Utrechter Union zu einem Schutz- und Trutzbündnis, dem bald auch Overyssel und Groningen beitraten; freilich gab es dabei fast überall widerstrebende Teile, die sich erst allmählich einfügten. Als gemeinsame Angelegenheiten, die den Generalstaaten der Union unterstanden, galten nur die Verträge mit dem Ausland und der Krieg; alles übrige war den

6. Jan. 1579 (17. Mai) — Utrechter Union 23. Jan. 1579

Einzelstaaten überlassen, doch sollte Religionsfreiheit herrschen. Der Bund war mithin sehr locker, wurde auch noch nach der bisher aufrecht erhaltenen Fiktion (§ 130) „im Namen des Königs" geschlossen; trotzdem ist er durch die Macht der Tatsachen die Grundlage des Bundesstaates der Vereinigten Niederlande geworden.

Während ein Friedenskongreß in Köln hauptsächlich an der Forderung der Religionsfreiheit scheiterte, machte Alexander im Süden weitere Fortschritte, wußte namentlich den Adel für sich zu gewinnen und eroberte Groningen. Das Haupthindernis weiterer Erfolge war Oranien, dem die Bürgerschaften anhingen; als die Versuche, ihn durch glänzende Anerbietungen zu gewinnen, scheiterten, sprach Philipp die Acht über ihn aus (15. März 1580) und versprach jedem, der ihn lebendig oder tot einliefere, 25 000 Goldkronen und den Adel. Oranien versandte darauf eine Rechtfertigungsschrift, die Nordprovinzen aber und dazu noch Brabant und Flandern erklärten ihre Unabhängigkeit von Spanien. (Unabhängigkeitserklärung 26. Juli 1581)

Sie gehen in ihrer Erklärung von dem Gedanken aus, daß „ein Volk nicht wegen des Fürsten, sondern ein Fürst um des Volkes willen" da sei. Er sei verpflichtet, das Volk nach den „beschworenen Bedingungen" zu regieren; tue er das nicht, so hätten die Untertanen das Recht, nach gesetzlichem Beschluß ihrer Vertreter, wenn kein anderes Mittel mehr übrig sei, ihn zu verlassen. Das sei in den Niederlanden der Fall, und deshalb erklärten die Stände den König von Spanien jeden Anspruchs auf die Herrschaft verlustig. — Es wird hier also die Vertragstheorie aufgestellt, die später in der englischen Revolution eine so große Rolle gespielt hat (§ 286), von den Philosophen der Aufklärung weiter ausgestaltet wurde (§ 361, 362, 369), die Erhebung Nordamerikas gegen England (§ 406) und den Anfang der französischen Revolution so wesentlich beeinflußt hat (IV, § 1).

(Unsicherheit der Lage)

§ 134. Anlehnung an das Ausland. Ermordung Oraniens. Weitere Erfolge Parmas. Was weiter werden würde, war freilich noch völlig unklar. Holland und Seeland sahen in Oranien ihren Oberherrn; er blieb auch Ruwart von Brabant, aber zum Landesherrn wählten die Generalstaaten auf Veranlassung Oraniens, der französische Hilfe heranziehen wollte, den Prinzen Franz von Anjou-Alençon; Matthias von Österreich kehrte, verstimmt über die klägliche Rolle, die er gespielt hatte, nach Wien zurück. Da nun der Süden und Osten Alexander gehorchte, so zerfiel damals das Land in drei Teile. Die Weltlage aber schien für Spanien nicht günstig. Das eben eroberte Portugal (§ 124) war noch nicht beruhigt; in Frankreich herrschte seit 1580 Friede mit den Hugenotten (§ 145); Franz von Anjou verhandelte über eine Vermählung mit Elisabeth von England (§ 156): eine englisch-französische Allianz hätte die Niederlande und Portugal den Spaniern entreißen können. Indes Heinrich III. von Frankreich wollte sich nicht mit Spanien überwerfen, Elisabeth war es nicht ernst mit der Vermählung, vor allem aber fühlte sich Franz in seiner niederländischen Stellung nicht wohl. Das hohe moralische Ansehen Oraniens war ihm eben so unbequem wie die Macht der Stände. Der Mordanschlag auf Oranien (18. März 1582) ist ihm gewiß mit Unrecht zugeschrieben; dagegen machte er den Versuch, durch französische Truppen sich Antwerpens zu bemächtigen („französische Furie") (Jan. 1583) und ein absolutes Regiment zu errichten. Als dieser Versuch scheiterte, verließ er die Niederlande (Juni 1583); im nächsten Jahre starb er (10. Juni 1584). Die Folge war, daß die nordwestlichen Unionsstaaten sich enger an Oranien als „Grafen von Holland" anschlossen und mit ihm eine Bundesverfassung vereinbarten, in den Mittelstaaten aber viele Städte Alexander zufielen. Bei der Zerfahrenheit, den kleinlichen Zänkereien

und dem provinziellen Partikularismus der Gegner stand die Sache Spaniens unter der gewandten Leitung des als Feldherr und Staatsmann gleich bedeutenden Alexander damals sehr günstig und schien völlig zu triumphieren durch die Ermordung Oraniens. 10. Juli 1584

Ermordung Oraniens

Einer ganzen Reihe von Mordanschlägen war Oranien bisher glücklich entgangen; jetzt bot sich Balthasar Gérard aus Dôle in der Franche Comté, ein fanatischer Katholik, dem Alexander als Mörder an; er war von Jesuiten in seinem Vorhaben bestärkt, und auch Alexander billigte den Plan. Die Ermordung eines Ketzers im Dienste der Kirche galt ja damals, wo wie zur Zeit der Merowinger (II, § 34) die Rechtgläubigkeit höher stand als die Moral und der konfessionelle Hader die sittlichen Begriffe verwirrte, als eine Gott wohlgefällige Tat (§ 111). Gérard begab sich nach Delft, wo Oranien weilte, erklärte, er sei ein vertriebener Hugenott, und wurde von Oranien mit anderen zu Franz von Anjou nach Frankreich gesandt. Von dort zurückgekehrt, meldete er Oranien den Tod Anjous und bat dabei um einen Paß; Oranien befahl, das Schriftstück auszufertigen und begab sich zur Tafel. Als er nach der Tafel die Treppe betrat, feuerte Gérard aus einer dunklen Nische einen Schuß auf ihn ab: Oranien wurde von drei vergifteten Kugeln getroffen und starb kurz darauf. Der Mörder wurde hingerichtet; sein Haupt ist bis zur Mitte des nächsten Jahrhunderts in Köln als Reliquie verehrt worden; seine Eltern erhielten die ausgesetzte Belohnung.

Bedeutung Oraniens

Oranien hat sein Ziel, die gesamtniederländische Monarchie, nicht erreicht, aber die staatliche und kirchliche Freiheit Nordniederlands begründet. Er war nicht frei von Ehrgeiz, aber hat doch seinen persönlichen Vorteil seinen hohen Idealen untergeordnet; weit überragte er seine Zeit, auch seine protestantischen Glaubensgenossen, durch seine religiöse Weitherzigkeit. Wie Großes er als Staatsmann geleistet hat, wird recht klar, wenn man ermißt, wie kleinlich der Sondergeist in den Provinzen war, wie eifersüchtig die Staaten über ihre Gerechtsame wachten, wie wenig wirklicher Gemeinsinn herrschte.

Erfolge Spaniens

Der Tod Anjous eröffnete der spanischen Politik in Frankreich glänzende Aussichten, da die Guisen, um die Thronfolge Heinrichs von Bourbon zu verhindern, sich eng mit Philipp verbündeten (§ 146); der Tod Oraniens schien auch die Unterwerfung der Niederlande zu ermöglichen. Parma eroberte noch im Jahre 1584 Gent, Anfang des nächsten Jahres Brüssel, Mecheln und Nymwegen und endlich auch Antwerpen, nachdem diese Stadt unter der Leitung des Bürgermeisters Philipp Marnix von St. Aldegonde länger als ein Jahr der Belagerung widerstanden hatte. 17. Aug. 1585

Da Religionsfreiheit nicht gewährt wurde, wanderten zahlreiche Kaufleute und Handwerker aus und haben in England und Deutschland die industrielle Entwicklung gefördert; da ferner bis 1609 die Scheldemündung von den Holländern blockiert wurde, verlor das einst so reiche, schon durch die spanische Furie geschwächte Antwerpen seine alte Bedeutung als Handelsstadt vollständig. An seine Stelle trat vor allem Amsterdam, daneben auch Hamburg (§ 138, 159).

Der Süden war den Spaniern wieder unterworfen. In den Nordprovinzen ging nach Oraniens Tode die Leitung der Dinge an den Staatsrat über, an dessen Spitze der Ratspensionär (Sekretär der holländischen Staaten) Johann van Oldenbarnevedt stand; auf seine Veranlassung wurde Oraniens zweiter Sohn Moritz in Holland und Seeland mit der Statthalterwürde betraut. Zugleich sah man sich wie früher schon nach auswärtiger Hilfe um und bot Elisabeth von England die Oberherrschaft an; diese lehnte zwar dieses Anerbieten ab, sandte aber ihren Günstling Leicester mit englischen Hilfstruppen, und die Generalstaaten ernannten Leicester zum Generalstatthalter. Indes wie Anjou geriet auch er bald mit den Staaten in Zwiespalt; er legte deshalb sein Amt nieder und kehrte nach England zurück. 1585 Dez. 1585 Dez. 1587

3. Die Unabhängigkeit der nördlichen Niederlande.

Philipps II. Mißerfolge gegen England und Frankreich

§ 135. Die Niederlage Spaniens gegen England und Frankreich und ihre Rückwirkung auf die Niederlande. Die letzten Maßnahmen Philipps II. Unter diesen Verhältnissen wäre eine Wiederunterwerfung auch der nördlichen Niederlande durchaus nicht unmöglich gewesen, wenn Philipp alle seine Machtmittel dieser Aufgabe gewidmet hätte. Zum Glück für die Niederlande aber hatte er seine Blicke gleichzeitig auch auf England und Frankreich gerichtet: die Niederlagen, die er hier erlitt, retteten die Freiheit der Niederlande.

Philipp beantwortete, wie wir später näher darzulegen haben (§ 157), die Hinrichtung der Maria Stuart (8. Febr. 1587) mit einem großen Unternehmen, das ganz Westeuropa dem Katholizismus unterwerfen sollte. Er entsandte die unüberwindliche Armada (1588) und wies Parma an, sie zu unterstützen; ihr Sieg hätte auch die noch rebellischen Niederlande niedergezwungen. Aber die Armada wurde besiegt und zersprengt. Das war der erste schwere Schlag, der das schon erschöpfte Spanien traf; ihm folgte bald ein zweiter. Nach dem Tode Heinrichs III. von Frankreich (1. Aug. 1589) eröffnete sich für Philipp die Aussicht, Frankreich zu einem Vasallenstaat zu machen (§ 148); für dieses große Ziel mußte Parma zweimal (1590, 1592) nach Frankreich gegen Heinrich IV. marschieren, der seinerseits von England und den Niederländern unterstützt wurde. Parma hatte einige Erfolge, ertrug es aber sehr schmerzlich, daß darüber seine niederländischen Eroberungen verloren gingen: aus dem zweiten französischen Feldzuge kehrte er krank zurück und starb (3. Dez. 1592), von Philipp, der nur noch an Frankreich zu denken schien, mit Undank belohnt. Schon im nächsten Jahre scheiterten nach Heinrichs IV. Übertritt zum Katholizismus (25. Juli 1593) Philipps französische Hoffnungen, wenn er auch erst im Frieden von Vervins (2. Mai 1598) darauf verzichtete.

Rückwirkung auf die Niederlande

Diese Zersplitterung der spanischen Kräfte und diese Niederlagen der spanischen Politik kamen den Niederlanden um so mehr zustatten, als Moritz von Oranien, der 1590 auch zum Statthalter von Utrecht und Overyssel, 1591 von Geldern erhoben wurde, glänzende Feldherrngaben entfaltete. Er entriß die von Parma eroberten Teile der Nordstaaten (Breda, Zütphen, Deventer, Nymwegen, Groningen usw.) den Spaniern wieder, so daß die Unionstaaten im Jahre 1594 wieder frei waren. Philipp hatte zum Generalstatthalter zuerst den Erzherzog Ernst (1593—1595) von Österreich, dann dessen Bruder, den Erzbischof von Toledo und Kardinal Albrecht (Albrecht v. Österreich 1595—1621), der schon Statthalter von Portugal gewesen war, ernannt. Während dieser gegen die mit Frankreich und England verbündeten Niederländer nicht ungünstig kämpfte und trotz des von Moritz bei Turnhout (1597) (in Brabant) errungenen Sieges den Süden behauptete, machte Philipp noch zwei verzweifelte Versuche, den Norden zu retten. Zuerst entsandte er den zum fanatischen Katholiken erzogenen (§ 129) ältesten Sohn Wilhelms von Oranien, Philipp Wilhelm, nach Brüssel (1595); er sollte als Erbe des Vaters auftreten, um seinem Bruder Moritz Schwierigkeiten zu bereiten, indes die holländischen Staaten verweigerten ihm den Zutritt. Sodann bestimmte er die Niederlande nebst der Franche Comté zur Mitgift für seine Tochter Isabella Clara, die früher den französischen Thron hatte besteigen sollen (§ 148), und verlobte sie (1598) dem Statt-

halter Albrecht. Die Niederlande sollten so einen selbständigen Staat bilden, aber an Spanien zurückfallen, wenn die Ehe kinderlos bliebe. Die südlichen Provinzen ließen sich diese Anordnungen gefallen; die Unionstaaten aber verwarfen den trügerischen Plan und beharrten im Kriegszustande. Das war die Lage, als Philipp II. starb: er hinterließ sein großes Königreich in vollem Niedergang (§ 160), die befreiten Niederlande aber in glänzendem Aufschwung. 13. Sept. 1598

Fortgang des Krieges

§ 136. Die Anerkennung des nordniederländischen Staates. Den Frieden brachte Philipps Tod freilich noch nicht. Nachdem der Papst den Dispens erteilt hatte, fand die Vermählung des ehemaligen Kardinals in Valencia statt; dann hielt er seinen Einzug in Brüssel und nahm den Feldzug gegen die Niederlande energischer wieder auf, da der Friede von Vervins (§ 149) Spanien von dem gleichzeitigen Kampf gegen Frankreich befreit hatte. Moritz von Oranien wandte sich gegen die Küstenplätze der südlichen Niederlande, um womöglich wieder mit Frankreich anzuknüpfen, gewann auch die Schlacht bei Nieuport, vermochte aber diese Stadt nicht zu nehmen. Dagegen eroberte der spanische Feldherr Ambrosio Spinola, ein Genuese, das drei Jahre lang von einer holländisch-englischen Besatzung tapfer verteidigte Ostende. April 1599 Sept. 1599 2. Juli 1600 20. Sept. 1604

Inzwischen war Elisabeth von England gestorben, und ihr Nachfolger Jakob I. schloß Frieden mit Spanien (§ 158). So standen die Niederländer wieder allein, aber auch Spanien war erschöpft. Zu beachten sind dabei noch die großen Erfolge der Niederländer und Engländer (§ 138, 159) zur See, durch die beide den Grund zu ihrer Handelsgröße legten. Da den Niederländern die Einfahrt in die spanischen und portugiesischen Häfen untersagt und dadurch der Zwischenhandel mit den ostindischen Waren, auf dem Hollands Wohlstand zu gutem Teile beruhte, gestört wurde, so suchten sie selbst den Weg nach Indien und betrieben die direkten Handelsverbindungen mit solchem Erfolg, daß sie bald Niederlassungen anlegten und viele der früher portugiesischen Besitzungen an sich brachten: für diesen Handel wurde die niederländisch-ostindische Kompagnie gegründet. Aber auch nach Westindien gingen die holländischen Schiffe und bedrohten so überall den portugiesischen und spanischen Handel (§ 138). Jakob van Heemskerk gewann im Hafen Gibraltar einen glänzenden Sieg über eine spanische Flotte, den er allerdings mit dem Leben bezahlte. 3. April 1603 12. Aug. 1604 1602 1602 1607

Die Lage in den südlichen Niederlanden

Dazu kamen die traurigen Zustände in den südlichen Niederlanden (Belgien). Die „Erzherzoge“ (so nannte man Albrecht und Clara Isabella) waren erfüllt von spanischem Hochmut und hatten trotz guten Willens für die Bedürfnisse des Landes kein Verständnis. Sie führten ein streng katholisches Regiment, das den Aberglauben und Fanatismus förderte, und verwendeten große Summen für ihren Hofhalt und zur Gründung von Klöstern und Kirchen, statt die Schäden des langen Krieges zu heilen. Weite Strecken des Landes lagen wüste, und die Küsten, z. B. die Scheldemündung, wurden von der übermächtigen holländischen Flotte gesperrt.

Ende des Krieges

Diese Umstände trieben Albrecht zum Frieden. In den Niederlanden widerstrebte zwar Moritz einem Friedensschluß aus Besorgnis, daß die aristokratisch-partikularistischen Elemente in den Bürgerschaften zu sehr erstarken und die Staatseinheit und seine eigene Machtstellung gefährden könnten, aber die Generalstaaten unter Führung Oldenbarneveldts, der

immer wieder auf die drückenden Kriegslasten hinwies, setzten die Er-
1607 öffnung der Verhandlungen im Haag durch. Sie zogen sich lange hin, weil einerseits die Niederländer den Katholiken die freie Religionsübung verweigerten (sie waren hier ebenso intolerant wie ihre Gegner und weit entfernt von der Weitherzigkeit Wilhelms von Oranien), andrerseits die Spanier den Holländern zwar die spanischen Häfen wieder öffnen, aber den direkten Verkehr nach Indien nicht bewilligen wollten. Es kam schließlich nicht zum Frieden, aber doch unter französischer Vermittlung
9. April 1609 zu einem zwölfjährigen Waffenstillstand (Bestand), in dem Spanien die Anerkennung der Vereinigten Niederlande als eines selbständigen Staates aussprach, die indische Fahrt zugestand, betreffs der Religionsfreiheit aber keine Garantien erlangte: die Niederlande hatten also gesiegt.

Charakter der Bundesverfassung

§ 137. Verfassung der Niederlande und innere Kämpfe. Die Verfassung des neuen Freistaates ist aus den provisorischen Einrichtungen herausgewachsen, die während der Befreiungskämpfe geschaffen wurden; an ihrer Ausgestaltung hat hauptsächlich der große Staatsmann Oldenbarneveldt mitgewirkt, doch ist es zu einem wirklich organischen Staatsbau nicht gekommen. Die Vereinigten Niederlande bildeten einen Bundesstaat und zeigten von Anfang an die Gegensätze, die sich in jedem Bundesstaate von selbst ergeben. Es bestand eine partikularistische Partei, die die Rechte der Einzelstaaten möglichst zu wahren, und eine zentralistische, die die Macht des Gesamtstaates zu steigern suchte. Jene hatte ihre Hauptstütze in dem aristokratischen Bürgertum und in den von ihm beherrschten Generalstaaten und heißt deshalb Staatenpartei, diese hatte für sich die breite Masse des Volkes, das Heer und den oranischen Generalstatthalter und wird deshalb als oranische Partei bezeichnet: wie überall war die Aristokratie der Beschränkung, die große Masse der Stärkung der monarchischen Macht geneigt. Mit diesem Gegensatz verbanden sich dann kirchliche Streitigkeiten zwischen den strengen und gemäßigten Calvinisten.

Das Gebiet der vereinigten Niederlande zerfiel staatsrechtlich wie das der Schweiz (II, § 316) in drei Teile. Vollberechtigte Bundesglieder waren die sieben in den Generalstaaten vertretenen Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Oberyssel, Friesland und Groningen; dazu kamen Drenthe, das sich selbst regierte, aber keine Vertretung in den Generalstaaten hatte, und die Generalitäts-

Partikularistische Kräfte

lande, d. h. die eroberten und von Bundesbeamten regierten Gebiete. Die souveräne und gesetzgebende Gewalt für den Bund übten die Generalstaaten, die ausübende besaß der Hohe Rat mit dem Statthalter an der Spitze, der allein den Oberbefehl über Heer und Marine führte; ganz scharf abgegrenzt waren hier die Befugnisse nicht. In den Provinzen übten die Provinzialstaaten die souveräne Macht; sie waren zusammengesetzt aus Vertretern des Adels und der Städte, doch überwog in ihnen, besonders in denen Hollands und Seelands, ein sehr selbstbewußtes Bürgertum (die „Regenten"), das die Selbstherrlichkeit der Einzelstaaten ängstlich zu wahren suchte; sogar das Heer-, Flotten- und Münzwesen war Sache der Provinzen, nicht des Bundes; auch war dieser finanziell in der Hauptsache auf die Beiträge der Provinzen angewiesen. Die Mitglieder der Provinzialstaaten aber waren wiederum an die Instruktionen ihrer Gemeinden gebunden, so daß also eigentlich die Entscheidung bei diesen ruhte. Das war um so partikularistischer, als für die wichtigsten Beschlüsse der Provinzialstaaten Einstimmigkeit gefordert wurde. Ebenso

waren die Abgeordneten der Provinzialstaaten, aus denen sich die Generalstaaten zusammensetzten, an Instruktionen gebunden; und da auch in den Generalstaaten Einstimmigkeit nötig war, war selbst die Bundesvertretung durchaus partikularistisch gestaltet. Diese schwerfällige Verfassung hätte eine einheitliche Politik kaum zugelassen, wenn nicht starke einigende Kräfte die Sondergelüste niedergehalten hätten. Es ist charakteristisch, daß der Name der Provinz Holland auf den Gesamtstaat übergegangen ist, ähnlich wie der Name Schwyz auf die Eidgenossenschaft (II, § 316). Die Ursache liegt darin, daß Holland in dem Befreiungskampfe am meisten geleistet hatte und daß es die reichste und bevölkertste Provinz war: so überwog sein Einfluß in den Generalstaaten, so wurde der Ratspensionär, der zunächst ein Beamter der holländischen Stände war, tatsächlich zum leitenden Minister des Bundes. Freilich blieb er trotzdem immer ein Organ der partikularistisch angelegten Stände. In anderer und entschiedenerer Weise wirkte für die Einheit das Haus Oranien. Wilhelm von Oranien war es ja nicht gelungen, eine Monarchie zu begründen, aber seine Nachkommen besaßen doch die Statthalterschaft von Holland, Seeland, Utrecht, Oberyssel und Geldern fast erblich, während die seines Bruders Johann diese Würde in Friesland und Groningen bekleideten. Die Oranier waren rechtlich zwar Beamte der Provinzen, vertraten aber doch, da sie Beamte mehrerer Provinzen waren, eine Einheitsmacht; außerdem kamen ihnen die Erinnerungen der Befreiungskämpfe zugute, auch knüpfte sich für die Masse des dem aristokratischen Bürgertum gegenüberstehenden Volkes das Staatsbewußtsein an ihren Namen, und etwas Ähnliches galt für die aus Söldnern bestehenden Truppen, die zwar Truppen der Einzelprovinzen waren, aber doch unter dem einheitlichen Oberbefehl der Oranier standen. Aus alledem ergibt sich der oben gekennzeichnete Gegensatz zwischen der aristokratisch-partikularistischen Staaten- und der demokratisch-zentralistischen oranischen Partei.

Einigende Kräfte

Dieser Gegensatz trat zunächst scharf hervor in den Beziehungen zwischen Oldenbarneveldt und Moritz von Oranien und verband sich mit den kirchlichen Streitigkeiten, die von den Leidener Professoren Franz Gomarus und Jakob Arminius entfacht wurden. Jener vertrat die streng calvinistische Lehre von der Prädestination und der Unabhängigkeit der Gemeinde vom Staat, dieser suchte die Prädestination mit der menschlichen Freiheit zu vereinigen und schrieb dem Staate das Recht zu, kirchliche Anordnungen zu treffen. Auf seiten des Gomarus stand das Landvolk, auf der des Arminius, der selbst schon vor Austrag des Streites starb, die städtische Aristokratie, namentlich die Hollands. Außer hier und in Utrecht hatten überall die Gomaristen das Übergewicht. Deshalb reichten die bedrohten Arminianer den holländischen Staaten eiue Vorstellung (Remonstranz) ein, in der sie ihre Lehre rechtfertigten und Glaubensfreiheit verlangten; die Gomaristen stellten dem die Kontraremonstranz entgegen und verlangten Unterdrückung der Irrlehrer. Als die Erbitterung immer höher stieg und die holländischen Staaten besondere Sicherheitswachen zum Schutz der Remonstranten einrichteten, beschloß Moritz den Streit zum Sturz der ihm feindlichen Staatenpartei zu benutzen. Er bezeichnete die Errichtung der Sicherheitswachen als einen Eingriff in seine Stellung als Oberfeldherr, erklärte sich für die Kontraremonstranten und verlangte die Berufung einer Synode nach Dordrecht. Noch bevor diese zusammentrat, ließ er den zweiundsiebzigjährigen Oldenbarneveldt, den berühmten Völkerrechtslehrer Hugo Grotius (§ 260) und einige andere Führer der Staatenpartei verhaften und erwirkte von den Generalstaaten die Einsetzung eines besonderen Gerichtshofes zu ihrer Aburteilung. Die Synode von Dordrecht, zu der auch calvinistische Geistliche des Auslands erschienen, verwarf die Ansicht des Arminius als Irrlehre Über 200 Geistliche wurden in der Folge abgesetzt und die Remonstranten von allen Ämtern ausgeschlossen; es war ein Verfahren, das an Engherzigkeit den schlimmsten Ketzerverfolgungen gleichkam. Aber damit

Kirchliche Streitigkeiten

Gomarus 1563—1641

Arminius 1560—1609

1610

Sieg der Oranier

1618—1619

nicht genug, verurteilte der Sondergerichtshof Oldenbarneveldt zum Tode, und Moritz, der ihn hätte begnadigen können, ließ das Urteil vollziehen, obgleich Oldenbarneveldt einst das meiste getan hatte für seine Erhebung zum Statthalter; Grotius wurde zu lebenslänglicher Haft verurteilt (§ 260). Die Hinrichtung Oldenbarneveldts, der neben Wilhelm von Oranien sich in den kritischen Tagen des Freiheitskampfes besonders verdient gemacht hatte, war ein schnöder Justizmord; er bedeutete den Sieg des durch Moritz vertretenen gesamtstaatlichen Gedankens über die Souveränität der einzelnen Provinzen. Bald darauf brach der Krieg mit Spanien wieder aus (§ 222), durch den das Ansehen der Oranier noch weiter stieg; doch kam es nicht zu einer Verfassungsänderung im monarchischen Sinne: dazu war Moritz nicht Staatsmann genug. Die Unterdrückung der Arminianer dauerte bis zum Tode des Prinzen Moritz; unter seinem Nachfolger Friedrich Heinrich erlangten sie Duldung und ein durch freisinnige Wissenschaft blühendes Kirchenwesen.

28. Mai 1619

23. April 1625

1625—1647

§ 138. Der Aufschwung der Niederlande. Ein viel erfreulicheres Bild als auf politisch-kirchlichem Gebiete zeigen die Niederlande in der Entwicklung ihres Wirtschafts- und Geisteslebens.

Wirtschaftliche Entwicklung

Wir haben oben (§ 126) gesehen, daß die Niederlande schon unter Karl V. eine hohe wirtschaftliche Blüte erreicht hatten. Damals war der Süden der eigentliche Sitz der auf Industrie und Handel beruhenden Kultur und Antwerpen ihr Mittelpunkt, indes der Norden von der Landwirtschaft und dem Fischfang lebte. Während der Befreiungskämpfe wurde nun die hohe Kultur des Südens auf den Norden übertragen. Kaum hat sich sonst so deutlich wie hier gezeigt, daß die Vorbedingung einer solchen Kultur die freie Betätigung des Geistes ist. Anfangs hatte sich ein freierer Geist auch im Süden gegen die spanische Gewaltherrschaft geregt; je mehr dieser Geist aber im Süden unterdrückt wurde, je schlimmer hier der spanisch-katholische Zwang wurde, um so zahlreicher wanderten gerade die tatkräftigen und selbstbewußten Elemente nach dem Norden und nach England aus. Sie brachten dem Norden ihre industrielle Geschicklichkeit und ihren Unternehmungssinn; und als Antwerpen die spanische Furie erduldet hatte (§ 131) und dann von Parma erobert war (§ 134), dazu die Scheldemündung von den Holländern blockiert wurde, trat Amsterdam an seine Stelle. So blühten Gewerbe und Handel des Nordens glänzend auf. Es entstanden besonders Tuch-, Leinwand-, Seiden- und Teppichfabriken; noch wichtiger aber wurde es, daß die Holländer die Vermittler des nordischen Handels mit dem des Südens wurden und bald auch nach Indien fuhren.

Handel

Sie waren hierbei die Erben sowohl der Hanseaten wie der Spanier und Portugiesen. Die alte hansische Niederlassung in Brügge war mit dem Aufblühen Antwerpens hierher verlegt worden; der Niedergang Antwerpens traf auch die Hanse, und die Holländer hüteten sich, ihr im Norden wieder Privilegien einzuräumen. Ja sie drangen nun ihrerseits in das althansische Gebiet, in die Ostsee, ein und holten von dort namentlich Getreide und Holz; der hanseatische Heringshandel war ja schon vorher (II, § 320) auf sie übergegangen. Auf der anderen Seite fuhren sie nach Spanien, nach dem Mittelmeer und in die türkischen Häfen, und endlich suchten sie auch unmittelbaren Verkehr mit Indien.

Barents † 1597

Heemskerk † 1607

1595

Diesem Zwecke diente das Bemühen, eine nordöstliche Durchfahrt um Nordasien herum zu finden. Sie folgten hier den Spuren der Engländer (§ 159), erreichten aber ebenso wenig wie diese das ersehnte Ziel. Willem Barents gelangte 1594 bis Nowaja Semlja, und 1596 auf 1597 überwinterten Barents und Jakob Heemskerk als erste, die das wagten, bei Nowaja Semlja. Die Generalstaaten hatten sich an den ersten Unternehmungen beteiligt und dann einen Preis für die Entdeckung ausgesetzt: erst 1878—1879 löste Nordenskjöld mit der „Vega" das Problem und erhielt den vor fast zwei Jahrhunderten ausgesetzten Preis.

Indien

Wichtiger wurden die direkten Fahrten nach Indien. Gegen Ende des Jahrhunderts entstanden dafür mehrere Kompagnien, die dann unter Ver-

mittelung Oldenbarneveldts zu der holländisch-ostindischen Kompagnie vereinigt wurden. Es war das eine Privatgesellschaft (Aktiengesellschaft), die aber mit staatlichen Rechten ausgestattet wurde. Sie erhielt das Handelsmonopol zwischen dem Kap der guten Hoffnung und der Magellanstraße (vgl. die englische Kompagnie § 150), das Recht Verträge zu schließen, Festungen anzulegen und Truppen zu halten, und es ist ihr gelungen, in dem bisher portugiesischen Indien ein großes holländisches Kolonialreich zu begründen und auch der englischen Konkurrenz gegenüber das Übergewicht zu gewinnen (§ 224). 1602

Auf der westlichen Fahrt vollendete Oliver van der Noort durch die Magellanstraße unter großen Strapazen die vierte (§ 159) Reise um die Erde. Ungefähr gleichzeitig setzten sich die Holländer in Guyana an der Küste Südamerikas fest; mit dem Wiederbeginn des spanischen Krieges entstand die holländisch-westindische Kompagnie (§ 224). Westindien 1598—1601 1621

In all diesen Unternehmungen, die sich in den Anfängen nicht wesentlich von Seeräubereien unterscheiden, zeigte sich ein ebenso vorwärts strebender Sinn wie gleichzeitig bei den Engländern (§ 159). Auf Kosten Spaniens und Portugals und der Hanse bemächtigten sich die Niederländer des Zwischenhandels, minderten die spanischen Zolleinnahmen und fingen die spanischen Schiffe und Warenladungen ab. Daß sie sich dabei ebenso von Gewinnsucht leiten ließen wie die Spanier, ist selbstverständlich, und allmählich machte sich ein kleinlicher Krämergeist geltend, der höhere Interessen zurückdrängte. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß das kleine Holland zur ersten Handelsmacht des siebzehnten Jahrhunderts aufstieg, neben der England zunächst nur an zweiter Stelle stand.

Diese wirtschaftliche Blüte wurde ergänzt durch den glänzenden geistigen und künstlerischen Aufschwung, von dem in anderem Zusammenhange (§ 184, 263) zu sprechen sein wird.

B. Frankreich.

1. Bis zum Ausbruch der Hugenottenkriege.

§ 139. Frankreich unter Franz I. Franz I. gehört zu den von seinem Volke am meisten gefeierten Königen, und der Volksinstinkt ist hier, wie meist, ein sicherer Führer auch für das historische Urteil. Franz hat die weltgeschichtliche Stellung seines Staates gewaltig gehoben und die nationale Monarchie wesentlich gestärkt; er war eine imponierende Persönlichkeit und hat die Lebensformen geschaffen, durch die der französische Hof die gesellschaftliche Führung unter den Höfen Europas erlangte. Bei allem aber handelte er im Sinne seines Volkes: darin liegt hier, wie überall, das Geheimnis seines Erfolges, die Ursache des Gehorsams, den er fand. Franz I. 1515—1547

Wir wissen, daß Frankreich bei Beginn seiner Regierung hineingestellt war in den Gegensatz gegen das Haus Habsburg; er nahm ihn auf durch den glänzenden Erfolg von Marignano (II, § 334) und durch die Bewerbung um die Kaiserkrone (§ 31). Dieses Ziel seines Ehrgeizes erreichte er nicht, aber der Kampf gegen das habsburgische Übergewicht blieb nun das A und O seiner auswärtigen Politik; und dieser Kampf war jetzt ebenso die eigentlich nationale Aufgabe, wie im Mittelalter der gegen England (II, § 274, 347). In vier Kriegen rang Franz mit Karl V., im letzten Grunde nicht um ein paar Landstücke, sondern darum, ob Seine Weltstellung

Frankreich spanischer Vasallenstaat werden oder europäische Großmacht bleiben sollte; er verlor Mailand und vermochte Savoyen nicht zu gewinnen, aber er rettete seinem Volke die Unabhängigkeit und seinem Staate die Großmachtstellung. Er erfüllte damit zugleich eine europäische Aufgabe als Vorkämpfer des nationalen Individualismus gegen den Universalismus (§ 1). Als Bundesgenossen nahm er dabei ebenso die deutschen Protestanten wie die Osmanen; der nationale Gedanke stand ihm eben höher als der kirchliche, und in dem Bündnisse mit den Ungläubigen löste er seine auf den Vorteil gerichtete Politik ganz von den Fesseln mittelalterlicher Ideen (§ 54).

Innere Politik

Mußten die Erfolge seiner auswärtigen Politik den Gedanken des nationalen Königtums stärken, so nicht minder seine Maßnahmen im Innern und seine Persönlichkeit. Er vermochte das weiterzuführen, was Philipp IV. (der Schöne), Karl VII. und Ludwig XI. begonnen hatten (II, § 278, 351, 352).

Konkordat 1516

Der Kirche gegenüber erhielt die Krone einen Machtzuwachs durch das mit dem Papste geschlossene Konkordat. Für den Papst war es ein Gewinn, daß ein Konkordat an die Stelle der pragmatischen Sanktion von 1438 (II, § 313, 351) trat, da ja diese von ihm nie anerkannte Sanktion auf dem Gedanken beruhte, daß das Konzil über dem Papste stehe und das Verhältnis von Staat und Kirche durch die staatliche Gesetzgebung geregelt werde; ein weiterer Gewinn für den Papst war es, daß er seine Einkünfte, besonders die Annaten, zurückerhielt. Aber größer noch war der Gewinn für die Krone. Unter Aufhebung der freien Bischofs- und Abtwahl erhielt nämlich der König tatsächlich das Recht alle hohen Geistlichen (man zählte damals 10 Erzbischöfe, 83 Bischöfe und 527 Äbte) zu ernennen: der König präsentierte sie, und der Papst verlieh ihnen dann ihr Amt (providierte sie). Der König brach in diesem Konkordat mit der seit 80 Jahren befolgten Politik, und es ist erklärlich, daß viele mit dieser Preisgabe oder, besser gesagt, Aufteilung der gepriesenen „gallikanischen Freiheiten" (II, § 307) nicht zufrieden waren: nur mit Widerstreben registrierte das Pariser Parlament das Konkordat. Indes den Charakter der Nationalkirche verlor die französische Kirche nicht; sie wurde nur wesentlich abhängiger von der Krone. Und der König begann nun seit 1532 die Geistlichkeit nach Bedürfnis mit Zehnten zu belegen, ohne diese, wie bisher üblich, vom Papste bewilligen oder von der Geistlichkeit genehmigen zu lassen; er bezeichnete diese Abgaben als freiwillige Beisteuern, forderte sie aber und erhielt sie.

Königsmacht

Über den Feudaladel hatte das nationale Königtum schon unter Ludwig XI. triumphiert (II, § 352). Gewiß fühlten sich die altadeligen Provinzialgouverneure noch als Landesherren, aber das war dem erstarkten französischen Nationalbewußtsein gegenüber nicht mehr gefährlich, wie am besten die mißlungene Erhebung Karls von Bourbon (§ 41) bewies. Sonst waren dem Königtum Schranken gesetzt in den Provinzialständen, den selten berufenen Reichsständen (États généraux) und den unabhängigen Parlamenten (obersten Gerichtshöfen), von denen das Pariser das Recht hatte, die königlichen Erlasse bei der Einregistrierung (Aufnahme unter die gültigen Gesetze) einer Prüfung zu unterwerfen. Indes diese heilsamen Schranken zeigten nur, daß das Königtum nicht absolut war, minderten jedoch seine innere, auf dem Zusammenhang mit der Nation beruhende Kraft nicht. Es hatte die festen von Karl VII. geschaffenen Stützen (II, § 351): das stehende Heer und die taille, von der allerdings Adel und Klerus befreit waren. Um die Einnahmen zu mehren, erhöhte der König die Taille und griff schon zu dem verwerflichen Mittel, Parlamentsstellen und andere Ämter zu verkaufen.

Für die Umwandlung des widerspenstigen Feudaladels in einen gefügigen

Hofadel war schließlich von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit die Persönlichkeit des Königs und die Bedeutung, die der Hof unter ihm gewann. Franz I. verstand es, seinen Hof zu einem Sitz glänzender Geselligkeit und zum Mittelpunkt des geistigen Lebens zu machen.

Persönlichkeit und Hof des Königs

Franz war ein schöner Mann von hoher Gestalt und stand an ritterlicher Gewandtheit keinem nach; er schuf die eleganten Lebensformen, die seitdem am französischen Hofe herrschten, liebte die Gesellschaft geschmückter Damen und gefiel sich in ihrer Mitte in „golddurchwirktem Wams, aus dessen Öffnungen das feinste Linnen hervorbauschte". Alles an ihm atmete Lebenslust, und in seiner Genußfreude achtete er nicht die Schranken der Sitte, lebte ausschweifend und gestattete sich jede, auch die ungerechteste Handlung („Der König amüsiert sich"). Unter den Damen des Hofes spielten eine hervorragende Rolle seine Geliebte, die vielgefeierte Herzogin Anna von Etampes, eine durch Schönheit, Geist und feine Bildung gleich hervorragende Frau, und ihre Rivalin Diana von Poitiers, die Geliebte seines Sohnes Heinrich (§ 140), von der mit Unrecht behauptet worden ist, daß sie auch die Geliebte des Königs gewesen sei; um beide gruppierten sich die Hofparteien.

Anna v. Etampes geb. 1508 gest. 1576

So bedenklich das hier von Franz gegebene Vorbild, das bis in die Zeiten der Pompadour nachwirkte, auch war: alles in allem zog das glanzvolle und elegante Leben den Adel von seinen Burgen an den Hof und ließ ihn die alte Opposition vergessen, und das war ein politischer Gewinn für die Krone.

Wie am Hofe Karls des Großen (II, § 79) und der italienischen Renaissancefürsten war die laxe Moral auch bei Franz die Begleiterscheinung einer höheren und freieren geistigen Bildung. Seit dem Zuge Karls VIII. nach Italien (II, § 334) waren von dort wissenschaftliche und künstlerische Anregungen nach Frankreich gekommen; Franz I. wurde nun einer der Hauptförderer der französischen Renaissance. Die Künstler, Dichter und Gelehrten Frankreichs sind schon behandelt (§ 89, 96, 102—104); es genügt deshalb der Hinweis darauf, daß Leonardo da Vinci (§ 101) an dem ihm vom Könige bereiteten Ruhesitze starb, Andrea del Sarto (§ 101) und Benvenuto Cellini (§ 100) am Hofe Franz' I. weilten, daß des Königs Schwester Margarete von Navarra sich durch Gelehrsamkeit ebenso hervortat wie durch ihre „Erzählungen" (§ 96), daß Franz das Collège royal (heute Collège de France) für die auf der Sorbonne nicht betriebenen humanistischen Studien gründete, daß er Handschriften kaufte, die humanistischen Gelehrten und Dichter mit seiner Gunst bedachte, den Architekten und Malern große Aufgaben stellte. Noch heute heißt er bei den Franzosen le père des lettres; und es war auch für die Macht des Königtums wichtig, daß er wie später Ludwig XIV. und Friedrich der Große die Führung des neu erwachten geistigen Lebens übernahm.

Geistesleben

Nur auf religiösem Gebiete widersetzte er sich dem neuen Geiste. Auch in Frankreich bereitete der Humanismus den reformatorischen Ideen den Boden; das Luthertum fand Anhänger, und dann schuf der Franzose Calvin die dem romanischen Geiste entsprechende Reform (§ 74). Franz I. unterstützte wohl aus Gründen der Politik die deutschen Protestanten (§ 56, 60), im eigenen Lande aber suchte er die kirchlichen Neuerungen gewaltsam zu unterdrücken. Seine humanistischen Neigungen standen dem zwar entgegen, auch war Franz kein Fanatiker; aber sehr stark fiel für ihn die Erwägung ins Gewicht, daß die französische Kirche seit dem Konkordat eine Hauptstütze seiner Macht und seiner Finanzen war und deshalb nicht gefährdet werden dürfe. Er ahnte nicht, daß die so eingeleitete Gewaltpolitik das französische Königtum unter seinen Nachfolgern nochmals aufs tiefste erschüttern sollte.

Stellung zur Reformation

Die Verfolgung der Ketzer betrieb mit besonderem Eifer das Pariser Parlament und die theologische Fakultät sowie der Kanzler Kardinal Duprat, der Kardinal Tournon und der Connetable Anne von Montmorency (§ 71). Die lutherisch gesinnte Gemeinde in Meaux (§ 74) wurde zersprengt; viele flohen (Calvin, Marot), eine ganze Reihe von Ketzern erlitt den Feuertod, darunter schließlich auch Berquin (§ 74), den der König zweimal aus dem Gefängnis befreit hatte; am schrecklichsten aber war das Schicksal der Waldenser in der Provence: durch Truppen wurden mehr als 20 ihrer Dörfer verwüstet und ausgeplündert, dabei über 3000 Menschen ermordet und 600 auf die Galeeren geschickt.

1545

§ 140. Heinrich II. und Franz II. Als Franz I. im dreiundfünfzigsten Lebensjahre ins Grab sank, ging die Krone auf seinen Sohn Heinrich II. über. Er setzte nach außen und innen die Politik des Vaters fort. Im Kampfe gegen Habsburg gewann er zuerst als Verbündeter der deutschen Fürsten Metz, Toul und Verdun (§ 71) und dann von dem mit Philipp II. verbündeten England Calais (§ 118); die alten Beziehungen zu Schottland wurden noch enger geknüpft durch die Verlobung und Vermählung des Dauphin mit Maria Stuart (§ 83). Diese Verbindung war auch für die innere Geschichte Frankreichs wichtig, wegen der Stellung, die dadurch die Guisen am Hofe gewannen.

31. März 1547 — Heinrich II. 1547—1559 — 1548 — 1558

Guisen

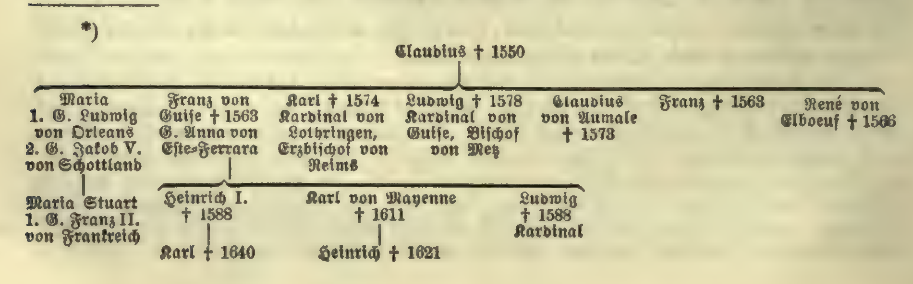
Dieses Geschlecht stammte ab von jenem René II. von Lothringen, dem einst Karl der Kühne sein Land hatte entreißen wollen (II, § 317). Sein ältester Sohn Anton wurde Herzog von Lothringen, und seine Nachkommen haben hier bis 1735, dann in Toskana und Österreich geherrscht; ein jüngerer Sohn Claudius erbte die in Frankreich gelegenen Güter und wurde der Stammvater der nach der (bald zum Herzogtum erhobenen) Grafschaft Guise benannten französischen Linie des Hauses Lothringen (Bd. II, Stammbaum XII). Von den sechs Söhnen des Claudius*) ist uns Franz als Verteidiger von Metz (§ 71) und Eroberer von Calais (§ 118) schon bekannt, Karl wurde Erzbischof von Reims und Kardinal (gewöhnlich Kardinal von Lothringen genannt), Ludwig ebenfalls Kardinal (Kardinal von Guise genannt) und Bischof von Metz. Eine seiner fünf Töchter, Maria, vermählte sich mit Jakob V. von Schottland (§ 83) und wurde die Mutter der Maria Stuart. Deren Vermählung mit dem Dauphin stärkte natürlich den Einfluß, den ihre Oheime Franz und Karl schon übten. — Sonst spielten am Hofe eine hervorragende Rolle der Connetable von Montmorency (§ 71, 118) und die Geliebte des Königs, Diana von Poitiers, obgleich sie 20 Jahre älter war als Heinrich II.; die Königin Katharina von Medici (§ 141) übte neben ihr keinen nennenswerten Einfluß.

† 1563 — † 1574 — † 1578 — Diana v. Poitiers geb. 1499 gest. 1566

Hugenotten

Die beiden Guisen, sowie Montmorency und Diana, waren leidenschaftliche Gegner der Protestanten, und auch der König war fanatischer als sein Vater, da er diesem zwar in allen ritterlichen Übungen des Körpers gleichkam, nicht aber an Geistesbildung. So wurden die Verfolgungen noch heftiger: Sondergerichte wurden gebildet, die Verbrennungen mehrten sich, Druck und Verbreitung evangelischer Bücher wurde mit strengen Strafen, die Flucht nach Genf 1555 mit dem Tode bedroht. Trotzdem drang der Calvinismus, also die eigentlich streitende Reformkirche, mit Allgewalt nach Frankreich ein (§ 76). 1555 entstand in Paris die erste reformierte Gemeinde, und schon im Mai 1559 hielten die Abgeordneten zahlreicher Gemeinden in Paris die erste calvinistische Synode, formulierten ihr Bekenntnis und schufen sich eine feste äußere Ordnung. Anfangs fand die neue Richtung ihre Anhänger zumeist im Bürgerstande; um 1558 aber schlossen sich ihr auch Mitglieder des Königshauses und des höchsten Adels an: es waren das Anton von Bourbon, König von Navarra, und seine Gemahlin Johanna d'Albret, die Tochter der Margarete von Navarra, ferner Antons Bruder Ludwig von Condé (Stammbaum 2) und die Brüder Chatillon, nämlich Franz von An=

*)



delot und der Admiral Kaspar von Coligny, die Neffen Montmorencys. Dadurch bekam der Calvinismus eine feste Stütze gerade um die Zeit, als Heinrich II. bei einem zur Feier der in Cateau-Cambrésis vereinbarten Doppelhochzeit (§ 118) abgehaltenen Turnier durch einen splitternden Speer so schwer am Auge verwundet wurde, daß er kurz darauf starb.

30. Juni 1559
10. Juli

Mit der Thronbesteigung des erst 16 Jahre alten Königs Franz II., des Gemahls der Maria Stuart, erhielten die Guisen, an erster Stelle der Kardinal von Lothringen, die Leitung des Staates. Sie beabsichtigten im Sinne einer katholischen Universalpolitik das Königspaar auch auf den englischen Thron zu bringen und unterstützten ihre Schwester Maria Guise, die Regentin Schottlands, im Kampfe gegen die Schotten (§ 84); daheim setzten sie die Verfolgung der Calvinisten energisch fort, wie der Feuertod des edlen Parlamentsrates Dubourg bewies. Ihre Feinde waren die Bourbons nicht bloß aus religiösen Gründen, sondern auch deshalb, weil, wenn überhaupt eine Regentschaft nötig, sie als Prinzen von Geblüt das erste Anrecht darauf hatten. Bei diesem Anspruch kam den Bourbons noch zustatten, daß die Guisen dem alten französischen Adel, auch dem katholischen, als Fremdlinge (Lothringer) und Emporkömmlinge galten. So bildete sich unter Führung des calvinistischen Edelmanns La Renaudie aus politischen und religiösen Gründen eine Verschwörung, der vielleicht auch Prinz Condé angehört hat: man beabsichtigte sich der Person des Königs zu versichern und die Regierung durch die Stände den Bourbons übertragen zu lassen. Die Überrumpelung des Schlosses Amboise, wo sich der Hof aufhielt, mißlang jedoch: La Renaudie fiel im Kampfe, und viele seiner Genossen wurden hingerichtet. Die Guisen gaben nun zwar die Ernennung des toleranten Michael L'Hôpital zum Kanzler zu, bewilligten auch die Berufung der Reichsstände nach Orleans für den 10. Dezember, wollten diese aber zu einem Staatsstreich benutzen. Sie ließen deshalb die zu deren Besuch erscheinenden Bourbons verhaften und Condé zum Tode verurteilen und beabsichtigten die Stände zur Unterzeichnung eines katholischen Glaubensbekenntnisses zu zwingen, — da starb noch vor deren Eröffnung Franz II.

Franz II. 1559—1560
1559
Guisen und Bourbons
März 1560
5. Dez. 1560

§ 141. Karl IX. und Katharina von Medici bis zum ersten Toleranzedikt. Franz' II. Tod steigerte die schon vorhandene Spannung, da der neue König, sein Bruder Karl IX., erst im elften Lebensjahre stand und also eine Regentschaft nötig war. Im tatsächlichen Besitze der Macht war der Kardinal Karl von Lothringen, das Recht auf die Regentschaft aber hatte als nächster männlicher Verwandter Anton von Navarra; in diesen beiden Männern stießen zugleich die religiösen Gegensätze aufeinander. Dazu aber trat nun die Königin-Witwe Katharina von Medici mit Ansprüchen hervor.

Karl IX. 1560—1574

Geboren am 13. April 1519 als Tochter jenes Lorenzo, dem Michelangelo das eine seiner berühmten Mediceergräber (§ 100) gewidmet hat, und der Madeleine de la Tour d'Auvergne, verlor sie unmittelbar nach ihrer Geburt Mutter und Vater. So wuchs sie ohne Elternliebe auf; ihr Oheim Giulio, der 1523 als Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg und bis 1534 innehatte, bestimmte ihr Geschick, und dies hing ganz ab von den großen politischen Vorgängen. Als die Mediceer nach der Einnahme Roms (§ 42) zum zweiten Male aus Florenz weichen mußten (II, § 325), blieb Katharina dort inmitten des feindlichen Volkes und erfuhr dessen Haß besonders während der Belagerung von 1530 (§ 122). Das damals hergestellte Einvernehmen zwischen dem Papste und Karl V. wurde nach dem Nürn-

Katharina v. Medici
28. April, 4. Mai 1519
1527

berger Religionsfrieden getrübt (§ 54); und nun vermählte Clemens die erst vierzehnjährige Katharina mit dem ein Jahr älteren Heinrich von Orleans, dem zweiten Sohne Franz' I.: sie selbst wurde dabei natürlich nicht gefragt. Obgleich ihr Gemahl 1536 durch den Tod seines älteren Bruders Dauphin wurde, blieb ihre Lage am französischen Hofe sehr schwierig: sie galt nicht als ebenbürtig, es tauchte sogar der Gedanke einer Scheidung auf, und erst als sie nach zehnjähriger Ehe 1543 den ersehnten Thronerben (Franz) gebar, dem dann noch sechs Kinder folgten, war ihre Stellung gesichert. Freilich mußte sie auch dann noch hinter den Mätressen zurückstehen; und so blieb es auch, als sie Königin wurde. Die zahlreichen Bauten Heinrichs II. zeigen noch heute die verschlungenen Buchstaben H D (Heinrich und Diana), nicht H C. Nach dem Tode des Gemahls vermochte sie zwar die Diana vom Hofe zu entfernen, wirklichen Einfluß auf die Regierung gewann sie den Guisen gegenüber aber immer noch nicht. Und doch sehnte sich ihr stolzes Herz danach um so leidenschaftlicher, je bitterer sie es empfunden hatte, bisher immer an der zweiten Stelle gestanden zu haben, wo ihr die erste gebührt hatte. Jetzt endlich schien der Tod Franz' II. die Gelegenheit zur Befriedigung dieser Sehnsucht zu bieten, und sie setzte nun alles daran, die Herrschaft zu gewinnen und zu behaupten. Von hier aus gewinnt man den richtigen Gesichtspunkt für die Beurteilung ihrer Politik. Gewiß war sie Katholikin, aber eine Katholikin der italienischen Renaissance, d. h. weder erfüllt von der frommen Inbrunst eines Franz von Assisi, noch von dem düsteren Fanatismus der Inquisition; im tiefsten Grunde waren ihr die Glaubenslehren gleichgültig, sie behandelte die religiösen Gegensätze als Machtfaktoren: das eigentliche Ziel ihres Handelns blieb die eigene Macht. Daß sie diese nicht durch weiblichen Liebreiz gewinnen konnte, das hatte sie sattsam gespürt; aber sie war klug, lebte im Zeitalter Macchiavellis und hatte Zeit ihres Lebens zwar zahlreiche Intriguen kennen gelernt, aber nie Liebe erfahren: so war sie skrupellos in der Wahl ihrer Mittel; sagte man ihr doch nach, daß sie einen Kreis schöner Hofdamen halte, um durch sie die Geheimnisse hochgestellter Männer zu erforschen.

1533 — 1559 — 1560

Die neue Regierung

Wollte Katharina die ersehnte Macht erlangen, so galt es im Einvernehmen mit den Bourbons die Stellung der Guisen zu erschüttern. Und das gelang: Anton von Navarra begnügte sich mit der Würde eines Generalstatthalters, sie selbst wurde Regentin, der sofort aus der Haft entlassene und dann freigesprochene Condé trat in den Staatsrat ein. Die Guisen begaben sich mit ihrer Nichte Maria Stuart nach Lothringen, von wo die letztere nach Schottland heimkehrte (§ 152). Nun begann für die Hugenotten, wie die Calvinisten seit der Verschwörung von Amboise genannt wurden, eine andere Behandlung.

13. Dez. 1560 bis 31. Jan. 1561

Schon in Orleans forderten die weltlichen Stände (Adel und Städte) durchgreifende Reformen; doch wurde der Reichstag zunächst geschlossen, weil seine Vollmachten durch den Tod des Königs erloschen seien. Wieder berufen, verlangten die weltlichen Stände, die in Pontoise tagten, freie Religionsübung bis zu einem Nationalkonzil, Einziehung der geistlichen Güter zum Nutzen des Staates, Besoldung des Klerus aus der Staatskasse, Berufung der Reichsstände aller zwei Jahre. Diesen Bestrebungen gegenüber hielt es der Klerus für angezeigt, der Regierung für sechs Jahre eine Beisteuer von 1600000 Livres zu bewilligen, um sie günstig zu stimmen. Außerdem aber wurde die Versammlung des Klerus in Poissy zu einem Religionsgespräch benutzt, auf dem Theodor Beza (§ 76) und Peter Martyr die calvinischen Lehren gegen den Kardinal von Lothringen und den Jesuitengeneral Lainez vertraten.

Aug. 1561

Toleranzedikt 17. Jan. 1562

Zu einer Verständigung kam es natürlich nicht, aber L'Hôpital vermochte das Toleranzedikt von St. Germain durchzusetzen, wonach den Calvinisten freie Religionsübung außerhalb der Städte gestattet wurde; nur sollten sie nichts lehren, als was in der Bibel und im Symbol von Nicäa enthalten sei, die katholischen Festtage äußerlich halten und für ihre Synoden die Erlaubnis der königlichen Beamten einholen.

2. Die Hugenottenkriege bis zum Aussterben des Hauses Valois.

Gegenmaßregeln der Guisen

§ 142. Ausbruch und Bedeutung der Hugenottenkriege. Das „Januaredikt" war ein großer Erfolg für die neue Lehre, und wenn man

bedenkt, daß damals nach Bezas Angabe 2150 reformierte Gemeinden in Frankreich (die meisten im Süden und Westen) bestanden, daß nach einer Schätzung drei Viertel der Gebildeten dem Calvinismus anhingen, so ist es zu verstehen, daß die streng katholische Partei zu Gegenmaßregeln schritt; zudem grollten die Guisen, daß sie von der Regierung verdrängt waren. Schon im Jahre zuvor hatte Franz von Guise mit dem Connetable von Montmorency und dem Marschall von St. André einen von den Gegnern als „Triumvirat" bezeichneten Bund zur Erhaltung des alten Glaubens geschlossen; sie traten mit Spanien in Verbindung, und der wankelmütige Anton von Navarra wurde durch die Aussicht gewonnen, Philipp II. werde ihm das südliche Navarra (II, § 337) zurückgeben oder einen Ersatz dafür bieten. Dann verletzte Franz von Guise durch eine empörende Gewalttat das eben erlassene Edikt; als er mit seinen Reisigen durch das Städtchen Vassy ritt, ließ er die in einer Scheune zum Gottesdienst versammelten Calvinisten niedermachen. Es ist wahrscheinlich, wenn auch nicht ganz sicher, daß von den Guisen die Bluttat beabsichtigt war, um den Frieden zu stören; jedenfalls wurde das Blutbad von Vassy das Signal zu einem Bürgerkriege, der mit einigen Unterbrechungen bis 1598 dauerte.

April 1561

1. März 1562

Bedeutung der Hugenottenkriege

Es handelte sich bei diesem langen Kriege nicht bloß um religiöse Fragen, sondern auch um die Frage, wer die Regierung des Staates führen, schließlich darum, wer die Krone bekommen sollte. Dabei verbündeten sich beide Parteien mit dem Auslande, schreckten die Guisen endlich auch vor dem Landesverrat nicht zurück. Frankreich wurde während seines dreißigjährigen Krieges nicht ganz so, aber doch in ähnlicher Weise der Schauplatz des Kampfes der kirchlichen und politischen Gegensätze Europas, wie Deutschland im 17. Jahrhundert. Der Ausgang freilich war ganz verschieden: in Frankreich endete der Krieg unter Versöhnung der kirchlichen Gegensätze mit dem Siege des nationalen Königtums, in Deutschland mit der Auflösung des Reiches.

Erster Krieg 1562—1563

§ 143. Die drei ersten Hugenottenkriege (1562—1570). In Paris wurde Franz von Guise mit Jubel begrüßt; die Hugenotten verließen die Stadt, die seitdem das Hauptbollwerk des Katholizismus wurde. Franz bemächtigte sich auch des Königs und der Königin-Mutter und wurde Generalstatthalter. Andererseits rief Condé die Glaubensgenossen zum Kampfe auf, um den König aus der Gefangenschaft der Guisen zu befreien, und bald war Frankreich in zwei feindliche Heerlager gespalten. Dabei standen die Gebildeten und der Adel zum größten Teil (etwa drei Viertel) auf seiten der Calvinisten, während die großen Massen katholisch waren. Beide Parteien warben fremde Söldner, die Katholiken namentlich Schweizer, die Hugenotten deutsche Landsknechte; jene erhielten von Spanien, diese von England Unterstützung. Während sich die Glaubenswut an vielen Orten, zumal des Südens, in entsetzlichen Greueltaten äußerte, wurde der eigentliche Krieg für die Häupter der Parteien verhängnisvoll. Der abtrünnige Anton von Navarra wurde bei der Belagerung von Rouen tödlich verwundet und starb (17. November 1562) nach der Einnahme der Stadt. Als dann Condé von Orleans her zum Schutz der Normandie heranzog, hemmten die Gegner in der Schlacht von Dreux seinen Marsch: dabei wurde Condé von den Katholiken, Montmorency von den Hugenotten gefangen genommen und St. André getötet; und als nun

19. Dez. 1562

Verwundet 18. Febr. 1563 gest. 24. Febr. Franz von Guise vor Orleans rückte, das die Hugenotten zum Heerlager erkoren hatten, fand er seinen Tod durch Mörderhand. Mit Unrecht bezichtigte der Täter (Poltrot) die in Orleans weilenden Häupter der Hugenotten, Coligny und Beza, der Mitschuld. — Katharina, von dem Druck des Triumvirats befreit und besorgt, daß das Ausland die Wirren zur Besetzung französischen Gebiets benutzen könnte, vermittelte März 1563 nun den Frieden von Amboise: der reformierte Gottesdienst sollte fortdauern an allen Orten, wo er schon in Übung sei; überdies sollte den Hugenotten in jedem Amtsbezirk ein Ort für ihren Gottesdienst angewiesen werden und allen Edelleuten das Recht zustehen, mit ihren Angehörigen in ihren Häusern nach ihrem Bekenntnis zu leben; in Paris jedoch sollte der reformierte Kultus verboten sein.

Bald nach diesem Friedensschluß ließ Katharina den König nach 27. Juli 1563 seinem Eintritt in das vierzehnte Lebensjahr für mündig erklären, um 15. Aug. 1563 alle Regentschaftsansprüche zu beseitigen. Sie führte nun die Regierung im Sinne der Vermittlung; deshalb verweigerte sie die Verkündigung der Tridentiner Beschlüsse, und deshalb gab sie auch in Bayonne, wo sie Juni 1565 bei einer Rundreise des Hofes durch Frankreich mit ihrer an Philipp II. vermählten Tochter Elisabeth und Herzog Alba zusammentraf, deren Drängen nach gewaltsamer Unterdrückung der Ketzer nicht nach.

Zusammenkunft in Bayonne Die Bayonner Zusammenkunft ist viel erörtert worden wegen der Behauptung, daß hier bereits der Plan zur Bartholomäusnacht gefaßt worden sei. Diese Ansicht ist jedoch unhaltbar. Elisabeth und Alba haben Katharina allerdings zu scharfen Maßnahmen gegen die Hugenotten zu bestimmen gesucht; sie aber lehnte die Entlassung des milden L'Hôpital ab, sprach von einem Religionsgespräch und einer Prälatenversammlung zur Prüfung der Bedingungen für Anerkennung des Tridentinums und verhieß schließlich nur, sie wolle gleich nach ihrer Rückkehr „dem Religionszwist abhelfen". Und auch diese allgemeine Zusage gab sie vielleicht nur, um dem Drängen Elisabeths und Albas ein Ende zu machen. Gewaltmaßregeln zu ihrer Erfüllung ergriff sie nicht, doch zeigte sie sich hinfort den Katholiken geneigter, weil sie sich bei ihrer Rundreise überzeugt hatte, daß die Mehrheit der Franzosen an dem Katholizismus festhalten wollte.

Zweiter Krieg 1567—1568 Daraus ergab sich eine schlimme Folge jener Zusammenkunft. Sie weckte den Argwohn der Evangelischen, die Vorgänge in den Niederlanden (§ 129) und Schottland (§ 153) steigerten die Erregung, und als nun Alba nach Flandern zog und die französische Regierung Schweizer Söldner, angeblich zum Grenzschutz, warb, da glaubten die Führer der Hugenotten den drohenden Gefahren, die aber vielleicht nur eingebildet waren, zuvorkommen zu sollen. Durch einen unerwarteten Überfall suchten sie Sept. 1567 sich des in Meaux weilenden Hofes und damit der Regierung zu bemächtigen; indes der Versuch scheiterte: Karl und Katharina konnten 10. Nov. 1567 nach Paris entweichen. Auch die Schlacht von St. Denis war, obgleich Montmorency dort die Todeswunde empfing, der er zwei Tage später erlag, den Hugenotten nicht günstig. Nun schickte ihnen Johann Kasimir von der Pfalz Hilfsvölker, während Karl von Lothringen der Katharina die Annahme spanischer Hilfe empfahl. Um diese fremde Einmischung zu 23. März 1568 verhüten, wünschte Katharina den Frieden: er wurde in Longjumeau abgeschlossen und erneuerte das Edikt von Amboise.

Katholische Bestrebungen Indes die Erhebung vom September 1567 hatte die Erbitterung der katholischen Massen gesteigert und blieb auch bei Karl IX. und Katharina unvergessen, obgleich die Hugenotten genau so wie die Niederländer (§ 130) behaupteten, daß sie sich nicht gegen den König, sondern gegen dessen Ratgeber auflehnten. In den Provinzen wurde der Friede vielfach

verletzt, und der Kardinal von Lothringen erlangte im Staatsrat die entscheidende Stimme. Dazu kam, daß damals die katholische Reaktion mit besonderer Schärfe vorging: in den Niederlanden fiel das Haupt Egmonts (§ 129), schien Alba zu triumphieren. Von ihm und Philipp II. gingen Mahnungen nach Frankreich, und Papst Pius V. bewilligte die Veräußerung von Kirchengütern, falls das Geld zum Kampfe gegen die Ketzer verwandt würde. L'Hôpital, der sich dem widersetzte, wurde entlassen, und Katharina beschloß nach Albas Vorbild sich der Häupter der Hugenotten zu bemächtigen; sie rächte sich damit zugleich für den Überfall von Meaux. Indes wie dieser mißlungen war, so mißlang jetzt auch die Gefangennahme Condés und Colignys: beide entkamen nach La Rochelle, das von nun an der Hauptstützpunkt der Hugenotten wurde; auch Johanna d'Albret und ihr Sohn Heinrich erschienen dort. Aug. 1568

Der nun beginnende Krieg erscheint durchaus als ein Teil des damaligen protestantisch-katholischen Weltkampfes: Elisabeth gab den Hugenotten Geld und Kriegsbedarf, Wolfgang von Zweibrücken führte Mietruppen herbei, gern hätte sich Oranien mit ihnen vereinigt (§ 129), andererseits erhielten die Katholiken von Rom und Spanien Hilfe. Das Jahr 1568 verlief noch ohne größere Kämpfe; im nächsten Jahre aber wurde Condé bei Jarnac von Heinrich von Anjou (dem Bruder des Königs) und dem Marschall Tavannes besiegt und nach seiner Ergebung meuchlings erschossen. Sein Sohn Heinrich und der junge Heinrich von Navarra, dessen heldenmütige Mutter selbst ins Lager kam, traten nun an die Spitze der Hugenotten; die eigentliche Leitung aber hatte der Admiral Coligny. Er griff Poitiers vergebens an und wurde dann von einem überlegenen königlichen Heere bei Montcontour geschlagen, vermochte aber im nächsten Jahre einen kühnen Zug durch Südfrankreich und dann auf Paris zu unternehmen. Inzwischen neigte Katharina zum Frieden, einmal wegen der finanziellen Erschöpfung und dann, weil ihr der aufdringliche Einfluß Philipps und der Guisen lästig war; für den Frieden wirkte auch die jetzt zuerst auftretende „dritte" Partei, die, aus gemäßigten Katholiken bestehend, die politischen Interessen der Nation in den Vordergrund rückte und von den Fanatikern zunächst höhnend als die der „Politiker" bezeichnet wurde. So wurde der Friede von St. Germain geschlossen, der den Hugenotten im wesentlichen die in Amboise 1563 bewilligten Zugeständnisse gewährte mit dem Zusatz, daß sie auf zwei Jahre die Städte La Rochelle, Cognac, Montauban und La Charité als „Sicherheitsplätze" erhalten sollten; in bürgerlicher Beziehung sollten sie den Katholiken gleichstehen. Dritter Krieg 1568—1570 18. März 1569 3. Okt. 1569 8. Aug. 157

Es ist schon öfter gesagt worden, daß die weitaus überwiegende Mehrheit der Franzosen dem katholischen Glauben anhing; wenn die Hugenotten sich trotzdem behaupteten und Erfolge erzielten, so dankten sie das in letztem Grunde ihrer moralischen Stärke. Seit der ersten Gemeindeorganisation von 1559 (§ 140) wurde die Kirchenordnung Calvins in ihrer ganzen Strenge übernommen bis auf das Verbot des Tanzes und der luxuriösen Kleidung. Alle, auch die Vornehmsten, fügten sich den Konsistorien, und die Generalsynoden geboten unumschränkt. Dadurch wurde ein ernstes Geschlecht erzogen, das zur Selbstentsagung und zum Opfermut bereit war. Auch auf die Geistesbildung legten die Hugenotten hohen Wert; sie haben z. B. aus eigenen Mitteln mehrere Universitäten gegründet. Dazu kam, daß sie schließlich auch die politische Moral für sich hatten. Gewiß nahmen auch sie auswärtige Hilfe an, aber ihre Verbindungen widersprachen doch nicht den nationalen Interessen; das Bündnis mit Spanien dagegen war ein Hohn auf die Politik, durch die Frankreich groß geworden war, und mußte bei den Weltherrschaftsplänen Philipps den Staat schließlich in eine unwürdige Abhängigkeit von Spanien bringen. Die Guisen haben Innere Stärke der Hugenotten

diese nationale Gefahr aus kirchlichem Fanatismus übersehen, nicht so Katharina, und eben deshalb war sie immer wieder dem Frieden geneigt: nur durfte er ihre Herrschaft nicht bedrohen.

Antispanische Pläne

§ 144. Die antispanische Wendung der französischen Politik und die Bartholomäusnacht. Der Friede von 1570 war nicht, wie behauptet worden ist, ein großer Betrug gegen die Hugenotten; er war nicht geschlossen, um sie in das Verderben der Bartholomäusnacht zu locken: er kam vielmehr dem Papste und Philipp II. sehr unerwünscht und schien der Anfang einer nationalfranzösischen, d. h. antispanischen Politik zu werden. Eine solche war damals für Frankreich dringend geboten, da Spaniens Ansehen durch den Sieg von Lepanto sehr stieg (§ 120), Alba in den Niederlanden triumphierte (§ 130) und Norfolk die Befreiung der Maria Stuart und den Sturz der Elisabeth plante (§ 155). Eine antispanische Politik Frankreichs mußte aber wohl oder übel hugenottenfreundlich sein. Bei dieser Wendung trat nun der jetzt zwanzigjährige Karl IX. stärker hervor: sein Selbstgefühl regte sich, gesteigert vielleicht auch durch seine damals vollzogene Vermählung mit Elisabeth von Österreich; er entzog sich der Leitung seiner Mutter, wobei wohl auch Eifersucht auf seinen Bruder Heinrich, den besonderen Liebling der Mutter, mitspielte, und näherte sich den Hugenotten. Die Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margarete von Valois, der Schwester des Königs, wurde betrieben, und Coligny gewann die volle Zuneigung des doch noch eines Führers bedürftigen Königs. Der Admiral suchte nun Frankreich zum Mittelpunkt einer großangelegten antispanischen Aktion zu machen. Man dachte an eine Vermählung des Franz von Alençon, eines Bruders des Königs, mit Elisabeth von England, und mit Oranien stand Coligny in enger Verbindung.

Gegner der antispanischen Politik

Durch all das sah sich Katharina der so lange ersehnten und seit zehn Jahren geübten Herrschaft beraubt; auch die Guisen (Karl von Lothringen und Heinrich, der Sohn des 1563 ermordeten Franz) waren Gegner dieser Politik; zweifellos entsprach sie auch nicht der Stimmung der Massen, namentlich nicht der der Bevölkerung von Paris. Hier und da kam es zu Unruhen gegen die Hugenotten, zunächst aber schien Coligny Herr der Lage. Obgleich der Papst durch eine besondere Gesandtschaft, der auch der Jesuitengeneral Borgia angehörte, die Heirat Margaretes mit dem Oberhaupt der französischen Ketzer zu hindern suchte, wurde der Ehevertrag vereinbart. Johanna d'Albret kam nach Paris, starb aber vor der Hochzeit; der Verdacht, daß der Tod durch vergiftete Handschuhe herbeigeführt sei, ist unbegründet, zeigt aber das herrschende Mißtrauen. Unter rauschenden Festlichkeiten, zu denen der hugenottische Adel in großer Zahl in Paris erschienen war, wurde die Hochzeit gefeiert: unmittelbar darauf fand in der Bartholomäusnacht der Massenmord der Hugenotten statt, der ihr den Namen Pariser Bluthochzeit eingetragen hat.

11. April 1572 — 9. Juni 1572 — 18. Aug. 1572 — 24. Aug.

Ursprung der Bartholomäusnacht

Kurz vor der Hochzeit hatte Katharina einen ersten Erfolg über Coligny dadurch davongetragen, daß in zwei Staatsratsitzungen (6. und 9. Aug.) der Krieg gegen Spanien verworfen wurde. Coligny war so enttäuscht, daß er ausrief: „Wollte Gott, daß nicht ein anderer Krieg ausbricht, dem der König nicht ausweichen kann!" Katharina faßte das als einen Hinweis auf einen neuen Bürgerkrieg auf, rechnete auch damit, daß die Hugenotten auf eigene Hand ihren Glaubensbrüdern zu Hilfe kämen. Das mußte verhindert werden und konnte nach ihrer Meinung am sichersten verhindert werden durch Colignys Tod. Vor Mordtaten schrak man damals nicht zurück. Fiel Coligny, so hatte Katharina wieder die Herrschaft; im Haß gegen den Admiral vereinigte sich mit der Mediceerin die Witwe des

Franz von Guise, die die Ermordung des Gemahls rächen wollte: beider Söhne, Heinrich von Anjou und Heinrich von Guise, stimmten zu. Man warb einen Mörder; und als Coligny Freitag den 22. August aus dem Louvre kam, wurde er durch einen Schuß aus dem Fenster eines einem Anhänger der Guisen gehörenden Hauses verwundet. Wäre das Attentat gelungen, so wäre es zu dem Massenmord wohl nicht gekommen. Nun aber hatte Katharina die Rache des Admirals zu fürchten, und dazu war auch der König aufs höchste erbittert: er besuchte den Verwundeten und zwang seine Mutter und seine Brüder, ihn zu begleiten, traf auch Sicherheitsmaßregeln zum Schutz der Hugenotten. So hatte der Anschlag auf Coligny das Gegenteil von dem bewirkt, was man erstrebt hatte: Colignys Stellung schien nur gefestigter. Jetzt erst wurde in einer Beratung, die Katharina mit ihrem Sohne Heinrich, den Guisen und anderen Führern der katholischen Partei hielt, beschlossen, sich der in Paris anwesenden Häupter der Hugenotten durch Mord zu entledigen. Dazu aber wollte man sich durch einen Befehl des Königs decken, und um den zu erreichen, nahm man seine Zuflucht zu einer Lüge. Katharina und die übrigen begaben sich am Nachmittag des 23. August zum König und redeten ihm ein, die Hugenotten seien zum Bürgerkriege entschlossen, sein Thron sei gefährdet, er müsse zuvorkommen; zögere er, so würden die Katholiken auf eigene Hand vorgehen; der Tod der Hugenottenführer sei das einzige Rettungsmittel; jetzt in Paris könne man sie leicht beseitigen, wären sie erst wieder in den Provinzen, so seien sie schwer zu unterdrücken. Lange widerstand der König dem Drängen, endlich rief er aus: „Der Admiral soll sterben und alle Hugenotten, damit keiner übrig bleibe, der mir nachher einen Vorwurf machen kann." Es war das wohl nur ein Ausruf augenblicklicher Erregung, aber es war doch die Genehmigung zum Morden. Nun ergingen Befehle an die Garden und an die Bewaffneten der Guisen; außerdem berief man den prévôt des marchands (Vorsteher der Kaufmannschaft) und stellte ihm vor, daß, um Schlimmeres zu verhüten, die Bürgerschaft von Paris zu den Waffen greifen müsse; er versprach für den nächsten Tag 20000 Bewaffnete. Bald nach Mitternacht fanden sich Katharina, Heinrich von Anjou und der König in einem Zimmer des Louvre zusammen; um 3 Uhr ließ Katharina von einer nahen Kirche Sturm läuten.

22. Aug.

23. Aug.

Sonntag, 24. Aug.

Das Morden

Das war das Signal zum Morden. Bewaffnete der Guisen drangen in Colignys Zimmer, bedeckten den Verwundeten mit Hieben und Stichen und schleppten ihn zum Fenster; hier hielt er sich an einer Säule fest, bis ihn die Kraft verließ und er tot herabfiel. Dem ersten Opfer folgten die weiteren. Die Häuser der Hugenotten wurden gestürmt, manche Hugenotten wurden in ihren Betten überfallen, andere, die flüchteten, auf den Straßen niedergemacht. Zu den Truppen der Guisen, den Garden und den Schweizern gesellte sich gegen Morgen die Bürgerwehr mit weißen Binden am Arm. Auch der König selbst soll auf einige Hugenotten, die Schutz suchend zum Louvre eilten, vom Fenster aus einen Schuß abgegeben haben. Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé retteten sich durch den Übertritt zum Katholizismus. Gegen Mittag gab dann der König auf Bitte des prévôt des marchands den Befehl zum Einstellen des Mordens, doch sind noch am 26. einige Mordtaten vorgekommen. Die Pariser Vorgänge haben auch in den Provinzen entsetzliche Bluttaten hervorgerufen; nur wenige Gouverneure taten der Volkswut Einhalt. Die Zahl der Opfer ist nicht festzustellen: für Paris schwanken die Angaben zwischen 2000 und 4000, für ganz Frankreich zwischen 12000 und 100000. Der König suchte das Pariser Morden zuerst als Rachetat der Guisen hinzustellen, mußte aber dann im Parlament erklären, es sei auf seinen Befehl geschehen, um eine Empörung der Hugenotten zu hindern.

Die Schuldfrage

Wir haben die Vorgänge der Bartholomäusnacht ausführlicher als manches andere behandelt, weil die Frage nach ihrem Ursprung viel erörtert ist. Mit der obigen Darstellung lehnen wir nach dem jetzigen Stande der Forschung eine Anschauung ab, die das gräßliche Ereignis noch fürchterlicher erscheinen lassen würde. Danach wäre der Plan zu diesem Massenmord schon 1565 in Bayonne (§ 143) oder wenigstens 1570 beim Friedensschluß gefaßt: dieser Friede sei Heuchelei gewesen, ebenso alle dann den Hugenotten erwiesene Freundlichkeit, die Vorbereitung zum Kriege gegen Spanien usw.: all das habe nur den Zweck gehabt, die Hugenotten sicher zu machen und nach Paris zu locken. Diese Ansicht konnte entstehen, weil allerdings die Vernichtung der Hugenotten in fanatisch katholischen Kreisen mehrfach besprochen war, und weil eine derartige Tat bei der durch den konfessionellen Hader entstandenen Verwirrung der sittlichen Begriffe nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte: Ketzern brauchte man ja sein Wort nicht zu halten, und die Vernichtung der Ketzer galt als ein Gott wohlgefälliges Werk. In Madrid wurden auf die Kunde von der Bartholomäusnacht Prozessionen veranstaltet, der Papst ließ einen Dankgottesdienst halten und eine Denkmünze prägen; und die französische Regierung hat sich in Madrid und Rom der Tat als einer lang vorbereiteten gerühmt. Indes diese Erklärungen hatten nur den Zweck, den üblen

Eindruck der antispanischen Politik, an deren Durchführung nun niemand mehr dachte, zu verwischen. Alle diplomatischen Berichte der Zeit stimmen darin überein, daß die Bartholomäusnacht nicht lange vorbereitet gewesen sei. Anderseits kann man aber nicht, wie versucht worden ist, die Hauptschuld auf die Pariser Bevölkerung abwälzen. Ihr Fanatismus hat bei den Schreckenstaten eine fürchterliche Rolle gespielt, aber entfesselt worden ist er durch Katharina und die Guisen. Die Königin-Mutter, „die Furie von Frankreich", bleibt die Hauptschuldige; ihr Hauptmotiv war Herrschsucht und Eifersucht auf Coligny: ihn wollte sie treffen, und weil das nicht gelang, mußten auch die übrigen fallen. Als Tat des Augenblicks wird die Bartholomäusnacht etwas verständlicher, als wenn man annimmt, daß sie lange vorbereitet gewesen sei. Natürlich übertrifft sie auch so noch an Fürchterlichkeit alles, was von den Christenverfolgungen der römischen Kaiserzeit berichtet wird, was im 16. und 17. Jahrhundert an kirchlichen Bluttaten geschehen ist; auch so noch sind im Namen der Religion der Liebe zur größeren Ehre Gottes von einem König Mordbanden gegen die eigenen wehrlosen Untertanen gehetzt worden.

Folgen der Bartholomäusnacht

§ 145. Wiederausbruch des Krieges. Die Anfänge Heinrichs III.

Die Bartholomäusnacht hatte für die auswärtige und innere Politik Frankreichs die schlimmsten Folgen. Philipp II. hatte alle Ursache, sich des Ereignisses zu freuen: die großangelegte antispanische Aktion war unmöglich geworden, er konnte sogar hoffen, Frankreich in eine gewisse Abhängigkeit zu bringen; in den Niederlanden aber scheiterte Oraniens Feldzug, und Alba nahm furchtbare Rache an Holland (§ 130). Im Innern begann der Religionskrieg von neuem; nach der ersten Bestürzung ermannten sich die Hugenotten, und La Rochelle widerstand wie Alkmaar (§ 130) tapfer einer langen Belagerung. Zudem lastete auf den Katholiken das böse Gewissen; immer mehr Gemäßigte wandten sich von den blutbefleckten Fanatikern ab und mehrten die Zahl der Politiker, an deren Spitze die Söhne des berühmten Hugenottenfeindes Franz von Montmorency (§ 140), der Marschall Franz und der Gouverneur von Languedoc, Heinrich (Damville), standen. Deshalb gewährte die Regierung im Friedensedikt von Boulogne den Städten La Rochelle, Nîmes und Montauban sowie dem hohen Adel freien Gottesdienst, den übrigen Hugenotten häusliche Andacht.

Vierter Krieg 1572—1573

30. Juni 1573

Weitere Konflikte

Natürlich befriedigte das nicht; vielmehr rüsteten sich die Hugenotten des Südens durch eine festere Organisation zu weiterem Widerstande und gaben sich eine Art ständische Verfassung durch nach Bezirken vorgenommene Wahl von Abgeordneten. Dazu wurde das Regiment der Katharina (der „Italienerin") auch in anderen Kreisen immer verhaßter, nicht zum wenigsten wegen der Zerrüttung der Finanzen und wegen des harten Steuerdrucks; nicht bloß die Hugenotten, auch die Politiker sprachen von dem Mißbrauch der königlichen Gewalt und von der Notwendigkeit, sie im Interesse des „öffentlichen Wohls" einzuschränken. Hierzu kam ein Zwiespalt im Königshause. Katharinas jüngster Sohn Franz von Alençon fühlte sich zurückgesetzt und beanspruchte, seit sein Bruder Heinrich von Anjou nach Polen abgereist war (§ 169), Anteil an der Regierung; er näherte sich den Politikern und dachte die „Italienerin" zu stürzen, wurde aber vorläufig wie auch Heinrich von Navarra am Hofe in Haft gehalten. Inmitten dieser Wirren starb Karl IX., gefoltert von Gewissensbissen wegen der Bartholomäusnacht und geängstigt von schweren Träumen.

30. Mai 1574

Heinrich III. 1574—1589

Sein Nachfolger Heinrich III. entwich heimlich aus Polen (§ 169), wo er sich gar nicht wohl fühlte, um über Venedig nach Frankreich zurückzukehren. In Piemont traf er mit Damville zusammen und versprach

Reformen und Toleranz; nach seiner Ankunft in Paris aber erklärte er sich gegen die geforderte Religionsfreiheit. Da begann ein neuer Waffengang, in dem **Hugenotten und Politiker** für das „öffentliche Wohl" zusammenstanden. Alençon entwich vom Hofe, trat offen an die Spitze der Politiker und verlangte die Berufung der Reichsstände; auch Heinrich von Navarra entzog sich dem Hofe und trat wieder zum Calvinismus über, Condé aber war schon früher in Heidelberg zum Glauben seines Vaters zurückgekehrt und führte mit Johann Kasimir von der Pfalz deutsche Söldner heran. Ohne größere Kämpfe endete der Krieg mit dem „**Frieden des Monsieur**" (so nannte man den Bruder des Königs; es war Franz von Alençon, der nun Herzog von Anjou wurde), der den Hugenotten im ganzen Lande mit Ausnahme von Paris Religionsfreiheit gewährte, Sicherheitsplätze zugestand und die Errichtung einer aus Katholiken und Reformierten gemischten Kammer bei den Parlamenten zusagte.

Fünfter Krieg 1575—1576

Mai 1576

Gegen diesen Frieden bildete sich aber sofort ein weit verbreiteter Bund der Katholiken, die „**Ligue**", und bewirkte, daß die Wahlen zu den nach Blois berufenen Reichsständen im katholischen Sinne ausfielen. So erklärten sich die Stände gegen die Religionsfreiheit; zugleich aber traten sie mit politischen Forderungen auf, die auf eine Beschränkung der Monarchie durch die Stände hinauskamen; sie nahmen damit die Gedanken der Hugenotten und Politiker auf. Heinrich III. stimmte den kirchlichen Forderungen der Stände zu und bewirkte dadurch eine neue Schilderhebung der Hugenotten; die übrigen Forderungen der Stände aber veranlaßten ihn, schnell wieder einzulenken: im **Edikt von Bergerac** (bei **Poitiers**) wurden den Hugenotten die 1576 erlangten Zugeständnisse erneuert mit der Einschränkung, daß der reformierte Gottesdienst in den Städten, wo er bisher stattgefunden, und sonst in einer Stadt jedes Amtsbezirks geduldet werden sollte, und daß gemischte Kammern nur bei den vier Parlamenten des Südens gebildet würden.

Dez. 1576

Sechster Krieg 1577

17. Sept. 1577

Da dieser „Friede des Königs", wie ihn Heinrich III. nannte, den Hugenotten Sicherheit gab und die Sorge der Katholiken, ganz Frankreich könne hugenottisch werden, beseitigte, so hätte er günstige Folgen haben können, wenn der König sich seinen politischen Aufgaben gewachsen gezeigt hätte. Die rechten Gedanken (Versöhnung im Innern und Kampf gegen Spanien) hat er wohl gehabt, aber es fehlte ihm die Energie, im wahren Sinne König zu sein. Er versank in Weichlichkeit und Genußsucht; er umgab sich, da ihm jeder charaktervolle Mann, jede bedeutende Persönlichkeit unheimlich war, mit jungen eitlen und geckenhaften Menschen, die das Volk mit den Spottnamen „**Mignons**" belegte, und verlieh ihnen hohe Würden und große Einkünfte. Mit ihnen vergeudete er bei Vergnügungen gewaltige Summen, und wenn die Angst über sein in Lüsten und Schwelgerei verbrachtes Leben ihn beschlich, suchte er Trost in abergläubischer Andacht, in Prozessionen und Bußübungen. Es ist begreiflich, daß die Günstlingswirtschaft und die immer steigende Zerrüttung der Finanzen den Gedanken einer **ständischen Kontrolle der Königsmacht** immer stärker werden ließ. Träger dieser Idee waren jetzt, wie schon gesagt, die Katholiken. Dabei waren die zumeist dem hohen katholischen Adel angehörenden Provinzialgouverneure, deren Macht in den inneren Kriegen sehr gestiegen war, auch persönlich erbittert, weil sie sich durch die Günstlinge aus ihrer Stellung am Hofe verdrängt sahen: so erstand

Schwäche des Königs

16*

in veränderter Form die alte feudale Opposition (II, § 352) wieder. Hinzu kam die unter den Katholiken über den Frieden von 1577 herrschende Verstimmung, die noch wuchs, als die auswärtige Politik mit diesem Frieden wie einst nach 1570 (§ 144) in antispanische Bahnen einzulenken schien. Auf eine solche Wendung wies hin, daß Franz von Anjou nach den Niederlanden (§ 134) ging und an eine Vermählung mit Elisabeth von England dachte, der portugiesische Prätendent Antonio Zuflucht in Frankreich (§ 124) fand.

§ 146. Heinrich III. und die Ligue. Gestützt auf diese aus verschiedenen Quellen genährte Unzufriedenheit gelang es Heinrich von Guise leicht, nach dem Tode des Franz von Anjou, durch den der protestantische Heinrich von Navarra-Béarn der nächste Thronerbe wurde (Stammbaum 2), den katholischen Geheimbund wieder ins Leben zu rufen. Unter Zustimmung des Papstes schloß er dann mit Philipp II. die Heilige Ligue von Joinville.

10. Juni 1584

Liga von Joinville Jan. 1585

Danach sollte beim Tode Heinrichs III. die französische Krone nicht an Heinrich von Navarra, sondern an dessen Oheim, den Kardinal Karl von Bourbon, übergehen, der Protestantismus aber in Frankreich und den Niederlanden ausgerottet werden. Philipp verpflichtete sich, den französischen Adelshäuptern eine bedeutende Geldunterstützung zu zahlen, und erhielt dafür neben anderen Vorteilen das Versprechen, daß ihm Navarra nördlich der Pyrenäen abgetreten werde.

Der Vertrag war ein großer Erfolg des spanischen Königs, der damals auch mit England in offenen Krieg geriet (§ 156) und nach Oraniens Ermordung in den Niederlanden Erfolge hatte (§ 134); er streifte vom Standpunkte der französischen Interessen an Hochverrat. Trotzdem gewann die Ligue bei dem Haß und der Verachtung, die sich Heinrich III. zugezogen hatte, viel Anhänger. Wäre dieser ein wahrer König gewesen, so hätte er im Interesse seiner Königsmacht und der nationalen Größe alles aufbieten müssen, um im Verein mit den Politikern und den Hugenotten die Rebellen niederzuwerfen. Vorübergehend hat er daran gedacht, dann aber folgte er den eigenen katholischen Sympathien und den Ratschlägen seiner Mutter und fügte sich im Edikt von Nemours der Ligue; er billigte deren Vorgehen, gestattete ihren Häuptern Truppen zu halten und verfügte, daß in Monatsfrist alle calvinischen Prediger, innerhalb sechs Monaten alle übrigen Hugenotten Frankreich zu verlassen hätten bei Verlust von Leben und Eigentum, wenn sie nicht zum katholischen Glauben zurückkehren wollten.

7. Juli 1585

Dieses Edikt gab das Zeichen zu einem neuen Kriege, dem „Kriege der drei Heinriche" (Heinrich III., Heinrich von Navarra, Heinrich von Guise); er war ein Teil jenes Weltkampfes, der in England durch die Hinrichtung der Maria Stuart und die Absendung der Armada, in den Niederlanden von Alexander von Parma, in Deutschland durch die Vorstöße der Gegenreformation (§ 178) geführt wurde (vgl. auch § 170). Deshalb wurden die Hugenotten auch von England und den deutschen und schweizerischen Protestanten unterstützt. Für Frankreich handelte es sich außerdem nicht nur um die Thronfolge (Papst Sixtus V. sprach über Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé den Bann und erklärte sie der Thronansprüche für verlustig), sondern auch um die unter Ludwig XI. (II, § 352) und Franz I. (§ 139) dem Feudalismus abgerungene Stellung des Königtums und um die Unabhängigkeit des Staates. An diesen nationalen Interessen mußte schließlich der Bund zwischen den französischen

Krieg der drei Heinriche 1586—1588 (1598)

9. Sept. 1585

Katholiken und Philipp II., zwischen den Guisen und Heinrich III. scheitern. Zunächst freilich stieg das Ansehen Heinrichs von Guise sehr. Trotz des Sieges, den Navarra über des Königs Günstling Joyeuse bei Coutras davontrug, vermochte Heinrich Guise die deutschen und Schweizer Söldner aus dem Lande zu jagen. Nun wurde er als starker Hort des katholischen Glaubens gefeiert und trat gegen den König immer herrischer auf; die Liguisten verlangten u. a. Glaubenstribunale, Einräumung von Festungen und Entfernung aller ihnen mißliebigen Personen vom Hofe. Der durch Gift herbeigeführte Tod Condés, des tüchtigsten der Hugenottenführer, machte sie noch übermütiger; ganz für sie gewonnen war die Stadt Paris. Hier hatte sich aus der fanatisch-katholischen Bürgerschaft der Bund der Sechzehn (nach den sechzehn Stadtteilen) gebildet, hier wurde durch leidenschaftliche Reden und Prozessionen die Erregung so sehr geschürt, daß Gerüchte von Anschlägen gegen die Freiheit des Königs auftauchten. Um sich zu sichern, verbot dieser dem Herzog nach Paris zu kommen und zog 4000 Schweizer nach St. Denis. Da erschien trotz des königlichen Verbots Heinrich von Guise in Paris, wo sich in kurzem 30000 Bewaffnete um ihn scharten. Die Aufregung stieg immer mehr, zumal sich das Gerücht verbreitete, die Häupter der Ligue sollten ermordet werden, und als nun der König die Schweizer und die Garden aus den Vorstädten in die Stadt zog, brach der Aufstand los. Überall wurden mit großer Schnelligkeit Barrikaden errichtet; die königlichen Truppen, die den Befehl hatten, nur zu ihrer Verteidigung von den Waffen Gebrauch zu machen, sahen sich von allen Seiten angegriffen und mußten sich ergeben. Da rief der König des Herzogs Vermittlung an, und dieser schrak vor dem letzten Schritt, der Gefangennahme des Königs, zurück und beruhigte die Massen. Tags darauf entwich der König aus Paris; der Herzog aber sicherte sich durch Besetzung der militärisch wichtigen Punkte die Hauptstadt, zog dann dem König nach und zwang ihn zur Unterzeichnung des Unionsediktes von Rouen. Der gedemütigte König genehmigte darin alle Maßregeln der Liguisten, verpflichtete sich alles zu tun, um die Ketzerei zu unterdrücken und die Thronfolge eines nichtkatholischen Königs zu hindern, entfernte alle Günstlinge und ernannte Heinrich von Guise zum Befehlshaber aller königlichen Truppen.

Übermacht Heinrichs von Guise

20. Okt. 1587

9. März 1588

9. Mai 1588

„Tag der Barrikaden" 12. Mai 1588

13. Mai

15. Juli 1588

§ 147. Heinrich III. Erhebung gegen die Guisen und gegen Spanien. Das zu Beginn des Jahrhunderts so stolze und starke französische Königtum war schmachvoll zusammengebrochen. Die Politik Philipps II. feierte hier einen glänzenden Triumph um dieselbe Zeit, wo die unbezwingliche Armada aussegelte, um England und die Niederlande zu unterwerfen (§ 157). Indes eben dieses gewaltige Unternehmen scheiterte, und der Untergang der Armada leitete auch in Frankreich den Umschwung ein. Als die nach Blois berufenen Reichsstände, in denen die Partei der Guisen überwog, die Aufforderung des Königs, mitzuwirken an der Wiederherstellung des monarchischen Ansehens, mit dem Verlangen beantworteten, daß ihre Beschlüsse auch ohne königliche Bestätigung Gesetzeskraft haben und die Einkünfte des Königs herabgesetzt werden sollten, ermannte sich der König. Freilich geschah das in einer Weise, die wieder einmal zeigt, wie skrupellos man damals in der Wahl der Mittel war. Er ließ Heinrich von Guise, den er zu einer Beratung eingeladen hatte, im Vorzimmer seines Kabinetts niederstoßen, tags darauf dessen Bruder, den Kardinal

Erhebung Heinrichs III. gegen die Guisen

22. Juli 1588

Okt. 1588

23. Dez. 1588

Ludwig ermorden und den Prätendenten Karl von Bourbon verhaften.
6. Jan. 1589 Die Sorge über die Folgen dieser Tat beschleunigte den Tod der kranken Katharina von Medici.

Erregung gegen den König

Wenn aber Heinrich III. gehofft hatte, daß er durch die Ermordung des „Königs von Paris" wieder König von Frankreich werden würde, so täuschte er sich. Die Bluttat von Blois brachte eine furchtbare Aufregung im ganzen Reiche hervor. Rache gegen den gottvergessenen König, der die Säulen des Katholizismus gestürzt habe, war die Losung. Paris geriet in eine fieberhafte Gärung; die Sorbonne erklärte, weil der König den katholischen Glauben gebrochen habe, sei die Nation des ihm geleisteten Treueides entbunden. Guises Bruder, Karl von Mayenne, trat an die Spitze der Ligue; in einem großen Teile des Reichs ging die Regierungsgewalt von den königlichen Beamten an den liguistischen Rat der Vierzig und in Paris an den demokratischen Rat der Sechzehn über. Vergebens

Bund Heinrichs III. mit Heinrich von Navarra 3. April 1589

versuchte Heinrich III. den Sturm zu beschwören und die Gemüter zu beruhigen: von seinen Freunden verlassen, ohne Geld und Heer, blieb ihm nichts übrig als ein Bund mit Heinrich von Navarra und den Hugenotten. In dem neuen Bürgerkriege war das Glück der Ligue entgegen, und trotz des päpstlichen Bannes scharten sich allmählich die royalistisch gesinnten Katholiken um Heinrich III. Schon belagerte er Paris und drohte, die treulose Stadt in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, als ihn das Messer eines fanatischen Dominikaner-Mönchs, Jakob Clement, traf. Tags darauf starb der letzte Valois, nachdem er den von dem vierten Sohne Ludwigs des Heiligen abstammenden Heinrich von Navarra-Béarn zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Blutig hatte sich die Bartholomäusnacht an all ihren Urhebern gerächt.

1. Aug. 1589

2. Aug.

3. Der erste Bourbon. Sieg des nationalen Königtums.

Heinrich IV. 1589—1610

§ 148. Der Kampf um die Krone und um die Unabhängigkeit Frankreichs. Indes dem ersten Bourbon (Stammbaum 2) stand noch ein schwerer Kampf um Frankreichs Krone bevor. Die Liguisten widerstrebten dem calvinischen Thronerben aus allen Kräften und erkannten Karl (X.) von Bourbon als König an; für ihn, der sich in Heinrichs IV. Haft befand, übernahm Karl von Mayenne die Regierung. Da manche Katholiken nach Heinrichs III. Tode das königliche Heer verließen, mußte Heinrich IV. die Belagerung von Paris aufgeben, gewann aber im nächsten Jahre über Mayenne einen glänzenden Sieg bei Ivry, bedrängte dann Paris von neuem mit harter Belagerung und ließ die Bürgerschaft alle Schrecknisse des Hungers und des Krieges empfinden. Nun griff Philipp II. energischer in die französischen Wirren ein und machte, in England besiegt (§ 157), Frankreich zum Mittelpunkt seiner weltumspannenden katholischen Politik. Nach dem Tode Karls (X.) trat er mit dem Gedanken hervor, daß seine Tochter Clara Isabella als Erbin ihrer Mutter Elisabeth von Valois Anrecht auf den französischen Thron habe, und dachte das Protektorat über Frankreich zu gewinnen. Sein großer Feldherr Alexander von Parma mußte, obgleich er dadurch seine niederländischen Erfolge gefährdete (§ 135), in Frankreich einrücken und entsetzte Paris. Papst Gregor XIV. sandte ein Hilfskorps, und Karl Emanuel I. von Savoyen besetzte die Provence. Auf der anderen Seite schickte Elisabeth von England Hilfstruppen, führte Christian von Anhalt

Karl (X.) 1589—1590

14. März 1590

Philipps II. Eingreifen

8. Mai 1590

Aug. 1590

deutsche Landsknechte herbei. Abermals erschien Parma in Frankreich und behauptete gegen Heinrich IV. das Feld, starb aber noch in demselben Jahre inmitten der Vorbereitungen zu einem dritten Feldzuge. Inzwischen traten die verschiedenartigsten Gedanken über die Zukunft Frankreichs hervor: es war die Rede von provinzialer Selbständigkeit und von sehr bedeutenden Rechten der Stände, zugleich wurde das spanische Protektorat immer drohender. Clara Isabella sollte Königin werden, als Gemahl nahm Philipp den Erzherzog Ernst von Österreich, der auch Statthalter der Niederlande war (§ 135), in Aussicht oder Karl von Guise, den Sohn des in Blois ermordeten Heinrich, allerdings gegen den Willen Mayennes, der für sich oder seinen Sohn auf die Krone hoffte. All das wurde auf den von Mayenne nach Paris berufenen Reichsständen verhandelt.

1592 — 3. Dez. 1592 — Jan. 1593

Nationale Bewegung

Die liguistisch-spanischen Pläne hatten aber eine für Heinrich IV. günstige Folge. Je klarer es wurde, daß die nationale Unabhängigkeit Frankreichs auf dem Spiele stand, daß die Guisen das Land an Spanien verrieten, um so stärker wurde wieder die Partei der „*Politiker*“, die sich nun um Heinrich IV. als den Verteidiger des Vaterlands gegen die Fremdherrschaft scharten. Nur ein Hindernis hielt sie noch ab, sich ihm unbedingt anzuschließen, sein reformierter Glaube. Die weit überwiegende Mehrheit der Franzosen wollte nun einmal keinen nichtkatholischen König: das wußte Heinrich, und er „hielt die Krone Frankreichs („hielt Paris“) einer Messe wert“. Nach Verhandlungen, die in Suresnes bei St. Cloud mit Abgesandten der Stände geführt waren, *trat er in der Kathedrale von St. Denis zur katholischen Kirche über*. Wenn seine Freunde sagten, daß er dabei seine Überzeugung seiner Pflicht zum Opfer gebracht habe, so wird man die „Pflicht“ zugeben, das „Opfer“ bezweifeln dürfen: der reformierte Glaube ist Heinrich IV. nie so Herzenssache gewesen wie seiner Mutter Johanna d'Albret, Pflicht aber war der Religionswechsel für einen König, der sich mit seinem Volke versöhnen, der sein Vaterland aus der spanischen Umklammerung befreien wollte.

Übertritt Heinrichs IV. 25. Juli 1593

Sieg Heinrichs IV.

Die liguistischen Eiferer setzten zwar, von spanischen Truppen unterstützt, den Kampf gegen „Navarra“ noch fort, aber die Kraft der Ligue war doch gebrochen. Eine Stadt nach der anderen unterwarf sich dem Könige, und auch *Paris*, die Hochburg der Ligue, öffnete ihm die Tore. Das Attentat, das *Jean Chastel* unter dem Einfluß jesuitischer Lehren auf Heinrich IV. machte, hatte die *Ausweisung der Jesuiten* aus Frankreich zur Folge. Die Ansicht aber, daß Heinrich ohne die päpstliche Absolution nicht König von Frankreich sein könnte, weckte den Geist der gallikanischen Freiheiten (II, § 307): man dachte an die alte Unabhängigkeit von Rom und wollte nicht, daß der Papst über die Besetzung des Throns befinde. Die damit aufsteigende Gefahr einer französischen Nationalkirche bestimmte Clemens VIII., der auch nicht ganz abhängig von Spanien werden wollte, zum Einlenken: er *nahm den Bann von Heinrich IV.* und begnügte sich dabei mit dem Versprechen, daß die Tridentinischen Beschlüsse nur so weit eingeführt würden, als sie die Ruhe des Reichs nicht störten. Auch Karl von Mayenne unterwarf sich nun, als Heinrich ihm die Statthalterschaft in Isle de France zugestand, wie er überhaupt die übertretenden Häupter der Ligue reich belohnte. Militärisch hatte Heinrich gegen die spanischen Truppen manche Erfolge, und als Albrecht von Österreich (§ 135) von den Niederlanden her in Frankreich einrückte

22. März 1594 — 27. Dez. 1594 — 1595 — Sept. 1595

1596 und Calais eroberte, erhielt Frankreich von England und den Niederlanden Hilfe. Da schloß Philipp II., der sein Ende nahe fühlte, den 2. Mai 1598 **Frieden von Vervins**: Calais wurde zurückgegeben, die **nationale Unabhängigkeit Frankreichs war gerettet, Philipps Plan**, es zu einem Vasallenstaat zu machen, gescheitert.

Edikt von Nantes 13. April 1598 Dieser Erfolg Heinrichs wurde ergänzt durch das **Duldungsedikt von Nantes**, in dem der König seinen ehemaligen Glaubensgenossen Religionsfreiheit mit einigen Einschränkungen und vollkommene staatsbürgerliche Gleichheit gewährte.

Der reformierte Kultus soll in all den Orten gestattet sein, wo er bisher bestanden hat, und in je einem Orte jedes Amtsbezirks, außerdem hat der hohe Adel volle Kultusfreiheit, der niedere das Recht des Hausgottesdienstes; ausgenommen ist jedoch die Stadt Paris und die jeweilige Residenz des Königs. Die katholischen Festtage sollen die Hugenotten halten, auch den Zehnten bezahlen und die eingezogenen Kirchengüter wieder herausgeben; dagegen verbleiben ihnen etwa 200 Städte mit reformierten Garnisonen, auch verbleibt ihnen ihre Organisation mit den politischen und kirchlichen Provinzial- und Generalversammlungen. Der König übernahm sogar die Bezahlung der reformierten Garnisonen, konnte dafür allerdings deren Befehlshaber ernennen, aber nur aus den Reihen und mit Zustimmung der Hugenotten. In bürgerlicher Beziehung (Zulassung zu Ämtern usw.) sollten die Reformierten den Katholiken völlig gleichstehen; auch wurden zu ihrer Sicherheit in Rechtsstreitigkeiten bei den Parlamenten gemischte, d. h. aus Anhängern beider Bekenntnisse zusammengesetzte Kammern gebildet.

Damit erlangten die Hugenotten eine Rechtsstellung, wie sie sie noch nie besessen hatten, aber ihre Zahl war doch in den langen Kämpfen bedeutend zurückgegangen: von 2150 Gemeinden, die man unter Karl IX. gezählt hatte (§ 142), waren noch 760 übrig. Wie Heinrich das Edikt trotz der Opposition der Katholiken durchführte, so nahm er andererseits, 1603 um auch diese zu versöhnen, die Verbannung der Jesuiten zurück.

Bedeutung des nationalen Königtums **§ 149. Das nationale Königtum Heinrichs IV. und Frankreichs Aufschwung.** Der mehr als dreißigjährige Bürgerkrieg war zu Ende: unterlegen waren die Verbündeten Spaniens, d. h. der Macht, gegen die Frankreich am Beginn der Neuzeit groß geworden war; gesiegt hatte der Gedanke des **nationalen Königtums**, das unter **Versöhnung der kirchlichen Gegensätze** alle Franzosen um sich scharte. Nun galt es das **Ansehen der Krone** neu zu festigen und die **Wohlfahrt** des schwer zerrütteten Landes wieder zu heben. Beides ergänzte sich, und beides ist Heinrich IV. gelungen.

Stärkung der Königsmacht Es kam ihm das allgemeine Ruhebedürfnis zustatten und die Tatsache, daß er als der Vertreter der nationalen Interessen erschien. So konnte er an das, was Franz I. erreicht hatte (§ 139), wieder anknüpfen und das, was seitdem gefährdet war, wiederherstellen. Wie bei Franz I. wirkte dabei auch jetzt die Persönlichkeit des Königs mit: es umstrahlte ihn der Ruhm militärischer Erfolge, und sein ritterliches und zugleich leutseliges Wesen gewann ihm die Herzen seines Volkes. Die Gedanken einer ständischen Beschränkung des Königtums verstummten: Heinrich hat die Reichsstände seit 1598 nicht mehr berufen. Aber auch die Opposition des in den Bürgerkriegen sehr selbständig gewordenen Adels wurde niedergehalten: der König verstand es, ihn durch hohe Stellungen und Gnadenerweise gefügig zu machen, stellte den Provinzialgouverneuren Stellvertreter (Generallieutenants) zur Seite und verbot die eigenmächtige Werbung von Truppen, ja das Tragen von Feuerwaffen; wo aber ein ernster Widerstand geleistet wurde, griff er tatkräftig durch.

So wurde der Marschall **Biron**, ein eifriger Katholik, der mit Spanien in Be- 1602 ziehung stand und an die Auflösung Frankreichs in eine Reihe selbständiger Staaten dachte,

verhaftet und hingerichtet; der calvinische Herzog von Bouillon aber, der in Sedan eine selbständige Herrschaft erstrebte, zur Ergebung gezwungen. 1606

Verwaltung

In der Festigung der königlichen Autorität war Heinrich der echte Vorläufer Richelieus, Mazarins und Ludwigs XIV.; sie wäre aber nicht gelungen, wenn er nicht durch eine treffliche Verwaltung für das Wohl seiner Untertanen gesorgt hätte. Die hierbei ergriffenen Maßnahmen hat man früher in erster Linie seinem Minister, dem zum Herzog von Sully erhobenen Maximilian de Béthune, Herrn von Rosny, zugeschrieben; jetzt steht fest, daß dem König selbst das Hauptverdienst zukommt, daß Sully zwar ein trefflicher Finanzbeamter gewesen ist, daß er aber den neuen volkswirtschaftlichen Gedanken des Königs sogar Widerstand entgegengesetzt hat.

Sully geb. 1560 gest. 1641

Finanzen

Zur Wiederherstellung der seit Heinrich II. arg zerrütteten Finanzen diente zunächst eine strenge Aufsicht über die Beamten. Als Sully eine Untersuchung über die bisherige Steuererhebung anordnete, erstatteten die Beamten freiwillig 3 600 000 Livres zurück. Die Domänen wurden, soweit deren Inhaber nicht einwandfreie Besitztitel besaßen, zurückgefordert, die Zollpachtungen zugunsten des Staates aufgehoben, die Taille gleichmäßiger verteilt. Gute Erträge brachte auch die auf Vorschlag des Finanzrats Karl Paulet eingeführte sogenannte Paulette: danach wurden die Richterstellen bei den Parlamenten gegen jährliche Zahlung des sechzigsten Teiles der Summe, auf welche das Amt geschätzt wurde, für erblich erklärt. Diese Einrichtung schuf zugleich einen Amtsadel (noblesse de robe) als Gegengewicht gegen den Geburtsadel, hat aber für die Rechtspflege auch verderbliche Folgen gehabt. Sully hatte beim Amtsantritt eine Staatsschuld von etwa 345 Mill. Livres (nach heutigem Geldwert über zwei Milliarden Mark) vorgefunden; es gelang ihm, die Schulden um 100 Mill. Livres (650 Mill. Mk.) zu mindern und aus den Überschüssen einen Staatsschatz von über 41 Mill. Livres (268 Mill. Mk.) zu bilden.

Wirtschaft

Selbstverständlich war das nur möglich infolge der natürlichen Reichtümer Frankreichs. An der Hebung des Ackerbaus, der Befreiung der Bauern von der adligen Bedrückung arbeiteten Sully und der König gemeinschaftlich: jeder Bauer sollte nach einem Ausspruch des Königs „(Sonntags) sein Huhn im Topfe" haben. Für die Entwicklung der Industrie dagegen fand der König bei seinem Minister kein Verständnis; hier ging er neue Wege. Er befreite das Gewerbe von manchen lästigen Schranken und suchte es dahin zu bringen, daß die Luxuswaren, für die alljährlich viele Millionen ins Ausland gingen, in Frankreich hergestellt würden; u. a. schuf er die später so hoch entwickelte französische Seidenindustrie. Außerdem sorgte er für den Bau von Straßen und förderte den Handel. Er schloß Handelsverträge und suchte seinem Volke Anteil an der überseeischen Kolonisation zu verschaffen. Wie in Holland (§ 138) und England (§ 159) wurde auch in Frankreich eine ostindische Kompagnie gegründet, und während die Engländer in Virginien Fuß faßten, setzten sich die Franzosen nach der von Champlain unternommenen Forschungsreise in Neu-Frankreich (Kanada) fest; Champlain gründete 1604 Port Royal (jetzt Annapolis) in Akadien (Neu-Schottland) und 1608 Quebec in Kanada.

Koloniale Unternehmungen

1604

Auswärtige Politik

In der auswärtigen Politik blieb der Gegensatz gegen Spanien maßgebend. Heinrich unterstützte die Niederländer, betrieb die „Union" der protestantischen deutschen Fürsten (§ 180) und dachte zwar nicht an die Herstellung einer „christlichen Republik", bestehend aus fünfzehn selbständigen Staaten, zum Kampf gegen die Türken (diesen „großen Plan" hat ihm Sully in seinen Memoiren angedichtet), wohl aber gelegentlich des Jülich-Klevischen Erbfolgestreites (§ 180) an eine Vereinigung aller antispanischen Kräfte Europas gegen Spanien: da wurde er von Franz Ravaillac, einem fanatischen Katholiken, durch einen Dolchstoß ermordet. Der Mörder wurde hingerichtet; Mitwisser hat er wohl nicht

Tod Heinrichs 14. Mai 1610

gehabt. Der Empfindung der Spanier aber gab der Erzbischof von Toledo mit den Worten Ausdruck: „Wenn Gott für uns ist, wer will wider uns sein?"

Persönlichkeit Heinrichs

Heinrich IV. gehört mit Recht zu den gefeiertsten Königen Frankreichs. Seine Jugend hatte er in den baskischen Bergen verlebt und von dort eine gesunde Natur, einen frohen Mut und starken Körper mitgebracht. Dann war er früh ins Heerlager gekommen und Kriegsmann geworden; man sagte, daß er an 200 Schlachten und Gefechten teilgenommen habe. Dabei teilte er mit seinen Soldaten alle Strapazen und war bei ihnen sehr beliebt. Auch unter das Volk mischte er sich gern, verkehrte ungezwungen mit Bürgern und Bauern und handelte selbst auf dem Markte. Diese Leutseligkeit, verbunden mit seiner Leichtlebigkeit und Lebenslust, machten ihn höchst populär, und selbst seine größte Schwäche, seine leidenschaftliche Hinneigung zu schönen Frauen, durch die er sich zu zahllosen Liebesabenteuern verleiten ließ, nahm man ihm nicht übel. Unter seinen Geliebten nimmt Gabriele von Estrées (die schöne Gabriele) den ersten Platz ein; er war ihr wahrhaft zugetan und dachte sogar trotz Sullys Einspruch daran, sich mit ihr zu vermählen, als sie starb. In demselben Jahre wurde die Scheidung von seiner Gemahlin Margarete von Valois, die übrigens auch ein sittenloses Leben führte, ausgesprochen, und im Jahre darauf vermählte sich der König mit Maria von Medici, die dann Mutter des langersehnten Thronerben wurde. Freilich hinderte auch die neue Ehe den König an Liebesabenteuern nicht, und noch als Fünfundfünfzigjähriger verliebte er sich in die fünfzehnjährige Gemahlin des Prinzen Condé und suchte sich ihr, als Pilger und dann als Jägerbursche verkleidet, zu nähern. So unwürdig uns das erscheint: es hat seiner Popularität nicht geschadet. Und was er als König für sein Volk geleistet hat, das sichert ihm einen hervorragenden Platz in der Geschichte: er versöhnte die religiösen Gegensätze, erstritt die nationale Unabhängigkeit, heilte die Wunden des langen Krieges und bereitete die Zeit vor, in der Frankreich an Stelle Spaniens die Vorherrschaft in Europa gewann.

† 10. April 1599

Dez. 1599

Dez. 1600

27. Sept. 1601

C. England und Schottland im Zeitalter der Elisabeth.

1. Bis zur Flucht Maria Stuarts nach England.

Elisabeth 1558—1603

§ 150. Königin Elisabeth. Der Charakter der Königin Elisabeth, deren Thronbesteigung wir früher (§ 82) erzählt haben, hatte sich in der Schule des Unglücks unter der Regierung ihrer Schwester Maria gebildet. Sie besaß ihres Vaters gebieterischen Sinn und führte das Zepter mit Ernst und Strenge, aber sie opferte nicht, wie er, das Staatswohl den Leidenschaften und Despotenlaunen; sie unterdrückte jeden kecken Widerspruch, mochte er sich im Parlament, auf der Kanzel oder in Druckschriften kundgeben; aber sie handelte nach Grundsätzen, nicht nach Willkür, und ehrte die Gerechtigkeit. Frühe gewöhnt an ernste Studien, brachte sie einen gebildeten Geist und hohen Verstand auf den Thron mit, was sich sowohl in der Wahl ihrer Ratgeber, unter denen Lord Burleigh den ersten Rang einnahm, als in ihrer Politik kund gab; aber Verstellungskunst, die sie ebenfalls in der Jugend geübt, ließ sie Gefallen finden an den Winkelzügen einer unredlichen Staatsklugheit. Die Tugend der Entbehrung, die sie im Tower gelernt hatte, führte sie zur Sparsamkeit, die in ihren späteren Jahren sogar in Geiz überging, und zur weisen Staatshaushaltung, wodurch sie das Parlament leichter in Unterwürfigkeit halten konnte. Hohe Herrschergaben haben ihr selbst ihre Gegner nicht abgesprochen. In stolzer Selbständigkeit nahm sie Stellung zwischen Spanien und Frankreich; sie wurde eins mit dem nationalen Empfinden ihres Volkes und hat als Vorkämpferin des Protestantismus ihrem Staate eine weltgeschichtliche Stellung errungen. Die insulare Lage kam dem Lande dabei, wie später so oft, sehr zustatten; sie gab die Möglich-

keit, Nutzen zu ziehen aus den kontinentalen Kämpfen, ohne daß das Land selbst Schauplatz des Kampfes wurde. Aber nicht nur politisch stieg England unter Elisabeth mächtig empor: es gelangte auch zu hoher Blüte in Handel, Gewerbe, Schiffahrt und Literatur.

Geboren am 7. September 1533, wurde Elisabeth nach der Hinrichtung ihrer Mutter (19. Mai 1536 vom Vater zunächst als illegitim verstoßen, dann aber in ihr Erbrecht wieder eingesetzt (§ 80); Katharina Parr, die letzte Gemahlin ihres Vaters, nahm sich ihrer freundlich an. Dadurch trat Elisabeth auch in Beziehung zu dem Admiral Thomas Seymour, mit dem sich Katharina Parr nach Heinrichs VIII. Tode (1547) vermählte, und faßte zu ihm eine erste Jugendliebe, die nach Katharinas Tode (7. September 1548) wuchs. Da dessen Bruder, der Protektor Somerset (§ 80), davon eine Gefährdung seiner Machtstellung fürchtete, ließ er den Admiral hinrichten (1549), wieder ein Beweis für die sittliche Skrupellosigkeit der Zeit. Vergebens hatte Elisabeth den Freund zu retten gesucht und fand nun Trost in ernsten Studien (Lateinisch, Griechisch, Mathematik). Nach Somersets Sturz erhielt sie durch ihren Bruder Eduard VI., der ihr zugetan war, den ihr gebührenden Platz am Hofe; jedoch dauerte diese glückliche Zeit nicht lange. Maria die Blutige haßte sie und ließ sie nach dem Aufstande Wyatts (§ 81) verhaften und nach dem Tower bringen, aus dem der Weg zumeist auf das Blutgerüst führte. Manche eifrige Katholiken wünschten, daß auch sie ihn gehen sollte, indes dazu fehlte doch der volle Schuldbeweis; und als Maria kinderlos dahinsiechte, trat deren Gemahl Philipp II. für Elisabeth ein. Er dachte an die Zukunft: er wünschte ihre Thronbesteigung, da ihm bei der zwischen Spanien und Frankreich bestehenden Feindschaft die Thronfolge der mit dem französischen Dauphin vermählten Maria Stuart nicht erwünscht sein konnte, auch hoffte er, als Gemahl Elisabeths England zu beherrschen. So bestieg Elisabeth den englischen Thron, wies nun aber, nachdem sie ihn einige Zeit hingehalten, Philipps Werbung ab. Dieser gab jedoch die Hoffnung, England für das Haus Habsburg zu gewinnen, deshalb noch nicht auf und betrieb die Bewerbung des Erzherzogs Karl, eines Sohnes Ferdinands I. Aber auch diese Werbung wies Elisabeth schließlich ab, ebenso alle späteren; sie benutzte sie, vor allem die des Franz von Anjou (§ 145), für politische Zwecke, hat aber wohl nie ernstlich an eine Heirat gedacht. Ihre Liebe besaß Robert Dudley, Graf von Leicester; er trug sich auch mit dem Gedanken, Elisabeths Gemahl zu werden, und als seine Gemahlin Amy Robsart tot am Fuß einer hohen Treppe gefunden wurde, behauptete man, daß er ihr Mörder sei. Elisabeth überhäufte ihn mit Auszeichnungen, obgleich er nichts war, als ein gewandter Höfling — die männlichste Frau fühlte sich zu dem unmännlichsten Manne hingezogen — nahm ihn auch wieder zu Gnaden an, als er sie durch seine heimliche Vermählung mit der Witwe des Grafen Essex gekränkt hatte, aber sie „lebte und starb als jungfräuliche Königin". Sie pflegte dem Drängen des Parlaments gegenüber zu sagen, sie sei mit England vermählt, und in diesem Worte liegt die Wahrheit, daß ihre Politik sich mit den Interessen ihres Volkes deckte. Für diese Politik aber fand sie einen ausgezeichneten Staatsmann in William Cecil, den sie am 20. November 1558 zum Staatssekretär ernannte, 1571 zum Lord Burleigh (richtiger Burghley) erhob, und an dem sie bei all ihrem Wankelmut doch immer wieder bis zu seinem Tode festhielt, obgleich Graf Leicester sein erbitterter Gegner war.

Leicester geb. 1533 gest. 1588

8. Sept. 1560

Burleigh geb. 1520 gest. 1598

Elisabeth und Philipp II

§ 151. Die politische und kirchliche Lage in den ersten Regierungsjahren Elisabeths. Eigenartig verwickelt war die politische Lage bei Elisabeths Regierungsantritt. Da die Katholiken ihre eheliche Geburt und damit ihr Thronrecht bestritten (§ 82), war sie von vornherein auf die antikatholische Seite gedrängt; daraus hätte sich eine antispanische Politik ergeben müssen und ein Anschluß an Frankreich, den Hauptgegner Spaniens. Aber eben Frankreichs Dauphine und Königin Maria Stuart (§ 140) war in den Augen der Katholiken die berechtigte Erbin der englischen Krone und zugleich Königin von Schottland, mithin Elisabeths größte Feindin. Da nun auch Philipp, wie schon gesagt (§ 150), eine Vereinigung der englischen und französischen Krone nicht wünschen konnte, diese aber nur durch die Thronbesteigung Elisabeths zu verhindern war, so waren zunächst Elisabeth und Philipp, deren Gegnerschaft geboten erschien, politisch aufeinander angewiesen. Deshalb begünstigte Philipp

ihre Thronbesteigung und warb dann um ihre Hand; deshalb brach er auch nach der Abweisung seiner Werbung nicht mit ihr. Elisabeth ließ sich diese spanische Rückendeckung klug gefallen und benutzte die kirchlichen Wirren in Schottland, um hier ihrer königlichen Rivalin Schwierigkeiten und sich eine Partei auch gegen Frankreich zu schaffen (§ 84). Das Bewunderungswürdige dieser Politik bestand darin, daß sie zwischen den beiden westeuropäischen Großmächten eine stolze Selbständigkeit wahrte; die Schwierigkeit dieser Lage minderte sich erst, als Maria Stuarts Gemahl Franz II. starb und Maria Stuart nach Schottland heimkehrte. Damit fiel die Möglichkeit einer Vereinigung Englands und Frankreichs unter Franz II. weg: das machte zwar die Bahn frei zu einem festen Anschluß Maria Stuarts an Philipp II. und die gesamtkatholische Politik, klärte aber Elisabeths Stellung. Sie mußte nun in Verteidigung ihrer Krone und der nationalen Unabhängigkeit ihres Staates in die durch die Natur der Dinge gegebene, bisher nur durch eine vorübergehende Konstellation zurückgedrängte Feindschaft gegen die katholische Weltpolitik Philipps II. eintreten, mußte als Königin eines entschieden protestantischen Staates hierbei die Führung gewinnen und konnte sogar auf französische Hilfe rechnen, falls nämlich in Frankreich die nationale Politik siegte.

1560

Kirchliche Parteien

Inzwischen hatte Elisabeth im Innern schon entschiedener als nach außen hin die antikatholische Richtung, zu der sie durch ihre Geburt bestimmt war, eingeschlagen. Es ist früher (§ 82) gesagt worden, daß sie die anglikanische Kirche neu begründete: sie war als deren Oberhaupt Gebieterin des Glaubens. Gegner fand diese Staatskirche in den Katholiken (Papisten) und Reformierten (Puritanern), die als Nichtübereinstimmer (Nonkonformisten oder Dissenters) verfolgt wurden; zur Aburteilung aller von der Gleichförmigkeit und dem Supremat abweichenden Meinungen wurde 1583 ein besonderer Gerichtshof, die Hohe Kommission, eingesetzt. Bei Elisabeths Vorliebe für kirchliche Zeremonien und gottesdienstliche Pracht, worin sie ein wirksames Mittel sah, das Volk in heiliger Ehrfurcht vor der Religion und im Gehorsam gegen die Obrigkeit zu erhalten, wären die Katholiken von ihr nicht bedrückt worden, wären nicht von den überseeischen Seminaren zugunsten der Maria Stuart Verschwörungen angesponnen worden. Desto mehr haßte sie die demokratischen Grundsätze der calvinischen Partei, der hauptsächlich die unter Maria Tudor verfolgten und nun als Märtyrer von dem Kontinent zurückgekehrten Geistlichen angehörten. Sie nahmen Ärgernis an der Abhängigkeit der Kirche vom Staate, an den Privilegien der Bischöfe, besonders an dem auf der apostolischen Sukzessionslehre beruhenden ausschließlichen Ordinationsrecht, und an dem katholisierenden Kultus. Diese nach einer von den Schlacken des Papsttums gereinigten Kirche strebende und darum Puritaner genannte Partei errichtete eine der schottischen (§ 84) ähnliche Presbyterial- und Synodalverfassung, einen einfachen Gottesdienst ohne Beiziehung von Kunst und Poesie und eine Kirchenzucht, der jede irdische Freude Sünde war. Bald schied sich aus dem Schoße der Puritaner eine radikale Partei aus, die Independenten, welche die bindende Kraft der Synoden verwarfen, jede Gemeinde als selbständige Kirche ansahen und jedem einzelnen das Recht zugestanden, Gott nach der Vorschrift seines Gewissens zu verehren.

Elisabeth und Maria

§ 152. Maria Stuart. Die Welt hat wenig Persönlichkeiten aufzuweisen, die so sehr Gegenstand des allgemeinen Interesses in Geschichte und Poesie gewesen, so sehr der verschiedenartigsten Beurteilung in Lob und Tadel teilhaftig geworden sind, als die beiden Königinnen, in derer

Rivalität sich für England der große kirchliche Weltkampf verkörperte. Beide waren erfüllt von dem lebhaftesten Selbstgefühl, von dem Bewußtsein ihrer geschichtlichen Mission, aber ihr Charakter hatte sich schon durch ihre Jugendschicksale verschieden entwickelt. Während Elisabeth aus den Widerwärtigkeiten ihres Geschicks einen gereiften und ernsten Geist, aber auch Argwohn und Falschheit auf den Thron hinübernahm, gewann Maria Stuart aus einer in Freud und Glück verlebten Jugend ein liebenswürdig-heiteres Wesen, ein offenes Herz und lebensfrohen Sinn.

Maria Stuart geb. 8. Dez. 1542, gest. 8. Febr. 1587

Gleich nach der Geburt bereits Königin von Schottland (§ 83), hatte sie doch ihre Jugend nicht in dem rauhen, nordischen Lande, sondern in dem sonnigen Frankreich verlebt. Im sechsten Lebensjahre war sie als Braut des Dauphin an den leichtfertigen Hof Heinrichs II. gekommen (§ 140); hier hatten sich ihre glänzenden Geistesgaben ebenso schnell entwickelt wie ihre Schönheit und Anmut: sie war der verzogene Liebling des ganzen Hofes; nach einem Worte Katharinas von Medici brauchte sie nur zu lächeln, um allen Franzosen die Köpfe zu verdrehen. Darin zeigte sich schon jene Allgewalt, die sie auch später auf die Männer übte, mit der sie, ohne es zu wollen, deren Leidenschaft weckte; freilich war das nur deshalb möglich, weil auch in ihr die Leidenschaft schlummerte, die Liebe gab. In diesen echt weiblichen Vorzügen und Fehlern wird sie stets mehr Sympathie erwecken als die kalte, durch ihre männlichen Tugenden ausgezeichnete Elisabeth. Etwas über 15 Jahre alt, wurde sie dem Dauphin vermählt, dann nahm sie nach dem Tode der blutigen Maria Titel und Wappen einer Königin von England an und wurde nach Heinrichs II. Tode Königin von Frankreich. Ihr zur Seite standen ihre Oheime, die Guisen (§ 140), und sie schien bestimmt, im Sinne der katholischen Weltpolitik drei Reiche (Schottland, Frankreich, England) zu vereinen. Indes schon im nächsten Jahre starb ihr Gemahl Franz II. Damit war nicht nur diese große Aussicht geschwunden, auch das Glück ihres Lebens war vorbei. Sie fühlte es, als sie tränenden Auges von der Küste Frankreichs absegelte, um in die rauhe, ihr fremd gewordene Heimat zurückzukehren, wo vor Jahresfrist ihre Mutter gestorben war (§ 84) und ein widerspenstiger Adel sowie ein fanatisch calvinisches Volk die achtzehnjährige Herrscherin erwartete.

1548 — 24. April 1558 — 17. Nov. 1558 — 10. Juli 1559 — 5. Dez. 1560 — 14. Aug. 1561

Maria Stuart und die Schotten

Das Geheimnis großer politischer Erfolge liegt immer darin, daß der führende Staatsmann die in der Luft liegende Entwicklung erfaßt und im Einvernehmen mit dem innersten, oft noch unklaren Empfinden seines Volkes fördert (§ 33). Das war bei Elisabeth der Fall. Maria dagegen stand allein unter ihrem Volke. Sie war durch ihre Vergangenheit, durch die Politik ihrer guisischen Verwandten (§ 140) und ihre englischen Thronansprüche an den Katholizismus und die katholischen Weltmächte geknüpft, durch ihre phantasievolle, künstlerische Natur an den prunkvollen, das Gemüt packenden katholischen Kultus. In ihrem Volke aber hatte der Calvinismus in der schroffsten Form festen Fuß gefaßt: hier verabscheute man die Messe als Götzendienst und verwarf alle heiteren Vergnügungen als sittenlos. Und als sie dann in weiblicher Leidenschaft wirklich die Schranken der Sittlichkeit durchbrach, wurde sie, wie man gesagt hat, ihre eigene schlimmste Feindin. Der selbstherrliche Adel, der in der Zeit der Regentschaft eigenmächtig über das Reich bestimmt hatte (§ 84), widersetzte sich der selbständigen Politik seiner Königin, der Stärkung der königlichen Autorität, und die fanatisierten Volksmassen schützten sie nicht.

Marias versöhnliches Auftreten

§ 153. Marias Versuch einer selbständigen Politik. Ermordung Riccios. Noch vor der Abreise aus Frankreich legte Maria zwar den Titel und das Wappen einer englischen Königin ab, weigerte sich aber, den Edinburger Vertrag (§ 84), der ihre englischen Erbansprüche beseitigte, zu genehmigen. Im übrigen suchte sie versöhnend aufzutreten. Sie überließ ihrem Halbbruder James Stuart, Grafen Murray, einem unehe-

lichen Sohne Jakobs V., die Regierung, änderte an den kirchlichen Verhältnissen nichts, verlangte nur für sich katholischen Gottesdienst und suchte nach französischem Muster (§ 139) durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit und durch Hoffeste den zwar rohen, aber doch ritterlichen Adel zum Hofadel umzuwandeln. Das schien nicht ganz erfolglos: manch einer schaute entzückt auf die schöne und elegante Frau. Aber das Volk wurde nicht gewonnen; gleich die erste Messe in der Hofkapelle stürmte ein Pöbelhaufe, und der strenge John Knox (§ 84) eiferte auf der Kanzel gegen die Hoffeste und trat der Königin entgegen, wie die Propheten den abgöttischen Königen in Israel, ungerührt durch ihre Tränen und unerschüttert durch ihre Drohungen.

Vermählung

Inzwischen wurde die Frage ihrer Wiedervermählung viel erörtert. Philipp II. hatte zuerst seinen Sohn Don Carlos empfohlen, dann, da dieser zu krank war, jenen Karl von Österreich, den er früher für Elisabeth von England ausersehen hatte (§ 150); dem widersprach Elisabeth, deren Rat man einholte, und schlug ihren Günstling Leicester vor, ohne die geforderte Anerkennung der englischen Erbansprüche Marias auszusprechen: da traf Maria selbständig ihre Wahl. Gegen den Willen der protestantischen Lords, Murrays und Elisabeths vermählte sie sich mit einem Verwandten (Stammbaum 3), Heinrich Stuart Grafen Darnley (Darley), dem Sohne des Grafen Lennox.

29. Juli 1565

Katholisierende Politik

Mit dieser Vermählung begann Marias selbständige Politik im Sinne des Katholizismus. Es war die Zeit der Bayonner Zusammenkunft, in der Philipp II. ein energisches Vorgehen gegen die Ketzer betrieb (§ 143); mit ihm, den Guisen und dem Papste stand Maria in lebhaftem Briefwechsel. Der Vermittler dieser Korrespondenz war der Italiener David Riccio, der auch als Sänger und Zitherspieler bei der Königin in Gunst stand. Gegen diese katholisierende Politik erregte Murray einen Aufstand, wurde aber zur Flucht nach England genötigt. Da erstand ihm und den protestantischen Lords ein Verbündeter in Darnley. Dieser war ein eitler Mensch von rohen Sitten und ohne geistige Interessen, der sein Vergnügen auf der Jagd und in Gelagen suchte; Maria gewährte ihm zwar den Königstitel, aber keinen Anteil an der Regierung. Darüber war er sehr erbittert und glaubte außerdem — wahrscheinlich mit Unrecht —, daß ein Liebesverhältnis zwischen der Königin und Riccio bestehe. Von Ehrgeiz und Eifersucht getrieben, schloß er sich, obgleich katholisch, den protestantischen Lords, an deren Spitze Ruthven und Graf Morton standen, an: sie wollten durch die Ermordung Riccios die Königin schrecken, um die drohende katholische Reaktion zu verhindern. In einem Zimmer des Schlosses Holyrood in Edinburg wurde Riccio vor den Augen der Königin in Gegenwart Darnleys von den Verschworenen verwundet, dann hinausgeschleppt und mit 56 Stichen ermordet.

Ermordung Riccios 9. März 1566

Sieg Marias

Diese entsetzliche Tat sollte nach der Absicht der Mörder einen Umschwung der Regierung herbeiführen: Murray kehrte zurück, Darnley sollte an die Spitze des Staates treten, Maria wurde in Holyrood als Gefangene gehalten. Indes es gelang ihr, durch Liebenswürdigkeit ihren schwachen Gemahl zu gewinnen; sie stellte sich, als glaube sie nicht an seine Mitschuld, und bestimmte ihn, mit ihr in einem nächtlichen Ritt nach Dunbar zu entweichen. Damit gewann sie ihre Freiheit wieder; auf

ihren Ruf scharten sich königlich gesinnte Edelleute um sie, und so konnte sie als Siegerin nach der Hauptstadt zurückkehren: die Verschworenen (Ruthven und Morton) entflohen nach England, sonst aber trat Maria milde auf, Murray z. B. blieb in Edinburg. Diese Zurückhaltung hängt wohl mit ihrem körperlichen Zustande zusammen: damals wurde sie Mutter eines Sohnes, der als Jakob I. dereinst die englische und schottische Krone vereinigen sollte. 19. Juni 1566

§ 154. Die Ermordung Darnleys und Marias Flucht nach England. Darnley und Bothwell Eine wirkliche Versöhnung der Gatten war jedoch nicht eingetreten; zudem wußten die entflohenen Lords, erbittert über Darnleys „Verrat", die Königin durch Schriftstücke zu überzeugen, daß er an der Ermordung Riccios mitschuldig sei. Darnley sah sich nach wie vor von seiner Gemahlin zurückgesetzt; er mied den Hof, und dunkle Gerüchte wollten wissen, daß er die Entthronung der Königin beabsichtige. Dagegen glaubte Maria in dem Grafen James Hepburn Bothwell, einem stattlichen, ritterlichen Manne, der, obgleich Protestant, dem Königshause stets treu ergeben gewesen war, eine Stütze zu finden; allmählich wurde sie dann von einer wachsenden Neigung zu ihm ergriffen. Dies weckte seinen Ehrgeiz, und so dachte er sich durch die Beseitigung Darnleys den Weg zum Throne zu bahnen. Maria hatte aus Anlaß der nach katholischem Ritus vollzogenen Taufe 17. Dez. 1566 ihres Sohnes die Mörder Riccios begnadigt; mit ihnen, die als die erbitterten Feinde Darnleys zurückkehrten, stand Bothwell im engen Bunde. Ihr Ziel war, die Königin von ihrem Gatten zu befreien; wie das geschehen sollte, stand noch dahin. Von einer Scheidung, an die man dachte, wollte die Königin nichts wissen, um nicht die Rechte ihres Sohnes zu gefährden.

Als nun zu Beginn des Jahres 1567 der fern vom Hofe in Glasgow Erkrankung Darnleys weilende Darnley schwer erkrankte, begab sich Maria dorthin und blieb vier Tage an seinem Krankenlager. In diesen Tagen bat er sie um Ver- 23.—26. Jan. 1567 zeihung mit dem Hinweis, daß nur seine große Liebe zu ihr ihn zur Ermordung Riccios getrieben habe; sie schien versöhnt und bestimmte ihn, zu besserer Pflege mit ihr nach Edinburg zu gehen. Nach einer dreitägigen Reise kamen sie dort an; Darnley wurde in ein außerhalb der 30. Jan. Stadt einsam inmitten von Gärten gelegenes Haus, die sogenannte „Feldkirche", gebracht; Maria bewohnte in den nächsten Tagen öfter ein unter dem des Gemahls gelegenes Zimmer. Am 9. Februar, abends 11 Uhr, verabschiedete sie sich zärtlich von ihm, um an dem Hochzeitsfeste einer ihrer Hofdamen in Holyrood teilzunehmen; früh 2 Uhr wurden Ermordung Darnleys 10. Febr. 1567 die Bewohner Edinburgs durch eine Explosion erschreckt: die „Feldkirche" war durch Pulversäcke, die in die Keller gebracht worden waren, in die Luft gesprengt; Darnley und seinen Pagen fand man im Garten ermordet, ohne Brandwunden, aber mit Spuren der Erdrosselung. Als Täter konnten nur Bothwell und seine Verbündeten in Frage kommen, als Mitwisserin wurde Maria bezeichnet.

Die Frage nach der Schuld der Maria ist viel erörtert worden; es handelt sich Schuldfrage dabei besonders um die Echtheit oder Unechtheit der sogenannten Schatullen- oder Kassettenbriefe. Es sind das acht Briefe Marias an Bothwell, angeblich gefunden in einer von diesem bei seiner Flucht zurückgelassenen Schatulle; doch sind sie nicht in der ursprünglichen Niederschrift erhalten, sondern in einer Fassung, die aus mehrfacher Übersetzung (aus dem Französischen ins Schottische, Lateinische und zurück ins Französische) entstanden ist. Die Briefe können schon wegen der Art der Überlieferung nicht als in jedem Worte

echt angesehen werden; es mögen bei den Übersetzungen Veränderungen und Einschiebungen vorgenommen sein: aber ihrem Hauptinhalt nach müssen sie doch wohl als echt angesprochen werden. Die wichtigsten sind vom Krankenbette des Gemahls in Glasgow (Ende Januar) geschrieben und zeigen, daß Maria von einer leidenschaftlichen Liebe zu Bothwell erfaßt war und sich nach einer Verbindung mit dem Geliebten sehnte. Es bestand damals gewiß schon ein intimes Liebesverhältnis zu Bothwell, wahrscheinlich seit den Weihnachtstagen des Jahres 1566, und von einer wirklichen Versöhnung mit Darnley kann in Glasgow keine Rede sein; Maria hat hier Verstellung geübt, höchstens vorübergehend ein gewisses Mitleid mit ihm empfunden. Ob sie den Gemahl dann absichtlich durch die Überführung nach der Feldkirche ins Verderben gelockt hat, das freilich steht dahin. Daß irgend etwas gegen ihn im Werke war, mochte sie ahnen oder wissen, aber daß sie von den Einzelheiten des Mordplanes Kenntnis gehabt und seine Ausführung direkt gefördert hat, wird man bezweifeln dürfen. — Nach einer anderen Ansicht sind jene Briefe von den Gegnern Marias vorgenommene Fälschungen. Bothwell und die Feinde Darnleys hätten allerdings schon im Dezember den Gedanken gehabt, Maria von ihm zu befreien, Maria habe darum gewußt, aber sich in Glasgow mit dem Gatten wirklich versöhnt; eben diese Versöhnung und die Furcht, daß Darnley und sein Vater Lennox nun noch eher, als bisher schon, gegen seine Feinde eine Gewalttat verüben könne, habe dann die Mordtat gezeitigt. Diese Meinung findet auch in dem, was nach dem Morde geschah, keine Stütze; Marias Verhalten schien vielmehr den Verdacht der Mitschuld und eines schon bestehenden Liebesverhältnisses zu bestärken, bewies aber mindestens, daß ihr der Tod des Gatten nicht unerwünscht war.

Marias Haltung nach dem Morde

Sie setzte, freilich erst zwei Tage nach dem Morde, eine Belohnung für die Entdeckung des Mörders aus, tat aber sonst nichts, was diesem Ziele hätte dienen können, zeigte sogar dem Manne, den man als den Mörder ansah, offenkundig ihre Gunst. Erst als die öffentliche Stimme immer lauter eine Untersuchung forderte, gleiche Mahnungen vom Auslande kamen und Darnleys Vater die Verhaftung der Verdächtigen forderte, wurde gegen Bothwell Gericht gehalten. *(12. April 1567)* Indes dies war eine unwürdige Komödie: Bothwell erschien mit großem bewaffnetem Gefolge, wie zum Hohne das ihm von Maria geschenkte Lieblingspferd Darnleys reitend, und wurde ohne weiteres freigesprochen. Wenige Tage darauf bestimmte er einige Lords zu einer Erklärung, *(19. April)* worin sie ihn der Königin als Gemahl empfahlen; dieser Erklärung schlossen sich hohe Geistliche an, und am 24. April ließ sich Maria von Bothwell scheinbar gewaltsam nach Schloß Dunbar entführen. Darauf erwirkte Bothwell, daß er von seiner jungen Gemahlin, mit der er seit 16. Februar 1566 vermählt war, wegen zu naher Verwandtschaft geschieden wurde; *(3. Mai)* und drei Monate nach Darnleys Tode fand die Trauung **Marias mit Bothwell** nach reformiertem und katholischem Ritus statt. *(Vermählung mit Bothwell 15. Mai)*

Erhebung gegen Bothwell

In blinder Leidenschaft hatte sich Maria über alle Schranken der Sitte hinweggesetzt und alle Warnungen ihrer wahren Freunde mißachtet; bitter genug hat sie ihr ganzes Leben lang den unheilvollen Schritt gebüßt. Bothwell hatte sich nur vom Ehrgeiz leiten lassen — er liebte nicht die Königin, sondern seine geschiedene Gemahlin — behandelte Maria schlecht und schien eine Gewaltherrschaft zu erstreben. Eine solche aber wollte der Adel nicht dulden, und die Entrüstung des calvinisch sittenstrengen Volkes über die Heirat kam ihm zustatten. So entstand eine Erhebung gegen Bothwell (seine Gegner führten eine Fahne, auf der der ermordete König und schutzflehend der junge Prinz abgebildet war); *(15. Juni)* bei **Carberryhills** unweit Edinburg stießen die Heere aufeinander, doch kam es nicht zu einem Kampfe, da Bothwells Truppen zu den Feinden übergingen. Nun unterhandelte Maria: sie versprach sich von Bothwell zu trennen, erwirkte diesem freien Abzug und kehrte mit den feindlichen Lords unter den Schmähungen des Volkes nach Edinburg zurück.

Bothwell ritt nach Dunbar, entwich dann nach den Orkney-Inseln und wollte in Frankreich Zuflucht suchen, wurde aber nach Norwegen verschlagen und von den dänischen Behörden festgenommen. Die dänische Regierung verweigerte nun zwar die von der schottischen geforderte Auslieferung, hielt ihn aber zuerst in Malmö (1568—1573) und dann bis zu seinem Tode auf der Burg Dragsholm bei Roeskilde in Haft; die Erzählung von seinem Seeräuberleben ist unrichtig.

Bothwells Ende

1578

Wenn Maria geglaubt hatte, durch ihre Trennung von Bothwell die königliche Macht zurückzugewinnen, so täuschte sie sich. Sie wurde als Gefangene in das inmitten eines Sees gelegene Schloß Lochleven gebracht und mußte der Krone zugunsten ihres Sohnes Jakobs VI. entsagen. Für ihn übernahm Murray die Regentschaft und führte nun die schottisch-presbyterianische Kirchenordnung endgültig durch. Indes Maria verzweifelte noch nicht. Mit Hilfe der jungen Söhne der Schloßherrin entkam sie auf einem Kahne von Schloß Lochleven, eilte zu den Hamiltons, den Führern der katholischen Schotten, widerrief ihre Abdankung und sammelte ihre Getreuen um sich. Bei Langside stießen ihre Truppen auf die Murrays; als die Schlacht gegen sie entschied, ritt Maria, um nicht wieder in die Hände der Lords zu fallen, davon, erreichte die Solwaybucht und fuhr auf einem Boote zum englischen Ufer hinüber.

Marias Thronentsagung und Flucht nach England

24. Juli 1567

2. Mai 1568

13. Mai 1568

16. Mai

2. Bis zur Absendung der großen Armada.

§ 155. Maria und Elisabeth (1568—1572). Von Carlisle aus bat Maria die englische Königin um Hilfe gegen die schottischen Rebellen und um eine Zusammenkunft. Auf Elisabeth mußten bei dieser Bitte die widersprechendsten Empfindungen und Gedanken einstürmen. Sie war ehrlich entrüstet über die Auflehnung der Untertanen gegen ihre Königin und hätte im Interesse der königlichen Autorität die Wiedereinsetzung Marias gern gesehen. Indes eben diese Königin war ihre gefährlichste Rivalin und wurde von den Katholiken als rechtmäßige Königin Englands angesehen; und gerade damals schien Alba in den Niederlanden zu siegen (§ 129), Marias Verwandte, die Guisen, einen Hauptschlag gegen die Hugenotten führen zu wollen (§ 143). Sollte Elisabeth unter diesen Umständen ihre größte Gegnerin gegen die Lords unterstützen, mit denen sie einst den von Maria noch nicht anerkannten Edinburger Vertrag geschlossen hatte (§ 84)? Sollte sie ihre Feindin nach Frankreich entlassen, um ihr die Möglichkeit zu bieten, wie früher (§ 83) französische Truppen nach Schottland zu führen? Es war Cecil, der die Gefahren der Lage betonte, und man suchte aus den Schwierigkeiten herauszukommen, indem Elisabeth so lange eine Zusammenkunft mit Maria versagte, bis sich diese von der Beschuldigung des Gattenmordes gereinigt hätte; zugleich verweigerte man ihr gegen das Recht die Entlassung nach Frankreich.

Schwierige Lage Elisabeths

Nur mit dem Vorbehalte, ihrer Rechte als Königin damit nichts zu vergeben, willigte Maria in Verhandlungen vor einer englischen Kommission, die unter dem Vorsitz des Herzogs Thomas von Norfolk in York zusammentrat und dann nach Westminster verlegt wurde. Als Ankläger erschien der schottische Regent Murray und brachte auch die Schatullenbriefe mit; indes da die von Norfolk mit dem Regenten angeknüpften Vergleichsverhandlungen scheiterten, Maria aber gegen eine wirkliche Anklage protestierte, so endigten die Konferenzen ohne Ergebnis.

Anfang der Untersuchung

Okt. 1568

Nov.

Jan. 1569

Maria wurde auch ferner in England zurückgehalten; allein ihre

Erhebungen zugunsten Marias

Gegenwart bedrohte bald Elisabeths Sicherheit. Der Herzog von Norfolk trachtete nach Mariens Hand, wurde aber, als Elisabeth davon erfuhr, verhaftet. Da erhoben in den nördlichen Provinzen die Anhänger der alten Kirche unter Führung der Grafen von Northumberland und Westmoreland die Fahne der Empörung, um ihre Königin zu zwingen, Maria in Freiheit zu setzen und für ihre Thronerbin zu erklären. Zugleich verkündeten sie die Herstellung der katholischen Kirche und riefen die Hilfe des Auslandes an. Aber ihre Truppen wurden leicht zersprengt, Northumberland floh nach Schottland, Westmoreland nach Flandern. Nun erließ Papst Pius V. die schon länger vorbereitete Exkommunikationsbulle, die Elisabeth der Krone verlustig erklärte und ihre Untertanen des Treueides entband. Es war das ein Beweis, daß die katholischen Mächte den Kampf für Maria energischer fortsetzen wollten. In Schottland war Murray soeben der Rache der katholischen Hamiltons erlegen, und nun nahm der aus der Haft entlassene Norfolk seine Pläne wieder auf. Er trat dabei mit Brüssel, Madrid, Rom und Paris in Verbindung, indes eben dieser Verkehr erregte Verdacht: Norfolk wurde wieder verhaftet und als Hochverräter enthauptet, Maria aber in Sheffield schärfer bewacht.

1569 — 1570 — 25. Febr. 1570 — 23. Jan. 1570 — 2. Juni 1572

Schottland

Während der Zeit tobte auch in Schottland der Kampf zwischen Marias Anhängern und Gegnern. Nach Murrays Ermordung erhoben die katholischen Hamiltons die Waffen für die Wiedereinsetzung der Maria, indes sie erlagen nach einem wilden Kriegssturm ihren von England unterstützten Gegnern, und Graf Lennox, Darnleys Vater, wurde Regent. Er ließ den Erzbischof Hamilton hinrichten, fiel dann aber der Blutrache der Hamiltons zum Opfer. Nun wurde der Hofmeister des jungen Königs, Graf Mar, Regent, starb aber schon im nächsten Jahre; bald darauf endete auch John Knox, der „nie das Angesicht eines Menschen gescheut hatte", sein tatenreiches Leben. Zum Regenten wurde mit Unterstützung Englands Graf Morton erhoben; er zwang das noch von den Anhängern Marias besetzte Edinburg zur Ergebung, ließ die Häupter ihrer Partei hinrichten und führte nun eine rücksichtslose Gewaltherrschaft, wurde aber schließlich, als Jakob VI. für mündig erklärt worden war, auf Betreiben der Günstlinge des Königs, des Esmé Stuart (Lennox) und Jakob Stuart (Arran), als Mitschuldiger an der Ermordung Darnleys hingerichtet.

1570 — 1571 — 1572 — 24. Nov. 1572 — 1573 — 1579 — 1581

Umtriebe zugunsten Marias

§ 156. Katholische Umtriebe und Hinrichtung der Maria Stuart.

War auch unter diesen Verhältnissen von Schottland her keine tatkräftige Hilfe für Maria zu erwarten, so wurden doch sonst seit der Bartholomäusnacht (§ 144) und Albas Siegen (§ 130) die Bemühungen zu ihren Gunsten immer lebhafter; die katholische Politik ging eben überall aggressiv vor: auf dem Festlande geschah das mit den Waffen, in England durch eine im stillen wirkende Propaganda. In Rom und Reims wurden unter jesuitischer Leitung besondere Seminare errichtet, in denen junge Engländer zu katholischen Priestern erzogen wurden; unter allerhand Verkleidungen kamen sie dann nach England und wirkten für die Verbreitung des katholischen Glaubens, so daß die Zahl seiner Anhänger bald wieder wuchs; auch Schmähschriften über Elisabeths Thronbesteigung und über den Ursprung der anglikanischen Kirche wurden verbreitet. Maria setzte in ihrem Testament den spanischen König zum Erben all ihrer Rechte ein, falls ihr Sohn Jakob nicht zum rechten Glauben zurückkehre. Don Juan d'Austria dachte an die Befreiung der Maria (§ 132); vom Kirchenstaat absegelnd, kam Fitzmaurice mit päpstlicher Unterstützung nach Irland, um die katholisch gesinnte und von nationalem Haß gegen die Angelsachsen erfüllte Insel dem spanischen Könige zu erobern; in England selbst wurden Anschläge gegen den Thron und das Leben der Königin entdeckt. Jene irische

1579

Erhebung wurde niedergeschlagen, mehrere in England wühlende Agitatoren 1581, 1584 hingerichtet und der spanische Gesandte, der ihr Treiben begünstigt hatte, ausgewiesen. Seit 1579 ließ sich Elisabeth die Bewerbung des Franz von Anjou (§ 145) um ihre Hand gefallen; sie hat wohl nie an eine Vermählung gedacht, aber mit ihrem Entgegenkommen doch die antispanische Partei in Europa unterstützt, zumal Franz ja auch mit den Niederländern in Verbindung stand (§ 134). Weit mehr noch schädigten die überseeischen Unternehmungen der Engländer die spanischen Interessen (§ 159). Endlich wurde hieraus und aus dem Rückhalt, den Elisabeth den Niederländern gewährt hatte, der offene Krieg gegen Spanien. 1584

Auch in Schottland waren jesuitische Abgesandte tätig und fanden eine Stütze an Lennox und Arran, denen wie dem leichtlebigen Könige die Sittenstrenge der presbyterianischen Kirche zuwider war; man dachte an eine gemeinschaftliche Regierung Jakobs VI. und seiner Mutter. Die englisch-protestantische Partei unter Lord Ruthven vernichtete zwar 1582 diese Pläne, aber der König umgab sich doch wieder mit unwürdigen Günstlingen und schien bereit, reaktionären Bestrebungen gegen die verhaßten Presbyterianer Vorschub zu leisten. Die Rückkehr seiner Mutter freilich wünschte er nicht.

Schottland

Um die Zeit, wo Wilhelm von Oranien ermordet wurde und Leicester 1584 nach den Niederlanden ging (§ 134), lag eine dumpfe Schwüle über England. Man bangte vor den Fanatikern, die den Königsmord im Dienste der Kirche als ein Gott wohlgefälliges Werk ansahen und vor dem Martyrium nicht zurückschreckten; die englische Nation wurde zu einer „Association für die Sicherheit der Königin" vereinigt, wonach sich jeder verpflichtete, alle, die etwas gegen die Königin unternehmen würden, zu bekämpfen; das Parlament beschloß, „daß Personen, zu deren Gunsten 1585 eine Rebellion versucht, ein Attentat gegen die Königin unternommen werde, ihres Rechtes an der Krone verlustig sein sollten: hätten sie selbst Anteil daran, so sollten sie ihr Leben verwirkt haben". Der Beschluß war gegen Maria Stuart gerichtet. Sie hat zwar stets den Verdacht abgewiesen, daß sie an einem Unternehmen gegen das Leben der Königin teilgenommen habe, aber sie stand bei der großen Bewegungsfreiheit, die sie in ihrer Haft besaß, mit ihren Anhängern in lebhaftem Briefwechsel und wußte, daß sie der Mittelpunkt der katholischen Pläne war. Und nun war trotz der Sendung Leicesters Parma in den Niederlanden siegreich (§ 134), wurde in Frankreich die Heilige Ligue (§ 146) geschlossen: wie groß wäre der Erfolg der Papisten gewesen, wenn durch Beseitigung Elisabeths der schottischen Königin der Weg zum englischen Throne gebahnt worden wäre. Das war das Ziel der sich um Anton **Babington** scharenden Verschwörer: sie standen mit Maria in Verkehr, versprachen ihr, sie zu befreien und deuteten ihr wohl auch an, daß die Ermordung Elisabeths geplant sei; nach der Ermordung sollte eine spanische Landung erfolgen. Indes der Minister **Walsingham**, der, wie man sagte, in London hörte, was man sich in Rom ins Ohr flüsterte, hatte, wie schon bei früheren Verschwörungen, durch seine Spione Kunde von dem Komplott, ja trieb durch Lockspitzel in durchaus verwerflicher Weise die Verschworenen immer weiter. Er erhielt alle Briefschaften, und als er hinreichendes Beweismaterial besaß, wurden **Babington** und mehrere Mitverschworene verhaftet und als Hochverräter **hingerichtet**. **Maria** galt als Mitschuldige, und das gegen sie eröffnete Verfahren endete mit ihrer **Hinrichtung**.

Babington 1586

20. Sept. 1586

8. Febr. 1587

Marias Prozeß und Hinrichtung

Schon vor der Hinrichtung Babingtons waren Marias Briefschaften beschlagnahmt und ihre Schreiber Kurl und Nau verhaftet worden. Diese erklärten, daß sie alle Briefe genau nach Marias Diktat geschrieben hätten, und der Staatsrat beschloß die Anklage auf Grund des Parlamentsbeschlusses von 1585. Von Schottland war kein ernster Einspruch zu erwarten, da Arran gestürzt und Jakob VI. durch ein Jahrgeld von 5000 Pfund und durch die Aussicht auf die englische Thronfolge für England gewonnen war. Maria wurde nun (25. Sept. 1586) nach Schloß Fotheringhay gebracht, und hier trat der aus 46 Lords bestehende Gerichtshof zusammen (Oktober). Erst nach langem Widerstreben hatte Maria eingewilligt, sich ihm zu stellen, machte jedoch auch jetzt den Vorbehalt, daß sie damit ihre Rechte als freie Fürstin nicht aufgebe; als solche könne sie nur von Gott gerichtet werden. Bei der Verhandlung verteidigte sie sich mit großer Würde und Gewandtheit; sie suchte die Echtheit der Briefe anzufechten, bemängelte, daß ihr Babington nicht gegenübergestellt sei und ihre Schreiber ihr nicht gegenübergestellt würden, gab zu, daß sie bemüht gewesen sei, sich aus der unrechtmäßigen Haft zu befreien, daß sie dazu auch einen Einfall ihrer auswärtigen Freunde befürwortet habe, leugnete aber entschieden, an einem Komplott zur Ermordung der Königin beteiligt gewesen zu sein. Obgleich bei dem Verfahren manches inkorrekt war — man stellte ihr ihre Ankläger nicht gegenüber und bewilligte ihr auch keinen Verteidiger —, sprach der Gerichtshof (25. Okt.) das Todesurteil, weil die von ihr geplante Rebellion ohne Gefährdung des Lebens der Elisabeth gar nicht möglich gewesen wäre. Das Parlament bestätigte einige Tage darauf (8. Nov.) das Urteil und verlangte die Vollstreckung aus politischen Gründen, nämlich im Interesse der Sicherheit der protestantischen Religion, des Reiches und der Königin, blieb auch bei dieser Forderung (18. Nov.), als Elisabeth es ersuchte, einen anderen Ausweg zu finden. Auch die Volksstimmung war entschieden für die Hinrichtung. Trotzdem konnte sich Elisabeth lange nicht zur Unterschrift des Urteils entschließen; zu der in ihrem Charakter liegenden Unschlüssigkeit kam eine in diesem Falle sehr erklärliche Scheu vor dem äußersten Schritte, auch fürchtete sie das Urteil der Nachwelt. Erst als ein neues Attentat entdeckt wurde, unterzeichnete sie (2. Febr. 1587), wohl in momentaner Erregung über diese Nachricht, das Urteil und übergab es dem Sekretär Dawison. Da der Staatsrat den Wankelmut der Königin kannte, beschloß er, die Hinrichtung zu vollziehen, ohne erst nochmals, wie es sonst üblich war, einen besonderen Befehl dazu einzuholen; er glaubte wohl auch, der Königin damit einen Dienst zu erweisen. So begaben sich (7. Febr.) Shrewsbury und Kent nach Fotheringhay; Maria nahm die Ankündigung ihres Todes sehr gefaßt entgegen, beteuerte nochmals ihre Unschuld und bat um einen katholischen Priester. Man war grausam genug, ihr diesen Wunsch zu versagen. Am nächsten Morgen (8. Febr.) schritt Maria zum Schafott; auch jetzt noch gewährte man ihr keinen Priester ihrer Religion und gestattete sogar, daß der protestantische Dechant ihre letzte Andacht durch laute anglikanische Gebete störte. Erst beim zweiten Schlage fiel ihr Haupt. Die Leiche wurde zunächst im Dome des benachbarten Peterborough beigesetzt; 1612 auf Befehl Jakobs I. nach der Westminsterabtei überführt, ruht sie unweit der Leiche Elisabeths.

Ursache der Hinrichtung

Die Nachricht von der Hinrichtung erregte in London großen Jubel; die Glocken wurden geläutet und Festlichkeiten gehalten. Elisabeth heuchelte Trauer, suchte die Schuld von sich abzuwälzen und ließ Dawison in den Tower werfen, hat auch Burleigh einige Zeit ungnädig behandelt. In Wahrheit fühlte sie sich einer großen Sorge ledig. Maria Stuart war gefallen *nicht wegen einer Schuld*, auch nicht wegen der Ermordung des Gatten, sondern weil ihr Leben den Thron Elisabeths bedrohte: sie war das *Opfer des großen protestantisch-katholischen Weltkampfes*. Man kann vom moralischen Standpunkte ihren Tod als späte Sühne ihrer Jugendsünden ansehen, aber das hatte mit dem Urteil der englischen Lords nichts zu tun. Deshalb bleibt sie eine tragische Gestalt, und die Teilnahme der Nachwelt wird sich der schönen und standhaften Königin, die ihre aus weiblicher Leidenschaft hervorgegangene Schuld mit einer neunzehnjährigen Haft und dem Tode büßte, mehr zuwenden als ihrer harten und heuchlerischen Gegnerin, bei der nicht weibliches Empfinden, sondern die Staatsraison siegte.

3. Englands Triumph.

Erhebung der katholischen Welt gegen Elisabeth

§ 157. Die „unüberwindliche" Armada. *Philipp II.* als Vorkämpfer der katholischen Welt beantwortete die Hinrichtung der Maria Stuart mit einem großen *Kriegszug gegen England*. Schon lange forderten die Unternehmungen der kühnen englischen Seefahrer (§ 159) eine Abwehr zur Wahrung der spanischen Kolonialherrschaft, bereits bei der Verschwörung Babingtons war eine Invasion in England in Aussicht ge-

nommen: jetzt hielt Philipp einen solchen Zug für Ehrensache. Die Weltlage aber erschien dafür nicht ungünstig: die Türkei war durch einen persischen Krieg beschäftigt (§ 251), Portugal war unterworfen (§ 124), in Frankreich galt die mit Philipp verbündete Ligue mehr als der König (§ 146), in den Niederlanden war Alexander von Parma siegreich (§ 135), dazu machte in Deutschland die Gegenreformation Fortschritte (§ 178). Hinzu kam die Erregung, die in der katholischen Welt über Marias Hinrichtung herrschte; wie einen Kreuzzug sah man den Krieg an, Sixtus V. rief alle Katholiken gegen die von neuem exkommunizierte Ketzerkönigin auf und versprach große Geldsummen, er dachte sogar daran, England in ähnliche Abhängigkeit wie zur Zeit Johanns ohne Land (II, § 276) zu bringen, und erhielt von Philipp II. die Zusage, die ihm von Maria Stuart vermachte Krone von ihm zu Lehn zu nehmen.

Philipps II. Rüstungen

Mit fieberhaftem Eifer betrieb Philipp die Rüstungen; er hörte nicht auf den Rat erfahrener Leute (Alexanders von Parma und des tüchtigen Admirals Santa Cruz, des Besiegers der Azoren, § 160), daß man zunächst holländische Häfen als sichere Stützpunkte wegnehmen müsse, und willigte nur in den Aufschub bis zum nächsten Jahre, da Santa Cruz den Herbst für eine zu ungünstige Jahreszeit erklärte. Aber er grollte diesem erfahrenen Seemanne und ernannte, als er starb, den gefügigeren, freilich im Seewesen unerfahrenen Herzog von Medina Sidonia zum Führer der Flotte. Nicht an Schiffszahl, aber an Tonnengehalt war es die gewaltigste Flotte, die ein christlicher Staat bisher ausgesandt hatte; sie bestand aus etwa 130, mit den Proviantschiffen 160 Schiffen, von denen viele eine für die Zeit ungewöhnliche Größe zeigten, sehr hoch gebaut waren und eine sehr starke Artillerie besaßen; es waren zumeist Segelschiffe, während bei Lepanto noch Ruderschiffe gefochten hatten; die Besatzung zählte alles in allem etwa 30000 Personen; an Geschützen waren über 2400 vorhanden, doch hatte man dafür zu wenig Munition. Zugleich sammelte Parma in den Niederlanden ein Landheer von 30000 Mann, das auf mehreren Hundert Transportschiffen nach England geführt werden sollte.

Verteidigungsmaßregeln Elisabeths

Demgegenüber glaubte man, daß Elisabeth nur über 40 Kriegsschiffe und 6000 Mann verfügen könne. Aber man unterschätzte den patriotischen Aufschwung der englischen Nation, man beachtete die ethischen Kräfte nicht. Und doch hätte man sie abschätzen können aus der Kühnheit, mit der Franz Drake mit wenig Schiffen im Hafen von Cadiz erschien und viel Kriegsmaterial wegnahm. Auf den Ruf der Königin scharte sich ganz England ohne Rücksicht auf die Konfession um sie; man empfand, daß es sich um die Zukunft der Nation handle, daß eine neue große Zeit für England anbreche; das Schiffsgeld (II, § 111) wurde eingefordert, und alles wetteiferte an Opferfreudigkeit. Eine Flotte von etwa 190 Schiffen wurde gerüstet; freilich waren diese viel kleiner als die spanischen, aber dafür viel beweglicher; dazu kam ein allerdings nicht sehr kriegstüchtiges, zumeist aus Milizen bestehendes Landheer von fast 80000 Mann. Die Flotte stand unter Lord Karl Howard, unter dem die erfahrenen Seehelden Drake, Frobisher und Hawkins (§ 159) kommandierten, das Heer unter Lord Leicester; die Königin erschien selbst hoch zu Roß im Lager und steigerte dadurch die patriotische Begeisterung.

Frühjahr 1587

Niederlage der Armada

Als nun die „unüberwindliche" Armada, wie sie in stolzer Siegeszuversicht genannt wurde, im Kanal erschien, erlitt sie eine schwere Niederlage und wurde auf der Rückfahrt fast vollständig vernichtet.

1588

Am 8. Juni (n. Stils, 29. Mai a. St.) von Lissabon ausgelaufen, hatte die Armada durch Stürme schweren Schaden gelitten und Zuflucht in Coruña suchen müssen; von hier segelte sie am 22. Juli wieder ab und erschien am 30. Juli im Kanal. Die Engländer vermieden zunächst eine Entscheidungsschlacht; es zeigte sich aber in kleinen Kämpfen, daß die beweglichen englischen Schiffe den großen spanischen überlegen waren. Medina Sidonia segelte nach Calais, um sich mit Parma zu vereinigen; dieser jedoch vermochte nicht auszulaufen, weil die belgischen Häfen von den Holländern blockiert wurden. Noch lag die Armada, auf Parma wartend, vor Calais vor Anker, da sandten die Engländer nachts acht Brander gegen sie ab. Dies erregte solchen Schrecken, daß die Spanier, um schnell auszuweichen, die Ankertaue kappten. Die Schiffe gerieten dadurch um so mehr in Unordnung, als starker Sturm wehte, und trieben nach Gravelingen zu; unter diesen Umständen griffen die Engländer an und gewannen einen vollständigen Sieg bei sehr geringen eigenen Ver-

31. Juli, 2., 4. Aug.

6. Aug.

Nacht 7./8. Aug.

8. Aug. (29. Juli a. St.)

lusten. Die Kugeln von den stark schwankenden hohen spanischen Schiffen gingen über die kleinen englischen Schiffe hinweg, während deren Geschosse sicher trafen.

Rückzug

Medina Sidonia entschloß sich zum Rückzug. Der starke Südwestwind hinderte den Weg durch den Kanal; auch hätte er hier eine zweite Schlacht liefern müssen, wozu die Munition nicht ausreichte: so wählte er den Weg um Schottland. Hierbei hatte die Flotte an der schottischen und irischen Küste unter Stürmen furchtbar zu leiden, so daß nur ein geringer Rest nach Spanien zurückkehrte. Philipp wahrte äußerlich seine Ruhe; er empfing den Admiral mit den Worten: „Fassen Sie sich; wir haben Sie gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt."

Bedeutung der Niederlage

Tatsächlich war aber die Vernichtung der Armada ein furchtbarer Schlag für Spanien; sie hatte für Spanien eine ähnliche Bedeutung wie der russische Feldzug für Napoleon: der **Wendepunkt in den Geschicken Westeuropas** war gekommen. Der Gedanke eines katholischen Weltreiches war zerronnen: nicht England allein wahrte seine Freiheit, nun siegten auch Heinrich IV. in Frankreich (§ 148) und Moritz von Oranien in den Niederlanden (§ 135). Spaniens Niedergang war entschieden: es strebten mächtig empor Frankreich zu Lande, England und Holland auf den Meeren. England hatte alle Ursache, den Sieg zu preisen, nicht allein, weil er eine furchtbare Gefahr abgewandt hatte, sondern weil er gewonnen war durch die Betätigung der sittlichen und geistigen Kräfte, die den Aufschwung der Nation bringen mußten. Es sind im Grunde dieselben Kräfte, die 1813 und 1870 über Frankreich siegten, die in Abschüttelung der Fremdherrschaft die Nationen erst recht schaffen (II, § 274, 336, 351, 374).

Englands u. Spaniens Unternehmungen zur See

§ 158. Ausgang des Krieges gegen Spanien und Tod der Elisabeth.

An der entscheidenden Bedeutung der spanischen Niederlage änderte auch die Tatsache nichts, daß Philipp noch nicht an den Verzicht auf seine Pläne dachte, sondern noch zehn Jahre um ihre Erfüllung rang. Sein Hauptaugenmerk richtete er dabei von jetzt an auf Frankreich, wo der Thronwechsel neue Aussichten eröffnete (§ 148); an zweiter Stelle standen ihm die Niederlande, erst an dritter England. Auf der anderen Seite regte sich gerade hier die Angriffslust der vorwärts drängenden Kräfte stärker. Man unterstützte Heinrich IV. und die Niederländer; wichtiger aber waren die Züge der englischen Seehelden.

1589 Franz **Drake** segelte mit 120 Schiffen ab, um den portugiesischen Prätendenten Antonio nach **Portugal** zu bringen (§ 124); das Unternehmen war gewissermaßen der Gegenschlag gegen die Absendung der Armada. Drake erbeutete in Coruña gewaltige Kriegsvorräte, vermochte aber Lissabon nicht zu nehmen. In kühnen Fahrten griffen private Unternehmer, nur selten von der Krone unterstützt, die **spanischen Kolonien** an. So fuhr Walter 1595, 1596 Raleigh nach Guyana, Trinidad und dem Orinoko, Drake und Hawkins nach Portorico und der Landenge von Panama, ein Unternehmen, bei dem beide ihren Tod fanden. Als dann Philipp daran dachte, von Calais aus eine neue Landung in England zu versuchen, führte der eifrigste Vertreter der antispanischen Kriegspolitik, Graf Essex, unter dem Howard 1596 und Raleigh kommandierten, eine große englisch-niederländische Flotte nach **Cadiz**. Sie eroberten die Stadt und vernichteten Schiffe und Kriegsmaterial von hohem Werte. Im 1597 nächsten Jahre sollte eine spanische Flotte von Ferrol und Lissabon aus nach England fahren; der Gegenzug Englands, an dem wieder Essex und Raleigh beteiligt waren, ging bis nach den Azoren: beide Unternehmen scheiterten infolge furchtbarer Stürme.

Aufstand in Irland

Die spanischen Landungspläne standen auch in Verbindung mit den Vorgängen in **Irland**. Der hier im Jahre 1579 ausgebrochene Aufstand (§ 156) war mit unmenschlicher Grausamkeit niedergeworfen worden und hatte zu ausgedehnten Güterkonfiskationen und Ansetzung englischer Kolonisten geführt, eine Maßregel, die zahlreiche irische Bauern zu Tagelöhnern herabdrückte. Als nun noch die anglikanische Kirche gewaltsam ein-1596 geführt werden sollte, entstand unter Hugh O'Neille, Grafen von **Tyrone**,

ein neuer Aufstand. Obgleich die erhoffte spanische Hilfe nicht eintraf, hatte Tyrone Erfolge; und der gegen ihn entsandte Graf Essex schloß einen Vertrag, der den Iren katholischen Gottesdienst, Rückgabe der eingezogenen Güter und einheimische Beamte zusicherte; er wünschte wohl des irischen Krieges ledig zu werden, um sich gegen Spanien wenden zu können. Dieses Abkommen wurde jedoch von Elisabeth verworfen. Essex verließ nun eigenmächtig Irland und wurde, als er in London einen Aufstandsversuch machte, hingerichtet. Sein Nachfolger auf dem irischen Kriegsschauplatze, Graf Mountjoy, besiegte Tyrone und zwang die im September 1601 in Irland gelandeten spanischen Truppen zum Abzug: damit war der irische Aufstand niedergeworfen, eine Versöhnung der Gegensätze freilich trat nicht ein.

1599

25. Febr. 1601

24. Dez. 1602

Ende des Krieges mit Spanien

Bald nach dem irischen Aufstande ging auch der Krieg gegen Spanien zu Ende. An dem Kampf um Ostende (§ 136) nahmen noch englische Truppen auf seiten der Niederländer teil; dann wurde zwischen Spanien und England der Friede vereinbart. Philipp und Elisabeth haben diesen Friedensschluß nicht mehr erlebt. Philipp war bald nach dem mit Frankreich geschlossenen Frieden (§ 148) gestorben; Elisabeth starb ein Jahr vor dem spanischen Frieden, nachdem sie den Sohn der Maria Stuart zum Erben eingesetzt hatte. Für England bedeutete ihre Regierung die Sicherung seiner nationalen Unabhängigkeit, seine Erhebung zur führenden Macht des Protestantismus und die Öffnung des Weges, auf dem es zur ersten Seemacht aufsteigen sollte.

12. Aug. 1604

13. Sept. 1598

Elisabeths Tod

3. April 1603

Elisabeths Bedeutung und Ende

Elisabeths geschichtliche Größe ruht auf den Erfolgen ihrer Regierung; sie ruht darauf, daß ihr Tun den innersten Bedürfnissen ihres Volkes und Staates, der Tendenz seiner Entwicklung entsprach. Wie weit diese Größe ihr Verdienst, wie weit das ihrer Staatsmänner war, ist schwer abzuschätzen; aber die Stimmung des Volkes wird am besten gekennzeichnet durch die Erzählung, daß der Puritaner Stubbs, den Elisabeth wegen einer Schmähschrift mit dem Verlust der rechten Hand bestrafen ließ, mit der linken seine Mütze schwenkte und ausrief: „Gott segne die Königin!" Wir haben die Persönlichkeit der Elisabeth früher zu zeichnen versucht (§ 150): neben allen hohen Herrschergaben treten besonders zwei weibliche Eigenschaften unliebsam hervor, ihre Unschlüssigkeit und Eitelkeit. Ihre Unschlüssigkeit, mit der auch ihre Neigung zu Winkelzügen und ihre Scheu vor Verantwortung zusammenhing, hat die vorwärts drängenden Staatsmänner, Burleigh und Walsingham, oft zur Verzweiflung gebracht; aber es ist doch fraglich, ob diese Unschlüssigkeit aus einer Charakterschwäche oder aus einer klugen Politik, in der sie über den Parteien stehen und auch die Gegenkräfte abwägen wollte, entsprang: und schließlich hat sie, so launenhaft sie auch sein mochte, im entscheidenden Augenblicke doch immer das gerade Notwendige getan, hat vor allem auch die beste Eigenschaft eines Königs betätigt, nämlich die, festzuhalten an dem Staatsmanne, den sie bewährt erfunden hatte. Und das war ihr wohl manchmal nicht leicht, denn gegen Burleigh arbeitete der Mann, der ihrer Eitelkeit am meisten schmeichelte, Lord Leicester. Er war, wie wir wissen, ihr bevorzugter Günstling, der sich sogar Hoffnung auf ihre Hand machte. Daß sich diese Hoffnung nicht erfüllte, ist auch zum Teil ihrer Eitelkeit zuzuschreiben, denn sie kokettierte damit, als jungfräuliche Königin zu sterben. Ebenso war ihre Eitelkeit im Spiele, als sie nach Leicesters Tode trotz ihrer 55 Jahre ihre Gunst dessen Stiefsohne, dem dreißigjährigen Grafen Essex, zuwandte. Er konnte sogar wagen, ihr zu trotzen. Als er den für die irischen Rebellen günstigen, von Elisabeth nicht gebilligten Vertrag abgeschlossen hatte, wollte er die Königin zu dessen Anerkennung zwingen. Ohne Urlaub verließ er seinen Posten und erschien unerwartet vor der Königin; er traute auf die Macht, die er über ihr Herz besaß, aber da bäumte sich ihr Stolz auf. „Bei Gottes Sohn, ich bin keine Königin; dieser Mann ist höher als ich," rief sie aus, ließ ihn zu Hausarrest verurteilen und nahm ihm seine Ämter und Einkünfte. Da versuchte er in London eine bewaffnete Erhebung, fand aber bei der Bevölkerung keinen Anklang, und nun fiel er durch Henkers Hand. Es wiederholte sich hier die zur Zeit Leicesters bestehende Lage: beide rechneten mit der weiblichen Schwäche der Elisabeth, beide hatten gegen sich die eigentlichen Staatsmänner: Leicester den Lord Burleigh, Essex dessen Sohn Robert Cecil, der nach des

1588

25. Febr. 1601

Vaters Tode (4. August 1598) an seine Stelle getreten war, und Walter Raleigh; beiden zeigte Elisabeth im entscheidenden Augenblick, daß sie die königliche Herrin war, daß das Staatswohl mehr wog als ihre Liebe. Freilich ist ihr das Geschick des Grafen Essex sehr nahe gegangen. Sie verfiel in Trübsinn und irrte ruhelos in ihren Zimmern umher; schwer drückte sie auch die Frage der Thronfolge. Sie konnte und konnte sich nicht entschließen, das Recht Jakobs von Schottland und damit doch auch das der hingerichteten Maria anzuerkennen: erst auf dem Sterbebette, wenige Tage vor ihrem Tode, setzte sie ihn zum Nachfolger ein.

Unternehmergeist Englands

§ 159. Englands Aufschwung unter Elisabeth. Mit dem politischen Aufsteigen des englischen Staats ging wie gleichzeitig in den Niederlanden (§ 138) ein Aufschwung auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete Hand in Hand. Überall regte sich eben der Geist der Renaissance, der Geist des Individualismus, der die Kräfte entfesselte und zu höchster Entfaltung trieb. Der selbstbewußte Unternehmermut, der politische Erfolge zeitigte, entfaltete auch auf anderen Gebieten seine Schwingen; kraftstrotzend stellt sich uns das englische Volk dar; es fühlte, daß es am Beginn einer neuen Epoche stand, und drängte gewaltig und rastlos vorwärts. Es wehte ein Geist, der an das Athen nach den Perserkriegen, an das Deutschland nach dem Kriege von 1870 erinnert: politische, wirtschaftliche und geistige Errungenschaften entsprangen ihm und befruchteten sich hier wie überall in gegenseitiger Förderung.

Verbindung von Gentry, Bürgertum u. Königtum

Schon in den Rosenkriegen handelte es sich nicht nur um dynastische Fragen; es verblutete in ihnen der alte Feudaladel und der alte Feudalstaat, es erhob sich der niedere Adel (Gentry) und das Bürgertum und mit ihm im Bunde das absolutistisch gefärbte Königtum (II, § 347, 359). Das sind die Kräfte, die diese neue Zeit bestimmen: Gentry und Bürgertum gehen dabei Hand in Hand, und manche Familie tritt aus dem Bürgertum in die Gentry über; der Feudaladel verschwindet nicht, aber er hat nie wie auf dem Festlande Staaten im Staate gegründet. Dieser Verbindung von Gentry und Bürgertum, also des Mittelstandes, mit dem Königtum entsprach die unter dem König stehende anglikanische Kirche, während der puritanische Geist rein bürgerlichen Charakter trägt. Dieser Verbindung entsprach es, daß das Königtum gar nicht den Versuch machte, die von der Gentry besorgte Selbstverwaltung zu brechen, daß dieser Selbstverwaltung sogar neue Aufgaben in den Kirchspielen, die z. B. an Stelle der Klöster die Armenpflege übernehmen mußten, erwuchsen. Dieser Verbindung entsprach es, daß das Parlament nie weniger ausschlaggebend in die englische Geschichte eingriff als unter den Tudors; gewiß hat die Sparsamkeit Elisabeths die Krone verhältnismäßig unabhängig gemacht von Steuerbewilligungen, aber wichtiger war doch, daß, wenn sie es berief, es im ganzen so beschloß, wie die Königin es wünschte. Dieser Verbindung entsprach es, daß Industrie und Handel aufblühten und im Sinne des Merkantilismus von der Krone geregelt wurden, daß kühne Unternehmer eigenmächtig hinauszogen über die Meere, aber ihre Erfolge in den Dienst der Nation stellten.

Landwirtschaft

Am wenigsten günstig war die Lage der Landwirtschaft und des Bauernstandes. Wir sahen, daß die Säkularisation der Klöster unter Heinrich VIII. dem Großgrundbesitz zugute gekommen war, daß sie die Einhegungen der Almende, die Ausbreitung der Schafzucht an Stelle des Körnerbaues förderte (§ 79). Das hatte unter Eduard VI. zu einem Aufstand geführt; Somerset, der bessern wollte, war darüber gefallen (§ 80). Unter Elisabeth wurden die Gesetze gegen die Einhegungen, gegen die Umwandlung von Ackerland in Weideland erneuert und haben diesen Prozeß wenigstens etwas aufgehalten. Eine durchgreifende Besserung ist jedoch nicht eingetreten, die Lage der ländlichen Arbeiter wurde schlechter, die Zahl der Armen wuchs; nur verlangsamt ist jene Entwicklung, die schließlich zur Vernichtung des englischen Bauernstandes geführt hat.

Industrie

In der Industrie regelte der Staat das Lehrlingswesen, setzte die Arbeitszeit fest, wies den lokalen Behörden die Normierung der Löhne, den

Genossenschaften die Kontrolle über die Güte der Waren zu und sicherte ihr durch die Zollgesetzgebung den inländischen Markt. Das Einströmen der niederländischen Flüchtlinge (§ 129) führte der englischen Industrie viele sehr tüchtige Kräfte zu; vor allem hob sich dadurch die Tuchfabrikation.

Handel

Mit dem Aufblühen des Gewerbfleißes steht in engster Verbindung die Entwicklung des Handels. Es galt die Macht der Hanseaten zu brechen und sich durchzusetzen gegen die Niederländer und Spanier; die 1553 in London entstandene, 1555 bestätigte Gilde der Merchant adventurers (der „wagenden Kaufleute"), deren Name schon auf den sie beseelenden kühnen Unternehmergeist hinweist, betrieb mit Feuereifer englische Handelsunternehmungen und stand dabei mit der Krone in engster Verbindung. Maßgebend für die englische Handelspolitik war dabei neben Burleigh vor allem Thomas Gresham, Großkaufmann und englischer Finanzagent in Antwerpen.

Handelskrieg gegen die Hanse

Schon im 15. Jahrhundert war versucht worden, die hanseatischen Privilegien zu beseitigen (II, § 320, 359); jetzt wurde für die englischen Kaufleute die Forderung gleicher Rechte in den Hansestädten erhoben. Da die Hanseaten darauf nicht eingehen wollten, kamen die wagenden Kaufleute nach Emden, das nicht zur Hanse gehörte; der Aufschwung, den der Tuchhandel hier nahm, veranlaßte die Hamburger, den Engländern für zehn Jahre bei sich Aufnahme zu gewähren. (1567) Hamburg sagte sich damit von der bisherigen hanseatischen Politik los: sein Handel wuchs bedeutend. Indes die Hanseaten, deren Interessen diese Festsetzung der Engländer auf deutschem Boden widersprach, setzten durch, daß der Kaiser die Erneuerung dieses Vertrags verbot. (1577) Da hob Elisabeth die hansischen Zollprivilegien auf, und nun erwirkten die Hanseaten einen Reichstagsbeschluß, der die Engländer aus Deutschland ausschloß. (1578, 1582) Dagegen gründeten diese eine besondere Gesellschaft für den Ostseehandel und fuhren nach Preußen und Livland; bald wurden sie dann doch wieder in Stade an der Elbe zugelassen. (1587) Auch sonst ging der Handelskrieg weiter. Weil die Hanseaten große Lieferungen für die Armada geleistet hatten, nahm Franz Drake, wie einst Graf Warwick (II, § 359), im Hafen von Lissabon 60 mit Getreide und Vorräten beladene hansische Schiffe weg; doch gestattete man den Hanseaten, die nach England gebrachte Ladung auf ihre Rechnung zu verkaufen. (1589) Nun arbeitete die spanische Diplomatie am Kaiserhofe mit den Hanseaten zusammen gegen England, und wirklich wies auf deren Betreiben Kaiser Rudolf II. alle Engländer aus Deutschland aus. (1597) Obgleich eine Staatsgewalt, die diesem Befehl hätte Nachdruck verleihen können, fehlte, beantwortete ihn Elisabeth mit der Schließung des Stahlhofs: das war das Ende der hanseatischen Handelsvorherrschaft in England. (4. Aug. 1598) Der Handel selbst hörte natürlich nicht auf; den Hanseaten fehlten aber die bisherigen Privilegien, die allerdings einem erstarkenden Volke gegenüber einfach nicht zu behaupten waren. Nun gewannen die englischen Kaufleute, die 1611 wieder in Hamburg aufgenommen wurden, die Führung; dabei wuchs die Bedeutung Hamburgs als Handelsstadt, aber dieser Handel war mehr englisch als deutsch.

Stahlhof

Der Stahlhof wurde ohne die alten Privilegien 1606 der Hanse zurückgegeben und blieb, nach dem großen Brande von 1666 als Warenspeicher wiederaufgebaut, im Eigentum der Städte Hamburg, Bremen und Lübeck. 1853 verkauften sie ihn, und nun wurde an seiner Stelle der Cannon-Street-Bahnhof errichtet.

Beziehung zu Antwerpen

Im Zusammenhang mit dem Übergange des hansischen Handels auf die englischen Kaufleute stehen auch deren Beziehungen zu Antwerpen, dem wichtigsten Stapelplatz in den Niederlanden.

Hier vornehmlich hatte England bisher seine Wolle und sein Tuch verkauft, sowie die indischen und baltischen Waren gekauft; auf die kapitalkräftige Antwerpener Börse war der englische Staat angewiesen, wenn er Kredit brauchte, wobei Gresham als Vermittler wirkte. Nun traten die Merchant adventurers, gestützt auf das Monopol des englischen Tuchhandels, in Antwerpen geschlossen auf und gewannen damit eine sehr selbständige Stellung. Als dann mit den englischen Freibeuterzügen der Handelskrieg gegen Spanien begann, dachte Gresham daran, den englischen Handel von Antwerpen zu emanzipieren und die fremden Waren statt von dort aus ihren Ursprungsländern zu holen. Eben deshalb ging man nach Emden und dann nach Hamburg; es war das gleichmäßig gegen Antwerpen und gegen die Hanse gerichtet. Da nun die Zwistigkeiten mit Alba und die spanische Furie (§ 131) Antwerpen weiter schädigten, wurde Hamburg wirklich der Stapelplatz des englischen Nordseehandels: für den Welthandel trat allerdings vorläufig weder Hamburg noch London an die Stelle Antwerpens, sondern Amsterdam; die Welthandelsvormacht gewannen eben zunächst

Londoner Börse 1566 1571

die Holländer (§ 138). Auch im Geldverkehr suchte Gresham England unabhängiger zu machen, indem er die Londoner Börse nach dem Muster der Antwerpener gründete; Elisabeth selbst besuchte das neu errichtete Gebäude und verlieh der Börse den Namen Royal exchange.

Überseeische Unternehmungen

In ganz neue, zukunftreiche Bahnen aber lenkte der englische Handel ein mit den Unternehmungen, die nach den spanischen und portugiesischen (seit 1580 unter dem König von Spanien stehenden [§ 124]) Kolonien gerichtet waren. Wie bei dem Kampfe gegen Antwerpen verknüpften sich hier Handelsinteressen und politische Ziele. Diese Züge sind in erster Linie Privatunternehmungen, an denen sich die Krone mehr oder weniger beteiligte; in ihnen zeigt sich ähnlich wie bei den Holländern der vorwärtsdrängende Geist, in ihnen erwuchsen der Nation ihre ersten großen Seehelden, Franz Drake, Thomas Cavendish, Walter Raleigh, Martin Frobisher, John Hawkins. Diese Unternehmungen tragen in gewissem Sinne den Charakter der Seeräuberei: spanische Schiffe, namentlich Silberschiffe werden weggenommen, das spanische Handelsmonopol (§ 160), das Fremde von allen spanischen Kolonien ausschloß, wird durch Schleichhandel durchbrochen; daneben aber sind es Entdeckungsfahrten und koloniale Versuche.

Drake 1545—1596 · Cavendish 1555—1592 · Raleigh 1552—1618 · Frobisher † 1594 · Hawkins 1532—1595

Drake fuhr zuerst nach Westindien und machte dann als erster Engländer eine Reise um die Erde durch die Magalhães-Straße und um das Kap der guten Hoffnung; ihm folgte als dritter Erdumsegler Cavendish, der dabei 19 spanische Schiffe vernichtete und eine sehr wertvolle Beute heimbrachte. Drake nahm etwa gleichzeitig auf einer Expedition nach Westindien den Spaniern eine Beute im Werte von 600 000 Pfund Sterling ab und war dann auch beteiligt bei dem Kampf gegen die Armada und bei den Zügen nach der spanischen Küste (§ 158); von ungeheurer Bedeutung für die Volksernährung war es, daß er die Kartoffel nach Europa brachte. Auch Hawkins fuhr nach Westindien und bemühte sich, den Sklavenhandel für England nutzbar zu machen. Von kühnem Unternehmungsgeist zeugte der Gedanke, auf einer nordöstlichen Durchfahrt um Norwegen, Rußland und Sibirien herum einen von Spanien unabhängigen direkten Weg nach China zu suchen. Chancellor gelangte bis Cholmogory an der Dwinamündung (wo 1584 Archangelsk gegründet wurde), spätere Fahrten endeten an der Obmündung; das Ergebnis war ein ziemlich reger Verkehr mit Rußland, für den eine moskowitische Handelsgesellschaft entstand. Für die Zukunft wichtiger wurden die Fahrten nach Nordamerika, bei denen man eine nordwestliche Durchfahrt nach China suchte, auch hier von dem Wunsche beseelt, von Spanien unabhängig zu werden. Den Spuren Johann und Sebastian Cabots und Contereals (§ 8) folgend, gelangte Frobisher bis zu der nach ihm genannten Bai; er glaubte dort goldhaltiges Gestein zu finden und hat in den nächsten Jahren noch zwei Reisen dahin unternommen. Auf der Suche nach der nordwestlichen Durchfahrt kam John Davis in die seinen Namen tragende Straße. Walter Raleigh machte den ersten ernsthaften Versuch, eine Kolonie an der Küste Nordamerikas zu gründen. Die von ihm ausgesandten Schiffe landeten auf der Insel Roanoke; das Land wurde zu Ehren der jungfräulichen Königin Virginien genannt, aber die im nächsten Jahre begründete Kolonie löste sich schon nach zwei Jahren wieder auf. Obgleich man die Versuche, hier eine Kolonie zu gründen, 1590 aufgab, wird Raleigh doch als der „geistige Ahnherr der Vereinigten Staaten" bezeichnet. Er selbst fuhr dann mit Frobisher nach Westindien, suchte darauf in Südamerika das Goldland (Eldorado) und nahm unter Essex an den Seezügen gegen Spanien teil. Seine letzte Expedition zur Auffindung von Goldminen in Südamerika scheiterte, Spanien beschwerte sich über Friedensbruch, und Raleigh endete auf dem Schafott, indem nun ein 1603 wegen einer Verschwörung gefälltes Todesurteil vollstreckt wurde (§ 226).

1577—1580 · 1586—1588 · 1585—1586 · 1553 · 1580 · 1576 · 1585 · Davis 1550—1605 · 1584 · 1592, 1595 · 1617 · 1618

Handelsgesellschaften

Wie die Kolonisationsversuche in Nordamerika die Wege zu einer großen Zukunft wiesen, so gilt dasselbe von der Gründung der englisch-ostindischen Kompagnie. Sie erhielt wie zwei Jahre später die niederländische (§ 138) durch einen Freibrief der Königin das Handelsmonopol zwischen dem Kap der guten Hoffnung und der Magalhãesstraße und ist die bedeutendste der unter Elisabeth begründeten Handelsgesellschaften. Außer ihr und der moskowitischen entstanden noch die ostseeländische, levantische, türkische, marokkanische, guineische und goanische, alle ein Beweis für die herrschende Unternehmungslust.

Ostindische Kompagnie 31. Dez. 1600

Es ist ein unendlich reges Leben, das uns auf wirtschaftlichem Gebiete entgegentritt und mit den politischen Erfolgen vereint Englands Größe begründet. Wie sehr dem auch der geistige Aufschwung entspricht, ist an anderer Stelle (§ 185, 186) darzulegen.

D. Spaniens Niedergang.

§ 160. Ergebnisse der Regierung Philipps II., Lage im Innern. Auswärtige Niederlage Als Philipp II. unter entsetzlichen, mit bewundernswerter Standhaftigkeit ertragenen Qualen (eiternde Geschwüre bedeckten den ganzen Körper, und 53 Tage lag er bewegungslos) aus dem Leben schied, 13. Sept. 1598 war seine Weltpolitik überall geschlagen. Der Versuch, Protestantismus, Völkerfreiheit und staatliche Unabhängigkeit, die neuen sich energisch regenden Weltkräfte, zu unterdrücken, war gescheitert. In Frankreich triumphierte über die religiösen Gegensätze der Gedanke des nationalen Königtums; England stieg zur protestantischen Schutzmacht empor und legte den Grund zu seiner Seeherrschaft; die Niederlande wahrten die in revolutionärem Kampfe errungene religiöse und staatliche Freiheit und wurden die erste Welthandelsmacht. Spaniens europäische Herrschaft war in der Hauptsache auf die Pyrenäenhalbinsel und die italienischen Nebenlande beschränkt. Dazu kam, daß im Gegensatz zu dem wirtschaftlichen Aufschwunge der westeuropäischen Staaten auch die innere Entwicklung sich sehr ungünstig gestaltet hatte. Auch Karl V. hatte seine großen Ziele nicht erreicht, aber er hinterließ doch die spanische Halbinsel noch in blühendem Zustande (§ 116); unter dem Sohne begann jener Niedergang, von dem Spanien sich nie wieder erholt hat.

Niedergang im Innern Es ergab sich dieser Niedergang vorwiegend aus der Lähmung aller selbständigen Volkskräfte durch den Druck der staatlichen und kirchlichen Autorität, aus dem Schwinden des wirtschaftlichen Gedeihens und der hierdurch und durch die umspannende auswärtige Politik entstehenden finanziellen Notlage.

Absolutismus Philipps Kabinettsregierung (§ 117) duldete keine selbständigen Gewalten neben dem König, und so hat er denn die unter dem Vater noch gewahrte Sonderstellung Aragons (§ 116) gemindert. Die Gelegenheit dazu bot der Prozeß des Perez (§ 117). Da Perez aus Aragon stammte, entwich er dorthin und stellte sich, gestützt auf die Fueros Aragons, unter den Schutz des Justicia (II, § 337). Als ihn darauf der König, um ihm trotz der Fueros beizukommen, der Ketzerei beschuldigte und seine Auslieferung an das Inquisitionstribunal verlangte, kam es in Saragossa zu Volksaufständen. Nun sandte Philipp Truppen, obgleich nach den Fueros kein kastilianisches Heer nach Aragon 1591 marschieren durfte: Perez floh zwar, der Justicia aber und andere angesehene Männer wurden hingerichtet; in Aragon machte das unbeschränkte Königtum Fortschritte, wenn auch noch Sonderrechte bestehen blieben.

Inquisition Wie Philipp auf staatlichem Gebiete keinen Eigenwillen duldete, so auch auf kirchlichem. Mit rücksichtsloser Härte schritt die Inquisition ein; die Autodafés wurden zu Volksfesten und Staatsaktionen, denen der König mit den stolzesten Granden beiwohnte. Gegen die Lutheraner sind vier große Autodafés, zwei in Valladolid (1559) und zwei in Sevilla (1559 und 1560), abgehalten, denen bis 1580 kleinere folgten. Außer den Lutheranern wurden die Moriskos (§ 119 und II, § 341) Opfer der Inquisition.

So entschieden der König für die Alleinherrschaft des Katholizismus kämpfte, ebenso entschieden hielt er an seiner Oberhoheit über die Kirche (Zu-

stimmung zu päpstlichen Bullen, Bestätigung und Besteuerung der Geistlichen usw.) fest, wie sie durch das Konkordat von 1482 (II, § 340) begründet war; dabei erstrebte auch er, wie damals Ximenez, Reformen, namentlich eine Besserung der sittlichen Zustände in den Klöstern.

Wirtschaft

Auf wirtschaftlichem Gebiete wirkte unheilvoll zunächst die Bedrückung der Moriskos, die viele zur Auswanderung nach Afrika veranlaßte. Die Mauren hatten Andalusien einst in einen Fruchtgarten verwandelt; jetzt verödete das Land immer mehr (II, § 341), da die verlorenen Arbeitskräfte nicht oder nicht ausreichend durch gleichwertige ersetzt werden konnten. Dazu kamen die unheilvollen Wirkungen des herrschenden Merkantilismus, der nach dem Edelmetall den Reichtum eines Landes ermißt (§ 266), und der spanischen Kolonialpolitik. Weit mehr als Karl V., der Rücksicht nahm auf seine am Freihandel interessierten Niederländer (§ 116), war Philipp II. bemüht, die spanische Industrie durch hohe Schutzzölle zu heben und die für sie nötigen Rohprodukte auf niedriger Preisstufe zu halten, indem deren Ausfuhr erschwert oder verboten wurde. Philipp II. befand sich dabei durchaus im Einvernehmen mit den städtischen Vertretern: er war eben viel mehr und viel engherziger Spanier als sein Vater. Die Gefahren dieses Systems liegen in der Entwertung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, an denen Spanien bisher so reich gewesen war (§ 116), und in der Preissteigerung aller Industrieerzeugnisse. Der gewaltige Edelmetallzufluß, der aus den Kolonien kam, trug noch zur Erhöhung der Preise durch Entwertung des Geldes bei, ließ aber diese Preissteigerung anfangs erträglich erscheinen. So entstand in der Tat eine blühende Industrie, aber das war nur eine Treibhauspflanze. Sie fand zunächst ein gutes Absatzfeld in den Kolonien. Die spanische Kolonialpolitik hat die Kolonien nur ausgebeutet (§ 13): man verlangte von ihnen Gold und Silber, ohne die produktiven Kräfte der Länder zu entwickeln. Damit blieben die Kolonien in ihren Bedürfnissen ganz abhängig vom Mutterlande; den daraus zu ziehenden Nutzen suchte man zu monopolisieren, indem man jede fremde Konkurrenz ausschloß: kein Schiff einer anderen Nation durfte nach den spanischen Kolonien fahren, ja in Spanien selbst mußten alle Schiffe von Sevilla ausgehen. Das kam der spanischen Industrie zustatten; aber schließlich war diese doch nicht imstande, das Warenbedürfnis zu befriedigen, auch stiegen die Preise ins Ungeheure. Die Folge war ein ausgedehnter Schleichhandel und eine Konkurrenzfähigkeit des Auslands trotz der Schutzzölle: beides mußte die künstlich großgezogene spanische Industrie ruinieren. Dazu wurden im überseeischen Handel die Niederländer (§ 138) und Engländer (§ 159) erfolgreiche Mitbewerber.

Finanzen

Der Niedergang der spanischen Volkswirtschaft wurde nun noch gesteigert durch die Finanzmaßregeln Philipps. Seine weltumspannende Politik mit den ewigen Kriegen verschlang kolossale Summen; es ist berechnet worden, daß die Erhaltung der Heere unter Würdigung des Geldwertes damals mindestens dreimal so viel kostete wie heute, und daß im niederländischen Kriege nach heutigem Geldwert 2200 Millionen Mark verbraucht worden sind. Trotz der amerikanischen Edelmetallzufuhr (von 1531 bis 1594 ist sie auf 5000 Millionen Mark berechnet) mußte Philipp fortdauernd nach neuen Einnahmen suchen; so ließ er sich seit 1570 bei seinen Maßregeln mehr von finanziellen Gesichtspunkten als von wirtschaftlichen leiten. Größere Einnahmen sollten gewonnen werden durch indirekte Steuern, obgleich diese den Handel und damit auch Industrie und Landwirtschaft furchtbar belasteten. Dahin gehört die Erhöhung der Alcavala (II, § 338), die bei jedem Verkauf nach dem Wert der Waren (meist 10 %) erhoben wurde, und eine Mehlsteuer. Daneben wurden Ämter und Ehrenstellen verkauft, ferner Anleihen im Auslande (namentlich in Genua) aufgenommen und die Einnahmen auf Jahre hinaus verpfändet. Wie ungünstig die Finanzlage war, zeigt der Umstand, daß Philipp, nachdem schon früher die Anleihezinsen nicht pünktlich gezahlt worden waren, 1575 die Zinsen willkürlich

herabsetzte, daß bei seinem Tode eine Schuldenlast von 100 Millionen Dukaten (zwei Milliarden Mark) bestand und die Einkünfte auf vier Jahre voraus verbraucht waren.

Erschlaffung des Volkes

Und das alles, während dem Volke die innere Kraft zu einer Besserung fehlte. Die Unlust des Spaniers zur Arbeit war durch den Stolz, daß sein Staat der erste der Welt sei, durch seine Herrenstellung in den Kolonien noch erhöht. Der Hidalgo und, wer es ihm gleich tun wollte, hielten jedwede volkswirtschaftlich nützliche Tätigkeit für entehrend. Dazu kam die große Zahl der kirchlichen Festtage, an denen die Arbeit ruhte, und die gewaltige Masse von Geistlichen, die überhaupt nicht arbeiteten, während die Güter der Kirche (der toten Hand) sich fortdauernd vermehrten.

Dieser Niedergang Spaniens hebt sich grell ab von dem wirtschaftlichen Gedeihen der Niederlande, Englands und Frankreichs: hier konnte sich eben die befreite Persönlichkeit tatkräftig erhalten, dort war alles individuelle Leben unterdrückt.

Philipp III. 1598—1621

§ 161. Philipp III. und die Wiederaufnahme der Weltpolitik. Philipps II. Nachfolger Philipp III. war als Regent von seinem Vater sehr verschieden; so eifrig und selbsttätig Philipp II. alles leitete, so wenig hat sich im Grunde Philipp III. um die Regierung bekümmert. Er überließ sie 20 Jahre lang ganz seinem Günstling Don Francesco Gomez de Sandoval y Rojas, Grafen und späteren Herzog von Lerma. Dieser besaß eine so dämonische Gewalt über den König, daß man an Zaubermittel dachte, duldete am Hofe nur seine Kreaturen und benutzte seine gewaltige Macht, um sich und seiner Familie ungeheure Reichtümer zu verschaffen.

1598—1618

Lerma geb. um 1550 gest. 1625

Inneres

Im Innern hielt man an den bisherigen Gedanken fest. Der königliche Absolutismus wurde weiter entwickelt; es kam ihm auch der Glanz des Hoflebens zustatten und die volle Ausbildung jener Etikette, die dann in ganz Europa nachgeahmt wurde. Noch immer galt ja das habsburgische Herrscherhaus, dessen deutsche Linie auch die Kaiserkrone trug, als das vornehmste Europas. — Der kirchliche Fanatismus blieb bestehen und führte zur letzten Gewalttat gegen die Moriskos, die schon seit den Zeiten der Isabella so viel gelitten hatten (§ 119, II, § 341). Jetzt wurden sie alle aus Spanien ausgewiesen; es klang wie ein Hohn, wenn es dabei hieß, daß der König den Tod, den sie verdient hätten, aus „Gnade" in ewige Landesverweisung umgewandelt habe. Vergebens hatte der grundherrliche Adel, der seine besten Arbeiter und Pächter verlor, auf die wirtschaftlichen Nachteile hingewiesen; bis 1611 wurde die Vertreibung in ganz Spanien durchgeführt. Die glänzende Prozession, mit der Philipp III. diesen „Sieg" feierte, war ein Freudenfest am offenen Grabe der spanischen Wohlfahrt. Etwa 800 000 Menschen verließen das Land, das ihre Väter zu hoher Blüte gebracht hatten. Bald lagen die Äcker brach, die Berieselungskanäle, durch die Reisfelder, Zucker- und Baumwollpflanzungen ermöglicht worden waren, verfielen, das Gewerbe ging zurück, Städte und Dörfer verödeten. Zugleich minderten sich die Einnahmen des Staates. Auch sonst setzte sich der unter Philipp II. begonnene wirtschaftliche Niedergang fort.

Vertreibung der Moriskos

1609

Wenn trotzdem die Dichtkunst und Malerei eine hohe Blüte erlangte (§ 188, 263) so ist das nur daraus erklärlich, daß die engherzige katholische Politik, die dem Lande so tiefe Wunden schlug, doch dem aus den Maurenkriegen erwachsenen spanischen Volkscharakter (II, § 336) entsprach.

Auswärtiges

Nach außen zog Lerma die Konsequenzen aus den erlittenen Niederlagen in dem Frieden mit England (§ 158) und dem Waffenstillstand mit den Niederlanden (§ 136). Auch weiterhin war er Vertreter der Friedenspolitik und suchte ein besseres Verhältnis zu den bisherigen Feinden anzubahnen. Dem kamen in Frankreich die katholischen Neigungen der Regentin Maria

1604

1609

von Medici entgegen (§ 217), und so wurde eine spanisch-französische Doppelheirat (Ludwig XIII. mit Philipps III. Tochter Anna, Ludwigs XIII. Schwester Elisabeth mit dem Infanten Philipp) verabredet. Bahnte sich damit ein gewisser Einfluß auf die französische Politik an, so beschränkte sich Lerma sonst im wesentlichen auf die Behauptung des spanischen Übergewichts auf dem Mittelmeere (1613 besiegte eine spanische Flotte die Türken bei Chios) und in Italien. Indes es gab in Spanien auch eine Partei, die die katholische Weltpolitik Philipps II. noch nicht aufgeben wollte; zu ihr gehörten namentlich der spanische Botschafter in Wien, Don Zuñiga, sowie seine Nachfolger Castañeda und Oñate. Die Frage der Thronfolge beim Tode des Kaisers Matthias (§ 182) bot die Gelegenheit zur Einmischung; der Gedanke, die österreichischen Lande an Spanien zu bringen, wurde zwar aufgegeben, aber Oñate erwirkte doch vom Erzherzog Ferdinand (II.) den Geheimvertrag zu Graz, worin dieser für Unterstützung seiner Kandidatur die Abtretung des österreichischen Sundgaues zusicherte. Als dann die böhmischen Wirren ausbrachen, unterstützte Spanien die strengkirchliche Partei am Wiener Hofe und war beim Sturze des einer Vermittlung geneigten Ministers Khlesl beteiligt (§ 193), Diese Erfolge einer im Geiste Philipps II. ausgreifenden Kriegspartei bewirkten die Entlassung Lermas. Philipp III. trennte sich nur ungern von ihm und übertrug seinem Sohne, dem Herzog von Uzeda, seine Ämter. Als dann Philipp III. im Gewande eines Franziskaners starb, siegte die strengkatholische Kriegspartei, die auf die böhmischen Erfolge (§ 195) verweisen konnte, vollständig.

[Randnotizen: 1612 — Eingreifen in Österreich — 31. Jan. 1617 — 20. Juli 1618 — 4. Okt. 1618 — 31. März 1621]

[Randnotiz: Philipp IV. 1621—1665. Olivarez geb. 1587 gest. 1645]

Philipp IV. ernannte an Stelle Uzedas zuerst Zuñiga und nach dessen schnellem Tode den Grafen Olivarez zum leitenden Minister. Dieser beherrschte den König über 20 Jahre (bis 1643) ebenso unbedingt, wie Lerma seinen Vater beherrscht hatte, und machte noch einen letzten Versuch, unter Benutzung des deutschen Krieges, der französischen und englischen Wirren ein habsburgisch-katholisches Weltreich im Sinne Philipps II. zu gründen.

Viertes Kapitel.

Der Norden und Osten Europas.

[Randnotiz: Gegensatz zwischen Dänemark und Schweden]

§ 162. Überschau und Vorblick. Die Geschichte der nordischen Staaten wird in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zunächst bestimmt durch den Gegensatz zwischen Dänemark und Schweden. Es ergab sich dieser Gegensatz schon aus der Lösung der Kalmarischen Union, (§ 86) in welche man in Dänemark natürlich nur ungern willigte; dazu kam dann aber, daß beide Staaten nach dem dominium maris baltici, dem Erbe der sinkenden Hanse, strebten und im engen Zusammenhange mit diesem Streben beim Zerfall des livländischen Ordensstaates und später während des Dreißigjährigen Krieges als Rivalen auftraten.

[Randnotiz: Kampf um Livland]

Wie früher gesagt, sind die Hanse und der Deutsche Orden die Vertreter der deutschen Ostseeherrschaft gewesen (II, § 298): ungefähr gleichzeitig erreichten beide den Höhepunkt ihrer Macht (II, § 301, 302), ungefähr gleichzeitig begann bei beiden der Rückgang (II, § 319, 320). Von den bisher beherrschten, nunmehr erstarkenden Staaten sind an dem Kampfe gegen

die Hanse im 16. Jahrhundert vorwiegend Dänemark und Schweden beteiligt; um Livland, den nach der Säkularisation Preußens (§ 47) verbliebenen Rest des Ordensstaates, rangen außer diesen beiden auch Polen und Rußland. Polen wollte dabei seinen Eroberungszug zu den Küsten der Ostsee (II, § 319) fortsetzen, und auch der neurussische Staat (II, § 374) drängte zum Meere. An der Gewinnung dieser baltischen Provinzen hing zugleich die Vorherrschaft im östlichen Teile des baltischen Meeres. Der erste Kampf führte zu einer Teilung der umstrittenen Lande, bei der Rußland schließlich leer ausging.

Polnisch-katholische Politik

Eine folgenschwere Wendung für Nordosteuropa trat dann ein, als die jesuitische Gegenreformation in Schweden und Polen eindrang und die polnische Krone dem zum Katholizismus übergetretenen schwedischen Thronerben zufiel. Durch die Verbindung Schwedens und Polens unter einem König schien sich eine den Nordosten Europas beherrschende, den katholischen Interessen dienende Macht zu bilden. Indes der schwedische Nationalstaat war am Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden durch Lossage von einem mächtigeren Nachbarstaat (Dänemark) und durch Einführung der Reformation: jetzt war Schweden wieder an einen solchen Nachbarstaat (Polen) gefesselt und sah außerdem seinen protestantischen Glauben bedroht. Das widersprach mithin dem innersten Wesen dieses Staates, und so erhob sich, gestützt auf nationale und religiöse Kräfte, die jüngere Linie des Hauses Wasa und gewann die schwedische Krone. Die ältere, in Polen regierende, wollte diese Usurpation natürlich nicht anerkennen, und so verschärfte sich der Gegensatz zwischen Polen und Schweden: hatte er bisher auf dem Kampfe um Livland beruht, so erhielt er nun auch einen dynastischen, nationalen und religiösen Charakter. Die polnischen Wasas kämpften aber nicht nur gegen Schweden für ihre Thronrechte; sie griffen auf der anderen Seite beim Aussterben der Ruriks auch nach Rußland hinüber. Indem sie dabei zugleich als Vorkämpfer des Katholizismus sowohl gegen den schwedischen Protestantismus wie gegen die russische Kirche auftraten, gewann ihre katholisch-polnische Machtpolitik für den Nordosten Europas eine ähnliche Bedeutung wie die spanisch-katholische Philipps II. für den Süden und Westen. Aber wie die spanisch-katholische, so scheiterte auch die polnisch-katholische: in Rußland erlangte die nationale Dynastie der Romanows den Thron, in Schweden behauptete sich die jüngere Linie der Wasa. Während aber jene zunächst nicht daran denken konnte, nach außen auszugreifen, sondern zufrieden sein mußte, die gefährdeten nationalen Grundlagen des Staates (Zarentum und russische Kirche) zu erhalten, erhob diese Schweden zur europäischen Großmacht. Auch hierbei verbinden sich die politischen mit den religiösen Kämpfen. Gustav Adolf schließt Rußland ganz von der Ostsee ab, gewinnt die baltischen Besitzungen Polens und greift in den Dreißigjährigen Krieg ein; er tritt damit als Vorkämpfer des Protestantismus auf, setzt aber zugleich den Kampf um die Ostseeherrschaft und die Rivalität mit Dänemark und Polen fort. Als Ergebnis gewinnt Schweden die baltischen Besitzungen Dänemarks und die wichtigsten deutschen Häfen an der Nord- und Ostsee: damit ist es die führende Macht im Nordosten Europas geworden. Der hierdurch besiegelte Niedergang Polens und Dänemarks hängt auch damit zusammen, daß in beiden Ländern die Königsmacht durch den Adel sehr

Gegner: 1. Schweden

2. Rußland

Schwedens Großmachtstellung

eingeschränkt war, während Schweden sich eines starken nationalen Königtums erfreute. Freilich wird man sagen müssen, daß die schwedische Großmacht etwas Künstliches an sich hatte; sie war geschaffen durch eine Steigerung der geistigen Kräfte: die natürlichen materiellen Hilfsmittel des dünnbevölkerten, armen und von den Zentren der europäischen Geschichte abliegenden Landes genügten zur Erhaltung des Errungenen nicht.

A. Dänemark.

Friedrich II. 1559–1588 **§ 163. Friedrich II.** Christians III. (§ 88) Sohn und Nachfolger Friedrich II. unternahm zuerst mit seinen Oheimen Johann und Adolf (§ 88) einen Feldzug gegen die Dithmarschen, die bisher ihre Freiheit so tapfer gewahrt hatten (II, § 369). Jetzt erlagen sie in der Schlacht bei Juni 1559 Heide den von dem Grafen Johann von Rantzau geführten königlichen und herzoglichen Truppen; ihrer republikanischen Selbständigkeit wurde nun für immer ein Ende bereitet, ihr Land unter die drei Sieger verteilt. Bald darauf begannen Verwicklungen mit Schweden. Der Tod des 25. Jan. 1559 1523 entthronten Christian II. befreite Friedrich II. von den Sorgen, die auf der Regierung seines Vaters gelastet und diesen zur Verständigung mit Schweden geführt hatten (§ 88); dazu trat auch in Schweden ein 1560 Thronwechsel ein, und der neue König Erich XIV. richtete ebenso wie Friedrich II. seine Blicke auf den zerfallenden livländischen Ordensstaat (§ 165). Friedrich II. kaufte 1559 von dem Bischof von Ösel-Wiek und Kurland-Pilten (Johann von Münchhausen) dessen Lande und gab sie 1560 seinem Bruder Magnus; dieser behielt sie 1562 als weltlicher Fürst und strebte auch nach dem Besitz von Livland. Gleichzeitig faßten aber die Schweden in Esthland Fuß (§ 165), und die aus der Lösung der Kalmarischen Union gebliebene Feindschaft lebte um so mehr wieder auf, als Nordischer siebenjähriger Krieg 1563–1570 der Dänenkönig noch immer trotz des schwedischen Protestes das schwedische Wappen führte. So kam es zu dem nordischen siebenjährigen Kriege, in dem Lübeck auf die Seite Dänemarks trat. Zuerst siegte eine 1564 dänisch-lübische Flotte zwischen Öland und Gotland; dann erlitten die Verbündeten durch Kämpfe und Stürme schwere Verluste zur See. Diese wurden jedoch durch Erfolge zu Lande wieder gut gemacht; u. a. gewann Daniel 1565 Rantzau einen glänzenden Sieg bei Svanterå in Halland. So endete der 1570 Krieg nach der Entthronung Erichs XIV. im Frieden von Stettin mit der Anerkennung des gegenwärtigen Besitzstandes.

Herzog Magnus hatte sich inzwischen, um Livland zu gewinnen, an Iwan den Schreck- 1570 lichen von Rußland (§ 173) gewandt. Dieser ernannte ihn zum „König von Livland“ und 1573 vermählte ihn mit seiner Nichte Marie. Trotzdem vermochte Magnus Livland den Polen nicht zu entreißen und verzichtete 1577 auf seine ehrgeizigen Pläne. Nach seinem Tode fiel 1583 Ösel an Dänemark, während Wiek mit Esthland, Pilten nach wechselndem Pfandbesitz schließlich (1660) mit Kurland vereinigt wurde (§ 249).

Trotz des Bündnisses mit Lübeck trat Friedrich II. der hanseatischen Handels- 1559 herrschaft entgegen. In Bergen wurden die hanseatischen Privilegien beseitigt, der Sundzoll wurde für die Schiffe aller Nationen bedeutend erhöht und zur 1574–1585 Beherrschung des Sundes das feste Schloß Kronborg erbaut. Der Wohlstand des Landes hob sich, und auch für den geistigen Aufschwung hat Friedrich manches getan, z. B. durch Zuwendungen an die Universität Kopenhagen und durch Gründung von Schulen. Die alte Übermacht des Adels freilich, die durch die Thronkämpfe und durch die aus den Kirchengütern gewonnenen Reichtümer (§ 88) noch erhöht worden war, blieb bestehen.

§ 164. Christian IV. Aufschwung und Niedergang Dänemarks. Diese Macht des Adels zeigte sich, als die Krone auf Friedrichs erst elfjährigen Sohn Christian IV. überging. Nach altem Brauch wollte seine Mutter Sophie von Mecklenburg die Regentschaft übernehmen; der Reichsrat aber übertrug diese einer aus seiner Mitte entnommenen Kommission. 1596 für mündig erklärt, führte der König zuerst einen Aufschwung seines Staates herbei. Schwedische Ansprüche auf die norwegischen Lappmarken, die Gründung Göteborgs (1603) an der Mündung des Götaelfs, der einzigen schmalen Stelle, an der Schweden ans Kattegat reichte, wurden der Anlaß zum sogenannten Kalmarkriege. Christian IV. rechnete dabei wohl auch auf die schwedisch-polnische Feindschaft (§ 171). Er nahm zuerst Kalmar (danach heißt der Krieg), dann Göteborg und die die Stadt schützende Festung Elfsborg und bedrohte mit seiner starken Flotte sogar Stockholm. Infolgedessen mußte Gustav Adolf im Frieden von Knäröd den Titel eines „Königs der Lappen" ablegen, dem Dänenkönige die Führung des schwedischen Wappens (jedoch ohne Herrschaftsrechte) zugestehen und ihm für sechs Jahre bis zur Abtragung der Kriegskosten Elfsborg überlassen, auch den Handel nach Kurland und Livland, den Schweden gehindert hatte, freigeben.

Christian IV. 1588—1648

Kalmarkrieg 1611—1613

1612

10. Jan. 1613

Nach diesem ersten Erfolge gewann die Politik Christians einen Zug ins Große. Er wollte sein Land teilnehmen lassen an dem mit dem Niedergang Spaniens entstandenen Wettbewerb (§ 138, 159) um den indischen Handel. In Kopenhagen wurde eine ostindische Kompagnie gegründet und Trankebar an der Koromandelküste erworben; weiter entstand eine grönländische und eine isländische Handelskompagnie. Anderseits richtete der König seine Blicke nach Deutschland; er wollte die Erbschaft der Hanse antreten, die Elb- und Wesermündung in seine Gewalt bringen und in Niedersachsen den beherrschenden Einfluß gewinnen. Während des Kalmarkrieges blockierte er Lübeck, dann legte er als Konkurrenzstadt gegen Hamburg an der Unterelbe Glückstadt an, befestigte es 1620, machte es zum Stapelplatz für den isländischen Handel und erhob hier einen für Hamburg sehr lästigen Elbzoll. Zugleich suchte er das zwischen der Elb- und Wesermündung gelegene Erzbistum Bremen und andere niedersächsische Stiftslande an sich zu bringen; und in der Tat wurde sein Sohn Friedrich 1621 Koadjutor von Bremen und Bischof von Verden, später auch Koadjutor von Halberstadt und Bischof von Osnabrück. So hatte er ein unmittelbares Interesse daran, dem Vordringen Tillys in Norddeutschland Halt zu gebieten; auch hoffte er durch das Eingreifen in den Dreißigjährigen Krieg seine Macht zu steigern. An anderer Stelle (§ 199) werden wir zu erzählen haben, daß dieser Krieg für ihn unglücklich verlief: im Frieden von Lübeck (§ 200) mußte er auf seine deutschen Eroberungspläne verzichten.

Großmachtspolitik

1616

1620

1616

1629

Diese Niederlage hatte nun aber für Dänemark noch viel weitertragende Folgen: von nun an rückte es an die zweite Stelle der nordischen Mächte. Die Erfolge Gustav Adolfs in Polen (§ 172) und Deutschland (§ 202 ff.) hoben die Macht Schwedens und schienen ihm die Herrschaft an der Ostsee und an den deutschen Küsten zu verschaffen. Mit allen Mitteln der Diplomatie suchte Christian den Schweden in Deutschland Abbruch zu tun; außerdem aber erhöhte er, um aus den durch den Krieg entstandenen Finanzschwierigkeiten herauszukommen, den Sundzoll sehr bedeutend. Da

Rückgang der dänischen Macht

dies auch die Interessen der Niederländer verletzte, also von dieser Seite Unterstützung zu erwarten war, beschloß der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstjerna den Krieg. Torstenson (§ 213) zog in Eilmärschen von Mähren herbei und besetzte ganz Jütland, ein anderes schwedisches Heer nahm Schonen. Es drohte mit einer schwedischen Landung auf den dänischen Inseln; doch gelang es Christian, durch die Seeschlacht auf der Kolberger Heide (bei Fehmarn), in der er trotz seiner 67 Jahre auch noch nach einer Verwundung persönlich die größte Tapferkeit bewährte (das Volkslied: „König Christian stand am hohen Mast"), die von Klaus Fleming befehligte schwedische Flotte zum Rückzug nach Kiel zu zwingen. In einer zweiten Seeschlacht zwischen Laaland und Fehmarn siegten dann die von den Holländern unterstützten Schweden; aber nun erschien der kaiserliche General Gallas (§ 213) im Rücken Torstensons und machte den Schweden, wenn er auch sonst nicht viel ausrichtete, doch den Übergang nach den Inseln unmöglich. Trotzdem mußte Christian, der in diesem Kriege von seinem Adel kaum unterstützt wurde, den ungünstigen Frieden von Brömsebro schließen, in dem er die Provinzen Jämtland und Herjedalen, die Inseln Ösel und Gotland (also die dänischen Außenstellungen in der Ostsee), und auf 30 Jahre Halland an Schweden überließ und ihm Befreiung vom Sundzoll gewährte. Für die Holländer wurde gleichzeitig durch Verhandlungen, die in dem Brömsebro benachbarten Christianopel stattfanden, eine Ermäßigung der Zölle festgesetzt, und die hier vereinbarten Sätze sind dann auch für andere Nationen maßgebend geworden.

Schwedisch-dänischer Krieg 1643—1645

Juli 1644

Okt. 1644

23. Aug. 1645

Bedeutung Christians IV.

Der Friedensschluß von Brömsebro entschied den schwedisch-dänischen Kampf um die Vorherrschaft im Norden zugunsten Schwedens. Trotzdem haben die Dänen recht, wenn sie Christian IV. als einen ihrer größten Herrscher feiern; denn an diesem Niedergang Dänemarks ist weniger der König schuld als der dänische Adel. Christian konnte bei seinem Tode das Bewußtsein mit in das Grab nehmen, daß er für seinen Staat eine Glanzzeit (es sind die Jahre zwischen dem Frieden von Knäröd und dem Eingreifen in den deutschen Krieg) heraufgeführt hatte, daß er in rastloser, wenn auch nicht erfolgreicher Tätigkeit bemüht gewesen war, ihn auf dieser Höhe zu erhalten, und auch in seiner inneren Politik die Hebung seines Landes erstrebt hatte.

† 28. Febr. 1648

Inneres

Der wirtschaftlichen Entwicklung sollten die schon erwähnten überseeischen Unternehmungen dienen. Dazu förderte der König die Anlage von Fabriken, gründete in Norwegen zur Ausbeutung neuentdeckter Silberadern die Bergstadt Kongsberg und zog sächsische und Harzer Bergleute dorthin, verbesserte die Münze und die Maße und errichtete eine Post; an Stelle des niedergebrannten Opslo erbaute er als neue Hauptstadt Norwegens das seinen Namen tragende Christiania. — Auch für das künstlerische und geistige Leben tat er viel. Zeugnis dafür sind seine Bauten (Rosenborg-Schloß und Frederiksborg § 102), in denen durch niederländische Baumeister die Renaissance („Stil Christians IV.") nach Dänemark übertragen wurde, die Begünstigung der Universität Kopenhagen und die Gründung von Schulen, z. B. der Ritterakademie in Sorö. — Wenn nun der Aufschwung, den das Land nach außen und im Innern bis etwa 1625 nahm, sich nicht behauptete, so liegt das nicht zum wenigsten daran, daß es nicht gelang, die Verfassung zu ändern, daß vielmehr der Adel in engherziger Selbstsucht keine Opfer für das Reich bringen wollte, der König aber durchaus an den Reichsrat gebunden blieb. Die Staatseinnahmen ruhten auf den Steuern der Bürger und Bauern und auf dem Sundzoll (dieser betrug

1623

1624

vor dem Frieden von Brömsebro 5—600 000 Reichstaler, nachher 70—80 000). Der Adel, der den größten Grundbesitz hatte, war abgabenfrei und widersetzte sich sogar einer Steuerleistung, als Christian, wie später Friedrich Wilhelm I. von Preußen (§ 350), den für das Reich wertlos gewordenen Roßdienst, zu dem der Adel verpflichtet war, durch eine Abgabe ersetzen wollte. Auch den Reformversuchen zur Hebung des Bürger- und Bauernstandes trat der Adel entgegen und ebenso den Bemühungen des Königs, ein größeres stehendes Heer zu begründen; fürchtete er doch, daß der König dadurch von ihm unabhängiger werden könnte. Nur eine Truppe von 5000 und eine Matrosenabteilung von 1500 Mann vermochte Christian zu errichten, im übrigen blieb er auf das Adelsaufgebot und die Milizen angewiesen. Als dann im letzten Kriege der König die Stände fragte, ob man die sehr ungünstigen Bedingungen Schwedens annehmen oder weiterkämpfen sollte, waren die Bürger und Geistlichen für Fortsetzung des Kampfes, der Adel für den schmachvollen Frieden. Diesmal triumphierte noch der Adel; als er aber beim nächsten Kriege ebenso unpatriotisch auftrat, brach seine Macht zusammen (§ 248).

B. Schweden und Polen.

1. Das Aufsteigen Polens.

Schweden, Polen, Rußland

§ 165. Der Anfang des Kampfes um das zerfallende Livland (1555—1561). Gustav Wasa hatte den schwedischen Nationalstaat durch die Lösung von Dänemark und durch die Einführung der Reformation gegründet (§ 86, 87). Polen hatte im Kampfe gegen den Deutschen Orden durch die Erwerbung Pomerellens den lang ersehnten Zugang zur Ostsee erreicht und die Lehnshoheit über den preußischen Ordensstaat gewonnen (II, § 319); auch das neue Rußland hatte in ähnlicher Weise nach der Ostseeküste vorzudringen versucht (II, § 374). Alle drei Mächte stießen nun feindlich zusammen bei dem Zerfall der geistlichen Herrschaften in Livland.

Livland

Als das Deutschordensland Preußen unter Beibehaltung der polnischen Lehnshoheit in ein weltliches Herzogtum verwandelt wurde (§ 47), blieb in Livland, unter welchem Namen auch Esthland und Kurland mitbegriffen wurden, ein Rest des Ordensstaats bestehen. Außer dem Landmeister hatten aber noch landesherrliche Rechte der Erzbischof von Riga und die Bischöfe von Dorpat, Kurland und Ösel; dazu besaßen die Städte Riga, Dorpat und Reval eine ziemlich große Selbständigkeit und der weltliche Adel, die Ritterschaft, bedeutende Rechte. Die Kultur der herrschenden Kreise war deutsch; die Letten und Esthen lebten als leibeigene Bauern in harter Abhängigkeit von den deutschen Eroberern, die gar nicht wünschten, daß sie an der deutschen Kultur teilnahmen. Obgleich gemeinschaftliche Landtage gehalten wurden, bestand zwischen den genannten landesherrlichen Gewalten keine Eintracht; und das Gefüge dieser geistlichen Staaten wurde ganz untergraben, als seit 1522 die Reformation eindrang und die Städte, die weltliche Ritterschaft, auch ein großer Teil der Ordensritter evangelisch wurden. In den Streitigkeiten, die damit zusammenhingen, verschärfte sich der Zwiespalt, namentlich der zwischen dem Landmeister und dem Erzbischof von Riga; eben diese gegenseitige Eifersucht aller Landesherren machte aber auch eine Säkularisation, wie sie in Preußen erfolgt war, unmöglich.

Erster Kampf um Livland

Als der Erzbischof Wilhelm (von Brandenburg), ein Bruder des Herzogs Albrecht von Preußen, im Widerspruch mit einem Landtagsbeschluß von 1546, der die Wahl eines ausländischen Fürsten zum Erzbischof untersagte, den Prinzen Christoph von Mecklenburg zum Koadjutor

1555 annahm, sah man darin ein Zeichen ehrgeiziger Pläne: der Landmeister nahm nach kurzer Fehde den Erzbischof und den Koadjutor gefangen. Diesen Vorgang hielt der Polenkönig Sigismund II. für eine günstige
1557 Gelegenheit zur Einmischung; er erzwang die Befreiung der Gefangenen und schloß ein Bündnis gegen Rußland, das einen Tribut vom Bistum Dorpat verlangte. Eine wirkliche Hilfe gewährte er aber dem Lande nicht, als nun Iwan IV. der Schreckliche (§ 173) die Eroberungspläne Iwans III., die an der Tatkraft Walthers von Plettenberg, des letzten großen Landmeisters (1494—1535), gescheitert waren (II, § 374), wieder aufnahm.
1558 Ohne nennenswerten Widerstand zu finden, nahmen die Russen Narwa und Dorpat, dessen Bischof nach Moskau gebracht wurde. Dieser Angriff trieb die erschreckten Landesherren den fremden Mächten in die Arme.
1559 Der Bischof von Ösel und Kurland verkaufte sein Land an den Dänenkönig, der es, wie wir wissen, seinem Bruder Magnus übergab (§ 163). Als dann die Russen den Orden bei Ermes besiegten und
1560 den Landmeister Wilhelm von Fürstenberg bei Übergabe des Schlosses Fellin gefangen fortführten, huldigten die Stadt Reval und der westliche
1561 Teil von Esthland dem Schwedenkönig Erich XIV. Der Erzbischof Wilhelm und Gotthard von Kettler, der Koadjutor des Landmeisters und jetzt Landmeister, hatten schon vorher polnische Hilfe erbeten; der Polenkönig aber hatte klug gezögert, bis die Notlage sie zwang, seine Bedingungen anzunehmen. So kam es nun zu dem Unterwerfungs-
28. Nov. 1561 vertrag (pacta subjectionis) von Wilna: danach wurde Kettler unter polnischer Lehnshoheit weltlicher Herzog von Kurland, während Livland an Polen fiel. Der König versprach dabei die Erhaltung der Verfassung und des lutherischen Glaubens. Der Stiftsadel von Riga unterwarf sich 1562, die Stadt Riga erst 1582. So führte dieser erste, von Rußland eröffnete Kampf um Livland zu einer Fünfteilung des Landes: Kurland war Herzogtum unter polnischer Hoheit, Livland war polnisch, Esthland schwedisch, Narwa und Dorpat russisch, Ösel unterstand einem dänischen Prinzen; indes war damit der Streit der rivalisierenden Mächte noch nicht entschieden.

Erich XIV. 1560—1569 † 1577

§ 166. Schweden unter Erich XIV. Auf Gustav Wasa, den Gründer der Dynastie (§ 87), folgte dessen ältester Sohn Erich XIV. Sein größter Erfolg war die soeben erzählte Erwerbung Esthlands, mit der er die Bahn betrat, auf der Schweden zur Herrin der Ostsee aufsteigen sollte. Da Schweden von alters her die Nordküste des Finnischen Meerbusens besaß und nun mit Esthland dessen Südküste gewann, so vermochte es jetzt den Seeweg nach Rußland zu beherrschen. Nimmt man hinzu, daß in dem dann ausbrechenden Kriege mit Dänemark wenigstens das Gleichgewicht behauptet wurde (§ 163), so wird man die auswärtige Politik Erichs als nicht unglücklich bezeichnen dürfen. Sehr ungünstig dagegen gestaltete sich die Lage im Innern.

Konflikte im Innern

Gustav Wasa hatte auch seinen jüngeren Söhnen Fürstentümer verliehen: unter der Oberhoheit Erichs sollte Johann Finland, Magnus Ostgotland und Karl Södermanland regierten (§ 87). Diese Verfügung enthielt den Keim zu Streitigkeiten, da die jüngeren Brüder Selbständigkeit beanspruchten, Erich aber sie als Untertanen ansah. Mit Johann kam Erich bei der Erwerbung Esthlands in Konflikt: Johann hätte dies seinem Finland gegenüberliegende Land gern für sich gewonnen und trat mit dem Polenkönig Sigismund II. in Be-

ziehung, mit dessen Tochter Katharina er sich vermählte. Der stets mißtrauische Erich sah darin eine verräterische Verbindung und wurde in diesem Verdacht durch seinen Vertrauten, den ränkesüchtigen Göran Persson, bestärkt. So setzte er den Bruder und dessen Gemahlin auf Schloß Gripsholm gefangen. Wie dieser Vorgang, so erregte auch Mißfallen die unsinnige Verschwendung des Königs, die er z. B. bei seiner erfolglosen Werbung um die Königin Elisabeth von England betätigte: zur geplanten Reise nach England ließ er sich über hundert kostbare Kleider anfertigen. Dazu kam sein Verhältnis zu seiner Geliebten Karina Mans (=dotter). Diese war zwar ausgezeichnet durch Schönheit und Geist, aber eine Bürgerliche; und es verletzte den Adel, daß er sie am Hofe wie eine Königin behandelte. Bei dem wachsenden Haß des Adels steigerte sich Erichs Mißtrauen immer mehr; er sah sich überall von Komplotten umgeben, begann ein ganz tyrannisches Regiment gegen den Adel und zeigte bald Spuren von Geistesverwirrung, wie sie auch sonst in der Familie Wasa vorgekommen sind (sein Bruder Magnus starb im Wahnsinn). In einem Anfall von Geistesstörung stieß Erich den hochangesehenen Nils Sture eigenhändig nieder und ließ andere Mitglieder dieses Geschlechts ermorden. Ruhelos irrte er dann umher, und erst Karina brachte ihn zur Besinnung, so daß er auch seinen Bruder Johann aus der Haft entließ. Trotzdem bildeten, als Erich die Karina nun zu seiner Gemahlin und Königin erhob und ihren Sohn als erbberechtigt erklärte, seine Brüder Johann und Karl eine Adelsverschwörung. Von allen verlassen, wurde Erich gefangen genommen und durch Beschluß des Reichstags entthront.

1563–1567 | 1567 | 1568 | Sept. 1568 | 25. Jan. 1569

Das Ende Erichs

Es ist zweifellos, daß Erich an Anfällen von Geistesstörung litt; deshalb hätte er als Kranker gut behandelt werden müssen. Johann dagegen, der ihn als Thronrivalen fürchtete, setzte dem Gefangenen persönliche Feinde zu Wächtern, die ihn quälten und mißhandelten. Anderthalb Jahre saß er in Gripsholm; man trennte ihn auch von seiner Geliebten Karina, und diese, die ihm ihre Treue bewahrte, mußte sich darauf beschränken, täglich hinaufzuwinken nach dem kleinen Turmfenster, hinter dem er sehnsüchtig nach diesem Liebeszeichen ausspähte. Wegen der Verschwörungen, die zu seinen Gunsten entstanden, wurde er dann von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt; zudem erwirkte Johann einen Beschluß des Reichsrats, der seinen Wächtern seine Ermordung befahl, falls Erich fortfahre, das Reich zu bedrohen. Zwei Jahre darauf ist er gestorben, wahrscheinlich in Ausführung dieses Beschlusses durch Gift, das ihm nach der gewöhnlichen Erzählung in einer Erbssuppe beigebracht wurde. Karina wurde standesgemäß versorgt, ihr Sohn Gustav entfloh aus Schweden und starb in der russischen Stadt Kaschin.

1575 | 26. Febr. 1577 | 1607

Johann III. 1569–1592

§ 167. Schweden unter Johann III. und zweiter Kampf um Livland. Der neue König Johann III. schlug in der äußeren und inneren Politik neue Bahnen ein. Seine Vorgänger hatten nach außen in Dänemark und Polen ihre Feinde gesehen, im Innern die Bauern begünstigt und den Protestantismus gefördert: Johann III. schloß sich an Polen an, suchte in dem Adel seine Stütze und begünstigte den Katholizismus.

Katholische Politik

Johann dachte daran, den Protestantismus und Katholizismus auf einer mittleren Linie zu versöhnen, lenkte aber tatsächlich unter dem Einfluß seiner katholischen Gemahlin bald ganz in katholische Bahnen ein. Das stimmte zu dem Vorstoß, den die katholische Gegenreformation damals in Westeuropa und nun auch in Schweden und Polen unternahm. Einige Jesuiten, die sich äußerlich als Lutheraner ausgaben, wirkten im Sinne der Rückführung des Katholizismus; ihr diente die neue vom König erlassene Liturgie (das Rote Buch). Der vom Papste entsandte kluge Antonio Possevino, der unter der Hülle eines kaiserlichen Gesandten kam, beredete den König zum heimlichen Übertritt zum Katholizismus und zur katholischen Erziehung seines Sohnes. Indes die Verfolgung lutherischer Geistlicher und die Einführung der katholischen Zeremonien erregte im Volke große Erbitterung; da nun außerdem Possevino nach Rom ging, um über gewisse Zugeständnisse, unter denen der König öffentlich

1576 | 1578

übertreten wollte, zu verhandeln, also zunächst den König nicht beeinflussen (1583) konnte, da ferner Johanns katholische Gemahlin starb und seine zweite Gattin (1585) Gunnila Bjelke im lutherischen Sinne auf ihn einwirkte, blieb der Protestantismus in Schweden zwar erhalten, war aber gefährdet.

Der inneren Politik Johanns entsprach auch seine auswärtige. (1570) Nachdem er den Krieg mit Dänemark durch den Stettiner Frieden beendet hatte (§ 163), wendete er seine Blicke auf Polen und Rußland. (1572) Nach dem Aussterben der Jagellonen (§ 169) schien die Erwerbung der polnischen Krone für seinen Sohn nicht unmöglich; zunächst trat Johann mit Polen, wo damals die Gegenreformation in ähnlicher Weise vordrang wie in Schweden und seit 1575 sein Schwager Stephan Bathory König war (§ 169), in ein enges Bündnis. Es war gerichtet gegen Iwan IV. von Rußland, der den Versuch machte, Esthland und Livland zu gewinnen. Er hatte 1563 Polock erobert und 1570 den dänischen Prinzen Magnus zum König von Livland ernannt (§ 163). Jetzt nahm der Krieg eine (1576) für Rußland ungünstige Wendung. Reval verteidigte sich mannhaft gegen (1577) den russischen Angriff; dann eroberte Iwan zwar Wenden und behandelte die Stadt mit größter Grausamkeit; aber im nächsten Jahre gewannen die (21. Okt. 1578) Schweden und Polen einen glänzenden Sieg bei Wenden. Weiter eroberten die Schweden unter Pontius de la Gardie Ingermanland und Narwa, während die Polen unter dem Könige und dem Großkronfeldherrn Johann (1580) Zamoiski in Rußland eindrangen, Weliki Luki einnahmen und Pskow (1581) (Pleskau) berannten. Unter Vermittlung Possevinos, der auf Wunsch des Zaren vom Papste entsandt wurde, kam dann in Jam Zapolski (1582) der Friede zwischen Polen und Rußland zustande, dem im nächsten Jahre (1583) der mit Schweden folgte. Der Zar verzichtete zugunsten Polens auf Livland, zugunsten Schwedens auf Esthland und für drei Jahre auf einige Städte in Ingermanland: Rußland war damit von dem baltischen Gebiete ausgeschlossen und in die Defensive gedrängt.

Bündnis mit Polen und Krieg gegen Rußland

Vereinigung Schwedens und Polens

Und nun vollzog sich die Vereinigung der beiden Staaten, die für die Herrschaft im Nordosten Europas allein noch als Rivalen in Frage (12. Dez. 1586) kommen konnten. Nach dem Tode Stephan Bathorys wurde Johanns III. (19. Aug. 1587) Sohn als Sigismund III. König von Polen und fünf Jahre (Nov. 1592) darauf nach des Vaters Tode auch König von Schweden. Ehe wir die Bedeutung dieser Wendung würdigen können, müssen wir einen Blick auf die Entwicklung Polens werfen.

Sigismund I. 1506—1548

Sigismund II. 1548—1572

§ 168. Polen unter den letzten Jagellonen. Es ist früher dargetan worden, daß Polen-Litauen im 15. Jahrhundert zur slawischen Großmacht aufstieg (II, § 372). Unter den beiden letzten Jagellonen Sigismund I. und Sigismund II. erreichte es seine weiteste Ausdehnung. Im Frieden von Krakau (1525) wahrte es seine Lehnshoheit über das neue Herzogtum Preußen (§ 47), 1526 fiel mit dem Aussterben der letzten Linie der Piasten das einzige seit 1310 noch bestehende Teilfürstentum Masovien an das Reich (II, § 371), 1561 gewann es fast ganz Livland, den wichtigsten Teil der baltischen Provinzen (§ 165), und die Lehnshoheit über Kurland. Durch die Union von Lublin wurde 1569 die vollständige Vereinigung Polens und Litauens vollzogen (II, § 372). Damals erstreckte sich das Reich von der Ostsee bis fast zum Schwarzen Meere: hier im Süden unterstanden auch die Dnjepr-Kosaken der polnischen Hoheit.

Das Wort Kosak (nach russischer Schreibung Kasak) bedeutet im Tatarischen einen freien, leicht bewaffneten Reiter, im Türkischen einen Räuber und ist vielleicht entstanden aus dem Namen des im 10. Jahrhundert am Ostrande des Schwarzen Meeres wohnenden Volksstammes der Kossogen. Die Tataren bezeichneten als Kosaken die Völkerreste, welche im 14. Jahrhundert vor ihnen fliehend in den weiten Steppen vom Dnjepr bis zum Ural sich ihre Freiheit bewahrten. Die am Dnjepr wohnenden ukrainischen (Ukraine = Grenzland) und saporogischen (sa porogi = jenseits der Stromschnellen, nämlich des Dnjepr) Kosaken, die unter einem selbstgewählten Hauptmann (poln. Hetman, russ. Ataman) ein kriegerisches Gemeinwesen bildeten, wurden von dem polnischen Könige Sigismund I. in ihrer militärischen Verfassung anerkannt und dienten den Polen in den Kämpfen gegen Türken, Mongolen und Russen. — Östlich davon wohnten die Donkosaken und die Wolgakosaken, die in der russischen Geschichte eine Rolle gespielt haben. Kosaken

Im Innern Polens entwickelte sich die Macht des Adels in der früher geschilderten Richtung (II, § 371, 372) weiter; durch die Lubliner Union wurden die Vorrechte des polnischen Adels auch auf den litauischen übertragen. Der hohe und niedere Adel (die Szlachta) bildete die „Nation“ und wählte auf den Landtagen der Woiwodschaften die „Landboten“ für den Reichstag; neben den Landboten stand der aus den hohen Beamten und Geistlichen bestehende Senat. Die seit dem dreizehnten Jahrhundert entstandenen deutschen Städte waren im Verfall; seit dem Adelsprivileg von 1386 waren die Bürger von allen Ämtern und von den Landtagen ausgeschlossen. Einen polnischen Bürgerstand gab es nicht, dem Adel war jedes bürgerliche Gewerbe verboten, und der Handel ging über an die Juden. Die Bauern waren leibeigen. Adelsmacht

Eine Hebung des Bürger- und Bauernstandes hätte hier, wie anderswo, vielleicht durch den Sieg der Reformation eintreten können, wenn eben der Bürgerstand noch kräftig genug gewesen wäre sie durchzuführen. Vorbereitet wurde die Reformation auch in Polen durch den Humanismus, der an Gregor von Samok, Erzbischof von Krakau, einen Förderer fand, und dem die Universität Krakau, wo auch Konrad Celtes wirkte (§ 19), einen glänzenden Aufschwung verdankte. Das Luthertum fand dann Eingang vorwiegend in den deutschen Städten; etwas später gewann der Calvinismus unter dem Adel Anhänger, zugleich wurden Gemeinden böhmischer Brüder begründet, wie denn schon früher der Hussitismus mit Polen angeknüpft hatte (II, § 311). Dabei übernahm nun die Szlachta die Führung, nicht aus nationalen Gründen — die polnische Geistlichkeit fühlte stets mehr polnisch als römisch und wurde nach dem Konkordat von 1525 vom König eingesetzt —, auch nicht in erster Linie aus religiösen Motiven, sondern weil er hoffte, mit Hilfe der Reformation auch noch die Macht der Kirche brechen und sich auf deren Kosten bereichern zu können. Während der streng katholische Bischof von Ermland, Stanislaus Hosius, scharfe Maßregeln zur Erhaltung des Katholizismus forderte, verlangte der polnische Reichstag u. a. die Priesterehe, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und ein Nationalkonzil; für ein weitherziges Christentum wirkte auch der 1556 in seine Heimat zurückgekehrte calvinistisch gesinnte Johann Lasky, der einem der angesehensten Adelsgeschlechter angehörte. 1563 wurde die Duldung aller Konfessionen ausgesprochen und auf der Synode von Sandomir schlossen sich dann die Lutheraner, Reformierten und böhmischen Brüder zu einem Glaubensbekenntnisse zusammen (consensus Sendomiriensis), dessen unbestimmte Formeln der Deutung im Sinne der Sonderbekenntnisse Raum ließ und doch eine Einheit gewährleistete. Damit war die Reformation, der etwa die Hälfte des Adels anhing, in aussichtsreiche Bahnen geleitet. Abseits davon standen die Antitrinitarier (Unitarier), die die Dreieinigkeitslehre verwarfen. Reformation † 1477 1555 Joh. Lasky (A. Lasko) 1499—1560 1570 Unitarier

Zu den bekanntesten Vertretern der unitarischen Anschauung gehörten außer Michael Servet (§ 75) Lelio Sozini und sein Neffe Fausto Sozini, beide aus Siena. Wie andere dem Katholizismus entfremdete Italiener (§ 114) verließen sie ihre Heimat, um diesseits der Alpen einen Wirkungskreis zu suchen; Lelio weilte vorübergehend in Polen, Fausto L. Sozini 1525—1562 F. Sozini 1539—1604

ging 1578 nach Siebenbürgen und ließ sich 1579 in Polen nieder. Vereinzelt finden sich in allen Ländern Unitarier, doch wurden sie überall von Katholiken und Protestanten (Servets Schicksal § 75) ausgestoßen; größer war ihre Zahl in Siebenbürgen und besonders in Polen, wo sie seit 1569 ihren Mittelpunkt in Rakau hatten. Nach Fausto Sozini, der ihnen eine festere Gemeindeordnung gab und die berühmte Schule in Rakau leitete, erhielten sie den Namen Sozinianer. Sie leugneten außer der Trinität auch die Gottheit Christi, sahen in ihm einen von Gott übernatürlich belehrten Menschen, dessen erlösende Tätigkeit auf moralischer Einwirkung beruhe, und gelten als Vorläufer des Rationalismus. Im Rakauer Katechismus wurde 1605 ihr Glaubensbekenntnis aufgestellt.

Sozinianer

§ 169. Polen unter Heinrich von Anjou und Stephan Bathory (1573—1586). Mit dem Tode Sigismunds II. erlosch 1572 der Mannesstamm der Jagellonen. Zunächst setzte nun der Konvokationsreichstag von Warschau in den pacta conventa (II, § 371) die Grundgesetze fest, die jeder künftige König beschwören mußte.

7. Juli 1572

1573

Pacta conventa

Danach sollte beim Ableben des Königs der Erzbischof von Gnesen einen Reichstag zur Königswahl berufen, an dem nicht bloß die Landboten und Senatoren, sondern jeder Adlige teilnehmen dürfe. In dieser Erweiterung der Teilnehmerzahl sollte die Gleichheit aller Adligen zum Ausdruck kommen; die volle Wahlfreiheit aber sollte gesichert werden durch die Bestimmung, daß niemals schon bei Lebzeiten des Königs der Nachfolger gewählt werden dürfe. Damit aber auch die Gleichheit aller Adligen keine Einbuße durch die Konfession erleide, wurde volle Religionsfreiheit verkündet (pax dissidentium). Ohne den Reichstag durfte der König weder Steuern erheben noch über Krieg oder Frieden befinden; kein Feldzug sollte länger als drei Monate dauern. Der Reichstag sollte alle zwei Jahre zusammentreten, in der Zwischenzeit war der König an einen vom Reichstag gewählten Ausschuß des Senats gebunden. Sollte der König diesen Bestimmungen zuwiderhandeln, so war die Nation ihres Treueids entbunden. In gewissem Sinne entsprach diese Ordnung dem Gedanken der Volkssouveränität und der Vertragstheorie. Von den deutschen Wahlkapitulationen unterschieden sich die pacta conventa dadurch, daß jene zwischen dem König und den Fürsten, also den Vertretern staatlicher Bildungen, abgeschlossen wurden, was hier nicht der Fall war.

Mit den pacta conventa war die Adelsrepublik vollendet. Und nun kam ihr noch zustatten, daß zu Königen nicht Einheimische, sondern Fremde erkoren wurden, das Königtum also eigentlich nicht mehr als ein nationales erschien. Die Wahl fiel (gedacht hatte man auch an Ernst von Österreich, Iwan IV. von Rußland und Johann III. von Schweden) auf Heinrich von Anjou, den Bruder Karls IX. von Frankreich. Er kam Ende Januar 1574 nach Polen, verließ aber das Land schon Ende Juli in nächtlicher Flucht, als er durch den Tod seines Bruders Erbe der französischen Krone wurde (§ 145). Da er nicht zurückkam, erklärten die Polen den Thron für erledigt und schritten zu einer Neuwahl. Der Senat wählte Kaiser Maximilian II., die Landboten die Tochter Sigismunds I. Anna Jagello unter der Bedingung, daß sie sich mit Stephan Bathory, dem Woiwoden von Siebenbürgen, vermähle. Dies geschah, und bald war Stephan Bathory als König anerkannt.

Heinrich v. Anjou 1573—1575

1575

Stephan Bathory 1575—1586

Mit welch glänzendem Erfolge dieser kraftvolle und tüchtige König den Krieg gegen Rußland führte und beendete, haben wir schon gesehen (§ 167): das so lange umkämpfte Livland mußte von den Russen aufgegeben werden. Daß dabei der Jesuit Possevino den Frieden zwischen Polen und Rußland vermittelte, hängt mit den umfassenden Plänen der katholischen Politik jener Tage zusammen. Papst Gregor XIII. dachte an einen großen Krieg der Christenheit gegen die Türkei, an Unterordnung der russischen Kirche unter Rom, an völlige „Rekatholisierung Polens". Es war ja die Zeit, wo die Gegenreformation überall vordrang, nicht nur in Westeuropa, sondern auch in Schweden (§ 167).

Ein sehr wichtiges Glied dieser großartigen katholischen Gesamtpolitik war das Erscheinen der Jesuiten in Polen. Ohne sich ihnen völlig hinzugeben, begünstigte sie der König doch. Die Dissidenten wurden zwar nicht unterdrückt, aber es entstand eine Reihe Jesuitenschulen, in denen die adlige Jugend dem Katholizismus gewonnen wurde. Stephan Bathory hoffte übrigens auf Unterstützung der katholischen Geistlichkeit bei seinem Plane, ein starkes Königtum zu begründen. Sein Helfer war dabei Johann Zamoiski, die Gegner scharten sich um die Familie Zborowski; ehe eine Entscheidung erreicht war, starb der König. 12. Dez. 1586

§ 170. Sigismund III. von Polen und Schweden; die polnisch-katholische Politik. Nach erbitterten Wahlkämpfen erhob die Partei Zamoiskis Sigismund III., den Sohn des Schwedenkönigs Johann und der Jagellonin Katharina (§ 167), zum König; die Zborowskis wählten den Erzherzog Maximilian, einen Bruder Rudolfs II., doch wurde dieser bei Pitschen besiegt und gefangen genommen. Sigismund wird als der „Jesuitenkönig" bezeichnet und hat diesen Namen vollauf verdient.

Sigismund III. 1587–1632

1588

Er begünstigte die Jesuiten mit allen Mitteln und gewann durch Vergebung von Ämtern und Würden den polnischen Adel für die katholische Kirche. Zugleich erkannte ein großer Teil des litauischen Adels die Union der griechischen und römischen Kirche an, wie sie einst in Ferrara (II, § 313) beschlossen, aber nicht ausgeführt war, unterwarf sich also dem Papste; ebenso sprach ein Teil der Bischöfe Litauens auf der Synode von Brzesc-Litewski ihren Beitritt zur Union aus („Griechisch-Unierte"). Dagegen widersetzten sich die griechisch-katholischen Kosaken der Union. Unter dem Einfluß der Jesuiten hörte die Duldung der Protestanten auf: sie wurden aus dem Reichstage ausgeschlossen, ihre Kirchen wurden ihnen entrissen, ihre Prediger verjagt, ihre Schulen unterdrückt. Der Kampf gegen das Luthertum war dabei zugleich ein Kampf gegen das Deutschtum. — Während es so in Polen gelang, die Reformation und das Deutschtum zu vernichten, so daß hinfort Polnisch und Katholisch unzertrennlich war, zeigte das deutsch-protestantische Livland eine starke Widerstandskraft, die es ihm erlaubte, seine Eigenart zu behaupten, bis es schwedisch wurde: das war der erste Mißerfolg des katholisch-polnischen Systems.

Katholische Reaktion in Polen

1594

Livland

Trotzdem aber schien Polen der Mittelpunkt einer groß angelegten katholischen Reaktionspolitik, schien es um dieselbe Zeit, wo die Armada abgesandt wurde zur Vernichtung des westlichen Protestantismus (§ 157), das Spanien des europäischen Nordostens werden zu sollen. Dazu war ein gutes Verhältnis zum Hause Habsburg nötig. War Sigismund bei seiner Wahl in einen Gegensatz zu Habsburg getreten, so wurde die Eintracht wiederhergestellt, als Erzherzog Maximilian durch den Verzicht auf Polen die Freiheit wiedererlangte und Sigismund sich unter Vermittlung des Papstes mit Anna, der Schwester jenes Ferdinands von Steiermark, der einer der Vorkämpfer der deutschen Gegenreformation (§ 181) war, vermählte.

Polnisch-katholische Universalpolitik

1589

1592

In demselben Jahre erbte Sigismund nach dem Tode seines Vaters Johann die Krone Schwedens (§ 167). Wenn beide Reiche auch nur in Personalunion verbunden wurden (§ 171), so erstand damit doch eine Macht, wie sie der Nordosten Europas noch nicht gesehen hatte. Die Staaten, die bisher so oft als Rivalen bei dem Kampfe um die baltischen Provinzen einander gegenübergestanden hatten, waren jetzt vereint; und ihr Herrscher schien um so leichter das unbedingte Übergewicht erlangen zu können, als Dänemark sein Augenmerk nach Deutschland richtete (§ 164) und Rußland bereits von der Ostsee ausgeschlossen war (§ 167). Polen

1592

war in der Union der führende Staat, und nun schien das große Ziel der Gegenreformation erreichbar: das politische Übergewicht Polens sollte benutzt werden einerseits zur Unterdrückung des schwedischen Protestantismus und anderseits zur Unterwerfung der russisch-griechischen Kirche unter Rom. Es waren Ziele, die denen der spanisch-katholischen Politik entsprachen. Gelang ihre Durchführung, so wäre Deutschland rings von katholischen Mächten umgeben gewesen: dann hätte die Reformation auch hier unterdrückt werden können. Sigismund selbst freilich war bei alledem viel weniger tätig als Philipp II.; er war seinen Neigungen nach mehr Maler und Musiker als Staatsmann und Feldherr, wurde aber von den Jesuiten, denen er sich ganz hingab, geschoben und durch sie bei der Verbindung mit dem Hause Habsburg festgehalten, heiratete deshalb auch nach dem Tode seiner Gemahlin Anna (1598) deren Schwester Konstanze. Indes in Westeuropa war damals mit dem Untergang der Armada (§ 157) bereits der Wendepunkt zu ungunsten der Gegenreformation eingetreten, und auch im Osten scheiterte die polnisch-katholische Universalpolitik an dem Widerstand Schwedens und Rußlands; hinzu kamen noch die Widerstandskraft des livländischen Protestantismus und die innere Schwäche des polnischen Königtums.

Ziele: 1. Unterdrückung des Protestantismus in Schweden 2. Unterwerfung Rußlands

1605

Ursachen der Niederlagen

Bei der Geschichte Schwedens wird zu erzählen sein, wie sich dieser Staat von der Verbindung mit Polen löste und seinen Protestantismus rettete (§ 171), bei der Rußlands, wie Sigismund das Aussterben der Ruriks benutzte, um Rußland in das polnisch-katholische System hineinzuziehen, wie aber dann auch hier ein nationalrussisches Herrscherhaus diese Pläne vereitelte (§ 174). Nur einen territorialen Gewinn (Smolensk) trug Sigismund im Frieden von Dewulina davon; dafür aber mußte er gegen Schluß seiner Regierung dem aufstrebenden Schweden auch noch Livland und die preußischen Häfen abtreten (§ 172).

1618

Innere Konflikte

Gelähmt wurde, wie schon angedeutet, die polnische Universalpolitik auch durch die schweren Konflikte, in welche Sigismund mit dem Adel geriet. Dieser fürchtete von den auswärtigen Verbindungen des Königs eine Stärkung der Königsmacht und wollte vor allem von der Anlehnung an Habsburg nichts wissen; hier spielen neben selbstsüchtigen auch nationale Motive mit. Zamoiski wurde Gegner des Königs, und schon 1592 mußte sich Sigismund vor einem Untersuchungsreichstage rechtfertigen; und als er nach Zamoiskis Tode (1605) ohne Genehmigung des Senats seine zweite Ehe schloß, wurde eine Anklageakte (Rokosz) gegen den König entworfen, auf Grund deren er abgesetzt werden sollte. Es entstand sogar eine bewaffnete Konföderation, und nur mit Mühe vermochte Sigismund diese Bewegung niederzuhalten: zu einer Stärkung des Königtums kam es jedoch trotz dieses Erfolges nicht. Indem der Adel die katholische Universalpolitik mehr als persönliche Angelegenheit des Königs ansah, die Rekatholisierung des Landes aber willig hinnahm, hat auch durch diese nicht die Macht der Krone, sondern die des Adels zugenommen.

2. Das Aufsteigen Schwedens.

§ 171. Die Lossage Schwedens von Polen unter Karl IX. Als Johanns III. Sohn Sigismund König von Polen wurde, wurde im Hinblick auf die Zukunft, wo er auch die schwedische Krone tragen würde, durch die Kalmarischen Statuten festgesetzt, daß die beiden unter einem Könige stehenden Reiche ein festes Bündnis schließen, aber eine

1587

gesonderte Regierung haben sollten; sodann wurde durch die Konstitution von Wådstena ein aus sieben Adligen bestehendes Kollegium gebildet, das in Abwesenheit des Königs das Reich regieren sollte. Trotzdem war Schweden bei der Thronbesteigung Sigismunds in Gefahr, ein Anhängsel Polens zu werden, wie es einst ein Anhängsel Dänemarks gewesen war (§ 85); dazu bestand die weitere Gefahr, daß unter dem „Jesuitenkönig" die katholische Reaktion noch weiter vorschreiten würde als unter seinem Vater, und daß der Adel, auf den sich schon Johann III. gestützt hatte, und aus dem jenes Regierungskollegium genommen werden mußte, die Macht des Königtums sehr einschränken würde. All das widersprach dem Ursprung und dem Charakter des von Gustav Wasa gegründeten Staates (§ 87). Nun war dessen jüngster Sohn Karl von Södermanland im ganzen zwar loyaler Lehnsmann seines Bruders Johann gewesen, hatte aber doch dessen Regierungsweise von seinem Gebiete ferngehalten, z. B. das Rote Buch (§ 167) nicht eingeführt; er erschien den Schweden deshalb als der echte Sohn des allverehrten Reichsgründers und war sehr volksbeliebt. Jetzt trat er als der Vorkämpfer der nationalen Unabhängigkeit, des Protestantismus und des Bürger- und Bauernstandes auf. Den sieben Reichsräten verkündete er, daß er als Wasa das Recht auf die Regentschaft habe, er wolle sie jedoch mit ihnen zusammen führen. Sie wagten keinen Widerspruch, und Karl berief nun eine Reichs- und Kirchenversammlung nach Upsala. Diese erklärte die Heilige Schrift und die Augsburgische Konfession als „einzigen Grund und Regel" der Kirche Schwedens und beseitigte alle katholisierenden Einrichtungen Johanns: die Schweden feiern diese Beschlüsse als Vollendung ihrer Reformation. Als Sigismund dann, begleitet von einem päpstlichen Legaten und einigen Jesuiten, nach Schweden kam, konnte er die Krönung nur erreichen, nachdem er die Beschlüsse von Upsala beschworen hatte; er erklärte jedoch den Eid für erzwungen, kehrte nach Polen zurück und begann durch Zugeständnisse an den Adel und durch Einsetzung von Statthaltern, denen er große Befugnisse übertrug, die Stellung Karls zu untergraben.

Sigismund 1592–1599

1593

1594

Da beendete dieser, um freie Hand zu erhalten, den nach Ablauf der drei Jahre (§ 167) wieder ausgebrochenen Krieg mit Rußland durch den ohne Sigismunds Zustimmung abgeschlossenen Frieden von Teusin (bei Narwa) und ließ sich, gestützt auf die Bürger und Bauern, durch den Reichstag von Söderköping zum Gubernator des Reiches ernennen; der Reichstag von Arboga, der wieder völlig von den Bürgern und Bauern beherrscht war, erklärte alle, die sich widersetzten, für Reichsfeinde. König Sigismund, der auch auf spanische Hilfe rechnete, landete nun mit Heeresmacht in Schweden, wurde jedoch von Karl bei Stångebro besiegt und mußte den Vertrag von Linköping schließen. Da er jedoch die hier übernommenen Verpflichtungen (Berufung eines Reichstages in vier Monaten) nicht hielt und nach Polen zurückkehrte, erklärte der Reichstag von Stockholm den König für abgesetzt und ernannte den Herzog Karl zum regierenden Erbfürsten. Seine adligen Widersacher verfolgte der neue „Bauernkönig" mit grausamer Härte; gegen Sigismund, der ihn natürlich nicht anerkennen wollte, führte er einen siegreichen Krieg in Livland: dann wurde er vom Reichstag als erblicher König ausgerufen. Damit war die Gegenreformation in Schweden endgültig gescheitert und das Königtum begründet, dem der letzte große Vorstoß der deutschen Gegenreforma-

Lossage Schwedens

Mai 1595

Okt. 1595

1597

25. Sept. 1598

1599

Karl IX. 1599('604)–1611

1604

tion erliegen sollte. Zunächst freilich blieb die Lage schwierig. Die polnischen Wasas sahen sich nach wie vor als die rechtmäßigen Herren Schwedens an, und die daraus hervorgehende Feindschaft hat angehalten bis zum Ende der Wasas. Sie zeigte sich auch bei dem Eingreifen beider Mächte in die russischen Wirren (§ 174). Aus diesem Eingreifen mußte sich schließlich neue Feindschaft mit Rußland ergeben, und dazu kam kurz vor dem Tode Karls IX. ein neuer Krieg gegen Dänemark (§ 164). 30. Okt. 1611

Gustav II. Adolf 1611—1632 geb. 19. (9. a. St.) Dez. 1594

§ 172. Schweden unter Gustav Adolf. So war Schweden auf drei Seiten von Feinden umgeben, als Karls IX. kaum siebzehnjähriger Sohn Gustav II. Adolf die Regierung antrat. Erhöht wurden die Schwierigkeiten noch durch die Lage im Innern. Die Reichseinheit war gefährdet, da Sigismunds Bruder Johann Gotland und Gustav Adolfs Bruder Karl Philipp Södermanland erhielten (Stammbaum 6); dazu benutzte der Adel, zu dessen Anhängern sogar der Kanzler Axel Oxenstjerna gehörte, die Jugend des Königs, um ihn an die Mitregierung des Reichsrats zu binden. Gustav Adolf hat aber nicht nur die äußeren und inneren Gefahren überwunden: er hat seinem Staate die Ostseeherrschaft gewonnen und sich der katholischen Gegenreformation in Deutschland erfolgreich entgegengeworfen. Dadurch wurde er Schwedens größter König und erhob seinen Staat zur europäischen Großmacht.

Dänemark — 1618 — Rußland — 1617 — Polen

Der Krieg mit Dänemark verlief für Schweden unglücklich; so mußte Gustav Adolf in den ungünstigen Frieden von Knäröd (§ 164) willigen; doch schloß er zugleich, um nach dieser Seite einen Rückhalt zu gewinnen, ein fünfzehnjähriges Bündnis mit den Niederlanden. Nun wandte er sich gegen Rußland, kämpfte hier nicht erfolglos und benutzte das Ruhebedürfnis des neuen Zaren (§ 174), um im Frieden von Stolbowa die Abtretung von Ingermanland und Karelien zu erlangen. Damit gewann Schweden endgültig die Landverbindung zwischen Finland und Esthland, während Rußland von der Ostsee vollständig ausgeschlossen wurde. Mit Polen ist es in diesen Jahren zu ernsteren Kämpfen nicht gekommen. Da Sigismund mit Rußland im Kriege lag (§ 174), willigte er in eine wiederholte Verlängerung des Waffenstillstands mit Schweden. Die Feindschaft blieb aber bestehen, und Sigismund dachte an ein Bündnis mit Dänemark und Spanien. Gustav Adolf konnte dagegen auf das schon früher geschlossene Bündnis mit den Niederlanden rechnen und suchte nun auch mit England und Brandenburg anzuknüpfen. In dem schwedisch-polnischen Gegensatz stieß eben der Weltgegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus zusammen. So ist denn auch der nach Ablauf des Waffenstillstandes wieder ausbrechende Krieg schon als ein Teil des Dreißigjährigen anzusehen, ähnlich wie der um dieselbe Zeit ausbrechende spanisch-niederländische Krieg (§ 222).

Schwedisch-polnischer Krieg 1621—1629 — 1626

Gustav Adolf eröffnete den Krieg mit der Belagerung und Eroberung Rigas (1621) und bemächtigte sich ganz Livlands; dann hielt er sich hier zurück, weil er schon jetzt an eine Einmischung in Deutschland dachte. Als ihm hierbei sein Rivale Christian IV. von Dänemark als Führer des niedersächsischen Kreises zuvorkam (§ 197), richtete Gustav Adolf seinen Angriff auf den polnischen Lehnsstaat Preußen und die polnischen Weichsellande; er eroberte Pillau, Elbing und Marienburg. Die Niederlage Dänemarks gegen Tilly und Wallenstein (§ 199, 200) befreite den Schwedenkönig von der Sorge vor der dänischen Rivalität, brachte aber die Gefahr einer

kaiserlichen Ostseeherrschaft und der kaiserlichen Waffenhilfe für Polen. Deshalb schloß Gustav Adolf mit dem gedemütigten Dänemark Bündnis, und beide unterstützten nun das von Wallenstein belagerte *Stralsund* (§ 200). 1628 Wallenstein entsandte seinen Unterfeldherrn Arnim mit Hilfstruppen nach Polen; ehe diese eintrafen, besiegte Gustav Adolf die Polen bei *Gorzno*. Febr. 1629 Er wurde dann zwar bei *Stuhm* geschlagen, doch vermochten Arnim und Juni 1629 die Polen keine größeren Fortschritte zu machen. Nun griff Richelieu ein. Die durch Wallenstein begründete Macht des Kaisers (§ 201) erfüllte ihn, der in der Schwächung Habsburgs die wichtigste Aufgabe seiner auswärtigen Politik sah, mit großer Besorgnis. Er trat deshalb im Mantuanischen Erbfolgestreit den Habsburgern entgegen (§ 203), wirkte mit bei der Entlassung Wallensteins (§ 201) und bemühte sich, Gustav Adolf für den deutschen Krieg frei zu machen. Deshalb vermittelte er den *Waffenstillstand von Altmark* 26. Sept. 1629 (bei Marienburg) zwischen Schweden und Polen, in dem Schweden Livland und dazu Memel, Pillau, Elbing und den größten Teil des Danziger Werders erhielt. Damit gewann Gustav Adolf zu der Herrschaft über den Finnischen Meerbusen auch noch die über die baltischen und preußischen Küsten. Wie er dann in den deutschen Krieg entscheidend eingriff, wird an anderer Stelle zu erzählen (§ 202 ff.) sein. Das Ergebnis dieses Eingreifens war die *Vollendung der schwedischen Ostseeherrschaft*, die *Festsetzung Schwedens an der Nordsee* und seine *Erhebung zur führenden Macht des europäischen Nordens*.

Bedeutung Gustav Adolfs

Diese gewaltigen Erfolge dankte das kleine und arme schwedische Volk seinem großen Könige und der opferfreudigen Hingebung an dessen große Ziele. Doch ist das nicht so zu verstehen, als ob Gustav Adolf ganz neue Aufgaben gestellt hätte; vielmehr hat er, wie die meisten erfolgreichen Staatsmänner, mit feinem Verständnis das erfaßt, wohin die geschichtliche Entwicklung wies, und hat mit Umsicht und Tatkraft dieser Entwicklung die Wege gebahnt. *Nationale Selbständigkeit, Reformation und Ostseeherrschaft*: das waren die Grundgedanken der neuschwedischen Geschichte; in ihre Dienste stellte er seine großen staatsmännischen und militärischen Fähigkeiten.

Innere Regierung

Vorbedingung der auswärtigen Erfolge aber war seine treffliche *innere Regierung*. Es gelang ihm, den an Unbotmäßigkeit gewöhnten *Adel* zum regelmäßigen Heeresdienst zu bringen und einer Kriegssteuer zu unterwerfen; und obgleich er in einer neuen Reichsordnung 1617 den Ständen die Mitwirkung bei allen wichtigen Staatsdingen zugestand und in der Ritterhausordnung 1626 dem hohen Adel eine Sonderstellung in einer Art Oberhaus gewährte, wußte er doch das Ansehen der Krone zu heben und alle Stände des Volkes für die nationale Politik heranzuziehen. Er schuf ein nationales *Heer*, das aus ausgehobenen Bauern bestand und von schwedischen Adligen befehligt wurde. Schon dadurch war es moralisch den buntgemischten Söldnerheeren der Zeit überlegen; aber er gab ihm auch sonst einen Vorsprung durch die bewegliche Taktik und leichtere Bewaffnung, indem er die Schlachtlinie in kleinere Abteilungen auflöste, ein ohne Gabeln benutzbares Steinschloßgewehr einführte und eine leichtere Feldartillerie schuf (die sogenannten Lederkanonen, bestehend aus Kupferrohren, die mit Leder umgeben waren, bewährten sich allerdings nicht). Weiterhin sorgte er für Besserung der *Rechtspflege*, erließ ein neues Stadtrecht und suchte das *wirtschaftliche* Gedeihen des Landes ebenso zu heben wie die geistige *Bildung*. Er schloß einen Handelsvertrag mit den Niederlanden, förderte die Ausfuhr der wichtigsten Landeserzeugnisse und baute Göteborg (früher Elfsborg § 167) an der Stelle, wo Schweden den einzigen Zugang zur Nordsee besaß; er gründete Schulen, stattete die Universität Upsala besser aus und stiftete für 1632 Livland die Universität Dorpat.

C. Rußland.

Iwan III. 1462—1505

§ 173. Iwan IV. der Schreckliche. Iwan III. hatte das neurussische Reich durch Unterwerfung der Teilfürsten und Beseitigung der mongolischen Fremdherrschaft gegründet und ihm die Ziele seiner Entwicklung nach außen (Konstantinopel, Ostsee) und innen (absolutes Zarentum, europäische Kultur) gewiesen (II, § 374). Sein Sohn Wassilij IV. setzte das Werk des Vaters fort (II, § 374), aber erst die Regierung seines Enkels Iwans IV. des Schrecklichen brachte wieder ähnlich große Erfolge.

Wassilij IV. 1505—1533

Iwan IV. 1533—1584

Die Zeit der Regentschaft

Sehr trübe freilich waren die Anfänge der neuen Regierung. Für den erst dreijährigen Herrscher führte zuerst seine litauische Mutter Helena Glinskij die Regentschaft, die ganz unter dem Einfluß ihres Günstlings, des Fürsten Iwan Telepnew Obolenskij; stand. Dieser ließ seine Gegner, darunter zwei Oheime Iwans, ermorden, hat aber sonst nicht schlecht regiert; schlimmer wurden die Zustände, als nach Helenas Tode der Bojarenrat die Herrschaft erlangte. An seiner Spitze standen mit kurzer Unterbrechung Mitglieder der Familie Schuiskij; sie beseitigten mit größter Grausamkeit ihre Feinde (Obolenskij starb den Hungertod), duldeten die brutalste Behandlung des Volkes und behandelten den Großfürsten mit empörender Nichtachtung. Endlich ließ dieser auf Betreiben der Glinskij den Fürsten Andreas Schuiskij von seinen Hunden zerreißen, und nun begann die Gewaltherrschaft der Glinskij. Auf Iwans Charakter haben diese Zustände den schlimmsten Einfluß geübt: es fehlte ihm jede Erziehung; ungezügelt blieb z. B. seine früh hervortretende Lust an grausamen Tierquälereien, das erste Zeichen der später gegen die Menschen gezeigten Härte.

1538

1543

16. Jan. 1547

Als Iwan das siebzehnte Jahr erreicht hatte, ließ er sich krönen, nahm den Titel Zar (= Cäsar) an und vermählte sich mit Anastasia Romanowna. Mit dem Titel Zar bezeichnete er sich als Nachfolger des byzantinischen Kaisers und des Mongolenchans, der auch diesen Titel geführt hatte. Noch im Krönungsjahre trat ein völliger Umschwung der Regierung ein; ein schweres Unglück gab dazu den Anstoß. Durch drei Feuersbrünste wurde Moskau eingeäschert, wobei 1700 Erwachsene umkamen und auch der Zar selbst in Lebensgefahr geriet. Der Aberglaube des Volkes bezeichnete die Glinskij als Urheber des Unglücks; der Zar schützte sie zwar vor der Volkswut, war aber selbst so tief erschüttert, daß er sich ganz den Ermahnungen des Popen Sylvester, der das Unglück als Strafgericht Gottes darstellte, hingab. Sylvester und Alexej Adaschew, bisher ein niederer Hofbeamter, waren nun 13 Jahre lang die ersten Ratgeber des Zaren: damit befreite sich der Zar von der Bevormundung der vornehmen Bojarenfamilien und begann sein absolutes Regiment; wie überall mußte sich das auch hier durchsetzen gegen den Adel, und wie andere Fürsten (II, § 142) nahm auch Iwan seine Gehilfen hierfür aus niederem Stande. Das neue Regiment betätigte sich durch heilsame Reformversuche im Innern und glänzende auswärtige Erfolge.

3. Febr. 1547

April, Juni 1547

Absolutes Regiment

Innere Reformen

In einer großen aus allen Ständen berufenen Versammlung erklärte der Zar seine bisherige Regierung als eine Mißregierung, an der die schuldig seien, die ihn bisher mißbraucht hätten, erbat dafür Verzeihung und versprach Besserung. Zum ersten Male wurde dann ein für ganz Rußland gültiges Rechtsbuch (Ssudébnik) aufgezeichnet; darauf von einer zumeist aus Geistlichen bestehenden Versammlung der von der Regierung zusammengestellte Stoglawnik (Hundertkapitelbuch) beraten, der bemüht ist, dem krassen Aberglauben des Volkes entgegenzutreten und die geistige und sittliche Bildung des Klerus zu heben. Durch Errichtung von Schulen usw. sollten die traurigen Zustände gebessert werden; freilich war der Erfolg nicht groß: Aberglaube, Unsittlichkeit und Unbildung blieben bestehen. Tiefer greifende Reformen wollte eben auch die Geistlichkeit nicht; ist doch auf ihr Betreiben die erste, von Iwan 1553 in

1550

1551

Moskau errichtete Druckerei verbrannt worden. Auch die Versuche, die Verwaltung zu bessern, schlugen fehl, doch wurden Schwurgerichte eingeführt.

Europäische Kultur

Die Begründung der erwähnten Druckerei und ihre Erneuerung im Jahre 1564 hängt auch zusammen mit dem Streben, europäische Kultur nach Rußland zu übertragen. Der aus Goslar stammende Hans Slitte sollte im Auftrage des Zaren eine Anzahl Handwerker, Ärzte, Künstler und Gelehrte nach Rußland bringen; die Abreise der von ihm Geworbenen wurde in Lübeck zwar durch die Livländer hintertrieben, aber allmählich entstand doch, namentlich auch durch Ansiedlung livländischer Gefangener, bei Moskau die Fremdenkolonie Sloboda (§ 316). Ein Handelsverkehr mit England und den Niederlanden aber begann vom Weißen Meere aus (§ 159, 138); Agenten der englisch-moskowitischen Handelsgesellschaft kamen von hier aus schon 1558 über Moskau bis Astrachan. Auch bei der Reform des Heerwesens befolgte man das abendländische Vorbild durch Errichtung eines stehenden Heeres, das den Zaren von dem Aufgebot seiner Bojaren unabhängiger machte; es wurde eine schwere und leichte Kavallerie, das Infanteriekorps der Strelitzen (= Schützen) und eine Artillerie geschaffen. 1551

Kasan

Nach außen hin war der erste große Erfolg die Unterwerfung des durch innere Streitigkeiten geschwächten Chanats Kasan (II, § 386). Der Krieg wurde als Glaubenskrieg geführt, die Stadt nach langer Belagerung erobert und alle Bewaffneten erschlagen; der Zar hatte nur widerwillig an dem Zuge teilgenommen, der Erfolg aber hob sein Selbstbewußtsein sehr. Einige Jahre darauf wurde das Chanat Astrachan erobert und damit der Zugang zum Kaspischen Meer und ein Ausgangspunkt für den Handel mit Asien gewonnen. Die Völkerschaften bis zum Ural und Kaukasus unterwarfen sich, auch die Donschen Kosaken (§ 168) erkannten die Oberhoheit des Zaren an. — Wie Rußland seine Grenze bis zum Kaspischen Meere vorgeschoben hatte, so sollte es nun auch an die Ostsee vorrücken. Iwan sandte seine Heere gegen Livland, und es gelang ihm bei der Auflösung des livländischen Ordensstaates, von der schon gesprochen worden ist, zunächst Narwa und Dorpat zu behaupten (§ 165).

2. Okt. 1552 — Astrachan 1557 — Narwa, Dorpat 1561

Umschwung im Innern

Inzwischen war nun aber in der inneren Regierung eine Änderung eingetreten. Während einer schweren Krankheit hatte Iwan verlangt, daß sein eben geborener Sohn Dmitri (Demetrius) als Nachfolger anerkannt werde. Ein Teil der Bojaren und ein Vetter Iwans verweigerten das; ihnen schlossen sich auch Sylvester und Adaschew an, um eine Regentschaft zu vermeiden. Das erfüllte den wider Erwarten genesenden Zaren mit tiefem Mißtrauen, aber er rang noch sechs Jahre mit dem geistlichen Einflusse, den die Günstlinge auch weiter auf ihn übten. Schließlich wurden sie entlassen, und um dieselbe Zeit starb auch die Zarin Anastasia, die besänftigend auf den Gemahl gewirkt hatte. Nun brach die angeborene Wildheit Iwans durch, und es begann jenes entsetzliche Blutregiment, das ihm den Beinamen des Schrecklichen eingetragen hat.

1553 — 1560

Schreckensregiment

Er bildete sich ein, von Verrätern umgeben zu sein, und traf, nachdem er erst einzelne dem Tode überliefert hatte, eine geradezu ungeheuerliche Maßregel. Im Dezember 1564 verließ er Moskau und richtete ein Schreiben an den Metropoliten und das Volk, worin er sagte, er könne dem gesetzwidrigen Treiben der Bojaren, auf deren Seite auch die Geistlichkeit stehe, nicht mehr zusehen und wolle deshalb das Reich verlassen; dem Volke zürne er nicht. Das Volk fürchtete die Willkürherrschaft der Bojaren, zog jammernd zum Metropoliten und erwirkte die Absendung einer Gesandtschaft an den Zaren. Dieser kehrte denn auch zurück unter der Bedingung, daß ihn niemand hindere, die Verräter zu strafen. Nun sonderte er aus dem Reiche ein Gebiet aus, das mit Moskau in der Mitte sein besonderes Eigentum (Opritschnina = das Ausgesonderte) sein sollte, während das übrige (Semschtschina = die Landschaft) der Verwaltung der Bojaren überlassen wurde. Dazu bildete er sich eine besondere Leibwache, die Opritschniks, und führte mit dieser eine Art Vernichtungskrieg gegen die Vornehmen. Um den Opritschniks Land zu verschaffen, wurden die

Eigentümer verjagt; jeder, der den Verdacht des Zaren erregte, wurde getötet, und zwar unter den ausgesuchtesten Martern, an denen der Zar seine besondere Freude hatte; die ganze Semschtschina war den Opritschniks zur Plünderung überlassen. Dabei ergab sich der Zar selbst den rohesten Ausschweifungen, die mit mönchischen Andachtsübungen abwechselten. Es war ein wahnwitziges Regiment; als aber der Metropolit Philipp es wagte, dem Zaren Vorwürfe zu machen, wurde er — so weit war der Knechtsinn entwickelt — durch ein geistliches Gericht schuldig gesprochen, vom Altar hinweg ins Gefängnis geworfen und dort erdrosselt. Und nun begann der Zar sogar die Zerstörung ganzer Städte. Nachdem er Twer verwüstet, zog er mit seinen Opritschniks nach Nowgorod. Hier wurde fast die gesamte Einwohnerschaft unter Martern getötet, alle Waren geraubt oder verbrannt; es geschahen Greuel, die nie überboten worden sind: der letzte Rest der alten Blüte Nowgorods (II, § 373) war vernichtet. Nach Moskau zurückgekehrt, ließ er 120 vornehme „Verräter" unter entsetzlichen, teuflisch grausamen Folterqualen hinrichten und dann deren Frauen ertränken. Doch genug. Mit Schaudern wendet sich der Blick von diesem Regiment ab; auch wenn man als Ziel des Zaren die Aufrichtung des Absolutismus ansieht, wird es erklärlich nur unter der Annahme, daß Iwan an Verfolgungswahn litt und vom „Cäsarenwahnsinn" befallen war; für seinen krankhaften Zustand spricht auch, daß er sich bei alledem tief unglücklich fühlte. Bemerkenswert ist, daß sich das russische Volk dieses Regiment über 20 Jahre lang bis zum Tode des Zaren gefallen ließ: dazu mag beigetragen haben, daß das Wüten des Zaren sich in erster Linie gegen die Vornehmen richtete; es spricht aber daraus auch der Sklavengeist der Russen, der seinerseits wieder durch diese Gefügigkeit weiter verstärkt wurde.

1568, 1569; 1570

Krieg um Livland 1561—1583

Während all der Jahre dauerte der Krieg um die baltischen Lande, von Waffenstillständen unterbrochen, fort. Rußland hatte dabei um Livland mit Polen, um Esthland mit Schweden zu ringen. Wir haben die wichtigsten Ereignisse aus diesen Kämpfen schon früher besprochen (§ 167); das Schlußergebnis war für Rußland ungünstig: der Zar mußte Livland an Polen, Esthland und einige Städte Ingermanlands an Schweden überlassen (§ 167).

1582, 1583

Anfang des Vordringens nach Sibirien

War Rußland somit von der Ostsee ausgeschlossen, so tat es gerade damals nach einer anderen Seite einen wichtigen Schritt vorwärts. Im Auftrage der Familie Stroganow eroberte der Kosakenführer Jermak die Stadt Sibir, die Hauptstadt eines der kleinen Staaten, die aus dem großen Mongolenreich entstanden waren: der Weg nach Sibirien war eröffnet.

1581

Drei Jahre darauf ist der schreckliche Iwan nach schwerer Krankheit gestorben: er verdient seinen Beinamen mit Recht, aber er hat doch durch Stärkung des zarischen Absolutismus die dem russischen Reiche eigentümliche Verfassung weiter entwickelt. Dazu sind unzweifelhafte Verdienste seiner Regierung die Anknüpfung mit Westeuropa, die Eroberung Kasans und Astrachans und das Vordringen nach Sibirien, während der Kampf um Livland der Zukunft wichtige Aufgaben stellte.

18. März 1584

Feodor I. 1584—1598

§ 174. Der letzte Rurik, die Zerrüttung des Reiches und der erste Romanow. Da Iwans ältester Sohn Dmitri ganz jung und sein zweiter Sohn Iwan 1581 infolge einer schweren Verletzung, die ihm der Vater im Jähzorn beigebracht hatte, gestorben war, ging die Krone auf den körperlich und geistig schwachen Feodor I. über (Stammbaum 7). Der Herrschaft bemächtigte sich Boris Gudunow, dessen Schwester Irene die Gemahlin des Zaren war. Er schloß mit Schweden den Frieden von Teusin (§ 171), erweiterte Rußlands Macht in Sibirien, wo er 1587 Tobolsk gründete, warf seine fürstlichen Widersacher mit fester Hand nieder und suchte sich, da Feodor kinderlos war, auch den Weg zum Throne zu ebnen. Zu dem Zwecke ließ er Feodors Halbbruder Dmitri ermorden und suchte die Geistlichen für sich zu gewinnen, indem er den Metro=

1591

politen von Moskau zum Patriarchen erhob und die russische Kirche dadurch von Konstantinopel unabhängig machte, den Adel, indem er die russischen Bauern der Freizügigkeit beraubte und an die Scholle fesselte. Die letztere Maßregel ist für die innere Geschichte Rußlands von größter Tragweite geworden; sie hat die Leibeigenschaft der Bauern zur Folge gehabt. 1589 1592

Als nun mit Feodor I. der Mannesstamm der Ruriks ausstarb, nahm Boris auf Bitten der großen Duma, einer Versammlung von Bischöfen, Fürsten, Bojaren und Vertretern der Kaufmannsgilden, die Krone an. Er regierte zum Wohle des Landes; indes der Adel verzieh ihm seine niedere Herkunft (er war aus tatarischem Geschlecht) nicht, die Geistlichkeit zürnte ihm wegen Begünstigung der westeuropäischen Kultur, und das Volk litt drei Jahre lang unter Mißernten. So fand ein Betrüger, der sich für den 1591 ermordeteu Dmitri ausgab, schnell Anhang. Damit beginnt eine Zeit schwerer Wirren. Der Jesuitenkönig Sigismund III. von Polen (§ 170) machte den Versuch, Rußland in die Machtsphäre Polens zu ziehen und dem Katholizismus zurückzugewinnen; auch Schweden griff ein, und die Grundlagen des russischen Staates (Zartum und griechische Kirche) wurden aufs tiefste erschüttert. Boris Gudunow 1598–1605

Wer der erste falsche Demetrius gewesen ist, steht nicht fest, wahrscheinlich war er ein Pole (nicht, wie man früher annahm, der Mönch Gregor Otrepjew); jedenfalls aber war er ein Werkzeug der jesuitisch-polnischen Politik (§ 170). Von Szlachtizen und Jesuiten begleitet, zog er nach Rußland, besiegte Gudunows Truppen und wurde nach dessen plötzlichem Tode (13. April 1605) als Zar anerkannt. Indes bald zeigte sich die Gefahr, die dem nationalrussischen Staate und der russischen Kirche drohte: der Zar führte polnische Einrichtungen ein, gestattete jesuitischen Gottesdienst im Kreml und wollte die Kirchengüter einziehen zur Anwerbung fremder Söldner; die polnische Braut des Zaren Marina Mniczech, eine Tochter des Woiwoden von Sandomir, zog mit 2000 Polen in Moskau ein und wurde, ohne zur russischen Kirche überzutreten, als Zarin ausgerufen. Da brach noch während der Hochzeitsfeier ein Volksaufstand los, der Kreml wurde gestürmt, Demetrius und viele Polen ermordet. Der falsche Demetrius 1605–1606 1604 1606

Durch Wahl der Bojaren und der Bürger Moskaus wurde nun der Führer des Aufstandes, Wassilij Schuiskij zum Zaren erhoben. Indes in den anderen Teilen des Reiches war man eifersüchtig auf dies Übergewicht Moskaus. So stellte Fürst Gregor Schachowskoj in Sewerien einen zweiten falschen Demetrius auf. Dieser behauptete, er sei der angeblich ermordete erste (falsche) Demetrius, und wurde auch von dessen Witwe Marina als ihr Gemahl bezeichnet. Er fand Unterstützung durch polnische Große und Kosaken, mehrte seinen Anhang, indem er verkündete, daß die Bauern der zu Schuiskij haltenden Fürsten und Bojaren für ihren Übertritt die Güter ihrer bisherigen Herren erhalten sollten und deren Töchter heiraten dürften, und bedrängte von seinem bei Tuschino unweit Moskau errichteten Lager aus die Hauptstadt (daher „Dieb von Tuschino" genannt). Da schloß Schuiskij Bündnis mit Karl IX. von Schweden und versprach ihm für seine Hilfe die Abtretung von Kexholm. Die Erfolge der schwedischen Truppen, die fast das ganze nördliche Rußland siegreich durchzogen, bestimmten den Polenkönig Sigismund III., den Feind Schwedens (§ 171), zum Eingreifen, nunmehr mit der Absicht, die russische Krone für sich zu gewinnen. Er versuchte sich des Demetrius zu bemächtigen; dieser jedoch entwich nach Kaluga und behauptete sich hier noch ein Jahr, bis er von einem tatarischen Fürsten ermordet wurde. Wassilij Schuiskij 1606–1610 Der zweite Demetrius 1607–1610 1608–1609 17. Dez. 1610

Schon vorher hatten die Polen unter dem Kronhetman Zolkiewski ein schwedisch-russisches Heer bei Kluschino besiegt und waren, während die Schweden nach Nowgorod zurückgingen, auf Moskau marschiert. Die Moskowiter nötigten den Zaren Schuiskij, der Krone zu entsagen; die Polen erzwangen die Erhebung Wladislaws, des Sohnes Sigismunds III., zum Zaren und besetzten Moskau. Nun entflammte der Patriarch Hermogenes die nationale Opposition. Die Mannschaften von 25 Städten zogen auf Moskau, und auch hier erfolgte ein Aufstand gegen die Polen. Dabei wurde ganz Moskau bis auf den von den Polen verteidigten Kreml niedergebrannt, jene heranziehenden Mannschaften aber ver- Eingreifen Polens 24. Juni 1610 17. Juli 1610 17. Aug. 1610 1611 19. März 1611

mochten wegen Uneinigkeit der Führer nichts auszurichten. So behaupteten die Polen den Kreml, und dazu eroberte König Sigismund Smolensk. Die Verwirrung stieg immer mehr: in Pskow wurde ein Diakon Isidor als (dritter), in Kasan und Wjätka ein Sohn des zweiten Demetrius und der Marina als (vierter) Demetrius ausgerufen, in Nowgorod wollten die Schweden Karl Philipp, den jüngeren Sohn Karls IX., zum Zaren erheben.

Juli 1611

Nationale Erhebung März 1612

Da rief in Nischnij-Nowgorod ein Mann aus niederem Stande, Kosma Minin, alle Russen zur Rettung des Vaterlandes und des wahren Glaubens auf. An die Spitze der Scharen, die ihm unter Vorantragung von Heiligenbildern zuströmten, wurde Fürst Dmitri Poscharskij gestellt. Er zog vor Moskau, besiegte in viertägiger Schlacht die Polen und zwang die polnische Besatzung, den Kreml zu übergeben. Wie Schweden (§ 171) wurde so auch Rußland durch die in den Tiefen des Volkes schlummernde Kraft von der polnischen Umklammerung befreit; in beiden Ländern wurde der nationale Staat und die nationale Religion gerettet. Durch eine große Versammlung, zu der aus allen Teilen des Reiches Abgeordnete aller Stände zusammenkamen, wurde dann der erst sechzehnjährige Michael Feodorowitsch Romanow zum Zaren erwählt.

20.—23. Aug. 1612

22. Okt.

21. Febr. (4. März) 1613

Michael Romanow 1613—1645

Der neue Zar mußte dem erschöpften Reiche vor allen Dingen Ruhe verschaffen; dazu mußten zuerst die auswärtigen Kriege beendigt werden. Deshalb schloß er mit Schweden den Frieden von Stolbowa, in dem er auf Ingermanland und Karelien, also auf den Zugang zur Ostsee verzichtete (§ 172); an Polen trat er im Frieden von Dewulina das Gebiet von Smolensk ab (§ 170). So verlor Rußland zwar wertvolle Landesteile, hatte aber doch seine nationale Selbständigkeit unter einer neuen einheimischen Dynastie gewahrt.

1617

1618

Fünftes Kapitel.

Deutschland vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Kriege (1555—1618).

Wert oder Unwert des Friedens für Deutschland

§ 175. Die Gesamtlage. Ferdinand I. und Maximilian II. (1558—1576). Während in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Westeuropa der Weltkampf zwischen Katholizismus und Protestantismus, zwischen spanischer Universalmacht und nationaler Unabhängigkeit ausgefochten wurde, in Nordosteuropa die rivalisierenden Mächte in ähnlichem Kampfe scharf aufeinanderstießen, herrschte in Deutschland ein von Kriegsstürmen kaum getrübter Friede. Äußerlich betrachtet, schien das eine glückliche Zeit: der Wohlstand stieg und mit ihm die künstlerische Ausschmückung des Daseins und der behagliche Lebensgenuß. Bei einer tieferen Betrachtung wird man jedoch die Frage aufwerfen dürfen, ob nicht eine entscheidende Teilnahme Deutschlands an jenen Kämpfen für seine Zukunft nützlicher gewesen wäre. Schon die Verengerung des Gesichtskreises, die sich bemerkbar machte, muß Bedenken erregen; vor allem aber wäre der Friede doch nur dann wahrhaft heilsam gewesen, wenn die Gegensätze in Deutschland wirklich ausgeglichen gewesen wären, wenn die katholische Gegenreformation auf eine Rückeroberung Deutschlands verzichtet hätte. Das aber war nicht der Fall, und deshalb endete der Friede schließlich in einem dreißigjährigen Kriege. Man könnte versucht sein, zu sagen,

daß Deutschland die Möglichkeit, diesen Krieg außerhalb seiner Grenzen zu führen, verpaßt habe. Sie zu ergreifen, dazu wäre allerdings ein protestantischer Kaiser nötig gewesen oder mindestens eine in sich geschlossene, von weitblickenden Staatsmännern geleitete protestantische Fürstenpartei.

Die gebliebenen Streitpunkte

Daß der Augsburger Religionsfriede die Gegensätze nicht wirklich versöhnen konnte, ergab sich schon aus den dort ungelöst gebliebenen Fragen. Allgemein anerkannt war nur die Bestimmung, die den Reichsständen die Freiheit des religiösen Bekenntnisses gewährte; doch galt das auf protestantischer Seite nur für die Anhänger der Augsburger Konfession. Die sogenannte Ferdinandeische Deklaration (§ 72) aber, welche den evangelischen Untertanen geistlicher Fürsten Religionsfreiheit verhieß, war nicht in das Reichsgesetz aufgenommen und wurde von den Katholiken bestritten. Auf der anderen Seite hatten die Evangelischen dem Geistlichen Vorbehalt (§ 72) nicht zugestimmt und fuhren in den Säkularisationen fort. Noch ein Jahrhundert lang haben sich hieraus Streitigkeiten ergeben.

Protestantenfreundliche Kaiser

Ferdinand I. 1558—1564

Wenn zunächst der Friede nicht ernstlich gestört wurde, so lag das vorwiegend an dem allgemeinen Ruhebedürfnis und an der Schwäche des Katholizismus, sowie an der Haltung der nächsten beiden Kaiser. Ferdinand I., der, 1558 zum Kaiser gewählt, diesen Titel ohne päpstliche Krönung und unter Protest des Papstes annahm, war persönlich streng katholisch, hielt aber die Wahrung des von ihm gestifteten Friedens für seine wichtigste Aufgabe und trat den Fortschritten des Protestantismus nicht entgegen. Sein Sohn Maximilian II. war sogar im Herzen dem neuen Glauben entschieden zugetan. Als Prinz hatte er einen evangelisch gesinnten Hofprediger, feierte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und stand zu den evangelischen Fürsten in nahen Beziehungen. Er war vielleicht sogar bereit, überzutreten, wenn diese sich verpflichtet hätten, ihn bei der Kaiserwahl kräftig zu unterstützen. Es war ein großer Augenblick, aber er fand ein kleines Geschlecht: die protestantischen Fürsten ergriffen ihn nicht; und so hinderte der Vater den Übertritt Maximilians, indem er ihm vorstellte, daß bei der Kränklichkeit des Don Carlos (§ 117) ihm vielleicht einmal die spanische Krone zufallen könne, und daß der Träger der Kaiserkrone des Heiligen römischen Reiches dem katholischen Glauben angehören müsse. Die Rücksichten auf die spanische Linie seines Hauses und auf den bisherigen Charakter des Kaisertums haben Maximilian denn auch später vom Übertritt abgehalten. Hier zeigt es sich wieder einmal, wie verhängnisvoll die Verbindung der deutschen Königskrone mit der römischen Kaiserwürde gewesen ist: was andere Staaten groß gemacht hat, das nationale Königtum, das eben fehlte dem deutschen Volke; und während die Reformation die eigentlich nationale Tat der Deutschen war, blieb der Kaiser der Schutzherr des Katholizismus. Auf den internationalen (römischen) und katholischen Charakter seiner Würde verzichtete Maximilian also nicht, aber günstig gesinnt blieb er den Evangelischen bis gegen Ende seiner Regierung, wo die Vermählung seiner Tochter Anna mit Philipp II. (§ 117) ihn in noch nähere Beziehung zu Spanien brachte und zugleich der erstarkte Katholizismus die Gegenreformation begann.

Maximilian II. 1564—1576

Gründe seines Verharrens beim katholischen Glauben

Streitigkeiten unter den Protestanten

Daß Maximilian den entscheidenden Schritt nicht tat und dann die Reaktion einziehen konnte, daran waren nicht zum wenigsten die Protestanten selbst schuld. Die Gesamtlage war zunächst für sie so günstig

wie nie zuvor: nicht bloß äußerlich nahm die Verbreitung des Protestantismus zu, er war auch geistig dem Katholizismus zweifellos überlegen. Da rieb er sich auf in kleinen dogmatischen Zänkereien. Es waren das Streitigkeiten zunächst innerhalb des Luthertums und dann zwischen Luthertum und Calvinismus, und mit diesem Streite verband sich die politische Trennung zwischen Kursachsen und Kurpfalz. Dazu kam noch, daß das albertinische Kursachsen aus Besorgnis vor den Ernestinern Anschluß an Österreich suchte. Demgegenüber bewährte der Calvinismus auch hier seinen Charakter als protestantische Kampfreligion (§ 76), sah sich aber durch das lutherische Kursachsen gelähmt. Der protestantischen Aktionspartei gehörte außer Pfalz besonders Württemberg an, der protestantischen Friedenspartei Kursachsen und Brandenburg. So war der Protestantismus kirchlich und politisch gespalten, als der erstarkte Katholizismus zum Kampf überging.

Auswärtiges

Daß das Reich in all der Zeit nach außen keine Erfolge erzielte, ist schon angedeutet. Die Erhebung der Niederlande gegen Spanien enthielt die Gefahr, daß diese Gebiete sich auch von Deutschland lösten, aber andererseits die Möglichkeit, sie wieder enger an das Reich zu knüpfen. Das letztere wäre freilich nur erreichbar gewesen durch Unterstützung der Bewegung. Von Reichs wegen konnte das nicht geschehen, solange der Kaiser ein katholischer Habsburger war; von protestantischen Fürsten des Westens ist es versucht worden, aber schon deshalb ohne Nachdruck, weil die des Ostens abseits standen. Das gleiche gilt von den Versuchen des tatkräftigsten und weitestblickenden protestantischen Fürsten, Friedrichs III. von der Pfalz, in die Hugenottenkriege einzugreifen. Aber auch dort, wo habsburgische Interessen in Frage kamen, geschah nichts Großes. Gegen die Türken haben die Reichstage wiederholt nicht unbeträchtliche Mittel bewilligt, indes auch nach dem Kampfe von Szigeth (§ 119) und der Schlacht bei Lepanto (§ 120) ist nichts erreicht worden; sogar der an den Sultan gezahlte „Ehrensold" (§ 119) blieb bestehen. Daß Maximilian II. ein Jahr vor seinem Tode von einer Partei in Polen zum König gewählt wurde (§ 169), blieb auch ohne Vorteil für das Haus Habsburg.

Ausbreitung des Protestantismus

§ 176. Fortschritte des Protestantismus. Kirchliche und politische Streitigkeiten unter den Protestanten. Schon im Jahre 1557 gehörten nach der Schätzung eines Venetianers sieben Zehntel aller Deutschen dem Luthertum, zwei Zehntel verschiedenen Sekten und nur ein Zehntel dem Katholizismus an; unter Ferdinand und Maximilian machte dann der Protestantismus noch weitere Fortschritte.

Protestantisch waren die meisten Reichsstädte; von den großen weltlichen Fürstenhäusern waren nur noch die bayerischen Wittelsbacher und die Habsburger katholisch, und trotz des Geistlichen Vorbehaltes kam auch eine große Anzahl Bistümer in den Besitz von Protestanten. Es wirkte hier einmal die Macht der Verhältnisse, wenn die Bistümer inmitten evangelischer Gebiete lagen, sodann aber der Wunsch der evangelischen Fürstenhäuser, diese Bistümer ihrem Staate anzugliedern; waren sie doch früher oft eine Versorgungsstätte für ihre jüngeren Söhne gewesen. Der geistliche Vorbehalt wurde nun dahin ausgelegt, daß darin zwar die Säkularisation beim Übertritt eines katholischen Bischofs verboten sei, nicht aber die Wahl eines evangelischen Bischofs oder, wie man ihn nannte, Administrators. In Norddeutschland östlich der Weser wurden alle Bistümer mit Ausnahme von Hildesheim protestantisch, zumeist in der Weise, daß evangelische Prinzen der benachbarten Fürstenhäuser von den

Domkapiteln zu Administratoren gewählt wurden. Aber auch in den katholisch bleibenden Stiftern gab es zahlreiche Protestanten, für die man die Geltung der Ferdinandeischen Deklaration beanspruchte, und selbst nach Bayern und den habsburgischen Landen drang der neue Glaube. In den deutsch-österreichischen Landen mit Ausnahme von Tirol machte der Protestantismus gewaltige Fortschritte; in Ungarn sollen schließlich nur noch drei Magnatenfamilien katholisch gewesen sein; in Siebenbürgen wandten sich besonders die „Sachsen" der neuen Lehre zu, die seit 1533 in Johann Honter aus Kronstadt einen begeisterten Verkündiger gefunden hatte. Die große Selbständigkeit, die die Stände der habsburgischen Lande dem Landesherrn gegenüber beanspruchten, kam der Reformation sehr zustatten, wie anderseits diese Selbständigkeit gerade durch den Übertritt zur neuen Lehre gesteigert wurde.

Honter 1498—1549

Dieses numerische Übergewicht des Protestantismus wurde ergänzt durch die geistige Überlegenheit, die ihm seine Universitäten (Wittenberg, Leipzig, Jena, Marburg, Rostock, Heidelberg, Tübingen) und Schulen gaben. Berücksichtigt man noch die Gesinnung Maximilians, so wird man wohl sagen dürfen: es schien damals nicht ganz unmöglich, daß Deutschland doch noch des Segens einer einheitlichen nationalen Kirche teilhaftig werden konnte. Indes die Gunst des Augenblicks ist nicht ausgenutzt worden, und daran waren nicht zum wenigsten schuld die theologischen Streitigkeiten innerhalb des Protestantismus und die damit zusammenhängende, wenn auch nicht allein daraus hervorgehende Uneinigkeit der evangelischen Fürsten.

Theologische Streitigkeiten

Luther war am größten gewesen, als er das Recht der persönlichen Überzeugung der Autorität von Staat und Kirche entgegensetzte (§ 29, 34); als er dann eine neue Kirche aufbaute, hatte er für sie neue Normen aufstellen müssen und sich dabei gegen die Schweizer durchaus ablehnend verhalten (§ 49). Nach seinem Tode gewann der friedfertige Melanchthon in Wittenberg größeren Einfluß und suchte eine Annäherung sowohl an die Katholiken wie an die Reformierten herbeizuführen. Demgegenüber wurde nun die 1548 gegründete, 1558 eröffnete Universität Jena, namentlich durch Flacius Illyrikus (Matthias Vlacich aus Albona in Illyrien), der Sitz des strengen Luthertums; neben ihm waren besonders eifrige Lutheraner Nikolaus von Amsdorf (§ 59), Joachim Westphal in Hamburg und Tileman Heßhus in Bremen. In den gröbsten und gehässigsten Formen wurde der Streit geführt, und auch als Melanchthon starb und Flacius abgesetzt wurde, blieben die Gegensätze bestehen. Die „Wut der Theologen" (rabies theologorum), von der der sterbende Melanchthon sprach, berührt um so peinlicher, als sie dem erhabensten Grundsatze des Protestantismus, dem Recht der persönlichen Überzeugung, entgegengesetzt war.

19. April 1560

1561

Hauptgegenstand des Streites war die Abendmahls- und die Rechtfertigungslehre. Melanchthon hatte schon 1540 in die Augsburgische Konfession eine Luthers und Calvins Lehre versöhnende Formel eingesetzt und im Interim (§ 68) den Katholiken Zugeständnisse gemacht, indem er gewisse Zeremonien als gleichgültige Dinge (Adiaphora, Mitteldinge) bezeichnete. Gegen beides erhob sich der heftigste Widerspruch der Lutheraner (Adiaphoristischer Streit, Kampf für die unveränderte Konfession). Die Lutheraner bestritten auch die Ansicht Melanchthons, daß zur Rechtfertigung außer der göttlichen Gnade auch der Wille des Menschen mitwirke (synergistischer Streit); gegen den Wittenberger Theologen Georg Major, der die guten Werke als nötig zur Seligkeit erklärte, behauptete Amsdorf sogar, daß sie zur Seligkeit schädlich seien (majoristischer Streit).

Standen diese theologischen Zänkereien in Wechselwirkung mit dem Gegensatz der Albertiner und Ernestiner, so zeigte sich eine solche gegenseitige Beeinflussung kirchlicher und politischer Gegensätze auch in den Beziehungen zwischen Kurpfalz und Kursachsen; seit dem Übertritt zum Calvinismus vertraten die Kurfürsten von der Pfalz eine tatkräftige

Gegensatz zwischen Kursachsen (lutherisch) u. Kurpfalz (calvin.)

1563

protestantische Politik, während der lutherische Kurfürst von Sachsen einer konservativen Friedenspolitik zuneigte.

Beim Beginne der Reformation hatte in Hessen eine gewisse Hinneigung zu Zwingli bestanden (§ 45); noch stärker war diese in einigen süddeutschen Reichsstädten gewesen (§ 52). Nun faßte in der Pfalz (§ 311), wo Ottheinrich noch dem Luthertum zugetan gewesen war, unter dessen Nachfolger Friedrich III. der Calvinismus Fuß. Bald nach dem Naumburger Fürstentage von 1561, auf dem man vergebens an einem Ausgleich der theologischen Streitigkeiten gearbeitet hatte, trat Friedrich III. offen zum Calvinismus über und ließ dann im Heidelberger Katechismus die Lehren der reformierten Kirche für sein Land formulieren. Um dieselbe Zeit siegte durch den Bürgermeister Daniel von Büren auch in Bremen der Calvinismus. Friedrich III. geriet durch seinen Übertritt zum Calvinismus in einen Gegensatz zu den lutherischen Fürsten, auch zu Christoph von Württemberg (§ 311), der mit ihm der Vertreter einer energischen protestantischen Politik war; indes vereitelten die lutherischen Fürsten doch die auf dem Augsburger Reichstag von 1566 hervortretende Absicht Maximilians, Friedrich III. von dem Religionsfrieden auszuschließen.

Otto Heinrich (1507) 1556—1559

Friedrich III. 1559—1576

1563

§ 177. Grumbachsche Händel und Kryptocalvinismus. Auf der anderen Seite gelang es Friedrich III. aber nicht, die protestantischen Fürsten zu einem engeren Bunde und zu einem Eingreifen in die niederländischen und französischen Kämpfe zu bestimmen; er fand dabei eine gewisse Unterstützung nur bei Wilhelm IV. von Hessen und mußte sich darauf beschränken, seinem Sohne Johann Kasimir die Teilnahme an den Hugenottenkriegen zu gestatten (§ 143). Der Kaiser war seit dem Tode des Don Carlos und der Vermählung seiner Tochter Anna mit Philipp II. jeder antispanischen Politik abgeneigt. Kurfürst August von Sachsen aber hat zwar durch eine treffliche Verwaltung und durch wirtschaftliche Tätigkeit sein Land sehr gehoben (§ 71), besaß jedoch nicht die staatsmännischen Eigenschaften, die für eine groß angelegte auswärtige Politik nötig waren. Moritz von Sachsen hatte mit Hilfe des Kaisers die Kurwürde erlangt, hatte aber dann mit dem Kaiser gebrochen und die Führung der Fürsten und des Protestantismus gegen den Kaiser übernommen (§ 69): das entsprach der Stellung, die Kursachsen seit Beginn der Reformation gewonnen hatte. August war nicht imstande, diese Politik fortzusetzen. Die Besorgnis vor den Ernestinern, die die Hoffnung auf Wiedergewinnung der Kurwürde noch nicht aufgegeben hatten, brachte ihn zur Anlehnung an das Haus Habsburg, und in dieser Haltung wurde er durch die Grumbachschen Händel bestärkt.

1568

August von Sachsen 1553—1586

Grumbachsche Händel

Aus zwei an sich ganz verschiedenen Ursachen sind diese Händel entstanden. Der fränkische Ritter Wilhelm von Grumbach, ein Genosse des Markgrafen Albrecht (§ 71), hatte seine würzburgischen Lehen eingebüßt und wollte sie mit Gewalt zurückgewinnen; zugleich meinte er, wie einst Sickingen (§ 37), die Sache des sinkenden Rittertums gegen das Fürstentum vertreten zu können. Da seine Leute den Bischof Melchior Zobel von Würzburg, dessen er sich bemächtigen wollte, töteten, nahm er zunächst französische Kriegsdienste; dann trat er in die Dienste des Herzogs Johann Friedrichs des Mittleren von Sachsen. Dieser strebte (und das ist die zweite Ursache der Wirren) nach Wiedererlangung der seinem Vater genommenen (§ 64) Kurwürde und ließ sich durch Grumbach und einen Schwindler Hans Müller (Tausendschön), der behauptete, durch den Verkehr mit Geistern in die Zukunft sehen zu können, zu den kühnsten Hoffnungen verleiten. Er rechnete dabei auf französische und schwedische Hilfe. Zunächst überfiel Grumbach die Stadt Würzburg und zwang den Bischof zur Herausgabe seiner Güter. Dafür traf ihn die Reichsacht; und da Johann Friedrich ihn trotzdem schirmte, wurde auch dieser schließlich geächtet. Die Ausführung der Acht wurde dem am meisten Bedrohten, dem Kurfürsten August, übertragen. Als dieser Gotha mehrere Monate belagert hatte, empörten sich die eigenen Truppen und Bürger gegen

1558

1563

1566

ihren Herzog Johann Friedrich und erzwangen die Übergabe der Stadt. Grumbach wurde grausam getötet, Johann Friedrich blieb bis zu seinem Tode (1595) in Gefangenschaft (zuerst in Wiener-Neustadt, dann in Steyer); seine Lande erhielt sein Bruder Johann Wilhelm, doch wurden die sogenannten „assekurierten Ämter" (Neustädter Kreis) dem Kurfürsten als Pfand für die Kriegskosten überlassen; 1660 sind sie endgültig an Kursachsen abgetreten. 1567

Sachsen und Pfalz

Die Grumbachschen Händel bewirkten, daß Kurfürst August noch weniger, als bisher schon, geneigt war, der habsburgischen Politik entgegenzutreten. Damit verzichtete sein Staat immer mehr auf die führende Stellung im deutschen Protestantismus. Diese ging zunächst auf die Pfalz über, allerdings mit der Einschränkung, daß Sachsen, wie bisher schon, ein energisches Vorgehen der Pfalz lähmte. Der Gegensatz zwischen beiden verschärfte sich noch, als in Sachsen das strenge Luthertum zur Herrschaft gelangte.

Kryptocalvinisten

Melanchthons vermittelnde Anschauungen waren in Kursachsen weit verbreitet; sie herrschten auch an den Universitäten Wittenberg und Leipzig, und selbst am Hofe des Kurfürsten gab es „Philippisten" oder, wie die Gegner sagten, „Kryptocalvinisten" (Geheimcalvinisten); es waren das vor allem der Leibarzt Dr. Peuzer, der Rat Dr. Cracow, der Hofprediger Schütz (Sagittarius) und der Superintendent Stößel. Sie suchten in aller Stille durch Lehrbücher u. dgl. die calvinisierenden Anschauungen zu verbreiten. Der Kurfürst wußte davon nichts und war der Überzeugung, daß wie er selbst, so auch seine Umgebung und sein ganzes Land gut lutherisch sei. Um so heftiger brauste er auf, als er über die Lage aufgeklärt wurde, und wurde in seinem Zorn noch bestärkt durch seine streng lutherisch gesinnte Gemahlin Anna. So verhing er über die nach seiner Meinung Hauptschuldigen die grausamsten Strafen: Cracow wurde zu Tode gefoltert (1575), Stößel starb 1576 im Gefängnis, Peuzer und Schütz wurden über zehn Jahre (bis 1585 und 1586) in Haft gehalten. Um den Kryptocalvinismus auszurotten, zwang der Kurfürst die Professoren und Pfarrer bei Strafe der Absetzung, die streng lutherische Torgauer Glaubensformel zu unterzeichnen. 1574 1574

Diese Vorgänge mußten natürlich den Zwiespalt zwischen Sachsen und der calvinischen Pfalz noch steigern. Wie verhängnisvoll aber dieser Zwiespalt war, zeigte sich z. B., als Friedrich III. als Bedingung für die von Maximilian gewünschte Wahl seines Sohnes Rudolf und 1576 bei Gewährung einer Reichshilfe, die gegen die Türken und zur Gewinnung der Maximilian angebotenen polnischen Krone nötig schien, die Anerkennung der Ferdinandeischen Deklaration und die Aufhebung des Geistlichen Vorbehalts forderte: beidemal ließ Kursachsen, dem sich dann Brandenburg anschloß, diese Bedingung fallen. So hat bis zuletzt die kleinliche Uneinigkeit der Protestanten die Ausnutzung der zwanzig für sie günstigen Jahre Ferdinands und Maximilians verhindert. Zugleich aber war bereits der Katholizismus erstarkt und ging zum Angriff über. 1575 1576

Vordringen des Katholizismus

§ 178. Die Anfänge der Gegenreformation. Rudolf II. (1576—1612). Die innere Kräftigung, die der Katholizismus aus der Gründung des Jesuitenordens und den Beschlüssen des Trienter Konzils schöpfte, wirkte natürlich auch auf seine Stellung in Deutschland: in sich geschlossen trat er dem gespaltenen Protestantismus entgegen; dabei fand er zuerst eine starke Stütze an den Herzögen von Bayern.

Jesuiten

Schon an anderer Stelle (§ 111) ist des ersten deutschen Jesuiten Canisius und der Ausbreitung des Ordens gedacht worden: der Orden suchte wie überall die Erziehung der vornehmen Kreise zu gewinnen, begründete seit 1552 zahlreiche Kollegien auf deutschem Boden, faßte an Universitäten festen Fuß und

war bemüht, eine der evangelischen Geistesbildung gleichwertige katholische Bildung zu erzielen. In Bayern hatte der hochbegabte **Albrecht V.**, der München zu einer Pflegstätte der Kunst machte (§ 311), anfangs eine vermittelnde Haltung eingenommen; allmählich aber, besonders seitdem eine Verschwörung protestantischer Adliger, die die Freigabe der Religion erzwingen wollten, entdeckt worden war, lenkte er in strengkatholische Bahnen ein und unterdrückte durch eine neue Schulordnung und durch die Einsetzung des die Geistlichen überwachenden Religionsrates die Anfänge des Protestantismus. Völlig im Geiste der Jesuiten regierten dann sein Sohn **Wilhelm V.** der Fromme, der sich 1598 in ein Kloster zurückzog, und dessen von Jesuiten erzogener Sohn **Maximilian I.**

Albrecht V. von Bayern 1550—1579

1564

1569

1570

Wilhelm V. 1579—1597 † 1626

Maximilian I. 1597—1651

Eine wertvolle Waffe für die Tätigkeit der Jesuiten wurde der Grundsatz des Augsburger Friedens, der den Landesherren die Bestimmung über die Religion überließ. Im Anschluß an die Ferdinandeische Deklaration war ja in **geistlichen Fürstentümern** vielfach der Protestantismus geduldet worden: jetzt wurde hier unter Nichtachtung dieser von den Katholiken ja nicht anerkannten Deklaration das Recht des katholischen Landesherrn streng geltend gemacht. So unterdrückte der Abt Balthasar von Dernbach trotz des Widerspruchs der Ritterschaft in Fulda, der Erzbischof Daniel Brendel von Mainz auf dem mainzischen Eichsfelde die Reformation. Ähnliches geschah jetzt und später in Hildesheim, Paderborn, Münster, Würzburg und Bamberg; überall wurden zugleich Jesuitenschulen gegründet.

Gegenreformation in den geistl. Fürstentümern

seit 1573

seit 1574

Waren solche Erfolge schon unter Maximilian II. möglich, der sich, wie wir wissen, seit dem Tode des Don Carlos eng an Spanien angeschlossen hatte, so wurde die Lage für den Katholizismus noch günstiger unter seinem Sohne **Rudolf II.** Allerdings war dieser, obgleich in Spanien erzogen, kein katholischer Fanatiker, aber er bekümmerte sich nicht viel um die Regierung. Er beschäftigte sich vorwiegend mit Astrologie und Alchimie, legte sich in Prag ein großes Museum, das auch viele Kuriositäten enthielt, an, begünstigte die Kunst, förderte das Gewerbe und ließ in den großen Fragen seiner katholischen Umgebung und den Jesuiten völlig freie Hand. So ging die Rekatholisierung der unter katholischen Fürsten stehenden Lande weiter; zugleich trat man jeder Umgehung des Geistlichen Vorbehalts entgegen, erkannte z. B. die evangelischen Administratoren auf dem Reichstage nicht als die rechtmäßigen Vertreter der von ihnen regierten Stifter an. Mit besonderer Energie ging die Gegenreformation dann in den habsburgischen Erblanden vor. Hier wurde der Versuch gemacht, die Macht der Stände und den Protestantismus, die sich gegenseitig förderten (§ 176), zu unterdrücken. Mit Erfolg geschah das in **Steiermark** durch Erzherzog **Ferdinand** (später Kaiser Ferdinand II.), der wie Maximilian I. von Bayern ein echter Jesuitenzögling war und neben diesem die Hauptstütze der Reaktion wurde. Als dann diese Bestrebungen auf Ungarn ausgedehnt wurden, kam es zu einem Aufstand, infolgedessen der habsburgische Staat sich aufzulösen drohte und die Herrschaft von Rudolf auf seinen Bruder Matthias überging (§ 181).

Rudolf II. 1576—1612

Gegenreformation im Reich

in den Erblanden

seit 1596

Ferdinand von Steiermark 1590—1637

Die Gegenreformation in Deutschland hängt natürlich eng zusammen mit den gleichzeitigen Vorgängen in den Niederlanden (§ 134), in England (§ 156), Frankreich (§ 146), Schweden (§ 167) und Polen (§ 170). Überall suchte damals der Katholizismus das verlorene Terrain zurückzugewinnen. Auch jetzt beteiligte sich Deutschland an diesen Kämpfen nicht. Im Sinne der habsburgisch-katholischen Tendenzen konnte Rudolf nicht eingreifen, selbst wenn er gewollt hätte: die inneren Gegensätze lähmten ja die Reichsgewalten vollständig; nicht einmal gegen die Türken hatte

Auswärtiges

Rudolf Erfolge, und ebenso wenig konnte er seinem Hause die polnische Krone gewinnen (§ 170). Die protestantischen Fürsten aber vermochten trotz der drohenden Gefahren ihre Feindschaften nicht zu überwinden, und nur die pfälzische Gruppe suchte Anknüpfung mit den protestantischen Mächten des Auslands.

§ 179. Konkordienformel und Kölner Krieg. Unionsversuch. Nur kurze Zeit machte diese Uneinigkeit, die schon in den letzten Jahren Kaiser Maximilians dem Protestantismus so schädlich gewesen war, beim Beginne der Regierung Rudolfs II. einer größeren Einheit Platz. Wenige Tage nach dem Tode Maximilians starb der energische Vorkämpfer der Reformierten, Friedrich III. von der Pfalz. Sein Sohn Ludwig VI. war lutherisch und verfolgte den Calvinismus, für den nur sein jüngerer Bruder Johann Kasimir, der in Kaiserslautern ein eigenes Fürstentum erhielt, eintrat. Damit schien eine Annäherung an Kursachsen möglich, und zugleich hatte der Versuch, einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Richtungen innerhalb der lutherischen Kirche (§ 176) herbeizuführen, einen gewissen Erfolg.

11. Okt. 1576 — 26. Okt. 1576 — Ludwig VI. v. d. Pfalz 1576–1583 — Joh. Kasimir v. Lautern 1575–1592

Der Tübinger Kanzler Jakob Andreä hatte die „Schwäbische Konkordie" verfaßt, die die Grundlage für eine Vereinigung der schwäbischen und niedersächsischen Lutheraner bildete. Sodann berief Kurfürst August nach dem Sturz der Kryptocalvinisten einen großen Konvent schwäbischer, niedersächsischer und kursächsischer Theologen nach Torgau. Hier wurde das „Torgauer Buch" zusammengestellt, das dann, nochmals umgearbeitet, zur Konkordienformel wurde. Sie enthielt die strenglutherischen Lehren und wurde von den meisten evangelisch-lutherischen Reichsständen (51 Fürsten und 35 Städten), aber doch nicht von allen, angenommen.

Konkordienformel — 1577

Auch Ludwig VI. von der Pfalz schloß sich der Konkordienformel an, indes bei seinem Tode führte Johann Kasimir, der die Regentschaft für Ludwigs noch unmündigen Sohn Friedrich IV. übernahm, den Calvinismus in der Pfalz wieder ein. Damit lebte der Zwiespalt zwischen den protestantischen Hauptmächten wieder auf; und daß sie nach wie vor nicht imstande waren, der katholischen Reaktion eine entschlossene Politik entgegenzusetzen, das bewies ihre Haltung im Kölnischen Kriege.

1583

Der Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, wollte sich mit der Gräfin Agnes von Mansfeld vermählen und beabsichtigte, wie es einst schon Hermann von Wied versucht hatte (§ 60), sein Erzbistum in ein weltliches Fürstentum zu verwandeln. Da er das Domkapitel gegen sich hatte, warb er Truppen und besetzte Bonn; dann trat er zum Protestantismus über und vermählte sich mit Agnes von Mansfeld. Papst Gregor XIII. beantwortete diesen Schritt mit dem Bann; das Domkapitel aber wählte Ernst von Bayern, den Bruder des Herzogs Wilhelm, der bereits Bischof von Freising, Hildesheim und Lüttich war, auch noch zum Erzbischof von Köln; zu seiner Unterstützung sandte Alexander Farnese (§ 134) Truppen aus den Niederlanden. Demgegenüber hätte Gebhard nur siegen können, wenn ihn die protestantischen Fürsten tatkräftig unterstützt hätten, und die Sache war für eine solche Unterstützung wirklich wichtig genug. Gelang nämlich Gebhards Plan, so war der Geistliche Vorbehalt so gut wie beseitigt: hatte man ihn bisher durch die Wahl protestantischer Bischöfe umgangen (§ 176), so wäre jetzt zum ersten Male ein katholischer Bischof trotz seines Übertritts weltlicher Fürst seines Bistums geblieben. Außerdem aber wäre die Majorität des Kurfürstenkollegs protestantisch geworden; es hätten vier protestantische Kurfürsten (Köln, Pfalz, Sachsen, Brandenburg) drei katholischen (Mainz, Trier, Böhmen) gegenübergestanden. Trotzdem gewährte nur Johann Kasimir von der Pfalz Hilfe; seine Versuche, die übrigen für eine nachdrückliche Unterstützung Gebhards zu gewinnen, scheiterten vor allem an der ablehnenden Haltung des Kurfürsten August. Die Folge war, daß Gebhard zu Wilhelm von Oranien fliehen mußte und Ernst der Herr des Erzbistums wurde. Dieser Sieg des Katholizismus hat dann die Gegenreformation in anderen Bistümern (Münster, Paderborn, Würzburg, Bamberg) sehr unterstützt.

Kölnischer Krieg — 1582 — 1583 — 1584

War hierbei wieder der Gegensatz zwischen Kursachsen und Pfalz und die vorsichtige Haltung des Kurfürsten August ein Hindernis für eine tatkräftige Wahrung der protestantischen Interessen gewesen, so schien sich die Lage nach dem Tode des Kurfürsten endlich günstiger zu gestalten. Unter seinem Nach-

21. Febr. 1586

Christian I. v. Sachsen 1586—1591

folger Christian I. brachte dessen weitblickender Kanzler Nikolaus Krell einen anderen Geist in die sächsische Politik. Die Verfolgung der Calvinisten hörte auf, und der Gedanke einer Union aller protestantischen Fürsten wurde lebhaft erörtert; zugleich beabsichtigte man Heinrich von Navarra in seinem Kampfe gegen Spanien (§ 148) zu unterstützen. In Verhandlungen zu Torgau waren die Grundlagen des Bundes bereits festgelegt, als mit dem Tode Christians I. abermals ein Wandel der sächsischen Politik eintrat. Für seinen unmündigen Sohn Christian II. übernahm der strenglutherische Friedrich Wilhelm I. von Altenburg die Regierung. Der alte Hader hob wieder an; Krell wurde auf den Königstein gefangen gesetzt und dann nach mehr als neunjähriger Haft hingerichtet mit einem Schwerte, auf dem die Worte standen: cave Calviniane! (Hüte dich, Calvinist!) Das strenglutherische Sachsen rückte also wieder von der Pfalz ab. Hier setzte Friedrich IV. die energische Politik seines Oheims fort und fand Unterstützung in Hessen, wo schon Wilhelm IV. dem Calvinismus günstig gewesen war und dessen Sohn Moritz 1604 zu ihm übertrat.

1591 — Christian II. 1591—1611 — 1601 — Friedrich IV. v. d. Pfalz 1583 (1592) —1610 — Wilhelm IV. v. Hessen 1567—1592 — Moritz von Hessen 1592—1627

§ 180. Union und Liga. Jülich-Klevischer Erbfolgestreit. Trotz dieses Mißerfolges gaben die zu energischem Handeln geneigten protestantischen Fürsten den Gedanken einer Union nicht auf; derartige Sonderbündnisse waren ja stets der Notbehelf gewesen, wenn die Reichsgewalt versagte (II, § 244). Das aber geschah, und zugleich machte die Gegenreformation weitere Fortschritte.

Lähmung der Reichsgewalten — 1598

Schon bisher waren die Reichstagsverhandlungen ziemlich unfruchtbar gewesen, doch waren wenigstens immer noch Türkenhilfen bewilligt worden. Jetzt erklärten eine Reihe protestantischer Stände und auch einige katholische, daß sie Mehrheitsbeschlüsse in Religions- und Geldfragen nicht mehr als für sich bindend ansähen. Es erinnert das an das liberum veto des polnischen Reichstags (§ 249): wurde es Brauch, so war die völlige Lahmlegung des Reichstags ausgesprochen. Das Vorgehen der Protestanten hängt zusammen mit dem Streben der Katholiken, den evangelischen Administratoren geistlicher Fürstentümer Sitz und Stimme im Reichstage zu verweigern. Geschah das, so blieb, wie im Kurfürstenkolleg, auch im Fürstenkolleg wegen der großen Zahl der geistlichen Stimmen die Mehrheit katholisch (nur im Städtekolleg war sie protestantisch), während doch die weit überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes evangelisch war. Wie in dieser Frage, so ging die Gegenreformation auch bei der Rückforderung von Kirchengütern, die nach 1552 (§ 72) eingezogen waren, immer energischer vor; da das Reichskammergericht und der Reichshofrat (ein am Kaiserhofe bestehendes Gericht) gegen die Protestanten entschied, verweigerten diese auch diesen obersten Gerichtsbehörden die Anerkennung. Auch hier war also das Reich gelähmt. Dazu kamen nun die Vorgänge in den österreichischen Erblanden, die einerseits das siegreiche Fortschreiten der Gegenreformation, anderseits die völlige Ohnmacht des Kaisers bewiesen (§ 181), und die Energie, die Maximilian von Bayern in Donauwörth zugunsten des Katholizismus bekundete.

Donauwörth — 1607 — 1609

In der Reichsstadt Donauwörth gab es nur noch eine kleine katholische Gemeinde, die ihren Stützpunkt im Kloster zum Heiligen Kreuz hatte, aber öffentlich wenig hervorgetreten war. Als nun der Katholizismus überall erstarkte, veranstaltete der Abt wieder feierliche Prozessionen. Dabei kam es zu Streitigkeiten, und nun wurde die Stadt nach einem Spruche des Reichshofrats geächtet. In Ausführung der Acht besetzte Maximilian die Stadt, führte den Katholizismus zurück und machte schließlich die Reichsstadt zu einer bayerischen Landstadt.

Union — 1609

Unter dem Eindruck all dieser Vorgänge schlossen endlich Kurpfalz, Anhalt, Württemberg, Ansbach, Baden und Pfalz-Neuburg im Dorfe Ahausen bei Ansbach die Union ab, der dann Straßburg, Ulm, Würzburg und im nächsten Jahre Brandenburg, Hessen und noch einige Reichs-

städte beitraten. An der Spitze der Union, die sich eine Bundeskasse schuf, stand der Kurfürst von der Pfalz. Da sich indes auch jetzt wieder Kursachsen fern hielt, wurde eine einheitliche protestantische Politik durch diesen Bund doch nicht erzielt.

Liga 1609

Die katholische Antwort darauf war die unter Führung Maximilians von Bayern begründete Liga, der zuerst die Bischöfe von Passau, Konstanz, Augsburg, Regensburg und die Äbte von Ellwangen und Kempten angehörten und dann die übrigen katholischen Reichsstände beitraten. Ausgeschlossen blieb der Kaiser. Das ist sehr charakteristisch, weil Maximilian die Leitung der Liga, die ein Bundesheer unter Feldmarschall Tserclaes von Tilly aufstellte, für sich haben wollte und eine Stärkung der kaiserlichen Zentralgewalt nicht wünschte: schon hier zeigte sich wieder (§ 51), daß Maximilian zwar die katholischen Interessen mit dem Kaiser vertreten wollte, aber ebensosehr die fürstlichen Interessen auch gegen den Kaiser wahren würde, eine Tatsache, die während des Dreißigjährigen Krieges (§ 201) von größter Wichtigkeit geworden ist.

Jülich-Klevischer Erbfolgestreit

Jedenfalls aber rüsteten sich beide Parteien ohne Rücksicht auf den Kaiser und ohne Rücksicht auf das ewig zaudernde Kursachsen, das damit die Führung der protestantischen Sache ganz an Kurpfalz überließ. Und nun schien die Jülich-Klevische Erbfrage zum kriegerischen Zusammenstoß zu führen.

Johann III. 1511 (1521) —1539

Wilhelm V. 1539—1592

Johann Wilhelm 1592—1609

Durch die Vermählung Johanns III. von Kleve und Mark mit Marie, der Erbin von Jülich, Berg und Ravensberg, war am Niederrhein eine ausgedehnte Territorialmacht entstanden. Auf Johann folgte sein Sohn Wilhelm V., der Reiche, den wir aus seinem Konflikt mit Karl V. kennen (§ 60), dann dessen dem Wahnsinn verfallener Sohn Johann Wilhelm. Da dieser kinderlos war, so tauchte die Erbfrage auf*); bei der Lage der Lande inmitten der geistlichen Fürstentümer und in der Nachbarschaft der abgefallenen Niederlande war diese auch in religiöser Hinsicht sehr wichtig. In Betracht kamen dabei die Töchter Wilhelms V. Von diesen hatte die älteste, Marie Eleonore, den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen geheiratet; aus dieser Ehe entstammten aber nur Töchter, von denen die älteste, Anna, seit 1594 mit Johann Sigismund von Brandenburg vermählt war. Die zweite Tochter Wilhelms V., Anna, war vermählt mit Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg und hatte einen Sohn, Wolfgang Wilhelm; die beiden jüngsten Töchter traten von vornherein zurück.

Den Erbansprüchen von Brandenburg und Pfalz gegenüber traf der Kaiser Anstalten, die Lande zunächst in eigne Verwaltung zu nehmen. und begünstigte die Ansprüche, die Sachsen aus der Ehe des Kurfürsten Johann Friedrich mit Sibylle, einer Schwester Wilhelms V., ableitete. Um die Pläne des Kaisers zu vereiteln, besetzten beim Tode Johann

---

*)

Johann III. von Jülich-Berg-Ravensberg 1511 } —1539
von Kleve-Mark 1521 }
G. Marie von Jülich-Berg-Ravensberg

- Sibylle † 1554, G. Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen † 1554
- Anna † 1557, G. Heinrich VIII. von England † 1547
- Wilhelm V. 1539—1592, G. Marie von Österreich
  - Marie Eleonore † 1608, G. Albrecht Friedrich von Preußen † 1618
    - Anna † 1625, G. Johann Sigismund von Brandenburg
    - Eleonore † 1607, G. Joachim Friedrich von Brandenburg
    - Magdalene Sibylle † 1659, G. Johann Georg I. von Sachsen
  - Anna † 1632, G. Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg † 1614
    - Wolfgang Wilhelm † 1653
  - Magdalene † 1633, G. Johann von Pfalz-Zweibrücken
  - Sibylle † 1628, 1. G. Philipp von Baden, 2. G. Karl von Burgau
  - Johann Wilhelm 1592—1609

1609 Wilhelms Brandenburg und Pfalz auf Grund eines in Dortmund geschlossenen Vertrages gemeinsam das Land; zugleich aber rückte im Auftrag des Kaisers der Erzherzog Leopold in Jülich ein. Für die „possedierenden Fürsten" trat die Union ein, auch fanden sie Unterstützung bei Heinrich IV. von Frankreich und den Niederlanden. Ein großer Krieg gegen das Haus Habsburg stand bevor, wurde indes nochmals verhindert durch die Ermordung Heinrichs IV. (§ 149). Die Verbündeten siegten mit der Einnahme Jülichs.

Die Eintracht zwischen Brandenburg und Neuburg dauerte jedoch nicht lange. Um die Hilfe der Liga zu gewinnen, trat nun Wolfgang Wilhelm zum Katholizismus über und vermählte sich mit Maximilians Schwester Magdalene; bald darauf nahm Johann Sigismund den Calvinismus an, auch in der Absicht, dadurch kräftigere Unterstützung bei den reformierten Fürsten und den Niederlanden zu finden. Damit standen sich Union und Liga gegenüber; spanische Truppen unter Spinola besetzten Wesel, holländische unter Moritz von Oranien Jülich; doch wurde der Krieg nochmals durch den Vertrag von Xanten verhütet, auf Grund dessen vorläufig Kleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg fielen.

Nov. 1613

Dez. 1613

Vertrag von Xanten 1614

Mit dieser Entscheidung faßte Brandenburg im äußersten Westen des Reiches festen Fuß; um dieselbe Zeit tat es das auch im äußersten Osten und zwar auf Grund derselben Ehe, die ihm die Ansprüche auf Kleve, Mark und Ravensberg verschafft hatte. Für den geisteskranken Herzog Albrecht Friedrich von Preußen führte Kurfürst Joachim Friedrich und nach dessen Tode (1608) sein Sohn Kurfürst Johann Sigismund die Regierung Preußens. Johann Sigismund war, wie wir wissen, mit Albrecht Friedrichs ältester Tochter Anna vermählt; außerdem aber hatte dann Sigismunds Vater Joachim Friedrich Annas jüngere Schwester Eleonore geheiratet (Stammbaum 8a). Der Zweck dieser Ehen wurde erreicht: als Albrecht Friedrich starb, fiel ohne alle Schwierigkeit das Herzogtum Preußen an Brandenburg. Mit der Erwerbung Preußens und Kleves hatten die Hohenzollern gewissermaßen die Grenzpfähle aufgestellt, zwischen denen sich ihr Staat ausdehnen sollte.

Albrecht Friedrich von Preußen 1568—1618

Vereinigung Preußens u. Brandenburgs 1618

§ 181. Die Konflikte in den habsburgischen Landen. Siebenbürgen.

Der große Krieg, der bei dem Jülichschen Erbfolgestreit zweimal vermieden war, sollte schließlich ausbrechen im Zusammenhang mit den Konflikten in den habsburgischen Erblanden.

Teilungen der Erblande

Nach dem Tode Ferdinands I. (1564) waren die deutsch-habsburgischen Lande unter seine drei Söhne geteilt worden (Stammbaum 1). Maximilian II. erhielt Österreich, Böhmen und Ungarn; Ferdinand Tirol; Karl Steiermark, Kärnten, Krain und Görz (Innerösterreich). Ferdinand war in nichtstandesgemäßer Ehe mit Philippine Welser, einer Tochter des berühmten Augsburger Patrizierhauses (§ 32), vermählt; der erzürnte Vater zwang ihn zur Geheimhaltung dieser Ehe, doch erhielt Ferdinands Sohn Karl 1605 die Markgrafschaft Burgau. Tirol jedoch fiel bei Ferdinands Tode (1595) an die anderen beiden Linien, in deren Namen es Maximilians II. jüngerer Sohn Maximilian († 1618) verwaltete. In den Ländern Maximilians II. folgte diesem 1576 sein ältester Sohn Rudolf II.; Innerösterreich fiel nach Karls Tode (1590) an seinen Sohn Ferdinand. Ohne eigene Herrschaften waren zunächst Rudolfs Brüder Ernst († 1595), Matthias und Albrecht (später Statthalter der Niederlande, § 135), sowie Ferdinands Bruder Leopold. Der letztere erhielt 1618 nach Maximilians Tode die Landverweserschaft von Tirol.

Protestantismus u. Macht der Stände

Wie schon gesagt (§ 176), war der Protestantismus auch nach Österreich und Ungarn gedrungen und hatte hier an der Selbständigkeit der Stände eine Stütze gefunden, aber auch seinerseits deren „Libertät" gehoben. Maximilian II. und Karl von Steier-

mark hatten ihnen in der Hauptsache Religionsfreiheit zugestanden; unter Rudolf II. und Ferdinand begann dann die Reaktion. Dabei wiederholten sich im kleinen die im Reiche herrschenden Tendenzen. Wie im Reiche eine Unterdrückung des Protestantismus zugleich zu einer Schwächung des Fürstentums zugunsten der kaiserlichen Zentralgewalt führen mußte, so war in Österreich-Ungarn das Streben nach Unterdrückung des Protestantismus von selbst verbunden mit dem Streben, die landesfürstliche Gewalt auf Kosten der Stände zu erhöhen.

Gleichartigkeit der Lage im Reiche u. in Österreich

Reaktion in Steiermark

Karl 1564—1590

Ferdinand 1590—1637

Am erfolgreichsten war diese kirchlich-politische Reaktion in Innerösterreich. Sie begann bereits unter Karl und erreichte ihren Höhepunkt unter dem Jesuitenzögling Ferdinand, besonders betrieben auch von dem Bischof Georg Stobäus von Lavant. Von einer Reise nach Italien, wo er mit dem Papste Clemens VIII. zusammengetroffen war, zurückgekehrt, verfügte Ferdinand für die landesfürstlichen Orte erst die Ausweisung aller evangelischen Prediger, dann den Übertritt oder die Auswanderung aller Protestanten; unter den Ausgewiesenen war auch Johann Kepler (§ 191). Trotz des Widerspruchs des Adels und der Städte, namentlich der Hauptstadt Graz, wurde die Rekatholisierung bis 1602 durchgeführt.

1598

Die übrigen Erblande

Auch in den anderen habsburgischen Ländern suchte die Gegenreformation Boden zu gewinnen, nicht gerade auf Betreiben Rudolfs II., aber mit dessen Zulassung. Freilich war der Erfolg nicht sehr groß. In Österreich, wo seit 1595 der Erzherzog Matthias Statthalter war, wirkte im katholischen Sinne dessen Ratgeber Melchior Khlesl, Bischof von Wiener-Neustadt, in Böhmen der Kanzler von Lobkowitz, in Mähren der Kardinal Franz von Dietrichstein, Bischof von Olmütz. Überall aber widersetzte sich der Adel, und in Österreich kam es sogar zu Bauernerhebungen, die sich freilich auch gegen die Bedrückungen durch die Gutsherrn richteten. So befanden sich die Länder Rudolfs schon in größter Erregung, als in Ungarn die offene Rebellion ausbrach.

Ungarn

Besonders schwierig war die Lage in Ungarn. Hier wurden die religiösen Gegensätze verschärft durch die alte (§ 43, II, § 377) Abneigung des magyarischen Adels gegen die deutsche Herrschaft; dazu kamen die steten Türkenkriege und das Verhältnis zu Siebenbürgen.

Türkenkriege

Die Türkenkriege, für die auch die deutschen Reichstage oft größere Bewilligungen machten, hatten seit Ferdinand I. immer nur zeitweilig geruht, bestanden aber fast nur in gegenseitigen Streifzügen und Städtebelagerungen ohne nennenswerte Ergebnisse; seit 1593 errangen die Türken einige Erfolge, eroberten z. B. 1596 Erlau und 1600 Kanischa. Schon seit 1527 wurden serbische und bosnische Flüchtlinge (die „Uskoken“ d. i. Flüchtlinge) in Ungarn aufgenommen; sie wurden seit 1535 militärisch organisiert, erhielten Land und wurden mit Privilegien ausgestattet gegen die Verpflichtung des Grenzschutzes: daraus ist die Militärgrenze entstanden.

Siebenbürgen

Sigismund Zapolya 1541—1571

Stephan Bathory 1571—1576 † 1586

Christoph Bathory 1576—1581

Sigismund Bathory 1581—1602

Wie in diesen Grenzgebieten stießen die habsburgischen und türkischen Interessen auch in Siebenbürgen zusammen, das zwischen türkischer und österreichischer Oberhoheit hin und her schwankte. Wie wir wissen, hatte der erste Fürst von Siebenbürgen, Johann Sigismund Zapolya, das Land als türkischer Vasall erlangt (§ 55); indes schon bei seinen Lebzeiten kam es für einige Jahre (1551—1556) unter österreichische Herrschaft, und kurz vor seinem Tode bekannte sich Zapolya 1571 als Lehnsträger Maximilians II. Sein Nachfolger wurde Stephan Bathory und, als dieser zum König von Polen erhoben worden war (§ 169), sein Bruder Christoph Bathory. Dieser rief die Jesuiten ins Land; sie leiteten auch seinen Sohn Sigismund Bathory, fanden aber Widerstand bei den Siebenbürger Sachsen, die 1555 Religionsfreiheit erlangt hatten. Sigismund gewann 1595 die Oberhoheit über Michael den Tapferen, den Fürsten der Walachei, trat aber dann (1597) sein Land gegen Oppeln und Ratibor an Rudolf II. ab. Bald bereute er jedoch diesen Schritt und kehrte nach Siebenbürgen zurück, freilich nur, um kurz darauf (1599) das Fürstentum an seinen Bruder, den Kardinal Andreas Bathory, zu übertragen. Dieser wurde indes noch im selben Jahre von Michael, dem Fürsten der Walachei, bei Hermannstadt besiegt und von seinen eigenen Leuten erschlagen. Gegen Michael, der sich nun der Herrschaft bemächtigte, aber sehr gewalttätig verfuhr, erhoben sich die siebenbürgischen Stände; er wurde von dem kaiserlichen Feldherrn Georg Basta besiegt, erlangte zwar nochmals die Gnade des Kaisers, wurde dann aber, als er mit den Türken anknüpfte, auf Bastas Befehl als Hochverräter getötet. Kurz vorher war auch Sigismund wieder als Fürst aufgetreten, verzichtete aber wieder (zum dritten Male) zugunsten Rudolfs II. So kam Siebenbürgen in den Besitz Österreichs, dessen festeste Stütze, wie auch Basta erklärte, die Siebenbürger Sachsen waren.

1599

1600

1601

1602

Trotzdem war die österreichische Regierung unklug genug, gerade jetzt die protestantische Konfession in Ungarn für rechtlos zu erklären. Das gab dem deutschfeindlichen magyarischen Adel den Anlaß zu offener Rebellion; an ihre Spitze trat Stephan Bocskay, der auch mit den Türken in Verbindung stand. Er bemächtigte sich Ostungarns, behauptete es auch gegen Basta, obgleich dieser Religionsfreiheit zusagte, und wurde als Fürst des nordöstlichen Ungarns und Siebenbürgens ausgerufen. Verheerend streiften seine wilden Scharen nach Mähren, Österreich und Steiermark; zugleich nahmen auch die Türken die Angriffe wieder auf. Da Rudolf II., bei dem auch Spuren von Geisteskrankheit auftraten, sich durchaus unfähig zeigte, diesen Gefahren zu begegnen, kamen nun die Erzherzöge in Linz zusammen und forderten, daß Matthias die Interessen des Gesamthauses wahrnehmen und zum römischen König gewählt werden solle; nur ungern fügte sich Rudolf. Zum Statthalter Ungarns ernannt, schloß Matthias den Frieden von Wien, in welchem den Ungarn freie Religionsübung, Besetzung der Ämter mit geborenen Ungarn zugesichert und Bocskay auf Lebenszeit als Fürst von Siebenbürgen und Ostungarn anerkannt wurde. Mit den Türken brachte Matthias darauf den Frieden von Zsitva-Torok (bei Komorn) auf Grund des gegenwärtigen Besitzstandes und unter Ablösung des früheren Tributs (§ 175) durch eine einmalige Zahlung zustande.

1603 — Aufstand in Ungarn — 1604 — Stephan Bocskay — 1605—1606 — 1605 — 1606 — 1606

Diesen Sieg der Stände und des Protestantismus ertrug Rudolf nur sehr widerwillig, und als nun Bocskay noch in demselben Jahre starb und die Siebenbürger den Sigismund Rakoczy zum Fürsten erhoben, beschloß er, den Krieg gegen die Ungarn und Türken zu erneuern. Da verband sich Matthias mit den ungarischen und dann auch mit den österreichischen und mährischen Ständen, rückte mit Heeresmacht auf Prag und zwang den Kaiser, ihn als König von Ungarn und Gubernator von Ober- und Niederösterreich und Mähren anzuerkennen. Matthias mußte den vier Landen die ständischen Rechte und freie Religionsübung zugestehen; in Ungarn wurde außerdem der Führer der Stände zum Palatin (Stellvertreter des Königs) erhoben.

Sigismund Rakoczy — 1607—1608 — 1608 — 1609

Böhmen

Diese Vorgänge wirkten auch auf Böhmen zurück. Als hier die kaiserlichen Räte Lobkowitz, Slawata und Martinitz die Religionsfreiheit verweigerten, beschlossen die von dem Grafen Matthias von Thurn geführten Stände die Einsetzung einer provisorischen Regierung von 30 Direktoren. Da gab Rudolf ihren Forderungen durch Erlaß des sogenannten Majestätsbriefes nach.

9. Juli 1609

Darin wurde allen Anhängern der Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt freie Religionsübung gewährt, den Herren, Rittern und königlichen Städten das Recht des Kirchenbaues zugestanden und den von den Ständen eingesetzten „Defensoren" die Befugnis eingeräumt, die protestantischen Interessen zu vertreten. In einem Vergleich wurde dann das Recht des Kirchenbaues auch auf die königlichen Güter ausgedehnt; darunter verstanden die Protestanten auch die geistlichen Güter, die in Böhmen unmittelbar der königlichen Kammer unterstanden.

Sieg der Stände

So hatten in allen Landen Rudolfs II. die Stände gesiegt, Ruhe aber trat noch nicht ein. Voll Haß gegen Matthias wollte Rudolf dem Erzherzog Leopold, der Bischof von Passau und Straßburg und Anhänger des bisherigen Regierungssystems war, die Nachfolge zuwenden. Als dieser jedoch mit Truppen (den „Passauern") in Böhmen einfiel, kam es in Prag zu erbitterten Kämpfen. Zugleich riefen die Stände den Matthias herbei; und nun mußte Rudolf auch auf die böhmische Krone verzichten: Matthias wurde zum König von Böhmen gekrönt. In dieser hilflosen Lage dachte Rudolf sogar daran, sich mit der protestantischen Union zu verbinden, als ihn der Tod ereilte.

1611 — Mai 1611 — 20. Jan. 1612

§ 182. Kaiser Matthias. Der Zusammenbruch der Reaktionspolitik in den österreichischen Erblanden (mit Ausnahme Innerösterreichs) fiel ungefähr in dieselbe Zeit, in der die spanisch-katholische Politik in Westeuropa (§ 136, 148, 158) und die polnisch-katholische in Nordosteuropa (§ 171, 174) sich für besiegt erklären mußten. Matthias hatte die Erblande gerettet nur durch Zugeständnisse an die Stände und an den Protestantismus: man mußte also eine versöhnliche Haltung von ihm erwarten. In der Tat hat er, als er nun auch zum Kaiser erwählt war, ebenso wie sein erster Ratgeber Melchior Khlesl, anfangs zwischen Union und Liga zu vermitteln versucht. Das war jedoch vergeblich, und so verschärften sich die Gegensätze immer mehr. Die Union, deren Oberhaupt Friedrich V. von der Pfalz sich 1613 mit Elisabeth, der Tochter Jakobs I. (§ 225), vermählte, schloß Bündnis mit England und den Niederlanden und trat auch in Beziehung zu Gustav Adolf von Schweden, dessen Schwester Katharina die Gemahlin (1615) Johann Kasimirs von Pfalz-Zweibrücken wurde. Der Liga trat, als der erstrebte Ausgleich der Gegensätze nicht gelang, auch der Kaiser bei, doch geschah das gegen den Wunsch Maximilians von Bayern (§ 180); dieser, der nun nicht mehr das alleinige Direktorium des Bundes besaß, schloß deshalb noch ein Sonderbündnis mit den Bischöfen von Bamberg, Würzburg, Eichstätt und Augsburg. So standen sich gegenüber die von der calvinischen Pfalz geführte Union, die Anlehnung bei den habsburgfeindlichen Mächten des Auslands fand, und die Liga, die stets auf Spanien rechnen konnte. Auf beiden Seiten aber bestanden Schwierigkeiten. Dort ergaben sie sich aus der Haltung des lutherischen Kursachsen, das nach wie vor der Union fernblieb und zu Österreich neigte, und aus der Brandenburgs, das einer Aktionspolitik abhold war; hier aus dem fürstlichen Selbstgefühl Maximilians, der zwar die katholischen Interessen fördern wollte, aber nicht die kaiserlichen.

Matthias 1612—1619

Friedrich V. v. d. Pfalz 1610—1623

Gegensätze

Dieser bayerisch-kaiserliche Zwiespalt hängt mit der Entwicklung der Fürstenmacht zusammen. Wie in den Einzelstaaten die Macht der Stände durch die Reformation gesteigert war (§ 181), so im Reich die der Fürsten. Die religiöse Weihe, die die Reformatoren der von Gott gesetzten Obrigkeit zusprachen, und die Kirchenhoheit, die die Fürsten durch den Augsburger Religionsfrieden erhielten, war nicht bloß den protestantischen, sondern auch den katholischen zugute gekommen. Dazu kam, daß die inneren Konflikte zumeist nicht vom Reiche, sondern von den Fürsten gelöst worden waren (z. B. § 36—40, 177), und daß durch die kirchlichen Gegensätze die Tätigkeit der Reichsbehörden fast völlig gelähmt wurde (§ 179). Das alles bewirkte eine Steigerung der fürstlichen Gewalt auf Kosten der kaiserlichen. Wurden nun die protestantischen Fürsten gedemütigt, so lag die Gefahr vor, daß auch die Fürstenmacht als solche Einbuße erlitt; und das widersprach, wie gesagt, den Wünschen Maximilians.

Steigerung der fürstlichen Macht

Da Matthias kinderlos war, bedurfte die Nachfolge zunächst in den Erblanden der Regelung. Hierbei konnte auch Philipp III. von Spanien (Stammbaum 1), dessen Mutter Anna eine Tochter Maximilians II. war, Ansprüche erheben; indes die Erzherzöge entschieden sich für Ferdinand von Steiermark, und Philipp III. verzichtete im Geheimvertrage von Graz gegen das Versprechen der Abtretung des Sundgaues (§ 161). Ferdinand wurde denn auch von den Böhmen und Ungarn als Nachfolger anerkannt. Damit drohte eine strengkatholische Regierung; ehe aber Ferdinand den Thron bestieg, brachen in Böhmen die Wirren aus, aus denen der Dreißigjährige Krieg hervorging (§ 193).

1617

1617, 1618

Gabriel Bathory 1608—1613 Gabriel Bethlen 1613—1629

In Siebenbürgen erlangte nach dem Verzicht Sigismund Rakoczys Gabriel Bathory die Herrschaft. Da er sehr tyrannisch regierte, wurde er gestürzt und Gabriel Bethlen (Bethlen Gabor) von den Ständen erhoben; er genoß dabei die Unterstützung der Türken und wurde von Matthias anerkannt, weil die böhmischen und österreichischen Stände die Mittel zu seiner Bekämpfung verweigerten. Auch hier standen neue Konflikte in Aussicht.

Sechstes Kapitel.

Literatur von 1555 bis 1618.

A. Literatur.

§ 183. Die deutsche Literatur vor Opitz. Die Ungunst der Verhältnisse, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts jeden kräftigen Aufschwung des deutschen Schrifttums hintangehalten hatte, wirkt auch in dem folgenden Zeitraume weiter, bis schließlich mit Martin Opitz eine gelehrt-vornehme Kunst nach ausländischen Mustern auch die volkstümliche Dichtung deutscher Zunge ganz zurückdrängt, die dann das Nationalunglück, der Dreißigjährige Krieg, fast bis auf die letzte Spur austilgt. So groß das Zeitalter der Renaissance, der Reformation und der Entdeckungen gewesen war: die deutsche Dichtung ist von den weltgeschichtlichen Vorgängen zunächst nicht befruchtet, vielmehr aufs schwerste benachteiligt und in ihrer Entwicklung gehemmt worden. Der Humanismus und der Glaubensstreit nahmen die besten, ja überhaupt die Kräfte der Nation für sich in Anspruch. Der bewundernde Aufblick zur klassischen Schönheit verführte aber die Geister zur Mißachtung des eigenen Volkstums und der Muttersprache, zu einem Gelehrtendünkel, für den nur Nachahmung der antiken Werke in lateinischer Sprache ästhetischen Wert besaß, und der sich im Bewußtsein seiner Sprachkenntnis und Versfertigkeit geflissentlich vom eigenen Volke absonderte. Als Nachahmerin auf die Form beschränkt und darum ihrem Gehalte nach vielfach armselig, wucherte jedoch diese gelehrte Lateindichtung in solchem Maße, daß an der Wende beider Jahrhunderte etwa bis zum Auftreten der Schlesier die deutsche Sprache in der Dichtung ein Menschenalter hindurch fast verstummte. Selbst Gryphius (§ 254) versuchte sich, allerdings unter besonderen Verhältnissen, im lateinischen Verse, und von Zesen (§ 254) nahm ihn wieder auf. Die Segnungen der Reformation sind für unser Schrifttum gewiß außerordentlich groß gewesen, nur traten sie und, wie zuzugeben ist, konnten sie nach den gleichzeitigen Verhältnissen erst viel später voll in Wirksamkeit treten. Immerhin entsprangen ihr ein lebenskräftiges Reis am Stamme deutscher Dichtkunst, das Kirchenlied (§ 91), und die neuhochdeutsche Schriftsprache (§ 93). Sonst aber hat sie, auch nachdem die großen befreienden Gedanken im theologischen Wortstreite erstickt und ihre Innerlichkeit durch die verstandesmäßige Ausbildung der Glaubens- und Lehrbegriffe ertötet war (§ 176), die erregte Volksseele ganz in den Bann ihrer Angelegenheiten gezwungen. Bei den welterweiternden Seefahrten ferner stand das Reich abseits. Aus seiner tatenlosen Abgeschiedenheit konnten keinem Camões (§ 4) die Antriebe zum Singen und Sagen kommen. Und als dann der große Krieg die Volkskraft auf Jahrhunderte hinaus gebrochen, die Kunstfertigkeit des regsamen Bürgertums in Handwerk und Gewerbe wie im schlichten Meistersange förmlich weggeweht, endlich mit dem Friedensschlusse die Erniedrigung besiegelt und die deutsche Ohnmacht aller Welt kundgetan hatte, da war in der Unterwürfigkeit gegen das Ausland kein Haltens mehr: Frankreich wurde für die geknickte Nation das unangefochtene Vorbild auf allen Gebieten.

Lateinische Dichtung

Meistersang

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bewegen sich die § 92 erwähnten literarischen Gattungen in den gewohnten Gleisen matt weiter. Der biedere Meistersang

meint es ehrlich mit seinem Schaffen; daß er aber über seine zurückliegende Blüte in Hans Sachsens Werken nicht hinauskam, lag in seinem Wesen begründet. Daran vermochten auch die liebevollen Bestrebungen Puschmanns (§ 92), dann des ehemaligen Mansfelder Hofpredigers Cyriacus Spangenberg und seines Sohnes Wolfhard Spangenberg nichts zu ändern. Vater und Sohn, eifrige Anhänger des Flacius (§ 176), weshalb jener nach Straßburg flüchten mußte, waren federgewandte Schriftsteller. Cyriacus schrieb unermüdlich gegen Katholiken und für Flacius, dichtete Kirchenlieder, die er zu dem Christlichen Gesangbüchlein vereinigte und verfaßte eine Mansfeldische, später zur Sächsischen erweiterte, und eine Hennebergische Chronik. Den Stoff zu seinen Schauspielen entnahm er dem Neuen Testamente. Von seinem Vater Johann Spangenberg stammte die vielgenannte Margarita theologica, ein Lehrbuch für den Gebrauch der Geistlichen. Auch dieser war Sänger frommer Lieder, doch wandte er, als er durch Luther Superintendent von Eisleben geworden war, sein Augenmerk besonders der Schule zu. Der Enkel, der erwähnte Wolfhard, ebenfalls ein glaubenseifriger Protestant, teilte des Vaters Flucht nach Straßburg, wo er wie jener zur Singeschule trat. Er vereint in merkwürdiger Weise die entgegengesetzten Richtungen der Zeit. Wie die Übersetzung seines Namens Lycosthenes Psellionorus Andropediacus, d. h. Wolfhard Spangenberg aus Mansfeld, so weisen ihn Übersetzungen römischer und neulateinischer, sogar griechischer Bühnenstücke als Humanisten aus; daneben huldigte er dem satirischen Zeitgedichte mit dem Ganskönige. Außer dem eigenen Lustspiele Geist und Fleisch schrieb er Gedichte, wie Glückswechsel, Mammons Sold, die bei den Meistersingern viel Anklang fanden.

Cyr. Spangenberg 1528—1604

Wolfh. Spangenberg um 1570—1635

Joh. Spangenberg † 1550

Das Volkslied litt am meisten unter der Roheit der Zeit und unter der Abkehr der Gebildeten von der vaterländischen Dichtung.

Volkslied

Der rege Sammeleifer auf diesem Gebiete, der mit der Klara Hätzlerin Liederbuche vom Jahre 1474 begann, spricht nicht für fröhliches Gedeihen dieser Gattung. Und wenn sie in dem taterfüllten Kriege einen unverkennbaren Aufschwung nahm, so büßte sie im geschichtlichen Volksliede ihre Innigkeit und Einfalt ein zugunsten harten und bitteren Spottes auf die politischen, besonders aber auf die andersgläubigen Gegner, den beigegebene Zerrbilder mit allegorischen, namentlich Tiergestalten noch zuspitzten. — Wiederholte Neudrucke der Heldenbücher (II, § 264) bezeugten, wie gern sich das Volk in Zeiten gewaltigen Reckentums versenkte. Auch die Volksbücher (II, § 264, 266) wußten sich die alte Beliebtheit zu bewahren, bereicherten auch ihren Inhalt durch die Aufnahme sowohl ausländischer Geschichten, wie neuer einheimischer Stoffe, besonders der Erzählung vom Erzschwarzkünstler Dr. Faust (II, § 267). Eulenspiegel fand einen Nachfolger in Hans Clawerts Historien, die Bartholomäus Krüger (vgl. unten „Schauspiel") 1587 in niederdeutscher Sprache abfaßte. Bei ihm tritt der satirische Zug hervor, der nach wie vor die Hauptmasse der literarischen Erzeugnisse kennzeichnet und eigentlich entstehen läßt. Jetzt wird die alte Tiersage von Reineke Fuchs (II, § 266) ein nur allzu getreues Spiegelbild der rechtlosen Zustände im Reiche. Andere Tiergeschichten mit gleicher Absicht folgen, so Wolfhard Spangenbergs Ganskönig, 1580 der Mückenkrieg von Christoph Fuchs und Georg Rollenhagens der griechischen Batrachomyomachie nachgebildeter Froschmäusler, der sich gleichmäßig gegen Karl V. (Storch) und den Papst (Beißkopf) wendet. Ähnlichen Zwecken diente die Äsopische Fabel (II, § 266) nach dem Vorgange von Burchard Waldis und Erasmus Alberus (§ 93).

Satire

Rollenhagen 1542—1609

Doch all dieses ließen Johann Fischarts Witz und Fruchtbarkeit weit hinter sich.

Fischart 1545—1590

Wohl in Mainz — er nennt sich gelegentlich Menzer — geboren, wurde er in Basel Dr. iur., lebte als Rechtsgelehrter in Straßburg, dann als Rechtsanwalt am Reichskammergerichte in Speier, zuletzt als Amtmann in Forbach. Mit der erworbenen Bildung, die ihm den Einblick in das Leben und Treiben der Zeit erschloß, verschwisterten sich bei ihm eine natürliche Gewandtheit und Treffsicherheit des Ausdruckes und die Gabe der Beobachtung in ungewöhnlichem Maße, so daß er in der zeitbürtigen Schriftstellerwelt nicht seinesgleichen hat, auch nicht in der Schärfe, mit der er gegen Torheit und Unnatur zu Felde zieht. Er war in der alten und neuen Literatur aller gesitteten Völker bewandert. Aber der Reichtum seines Wissens wurde ihm gleich gefährlich wie das Bewußtsein seiner Sprachgewalt und starken Einbildungskraft. Verleiteten ihn diese zu gesucht lächerlichen Verdeutschungen fremder Wörter, zu den ausschweifendsten Gedankenverbindungen und zum Sprunge über die Grenzen, die Luther der Sprach- und Wortbildung gesteckt hatte, so mißbrauchte er seine Kenntnisse zu dunklen und unverständlichen Andeutungen, eine Laune, die sich auch in seinem steten Namenswechsel: Menzer (aus Mainz) oder rückwärts gelesen:

Reznem, Elloposkleros (aus dem Griechischen: ellops = Fisch und skleros = hart) bekundet. Ein Beispiel für viele möge der Titel des Hauptwerkes Gargantua (§ 96) geben: „Affenteuerliche Naupengeheuerliche Geschichtsklitterung. Von Thaten und Rahten der vor kurtzen Langenweilen volln wol beschraiten Helden vnd Herren Grandgusier Gargantua vnd Pantagruel Königen inn Utopien vnd Niemmreich — — Etwan von M. Rabelais frantzösisch entworfen; nun aber erschrecklich lustig in ein deutsches Model gegossen vnd vngefärlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, vertiret durch Huldrich Elloposkleron Reznem." Neben dieser vollständigen Umarbeitung des ersten Teiles jenes französischen Romans, in dessen Art Fischart die vaterländischen Verhältnisse beleuchtet, steht Aller Praktik Großmutter, eine überaus witzige Satire auf die damals übliche Sterndeuterei, Wahrsagekunst und Kalendermacherei. Ließ er in beiden Werken seinem übermütigen Witze freien Lauf, so zeigt ihn Das glückhafft Schiff von Zürich als Meister im schwungvollen Ernste. Die Grundzüge in Fischarts Natur, protestantischer Glaubenseifer und gesunder Sinn für alle Verhältnisse des Lebens, spiegeln sich in seiner ganzen Schifrtstellerei ab, die durchweg lehrhafte Zwecke verfolgt. Gegen Mönchsorden und besonders die Jesuiten, die „Jesuwider" und Schüler des „Ignaz Lugiovoll" richten sich Das vierhörnig Hütlein, Der Barfüsser Sekten- und Kuttenstreit, Von St. Dominici und St. Francisci artlichem Leben und großen Greueln, Bienenkorb des Heil. Römischen Immenschwarmes, ganz burlesk gehalten mit einer Verschwendung von Wortwitz und ausgelassenen Einfällen. Bürgerlicher Ehrbarkeit reden das Wort Philosophisch Ehezuchtbüchlein, Anmahnung zu christlicher Kinderzucht, Flöh-Hatz Weibertratz, Podagrammisch Trostbüchlein u. a. m. Mit beiden Richtungen verträgt sich das warme Vaterlandsgefühl in der Ernstlichen Vermahnung an die lieben Teutschen und im Antimachiavellus, Regentenkunst und Fürstenspiegel, sehr wohl. Als letztes Zeugnis der Vielseitigkeit Fischarts ist seine geistliche Lyrik, zumeist im Anschlusse an den Psalter, zu erwähnen.

Kirchenlied

Daß sich das Kirchenlied nach Form und Inhalt auf der früheren Höhe erhielt, dankte es vor allem dem treuen Beharren und der engen Anlehnung an Luthers Art.

Melissus 1539—1602 · Selnecker † 1592 · Nicolai 1556—1608 · Arnd 1555—1621

Von namhafteren geistlichen Dichtern sind die Spangenberge und Ringwaldt (§ 92) bereits erwähnt. Der vielgereiste Paul Melissus, eigentlich Schede, verdeutschte 50 der von Marot (§ 96) ins Französische übersetzten Psalmen. Auch Selnecker legte den Psalter seinen Kirchenliedern zugrunde. Die alte Innerlichkeit klingt aus Philipp Nicolais noch heute ergreifenden Chorälen, z. B. „Wie schön leuchtet der Morgenstern", „Wachet auf! ruft euch die Stimme" u. a. — Eine noch vertieftere Innerlichkeit verhalf den Vier Büchern vom wahren Christentume des Johann Arnd zu außerordentlichem Erfolge. Sie wurden in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. An Tauler und Thomas a Kempis anknüpfend, haben sie mit der Lehre vom „inneren Reiche Gottes" dem Pietismus Speners (§ 360) geradezu die Wege geebnet.

Schauspiel

Weniger glücklich als die geistliche Dichtung war das Schauspiel, dessen zeitbürtige Unterarten sich dem Einflusse der Gelehrsamkeit nicht zu entziehen vermochten.

Am ehesten noch zeigt das Fastnachtsspiel, das sich klugerweise an Hans Sachsens Vorbild hielt, volkstümliche Bestandteile, die sogar in der Gestalt des zuerst von Peter Probst, einem Zeitgenossen des Nürnberger Meisters, eingeführten Hans Wurst einen Zuwachs erfuhren. Ebenso weiß im geistlichen Spiele und in der Schulkomödie gesunder Sinn hier und da trotz lehrhafter Absicht die bloße Gelehrsamkeit zu vermeiden. Hier sind neben den Spangenbergen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Johann Römolt mit Christlich und nützlich Spiel von den gräulichen Lastern der Hoffart, Dedekind (II, § 267) mit dem Christlichen Ritter, vor allem Bartholomäus Krüger (s. oben) mit Einer schönen und lustigen Aktion von dem Anfange und Ende der Welt, einem scharfen Angriffe auf den Katholizismus ganz im Volkstone, zu erwähnen. Mit Papista conversus (Bekehrung des Päpstlichen) reihte sich Dedekind, wie Rinckart mit Monetarius seditiosus (gemeint ist Thomas Münzer § 38) den Neulateinern an, aus deren ungezählter Menge sich Heyneccius durch seinen freilich erst in der deutschen Übersetzung recht zur Geltung gelangten Hans Pfriem und den Schulspiegel, besonders aber Nikodemus Frischlin (§ 92) hervortun. Dieser, ein vielgewanderter Mann, ganz selbständig in seinem Urteile über Freund und Feind, dazu ein berufener Dichter, bezeichnet mit seinen später verdeutschten sieben Tragödien und zwei Komödien einen Höhepunkt des Schuldramas. Eine Satire auf den Adel kostete ihm seine Professur in

Rinckart 1585—1649 · Heyneccius 1544—1611 · Frischlin 1547—1590

Tübingen. Andere Stellungen verscherzte er sich durch eheliche Untreue. Schließlich brachte ihn eine Schrift gegen seinen Landesfürsten auf die Festung Hohenurach. Bei einem Fluchtversuche kam er elend ums Leben.

So entschieden nun auch das lateinische Gelehrtendrama im Übergewichte ist, bleibt es doch bemerkenswert, daß die meisten seiner Vertreter eine nachträgliche Verdeutschung ihrer Stücke für geboten erachteten. Zum mindesten kam man dem allgemeinen Verständnisse mit einem Vorworte oder einer Inhaltsangabe in deutscher Sprache zu Hilfe. Damit war der Übergang von der lateinischen Schultragödie zum späteren deutschen Gelehrtendrama angebahnt.

Je mehr jene Gattung in die Breite ging, um so weiter dehnte sie ihr Stoffgebiet aus, das nun neben der Bibel und klassischen Urdichtungen Fabeln, alte und neue Geschichte, Sagen, Novellen usw. umfaßte. An ihrer Pflege war der ganze Norden Deutschlands, vorzugsweise aber Sachsen beteiligt, wo in Zwickau Rebhun (§ 92) vorübergehend weilte und Ackermann, Sommer, Joachim Greff, der im Mundus die Erzählung von Vater, Sohn und Esel verwertete, geboren waren; Heyneccius (s. oben) stammte aus Borna. Auch in Leipzig, Erfurt und Magdeburg blühte die Schulkomödie. Im Süden behauptete sie sich erfolgreich in Heidelberg und Straßburg; anderwärts aber mußte sie den Schulaufführungen der Jesuiten weichen, die schnell den Wert dieser Stücke auch für die Beherrschung der lateinischen Sprache erkannt hatten, freilich nun durch den auch sonst von ihnen absichtsvoll entfalteten Prunk die letzte Spur von Volkstümlichkeit aus dieser Dichtart austilgten.

Ayrer † 1605

Doch sollte diesem Zeitabschnitte gerade auf dramatischem Gebiete eine erfreuliche Gestalt erstehen mit Jakob Ayrer.

Ayrer kam als Kind nach Nürnberg, dem er aber bald wieder den Rücken wandte. Als Hof- und Gerichtsprokurator in Bamberg behandelte er in einer Reimchronik die Geschichte dieser Stadt bis 1599. Doch war für ihn als Protestanten am Sitze eines Bischofs kein Bleibens. In Nürnberg ward er wiederum Gerichtsprokurator und entfaltete nun eine fruchtbare Tätigkeit auf dramatischem Felde. Nur 69 seiner Stücke haben sich erhalten, in denen die zeitübliche Buntheit der Stoffe und Darstellungsformen waltet. Die erst nach seinem Tode veröffentlichten geschichtlichen Dramen, oft voll Grausamkeiten und blutiger Greuel, behandeln die römische Königs- und die deutsche Kaiserzeit, den Fall Konstantinopels u. a. m. Volks- und Heldenbücher werden benutzt. Novellen vor allem liegen den Sechsunddreißig schönen, lustigen und kurzweiligen Fastnacht- oder Possenspielen zugrunde. Bleibt er auch ein gut Stück hinter Hans Sachs zurück, so sucht er doch seinen Spielen den volkstümlichen Charakter zu wahren besonders durch volksliedartige Einlagen nach bekannten Weisen. Daraus entwickelte sich ihm eine neue dramatische Unterart nach dem Muster der Englischen Komödianten, deren Einfluß sich bereits in den vielfach schauerlichen Stoffen seiner Trauerspiele verrät. Ayrer hatte die Wandertruppe in Nürnberg gesehen, und wie sie auf ihn gewirkt hatte, lehren seine Worte in der Vorrede zur Ausgabe seiner Dramen, „daß man sie gleichsam auf die neue englische Manier persönlich agieren und spielen könne".

Die englischen Komödianten

Die Englischen Komödianten kamen aus ihrer Heimat, wo die Bühne mit Shakespeare (§ 186) zu einziger Blüte gelangt war, über die Niederlande und Dänemark nach Deutschland. Hier tauchen sie zuerst 1586 am kursächsischen, dann am brandenburgischen Hofe und in den Seestädten auf. Endlich wurden sie als Hofschauspieler des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig und des Landgrafen Moritz von Hessen fest angestellt. Ausgedehnte Gastreisen führten sie nach Süddeutschland und Österreich bis Ulm und Graz.

Als Schauspieler von Beruf und auf den stehenden Bühnen ihres Vaterlandes geschult, waren sie den deutschen Gelegenheitsdarstellern, den Schülern, Studenten und Bürgern, im Vortrage und Gebärdenspiele weit voraus, verstanden sich aber auch auf Gaukelei aller Art. Dazu trafen ihre durch Ausstattung, Musik und Tanz auf starken Sinnenreiz abzielenden Stücke voll Mord und Greuel den Geschmack des Volkes, dessen besonderes Wohlgefallen die nunmehr stehende Person des verschieden benannten Hans Wursts (s. oben) wurde. Nur zu bald machen sich diese Eigenheiten ihrer Dramen im deutschen Schauspiele, z. B. bei Ayrer, und im Romane jener Zeit bemerklich, nicht gleich schnell dagegen ihre Vorzüge: Regelmäßigkeit und dramatische Gliederung. Nachweislich haben sie auch Shakespearische Stücke aufgeführt, aber vergröbert und anscheinend ohne sich, wie überhaupt bei ihren Darstellungen, an feststehende Texte zu halten. Als sie später deutsch spielten, gaben sie den

Vers ganz preis. Erst 1620 wurde ein Teil ihres Spielplans gedruckt, 1630 folgte eine zweite Sammlung ihrer Dramen. Anfänglich werden sie sich ihrer Muttersprache bedient haben, die in den Küstenstädten und an Höfen verstanden wurde. Bald waren die Aufführungen ausschließlich deutsch, wie sich auch die Truppen selbst trotz des Nachschubes aus der Heimat vielfach durch Deutsche und Niederländer ergänzten. Seitdem hat der Ausdruck Englische Komödianten nur noch literarische Bedeutung und wird nach dem Dreißigjährigen Kriege durch den Namen Hochdeutsche Komödianten abgelöst.

Moritz v. Hessen 1572—1632

Heinrich Julius v. Braunschweig 1564—1613

Die erwähnten fürstlichen Gönner der Engländer, der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, der von 1592—1627 regierte, und der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (regierte 1589—1613 in Wolfenbüttel) haben sich beide selbst als Bühnendichter versucht. Von Moritzens Stücken ist keines erhalten. Die elf Dramen des Braunschweigers zeigen ihn zwar durch ihren teilweise grassen Inhalt, durch die ungebundene Rede, durch Musik und Tanz, sowie durch die Gestalt des Spaßmachers in voller Abhängigkeit von seiner englischen Hoftruppe, doch sichern ihre Vorzüge, die Kunst der Charakteristik, der auch alle erdenklichen Mundarten dienen müssen, dann das Verständnis für dramatische Anlage und geschickte Erfindung, dem herzoglichen Dichter einen ehrenvollen Platz und machen es begreiflich, daß in der Folgezeit lange und für viele seine Art und die „Wolfenbüttler Bühne" maßgebend blieben, die als erstes deutsches Hoftheater anzusehen ist. Des Herzogs Deckname Hibaldeha wird gedeutet Henricus Julius Brunsvicensis atque Luneburgensis dux (Herzog), episcopatus Halberstadtensis antistes (Verweser des Bistums Halberstadt).

Prosa Roman

Von Werken in ungebundener Rede sind hier die Anfänge des Prosaromans nachzutragen, wie sie in Wickrams (§ 93) ansprechenden Erzählungen Der Goldfaden, Gabriotto und Reinhardt, Der junge Knabenspiegel u. a. zu erkennen sind. Derbere Unterhaltungskost lieferten Martin Montanus mit dem Wegstürtzer 1557 und Frey mit der Gartengesellschaft, die 1556 erschien wie Katziporus von Lindner; diese Blumenlesen aus Paulis und anderer Sammler Schwankbüchern bevorzugten geradezu Zoten und Anstößiges. Nicht viel anders verfuhr Kirchhof im Wendunmut vom Jahre 1563.

Sprichwörter

Zinkgref 1591—1635

Die alte Spruchweisheit fand fort und fort Beachtung, z. B. in den Deutschen Apophthegmata, das ist der Deutschen kluge Sprüch von dem vaterländisch gesinnten Zinkgref, dessen literarische Stellung im Zusammenhange mit Martin Opitz (§ 254) zu erörtern ist. Eine lateinische Sammlung gab Sommer Cycnäus (aus Zwickau) 1606 heraus, die Paroemiologia Germanica (Deutsche Sprichwörterlese).

Chroniken

Schweinichen † 1616

Zu den Chronisten wie Spangenberg läßt sich der Ritter und Hofmarschall Heinrichs XXI. von Liegnitz, Hans von Schweinichen zählen, dessen Denkwürdigkeiten ein unerquickliches, aber bedeutsames Sittenbild aus den Jahren 1552 bis 1602 bieten.

Erdkunde

Quad v. Kinkelbach 1557—1609?

In der langen Reihe deutscher und lateinischer Schriften zur Erdkunde, die der warme Vaterlandsfreund Quad von Kinkelbach aus Deventer verfaßte, steht obenan sein auch für die Geschichte der Kunst und Wissenschaft wie für die Sprachforschung wertvolles Buch Teutscher Nation Herligkeit. Eine ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen alten und vhralten Standts Germaniae.

§ 184. Die Literatur in den Niederlanden. In den nördlichen Provinzen behaupteten sich die Kammern der Rederijkers (II, § 269) als Träger und Mittelpunkte der nationalen Literatur. Amsterdam hatte die Führung. Fast alle bedeutenderen Namen aus dem Ende des 16. und dem Anfange des 17. Jahrhunderts gehören der Amsterdamer Kammer an.

Coornhert 1522—1590

Marnix 1538—1598

Visscher 1547—1625

Spiegel 1549—1612

Von hier aus ging der Weckruf zur Reinigung der Sprache, die zu verwelschen drohte; von hier aus erfolgte der Hinweis auf die klassischen Vorbilder, um die heimische Dichtung neu zu beleben; hier gingen, bevor das Dreigestirn Hooft, Vondel und Huygens den Eintritt der Blütezeit ankündigte, Dirk Coornhert als Haupt der holländischen Meistersingschule und als Vater der niederländischen Prosa, Philipp van Marnix (§ 128, 130, 134) mit dem satirischen Bienenkorb, mit Übersetzungen aus dem Psalter und mit Liedern im Volkstone, die Kaufleute Roemer Visscher mit seinen begabten Töchtern, und Hendrik Laurenszoon Spiegel, ein Vertreter der lehrhaften Dichtung, Hand in Hand, um die Muttersprache zu Ehren zu bringen und die Kunst zu heben.

§ 185. Die Literatur in England vor Shakespeare. Die Ratlosigkeit der in bloßer Nachahmung des Altertums und der romanischen Literaturen befangenen Dichtung reicht bis in die Regierung der Königin Elisabeth (1558—1603) hinein. Denn das goldene Zeitalter erblühte im Grunde nur dem Schau-

spiele. Alle übrigen Gattungen stehen wie anderwärts im Zeichen fremder Kunst, namentlich die Allegorie und die Satire.

Allegorische Dichtung — Fairfax † 1625 — Harrington 1562—1612 — Lindsay 1490—1555 — Sackville 1527—1608 — Spenser 1553—1599 — Spenserstrophe — Drayton 1563—1631 — Schäferroman — Sidney 1554—1586 — Daniel 1562—1619 — Sonett — Petrarchisten — Lyly 1553—1600

In diesen Arten bewegt sich nicht ohne Geschick ein ganzer Schwarm von Schriftstellern. Eduard Fairfax und John Harrington übersetzten italienische Epen, jener Das befreite Jerusalem, dieser Den rasenden Roland. In Dunbars (II, § 364) Weise schrieb sein Landsmann Lindsay seine Monarchie u. a. In dem Mirour for Magistrates verwob Thomas Sackville im Vereine mit anderen Dichtern die Schicksale geschichtlicher Personen zu allegorischen Bildern. Der Epiker dieser Richtung, Edmund Spenser, stellte in The Fairy Queen der Feenkönigin Gloriana, der Verkörperung des Ruhmes, eine Tafelrunde von zwölf Rittern und an ihrer Spitze König Artur als Urbild ritterlicher Tugend zur Seite. Er erfand die Spenserstrophe, eine durch die Anordnung der Reime und durch den Hinzutritt einer neunten, um einen Fuß verlängerten Zeile abgeänderte Stanze. Für dieses romantische Epos, in dem ihm Michael Drayton mit Nymphidia folgte, hatte er sich Ariost zum Vorbilde genommen. Sein Shepherds Calendar schloß sich dagegen an den aus dem Süden übernommenen Schäferroman seines Freundes Philipp Sidney an, der mit Arcadia in Montemayors (§ 95) Fußtapfen getreten war und der Vater des Schäferstils (Arkadianismus) wurde. Durch seine Sonette gehört Sidney mit Spenser, Drayton, Daniel und Shakespeare den „Petrarchisten" an. In dem der Allegorie anhaftenden Aufputze mit allerhand gelehrten Äußerlichkeiten aus der Göttersage u. ä., in der Spielerei mit Wort und Witz unübertroffen, begründete der Roman Euphues von John Lyly, der durch seine Lustspiele in ungebundener Rede auch für das Drama Bedeutung hat, eine neue Stilart, den Euphuismus.

Was sich als Niederschlag der großen inneren und äußeren Erfolge in dem „lustigen Altengland" gegen Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts an Tüchtigkeit, Volkskraft, Nationalstolz und Lebenslust vereinte, um das goldene Zeitalter heraufzuführen, das fand seinen erschöpfenden Ausdruck im Schauspiele.

Schauspiel — Mysterien

Der Entwicklungsgang des Schauspiels ist in England der gleiche wie anderwärts. Für das 12. Jahrhundert sind Mysterien (II, § 267), Miracle Plays oder Pageants, beglaubigt. Zuerst in Kirchen von Geistlichen aufgeführt, verweltlichen sie später in den Händen von Bürgern, Zünften usw. Derart sind die Mysterien, die sich in den großen Sammlungen erhalten haben. Mehr noch streiften sie den ursprünglichen Charakter unmittelbar vor und während der Reformation ab. Die sittliche und kirchliche Lehrhaftigkeit hatte in der Allegorie das geeignete Mittel für ihre Zwecke gesehen. Jetzt treten die geistlichen Stoffe zurück oder werden, durch derbkomische, der Wirklichkeit entnommene Züge entkirchlicht, zum Zeitspiegel.

Heywood geb. um 1497 gest. zwischen 1577 u. 1587 — Udall † 1557

Darin gingen Skelton (§ 97) mit Magnificence und der unbekannte Verfasser von Hycke-Scorner voran. Gerade die Vorliebe des Hofes für die Bühne und sein Schutz entfesselten die dramatische Dichtung vollständig. König Heinrich VII. unterhielt zwei, Heinrich VIII. drei ständige Truppen. Mit ihnen wetteiferten der Hochadel und die geistlichen Großwürdenträger in der Sorge für das Theaterwesen. Bereits 1576 bestand in London eine feste Bühne, das Blackfriars-Theater. Bald folgte eine lange Reihe Neugründungen. Seiner neuen Richtung auf die Wirklichkeit und Satire entsprach das Schauspiel durch reformationsfreundliche Angriffe auf das Papsttum, mit denen Bischof Bale begann. Ja der neue Inhalt schien auch eine neue Form zu fordern. Sie brachten John Heywoods Interludes, eine Art Fastnachtspiele, in denen der altenglische Narr wieder zu Ehren kam und die Anfänge des englischen Lustspiels zu suchen sind. Seine nächsten Vertreter sind Nicholas Udall mit dem erfolgreichen Ralph Royster Doyster, nach dem Miles gloriosus von Plautus, und John Still.

Das gelehrte Schauspiel

Für das ernste Schauspiel wurde das Jahr 1561 durch die Aufführung von Ferrex and Porrex, später Tragedie of Gorboduc umbenannt, von Sackville und Thomas Norton überaus wichtig. Sie führten den Blankvers (§ 97) ein und gaben das erste Muster regelrechter Dramatik. Besonders in den Chören verrät sich die Anlehnung an das Altertum, das nun bis zu Shakespeare das gelehrte wie das volkstümliche Schauspiel beeinflußte. Vor allem galten Seneka, dessen Werke übersetzt wurden, und Aristoteles dem erwähnten Philipp Sidney und seiner Schwester, der Gräfin Pembroke, auch dem Dichter und Geschichtsforscher Daniel als Gesetzgeber. In gleichem Sinne wirkten dann Ben Jonson

Greene 1555—1592 Marlowe 1564—1593 und seine Schule (§ 256), während zwei Vorläufer Shakespeares, Robert Greene und Christopher Marlowe, zwischen der gelehrten Kunst und dem Volksspiele zu vermitteln suchten.

Beide Dichter waren ebenso begabt, wie im Leben zügellos. Greene erlag früh seinem Treiben, Marlowe der Waffe eines Nebenbuhlers. Er war eine leidenschaftliche Natur, deren urwüchsige Kraft Maß und Gesetz mißachtete und mit selbstherrlicher Willkür mitten hinein in Grauen und Entsetzen Auftritte von hinreißender Schönheit verlegt. Unter seinen Stücken, wie Massacre at Paris (Bluthochzeit), Der Jude von Malta, Eduards II. Tod, verdienen sein Erstlingswerk Tamerlan der Große, das dem Blankverse zu allgemeiner Annahme verhalf, und Leben und Tod des Dr. Faust wegen seiner mutmaßlichen Quelle, des deutschen Volksbuches, und wegen seines Verhältnisses zum Goethischen Faust hervorgehoben zu werden. Als Greenes Meisterwerk gilt die durch die Kunst der Charakteristik wie durch launige Züge hervorragende Geschichte des Paters Baco.

Shakespeare 1564—1616 § 186. **Shakespeare.** William Shakespeare ist in Stratford am Avon geboren. Sein Vater hatte sich durch Gewerbfleiß und Handel ein Vermögen erworben, dessen früher Verlust auch in Williams Bildungsgang schädigend eingriff. Soviel Sagen des Dichters Leben umsponnen haben, so wenig Tatsächliches ist bekannt. Mit $18\frac{1}{2}$ Jahren schloß er mit der nicht unbeträchtlich älteren Anna Hathaway die Ehe, der bereits nach 6 Monaten ein Kind, im weiteren Verlaufe aber dem Dichter kein Glück entsproß. Häuslicher Zwist, Nahrungssorgen, dazu Furcht vor Strafe wegen Wilddieberei mögen ihn zur Übersiedelung nach London, dem Mittelpunkte im bewegten, genußsüchtigen und daseinsfrohen Leben des merry old England bestimmt haben. Bald ringt er sich empor, wird Schauspieler am Blackfriars-, dann am Globe-Theater und an diesem schließlich Teilhaber. Das Wachstum seiner Einkünfte, die man auf eine Jahreseinnahme von 60 000 Mark schätzte, der Verkehr mit fröhlichen Zech- und gebildeten Kunstgenossen gestalten nunmehr sein Leben äußerst behaglich und beflügeln seinen Genius zu schöpferischer Tat. Verlorene Liebesmüh, Die beiden Veroneser, Ende gut, alles gut, Romeo und Julie, Zähmung einer Widerspenstigen, Der Kaufmann von Venedig, Ein Sommernachtstraum, Was ihr wollt, Viel Lärm um nichts, Die lustigen Weiber von Windsor, der erste Hamlet, eine Reihe „Königsdramen“ sind die unvergänglichen Zeugnisse dieser Jahre des Glückes. Da setzten die Puritaner die Schließung der meisten Schauspielhäuser durch, und 1603 begann die vielbeklagte Regierung des unwürdigen Jakob I.: Gründe schwer genug, um die Verdüsterung im sonst so sonnigen Gemüte des Dichters begreiflich zu machen. Einen Anteil von Herzensirrungen und enttäuschter Liebe bei diesem Wandel festzustellen, das verbietet der undurchdringliche Schleier, in den noch heute die dark dame (dunkle Dame) der Sonette gehüllt ist. Verstummt nun auch in dieser Zeit Shakespeares Muse nicht, so geht doch durch die jetzt geschaffenen Dramen, wie Maß für Maß, Othello, Coriolan, Timon, ein Zug der Freudlosigkeit und Menschenverachtung so deutlich, daß sich solcher Umschwung mit der Annahme, der Dichter sei jetzt erst zur Erkenntnis des wirklichen Lebens durchgedrungen, nicht genügend erklären läßt. Schließlich gewann er das seelische Gleichgewicht zurück, und die Schöpfungen des letzten Zeitraums, Sturm, Cymbeline, Wintermärchen, werden zum Spiegel seiner ausgeglichenen Geistesfreiheit. Bei der späten Heimkehr zu den Seinen fand er die unerquicklichen Verhältnisse eher verschärft als gemildert. Und noch sein letzter Wille zeugt von der innerlichen Entfremdung der Ehegatten.

Auf viele Fragen, die sich an Shakespeare knüpfen, kann hier nicht eingegangen werden, schon weil bei den meisten, z. B. über seine Urheberschaft oder Mitarbeit an einzelnen Stücken, die Ergebnisse der Forschung noch strittig sind. Abgetan scheint nachgerade die sogenannte Bacon-Theorie zu sein, die im stärksten Widerspruche mit gleichzeitigen Zeugnissen dem „süßen Schwane vom Avon“ seinen Dichterlorbeer aberkennt, um den Staatsmann und Naturphilosophen Bacon von Verulam (§ 191) damit zu krönen. Müßig ist ferner der Versuch, Shakespeares Größe am Lebenswerke unserer beiden Dichterfürsten be-

messen zu wollen, ebenso müßig wie der eifernde Streit, ob er Protestant oder Katholik war. Erscheinen doch Glaubensunterschiede in seinem vollendeten Menschentume schlechthin aufgehoben, vor dem Höhen und Tiefen des Erdendaseins in gleicher Helle daliegen, dem keine Regung des Menschenherzens verborgen, keine Leidenschaft unverständlich war, das ihn endlich wie durch innere Erleuchtung in der Wirklichkeit des öffentlichen wie privaten Lebens innere Zusammenhänge erspähen ließ, die keines Forschers Auge zu erkennen vermochte.

Shakespeare steht an der Grenzscheide zweier Weltalter und überschaut mit sicherem Blicke „die Herrlichkeit, Größe und Kraft der untergehenden Feudalwelt und des verschwindenden Ritterwesens“, wie er mit prophetischem Geiste die aus der Reformation sich entwickelnde neue Welt „der selbstbewußten Sittlichkeit, des Verstandes und der Weltklugheit“ erfaßt. Stets setzt er die Dichtung mit der Sittlichkeit in den innigsten Verband, nie hat er „der Häßlichkeit des Bösen den Grazienschleier übergeworfen“. Wie er die Aufgabe des Dramas faßt, das sagt klärlich die berühmte Stelle im Hamlet, 3. Aufzug, 2. Auftritt. Im Lust- wie Trauerspiele gleich groß, enthüllt er in den Sonetten seine eigene tiefe Gefühlswelt, so vieles auch in den einzelnen Liedern noch der Deutung harren mag. Wie in der Wirklichkeit, die ihm als eine heitere Welt des Scheins, aber mit ernster Grundlage vor der Seele steht, bildet in seinen Dramen Tragisches und Komisches oft ein grelles Nebeneinander, so daß auch die meisten seiner heiteren Schauspiele eine große Idee mit tragischem Anklange in sich tragen, aber zu einem fröhlichen Ende geführt werden.

Ein Meister der Sprache, weiß Shakespeare dem Starken und Erhabenen wie dem Gefälligen und Zarten, ja auch dem Gemeinen die angemessenen Worte zu leihen. Stand, Bildung, Charakter und Gemütstimmung seiner Gestalten geben sich schon in der Verschiedenheit des Ausdruckes kund. Sein gewöhnliches Versmaß sind die reimlosen jambischen Fünffüßler, der Blank verse, doch liebt der Dichter abzuwechseln.

Über Shakespeares dramatische Gestaltungskraft und charakterisierende Kunst braucht hiernach nicht mehr gesprochen zu werden. Auf dem Gebiete erfinderischer Phantasietätigkeit können sich nur wenige Größen der Weltliteratur mit ihm messen. Gegen die Komposition seiner Werke ist mancherlei und mit Recht eingewendet worden, aber in der sicheren Behandlung seiner oft verwickelten Stoffe erscheint er als souveräner Herrscher. Und endlich „die Kälte und Unempfindlichkeit, die dem Dichter erlaubt, im höchsten Pathos zu scherzen, herzzerschneidende Auftritte durch einen Narren zu stören, empörte“ einst auch den jugendlichen Schiller. Doch bewährt sich gerade in solch schrillen Gegensätzen die Wahrheitsliebe des tiefblickenden, weltkundigen Dichters, der sich nur so von dem überwältigenden Drucke der Tragikomödie des Menschenlebens befreien konnte.

§ 187. Die Literatur in Frankreich. Zur Nachahmung des Altertums bei Marot und Beza (§ 96) gesellt sich in diesem Zeitraume der italienische Einfluß. Auf der Vermischung beider beruht die gelehrte höfische Kunst des französischen Siebengestirns, der Plejade.

Die Plejade

Ronsard 1524—1585

Ihr Haupt, Peter Ronsard, von den Zeitgenossen als „Dichterfürst“ gepriesen, war des tieferen Verständnisses echter Poesie bar, meinte vielmehr durch sklavische Nachahmung altklassischer und italienischer Dichtersprache und Dichtungsformen ein neues Zeitalter der Literatur begründen zu können, tat daher der französischen Sprache, um sie weicher und malerischer zu machen, durch fremdländische Wortbildungen und Redeweisen Gewalt an, plünderte den Parnaß der Alten und suchte Erhabenheit und Würde in prunkender Gelehrsamkeit und gekünsteltem Ausdrucke. In der Franciade, dem Heldengedichte von Hektors Sohne Francus, der nach abenteuervoller Irrfahrt das Frankenreich gegründet haben sollte, wetteiferte Ronsard mit Homer und Vergil, in den fünf Büchern Oden mit Pindar und Horaz, in einigen hundert Liebessonetten, Amours, mit Petrarca, und auch seine übrige Lyrik: Lieder, Elegien, Madrigale usw., lehnt sich an fremde Muster. Andere Mitglieder der Plejade waren Pontus de Thyard, Remy Belleau und Jean Dorat. Der Bischof Joachim du Bellay folgte dem Meister in Oden und Sonetten, übersetzte auch die ersten Bücher der Äneide; Antoine de Baïf, der sich durch sein Spottlied auf Colignys Leiche entehrte, überbot in Epigrammen den Martial an Unzüchtigkeit; von Etienne Jodelle ist beim Schauspielwesen zu sprechen. „Ronsard und seine Freunde lebten mit und von dem Hofe und waren meistens mit guten Pfründen versehene Geistliche; aber das hinderte sie nicht, das ganze poetische Heidentum nach Frankreich hinunterzuführen und sich jede Art dichterischer Freiheit auch im Leben zu erlauben. Mit dem Alten wetteiferten sie auch in der kecken Nacktheit ihrer Darstellungen.“ — Gegen diese Hofdichter richteten sich die beißenden, vom Unwillen eingegebenen Satiren des Dichters und Geschichtsforschers d'Aubigné, der einst in den Reihen der Hugenotten gekämpft hatte. Sein Glaubensgenosse, Guillaume

Bellay 1525—1560

de Baïf 1532—1589

Jodelle 1532—1573

Aubigne 1551—1630

Bartas 1544—1590

de Salluste Sieur du Bartas, unternahm es mit seiner großangelegten, in der Sprache kühn neuernden Woche der Schöpfung seiner Zeit die Geschichte von Anbeginn bis zum Eintritte des Christentums dichterisch näher zu bringen. Das Werk blieb unvollendet und in Frankreich ohne Nachfolge. Erst Milton (§ 256) trat du Bartas Erbe an.

Auch von anderer Seite wurde die Herrschaft der Plejade bestritten.

Bertaut † 1611 — Desportes 1546—1606 — Malherbe 1555—1628

Zuerst fanden Jean Bertaut und der Dichter geistlicher Lieder Philippe Desportes den Weg aus Gespreiztheit und Manier heraus zu natürlicher Einfalt und verständiger Klarheit. Beide Vorzüge steigerte François de Malherbe, freilich auf Kosten der Tiefe und Wahrheit des Gefühls, so daß er wegen seiner gefeilten Sprache und seines veredelten Ausdruckes wie um seiner strengen Verskunst willen als Vater der klassischen Literatur Frankreichs gilt. Bewegt er sich auch noch in den vom Altertume und aus dem Süden entlehnten Formen, so bleibt er doch blinder Nachahmung fern und lenkte so in Bahnen ein, die dem französischen Nationalgefühl mehr entsprachen. Er hauptsächlich erhob den Gebrauch des Alexandriners (II, § 355) zum Gesetze.

Satire

Der Satire mußte die bewegte Zeit nur förderlich sein.

Regnier 1573—1613

Wie Aubigné die Hofdichter, so nahmen Jean Passerat und der Rechtsgelehrte Rapin in ihrer berühmten Satyre Menippée aus dem Jahre 1593 die Ligue (§ 146) aufs Korn. Der begabteste Vertreter dieser Gattung ist aber Mathurin Regnier, in dessen sechzehn Satiren zuerst wieder echt französischer Geist lebt.

Schauspiel

Das Volksschauspiel vermochte dem doppelten Drucke der gelehrten Dichtung und der Abneigung des Hofes auf die Dauer nicht stand zu halten.

So brachte Etienne Jodelle die verschiedenen Versuche, nach dem durch Übersetzungen vermittelten Vorbilde des Altertums ein regelmäßiges Drama zu schaffen, zum siegreichen Abschlusse. Er band sich streng an das Gesetz der drei Einheiten, nahm den Chor wieder auf und griff selbst mit der Stoffwahl in die klassische Vergangenheit zurück. Der Erfolg gab ihm recht. Sogar an der Unwahrheit, daß sich die tragischen Gestalten der Vorzeit in den galanten Formen, Gedanken und Empfindungen der Gegenwart bewegten, nahm der beifallfreudige Hof keinen Anstoß. Gleich mit Jodelles erstem Stücke Cléopâtre captive war sein Triumph entschieden, obwohl die spätere Didon höher stehen mag. Durch diese und durch das Lustspiel Abbé Eugène ist Jodelle tatsächlich der Vater des klassischen Dramas in Frankreich geworden.

1. Spanien — Goldenes Zeitalter

§ 188. Die Literatur in Spanien und Portugal.

Wie für England, so fällt für Spanien das goldene Zeitalter der Literatur auf die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert. Auch darin besteht eine Gleichheit, daß der Aufschwung vornehmlich dem Schauspiele zugute kommt, während Epik und Lyrik in der Nachahmung befangen bleiben. Der vielbeliebte Ritterroman dagegen erhielt in Don Quijote sein nationales Muster.

Lyrik — Ponce de Leon 1527—1591 — Herrera 1534—1597

Luis Ponce de Leon, einer der seelenvollsten Lyriker Spaniens, wählte, obwohl vornehmster Abkunft, ein beschauliches Leben im Augustinerorden. Eine Nachdichtung des Hohen Liedes in Eklogenform brachte ihn auf fünf Jahre in den Kerker der Inquisition. Während und vor seiner Haft dichtete er Geistliche Lieder, Eklogen und Oden frei nach Horaz und Vergil, Psalmen nach alttestamentlichem Vorbilde, alles von klassischer Reinheit und vollendeter Form, die auch seinen zahlreichen Übersetzungen aus dem Altertume und dem Italienischen eigen sind. Nicht minder gefeiert ist Hernando de Herrera. Auch er hatte sich, vielleicht erst in späteren Jahren, dem geistlichen Stande gewidmet. Der pindarische Schwung seiner sorgfältig gefeilten Canciones erwarb ihm den Namen „Der Göttliche". Unter diesen Oden sind die schönsten das Siegeslied auf die Schlacht von Lepanto (§ 120), ein jauchzender Hymnus im Tone der Psalmen, dann die Totenklage um den portugiesischen König Sebastian (§ 123), endlich die liebliche Kanzone An den Schlaf. Was sich von seiner größtenteils durch Feuer vernichteten Dichtung erhalten hat, gab nach seinem Tode sein Freund Pacheco heraus. Von den zahlreichen übrigen Lyrikern blieb Hernando de Acuña auch in der Nachahmung der Italiener Spanier. Im Madrigal zeichnete sich Gutierre de Cetina, im Idyll de Padilla aus. Vincente de Espinel schrieb eine Poetik nach Horaz.

Epos

Gleich zahlreich sind die Epiker, durchweg abhängig von den Italienern, nur daß sie ihre Stoffe der ereignisreichen Gegenwart entnehmen.

Karl V. besangen Luis Zapata und Geronimo de Urrea; ebenfalls Zeitereignisse behandeln La Maltea von Hipolito Sanz, La Austriada von Juan Rufo, La Mexicana von Laso de la Vega und die gehässige Verunglimpfung des Francis Drake, Dra-

gontea, von Lope de Vega (s. später). Aus der älteren Geschichte schöpfte u. a. Gaspar de Aquilar in der Expulsion de los Moriscos. Auch das komische Heldengedicht gedieh, so in des erwähnten Lope de Vega Gatomaquia (Katzenkrieg) und in José de Villaviciosas Mosquea (Mückenkrieg). — Die hervorragendste Leistung auf epischem Gebiete ist aber La Araucana von Alonzo de Ercilla y Zuñiga. Er hatte gegen die Indianer von Arauco in Chile mitgekämpft: daher die Lebensfülle und Sachlichkeit seiner Darstellung, so wenig sie des romantischen Beiwerkes zu entraten vermag. Zuñiga 1535—1595

Für die spanische Bühnendichtung bricht, wie bereits erwähnt, das goldene Zeitalter mit dem Ende des 16. Jahrhunderts an. Die auf dem dramatischen Gebiete ringenden Gegensätze (II, § 346) erscheinen in Lope de Vega und Calderon aufgehoben, während Cervantes den abgelebten Roman nach Form und Inhalt verjüngte. Von der Romantik gingen die drei großen Dichter aus. Cervantes, der abgesagte Feind des phantastischen Überschwanges in den Ritterromanen, wollte die Romantik aufheben, indem er sie der Lächerlichkeit preisgab; die beiden Dramatiker entkleideten sie ihres abenteuerlichen und allgemeinen Wesens und nötigten ihr nationalen Charakter auf. Schauspiel Roman

Zeitlich haben den Vorrang Cervantes und der Portugiese Camões; als jüngere Zeitgenossen von ihnen sind Calderon und Lope de Vega im Zusammenhange des § 258 zu behandeln.

Miguel de Cervantes Saavedra sollte nicht der Bühnendichtung, sondern einem Romane die Namensdauer verdanken. Er hat sich in fast allen Gattungen des Tages versucht, zuerst mit Sonetten, Romanzen u. ä. Von den Schäferromanen ist nur Galatea erhalten; das Erstlingswerk Filena ging verloren, wie die Schauspiele bis auf zwei, darunter die von unseren Romantikern, aber auch von Goethe und Fichte geschätzte Numancia, voll vaterländischer Begeisterung und mit Chören im klassischen Stile. Mehr Erfolg als die Lustspiele hatten die Entremeses (Zwischenspiele). In die literarischen Kämpfe griff Cervantes mit der Reise zum Parnaß ein, einer allegorisch-satirischen Betrachtung der Dichtergrößen, der die Zugabe folgte, und mit der verschleierten Selbstverteidigung Buscapie (Schwärmer, Rakete). Bedeutsam wurde sein Aufenthalt in Italien, von dessen Epikern und Satirikern namentlich Ariost für ihn vorbildlich geworden ist. Vor sklavischer Nachahmung bewahrte ihn jedoch der Reichtum seiner Lebenserfahrung und die innige Kenntnis der Wirklichkeit, besonders in den mittleren und unteren Schichten. Die kennzeichnenden Erscheinungen des abgelebten und herabgekommenen Spaniens, Herumtreiber und Hungerleider aller Art und aller Stände, schurkische Beamte, entgleiste Gelehrte, Wegelagerer und fahrendes Volk einschließlich der Zigeuner, ländliche Grobheit und gezierte Vornehmtuerei: alles wirbelt in buntem Reigen durcheinander, aber alles wird geschildert ohne sittliche Entrüstung, ohne zermalmende Schicksale, vielmehr wie eine närrische Welt, die ihr Daseinsrecht in sich trägt und dem verständigen Betrachter nur ein belustigtes Lächeln rein menschlicher Teilnahme abnötigt. Dieser humorvolle Wirklichkeitssinn zeichnet zunächst in den Novellen farbensatte Bilder aus dem Volksleben, die Cervantes kraft seiner Kenntnis des Menschenherzens und durch treffliche Naturbilder verinnerlicht und künstlerisch ausgestaltet. Cervantes 1547—1616 1584 1614 1583

Das Erdenwallen des Dichters war ein Leidensweg, verklärt nur durch das Glück seiner Ehe und am Lebensabende durch die endlich errungene Anerkennung. Die Not hinderte den Jüngling, seinen Anlagen und Neigungen zu folgen. Edel geboren, aber mittellos, dazu durch den Mißerfolg der ersten Gedichte entmutigt, gab sich der wehrhafte Mann zu untergeordneter Tätigkeit für einen Kirchenfürsten her. Dann nimmt er Kriegsdienste. Bei Lepanto (§ 120) verliert er den linken Arm. Trotzdem kämpft er wieder bei Navarino und vor Tunis. Auf der Heimfahrt trifft ihn der schwerste Schlag: er gerät Seeräubern in die Hände. Nach fünf schicksalsschweren Jahren losgekauft, wird er abermals Soldat, bis er sich mit Galatea einen Namen erwirbt. In diese Zeit fällt seine Heirat. Aber die Sorge weicht nicht. Als kleiner Beamter bei der Steuer und Proviantverwaltung fristet er sein Dasein. Er trägt sich sogar mit der Absicht, nach Amerika auszuwandern. Ein falscher Verdacht bringt ihn ins Gefängnis. Hier entwirft er den Plan zu seinem großen Romane Leben und Taten des sinnreichen Junkers Don Quijote aus der Mancha. Der zögernden Aufnahme des fertigen Werkes muß er indessen mit der erwähnten, scheinbar kritischen Empfehlungsschrift Buscapie nachhelfen. Nach elfjährigem Kampfe gegen Mißdeutung und Unverstand, auch gegen schmähsüchtige Nachahmer wie den angeblichen Fernandez de Avellaneda konnte Cervantes den zweiten Teil des Don Quijote veröffentlichen. 1569 1570 1571 1575 1580 1598—1603 1605 gedruckt 1608 1616

Dieses in Spanien selbst mehrhundertmal aufgelegte, durch eine Menge von Über-

setzungen, sogar ins Lateinische, über ganz Europa verbreitete Meisterwerk des Cervantes hat seine Hauptstärke nicht in einem künstlerisch-planvollen Aufbaue, sondern in der Unerschöpflichkeit des Erzählers an wunderlichen Einfällen und seltsamen Erfindungen. Lose reiht sich Begebnis an Begebnis, eins lächerlicher als das andere. Gleichwohl könnte das Übermaß der Verschrobenheiten des unbelehrbaren Junkers in ihrer unhemmbaren Wiederkehr schließlich eintönig werden. Dem beugen geschickt novellenartige Einlagen vor, die sich besonders im zweiten Teile als absichtsvolle Mittel, die Spannung wachzuhalten, erkennen lassen. Seinem Inhalte nach gibt sich der Roman unverkennbar als Spott auf die entartete Ritterdichtung, die er in gewissem Sinne abschließt und durch eine neue, geläuterte Gattung ersetzt. Doch wäre sein Begriff als bloße Satire zu eng gefaßt. Sie hätte überdies auch einen Kampf gegen Windmühlen bedeutet. Denn seit Ariost (§ 94) war dem Ritterromane der lebenspendende Boden entzogen. Wie wenig anderseits Cervantes der Romantik als solcher abhold war, zeigt sein letztes Werk Leiden des Persiles und der Sigismunde. Gerade der dichterische Gehalt der ritterlichen Stoffe bei aller Überhobenheit hatte es ihm angetan, und ihr Gegensatz zur nüchternen Wirklichkeit verlangte von ihm künstlerische Gestalt. Daß sich aber dieser mit selbstherrlichem Humor und verstehendem Mitgefühle durchgeführte Widerspruch unter des Dichters Händen zur Darstellung des ewigen Widerspieles von phantastischem Hochfluge zu harter Wirklichkeit und dadurch zum Abbilde des menschlichen Lebens überhaupt erweitert hat, darauf beruht die unvergängliche Jugend des Don Quijote und sein Bürgerrecht in der Weltliteratur.

1616

2. Portugal

Die Blütezeit der Literatur in Portugal ist zwar nur an eines Dichters Namen geknüpft, dafür aber wurde sein Werk Gemeingut der gebildeten Welt. Luiz de Camões ähnelt in seinen Schicksalen den Meistern Spaniens. Als armer Adliger kam er nach dem Studium in Coimbra an den Hof, verscherzte sich aber die königliche Gunst durch ein Liebesverhältnis. In tiefempfundenen Elegien beklagte er die Trennung von der Dame seines Herzens. Auf dem Zuge gegen Marokko verlor er das rechte Auge; doch auch im Felde gestaltet er neben Sonetten Teile seines großen Heldengedichts. Dank für seine Tapferkeit erntet er im Vaterlande nicht. So geht er nach Goa, muß abermals Kriegsdienste tun, wird aber schließlich wegen eines Spottgedichts auf die portugiesische Verwaltung nach Macao verschickt (§ 4). Nach fünf Jahren begnadigt, erlitt er auf der Heimfahrt Schiffbruch, aus dem er nur sein Heldengedicht rettete. Es folgten kurze Tage des Glückes; bald darauf des Unterschleifs verdächtigt, kam er in Gewahrsam, den er nur mit der Schuldhaft vertauschte. Endlich 1569 sah er die Heimat wieder, doch bedurfte es noch dreier Jahre bis zur ersten Ausgabe der Lusiaden. An der Dürftigkeit seines Daseins änderte diese nichts. Soll er doch vom nächtlichen Bettel seines Dieners das Leben gefristet haben. Die Niederlage von Alcassar (§ 123) erschütterte den vaterlandsliebenden Mann vollends. Er starb bald darnach.

Camões 1524—1578

Camões Epos ist das Hohe Lied des portugiesischen Volkes. Der Name Os Lusiados bedeutet Söhne des Lusus, des sagenhaften Stammvaters der Portugiesen oder Lusitanier, wie sie im Altertum hießen. Die Bewunderung für die Großtaten seiner Landsleute macht Camões zum Dichter, und vaterländisches Hochgefühl, das stolze Bewußtsein von der weltgeschichtlichen Bedeutung Portugals, verleiht seinem Heldenliede ein nationales Gepräge, zu dem die neuere Epik aller übrigen Länder kein Gegenstück aufzuweisen hat. Daraus erklärt es sich, daß die zehn Gesänge der Lusiaden wie Volkslieder bei den Portugiesen umgingen, die ihren Nationalepiker mit dem Beinamen des Großen ehren. Seelenvolle Schwermut, vollendete Verskunst und sprachlicher Wohllaut stellen seine Lyrik in den südlichen Formen dem Besten auf diesem Gebiete zur Seite. Die Lyrik gibt auch seinem Heldenliede einen eigentümlichen Reiz und Schmelz. Namentlich von den Episoden gehören einzelne nach Wärme und Wahrheit der Empfindung zu den Perlen aller Gefühlsdichtung. Meisterhaft sind ferner die Naturschilderungen, glänzende Zeugnisse für das offene Auge und den empfänglichen Sinn, mit denen Camões den Zauber Indiens und das unermeßliche Meer betrachtet hat. Nach dem Geschmacke der Zeit verwendet auch er allegorischen Zierrat, aber zweckmäßig und besonnen als Mittel, die Handlung dramatisch zu beleben. So erscheint Bacchus, der von der Sage gefeierte Überwinder Indiens, als das Gegenspiel der olympischen Götter, der hilfreiche Schützer des Vasco da Gama. Mit dieses Helden Ruhmestat aus der Gegenwart verbindet der Dichter einen Rückblick in Portugals Vergangenheit und einen

Ausblick in seine Zukunft, also auf die Begründung seiner Herrschaft über Indien, so daß nicht sowohl Vasco da Gama, als vielmehr das portugiesische Volk der Held des Epos ist.

Camões hat die ungeheuere Wirkung seines Gedichtes nicht mehr erlebt. Nach seinem Tode folgten sich rasch die Übersetzungen in alle Weltsprachen; auch eine Wiedergabe in lateinischen Hexametern blieb nicht aus. — Der Vollständigkeit halber muß schließlich der drei Dramen des großen Epikers gedacht werden, die indessen so wenig Bedeutung haben wie das portugiesische Schauspiel überhaupt.

Von seinen Nachfolgern im Heldengedichte ist keiner auch nur entfernt ihm vergleichbar. Die Lyrik fiel dem Gongorismus (§ 258) anheim. Und seit dem Schlage von Alcassar redete Portugals Dichtung in spanischer Zunge.

§ 189. Die Literatur in Italien. Die italienische Epik erreichte ihren Abschluß mit Torquato Tasso aus Sorrent. Schon sein Vater Bernardo Tasso hatte den Ruhm des Dichters, aber auch der Erde Leid gekostet. In vollerem Maße war beides seinem größeren Sohne beschieden.

Bern. Tasso 1493–1569
Torq. Tasso 1544–1595

Nach der Studienzeit lebte er zunächst am glänzenden Hofe der Este in Ferrara, inmitten ritterlicher Vergnügungen, verschwenderischer Pracht und ehrgeiziger Bestrebungen. Hier vollendete der jugendliche, bereits mit 18 Jahren wegen des Rinaldo gefeierte Dichter, getragen von der Gunst des Herzogs Alfonso II., umschmeichelt von liebenswürdigen Fürstinnen und umworben von kunstliebenden Nebenbuhlern der Este, sein großes Epos Goffredo, das zuerst ohne sein Wissen in Venedig unter dem Titel Gerusalemme liberata erschien und schließlich von ihm selbst eine wenig glückliche Umarbeitung in Gerusalemme conquistata erfuhr. Unmittelbar nach dem ersten Abschlusse des Werkes begann sich der Lebenshimmel Tassos zu verdüstern. Eigene und fremde Schuld wirkten zusammen. Der durch und durch subjektive Dichter hat nie Traum und Leben zu scheiden gewußt. Sein früher Ruhm und die zahlreichen Beweise fürstlicher Huld mögen sein Selbstbewußtsein zu reizbarster Empfindlichkeit gegen jede, auch nur scheinbare Mißachtung gesteigert haben. Endlich neigte sein tiefreligiöser Sinn zu Grübeleien, die bei seiner Anlage zur Schwermut — er soll nie gelacht haben — nur unheilvoll werden konnten. Anderseits hat es sicherlich an Anfechtungen durch scheelsüchtige Höflinge nicht gefehlt. Antonio von Montecatino ist keine Erfindung Goethes; dagegen läßt sich Tassos Liebe zur Prinzessin nicht geschichtlich erweisen. Und nun vollzog sich sein Schicksal. Mißtrauen gegen den Hof und den Fürsten, der ihm angeblich die Handschrift seines Heldenliedes gehässigerweise vorenthielt, maßlose Heftigkeit gegen alle Welt, arge Schmähungen gegen seine Gönner und Gönnerinnen, endlich ein Friedensbruch im Palaste, das waren die Vorboten des Wahnsinns, der ihn 1579 bis zum Jahre 1586 ins Irrenhaus brachte. Hier nahm er in ruhigen Stunden seine Tätigkeit wieder auf, die er auch nach der Entlassung auf einem unsteten Wanderleben voll Widerwärtigkeiten fortzusetzen die Kraft hatte. Endlich schien die höchste Ehre, die dem Dichter werden konnte, alles erduldete Leid sühnen zu wollen, da starb er, wie man sagt, am Vorabende seiner Krönung zum Poeta laureatus.

1565
1562
1575
1579
1593

Von weiteren Werken sind das Trauerspiel Torrismondo und aus dem Anfange der ferraresischen Zeit das Schäferspiel Aminta, ferner die Dialoge und geistliche Dichtungen wie Die sieben Tage, Der Ölberg, Die Zähren der Maria usw. zu erwähnen. In den Discorsi entwickelt Tasso seine Ansichten von epischer Kunst im Gegensatze zur religiösen und sittlichen Gleichgültigkeit seiner Vorgänger. Seine Sonette und Kanzonen zählen zu den schönsten Erzeugnissen der Zeit, vor allem aber sein Befreites Jerusalem, als Ganzes betrachtet, wie durch zahlreiche stimmungsvolle Glanzstellen. Mit wunderbarer Inbrunst weiß sich der Dichter in die Seele seiner Helden und Heldinnen zu versetzen, ihre Freuden und Leiden mitzufühlen und ihren wie seinen Empfindungen in formschönen Ergüssen Ausdruck zu verleihen. Seinen Vorgängern in all ihren Vorzügen gleich, hat er vor ihnen zunächst den religiös-sittlichen Zug voraus, der von seinem Liede alles Lüsterne fernhält und das Epos auf seine ursprüngliche Grundlage, das Christentum, zurückstellt. Einen zweiten Fortschritt bedeutet die einheitliche Durchführung des Planes trotz aller Verschlingungen, Einlagen, Zwischenstücke und Schilderungen. Das war die Frucht des Studiums der Alten, das den Dichter freilich auch zur Entlehnung von Charakteren usw. verführt hat. Das läßt sich so wenig leugnen, als es eine Sondereigenschaft des Befreiten Jerusalems ist.

1578

Tassos Aminta gilt heute allgemein als das vorzüglichste Zeugnis der Hirtendichtung. Doch nicht er, sondern der ebenfalls am Hofe von Ferrara weilende Giambattista Guarini wurde mit dem keineswegs gleichwertigen

Hirtendichtung
Guarini 1538–1612

Bonarelli † 1607

Pastor fido, dem treuen Hirten Myrtill, der sich für seine Geliebte opfert, das vielgepriesene Muster dieser Art, u. a. für Guidobaldo de Bonarelli.

Oper — Rinuccini 1564—1621

Solche Bilder aus einem ersonnenen, empfindsamen Hirtenleben waren in der überreizten, schwächlichen Zeit sehr beliebt. Sprachen sie doch durch verschwenderische Pracht in der Ausstattung und durch die eben damals ausgebildete vielstimmige Musik noch am ehesten zu den erschlafften Sinnen. So werden sie zu unmittelbaren Vorläufern der Oper, deren Geburt in das Jahr 1597 fällt, wo Dafne von Rinuccini, von Jacopo Peri (§ 190) in Musik gesetzt, zur Aufführung kam.

B. Die Tonkunst.

Ph. v. Vitry ca.1290–1361 — Joh. de Muris, 1350, Rektor der Sorbonne, Paris — Dunstaples ca.1370–1453 — Dufay 1400—1470 — Okeghem ca.1430–1495 — Obrecht ca.1450–1505 — J. Despres ca.1450–1521 — Isaac ca.1450–1517 — Finck gest. 1527 — Petrucci 1466—1539 — Haultin gest. 1580

§ 190. Die Tonkunst 1300—1700. Waren bis zum 13. Jahrhundert die Mensuralmusik und der strenge Kontrapunkt in ihren Anfängen ausgebildet, hauptsächlich durch Franko von Paris und von Köln, so entstand am Anfang des 14. Jahrhunderts zu Florenz ein freierer, auf Instrumentalbegleitung sich stützender Vokalstil, der im Gegensatz zu jenem älteren Stil „Neue Kunst" (ars nova) genannt wurde. Es scheint, daß die Kunst der Troubadours auf die „neue Kunst" stark eingewirkt hat. Diese ritterlichen Dichter und Sänger, die entweder ihre Gesänge selbst vortrugen oder zu diesem Zweck sich besondere Dienstleute hielten (Jongleurs, Menestrels) haben auf die weltliche Musik überhaupt großen Einfluß gehabt, und eine bedeutende Literatur, deren musikalischen Teil man erst jetzt anfängt, richtig zu deuten, legt Zeugnis ab von ihrer weitgreifenden Wirksamkeit. In Deutschland taten es ihnen die Minnesänger gleich, die wiederum in den Meistersingern ein ins Bürgerliche und Handwerkliche umgedeutetes Gegenstück fanden. Als Hauptvertreter der Ars nova gilt Giovanni da Cascia (Johannes de Florentia), und an Formen finden wir das Madrigal, die Ballade und die Caccia, einen zweistimmigen, begleiteten Kanon, gepflegt. In Frankreich waren hauptsächlich Philipp von Vitry und Johannes de Muris um die Einbürgerung dieses neuen Stils bemüht, der in England und den Niederlanden auch in den Kirchengesang eindrang und die starren Formen durch instrumental bewegte Partien lockerte, was in besonders meisterhafter Weise die Werke John Dunstaples und Guillaume Dufays zeigen. Neben diesem begleiteten Vokalstil entwickelte sich der kunstvolle, durch kanonische Führungen gekennzeichnete a cappella-Gesang, als dessen erster großer Meister Jean d'Okeghem zu nennen ist. Ihm schließen sich Jakob Obrecht und Josquin Despres an, von Deutschen Heinrich Isaac und Heinrich Finck. Auch eine selbständige Musik für Tasteninstrumente entsteht allmählich: das Ricercar und die Kanzone alla francese, primitive Fugenformen, bilden sich aus, und in der Tokkata und der Fantasia fand virtuosisches Können sein Genüge. Die Erfindung des Notendrucks mit beweglichen Typen durch Ottaviano dei Petrucci in Venedig (1498) wurde von Pierre Haultin in Frankreich noch verbessert, und hierdurch nahm die Verbreitung der Kunstmusik einen wesentlichen Aufschwung.

Willaert ca.1480–1562 — Andrea Gabrieli ca.1510–1586 — Giovanni Gabrieli 1557—1612 — Merulo 1533—1604

Niederländische Künstler waren im 15. und 16. Jahrhundert vornehmlich die Pfleger und Verbreiter der Musik. Adrian Willaert brachte die Kunst des mehrchörigen Vokalsatzes nach Venedig und gab Anstoß zur Pflege des Madrigals, des polyphonen weltlichen Kunstliedes, neben dem indessen die homophone, populäre Frottola und Villanella fröhlich weiter gedieh. Er ist der eigentliche Begründer der venezianischen Tonsetzerschule, aus der Künstler wie Andrea und Giovanni Gabrieli sowie der große Orgelmeister Claudio Merulo hervorgingen.

Palestrina 1526—1594 — Nanini ca.1545–1607

Der a cappella-Stil erreichte seine höchste Vollendung im Schaffen von Giovanni Pierluigi Palestrina und Orlandus Lassus. Palestrina ist es zu danken, daß die polyphone Musik nicht aus der Kirche verbannt wurde. Die immer zunehmende Verkünstelung des Satzes, die Sitte, neben Melodien des Gregorianischen Chorals auch weltliche Lieder durch die Polyphonie der Gesangstimmen zu schlingen, hatte dem Tridentiner Konzil Veranlassung gegeben, darüber zu beraten, ob nicht diese Kunstmusik überhaupt aus der Kirche zu verbannen sei. Schließlich wurde der Kapellmeister am Lateran, Palestrina, behufs Entscheidung der Frage, beauftragt, eine Messe zu schreiben, die von den gerügten Übelständen frei wäre, und seine Missa Papae Marcelli gab den Ausschlag für die Beibehaltung der polyphonen Musik im Gottesdienst. In Palästrinas Geist wirkte sein Schüler Nanini

weiter, während in Spanien Lodovico da Vittoria ein sehr bedeutender Vertreter des a capella-Stils war. Palästrinas großer Geistesgenosse Lassus hat den größten Teil seines Lebens in München als Hofkapellmeister verbracht und in den Bußpsalmen, Motetten, Messen und weltlichen Liedern reichste Kunst des Satzes mit Kraft und Charakteristik des Ausdrucks zu paaren gewußt. Neben ihnen sind Hans Leo Haßler und Johann Eccard als hervorragende deutsche Tonsetzer zu nennen.

Vittoria 1540—? Lassus 1530—1594 Haßler 1564—1612 Eccard 1553—1611

Um die Wende des 16. Jahrhunderts vollzog sich in Florenz eine Umwälzung in der Musik, die von weittragender Bedeutung werden sollte. Eine Gruppe kunstsinniger Männer wollte das antike Drama wieder ins Leben rufen, von dem man wußte, daß es mit Musik verbunden gewesen war. Über die Art dieser Musik herrschte zwar völlige Ungewißheit, aber die begeisterten Kunstfreunde schufen sich selbst eine neue Art, die sie Sprechstil (stile parlante, stile recitativo) nannten, ein Mittelding zwischen Sprache und Gesang, und in der Daphne des Dichters Rinuccini mit Musik von Jacopo Peri (1594) wird dieser Stil zuerst angewendet. Diese erste Oper ist verloren, aber die zweite, Euridice von denselben Verfassern (1600) hat sich vollständig erhalten und gibt ein Bild jener Mischung von rezitativischem Dialog mit Chören und Tänzen. Auch Caccini komponierte die Euridice und gab 1601 seine „Nouve musiche“ heraus, eine Sammlung von Vokalsätzen mit Generalbaß (einer Instrumentalbaßstimme, die bei der Ausführung harmonisch ergänzt wurde); und als Lodovico Grossi da Viadana 1602 hundert Kirchenkonzerte für ein bis vier Stimmen ebenfalls mit Generalbaß erscheinen ließ, da hatte der neue, begleitete Vokalstil festen Boden auch außerhalb der Oper gewonnen.

Peri 1561—1633 Caccini ca. 1550-1618 Viadana 1564—1627

Diese wurde besonders durch Claudio Monteverdi weiter gefördert, der zuerst in Mantua, dann in Venedig wirkte. Im Orfeo 1607 tat er einen weiten Schritt über seine Vorgänger hinaus, indem er ein sehr reiches Orchester verwendete und durch charakteristische Mischung der verschiedenen Instrumente die Wirkung der szenischen Vorgänge zu erhöhen suchte. Aus seiner Arianna (1608) erlangte die Klage (lamento) Ariadnes eine große Berühmtheit. In Venedig wurde 1637 das erste öffentliche Operntheater errichtet, dem bald viele andere, auch im übrigen Italien, folgten. Damit nahm die Opernkomposition einen gewaltigen Aufschwung, hauptsächlich durch die Venetianische Schule, in der Marcantonio Cesti und Francesco Cavalli hervorragen. Der Sologesang überwuchert in ihren Opern durchaus, der Chor verschwindet mehr und mehr, und schon kündigt sich der Verfall des Genres dadurch an, daß die Gesangsvirtuosität gegenüber dem dramatischen Zweck in den Vordergrund tritt.

Monteverdi 1567—1643 Cesti ca. 1620—? Cavalli 1599—1676

Gleichzeitig mit der Oper entwickelte sich in Italien das Oratorium. Sein Ursprung liegt in den liturgischen Lektionen mit verteilten Rollen, die in der christlichen Kirche schon im Mittelalter üblich war. In der Folge entstand hieraus einerseits das geistliche Schauspiel (Mysterien, Moralitäten), andererseits die geistliche Oper und das konzertmäßig aufgeführte Oratorium, in dem die einzelnen Persönlichkeiten neben den Chören selbständig solistisch hervortraten, und wo der Zusammenhang durch die Erzählung des Überlieferers der Ereignisse (Historicus, Evangelist) hergestellt wird. Die geistliche Oper wird mit der Rappresentatione di anima et di corpo von Emilio del Cavaliere eröffnet, ein ganz im Florentiner Rezitationsstil gehaltenes, mit Chören und Instrumentalsätzen durchschossenes, allegorisches Drama. Das konzertmäßige Oratorium dagegen fand seine Ausbildung am meisten durch Giacomo Carissimi in Rom. Seine Oratorien basieren ganz auf der Wirkung der Singstimmen, die ausgezeichnet behandelt sind, auf dem fein abgewogenen Wechsel zwischen Solo- und Chorgesang.

del Cavaliere ca. 1550-1602 Carissimi 1604—1674

Frankreich wurde mit der Oper durch den Kardinal Mazarin bekannt, der 1645 und 1647 italienische Operntruppen nach Paris kommen ließ. Ein findiger Kopf, der Dichter Pierre Perrin, faßte den Plan, diese neue Kunst auf französischem Boden heimisch zu machen. Er führte 1659 zuerst ein kleines Singspiel „La Pastorale“ mit Musik von Robert Cambert auf, und nachdem er ein Königliches Privilegium erlangt hatte, das ihm allein das Recht der Opernaufführungen sicherte, baute er ein Theater, in dem 1671 die erste große französische Oper „La Pomone“ von denselben Autoren über die Bretter ging. Mit größerer Energie und größerem Erfolg war Jean Babtiste Lully auf diesem Gebiet tätig. Von Geburt Italiener, war er früh nach Paris gekommen und hatte es rasch vom Küchenjungen zum Hofkomponisten und Musikintendanten des Königs gebracht. Er erreichte es, daß Perrins Privilegium auf ihn übertragen wurde, und begann nun in Verbindung mit dem Dichter Quinault Opern zu verfassen, in denen das dramatische Wesen der Gattung stark betont wurde, in denen Chor und Ballett sinnvolle Verwendung

Perrin 1620—1675 Cambert 1628—1677 Lully 1632—1687

fanden, und die den Grund legten, auf dem die weitere Ausbildung der Oper in Frankreich während der nächsten hundert Jahre sich vollziehen konnte.

Schütz 1585—1672

Albert 1604—1651

Hammerschmidt 1612—1675

Calvisius 1556—1615

Schein 1586—1630

Für die Einbürgerung der in Italien entstandenen neuen Musikformen in Deutschland war hauptsächlich Heinrich Schütz tätig, der seit 1617 der Hofkapelle in Dresden vorstand und in seinem großen Psalmenwerk, in seinen Motetten und anderen Kompositionen deutsches und italienisches Wesen auf das glücklichste verschmolz. Sein Verwandter Heinrich Albert schloß sich ihm an; er hat in seinen „Arien" mit Generalbaß den Typus des deutschen Kunstliedes geschaffen. Ferner sind Andreas Hammerschmidt („Geistliche Dialoge"), Sethus Calvisius und Hermann Schein („Musica boscareccia") nach dieser Richtung hin tätig gewesen. Länger dauerte es, bis die Oper in Deutschland festen Fuß faßte. Schütz hatte zwar 1627 eine Oper, „Dafne", geschrieben, aber das Werk ist verloren gegangen und auch ein ganz vereinzelter Versuch geblieben, denn was an deutschen Fürstenhöfen an Opern geflegt wurde, das stammte aus Italien, war von italienischen Künstlern geschaffen worden und wurde von italienischen Sängern und Sängerinnen gesungen. Das erste nationaldeutsche Opernunternehmen wurde 1678 in Hamburg aus der Mitte der Bürgerschaft heraus ins Leben gerufen. Die Anfänge waren ziemlich geringwertig, da es an allem fehlte, an geeigneten Dichtern, Komponisten und Darstellern, und erst als Siegmund Kusser die Leitung übernahm, stiegen die Darbietungen auf eine höhere Stufe. Das bedeutendste Talent, das sich an dieser Oper schöpferisch betätigte, war Reinhard Keiser, ein Musiker von sehr starker melodischer Erfindung, der aber durch sein leichtsinniges Leben aus der Bahn geworfen wurde. Später geriet das Unternehmen ganz in Verfall.

Kusser 1660—1727

Keiser 1674—1739

Auch die Kirchenmusik nahm in Deutschland unter dem Einfluß des Protestantismus eine besondere Entwickelung. Während sich der Kirchengesang zuerst an die katholische Liturgie anlehnte, während das erste von Luther im Verein mit Joh. Gottfried Walther zusammengestellte Gesangbuch (1524) vierstimmige, kontrapunktisch gesetzte Lieder enthielt und für den Sängerchor bestimmt war, bemächtigte sich nach und nach immer mehr die Gemeinde des musikalischen Teils des Gottesdienstes, und so bildete sich der in gleichen Notenwerten hinschreitende Choral aus. Der Choral wurde dann wieder zu kunstreicheren Bearbeitungen verwendet und verband sich schließlich mit den in Italien ausgebildeten, monodischen Formen zu Gebilden, die der protestantischen Kirchenmusik ganz eigentümlich sind (Choralkantate, Choralphantasie).

Im 17. Jahrhundert fanden manche musikalische Formen, deren Anfänge im 16. Jahrhundert liegen, ihre weitere Ausbildung. Aus dem Ricercar entwickelte sich die moderne Quintenfuge mit realer Beantwortung des Themas, aus Volkstänzen wie Passacaglio und Chaconne einerseits und andererseits aus dem Diminutionswesen, jener Kunst, eine einfache Melodie durch Passagen und Schnörkelwerk zu verzieren, die in diesen Jahrhunderten allgemein ausgenutzt wurde, entstand die feiner durchgebildete Variation. Orgel und Klavier trugen viel zur Ausbildung dieser Formen bei, und unter den italienischen Künstlern, die sich hier Verdienste erworben haben, steht Girolamo Frescobaldi obenan. Im Norden wurde das Orgelspiel durch den großen holländischen Meister Jan Pieters Sweelinck und durch seine deutschen Schüler Scheidt, Schildt und andere beeinflußt. Auch Jakob Froberger und Dietrich Buxtehude sind als hervorragende Künstler zu nennen, ebenso wie in England William Bird, John Bull und Orlando Gibbons.

Frescobaldi 1583—1644

Sweelinck 1562—1621

Scheidt 1587—1654

Schildt 1592—1667

Froberger gest. 1667

Buxtehude 1637—1707

Bird 1543—1623

Bull 1563—1628

Gibbons 1583—1625

Andere Instrumentalformen sind: die Suite (Partie, Partita), die sich aus der schon am Anfang des 16. Jahrhunderts üblichen Zusammenstellung von Tanzpaaren im Wechsel von zwei- und dreiteiligem Takt bei gleicher Thematik (Reigen und Nachtanz, Pavane und Saltarello) durch Hinzunahme neuer Tänze bildete. In Deutschland war hauptsächlich die vielstimmige Bläsersuite beliebt; in Italien die Suite für Streicher mit Generalbaß, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Sonata da camera (Kammersonate) genannt wurde. Mit Kirchensonate (sonata da chiesa) dagegen bezeichnete man ein meist viersätziges Stück, das zwischen zwei gravitätischen Sätzen einen fugierten Teil und einen im Tripeltakt enthielt. Beide Formen gingen im 18. Jahrhundert ineinander über. Durch Gegenüberstellung des Concertino (zwei Violinen und Violincello) und des Grosso (des vollen Orchesters) bildete sich das Konzert aus, das ebenfalls im 18. Jahrhundert seine Vollendung fand. Das Spiel auf Tasteninstrumenten wurde durch die Einführung der gleichschwebenden Temperatur sehr gefördert. Während bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts die ungleich schwebenden Temperaturen allgemein üblich waren, in denen zugunsten einiger rein gestimmten Tonarten die übrigen um so unreiner klangen, brach sich nun die gleichschwebende allmählich Bahn, bei der die Oktave in zwölf annähernd gleiche Halbtöne geteilt wird.

An Instrumenten waren im Gebrauch: die schon vor Christi Geburt bekannte Orgel, die sich bereits im 16. Jahrhundert zu einem recht vollkommenen Instrument entwickelt hatte; das Klavier das damals in zwei Typen existierte: als Chlavichord mit angeschlagenen Saiten und sehr leisem Ton und als Clavicembalo mit angerissenen Saiten und schärferem, rauschendem Klang; eine Anzahl Zupfinstrumente, wie die uralte Harfe und die Gruppe der sechschörigen Lauten. Die Blas- und Streichinstrumente waren immer in ganzen Stimmwerken vorhanden, vom Baß bis zum Diskant. Zinken, Trompeten, Posaunen, Hörner, dann die Schalmeien (Oboen), die in ihren tieferen Stimmungen zu Pommern und Fagotten wurden, und die Familie der Violen, die vier- und sechssaitig mit und ohne Bünde auf dem Griffbrett gebaut wurden. Auch die Kunst des Geigenbaues vervollkommnete sich. In Italien waren besonders berühmt die Schulen von Brescia (Gasparo da Salò, Maggini) und von Cremona (Familie Amati, Stradivari, Guarneri).

G. da Salò ca.1542–1609
Maggini 1580–1640
Nic. Amati 1596–1684
Ant. Stradivari 1644–1736
G. Ant. Guarneri 1687 bis nach 1742

C. Die Wissenschaften.

§ 191. Philosophie. Philologie. Geschichte. Rechts- und Staatslehre. Himmelskunde. Im Kampfe gegen die verknöcherte Scholastik hatte der Humanismus seine Waffen aus der Rüstkammer entlehnt, die ihm die Altertumsstudien erschlossen. Die gereinigte Lehre des Aristoteles und der Platonismus verscheuchten bald die geisttötende Spitzfindigkeit und den inhaltlosen Wortkram mittelalterlicher Gelehrsamkeit. In Deutschland gewannen namentlich durch Melanchthons und des Erasmus Einfluß die Anhänger des Aristoteles, die sogenannten Peripatetiker, die Oberhand, während in Frankreich gerade diese Philosophie durch den trotz aller Anfeindungen seinen Lehrstuhl behauptenden Petrus Ramus (§ 89) in ihrer logischen und metaphysischen Grundlage aufs heftigste erschüttert wurde.

1. Philosophie

Bei seinem Eintritte in die gelehrte Welt stellte Ramus den Satz auf: alles, was Ariostoteles gelehrt hat, ist falsch. Und wenn er auch später dem griechischen Denker mehr gerecht wurde, so blieb doch seine leidenschaftliche Übertreibung in Sachen der Wissenschaft ein Hindernis für die Verbreitung seiner eigenen, auf dem Gebrauche der menschlichen Vernunft gegründeten Dialektik. Baco und Giordano Bruno lehnten sie ab. An deutschen Hochschulen wurden seine Jünger abgesetzt.

Ramus 1515–1572

Hatte Ramus vom richtigen Gebrauche der Vernunft noch eine gewisse Allgemeingültigkeit der Wahrheit erwartet, so schritten zwei Landsleute von ihm zur reinen Skepsis vor.

Aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit alter und neuer Systeme flüchtete sich der geistreiche, an der Antike, auf Reisen und im Umgange mit Menschen gebildete Michel de Montaigne in das ruhige Selbstdenken. In den Essais sprach er die Ungewißheit menschlicher Erkenntnis und die Schwäche der Vernunft als letztes Ergebnis aller Beobachtung und Erfahrung aus und beruhigte sich schließlich bei dem Offenbarungsglauben. An die letzten Fragen der Menschheit rührt Montaigne nicht; indem er die Welt aus heiterer Höhe betrachtet, sucht er dem Gemüte Ruhe und Gleichmut einzuflößen und die Wahrheit der subjektiven Gesinnung zu rechtfertigen, die sich auf dem Gebiete der Sittlichkeit durch rechtschaffenes Handeln erweisen müsse. Sein Werk wurde das Lieblingsbuch gebildeter Kreise und eine Fundgrube der Lebensweisheit. Sein Schüler und Freund Charron steht ebenfalls dem Anspruche der verschiedenen Schulen und Religionen auf Wahrheit zweifelnd gegenüber. Er kämpft zwar in den Trois vérités gegen Gottesleugner, Götzendiener, Juden, Mohammedaner und Ketzer, aber die wahre Religion besteht ihm nicht in Wunderglauben, Gebet und Opfer, sondern in der Gotteserkenntnis und Herzensreinheit. Diese wird dem Menschen durch die Vernunft geboten, die ihm Gott verliehen hat. Gott allein ist höchstes Gesetz und zugleich die Wahrheit; diese zu suchen, ist der Mensch geboren. Da aber die Sinne trügen und auch die Vernunft nicht immer gleich urteilt, gilt es alles selbst zu prüfen und nicht einseitig einer Ansicht zu folgen, sondern unbefangen in jedem Einzelfalle das Für und Wider abzuwägen.

Montaigne 1533–1592
Charron 1541–1603

Ein anderer Zweig der Philosophie trieb in Holland neue Blüten.

Zwei namhafte Philologen, Justus Lipsius (eigentlich Joest Lips, § 260) und Daniel Heinsius (§ 260) knüpften an die Lehre der Stoa an, die jener, ein sinnlicher und haltloser Charakter, der um äußerer Ehren willen seinen Glauben dreimal gewechselt

Lipsius 1547–1606
Heinsius 1580–1655

hat, in auffälligem Widerspruche zu seinem Leben namentlich in der Schrift Von der Standhaftigkeit bei öffentlichen Leiden (De constantia in malis publicis) vertrat.

Weit wichtiger aber wurden die Zusammenhänge, die zwischen der Philosophie und der Naturwissenschaft bestanden und das Denken der Zeit mit dem Neuplatonismus und der noch weiter zurückliegenden „Physik" der Jonier (I, § 88) verbanden.

In der Florentiner Akademie (II, § 330), besonders von Pico de Mirandola und Ficino angesponnen, geht der Faden dieser Denkrichtung durch die Hände des Leonardo da Vinci, Reuchlins (§ 21), des Paracelsus und des Agrippa von Nettesheim (§ 98, 6), dann der drei großen Sternforscher Koppernikus (§ 98, 5), Kepler und Galilei und läuft dann dreigeteilt in den Tiefsinn des deutschen Mystizismus, in die theologische Naturphilosophie der Italiener und in die auf Erfahrung gegründete Wissenschaft Bacos aus.

da Vinci 1451—1519

Mystik

In der deutschen Mystik reiht sich an ihren Begründer Meister Eckard und an ihre Weiterbildner Thomas a Kempis, Suso und Tauler (II, § 305. III, § 90) der Pfarrer von Zschopau, Valentin Weigel.

Val. Weigel 1533—1588

Jak. Böhme 1575—1624

Für ihn sind Gott und der menschliche Geist wesenseins, so daß sich Gott selber in uns sieht und erkennt, weshalb alle Gotteserkenntnis aus dem eigenen Inneren quillt, in dem, nicht aber außerhalb dessen das Reich Gottes ist. Von ihm und Paracelsus (§ 98, 6) angeregt, hauptsächlich aber auf Grund der Bibel bildete der Görlitzer Schuster Jakob Böhme aus Alt-Seidenberg seine tiefsinnige, aus unmittelbarer Anschauung des Göttlichen geschöpfte, in ihrer Schwärmerei aber wunderliche Lehre vom Wesen der Gottheit und vom Ursprunge der Dinge aus, für die er die Bedeutung göttlicher Offenbarung beanspruchte. Seltsame Gesichte in seiner Jugend bestärkten ihn in seiner Grübelei. Die lange Reihe seiner wegen Eigentümlichkeit und Tiefe der Gedanken und durch die bildliche Sprache schwerverständlichen Werke eröffnete Aurora oder die Morgenröte im Aufgange. Sie zog ihm zuerst Angriffe der Geistlichkeit zu, die später seinen Weggang von Görlitz veranlaßte und nur gezwungen ihm ein ehrliches Begräbnis bewilligte.

Giord. Bruno 1548—1600

Der italienischen Philosophie erstand in diesem Zeitraume ihr begeistertster, kühnster und in der Schwungkraft seines Denkens unerreichter Vertreter, Giordano Bruno aus Nola, der, Seher und Dichter zugleich, was sein geistiges Auge am Urgrunde der Dinge und hinter dem Schleier der letzten Geheimnisse erschaut hatte, dem Rhythmus des Verses anvertraute.

Seinen hochstrebenden, nach Erkenntnis lechzenden Sinn litt es nicht lange im Dominikanerkloster zu Neapel. Er flüchtete nach Genf, mußte aber vor seinen Verfolgern nach Lyon, Toulouse, endlich nach Paris entweichen. Hier geißelte er im satirischen Lustspiele Il candelaio (Der Lichtzieher) Aberglauben, Heuchelei, Sittenlosigkeit, Alchimie und andere Gebrechen der Zeit, suchte das seltsame System des Spaniers Lullus (1234—1315), Gedanken und Begriffe rein mechanisch zu finden und zu verknüpfen, wissenschaftlich weiterzubilden, geriet aber mit den Aristotelikern in Streit und wandte sich nach London. Hier schrieb er La cena delle ceneri (Aschermittwochsmahl), fünf Dialoge über die Unendlichkeit des Alls und die ewige Bewegung der Himmelskörper, auch der Erde im Sinne des Koppernikus, dann die grundlegenden Werke Della causa, principio ed uno und Dell' infinito universo e mondi, ferner Spaccio della bestia trionfante (Vertreibung des triumphierenden Tieres), eine Allegorie, in der Jupiter den Himmel von den als Tieren dargestellten Lastern reinigen läßt, mit deutlichen Beziehungen auf den päpstlichen Hof, dann die Cabala del cavallo Pegaso und Degli eroici furori, von denen die Kabbala des Pegasus spöttisch die gedankenlose Gläubigkeit glücklich preist, während die heroischen Rasereien die zur himmlischen Liebe geläuterte Sinnlichkeit als Führerin zur Gottseligkeit und Gottähnlichkeit verherrlichen. 1585 ging Bruno abermals nach Paris, hielt dann Vorlesungen in Wittenberg und trat wahrscheinlich in Braunschweig zum Protestantismus über. Unstät wanderte er in Deutschland umher. Als er in sein Vaterland zurückzukehren wagte, wurde er in Venedig verhaftet und dann am 17. Februar 1600 in Rom verbrannt.

Bruno geht aus von dem Einen, das Gott ist. Gott ist das Sein in allem Dasein, die allgemeine Substanz, durch die alles ist, die Wesenheit, aus der alle Wesen hervorgehen, die innere schöpferische Natur aller Dinge. In ihm sind alle Gegensätze aufgehoben. Seine Entfaltung und Entäußerung in Raum und Zeit ist das All, das Werdende, er das Seiende, die durch die Vielheit der Einzeldinge ausgegossene Weltseele. Geistiges und Körperliches haben somit eine Wurzel, die Substanz oder Materie; der Substanz nach ist

alles eins, sie ist ewig und durch sie das Weltall ewig, dessen Mannigfaltigkeit die Formen erzeugen, die die Materie an sich hat und aus sich gebiert. Auf die weiteren phantastischen Lehren von der Gliederung des Alls nach Sonnensystemen mit durchweg beseelten und sich selbst bewegenden Himmelskörpern, auf die Monaden (Einzelwesen) in Pflanzen-, Tier- und Menschenreich als Mikrokosmus, auf die Stufenfolge in der Natur wie in der sittlichen Vervollkommnung der Pflanzenseele zur Menschenseele kann hier nicht weiter eingegangen werden. Bruno hat ausdrücklich den Einklang seiner Lehre mit der Bibel behauptet, doch muß seine Philosophie als ein mit dichterischem Feuer und schwärmerischer Begeisterung vorgetragener, fast mystischer Pantheismus bezeichnet werden.

Vanini 1585—1619

Mit Bruno berührt sich der Neapolitaner Vanini in seinen Anfängen mehrfach.

Auch ihm ist Gott die eine, unendliche Substanz. Nur verleitete ihn, der anfangs das Tridentiner Konzil verteidigte und die Jesuiten als Säulen der Religion pries, ja wegen seines Bekehrungseifers in London verhaftet wurde, eine zügellose Anlage wie im Leben zu anstößigster Unsittlichkeit, so im Denken schließlich zur Gottesleugnung. Beißender Spott verschärft seine Angriffe auf den Kirchenglauben, dessen Gegner zu widerlegen er klugerweise den Schein annimmt. Vor dem Ketzergerichte in Toulouse gab er sich als frommen Christen und gläubigen Katholiken, wurde aber doch als Gottesleugner zum Scheiterhaufen verurteilt und ging nun wie ein Rasender unter den gröbsten Lästerungen in den Tod.

Campanella 1568—1639

Ungewöhnlich vielseitig war Brunos jüngerer Zeitgenosse, der Franziskaner Thomas Campanella (§ 117) aus Kalabrien.

Denkend und schreibend durchwanderte er den ganzen Bereich der damaligen Wissenschaft. Gegen des Aristoteles Ansehen richteten sich seine Metaphysik, Ethik, Physiologie und Logik. In der Medizin war er gleich bewandert wie in der Politik, in der er sich, besonders wo es den Kampf gegen Ketzer gilt, bedenklich dem Macchiavelli nähert. Sozialistisch angehaucht erscheint sein lateinisch in Gesprächsform geschriebener Sonnenstaat, das Idealbild eines Staates nach Art der Platonischen Republik oder der Utopien des Morus (§ 90). Geschichte, Himmelskunde, selbst Physiognomik machte er zum Gegenstande seiner Forschung. Die Dichtkunst übte er in lateinischer und italienischer Sprache mit Hymnen, Sonetten, auch einem Trauerspiele aus und behandelte sie in einer Poetik. Mit zahlreichen theologischen Streitschriften endlich, z. B. dem Atheismus triumphatus — freilich wurde ihm auch das zweifellos ältere Werk De tribus impostoribus (Von den drei Betrügern, nämlich Moses, Christus und Mohammed) zugeschrieben — bekämpfte er Gottesleugner und Protestanten auch dann noch, als er, verfolgt und gequält, in zwei deutschen Lutheranern, Adami und von Bünau, die einzigen barmherzigen Samariter und dazu Apostel seiner Lehre gefunden hatte. 1599 war er nämlich wegen Hochverrats von den Spaniern in Haft genommen worden, die ihm die ausgesuchtesten Mißhandlungen, sogar die Folter brachte und erst zuletzt gemildert 1626 endete. Auch anderes Mißgeschick verfolgte ihn. Mehrmals wurden ihm seine Handschriften gestohlen. — Zu wahrer Geistesfreiheit ist Campanella nicht durchgedrungen. Sein Denken bleibt trotz aller Beweglichkeit seines Geistes und trotz der Fülle seiner Kenntnis in astrologischen und theologischen Vorurteilen befangen. Die von Plato geforderte Herrschaft der Philosophen wird bei dem kalabresischen Mönche zur Priesterherrschaft mit einem geistlichen Oberhaupte, dem alle weltliche Gewalt untertan ist. Des Daseins Gottes durch sein eigenes Dasein gewiß, sieht Campanella in der Welt ein lebensvolles Abbild der mit den „Primalitäten": Macht, Weisheit und Liebe, ausgestatteten unendlichen Gottheit, die ihr Wesen und Sein in den Weltraum und die vergänglichen Dinge ausgießt. Das Böse ist ihm die Verkehrung jener drei Prinzipien alles Lebens in Tyrannei, Sophistik und Heuchelei.

Der ahnungsvoll erfaßte Gedanke von der Einheit Gottes mit der Welt hatte die südliche Phantasie in das Wirrsal einer mit Dichteraugen erschauten Welt- und Naturauffassung verlockt. Das All als ein in sich gegliedertes Ganzes, als Werk und Zeugnis eines Geistes wissenschaftlich zu begreifen, das blieb nordischer Nüchternheit vorbehalten. Auf dem Wege der Beobachtung (Induktion) und Erfahrung (Empirie) gelangte der Begründer der neueren Naturphilosophie, Baco von Verulam, zu den weltgeschichtlichen Ergebnissen, die er hauptsächlich in dem Werke De dignitate et augmentis scientiarum und im Novum organum scientiarum niedergelegt hat.

Baco 1561—1626

Jenes gibt eine Gesamtübersicht aller Zweige der Wissenschaft; dieses zieht die Grundlinien der Methode, des Verfahrens bei wissenschaftlicher Forschung, die, auch wo sie auf das Gebiet des Geistes vordringt, durchaus an die Gesetze der Naturforschung, an Beobachtung und Erfahrung, gebunden sei. Übermenschliches, so könnte es scheinen, hatte sich Baco vorgenommen; denn die neue Einteilung der Wissenschaften konnte nur dem gelingen, der das ganze menschliche Wissen in seiner Breite und Weite übersah. Aber Bacos Erfolge bei der gelehrten Welt seiner und der Folgezeit zeugen von der glücklichen Lösung seiner Aufgabe, so seltsam manches, wie die Ablehnung der koppernikanischen Weltansicht oder das Gebot, der Glaube solle sich nicht an dem Widersinne der Religionssätze stoßen, gerade bei dem strengen Vertreter der erfahrungsmäßigen Erkenntnis berühren mag. — Dem durchdringenden Verstande Bacos stand keine sittliche Hoheit zur Seite. So scharf ihn seine Naturphilosophie in Gegensatz zu den herrschenden Welterklärungsversuchen der Theologen bringt: der Kirche gegenüber hat er sich nie als Freigeist bekannt. Graf Essex war sein freigebiger Gönner: nach seinem Sturze ließ sich Baco herbei, die Anklageschrift zu verfassen. Von Stufe zu Stufe bis zum Lordkanzler und Peer war er aufgestiegen, da kam er wegen ungesetzlicher Verwendung öffentlicher Gelder zu Falle (§ 226). Erst nach Jakobs I. Tode erhielt er die Freiheit und seinen Sitz im Parlamente zurück.

2. Philologie

Den humanistischen Studien hatte Frankreich bereits früher warmes Interesse entgegengebracht. Jetzt übernahm es die Führung auf diesem Gebiete.

Gut war der Boden bestellt. Außer verschiedenen Klassikerausgaben hatte der vielgereiste und gelehrte Buchdrucker Henricus Stephanus (Henri Estienne) aus Paris, des Robertus Stephanus (§ 89) Sohn, den Thesaurus linguae Graecae und damit der Philologie ein unentbehrliches Hilfsmittel geschaffen. Ebenfalls durch Veröffentlichung alter Texte und nicht nur aus ihrer Fachwissenschaft machten sich drei Rechtslehrer, Franciscus Hotomannus (François Hotman) aus Paris (§ 98,4), dann die „Perle unter den Rechtsgelehrten", Jacobus Cujacius (Jacques Cujas) aus Toulouse (§ 89 und 98,4), der Vater der humanistischen Rechtsschule, und Petrus Pithoeus (Pierre Pithou) aus Troyes verdient.

(Henricus Stephanus 1528—1598; Hotman 1524—1590; Cujacius 1522—1590; Pithoeus 1539—1596)

Die glänzendsten Namen der französischen Philologie sind indessen Scaliger und Casaubonus.

J. J. Scaliger 1540—1609

Joseph Justus Scaliger (della Scala) aus Agen wurde von den namhaftesten Humanisten Frankreichs, insbesondere von seinem Vater Julius Cäsar Scaliger (§ 89) in das Altertum eingeführt. Selbständig erstreckte er später seine Forschung auf abgelegenere Gebiete. Gerade für diese aber, z. B. für die Zeitrechnung der Alten, für Inschriften- und Münzenkunde, haben seine vielgepriesenen Werke den Grund gelegt. Von seinem philologischen Scharfsinne zeugen zahlreiche Ausgaben namentlich römischer Dichter. Für das griechische Schrifttum ergänzte seine Tätigkeit Isaac Casaubonus (§ 89 und 98,2). An Kenntnissen dem großen Scaliger ebenbürtig, im Urteile ihm überlegen, teilt er mit ihm den Ruhm, der französischen Philologie ihren Ehrenplatz in der Geschichte errungen zu haben.

(Casaubonus 1559—1614)

Ein Kenner römischer Dichter und Geschichtschreiber war der Niederländer Janus Dousa (Jan van der Does), der auch den lateinischen Vers mit ungewöhnlichem Geschicke handhabte.

(Dousa 1545—1604)

3. Geschichtschreibung

Die Sprache der Geschichtschreibung bleibt vorläufig das Latein.

In den Niederlanden schrieb Grotius (§ 260) Annales et historiae de rebus Belgicis und De antiquitate reipublicae Batavicae im Stile des Tacitus, während sich der Franzose Jacques de Thou (Thuanus) in der ausführlichen, die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts umfassenden Historia den Livius zum Vorbilde nahm. — Gegen die Magdeburger Zenturiatoren (§ 98,3) richteten sich die groß angelegten Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198 von dem späteren Kardinal Cäsar Baronius. Sie beruhen auf eingehenden Quellenstudien und werden darum geschätzt, obwohl sie nicht frei sind von bewußter Einseitigkeit und Irrtümern. — Die erste englische Weltgeschichte schrieb der als Kriegsheld, als Förderer der Ansiedelungen in Nordamerika und als Entdecker berühmte Sir Walther Raleigh (§ 159) im Gefängnisse, wohin ihn der Verdacht, an einer Verschwörung gegen Jakob I. teilgenommen zu haben, gebracht hatte. Das zunächst aufgeschobene Todesurteil wurde schließlich noch vollstreckt, als Raleighs Unternehmen gegen Guayana fehlschlug.

(Thuanus 1553—1617; Baronius 1538—1607; Raleigh 1552—1618)

4. Recht und Staat

Rechts- und Staatslehre machten namentlich in Frankreich, aber auch durch deutsche und niederländische Forschungen beachtliche Fortschritte.

Von dem vielseitigen Grotius ist im § 260 zu sprechen. Ganz eigene Auffassungen vertrat der Franzose Jean Bodin in seinem gelehrten Werke Vom Staate, worin er

(Bodinus 1530—1596)

das Wesen der verschiedenen Regierungsformen, ihre Vorzüge und Nachteile untersuchte. Den mittelalterlichen Lehnstaat verwarf er; dafür empfahl er eine starke, an Gesetze gebundene Alleinherrschaft mit dem Rechte über Leben und Tod, Krieg und Frieden und mit der Oberhoheit über die Geistlichkeit, deren Reichtümer, Vorrechte und selbständigen Befugnisse verwerflich seien. Gewaltsame Auflehnung gegen die von Gott verliehene Herrschermacht ist den Untertanen verboten und auch ihr Recht der Steuerbewilligung gilt nicht ausnahmelos. Seine religiöse Duldsamkeit, derentwegen er beinahe ein Opfer der Bartholomäusnacht geworden wäre und später als Ketzer angeklagt wurde, erkennt in dem nur teilweise gedruckten Heptaplomeres oder Colloquium heptaplomeron, in dem sich Vertreter von sieben Glaubensformen, ein Katholik, ein Lutheraner, ein Calvinist, ein Rationalist, ein Jude, ein Mohammedaner und ein Heide unterreden, jeder Religion ihr Recht zu, sofern sie Staat und Sittlichkeit nicht gefährde.

5. Himmelskunde

Koppernikus (§ 98, 5) hatte sich zur herrschenden Weltansicht in zu scharfen Gegensatz gestellt, als daß seine Lehre sofort und allerwärts hätte zur Annahme gelangen können. Ein Versuch, der Erde ihre Stellung als Mittelpunkt der Sternenwelt zu retten, liegt in dem Brahischen Planetensysteme vor.

Nach ihm sind Merkur, Venus, Mond und die von den übrigen Wandelsternen umkreiste Sonne die Trabanten der Erde. Diese Lehre ist zwar mit Brahes Namen verknüpft, doch läßt sich seine Urheberschaft nicht erweisen. Tycho Brahe, zu Knudstrup in dem damals dänischen Schonen geboren, wandte sich nach frühen Erfolgen ganz der Sternenkunde zu, unterstützt vom Dänenkönige Friedrich II., der ihm die Insel Hveen und die Mittel zum Bau einer Sternwarte schenkte. Nach dieses Schützers Tode angefeindet, nahm Brahe einen Ruf Kaiser Rudolfs II. nach Prag an, wo er besonders durch die in den Rudolfinischen Tafeln niedergelegten Beobachtungen und Berechnungen der Vorgänge am Sternenhimmel die Wissenschaft förderte.

Brahe 1546–1601

Drittes Buch.

Das Ende der spanisch-katholischen Vorherrschaft. Das Aufsteigen Frankreichs, Englands und Schwedens (1618—1660).

Niederlagen Spaniens
A) im 16. Jahrhundert
1. Niederlande
2. England
3. Frankreich

§ 192. Überschau und Vorblick. Das spanisch-katholische System hatte bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden, Frankreich und England schwere Niederlagen erlitten; gleichzeitig war auch die geistesverwandte polnisch-katholische Politik in Schweden und Rußland gescheitert (§ 108). Indes der Weltkampf zwischen den Kräften, die hierbei aufeinander gestoßen waren, war damit noch nicht zu Ende; er wurde *von der Peripherie Europas nach dessen Zentrum verlegt* und fand dann bis 1660 seine Fortsetzung in einem spanisch-französisch-englischen und einem schwedisch-polnisch-dänischen Kriege. Den Anlaß zum deutschen Kriege bot ein Konflikt in den österreichischen Erblanden; ihn benutzten die deutschen und spanischen *Habsburger*, um im Dreißigjährigen Kriege einen *zweiten gewaltigen Kampf für die Vorherrschaft ihres Hauses und des Katholizismus* zu führen. Als Gegner hatten sie dabei die Protestanten, das deutsche Fürstentum, die Niederlande, Schweden und Frankreich; von allen Seiten strömten die streitenden Kräfte nach Deutschland zusammen. Der zweite Riesenkampf endete wie der erste mit der *Niederlage des habsburgisch-katholischen Systems*.

B) im 17. Jahrhundert

1. Westfälischer Friede
a) Fürstentum und Protestantismus in Deutschland

In Deutschland war damit der Versuch, noch einmal eine kaiserliche Zentralgewalt aufzurichten, gescheitert; er mußte schon deshalb scheitern, weil der Kaiser sich im Widerspruch befand mit den eigentlich nationalen, d. h. den protestantischen Kräften. Das deutsche Fürstentum hatte gesiegt, und der Protestantismus war gerettet; zugleich aber war die Auflösung des Deutschen Reiches in fast völlig selbständige Kleinstaaten vollendet. Frankreich und Schweden gewannen deutsche Grenzlande und erlangten im Westen und Nordosten die führende Stellung. Die Niederlande wurden vom Reiche gelöst und stiegen zur wirtschaftlichen Großmacht auf.

b) Frankreich, Schweden, Niederlande

Diese Ergebnisse des Dreißigjährigen Krieges, die die spanische Vorherrschaft schwer trafen, wurden ergänzt durch den *Sturz der englischen Stuartkönige*, durch den *Abfall Portugals von Spanien* und durch den Ausgang des an den Dreißigjährigen Krieg anschließenden

spanisch-französischen Krieges. — England hätte während des großen Krieges eigentlich auf seiten der Gegner Spaniens stehen müssen, indes die Stuartkönige hatten die nationale Politik der großen Elisabeth nicht fortgesetzt, sich vielmehr zu Spanien gehalten. Das führte in Verbindung mit inneren Konflikten zu ihrem Sturze, und so war dieser Sturz zugleich eine Niederlage Spaniens. — Noch unmittelbarer wurde Spanien betroffen durch den Abfall Portugals, das seit 1580 unter spanischen Königen gestanden hatte (§ 124). — Endlich aber erlag Spanien auch in dem den Dreißigjährigen Krieg fortsetzenden Kampfe gegen Frankreich. Hierbei verband es sich, wie einst im 16. Jahrhundert, mit den inneren Feinden des französischen Königtums, während dieses einen Verbündeten in dem zur nationalen Politik Elisabeths zurückgekehrten England fand. Mit dem Pyrenäenfrieden (1659) war das seit 1500 beginnende Übergewicht Spaniens vorbei: die spanische Periode der europäischen Geschichte war abgeschlossen.

2. England

3. Portugal

4. Frankreich

Aufsteigen Frankreichs

Aber nicht genug damit, daß Spanien vollständig unterlag; seine alten Gegner nahmen zugleich auch aus anderen Ursachen einen gewaltigen Aufschwung. Außer den erwähnten auswärtigen Erfolgen war für das Aufsteigen Frankreichs seine innere Entwicklung sehr wichtig. Es ist früher hervorgehoben worden, daß sich bereits während des Mittelalters die innere Geschichte Deutschlands und Frankreichs in entgegengesetzter Richtung bewegt (II, § 154). Während Deutschland nach dem Zusammenbruch des fränkischen Reiches verhältnismäßig schnell zu einer staatlichen Einheit gelangte, dann aber allmählich in selbständig werdende Territorien zerfiel, begann die französische Geschichte mit staatlicher Zerrissenheit und schritt fort zu staatlicher Einheit. Die Folge dieser Entwicklung zeigte sich in dem Ausgang der Religionskriege. Der Dreißigjährige Krieg führte in Deutschland zur vollen staatlichen Zersplitterung, die Hugenottenkriege dagegen endeten mit dem Siege des nationalen Königtums (§ 149). Auf diesem Boden vollzog sich nun in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Begründung des französischen Absolutismus: er siegte aber, weil er die nationalen Interessen des Gesamtstaates gegen die wieder wie im 16. Jahrhundert (§ 146) mit dem auswärtigen Feinde verbündeten feudalen Sondergewalten vertrat. Vollendet war sein Sieg kurz vor 1661, als König Ludwig XIV. selbst die Zügel der Regierung ergriff, also um dieselbe Zeit, wo der Pyrenäenfriede Spaniens Sturz besiegelte. Wie nun einst in Spanien die königliche Machtfülle die Vorbedingung für das spanische Übergewicht in Europa gewesen war (II, § 340), so war jetzt der französische Absolutismus die Vorbedingung für die französische Vorherrschaft, die Ludwig XIV. vollendete.

England

Während der Absolutismus in Frankreich triumphierte, unterlag er gleichzeitig in England; indes hier wie dort siegten trotz des entgegengesetzten Ergebnisses die gleichen moralischen Kräfte. Es siegten in beiden Fällen die Vorkämpfer der nationalen Interessen, nur daß das in England nicht die Stuartkönige, sondern deren Gegner waren. Deshalb nahm England mit dem Siege Cromwells einen großen Aufschwung, bis im Jahre 1660 die Stuarts zurückkehrten, ein Vorgang, der dann der Vorherrschaft Frankreichs zugute kam. Der Aufschwung Englands zeigte sich auch in seinem erfolgreichen Eintritt in die Reihe der Kolonialmächte. Es geschah das vorwiegend in dem noch unerschlossenen Nord-

amerika und in Indien, dem alten portugiesischen Kolonialgebiet. Dabei hat die zeitweilige Personalunion zwischen Spanien und Portugal wesentlich dazu beigetragen, daß mit dem Niedergange Spaniens Portugal seine Kolonien an die Feinde Spaniens verlor.

Niederlande

Dies gilt besonders für den dritten Staat, der, durch Lossage von Spanien entstanden, im Gegensatz zu Spanien weiter emporstieg: die Niederlande. Sie gründeten ihr hinterindisches Kolonialreich auf den Trümmern der portugiesischen Kolonialmacht und wurden als Erben Spaniens, Portugals und der Hanse die erste Seemacht. Rivalisierend trat ihnen England zur Seite und, weniger gefährlich, auch Frankreich.

Schweden

Wie die Erfolge, die Frankreich im Dreißigjährigen Kriege errungen hatte, ergänzt wurden durch den 1659 beendigten siegreichen Krieg gegen Spanien, genau so vollendete um dieselbe Zeit Schweden die Errungenschaften des Dreißigjährigen Krieges durch einen Krieg gegen seine alten Rivalen Polen und Dänemark: es erreichte dadurch 1658 den Höhepunkt seiner Macht, die Vorherrschaft im Nordosten Europas. War

Sturz Polens

das an sich schon ein Schlag gegen Polen, so mußte dieses auch noch das Herzogtum Preußen aus seiner Lehnshoheit entlassen und litt zudem unter der Übermacht, die der Adel dem Königtum gegenüber besaß. Genau zu gleicher Zeit (1660 durch den Frieden von Oliva, 1659 durch den Pyrenäenfrieden) endete die Großmachtstellung Polens und die Vormachtstellung Spaniens. Das ist kein Zufall, denn beide Staaten waren, wie wir wissen (§ 108), die Vertreter der katholischen Reaktionspolitik gewesen. Den Gewinn davon hatten vor allem Frankreich und Schweden, die Gegner Spaniens und Polens im 16. Jahrhundert, die Verbündeten des Dreißigjährigen Krieges: ihre Geschicke nahmen auch weiterhin noch einen parallelen Gang.

Lage Deutschlands

Für Deutschland bewirkte der Dreißigjährige Krieg eine völlige Lähmung des Reiches. Die Selbständigkeit der Einzelstaaten war anerkannt, die Grenzgebiete waren an das Ausland verloren, dessen Einmischung in die inneren Angelegenheiten bestand zu Recht, das wirtschaftliche Gedeihen und das geistige Leben des Volkes hatte schwere Einbußen erlitten. Gerettet aber war die Freiheit des Protestantismus und damit die Grundlage der neuen geistigen Bildung; dazu hatten die

Brandenburg

Einzelstaaten die Möglichkeit einer größeren Betätigung gewonnen. Unter ihnen begann Brandenburg sich emporzuarbeiten und befreite bereits sein Preußen von der polnischen Herrschaft.

Österreich

Die deutschen Habsburger waren in Deutschland unterlegen, in Ungarn aber behauptete Österreich seine bisherige Stellung. Es war

Türkei

ein Glück für Österreich und Deutschland, daß die Türkei seit Suleimans Tode ihre Offensivkraft gegen Europa einbüßte und durch die Konflikte mit Persien in Anspruch genommen wurde, auch unter inneren Schwierigkeiten litt. Hätte sie, wie in den Zeiten Franz' I., während des großen Krieges sich mit den Feinden Habsburgs zu energischen Angriffskriegen verbündet, so hätte das für Deutschland sehr verhängnisvoll werden können; erst nach 1660 begann die Türkei in einem neuen Aufschwung sich wieder kriegerisch gegen den Westen zu wenden.

Erstes Kapitel.

Der Dreißigjährige Krieg.

A. Der böhmisch-pfälzische Krieg (1618—1623).

§ 193. Der Ausbruch des Krieges. Ferdinands Bedrängnis (1618—1620). Seitdem Erzherzog Ferdinand zum Nachfolger des Matthias bestimmt war (§ 182), erhob die Reaktionspartei in Böhmen stolzer ihr Haupt. Das zeigte sich in kleineren Verletzungen des Majestätsbriefes, besonders aber bei der Behandlung der schon seit Jahren schwebenden Streitfrage über den Bau protestantischer Kirchen auf geistlichen Gütern. Ihrer Auffassung des „Vergleichs" folgend (§ 181), hatten die Protestanten in Braunau und Klostergrab auf geistlichem Gebiete Kirchen errichtet. Bisher waren dagegen zwar Verfügungen erlassen worden, aber es war nicht eingeschritten. Jetzt sollte das geschehen. Die Übergabe der Kirche in Braunau an den dortigen Abt wurde durch den bewaffneten Widerstand der Bürgerschaft vereitelt, die Kirche in Klostergrab aber wurde niedergerissen. Darauf beriefen die Defensoren (§ 181) die protestantischen Stände und richteten eine Beschwerdeschrift an Matthias. Indes die Antwort des Kaisers fiel verweisend aus. Da erschienen unter der Anführung des Grafen Matthias von Thurn die Abgeordneten der utraquistischen Stände bewaffnet auf der Staatskanzlei, um die mit der Verwaltung Böhmens betrauten kaiserlichen Räte, denen man mit Unrecht das scharfe Schreiben schuld gab, zur Rede zu stellen und — das wenigstens war die Absicht der Führer, die den Bruch unheilbar machen wollten — zu ermorden. Nach kurzem Wortstreite ergriffen die Aufrührer nach dem vorher verabredeten Plan zwei der anwesenden Statthalter, Martinitz und Slawata, und warfen sie nebst dem Geheimschreiber Fabricius zum Schloßfenster hinunter. Aber trotz der Höhe (25 Ellen) und der nachgefeuerten Schüsse kamen alle drei mit dem Leben davon.

Böhmische Wirren — 1617 — 1618 — Fenstersturz 23. Mai 1618

Der Prager Fenstersturz, der „Anfang und die Ursache alles folgenden Wehs", war eine Tat offener Rebellion, und so setzten auch die utraquistischen Stände eine provisorische Regierung von dreißig Direktoren ein, verjagten die Jesuiten und rüsteten ein Kriegsheer unter Thurns Oberbefehl. Die Nachricht von diesen Vorgängen füllte die Seele des kränklichen Kaisers mit Besorgnis; allein seine und Khlesls Neigung zur Nachgiebigkeit wurde von Ferdinand und dem spanischen Gesandten (§ 161) bekämpft. Durch einen Gewaltstreich wurde Khlesl nach Tirol entführt, und nun rückten kaiserliche Söldner unter Bouquoy und Dampierre in Böhmen ein. Aber Thurn unterstützt von dem tapferen Scharenführer Ernst von Mansfeld welcher von dem mit Spanien verfeindeten Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen (§ 122) im Einvernehmen mit Friedrich V. von der Pfalz den Böhmen zu Hilfe geschickt wurde, schlug die feindliche Armee zurück und drang nach Österreich vor, hatte jedoch hier zunächst keine Erfolge.

Kriegerische Maßnahmen — Juli, August

Da gab der Tod des Matthias das Zeichen zur weiteren Ausbreitung des Aufstandes. Die Furcht der Protestanten vor dem unter Ferdinand drohenden „spanischen Dominat" bestimmte Schlesien,

20. März 1619

von wo schon vorher Truppen unter Johann Georg v. Jägerndorf zu den Böhmen gestoßen waren, die Lausitzen und Mähren zum Anschluß an Böhmen.

Anf. Juni 1619

Nun wollte Thurn auch Österreich gewinnen und erschien vor Wien. Eine Deputation der österreichischen Stände verlangte in drohender Haltung Religionsfreiheit von Ferdinand; dieser aber blieb fest und wurde durch die Ankunft Dampierrescher Reiter, die in den Burghof sprengten, aus der peinlichen Lage befreit. Bald darauf mußte Thurn aus Mangel an Lebensmitteln und Geld abziehen, und auch aus Böhmen kam die Kunde von einem Siege Bouquoys über Mansfeld.

Ferdinand II. 1619—1637

Damit war die erste und schwerste Gefahr für Ferdinand beseitigt. Und nun fiel auch die Kaiserwahl zu seinen Gunsten. Der Pfalzgraf hatte den klugen Plan, dem Herzoge Maximilian von Bayern die deutsche Krone zuzuwenden und dadurch die beiden mächtigsten katholischen Fürsten in unversöhnliche Feindschaft zu bringen; indes gerade deshalb lehnte Maximilian ab. Da nun auch Kursachsen, seiner bisherigen antipfälzischen Politik folgend (§ 179), für Ferdinand eintrat, gaben Kurpfalz und Brandenburg den Widerspruch auf, und so wurde Ferdinand einstimmig

28. Aug. 1619

zum Kaiser gewählt. Das war ein großer Erfolg, der um so mehr ins Gewicht fiel, als die Böhmen zwei Tage zuvor den Kurfürsten

Friedrich V. v. d. Pfalz 26. Aug. 1619

Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige gewählt hatten. Die Wahl war auf ihn gefallen, weil er das Haupt der Union war und mit den Niederlanden und mit England, dessen König sein Schwiegervater war, in nahen Beziehungen stand (§ 182); noch lieber freilich hätte man den sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. gewählt, indes dieser verhielt sich völlig ablehnend. Obgleich der englische König keine Hilfe zusagte, die Union nur die Verteidigung der pfälzischen Erblande versprach und mancher, unter anderm die eigene Mutter, vor dem gefahrdrohenden Geschenk warnte, nahm Friedrich V. die angebotene Krone an; dabei trieb ihn nicht so sehr seine ehrgeizige Gemahlin, als der Fürst Christian von Anhalt. Am 31. Oktober zog er in Prag ein und wurde am 4. November unter großer Prachtentfaltung gekrönt.

Bethlen Gabor

Gleichzeitig erstand Ferdinand noch an anderer Stelle eine ernste Gefahr. Bethlen Gabor von Siebenbürgen (§ 182) rückte in das kaiserliche

Ende Nov.

Ungarn ein, nahm Preßburg und erschien vor Wien, wohin auch die Böhmen vorrückten. Freilich mußte Bethlen Gabor wegen einer in Ungarn entstandenen und von Polen unterstützten Gegenbewegung wieder

8. Jan. 1620

zurück, doch wurde er von einem Reichstage in Preßburg zum „Fürsten von Ungarn“ erhoben; Ferdinand aber schloß mit ihm Waffenstillstand

Jan. 1620

auf Grund des gegenwärtigen Besitzstandes. Um dieselbe Zeit erklärten auch die oberösterreichischen Stände Ferdinand für abgesetzt, während die niederösterreichischen ihm wenigstens nicht huldigten.

Ferdinands Bündnisse

§ 194. Ferdinands Bündnisse und Friedrichs V. Isolierung. Dem Abfall der böhmischen Lande, Ungarns und Österreichs gegenüber schien Ferdinand, wenn man nur seine eigenen Mittel (Steiermark) berücksichtigte, fast hilflos, aber er hatte bereits während des Winters 1619/20 in der Gewinnung von Bundesgenossen weit größeren Erfolg gehabt als Friedrich V. Zunächst gelang es ihm, eine große katholische Allianz zustande zu bringen. Der Papst zahlte Subsidien; Philipp III. von Spanien, ein Schwager Ferdinands, versprach namhafte Hilfsgelder und einen Angriff auf die Pfalz; der Jesuitenkönig von Polen, ebenfalls

ein Schwager Ferdinands, gestattete die Anwerbung von Kosaken; ein dritter Schwager, der Großherzog von Toskana, die eines Kürassierregiments; am wichtigsten aber war das Bündnis mit Maximilian von Bayern, dessen Haltung ja aus den früher (§ 182) angeführten Gründen zweifelhaft sein konnte. Er verpflichtete sich mit der Liga zur Unterstützung des Kaisers, wußte dabei aber seine fürstlichen Interessen klug zu wahren: er erhielt das Recht, zur Sicherung seiner Kosten ein österreichisches Erbland in Pfandbesitz zu nehmen, und das Versprechen, daß die pfälzische Kur und ein Teil der pfälzischen Lande an ihn übergehen solle. Es war ein Abkommen, das an die Zeiten des Moritz von Sachsen (§ 69) erinnerte: in beiden Fällen unterstützte die herzogliche Linie eines Hauses (hier der Wittelsbacher, dort der Wettiner) den Kaiser und stieg damit auf Kosten der kurfürstlichen Linie empor, nur daß jetzt damit kein Kampf gegen die eigenen Glaubensgenossen verbunden war. Aber auch nach dieser Richtung kehrte in gewissem Sinne die Lage des Schmalkaldischen Krieges wieder, indem Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, getrieben besonders von seinem strenglutherischen Hofprediger Hoë von Hoënegg, sich dem Kaiser anschloß. Es war dieses Bündnis die Konsequenz der seit fünfzig Jahren von Kursachsen beobachteten Haltung (§ 177 ff.); es wirkte dabei die Feindschaft des sächsischen Luthertums gegen den pfälzischen Calvinismus, die Besorgnis, daß die böhmische Rebellion das fürstliche Erbrecht überhaupt bedrohe, die Furcht vor den Ernestinern und das Versprechen des Kaisers, zum Lohn für die geleistete Hilfe die Lausitzen zu verpfänden; dazu erhielt der Kurfürst noch die Zusicherung, daß den nieder- und obersächsischen Ständen die geistlichen Güter nicht mit Gewalt entrissen, und daß die Lutheraner der habsburgischen Lande in ihrer Religion nicht gestört würden. Das Bündnis mit Kursachsen war für die katholische Sache ein so unerwarteter und so großer Gewinn, daß man in Spanien zunächst daran gar nicht glauben wollte.

Bayern

Sachsen

März 1620

Während so Ferdinand umfassende Allianzen schloß, blieben die gleichen Bemühungen Friedrichs V. erfolglos. Hinderlich war ihm, daß die böhmische Erhebung eine Rebellion gegen den rechtmäßigen Landesherrn war. Deshalb und weil er für seinen Sohn die Hand einer spanischen Prinzessin erstrebte (§ 226), verweigerte Jakob I. von England jede Unterstützung; Frankreich wurde durch die katholischen Sympathien des Hofes (§ 217) zur Neutralität bestimmt; die Niederlande gaben zwar Geld, schonten aber ihre Kräfte für den Wiederausbruch des Krieges (§ 222) gegen Spanien; Gustav Adolf kämpfte zunächst gegen Polen (§ 172); die Union aber wollte sich nur zur Verteidigung der Pfalz verpflichten und schloß mit der Liga Frieden, als diese versprach, die Pfalz nicht anzugreifen. So blieb nur Bethlen Gabor, der trotz des mit Ferdinand abgeschlossenen Waffenstillstandes (§ 193) an dem Bündnis mit Böhmen festhielt und von einem ungarischen Reichstage zum König von Ungarn erhoben wurde. Von dieser ungarischen Unterstützung abgesehen, war Friedrich in dem bevorstehenden Kampfe auf Böhmen angewiesen. Hier aber herrschte bereits Verstimmung: die Einführung calvinistischer Gebräuche verletzte die Utraquisten, die Prunksucht des Königs schädigte die Finanzen, und die Bevorzugung der pfälzischen Beamten erbitterte den Adel; die Opferfreudigkeit für die Sache des erwählten Königs war mithin sehr gering.

Friedrichs V. Lage

3. Juli 1620

Jan. 1620

27. Aug. 1620

§ 195. Ferdinands Sieg in den Erblanden (1620—1622). So hatte sich die Gesamtlage schon völlig zugunsten Ferdinands gewandt, als Maximilian und Tilly mit der ligistischen Armee, nachdem sie Ober- und Niederösterreich bezwungen und sich mit den kaiserlichen Truppen vereinigt hatten, in Böhmen einrückten. [Sept. 1620] Sie lagerten zuerst vor Pilsen, das Mansfeld besetzt hielt, und marschierten dann auf Prag. Vor den Toren der Stadt auf dem Weißen Berge [Weißer Berg 8. Nov. 1620] gewann Tilly über die von Christian von Anhalt und Thurn geführten, aber schlecht bezahlten und schlecht disziplinierten Truppen Friedrichs einen vollständigen Sieg. Eine einzige Stunde entschied hier Böhmens Schicksal. Friedrich V., der „Winterkönig", wie ihn die Gegner nannten, verlor so sehr allen Mut, daß er am nächsten Morgen in größter Eile nach Schlesien entfloh, obgleich sich im Kriegsrat Stimmen für die Verteidigung Prags erhoben und Bethlen Gabor in Anmarsch war. [Dez. 1620] Von Breslau eilte er dann über Berlin nach den Niederlanden. Böhmen war unterworfen; nur Ernst von Mansfeld, der vor der Schlacht hochverräterische Verhandlungen über die Übergabe Pilsens — es steht dahin, ob sie ernst gemeint waren — geführt und an der Schlacht nicht teilgenommen hatte, setzte den Krieg in der Gegend von Pilsen noch fort, bis seine Truppen die Stadt in seiner Abwesenheit den Kaiserlichen überlieferten. [26. März 1621]

[Lausitz Schlesien] Wie in Böhmen brach auch in dessen Nebenländern der Widerstand zusammen. In die Lausitz waren die Sachsen eingerückt; für Friedrich kämpfte hier der Hohenzoller Johann Georg von Jägerndorf. Er warf sich nach Bautzen und bewirkte, daß sich die Stadt erst nach einer vier Wochen dauernden Belagerung den Sachsen ergab. [5. Okt. 1620] Nach der Prager Schlacht knüpften die Stände Verhandlungen an und huldigten dem Kurfürsten Johann Georg [1621] als kaiserlichem Kommissar gegen Zusicherung ihrer politischen und religiösen Freiheiten; dieselbe Zusicherung gab der Kurfürst dann auch den Ständen Schlesiens, als er in Vertretung des Kaisers deren Unterwerfung entgegennahm. Mit Bethlen Gabor endlich schloß Ferdinand den Frieden von Nikolsburg, [6. Jan. 1622] in dem Bethlen auf die ungarische Krone verzichtete, aber Ostungarn, Ratibor und Oppeln erhielt.

[Reaktion in Böhmen] Nach seinem Siege verhing Ferdinand, unbekümmert um seine dem sächsischen Kurfürsten gegebenen Versprechungen, über Böhmen eine durchgreifende politische und kirchliche Reaktion. Es beeinflußten ihn dabei besonders der päpstliche Nuntius Caraffa und der Jesuit Lamormain (eigentlich Germain von La Moire Mennie, in deutscher Verdrehung Lämmermann genannt), der schon in Graz als Rektor des dortigen Jesuitenkollegs Ferdinand nahe gestanden hatte und Anfang 1624 sein Beichtvater wurde. Der nach der Prager Schlacht mit der Verwaltung Böhmens betraute und 1622 zum Statthalter ernannte Karl von Liechtenstein (der erste Fürst seines Hauses) suchte die harten Gewaltmaßregeln vergebens zu mildern. Von den Teilnehmern am Aufstande wurden 24 der vornehmsten Adligen in Prag hingerichtet; [21. Juni 1621] weiter wurde in den nächsten Jahren etwa ein Drittel der Güter des Adels konfisziert und teils verschenkt, teils billig verkauft, wobei sich Wallenstein einen ausgedehnten Besitz erwarb (§ 198). Diesen Strafgerichten ging die Unterdrückung des Protestantismus parallel. Ferdinand soll den Majestätsbrief mit eigner Hand zerrissen haben: ausgewiesen wurden 1621 die calvinischen, 1622 die lutherischen Geistlichen, dann die Nichtkatholiken überhaupt. Es wanderten nun zahlreiche böhmische Exulanten nach Sachsen und der Lausitz; es ist berechnet

worden, daß die Bevölkerung Böhmens 1618 vier Millionen, 1648 nur etwa 800 000 Seelen betragen habe. An der Rekatholisierung arbeiteten die Jesuiten und die den Protestanten ins Quartier gelegten Dragoner, die berüchtigten „Seligmacher"; um das Ansehen des Hus zu verdrängen, wurde die Verehrung Nepomuks gefördert (II, § 296). Die ständischen Rechte wurden durch die erneuerte Landesordnung von 1627 sehr stark beschränkt (§ 199).

In ähnlicher Weise schritt die Regierung in Mähren ein, das der Kardinal Dietrichstein verwaltete, und in Ober- und Niederösterreich. Nicht so schlimm trat die Reaktion in Schlesien auf; verschont blieben die in sächsischer Pfandschaft befindlichen Lausitzen.

§ 196. Der Krieg in der Pfalz (1622–1623). Mit der Niederwerfung der habsburgischen Erblande war der unmittelbare Zweck des Krieges erreicht; indes die Sieger wollten sich damit nicht begnügen. Schon im August 1620 hatte Spinola mit spanischen Truppen einen Angriff auf die Pfalz unternommen, Maximilian von Bayern verlangte die ihm versprochene Kurwürde, und der Kaiser belegte, ohne die dazu nötige Zustimmung des Kurfürstenkollegs einzuholen, nach einem Spruche des Reichshofrats Friedrich V., Christian von Anhalt und Johann Georg von Jägerndorf mit der Reichsacht. Dadurch machte er die gegen den König von Böhmen gerichtete Erhebung zu einem Verbrechen gegen den Kaiser und verwandelte die rein böhmische Angelegenheit in eine deutsche. Es wirkte dabei mit die Hoffnung der katholischen Reaktionspartei, die Gunst der Lage zu weiterer Unterdrückung der Reformation verwerten zu können, sowie das Streben der spanischen Politik, die in Westeuropa erlittenen Niederlagen in Deutschland wieder gutzumachen (§ 161).

Übertragung des Krieges auf das Reich — *22. Jan. 1621*

So groß nun die Gefahr war, so unsicher blieb die Haltung der Protestanten. England, Holland und Dänemark verhandelten zwar über eine Unterstützung der Union, leisteten aber zunächst keine Hilfe, und die Union selbst löste sich bald unter dem Hohn der Gegner auf. Für Friedrich führten nur Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig und Georg Friedrich von Baden-Durlach die Waffen.

Lage Friedrichs V. — *Mai 1621*

Christian von Braunschweig, ein rauher Kriegsmann, der sich „Gottes Freund und der Pfaffen Feind" nannte, trat teils aus angeborener Waffenlust, teils aus Besorgnis, der Kaiser möchte ihm das Bistum Halberstadt, dessen Verwalter er war, entreißen, als Kämpfer für die ihm nahe verwandte unglückliche Böhmenkönigin Elisabeth auf, deren Handschuh er mit ritterlicher Galanterie an seinem Reiterhelm trug. Während er mit einem geworbenen Heerhaufen in Westfalen einfiel, seine Raublust an Klöstern und geistlichen Stiftern ausließ und die zerstörende Kriegsfackel bis an den Main trug, zog Mansfeld aus der Oberpfalz (die Maximilian in Besitz nahm und durch Jesuiten bekehren ließ) durch Franken nach der Rheinpfalz. Sein Kriegsruhm führte ihm beutelustige Streiter aus allen Gauen zu; Plünderungen und Brandschatzungen gaben ihm die Mittel zum Unterhalt; die Bistümer und Stifter am Rheine und die Klöster im Elsaß fühlten besonders den Druck seiner Kriegsscharen. Zu ihm stieß Georg Friedrich von Baden, den sein Eifer für den Protestantismus in den Kampf führte. Beider Macht war so groß, daß der flüchtige Pfalzgraf es wagte, in seine Erbstaaten zurückzukehren.

Okt. 1621

Vereinigt lieferten Georg Friedrich und Mansfeld dem in die Pfalz einrückenden Tilly bei Wiesloch (Mingolsheim) ein siegreiches Treffen. Als sich aber die Sieger bald nachher trennten, verlor Georg Friedrich die Schlacht bei Wimpfen wider Tilly und den spanischen Feldherrn Gonsalvo de Cordova; daß dabei 400 Pforzheimer Bürger den Markgrafen mit Aufopferung ihres eigenen Lebens gerettet hätten, hat

27. April 1622 — *6. Mai 1622*

sich als unbegründete Sage erwiesen. Einige Wochen später erlag auch der von Norden heranrückende Christian von Braunschweig bei Höchst den ligistischen und spanischen Truppen; mit dem Reste seiner geschlagenen Armee gesellte er sich zu Mansfeld. (20. Juni 1622)

Unterwerfung der Pfalz

Inzwischen hatte Jakob von England durch Verhandlungen die Wiedereinsetzung seines Schwiegersohnes zu erreichen gesucht; da der Kaiser als Vorbedingung dafür die Niederlegung der Waffen forderte, so entließ Friedrich die beiden Heerführer aus seinem Dienste (Georg Friedrich war schon vom Kampfe zurückgetreten) und begab sich nach Holland zurück. Mansfeld und Christian wandten sich durch Lothringen nach den spanischen Niederlanden und gewannen hier bei Fleurus einen halben Sieg über die Spanier unter Cordova. (29. Aug. 1622) Mansfeld lieferte diese Schlacht im Dienste der Generalstaaten, die seit Ablauf des Waffenstillstands mit Spanien im Kriege lagen (§ 222), wurde aber von ihnen nach drei Monaten (auf diese Zeit lautete sein Dienstvertrag) wieder entlassen und zog nach Ostfriesland; hier stieß dann auch Christian wieder zu ihm. Nach Mansfelds Abzug beendete Tilly mit der Eroberung von Heidelberg (19. Sept. 1622) und Mannheim (4. Nov.) die Unterwerfung der Pfalz; nur Frankenthal hielt sich bis zum März des nächsten Jahres.

Die berühmte, aus den kostbarsten Manuskripten und Codices bestehende Heidelberger Bibliothek (Bibliotheca Palatina) wurde auf Maximilians Befehl aus der Kirche zum Heiligen Geist weggeführt und als Ersatz für geleistete Hilfe dem römischen Hofe übersandt. Erst nach dem Pariser Frieden wurde ein kleiner Teil der geraubten Schätze, den Napoleon I. aus Rom nach Paris gebracht hatte, zurückerstattet. Beim fünfhundertjährigen Universitätsjubiläum (1886) ließ Leo XIII. einen Katalog der geraubten Bücher, nicht etwa diese selbst, als seine Festgabe in Heidelberg überreichen.

Trotz aller Vorstellungen des englischen Königs erlangte aber Friedrich seine Erblande nicht zurück, vielmehr berief Ferdinand einen Fürstentag nach Regensburg, um die pfälzische Kur auf Maximilian zu übertragen. Da die protestantischen Fürsten widersprachen und selbst Spanien abriet, erhielt Maximilian (1623) zwar die Kur, jedoch nicht erblich, sondern nur persönlich. Aber auch so hatte der Protestantismus im Kurfürstenrate eine Stimme eingebüßt, und zugleich machte die katholische Reaktionspolitik in der Rekatholisierung der Pfalz Fortschritte.

B. Der niedersächsisch-dänische Krieg (1623—1630).

Erweiterung des Krieges

§ 197. Die Erweiterung des deutschen Krieges zum europäischen.

Der böhmische Krieg war zum deutschen geworden: nun wurde der deutsche allmählich zum europäischen. Das geschah durch die Verlegung des Krieges nach Norddeutschland und durch die Haltung der auswärtigen Mächte.

Niederdeutschland

Nach der Unterwerfung der Pfalz marschierte Tilly nach Nordwestdeutschland, um die abenteuernden Söldnerführer Mansfeld und Christian unschädlich zu machen. Während jener noch in Ostfriesland auf einen Herrn wartete, der ihn in Dienst nehmen würde, hatte dieser sich südwärts gewandt, mußte aber auf Verlangen der niedersächsischen Stände, die seine wilden Scharen los sein wollten, den niedersächsischen Kreis räumen und wollte nun in den holländisch-spanischen Krieg eingreifen. Da wurde er von Tilly bei Stadtlohn (6. Aug. 1623) entscheidend geschlagen und entkam mit nur 2000 Mann nach Holland. Inzwischen hatte Mansfeld

nach verschiedenen Seiten hin Verhandlungen angeknüpft, u. a. mit Frankreich, um in dessen Diensten im Veltlin (siehe unten) gegen Spanien zu kämpfen; als sich das zerschlug, übergab er gegen eine große Geldsumme die festen Plätze des von seinen Truppen furchtbar ausgesogenen Ostfriesland den Generalstaaten, löste sein Heer auf und ging über Holland nach England. Damit gab es auch in Norddeutschland kein Heer mehr, das dem Kaiser hätte Widerstand leisten können. Ferdinand war geneigt, sich mit den errungenen Erfolgen zu begnügen, zumal auch Bethlen, der 1623 in der Hoffnung auf das Herannahen des Halberstädters den Krieg erneuert hatte, jetzt wieder Frieden schloß. Indes Maximilian und die Liga hielten die Lage für günstig, die so lange vergeblich betriebene Durchführung des Geistlichen Vorbehalts (§ 175), d. h. die Rückforderung der eingezogenen Stiftslande und damit die Rückführung des Katholizismus zu erreichen; im gleichen Sinne wirkten die jesuitischen Ratgeber des Kaisers und die spanische Politik. So blieb Tilly in Norddeutschland stehen, bedrückte das Land sehr und traf Maßregeln im Sinne der katholischen Reaktion.

Anf. 1624

Mai 1624

Außerdem aber konnte Maximilian mit Recht darauf hinweisen, daß die Haltung des Auslandes eine Abrüstung unmöglich mache. Hier hatte nämlich das Aufsteigen der habsburgischen Macht schwere Besorgnisse geweckt: die Gegensätze des 16. Jahrhunderts (§ 108) lebten wieder auf, und der Kampf gegen das habsburgisch-katholische System begann von neuem. Wir wissen, daß der Krieg zwischen Spanien und den Niederlanden nach Ablauf des 1609 geschlossenen Waffenstillstandes (§ 136) wieder ausgebrochen war. In Frankreich nahm man die antispanische Politik Heinrichs IV. wieder auf; insbesondere trieben dazu die Absichten Spaniens auf die Pfalz (§ 196) und auf das Veltlin, das die beste Verbindung zwischen Mailand und Tirol abgab. Als unter Benutzung der dort herrschenden Zwistigkeiten zwischen Katholiken (unter Führung der Familie Planta) und Protestanten (unter Georg Jenatsch) österreichische und spanische Truppen das Veltlin besetzten, schlossen Frankreich, Savoyen und Venedig einen Bund gegen Spanien. Die damit eingeleitete antispanische Politik setzte dann Richelieu, seit August 1624 leitender Minister, mit Energie und Klugheit fort: sie war ihm die wichtigste Aufgabe seiner auswärtigen Politik (§ 218); in ihrer Lösung strebte er danach, seinem Staate die erste Stelle in Europa zu erringen. — Um dieselbe Zeit vollzog sich auch ein Umschwung in England. Als Jakobs I. Plan, seinen Sohn Karl mit einer spanischen Prinzessin zu vermählen, gescheitert war (§ 226), lenkte er endlich in die Politik ein, die den großen Traditionen Elisabeths und den Wünschen des Parlaments entsprach; er dachte an Rüstungen zur Rückführung seines Schwiegersohnes nach der Pfalz und näherte sich Frankreich; es wurde die Vermählung seines Sohnes mit einer Schwester des französischen Königs verabredet (§ 226) und ein Bündnis mit Holland geschlossen. — Längst richtete Christian IV. von Dänemark sein Augenmerk auf die deutschen Dinge, zumal er als Herzog von Holstein deutscher Reichsfürst war und für seinen Sohn nach deutschen Bistümern strebte (§ 164); dadurch hatte er eine unmittelbare Interessengemeinschaft mit den niedersächsischen Ständen, die durch Tillys Auftreten in schwere Sorgen geraten waren. — Endlich war auch Gustav Adolf von Schweden bereit, in den deutschen Krieg einzugreifen und

Das Ausland

Frankreich

1623

England

Juni 1624

Dänemark

Schweden

im Kampfe gegen das katholische Habsburg zugleich Schwedens Unabhängigkeit gegen das katholische Polen zu wahren (§ 172). Freilich war ein gemeinsames Vorgehen beider Könige wegen der sonst zwischen ihnen bestehenden Gegensätze (§ 172) nicht möglich. Durch Verhandlungen mit England gelang es Christian IV. denn auch, seinen schwedischen Rivalen beiseite zu schieben; Gustav Adolf wandte sich nun zuerst einem Kriege gegen Polen zu, **Christian IV.** aber wurde von den niedersächsischen Ständen zum **Kreisobersten** für den Krieg gegen den Kaiser erwählt. Gegen Ende des Jahres kam dann im Haag das Bündnis mit England und Holland zum Abschluß, worin diese sich zu Geldzahlungen an den Dänenkönig verpflichteten. Außerdem aber hatte auch **Mansfeld** bereits mit englischem und französischem Gelde ein neues Heer für den Pfalzgrafen werben können.

Christian IV. Kreisoberster Juni 1625

Dez. 1625

§ 198. Wallensteins Rüstung. Das damalige Heerwesen. Während sich das große Bündnis gegen den Kaiser vorbereitete, hatte sich dessen militärische Lage wesentlich gebessert. War er militärisch bisher in der Hauptsache auf die Liga angewiesen gewesen, so erhielt er jetzt ein eigenes Heer; diese für ihn sehr günstige Wendung trat ein durch **Albrecht Eusebius Wenceslaw von Waldstein (Wallenstein).**

Wallenstein

Wallenstein entstammte dem protestantischen Zweige einer altböhmischen Adelsfamilie und wurde am 24. (14.) September 1583 zu Hermanic geboren. Von seinen Eltern und nach deren frühem Tode (die Mutter starb 1593, der Vater 1595) von einem Oheim wurde er evangelisch erzogen und von böhmischen Brüdern (II, § 318) unterrichtet. Die früher allgemein herrschende Ansicht, daß er dann von einem anderen Oheim dem Jesuitenkolleg in Olmütz überwiesen worden und hier zum Katholizismus übergetreten sei, ist neuerdings als irrig erwiesen worden; er besuchte vielmehr von 1597 bis 1599 die evangelische Lateinschule in Goldberg in Schlesien und wurde erst später katholisch, wahrscheinlich 1606 während eines Aufenthalts in Mähren, wo er bei einem eifrig katholischen Schwager seiner Mutter durch den Jesuitenpater Veit Pachta für den Katholizismus gewonnen wurde und im Olmützer Kolleg übertrat. Dazu stimmt, daß er (nach der alten Ansicht trotz seines Übertritts) 1599 die protestantische Universität Altdorf (bei Nürnberg) bezog. Von hier schon im nächsten Jahre wegen nächtlicher Unruhen und wegen eines Duells relegiert, weilte er einige Zeit als Edelknabe am Hofe des Markgrafen Karl von Burgau, des Sohnes des Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welser (§ 181); daß die Rettung bei einem Fenstersturz ihn dem Katholizismus geneigt gemacht haben sollte, ist wenig wahrscheinlich. Dann machte er eine längere Reise durch Italien, wo er sich in Padua astrologischen Studien hingab, Frankreich, Holland und England. Zurückgekehrt, nahm er Kriegsdienste und kämpfte in Ungarn unter Basta (§ 181). Nach dem Friedensschlusse ging er über Mähren (wahrscheinlich wurde er hier katholisch) nach Böhmen und gewann dann unter Vermittlung des Jesuiten Pachta, der schon seinen Religionswechsel bewirkt hatte (sollte dieser Religionswechsel mit der Aussicht auf die reiche Heirat zusammenhängen?), die Hand der zwar schon älteren, aber sehr reichen Witwe Lukrezia von Landeck. Bei ihrem Tode hinterließ sie ihm ihre ausgedehnten Güter, und zugleich beerbte er einen Oheim; dadurch erhielt er die Mittel zu glänzendem Auftreten und zur Anwerbung eines Dragonerregiments, mit dem er im Dienste des Erzherzogs Ferdinand an dessen Kriege gegen Venedig teilnahm. Als dann der böhmische Aufstand ausbrach, hielt er zum Kaiserhause; er kämpfte vor Wien gegen die Böhmen, sein Regiment nahm auch an der Schlacht am Weißen Berge teil, und er selbst stand in den nächsten Jahren gegen Bethlen Gabor im Felde. Den Lohn für diese Haltung empfing er bei den böhmischen Strafgerichten (§ 195). Er gehörte einem Konsortium an, das vom Kaiser die Münzprägung für Böhmen, Mähren und Niederösterreich erhielt und minderwertige Münzen prägte; ehe der Kaiser deren Wert herabsetzte, erwarb er mit diesem Gelde für Schleuderpreise zahlreiche konfiszierte Güter und kaufte dann vom Kaiser sehr billig die Herrschaft Friedland; durch nicht ganz lautere Mittel wußte er auch die Güter seiner mütterlichen Verwandten an sich zu bringen. Seine Vermählung mit Isabella Katharina von Harrach, deren Vater dem Kreise des Ministers Eggenberg angehörte, brachte ihn in noch nähere Beziehung zum Wiener Hofe. Zum Fürsten erhoben,

1604—1605

1606

1609

1614

1617

1618

1620

1621—1623

1623

erlangte er die Umwandlung seines Gesamtbesitzes in ein Fürstentum Friedland, das 9 Städte, 57 Schlösser und Dörfer und 3500 Lehnsgüter umfaßte; hier hatte er im wesentlichen die Stellung eines Landesherrn im Sinne des deutschen Reichsfürstentums. 1624

Werbung eines Heeres

Im Hinblick auf die durch eine europäische Koalition dem Kaiser drohenden Gefahren erbot er sich nun zur Anwerbung einer Armee. Es lag im Interesse Ferdinands, von der Liga unabhängiger zu werden; so ernannte er ihn zum „Capo" all seiner Truppen und ermächtigte ihn, außerdem noch ein Heer von 15000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern zusammenzubringen; bald darauf verlieh er ihm die Herzogswürde. Die Werbungen hatten den gewünschten Erfolg. 7. April 1625

Heerwesen

Die bekannte Erzählung, nach der Wallenstein auf die Aufforderung, 20000 Mann zu werben, geantwortet habe, nicht 20000, wohl aber 50000 könne er erhalten, ist unhistorisch, charakterisiert aber das damalige Heerwesen. Es war eben die Zeit, in der der Krieg sich selbst ernähren mußte, in der die Heere von den Ländern lebten, in denen sie weilten; und da schienen die nötigen Kontributionen usw. für ein größeres Heer, das durch seine Größe Respekt einflößte, vielfach leichter ausführbar als für ein kleineres; zugleich erhellt daraus, weshalb die Truppeneinlagerungen für die davon betroffenen Lande so verderblich waren. Es kam hinzu, daß die Heere je länger je mehr von einem gewaltigen Troß begleitet wurden: zahlreiche Dirnen folgten den Soldaten, die ja das Kriegshandwerk als Beruf ansahen und kein eigenes Heim kannten; Soldatenkinder wuchsen im Lager auf, und über die Dirnen war ein „Hurenweibel" gesetzt. Diese Zustände haben sich im Laufe des Krieges fortdauernd verschlimmert; und damit hängt es wieder zusammen, daß schließlich in einem an Kopfzahl starken Heerlager die Zahl der Streiter verhältnismäßig klein war. Den Grundsatz, die Heere aus den besetzten Landschaften zu ernähren, hatten schon Mansfeld und Christian von Braunschweig befolgt, aber sie hatten dabei regellos geplündert; Wallenstein schuf dafür ein festes System: er schrieb bestimmte Lieferungen aus und bewirkte damit, daß die Hilfsmittel eines Landes besser ausgenutzt wurden.

Die Werbung eines Heeres, wie es Wallenstein zusammenbrachte, geschah damals in der Weise, daß der Souverän, in dessen Dienst geworben wurde, oder der von ihm bestellte oberste Feldhauptmann eine Anzahl Obersten ernannte, die nun die einzelnen Regimenter anwarben. Der Feldhauptmann wie die Obersten hatten dabei vielfach Geldvorschüsse (mindestens das Werbegeld und den ersten Monatssold) zu leisten, für die sie natürlich vom Kriegsherrn entschädigt werden mußten; sie betrachteten den Krieg überhaupt als ein Geschäft, das neben Ruhm und Ehre auch Gewinn bringen sollte. Und ähnlich dachten die Soldaten. Auch für sie war der Krieg ein Beruf; aus aller Herren Ländern eilten sie dorthin, wo sie Sieg und damit Beute und Vorteil erhofften. Von einem Kampfe für das Vaterland war nicht die Rede, bei sehr vielen auch nicht von einem Kampfe für die Religion; damit aber gewann die Person des Feldherrn als des idealen Mittelpunktes der Armee eine erhöhte Bedeutung. Verstand er es durch seine Siege und seine ganze Haltung die Truppen an sich zu fesseln, so konnte seine Stellung über die eines von einem Kriegsherrn eingesetzten Feldhauptmanns hinauswachsen: mangels anderer höherer Motive, für die sich die Truppen hätten begeistern können (und höhere Motive braucht schließlich doch jede Armee), wurde die Anhänglichkeit an ihn das ideale Motiv, und das wirkte um so stärker, als eben dieser Feldherr zugleich ihr Brotherr war. — Aus diesen Zuständen des damaligen Heerwesens erklärt sich zum guten Teil die Laufbahn Wallensteins und anderer Führer des großen Krieges; da aber die Wallensteins stets besonderes Interesse geweckt hat, so mußten diese Zustände hier beim Beginn seines ersten Generalats kurz skizziert werden.

Das Jahr 1625

§ 199. Der kombinierte Angriff der Evangelischen. Wallensteins und Tillys Siege (1626). Das Jahr 1625 brachte noch keine größeren Ereignisse. Christian IV. rückte bis Hameln, zog sich aber durch einen Sturz mit dem Pferde eine schwere Verletzung zu und ging nach Verden zurück, Tilly lagerte im Süden des niedersächsischen Kreises, Wallenstein zog durch Franken ebendahin, überwinterte im Halberstädtischen und Magdeburgischen und brachte durch fortgesetzte Werbungen sein Heer auf 50000 Mann. Friedensverhandlungen, die in Braunschweig stattfanden, führten nicht zum Ziele; dagegen wurde jetzt das schon (§ 197) erwähnte Bündnis zwischen Dänemark, Holland und England abgeschlossen.

Kriegsplan 1626 — a) Christian IV. — b) Mansfeld — c) Bethlen Gabor — d) Oberösterreich

Im nächsten Jahre gewann der Krieg einen Zug ins Große, da die antikaiserliche Liga einen *kombinierten Angriff* ins Werk setzte. Während Johann Ernst von Weimar am Rhein die Niederländer unterstützen sollte und *Christian* IV. direkt südlich gegen die Lande der Liga marschieren wollte, beabsichtigte *Ernst von Mansfeld* durch Brandenburg, dessen Kurfürst eine den Evangelischen wohlwollende Neutralität beobachtete, gegen die kaiserlichen Erblande vorzugehen. Zugleich dachte *Bethlen Gabor*, der sich damals mit einer Schwester des brandenburgischen Kurfürsten vermählte und dadurch auch der Schwager des Schwedenkönigs wurde (Stammbaum 8a), von Ungarn aus gegen Österreich vorzurücken. Gelang all das, so hätte der Kaiser schließlich in *Wien von drei Seiten* angegriffen werden können, und dazu wäre dann viertens eine *Bauernerhebung* in *Oberösterreich* gekommen. Demgegenüber fiel *Tilly* der Kampf gegen Christian, *Wallenstein* der gegen Mansfeld zu.

Schlacht a. d. Dessauer Brücke 25.(15.) April 1626 — 6. Mai 1626 — 30. Nov. 1626 — 24. Dez. 1626 — 28. Dez. 1626

Wallenstein besetzte den wichtigen Elbübergang bei Dessau (Roßlau) und brachte Mansfeld, der den Versuch machte, diese *Dessauer Elbbrücke* zu erobern, eine schwere *Niederlage* bei. Wenige Tage darauf schied Mansfelds alter Waffengefährte, Christian von Braunschweig, aus dem Leben. Mansfeld selbst wandte sich nach Brandenburg und wollte dann, durch Johann Ernst von Weimar verstärkt, durch Schlesien nach Österreich vordringen und dabei Bethlen die Hand reichen. Wallenstein folgte ihm, verlegte ihm in Mähren den Weg und nötigte ihn, nach Ungarn auszuweichen. Da aber Bethlen Friedensverhandlungen anknüpfte, gab Mansfeld den weiteren Kampf auf und wollte über Dalmatien nach Venedig und Frankreich gehen, um von diesen Staaten Subsidien zu erlangen; auf dem Wege dahin ist er in Bosnien unweit Serajewo gestorben, stehend in voller Rüstung auf zwei seiner Getreuen gestützt; bald darauf starb auch Johann Ernst von Weimar auf dem Wege nach Schlesien. Um dieselbe Zeit schloß Bethlen Frieden mit dem Kaiser, dessen Stellung in Ungarn sich auch dadurch befestigte, daß sein Sohn Ferdinand vor Jahresfrist zum König von Ungarn gewählt (27. November 1625) und gekrönt (8. Dezember) worden war.

Bauernerhebung in Oberösterreich — Mai 1626 — Juli 1626 — Nov. 1626

Während Mansfelds und Bethlens Angriff auf die kaiserlichen Erblande scheiterte, gelang auch die Unterdrückung der *Bauernerhebung in Oberösterreich*. Hier hatte wie in Böhmen, Mähren und Niederösterreich (§ 195) seit 1624 eine rücksichtslose Reaktion begonnen mit Ausweisung der evangelischen Geistlichen, Zwangseinquartierungen, Güterkonfiskationen usw. Als nun die Angriffsbewegung Mansfelds Aussicht auf fremde Hilfe eröffnete, entstand ein Aufstand der protestantisch gesinnten Bauern unter Führung von *Stephan Fadinger*, dem der durch die Güterkonfiskationen erbitterte Adel nicht entgegentrat. Da das Land in bayerischem Pfandbesitz war (§ 194), vereinigten sich Österreicher und Bayern zum Kampf gegen die Rebellen. Fadinger hatte anfangs Erfolge, so daß die Zahl der Aufständischen auf 80 000 stieg; nach seinem frühen Tode wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Als aber trotzdem die feindlichen Truppen im Lande furchtbar hausten, brach der Aufstand von neuem aus. Nun sandte Maximilian den Grafen von *Pappenheim* gegen die Bauern, und dieser besiegte sie trotz heldenmütigen Widerstandes in den Treffen bei Efferding, Gmunden, Vöcklabruck und Wolfsegg. Die

in solchen Fällen üblichen harten Strafgerichte beendeten die Bewegung. — Schneller erlag eine gleichzeitige Bauernerhebung in Böhmen, da hier die neuen, durch die Reaktion eingesetzten Gutsherren ihr widerstrebten. Ferdinand erließ dann die erneuerte Landesordnung, die die böhmische Krone als erblich bezeichnete, die Rechte des Landtags sehr einschränkte und nur den Katholiken den Schutz der Gesetze gewährte. — Oberösterreich löste der Kaiser aus der bayerischen Pfandschaft, indem er dem bayerischen Kurfürsten die Oberpfalz und die rechtsrheinische Rheinpfalz überließ.

Böhmen

1627

1628

Auch auf dem dritten, dem niedersächsischen Kriegsschauplatze siegte die Sache des Kaisers. Tilly gewann über den nach Süden vorrückenden Dänenkönig einen entscheidenden Sieg bei Lutter am Barenberge und nötigte ihn dadurch zum Rückzug hinter die Elbe. Im nächsten Jahre zersprengte Wallenstein, der neue weitgehende Vollmachten erhalten und sein Heer auf 70000 Mann gebracht hatte, den Rest der aus Ungarn nach Schlesien abgezogenen Mansfeldschen Truppen bei Kosel und wandte sich dann gegen den Dänenkönig. Er verjagte die Dänen aus Holstein und Jütland, konnte ihnen aber aus Mangel an Schiffen auf die Inseln nicht folgen.

Schlacht bei Lutter a. B. 27. (17.) Aug. 1626

9. Juli 1627

§ 200. Wallensteins maritime Pläne. Friede zu Lübeck. (1628—1629).

Seemacht

21. April 1628

Da tauchte der großartige Gedanke der Gründung einer kaiserlichen Seemacht auf. Wallenstein wurde vom Kaiser zum „General des baltischen und ozeanischen Meeres“ ernannt und ordnete den Bau von Schiffen an. Dabei traf das spanische Interesse, das dahin ging, den seemächtigen Niederländern, die noch als Rebellen galten, die Ostsee zu verschließen und ihnen die von den protestantischen Nordmächten etwa zu erwartende Hilfe (§ 172) zu rauben, zusammen mit dem kaiserlichen, das die Bekämpfung Dänemarks und Schwedens forderte. Diese Pläne wären am leichtesten ausführbar gewesen, wenn es gelungen wäre, die Hanse unter kaiserlicher Führung neu zu beleben; in den Hansestädten hätte man die Schiffe und Mannschaften für eine Reichsmarine finden und damit einen Gedanken ausführen können, den Karl der Große (II, § 72) und vielleicht Karl IV. (II, § 301) gehabt hatte. Es war ein Gedanke, dessen Durchführung im nationalen Interesse gelegen hätte, aber ihm stand entgegen, daß das habsburgische Kaiserhaus sich seit dem Beginn der Reformation (und schon früher) der nationalen Entwicklung widersetzt hatte, daß es an der Spitze der katholischen Reaktion stand. Die Verhandlungen, die mit Lübeck als Haupt der Hanse über die Gründung einer hanseatisch-spanischen Handelsgesellschaft geführt wurden, scheiterten, weil die Städte für ihren Protestantismus fürchteten, und weil sie sich durch dänische Drohungen schrecken ließen. Für die dänischen und schwedischen Pläne auf das dominium maris baltici wäre ja in der Tat die Entstehung einer kaiserlichen Marine höchst bedenklich geworden, und deshalb suchte man von hier aus die deutschen Seestädte von einem Anschluß an die kaiserlichen Pläne abzubringen.

Deshalb unterstützte man auch die Stadt Stralsund in ihrem Widerstande gegen Wallenstein. Da die Stadt die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung verweigert hatte, besetzte Wallenstein zuerst Rügen und ließ die Stadt dann durch seinen Generalleutnant Hans Georg von Arnim belagern; schließlich erschien er selbst. Indes trotz seiner energischen Angriffe (er soll geäußert haben, er müsse die Stadt haben,

Belagerung v. Stralsund

1628

Juni 1628

und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre) vermochte sich Stralsund mit schwedischer und dänischer Hilfe durch den Heldenmut der Bürger zu behaupten; und als ein dänisches Landungskorps im Rücken Wallensteins Wolgast besetzte, mußte er die Belagerung aufgeben. Die Verteidigung Stralsunds wird wie der gleichzeitige Kampf um La Rochelle (§ 218) mit Recht als Heldentat einer für ihren Glauben kämpfenden Bürgerschaft gepriesen, aber man darf doch auch nicht vergessen, daß der politische Gewinn dieses Kampfes den Schweden und Dänen zufiel, daß Wallensteins und des Kaisers Pläne, die nun von einem Hansetage endgültig abgelehnt wurden, an sich einem nationalen Bedürfnis hätten entgegenkommen können, wenn nur der Kaiser selbst national gewesen wäre.

Juli 1628

Eigenartige Weltlage

Trotz der Behauptung von Stralsund blieb aber der Dänenkönig geschlagen. Zu seiner Niederlage trug auch der Umstand bei, daß England und Frankreich von den zugesicherten Hilfsgeldern nur einen kleinen Bruchteil zahlten, mithin die große antihabsburgische Allianz nicht recht in Tätigkeit trat. Daran aber war Schuld der Wiederausbruch der Hugenottenkämpfe (§ 218) und der Beginn eines französisch-englischen Krieges (§ 227). Die Verquickung politischer und religiöser Gegensätze führte dabei zu einer höchst sonderbaren Lage. Richelieus Tätigkeit gegen Habsburg wurde gelähmt durch den Kampf gegen die französischen Hugenotten: so schädigten diese ihre deutschen Glaubensgenossen und förderten die spanisch-habsburgischen Pläne, weshalb ihr Aufstand auch von Spanien unterstützt wurde. In England aber veranlaßte die Erbitterung des Volkes gegen die katholisierenden Tendenzen der aus Frankreich stammenden Königin den König zu einer feindlichen Haltung gegen die französische Regierung, und der ausbrechende Krieg verhinderte beide Mächte an einer tatkräftigen Unterstützung des Dänenkönigs: so führte auch der religiöse Eifer der englischen Protestanten wie der der französischen zu einer Schädigung ihrer deutschen Glaubensgenossen.

Friede von Lübeck

Bei dieser Lage war der Dänenkönig trotz des Mißerfolges, den Wallenstein vor Stralsund erlitt, zum Frieden geneigt, Wallenstein aber war es eben wegen dieses Mißerfolges, der einen Angriff auf die dänischen Inseln unmöglich machte; er dachte zudem an einen groß angelegten Türkenkrieg, für dessen Durchführung in Deutschland Friede herrschen mußte. So kam der Friede von Lübeck zustande, in dem Christian IV. für sich und seinen Sohn auf die deutschen Bistümer verzichtete und versprach, sich in die Reichsangelegenheiten nicht mehr einzumischen.

22. Mai 1629

Ziele Wallensteins

§ 201. Machthöhe des Kaisers und Wallensteins. Restitutionsedikt und Wallensteins Entlassung (1629—1630). Will man für das erste Generalat Wallensteins ein bestimmtes politisches Programm aufstellen, so wird man als sein Ziel neben der Steigerung der eigenen Machtstellung die Erhebung des Kaisers über die Fürsten, die Stärkung der deutschen Zentralgewalt zu bezeichnen haben, den Gedanken eines Religionskrieges dagegen ausscheiden müssen. Die Erhöhung der kaiserlichen Macht schien jetzt in ähnlicher Weise erreicht, wie einst nach dem Schmalkaldischen Kriege (§ 65): was damals Moritz von Sachsen für Karl V. geleistet hatte, das hatte jetzt Wallenstein für Ferdinand getan. Er hatte ihn militärisch unabhängig gemacht von der Liga, und es schien so, als ob die Reichsverfassung gestürzt, insbesondere

die Mitwirkung der Kurfürsten bei der Reichsregierung beseitigt und ein unbeschränktes Erbkaisertum begründet werden solle. Es werden von Wallenstein Äußerungen übermittelt, wie die, „er wolle die Kurfürsten mores lehren, ihnen zeigen, daß der Kaiser nicht von ihnen abhänge, sondern sie vom Kaiser; die Nachfolge im Reiche gebühre dem Sohne des Kaisers, es bedürfe dazu keiner Wahl", oder: „wie es in Frankreich nur einen König gäbe, so brauche auch Deutschland nur einen Kaiser". In dieser kühnen Kaiserpolitik war Wallenstein vielleicht kaiserlicher als der Kaiser, wie einst Rainald von Dassel kaiserlicher gewesen war als Barbarossa (II, § 208). Die Behandlung der norddeutschen Fürsten entsprach den Gedanken Wallensteins; die Widersacher des Kaisers wurden wie der Pfalzgraf einfach abgesetzt, ihre Lande neu vergeben. Für Tilly und Pappenheim waren Herzogtümer bestimmt; Wallenstein selbst, dessen Fürstentum Friedland 1627 zum Herzogtum erhoben war, erhielt noch das schlesische Herzogtum Sagan, dann Mecklenburg. Ging das so weiter, so war die bisherige Selbständigkeit des deutschen Fürstentums bedroht, und wäre dann noch die Begründung einer kaiserlichen Marine gelungen, so hätte der Kaiser eine nach innen und außen imponierende Machtstellung errungen. Zugleich stieg dabei auch Wallensteins Macht gewaltig: er übte eine Art Militärdespotie und trat sehr hochmütig auf; er ließ sich von Eigennutz leiten, aber die Erhöhung der eigenen Macht hing eben mit der Erhöhung der kaiserlichen aufs engste zusammen, und er brachte den Kaiser auf eine Machthöhe, wie sie lange kein Kaiser besessen hatte.

Gegnerschaft

Damit aber wurden die in ihrer „Libertät" bedrohten *deutschen Fürsten*, die protestantischen wie die katholischen, die *Feinde Wallensteins*. Am lebhaftesten wurde diese fürstliche Gegnerschaft bei *Maximilian von Bayern* (§ 180), auf dessen Hilfe ja der Kaiser so lange angewiesen gewesen war. Bei den evangelischen Fürsten gesellten sich zu der Sorge um ihre fürstliche Unabhängigkeit die religiösen Bedenken; denn wenn auch Wallenstein selbst seine Siege nicht im Sinne des Katholizismus auszunutzen gedachte, so hatte er doch im Dienste der katholischen Reaktion gesiegt. Größer vielleicht noch, als bei den Fürsten, war diese Sorge bei der protestantischen Bevölkerung. Dazu aber regte sich überall ein nur zu berechtigter Unwille über die schweren *Drangsale*, die Wallensteins Heerführung und Truppeneinquartierung über Feindes- und Freundesland brachten. Die Bedrückungen sind in der Tat furchtbar gewesen, und schon im Herbst 1627 richtete ein von der Liga nach Mühlhausen berufener Kurfürstentag eine geharnischte Beschwerdeschrift über die Wallensteinschen Truppen an den Kaiser.

Katholische Pläne

Anderseits trat nun in strengkatholischen Kreisen der Gedanke, Wallensteins Siege zu einer durchgreifenden *katholischen Reaktion* im Reiche auszunutzen, immer mehr hervor. Das war ja auch nach dem Schmalkaldischen Kriege versucht worden; sollte diese Reaktion damals durch das Interim (§ 67) eingeleitet werden, so handelte es sich jetzt vor allem um die Rückforderung der Stiftslande (§ 176). Wallenstein, der ja von einem Religionskrieg nichts wissen wollte, widerriet deren Rückforderung, weil das auch die evangelischen Fürsten, die jetzt noch neutral waren, zum Kampfe treiben mußte. Der Kaiser aber, der ja selbst eifrig katholisch war, ließ sich von der strengkatholischen Partei, besonders von dem päpstlichen Nuntius Caraffa und von Maximilian von Bayern, zum Erlaß des *Resti*-

Restitutionsedikt 6. März 1629 tutionsediktes bestimmen. Danach sollten alle seit dem Passauer Vertrage (§ 70) eingezogenen Kirchengüter den Katholiken zurückgegeben werden, die katholischen Fürsten den Protestantismus in ihren Landen unterdrücken dürfen und der Religionsfriede nur für die Anhänger der Augsburgischen Konfession gelten.

Das ohne Hinzuziehung eines Reichstages erlassene Religionsedikt gab sich als eine Auslegung des Augsburger Religionsfriedens (§ 72). Es entsprach dessen Bestimmungen, wenn man den Geistlichen Vorbehalt im Sinne der Katholiken als gültig, die Ferdinandeische Deklaration als ungültig ansah. Der Augsburger Friede bezog sich in der Tat nur auf die Lutheraner, gab den Landesfürsten die Entscheidung über die Landesreligion und setzte den Passauer Vertrag als Normalzeit für die säkularisierten Güter fest, der Geistliche Vorbehalt aber sollte weitere Säkularisationen verhindern. Nun aber war über den Vorbehalt seit 70 Jahren gestritten und von den Evangelischen die Anerkennung der zugunsten evangelischer Untertanen erlassenen Ferdinandeischen Deklaration gefordert worden; es war ein Gewaltakt, wenn diese Streitfrage hier durch kaiserliche Verfügung entschieden werden sollte. Wichtiger indes als die Rechtsfrage war natürlich die tatsächliche Lage; und da wissen wir, daß inzwischen viele geistliche Gebiete (ihre Zahl wird auf 2 Erzbistümer, 12 Bistümer und mehr als 500 Abteien usw. angegeben) eingezogen oder mit evangelischen Administratoren besetzt, andersgläubige Untertanen vielfach geduldet und die Reformierten nicht vom Religionsfrieden ausgeschlossen worden waren. Jetzt wären die letzteren für rechtlos erklärt worden, während die Rückgabe der Kirchengüter den evangelischen Fürsten schwere Einbuße an Macht und Einkommen gebracht und den Protestantismus zurückgedrängt hätte: das eben war der Zweck des Erlasses.

Magdeburg — Die Durchführung des Edikts erregte sofort Widerspruch; am wichtigsten wurden die Vorgänge in Magdeburg. Der Kaiser wollte seinen Sohn Leopold Wilhelm, der zum Bischof von Halberstadt ernannt wurde, auch zum Erzbischof von Magdeburg erheben. Er schien durch inneren Zwist unterstützt zu werden, da das Domkapitel soeben den Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg abgesetzt und an seiner Stelle den Prinzen August von Sachsen erhoben hatte. (1628) Die drohende Reaktion verschaffte indes den streng protestantisch und zugleich demokratisch gesinnten unteren Volksschichten das Übergewicht: der Rat wurde gestürzt und Christian Wilhelm zurückgerufen; (Juli 1630) mit ihm kam ein Abgesandter Gustav Adolfs, mit dem Christian Wilhelm schon in Verbindung stand, nach Magdeburg, und die Stadt wurde nun wie einst nach dem Interim (§ 68) ein Hauptstützpunkt der evangelischen Sache.

Maximilian u. Richelieu — Der Kaiser war mit dem Restitutionsedikt den kirchlichen Bestrebungen der Liga entgegengekommen; wenn er aber gehofft hatte, dadurch deren Gegnerschaft gegen die Steigerung seiner Kaisermacht zu mindern, so täuschte er sich. Die Liga verlangte vielmehr Verminderung des kaiserlichen Heeres und Entlassung Wallensteins; zur Durchführung dieser Forderungen verband sie sich mit Frankreich. Damit wurde neben den übrigen Gegensätzen noch der alte Gegensatz zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg wirksam. Richelieu hatte mit großer Besorgnis die Siege Wallensteins verfolgt und hielt es für seine wichtigste Aufgabe, der wachsenden Macht des Hauses Habsburg entgegenzutreten (§ 218). Er tat es damals an drei Stellen: in der Frage der Mantuanischen Erbfolge (§ 203), bei der Vermittlung zwischen Schweden und Polen, durch die Gustav Adolf für den deutschen Krieg frei wurde (§ 172), und durch seine gegen Wallenstein arbeitende Diplomatie.

Juli 1630 — Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg unterstützten französische Gesandte, besonders der Kapuzinerpater Joseph (eigentlich Leclerc du Tremblay), die ligistischen Forderungen; nur Spanien trat für Wallenstein ein. Der Kaiser stand vor einer schweren Entscheidung, erschwert noch dadurch, daß auch ihn der Hochmut Wallensteins öfter verletzt hatte; er mußte wählen zwischen seinen katholischen Freunden, die aber seine politischen Gegner waren, und dem Feldherrn, dem er seine Macht ver-

dankte. Wallenstein wäre wohl bereit gewesen, mit seinem Heere den Kampf gegen die Liga und gegen Frankreich aufzunehmen; dann aber hätte das Restitutionsedikt wieder aufgehoben werden müssen, weil er sonst auch noch die Protestanten gegen sich gehabt hätte. Eine solche Politik wäre zweifellos echt kaiserlich gewesen, aber wieder (§ 200) zeigte sich, wie unheilvoll die Bindung des Kaisers an das katholische Interesse wirkte. Durch das Edikt hatte er sich den katholischen Wünschen der Liga gefügt, nun fügte er sich auch ihren politischen: er entließ Wallenstein, ernannte dann nach langen Verhandlungen Tilly zum Befehlshaber seines auf 40 000 Mann herabgesetzten Heeres und versprach, keinen Krieg ohne Zustimmung der Kurfürsten zu beginnen, erreichte dafür aber nicht einmal die Wahl seines Sohnes zum Nachfolger.

Entlassung Wallensteins 13. Aug. 1630

Damit triumphierte das von Maximilian geführte Fürstentum über das Kaisertum, wie es einst unter Moritz von Sachsen über Karl V. gesiegt hatte (§ 70); beide Male wurde es von Frankreich unterstützt. Die eigene Schuld war freilich bei Ferdinand größer als bei Karl; er entwaffnete sich selbst, und tat das in dem Augenblicke, wo ein neuer Feind an den deutschen Grenzen erschien. Allerdings wird man auch beachten müssen, daß er gerade wegen dieses Feindes einen Konflikt mit dem gesamten deutschen Fürstentum (und mit Frankreich) vermeiden wollte. Wallenstein erklärte den Abgesandten, die ihm die Absetzung melden sollten, daß er sein Schicksal schon in den Sternen gelesen; hier könnten sie selbst sehen, daß „der Kurfürst von Bayern über den Kaiser dominiere, daher könne er dem letzteren keine Schuld zumessen". Er zog sich auf seine böhmischen Besitzungen zurück, führte hier einen glänzenden, mehr als fürstlichen Hofhalt und wartete der Zeit, wo man seiner wieder bedürfen würde.

Niederlage des Kaisertums

C. Der schwedische Krieg (1630—1635).

§ 202. Gustav Adolfs Eingreifen und die Haltung der evangelischen Fürsten (1630—1631). Kurz vor der Entlassung Wallensteins landete Gustav Adolf an der pommerschen Küste. Was trieb ihn zu diesem kühnen Unternehmen? In der Erinnerung der Evangelischen Deutschlands lebt er fort als Glaubensheld und Retter des deutschen Protestantismus. Dies Lob ist berechtigt. Er war in der Tat von warmer Begeisterung für seine Religion erfüllt, und der Kampf für seine bedrohten Glaubensgenossen war ihm Herzenssache. Aber darüber darf man nicht vergessen, daß ihn auch sehr wichtige politische Interessen nach Deutschland trieben. Das waren einmal die Erhaltung der schwedischen Unabhängigkeit, des schwedischen Protestantismus und der eigenen Krone, sodann die Vollendung der schwedischen Ostseeherrschaft. Wir wissen, daß die polnische Wasalinie sich als rechtmäßige Erbin der schwedischen Krone ansah und zugleich Vorkämpferin des Katholizismus war (§ 170); in dem großen Zusammenhange der europäischen Gegensätze war dabei das Haus Habsburg ihr natürlicher Verbündeter, und in dem eben beendeten Kriege (§ 172) hatte Wallensteins Unterfeldherr Arnim die Polen unterstützt. Siegte der Kaiser und der Katholizismus in Deutschland, so waren auch die Krone Gustav Adolfs, Schwedens Selbständigkeit und sein Protestantismus aufs schwerste

26. Juni 1630

Ziele Gustav Adolfs

gefährdet: all das verteidigte Gustav Adolf auf den deutschen Schlachtfeldern. Aber er wollte auch die schwedische Ostseeherrschaft vollenden. Um Wallensteins maritime Pläne abzuwehren, hatte Gustav Adolf Stralsund unterstützt; um zu den baltischen Provinzen und den preußischen Häfen, die er von Polen erlangt hatte (§ 172), noch die pommersche Küste zu gewinnen, ging er nach Deutschland.

Machtmittel Gustav Adolfs

So wirkten, wie meist im Menschenleben, bei Gustav Adolfs Entschluß ideale und egoistische Motive zusammen; und man wird sagen müssen, daß er nicht das Recht gehabt hätte, jenen zu folgen, wenn nicht die spezifisch schwedischen Interessen hinzugekommen wären. Vorwärts getrieben wurde Gustav Adolf auch, wie wir wissen, durch Richelieu, der für ihn den Waffenstillstand mit Polen vermittelte und zugleich in Regensburg und im Mantuanischen Erbfolgekriege gegen Österreich wirkte, doch erhielt er zunächst von Frankreich keine militärische Unterstützung und war auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Möglich wurde das kühne Unternehmen nur durch den Rückhalt, den ihm seine treffliche Landesregierung gab (§ 172), und durch die opferfreudige Hingabe des schwedischen Volkes an die Ziele seines großen Königs. Zustatten kamen ihm die Verbesserungen, die er in der Bewaffnung und Taktik einführte, und auch die moralische Überlegenheit, die das schwedische Nationalheer über die Söldnerheere der Gegner besaß. Die Mannszucht der schwedischen Truppen, die sich zweimal täglich zur Andacht um ihre Feldprediger sammelten, bildete einen so auffallenden Kontrast zu der länderverwüstenden Kriegsweise Tillys und Wallensteins, daß das Volk die Schweden und ihren hochsinnigen König fast überall als Retter und Befreier begrüßte.

Gustav Adolf in Pommern

Nach seiner Landung suchte sich Gustav Adolf zuerst eine feste Operationsbasis zu schaffen; er zwang den Herzog Bogislaw XIV. von Pommern zur Übergabe Stettins und zum Abschluß eines Bündnisses und bemächtigte sich bis zum Schluß des Jahres ganz Pommerns. Von Frankreich erreichte er im Vertrage von Bärwalde Subsidien, ohne ihm Teilnahme an der Leitung der Geschäfte zuzugestehen. Sehr viel kam nun für Gustav Adolf auf die Haltung der evangelischen Fürsten an. Man hat den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen einen schweren Vorwurf daraus gemacht, daß sie sich dem Schwedenkönig nicht ohne weiteres anschlossen. Nicht ganz mit Recht. Für Brandenburgs Zukunft war es eine Lebensfrage, die Odermündung zu gewinnen, und es bestanden schon lange Erbverträge, die den Heimfall Pommerns an Brandenburg sichern sollten. Gustav Adolfs Ostseepläne waren deshalb den brandenburgischen Interessen direkt entgegengesetzt; und auch Kursachsen, das ja seit Beginn des Krieges eine dem Kaiser nicht unfreundliche Politik verfolgt hatte, wünschte trotz der Erbitterung über das Restitutionsedikt das Eingreifen des fremden Königs nicht. Dazu kam die Sorge vor einer etwaigen Rache des Kaisers. Hielt man doch in Wien den „Schneekönig", dessen Macht wie der Schnee vor der Sonne zerschmelzen werde, für nicht gefährlich; man freute sich sogar, daß es nun bald Gelegenheit zu neuen Konfiskationen geben werde, und stellte bereits Proskriptionslisten auf. So faßte der auf Einladung Kursachsens in Leipzig zusammengetretene Konvent evangelischer Fürsten den Beschluß, vom Kaiser die Aufhebung des Restitutionsedikts zu verlangen, im übrigen aber Neutralität zu wahren. Der Gedanke, so eine „dritte Partei" zu bilden, war an

Juli 1630 — Jan. 1631 — Haltung der Kurfürsten — Febr. bis April 1631

sich durchaus richtig, hätte aber nur dann fruchtbar werden können, wenn diese Fürsten sich zugleich zu tatkräftigem Handeln fest zusammengeschlossen hätten; daran aber fehlte es.

§ 203. Magdeburg und Breitenfeld (1631). Mantuanischer Erbfolgekrieg. Während die evangelischen Fürsten in Leipzig tagten, war Gustav Adolf an der Oder hinaufgezogen, hatte Küstrin und Frankfurt genommen und schien wie einst Mansfeld (§ 199) gegen Österreich marschieren zu wollen. Da lenkte ihn die Gefahr, in der Magdeburg schwebte, nach Westen ab; indes die Neutralitätspolitik der Kurfürsten verhinderte den Entsatz der Stadt. Georg Wilhelm von Brandenburg überließ dem Schwedenkönig zwar für die Dauer des Kampfes um Magdeburg die Festung Spandau, Johann Georg I. von Sachsen aber verweigerte ihm den Elbübergang bei Wittenberg. Inzwischen wurde Magdeburg von Tilly erobert und ohne dessen Schuld vollständig zerstört.

Marsch Gustav Adolfs

3. Mai 1631

20. (10.) Mai 1631

Um den Widerstand, den Magdeburg dem Restitutionsedikte entgegensetzte (§ 201), zu brechen, war Anfang November 1630 Pappenheim, Ende März 1631 auch Tilly vor der Stadt erschienen. Die Verteidigung leitete der schwedische Oberst Dietrich von Falkenberg, der nicht bloß den Kampf gegen die Belagerer führen mußte, sondern auch mit einer kaiserlich gesinnten Partei in der Bürgerschaft zu rechnen hatte; obgleich die Belagerer immer näher kamen, gelang es ihm durch die Aussicht auf Gustav Adolfs Hilfe die Kraft der Widerstandspartei zu stärken und den Gedanken an Übergabe niederzuhalten. Endlich beschloß Tilly, während Verhandlungen schwebten und die Verteidiger durch das Schweigen der Belagerungsgeschütze sicher gemacht waren, auf Pappenheims Rat einen allgemeinen Sturm: die Kaiserlichen überstiegen die Wälle; in einem erbitterten Straßenkampfe fiel Falkenberg, die Stadt wurde erobert und nach dem Brauche der Zeit den Soldaten zur Plünderung überlassen. Dabei wurde die ganze Stadt mit Ausnahme des Doms, des Liebfrauenklosters und des an der Elbe gelegenen Fischerufers durch Feuer zerstört. Die Ursache dieses Brandes ist nicht völlig aufgeklärt. Der Vorwurf, daß Tilly ihn befohlen habe, ist sicher unbegründet; vielleicht ist er auf Befehl Falkenbergs angelegt worden, um zu verhindern, daß die Stadt ein Stützpunkt der Kaiserlichen werde. Er würde dann ähnlich zu beurteilen sein, wie der Brand Moskaus bisher beurteilt wurde; aber wie diese Meinung über den Moskauer Brand neuerdings bestritten wird (IV, § 62), so gewiß mit weit mehr Recht die gleiche Ansicht über den Brand Magdeburgs. Sicher ist, daß Pappenheim während des Kampfes aus militärischen Gründen einige Häuser hat anzünden lassen; im übrigen aber ist der Brand die unbeabsichtigte Folge der von der wilden Soldateska vorgenommenen Plünderung.

Zerstörung Magdeburgs

20. (10.) Mai

Nach der Katastrophe von Magdeburg nötigte Gustav Adolf den Kurfürsten von Brandenburg zum Bündnis, führte die Mecklenburger in ihre Lande zurück und sicherte sich seine durch Frankfurt a. O., Spandau und ein festes Lager bei Werben gedeckte „Ostseebastion" zwischen Oder, Havel und Elbe. Auf der anderen Seite beabsichtigte Tilly die Leipziger Neutralitätsfürsten zum Anschluß an den Kaiser zu zwingen; er wandte sich gegen Wilhelm V. von Hessen-Kassel und Bernhard von Weimar, vermochte aber nichts zu erreichen, und rückte dann, nachdem ein Angriff auf Gustav Adolf bei Werben abgeschlagen worden war, gegen Kursachsen. Hier aber bewirkte sein rücksichtsloses Vorgehen gerade das Gegenteil von dem, was er erstrebte. Der Kurfürst Johann Georg schloß nunmehr Bündnis mit Gustav Adolf und vereinigte seine Truppen mit den Schweden. Tilly konnte zwar Leipzig noch nehmen, erlitt aber dann bei Breitenfeld (nördlich von Leipzig), nachdem er die Sachsen schon geworfen hatte, durch die Feldherrnkunst Gustav Adolfs, der die leichte Beweglichkeit seiner Schweden trefflich ausnutzte, eine entscheidende Niederlage. Seit diesem Tage wurde Gustav Adolf der gefeierte Held des protestantischen deutschen Volkes.

Juni 1631

6. Aug. 1631

11. Sept.

15. Sept.

17. Sept. 1631

Mantuanischer Erbfolgekrieg 1628—1631

Gustav Adolfs Vormarsch an der Oder hat auch eingewirkt auf den Ausgang des schon öfter erwähnten Mantuanischen Erbfolgekrieges, der ausgebrochen war, als mit Vincenz II. von Mantua-Montferrat die ältere Linie des Hauses Gonzaga erlosch. 1627 Gegen den nächstberechtigten Erben Karl von Gonzaga, der von seiner Mutter die französische Herrschaft Nevers geerbt hatte, erhoben Ansprüche die in Guastalla regierende jüngere Linie Gonzaga und Karl Emanuel von Savoyen (§ 122). Da die italienischen Gonzagas spanisch gesinnt gewesen waren, Karl von Nevers aber zu Frankreich neigte, begünstigte Richelieu den letzteren, um in Oberitalien östlich und westlich des spanischen Mailand einen Stützpunkt für die französischen Interessen zu gewinnen. Karl von Nevers bemächtigte sich Mantuas, und nun eröffnete der Kaiser, der das Land als erledigtes Reichslehn behandeln wollte, im Bündnis mit Savoyen den Krieg. Zur Unterstützung Karls erschienen französische Heere, mit ihnen zuerst König Ludwig XIII. und dann Richelieu in Oberitalien, konnten aber nicht hindern, daß die Kaiserlichen (unter Collalto, Gallas und Aldringer) die Stadt Mantua erstürmten und furchtbar ausplünderten. Trotz dieses Erfolges ließ sich der Kaiser wegen der von Gustav Adolf drohenden Gefahr in Unterhandlungen ein und belehnte im Frieden von Cherasco Karl von Gonzaga-Nevers mit Mantua und Montferrat; Viktor Amadeus I., der neue Herzog von Savoyen, mußte sich mit einigen Grenzgebieten von Montferrat begnügen. Richelieu hatte seinen Hauptzweck erreicht: Mantua wurde ein Stützpunkt für den französischen Einfluß in Oberitalien, und außerdem behielt Frankreich die wichtige Alpenfestung Pinerolo.

(Randnotizen: 1628; 1629; Juli 1630; 6. April 1631)

Die Sachsen nach Böhmen

§ 204. Gustav Adolfs Siegeszug durch Mittel- und Süddeutschland (1631—1632).

Auf Grund eines zwischen Gustav Adolf und dem sächsischen Kurfürsten vereinbarten Kriegsplanes übernahmen nach der Breitenfelder Schlacht die Sachsen den Angriff auf die kaiserlichen Erblande, Gustav Adolf den auf die Länder der Liga. Ohne nennenswerten Widerstand besetzten die Sachsen unter Feldmarschall Arnim, dem alten, in sächsische Dienste übergetretenen Waffengefährten Wallensteins (§ 200), Böhmen, Gustav Adolf aber zog durch Thüringen zum Main und Rhein. Er nahm das von seinem Bischof verlassene Würzburg, richtete hier (im Herzogtum Franken) eine schwedische Landesregierung ein und sandte die reiche Jesuitenbibliothek nach Upsala; dann zog er nach Frankfurt und besetzte bis zum Ende des Jahres Mainz und viele Orte der Unterpfalz. Der Erzbischof von Mainz floh, der von Trier, der zugleich Bischof von Speier war, stellte eilig seine Festungen Philippsburg und Ehrenbreitstein unter Frankreichs Schutz, um sie vor dem Schwedenkönig zu sichern.

Gustav Adolf in Franken

Pläne Gustav Adolfs

Dieser glänzende Fortgang scheint in Gustavs Seele allerlei hochfliegende Pläne geweckt zu haben. Daß er sich an verschiedenen Orten als Lehnsherr huldigen ließ, daß er den geächteten Kurfürsten von der Pfalz, der sich in Frankfurt bei ihm einfand, zwar mit großer Auszeichnung behandelte, aber nicht in seine Staaten einsetzte, daß er deutsche Fürsten ermunterte, in schwedische Kriegsdienste zu treten (wie den tapferen Bernhard von Weimar u. a.), das alles schien anzudeuten, daß Gustav mit dem Gedanken umgehe, festen Fuß in Deutschland zu fassen und vielleicht die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. Wenn es ihm gelang, das pfälzische Haus sowohl im rheinischen Kurfürstentum als in Böhmen herzustellen und Bayern seiner neuerworbenen Würde wieder zu berauben, so bildeten die protestantischen Fürsten die Mehrzahl im obersten Reichskollegium, und der Schwedenkönig konnte sich auf gesetzlichem Wege die römische Krone verschaffen. Ob er das wirklich geplant oder nur an ein die Ostseeländer und Schweden umfassendes skandinavisches Kaiserreich gedacht hat, ist nicht sicher; jedenfalls hielt er in Mainz inmitten der evangelischen Fürsten Hof „wie ein deutscher Kaiser der alten Zeit“. Dieses Auftreten aber erregte den Argwohn der Fürsten. Der Kurfürst von

Sachsen führte daher den böhmischen Krieg mit großer Schonung gegen die katholische Kirche und die kaiserliche Regierung, um sich den Rückzug zu Ferdinands Gnade nicht zu erschweren. Auch andere Fürsten wurden lau. Dagegen gewann der König immer mehr die Herzen des Volkes. Sein freundliches, mildes Wesen und seine aufrichtige Frömmigkeit erweckten eben so sehr Liebe, wie seine Regentenweisheit, sein Mut und Feldherrntalent Ehrfurcht und Bewunderung.

Angriff auf Bayern

Im nächsten Frühjahr rückte Gustav Adolf dann über Nürnberg, wo er mit Jubel empfangen ward, an die Donau, um den Krieg nach dem bisher verschont gebliebenen Bayern zu tragen. Zum Schutze des Landes hatte Tilly nahe bei dem Einfluß des Lech in die Donau eine sehr feste Stellung genommen; trotzdem erzwang Gustav Adolf in der heißen Schlacht am Lech (bei Rain) den Übergang über den Fluß. Tilly wurde so schwer verwundet, daß er vierzehn Tage nachher in Ingolstadt starb. Nach der Besetzung von Augsburg, wo sich Gustav Adolf huldigen ließ, den lutherischen Gottesdienst wieder herstellte und den Protestanten das Regiment der Stadt zurückgab, machte das schwedische Heer einen vergeblichen Sturm auf Ingolstadt und rückte dann in das Herz von Bayern ein; indes eilte Maximilian nach Regensburg, um die Verteidigung dieser wichtigen Stadt zu leiten. Im Mai zog Gustav Adolf, begleitet von Kurfürst Friedrich, als schonender Sieger in das vom Hofe verlassene München ein. Eine Geldbuße und die Entführung von 140 verborgenen Kanonen war die einzige Strafe, die der König den zitternden Bayern auflegte.

4. April 1632

20. April

Wallensteins Haltung

§ 205. Wallensteins Wiederkehr und Ziele. Mittlerweile hatte Kaiser Ferdinand in seiner Bedrängnis seine Zuflucht wieder zu Wallenstein genommen. Der stolze Herzog hatte nach seiner Absetzung zunächst an eine Verbindung mit Schweden und Sachsen gedacht und sich bereit erklärt, gegen den Kaiser zu ziehen, wenn ihm Gustav Adolf 12000 Mann schwedischer Truppen zur Verfügung stellen würde. Der Schwedenkönig hatte anfangs, als er der deutschen Kurfürsten noch nicht sicher war, diesen Gedanken nicht abgewiesen, war aber nach seinen großen Erfolgen zurückhaltender geworden. So näherte sich Wallenstein wieder dem Kaiser und dachte zunächst daran, einen Frieden mit Sachsen zu vermitteln. Im Einvernehmen mit dem Kaiser verhandelte er darüber in Kaunitz persönlich mit seinem alten Gefährten Arnim; als hier keine Einigung erreicht wurde, ließ er sich durch den Fürsten Eggenberg, der zu ihm nach Znaim kam, zur Übernahme des Kommandos auf drei Monate bestimmen mit der Verpflichtung, innerhalb dieser Frist eine Armee zusammenzubringen, weigerte sich aber, deren Führung zu übernehmen. In der Tat führten der Name des Friedländers, der hohe Sold, das Elend der Zeiten und die Hoffnung auf Beute und Reichtümer Scharen kriegslustiger Streiter von allen Nationen, Ständen und Religionsmeinungen unter seine Fahne. Da es aber klar war, daß diese Armee nur unter Wallenstein zusammenbleiben würde, mußte ihm der Kaiser für Übernahme des Kommandos (inzwischen war auch die Schlacht am Lech geschlagen) Zugeständnisse machen, die ihm unbeschränkte Gewalt einräumten und die strategische Führung und zum guten Teil auch den Gang der Politik in seine Hand gaben.

30. Nov. 1631

Dez. 1631

Mitte April 1632

Wallensteins Bedingungen

Leider sind die Bedingungen, unter denen Wallenstein den Heerbefehl übernahm, nicht in authentischer Form überliefert. Das Original des Vertrags ist nicht erhalten, ja es ist zweifelhaft, ob im April 1632 überhaupt alle Bedingungen in einer Urkunde niedergeschrieben worden sind; manches scheint Wallenstein schon im Dezember zugestanden, manches auch nur mündlich vereinbart zu sein. Sicher wurde er zum alleinigen (wahrscheinlich auch zum lebenslänglichen, unabsetzbaren) Oberfeldherrn des Hauses Österreich ernannt, sicher wurde ihm die völlig selbständige Leitung des Krieges eingeräumt: er sollte die Obersten ernennen, der Kaiser nur die Generale, aber nach Wallensteins Vorschlag; neben ihm sollte kein selbständiger Führer zugelassen werden; der Thronfolger Ferdinand, dem man früher den Oberbefehl zugedacht hatte, sollte beim Heere nicht erscheinen dürfen, sondern seine Residenz in Prag nehmen. Aber auch zu politischen Verhandlungen erhielt (oder vielmehr behielt) er Vollmacht; namentlich zu Verhandlungen mit Sachsen, und dabei wurde ihm mündlich auch die Aufhebung des Restitutionsediktes zugestanden. Sehr wichtig war ihm ferner die Zusage, daß seine Maßnahmen weder durch den Beichtvater Lamormain noch durch einen anderen gestört werden dürften; Wallenstein wollte damit die Intriguen seiner alten Feinde unmöglich machen und sich gegen Vorgänge wie in Regensburg sichern. Sein Recht auf Mecklenburg wurde ihm bestätigt und ihm, falls dieses nicht zurückgewonnen würde, ein gleichwertiger Ersatz (also ein Reichsfürstentum) zugesagt, vorläufig aber das böhmische Lehn Glogau zugesprochen. Sehr wahrscheinlich erhielt er auch das Recht, in den eroberten Gebieten Konfiskationen und Begnadigungen vorzunehmen; er wollte dies benutzen, um seine Offiziere belohnen zu können; dagegen ist die Angabe, daß er die Oberlehnshoheit über alle eroberten Lande erhalten habe, als widersinnig abzuweisen.

Wallensteins Ziele

Aber auch ohne diese Bedingung, die der Abdankung des Kaisers gleichgekommen wäre, waren die Zugeständnisse derart, daß ein Monarch sie nur im Augenblick höchster Not machen konnte. Es mußten aus ihnen Konflikte entstehen, sobald der Kaiser, der Bedrängnis ledig, sich auf die Erhaltung seiner Macht besann: dann mußten auch trotz aller Vertrauensversicherungen die alten Feinde Wallensteins wieder Boden gewinnen. Dies um so mehr, als die politischen Ziele, die Wallenstein nun verfolgte, den von diesen aufgestellten Zwecken des Krieges widersprachen, und es zweifelhaft sein konnte, ob der Kaiser auf die Dauer Wallensteins Politik billigen würde. Mit der Preisgabe des Restitutionsedikts lenkte Wallenstein in die Bahnen seines ersten Generalats ein, aber die damals verfolgte Stärkung der kaiserlichen Macht lag ihm nicht mehr am Herzen. Jetzt betrieb er, vorläufig unter Zustimmung des Kaisers, den Frieden mit Sachsen und Brandenburg, der durch die Preisgabe des Restitutionsedikts ermöglicht werden sollte; weiter aber wünschte er dann die Schweden aus Deutschland hinauszuwerfen, für sich selbst eine fürstliche Machtstellung zu erwerben und den Reichsfrieden herzustellen. Beeinflußt wurde er auch von dem Haß gegen Maximilian von Bayern, dem er die in Regensburg erlittene Demütigung nicht verziehen hatte.

Wallenstein in Böhmen

§ 206. Wallenstein und Gustav Adolf (1632). Der bayerische Kurfürst hoffte, Wallenstein werde nun sogleich die Schweden aus Bayern vertreiben; indes sein Groll gegen Maximilian und seine sächsischen Pläne bestimmten Wallenstein, nach Böhmen zu ziehen, wo die Sachsen nach der Einnahme von Prag untätig und in zweideutiger Haltung gegen Gustav Adolf verharrten. Erst als er Prag wieder erobert und nach einem vergeblichen Versuche, den Kurfürsten von Sachsen zu einem Frieden zu bewegen, das ganze Land mit leichter Mühe von den Feinden befreit hatte, beachtete er die dringenden Bitten Maximilians und die Mahnungen des Kaisers. Er näherte sich der bayerischen Grenze, rückte nach der Vereinigung mit den Truppen des Kurfürsten dem Schwedenkönige, der mittlerweile, um den Sachsen näher zu sein, eine feste Stellung in der

22. Mai 1632

Juli

Nähe des befreundeten Nürnberg bezogen hatte, nach Franken entgegen. Unter Brand und Verheerung zogen die Wallensteinschen Truppen herbei, schlugen zwei Stunden von Nürnberg auf einer Anhöhe, der „alten Feste", ein festes Standlager auf, dergleichen man auf deutscher Erde noch nicht gesehen, und schnitten dem Feinde jede Zufuhr ab. Umsonst bot Gustav Adolf, nachdem er seine zerstreuten Truppenabteilungen an sich gezogen, dem Gegner eine Schlacht an; Wallenstein verharrte monatelang in seiner Stellung. Bald war alles Land auf sieben Meilen in der Runde ausgezehrt und verwüstet, und die reichen Vorräte Nürnbergs, womit bisher die Bedürfnisse des schwedischen Heeres befriedigt worden waren, fingen an zu schwinden. Dies bestimmte Gustav zu einem Angriff auf Wallensteins Lager; aber vor den furchtbaren Feuerschlünden der weit um den „Burgstall" ausgedehnten Festungslinien erlagen die kühnen Stürmer. Nach schwerem Verlust mußte der Plan aufgegeben werden, worauf die Schweden, nachdem sie Nürnberg durch eine gute Besatzung geschützt, sich wieder nach der Donau wandten, in der Hoffnung, den Feind sich nachzuziehen.

Nürnberg

3./4. Sept. 1632

Aber Wallenstein verfolgte andere Pläne. Nachdem er sein Lager angezündet hatte, rückte er unter wilder Verheerung über Bamberg (wo ihn Maximilian mit seinen Truppen verließ) in Sachsen ein, eroberte Leipzig und vereinigte sich mit Pappenheim. Er wollte Sachsen zu einem Sonderfrieden zwingen. Um das zu verhindern, zog Gustav Adolf in Eilmärschen über den Thüringer Wald an die Saale. Da ereignete sich an einem nebeligen Novembertage die folgenreiche Schlacht bei Lützen, wo die Schweden siegten, in der ihr König aber den Heldentod starb.

Wallenstein nach Sachsen

Lützen 16.(6.) Nov. 1632

Nach dem Blasen des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" rückten die schwedischen Krieger, ihren heldenmütigen König an der Spitze, mutig vor und begannen mit Erfolg den Angriff. Als dann Pappenheims Reiter, die von Halle herankamen, trotz der tödlichen Verwundung ihres Führers, die ermüdeten Schweden zum Weichen brachten, führte Gustav Adolf selbst ein Reiterregiment in den Kampf. Dabei kam er infolge seiner Kurzsichtigkeit dem Feinde zu nahe und fiel, von zwei Kugeln durchbohrt, im Schlachtgetümmel. Schon hofften die Kaiserlichen zu siegen; allein die Kunde von Gustavs Fall erfüllte die Schweden mit dem Gefühl der Rache. Unter der Führung des wackeren Bernhard von Weimar drangen sie mit Ungestüm vor, und Wallenstein sah sich genötigt, das Schlachtfeld und einen Teil des Geschützes den Feinden zu überlassen, ohne indes wirklich geschlagen zu sein; Pappenheim starb in der Pleißenburg zu Leipzig.

17. Nov.

Die Schweden zogen den durch viele Wunden und Pferdetritte entstellten Leichnam ihres Heldenkönigs unter den Toten hervor und ließen ihn in vaterländischer Erde bestatten. Im 38. Jahre seines tatenreichen Lebens schied Gustav Adolf von dem blutigen Schauplatz. Er war die Säule des Protestantismus, darum erfüllte sein Fall alle Freunde des Evangeliums mit Schrecken und Trauer. Adel der Gesinnung, ungeheuchelte Frömmigkeit und ein mitleidvolles Herz für die Drangsale des Volkes haben ihm selbst seine Feinde zugestanden. Er war der reinste Charakter in dieser tiefbewegten Zeit. Die katholischen Eiferer triumphierten, aber Ferdinand konnte sich bei dem Anblick des blutigen Kollers einer tiefen Bewegung nicht erwehren. Für Gustavs eigenen Ruhm war sein früher Tod ein Glück. Aus einem Retter wäre er ein Eroberer geworden und hätte dadurch den Glanz, der jetzt um seinen Namen strahlt, verdunkelt. — Elf Tage nach Gustav starb Kurfürst Friedrich V. in Mainz, „kaum bemerkt und unbeklagt". Die Kurfürstin Elisabeth lebte noch drei Jahrzehnte in stiller Zurückgezogenheit im Haag, bis sie, von ihrem Neffen Karl II. nach England zurückberufen, im Lande ihrer Geburt ihr wechselvolles, schicksalschweres Dasein beschloß.

27. Nov.

13. Febr. 1662

§ 207. Die Lage der Evangelischen nach Gustav Adolfs Tode. Das Heilbronner Bündnis. Gustav Adolfs Tod war für die Protestanten ein schwerer Schlag. Sie verloren den alle überragenden Führer,

Folgen von Gustav Adolfs Tode

den der Nimbus eines Retters des evangelischen Glaubens umgab, der mit einer starken moralischen Autorität ausgerüstet gewesen war und die militärische und politische Leitung in seiner Person vereinigt hatte. Einen wirklichen Nachfolger hatte er nicht; denn die schwedische Krone fiel an seine unmündige Tochter Christine (§ 246), für die ein Reichsrat die Regierung führte. Dieser übertrug die Leitung der deutschen Dinge dem Reichskanzler Axel Oxenstjerna. Den Oberbefehl über die Armee übernahm Bernhard von Weimar. In der Schule Gustav Adolfs hatte dieser sich schon als Heerführer bewährt, aber er verfolgte doch auch Sonderinteressen, insbesondere strebte er nach einem Fürstentum, durch das die Ernestiner den Albertinern an Macht und Ansehen wieder ebenbürtig werden sollten. Oxenstjerna suchte mit Klugheit und Tatkraft im Sinne des verstorbenen Königs zu wirken, aber er hatte den eigenen Generalen, den deutschen Fürsten und Frankreich gegenüber von Anfang an eine viel schwierigere Stellung als Gustav Adolf: er war doch eben nur erster Reichsbeamter, Gustav Adolf König. Wenn die mächtigeren der deutschen Fürsten sich schon Gustav Adolf nur ungern untergeordnet hatten, so waren sie zu solcher Unterordnung unter einen Reichskanzler natürlich noch viel weniger geneigt.

Johann Georg von Sachsen wollte zwar mit Schweden im Bündnis bleiben, weigerte sich aber, sich dem schwedischen Direktorium zu unterstellen, und wünschte selbst an die Spitze des evangelischen Deutschlands zu treten; in Brandenburg war man besorgt wegen der schwedischen Pläne auf Pommern. So vermochte Oxenstjerna nur die Fürsten des rheinischen, fränkischen und schwäbischen Kreises zu dem Heilbronner Bündnis unter schwedischem Direktorium zu vereinigen. Dabei wurde bestimmt, daß die Entscheidung in Kriegssachen dem Kanzler als dem Direktor des Bundes zustehen sollte; im übrigen aber sollte er gehalten sein, die Meinung eines aus sieben ständischen und nur drei schwedischen Mitgliedern bestehenden Bundesrats einzuholen. Den Oberbefehl über das Hauptheer des Bundes erhielt Bernhard von Weimar, doch stand ihm der schwedische General Horn mit gleichem Rang zur Seite.

Heilbronner Bündnis April 1633

Wachsender Einfluß Frankreichs

Vorteilhaft war Gustav Adolfs Tod besonders für Frankreich. Gustav Adolf hatte von Frankreich Subsidien genommen, ohne ihm Einfluß auf die Leitung der Dinge einzuräumen (§ 202); ob Oxenstjerna dieses Verhältnis würde fortsetzen können, mußte an sich schon zweifelhaft sein und um so zweifelhafter werden, je unsicherer die Haltung der deutschen Fürsten wurde. Richelieu erkannte, daß mit Gustav Adolf ein Hemmnis für eine Steigerung des französischen Einflusses beseitigt sei, sein Gesandter Feuquières entfaltete in Heilbronn eine lebhafte Tätigkeit; Frankreich zahlte auch weiter Subsidien, besetzte aber zugleich eine Reihe Plätze auf dem linken Rheinufer. Damit suchte es sich einen Gewinn zu sichern; es trat auch hier wie vorher im Mantuanischen Kriege (§ 203) in einen Gegensatz zu Spanien, das durch die Erwerbung des Elsasses (§ 161) und der Pfalz sich eine Territorialverbindung zwischen der Franche Comté und Belgien schaffen wollte.

§ 208. Der Feldzug des Jahres 1633. Wallensteins Unterhandlungen. In den kriegerischen Ereignissen ergibt sich seit der Lützener Schlacht eine immer schärfere Scheidung eines östlichen und westlichen Kriegsschauplatzes. Dazu trug u. a. bei die Sonderstellung, die der Kur-

fürst von Sachsen in Anspruch nahm, ferner der Wunsch Wallensteins, Sachsen durch militärischen Druck zum Frieden zu bringen und seine Abneigung gegen eine Verbindung mit dem Bayernherzog.

Westlicher Kriegsschauplatz

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze kämpften Bernhard und Horn erfolgreich gegen den bayerischen General Johann von Werth und den in Bayern stehenden Wallensteinschen General Aldringer, wurden dann aber gelähmt durch eine Meuterei ihrer Obersten, die den lange rückständigen Sold forderten. Oxenstjerna sah sich genötigt, diese Obersten durch säkularisierte Güter zu befriedigen, und übertrug dabei das aus den Bistümern Bamberg und Würzburg gebildete Herzogtum Franken als schwedisches Lehn an Bernhard von Weimar, eine Verleihung, durch die dieser seinem schon gekennzeichneten Ziele (Erwerbung eines dem albertinischen Sachsen gleichwertigen Fürstentums) ein gut Stück näher kam. Der Plan Spaniens, durch Absendung eines spanisch-italienischen Heeres unter dem Herzog von Feria am Oberrhein festen Fuß zu fassen (§ 222), drohte nicht nur militärische Gegenmaßregeln Frankreichs hervorzurufen, sondern wirkte auch nachteilig auf das Verhältnis Wallensteins zu Spanien und dem Kaiser (s. unten).

Juni 1633

Östlicher Kriegsschauplatz

Auf dem östlichen Kriegsschauplatze waren nach der Lützener Schlacht die Sachsen unter Arnim nach Schlesien, Wallenstein nach Böhmen gezogen. Er hatte hier wie ein Fürst gewaltet und sein Heer bedeutend verstärkt. Bei seiner weiteren Kriegführung aber, die so gar nicht den Erfolgen seines ersten Generalats entsprach, ist zu erwägen, daß er jetzt sein Hauptinteresse auf die diplomatischen Verhandlungen richtete und kriegerische Maßregeln eigentlich nur zu deren Unterstützung ergriff. Wie früher schon gesagt (§ 205), erstrebte er an erster Stelle den Frieden mit Sachsen und Brandenburg unter Preisgabe des Restitutionsediktes; er rechnete dabei auf die schwankende Haltung, die Sachsen dem schwedischen Bündnis gegenüber stets eingenommen hatte, und auf die dort von Anfang an vorhandene Neigung, sich mit dem Kaiser zu vertragen; er glaubte aber auch durch einen Friedensschluß die schwedische Stellung in Süddeutschland am besten zu erschüttern, hatte jedenfalls keine Lust, dem Bayernfürsten zu Hilfe zu kommen.

Wallenstein und seine Gegner

Bei dem Streben nach einem Sonderfrieden mit Sachsen befand er sich zunächst im Einvernehmen mit dem Kaiser (§ 205) und wurde unterstützt von dem Fürsten Eggenberg, dem Bischof Anton von Wien und dem Kriegsrat Questenberg. Gegen sich hatte er die spanisch-bayerisch-katholische Partei, vertreten besonders durch den Jesuiten Lamormain, den Präsidenten des Hofkriegsrats Grafen Schlick, den Grafen Slawata, die spanischen Gesandten Castañeda und seit Oktober 1633 Oñate, den Thronfolger Ferdinand (III.) und Maximilian von Bayern. Diese wollten von einer Preisgabe des Restitutionsediktes nichts wissen; außerdem verlangte Maximilian Hilfe für Bayern, während Ferdinand (III.) nach dem Oberbefehl strebte und Spanien, wie schon gesagt, eine territoriale Verbindung zwischen der Franche Comté und Belgien zu gewinnen suchte. Diese spanischen Wünsche mußten zu einem Konflikt mit Frankreich führen, den Wallenstein im Interesse seiner Friedensbestrebungen vermeiden wollte, und standen vielleicht auch zu persönlichen Zielen Wallensteins in Gegensatz, da dieser wohl daran gedacht hat, in der Pfalz eine Entschädigung für das verlorene Mecklenburg zu suchen. Es kam nun, wie schon gesagt (§ 205),

Stellung des Kaisers

alles darauf an, ob der Kaiser auf die Dauer an der Politik seines Feldherrn festhalten oder ob er schließlich den entgegengesetzten Einflüssen nachgeben würde. Hierfür wurde maßgebend vor allem die Aufstellung der Bedingungen des Friedensschlusses, das Eingreifen der böhmischen Emigranten (Thurn, Kinsky), die Abhängigkeit des Kaisers von der spanischen Politik, die Unzufriedenheit des Kaisers mit Wallensteins Kriegführung und seine wachsende Mißstimmung über die Ohnmacht, zu der er vertragsmäßig seinem Feldherrn gegenüber verurteilt war. Lieh dann der Kaiser den Gegnern Wallensteins sein Ohr, so kam es weiter darauf an, ob dieser die Absicht und die Macht haben würde, den Kaiser zu seiner Politik zu zwingen oder diese auch gegen den Kaiser durchzusetzen. Die Entwicklung, die sich aus alle dem ergab, hat zu vielen Streitfragen Anlaß geboten; wir suchen dem heutigen Stande der Forschung zu folgen, doch ist noch manches unsicher.

März 1633

Bei den ersten Verhandlungen in Leitmeritz, die ohne Teilnahme Wallensteins im Namen des Kaisers mit Sachsen geführt wurden, entstand eine Differenz über die Behandlung Böhmens. Der Kaiser war geneigt, für das Reich Religionsfreiheit zu gewähren und das Restitutionsedikt aufzuheben, lehnte aber entschieden ab, die in Böhmen durchgeführte Reaktion rückgängig zu machen, d. h. die dortigen Rebellen in ihren früheren Stand wieder einzusetzen. Damit traten als wichtiger Faktor die Bestrebungen der vom Grafen Thurn geführten böhmischen Emigranten hervor, die mit Schweden enge Beziehungen unterhielten und nun durch Sesyma Raschin mit Wallenstein anknüpften. Von ihnen, nicht von Wallenstein, ging der Gedanke aus, Böhmen wieder in ein Wahlreich zu verwandeln und Wallenstein die Krone Böhmens zu verschaffen; dadurch wollten sie den Feldherrn für ihre Pläne gewinnen und ihn bestimmen, sie auch gegen den Kaiser durchzusetzen; sie hielten aber ein solches Lockmittel für nötig, weil ihre Pläne an sich geeignet waren, Wallensteins durch die Erwerbung der Rebellengüter begründete böhmische Stellung zu gefährden. Wallenstein, damals gereizt durch die geplante Absendung Ferias (siehe oben), die den Znaimer Abmachungen widersprach, ging zwar auf diesen Gedanken nicht ein, den er als „ein groß Schelmenstück" bezeichnete, knüpfte aber doch durch die Emigranten (den schwedischen Generalmajor Bubna) mit Oxenstjerna an, während die Emigranten auch mit dem französischen Gesandten Feuquières über diese Pläne verhandelten.

Ende April
Erste Verhandlungen Wallensteins

Inzwischen wandte sich Wallenstein nach Schlesien, wo die Sachsen unter Arnim und ein schwedisches Korps unter Thurn standen. Er schloß mit Arnim Waffenstillstand und verhandelte mit ihm über den Frieden; dabei handelte er an sich durchaus im Einvernehmen mit dem Kaiser; bedenklich war nur, daß er sich bereit erklärte, auch in Böhmen den Zustand von 1618 wiederherzustellen, was den Absichten des Kaisers sicher nicht entsprach; bedenklich konnte auch sein, daß er andeutete, man müsse „mit vereinten Kräften" denjenigen entgegentreten, „so sich unterfangen sollten, den statum imperii noch weiter zu turbieren und die Freiheit der Religion zu hemmen". Damit waren sicher die Schweden gemeint; es konnte aber außerdem auch der Kaiser hierunter begriffen werden. Arnim konnte jedoch den sächsischen und brandenburgischen Kurfürsten für diese Gedanken nicht gewinnen, da man Wallenstein nicht traute. Ein ähnliches Mißtrauen veranlaßte Oxenstjerna, mit dem inzwischen Bubna verhandelt hatte, vor allem anderen erst Wallensteins offenen Abfall vom Kaiser zu fordern; davon wollte nun aber wieder Wallenstein nichts wissen. So brach er alle Verhandlungen, sowohl die mit Sachsen geführten, als die mit Schweden zugelassenen, ab und ließ Sachsen, wohl um es gefügig zu machen, durch einen Streifzug des Generals Holk furchtbar verheeren.

Juni

Juli

Haltung des Kaisers

Nun aber mußte er erkennen, daß seine Gegner allmählich beim Kaiser mehr Einfluß gewannen. Maximilian verlangte immer wieder, Wallenstein solle das von Bernhard von Weimar bedrohte Bayern decken; Wallenstein tat das nicht: er erklärte, daß Bernhard es eigentlich auf Böhmen abgesehen habe, und daß ein Friedensschluß mit Sachsen Bayern retten würde. Weiter protestierte Wallenstein gegen das Erscheinen eines spanischen Heeres in Deutschland und weigerte sich, dem Herzog von Feria (siehe oben) Hilfstruppen zu senden; er wollte, wie gesagt, einen Konflikt mit Frankreich vermeiden. In beiden Fällen konnte er sich auf den Znaimer Vertrag berufen. Trotzdem genehmigte der Kaiser den Einmarsch Ferias, allerdings mit der Weisung, daß er sich Wallenstein unterordnen solle, und sandte den Grafen Schlick zu Wallenstein, um ihm die Forderungen Maximilians zu übermitteln

August

und zugleich die Stimmung der Generale zu erkunden. Indem der Kaiser hier dem Drängen des spanischen Gesandten und Maximilians nachgab, verletzte er die Wallenstein vertragsmäßig zustehende alleinige Leitung des Krieges. Es zeigte sich eben, daß mit dem Schwinden der Notlage die Voraussetzungen des Znaimer Vertrages schwinden mußten (§ 205).

Zweite Verhandlungen

Während nun Wallenstein (wenigstens nach der Mitteilung des Grafen Schlick) den kaiserlichen Wünschen so weit nachgegeben zu haben scheint, daß er Aldringer befahl, sich dem Kurfürsten von Bayern zu „accomodieren", aber größere Unternehmungen zu vermeiden, nahm er zugleich die Verhandlungen mit Arnim wieder auf. Dabei war nach wie vor sein Grundgedanke, in Verbindung mit Sachsen und Brandenburg den Frieden zu erzwingen und sich mit ihnen gegen Schweden zu wenden; als Arnim auf diese antischwedische Politik nicht einging, war von einem Zusammenschluß aller Feinde des Kaisers, also auch von einer Verbindung mit Schweden und Frankreich, die Rede, um den Frieden gegen die katholisch-bayerisch-habsburgische Partei zu erzwingen. Das war ein Gedanke, der den Wünschen der Emigranten entsprach. Arnim reiste nun zu Oxenstjerna, aber dieser traute Wallenstein noch nicht; und in der Tat kam Wallenstein, als Arnim zu ihm zurückkehrte, auf den ursprünglichen Plan zurück, sich nur mit Sachsen und Brandenburg zu verbinden und die Schweden aus Deutschland „hinauszuschmeißen". Mit dieser neuen Wandlung Wallensteins, über die besonders die Emigranten entrüstet waren, schienen die Verhandlungen abermals gescheitert.

Ende August

Ende Sept.

Kriegsmaßnahmen in Schlesien

Um Sachsen gefügig zu machen, nahm Wallenstein nun den Krieg wieder auf. Gallas mußte einen neuen Einfall nach Sachsen unternehmen, so daß Arnim zu dessen Schutz mit dem größten Teil seiner Truppen dorthin abzog. Wallenstein selbst zwang die unter Thurn stehenden Schweden nach einem siegreichen Treffen bei Steinau an der Oder zur Kapitulation, bemächtigte sich ganz Schlesiens (gegen Übergabe der von den Schweden besetzten schlesischen Plätze ließ er den gefangen genommenen Thurn frei), nahm Görlitz und Bautzen und näherte sich der sächsischen Grenze. Der gute Eindruck, den der Sieg bei Steinau in Wien machte, wurde wieder beeinträchtigt durch die Freilassung Thurns, den man dort als „Erzketzer und Hauptrebeller" (§ 193) besonders haßte.

20. Okt. 1633

Anfang Nov.

Wallensteins Feinde behaupteten später sogar, das Treffen von Steinau sei zwischen Wallenstein und Thurn verabredet gewesen, um den Argwohn des Kaisers zu beschwichtigen. Das ist sicher nicht richtig; unwahrscheinlich ist aber auch die andere Annahme, daß es zwischen Wallenstein und Arnim „verabredeter Handel" gewesen sei, um die Schweden aus Schlesien zu verdrängen.

Eroberung von Regensburg durch Bernhard

Zu der über die Freilassung Thurns herrschenden Verstimmung kam nun ein Ereignis, das Wallenstein militärisch völlig ins Unrecht zu setzen schien. Während Horn am Oberrhein (bei Konstanz und Breisach) gegen Feria und Aldringer keine Erfolge erzielte, wandte sich Bernhard von Weimar gegen Bayern und eroberte das wichtige Regensburg. Wallenstein hatte alle Hilfeleistung mit der Erklärung abgelehnt, Bernhard beabsichtige nicht Regensburg, sondern Böhmen anzugreifen: nun war das Gegenteil seiner Voraussage eingetreten. Er brach sofort nach Böhmen auf, marschierte bis Fürth im Böhmerwald, erklärte aber einen Winterfeldzug zur Rückeroberung von Regensburg für unmöglich, nahm Winterquartiere in Böhmen und schlug sein Hauptquartier in Pilsen auf.

14. Nov. 1633

30. Nov.

Einfluß der Gegner Wallensteins auf d. Kaiser

§ 209. Wallensteins Ermordung (1634). Seit dem Falle von Regensburg gewinnen nun die Feinde Wallensteins den maßgebenden Einfluß beim Kaiser. Was hatte es genutzt, so konnte dieser sich fragen, daß er seinem Feldherrn eine so ungeheuerliche Machtfülle zugestanden hatte, wenn jetzt die kaiserlichen Erblande ähnlich bedroht waren wie einst nach der Schlacht am Lech? Nicht Wallenstein, sondern Maximilian hatte die Kriegslage richtig beurteilt, und Regensburg wäre nicht gefallen, wenn

Wallenstein des Kaisers Wünsche erfüllt hätte. Hatte der Kaiser den Znaimer Vertrag schon lange als demütigend empfunden, so schien nun auch der Erfolg seine Lösung zu fordern. Diese Stimmung des Kaisers benutzten Wallensteins Gegner, deren Motive wir kennen gelernt haben (§ 208), um seine Absetzung zu betreiben. Zustatten kamen ihnen dabei die Konflikte, die sich aus Wallensteins unbeschränktem Heerbefehl ergaben.

Forderungen des Kaisers

Dez. 1633

Schon früher hatte der Kaiser im Widerspruch mit dem Znaimer Vertrage an die Generale Aldringer und Gallas direkte Befehle ergehen lassen; jetzt sandte er den Kriegsrat Questenberg (übrigens einen Anhänger Wallensteins, der auf dessen Wunsch geschickt wurde und nicht die ihm von Schiller zugewiesene Rolle gespielt hat) nach Pilsen mit der Forderung, Wallenstein solle den Feldzug gegen Bernhard sofort eröffnen und seine Winterquartiere außerhalb Böhmens nehmen. Wallenstein schlug nach einem Kriegsrat mit seinen Offizieren beides ab und rief den Obersten Suys, dem der Kaiser befohlen hatte, gegen Bernhard zu marschieren, zurück. Auch die weitere, durch den Kapuziner Quiroga überbrachte Forderung, dem spanischen Kardinal-Infanten Ferdinand, der von Mailand nach den Niederlanden ziehen wollte, 6000 Reiter zur Verfügung zu stellen, lehnte Wallenstein ab. Der Kaiser mußte immer klarer erkennen, daß seine Autorität neben Wallenstein nicht bestehen könne; dieser aber sah in der letzten Forderung das Bestreben, sein Heer, also die Grundlage seiner Stellung, zu schwächen, und fürchtete, daß ihm die Absetzung bevorstehe.

Anfang Jan. 1634

Dritte Verhandlungen Anfang Jan. 1634

So nahm er die Verhandlungen mit Sachsen wieder auf. Dabei kam er auf seinen alten Plan zurück, in Verbindung mit Sachsen und Brandenburg den Frieden durchzusetzen gegen die Schweden und im Notfall auch gegen den Kaiser, zugleich aber den „Dominat" der Spanier zu brechen; Frankreich und Spanien sollten von Deutschland ferngehalten, Schweden in Pommern entschädigt werden. Von der Wiederaufnahme der Verhandlungen machte er dem Kaiser Mitteilung, war aber entschlossen, den Frieden auch gegen ihn durchzusetzen. Deshalb suchte er sich seiner Truppen zu versichern.

Erster Pilsener Revers

12. Jan. 1634

Er berief seine Obersten nach Pilsen, teilte ihnen die gerade damals erhobene Forderung des Kaisers, 6000 Reiter abzugeben, mit und erklärte, daß er vom Kommando zurücktreten wolle. Besorgt um die Vorschüsse, die sie im Vertrauen auf Wallenstein geleistet hatten, baten sie ihn, zu bleiben, und unterzeichneten fast alle (49 von 57) bei einem von Illow veranstalteten Bankett einen Revers, worin sie sich verpflichteten, treu zu ihrem Feldherrn zu halten.

Die bekannte Erzählung, wonach vor dem Bankett ein Schriftstück mit der Klausel „unbeschadet der Treue gegen den Kaiser" vorgelesen und dafür nach dem Bankett ein anderes ohne diese Klausel untergeschoben sei, ist unhistorisch. Die Klausel hat allerdings in dem Entwurf gestanden, ist aber von Wallenstein vor der Reinschrift gestrichen worden und hat den Obersten nicht vorgelegen. Am Tage darauf erklärte jedoch Wallenstein mündlich, daß er nichts gegen den Kaiser und die katholische Religion beabsichtige und nur den Frieden erzwingen wolle. Trotz dieser Erklärung blieb der Vorgang höchst bedenklich, denn er hatte doch nur Sinn, wenn eben an ein Vorgehen gegen den Kaiser gedacht wurde: sonst war diese besondere Treuverpflichtung gegen den Feldherrn unnötig.

Maßregeln der Feinde Wallensteins u. des Kaisers

Erstes kaiserliches Patent 1. Febr. (24. Jan.) 1634

Während Wallenstein sich so sein Heer zu sichern suchte, nahmen die Verhandlungen mit Sachsen, Brandenburg und Schweden keinen schnellen Fortgang wegen des Mißtrauens, das Wallenstein überall durch den wiederholten Abbruch der Verhandlungen geweckt hatte. Um so energischer aber bemühten sich seine Feinde, ihn dem Kaiser als „Verräter" hinzustellen. Und sie hatten Erfolg: ein wohl erst am 1. Februar erlassenes, aber auf den 24. Januar zurückdatiertes, zunächst geheim gehaltenes kaiserliches Patent entband die Offiziere des Gehorsams gegen Wallenstein und übertrug den Oberbefehl vorläufig an Gallas. Der

Gedanke, Wallenstein zu verhaften, tauchte auf, wurde aber aufgegeben; dagegen begann man, ihm in aller Stille die Obersten zu entfremden. Da Wallenstein merkte, daß diese unsicher wurden, versammelte er sie (es erschienen nur noch 30) zum zweiten Male in Pilsen und stellte ihnen vor, man sprenge das Gerücht aus, er denke etwas gegen den Kaiser oder die katholische Religion zu beginnen: das sei falsch; er wolle nur den Frieden herstellen. Auf Illows und Trzkas Betreiben wurde ein zweiter Revers auch von Wallenstein unterzeichnet, worin die Offiziere von ihrer Verpflichtung gegen Wallenstein losgesprochen wurden, falls er das Geringste wider den Kaiser oder die katholische Religion unternähme; unter diesem Vorbehalt erklärten die Offiziere, bei Wallenstein ausharren zu wollen. Zugleich befahl Wallenstein, daß die Armee sich bis zum 24. Februar in Prag vereinigen solle: vom Weißen Berge aus wollte er den Frieden verkünden.

Zweiter Revers 20. Febr.

Zwei Tage vor diesem zweiten Revers war Wallenstein durch ein zweites kaiserliches Patent öffentlich wegen „meineidiger Treulosigkeit" und „Konspiration gegen den Kaiser" abgesetzt worden. Der spanische Gesandte Oñate erklärte unter Billigung des Kaisers, man müsse sich seiner „lebend oder tot" bemächtigen; zur Einziehung der Besitzungen Wallensteins, Illows und Trzkas wurde ein Kommissar ernannt. Nun zeigte sich die moralische Macht der legitimen Dynastie: die Prager Regimenter hielten dem Kaiser die Treue. Mit dem Verluste Prags war die Entscheidung gegen Wallenstein gefallen; er war angewiesen auf ein paar tausend Mann. Jetzt konnte er nicht mehr daran denken, der Welt den Frieden zu diktieren, jetzt handelte es sich nur noch um die eigene Rettung. Jetzt im Augenblicke der höchsten Not suchte Wallenstein die bisher wohl immer noch nicht ernst gemeinte Verbindung mit Schweden: er bat Bernhard von Weimar, sich mit ihm in Eger zu vereinen; indes auch jetzt noch folgte der mißtrauische Bernhard nur sehr langsam den immer dringender werdenden Botschaften, und ebenso langsam zog Arnim heran.

Zweites kaiserl. Patent 18. Febr.

Wallenstein wollte nach Eger gehen, weil er in dieser Festung inmitten einer protestantischen, jüngst zum Katholizismus gezwungenen Bevölkerung vor den anrückenden Kaiserlichen sicherer zu sein glaubte und den Schweden und Sachsen näher war. Er verließ am 22. Februar Pilsen mit kaum 2000 Mann, befahl unterwegs dem Obersten Butler, sich mit seinem Dragonerregiment ihm anzuschließen, und langte am 24. in Eger an. Hier wurde er am Tage darauf ermordet.

Eger

25. Febr. 1634

Die Befehlshaber von Eger waren Leßley und Gordon, zwei protestantische Schotten; ihnen teilte Wallenstein noch am Tage seiner Ankunft seine Absichten mit und verlangte, daß sie die Schweden in die Festung aufnehmen sollten. Indes das Bewußtsein ihrer Pflicht gegen den Kaiser, der den Feldherrn soeben als Verräter gebrandmarkt und abgesetzt hatte, war bei den beiden Calvinisten sehr stark; so waren sie den Vorstellungen des Obersten Butler zugänglich. Ob dieser aus persönlichem Haß, etwa wegen einer erfahrenen Zurücksetzung, oder aus fanatischem Eifer für die katholische Sache, wie er sich bei den Iren häufig findet, handelte, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls war er nach Eger mit der Absicht gekommen, sich Wallensteins „lebend oder tot" zu versichern. Er legte den beiden Schotten die dem Kaiser drohenden Gefahren und ihre Pflichten dar; eine Gefangennahme, an die man zunächst dachte, schien bei der Nähe der Schweden unmöglich, und so kam man zu dem Entschluß, Wallenstein und seine drei Vertrauten, Illow, Trzka und Kinsky, zu ermorden. Gordon lud die letzteren für den Abend zu einem Bankett auf die Burg ein. Man zechte in heiterster Stimmung; auch auf Bernhard von Weimar wurde ein Hoch ausgebracht: da stürmten auf ein gegebenes Zeichen Butlersche Dragoner in den

Ermordung

25. Febr.

Saal und stürzten sich unter dem Rufe: „Es lebe Ferdinand!“ auf die Zechenden: fast ohne Widerstand wurden Trzka, Illow und Kinsky niedergemacht, der fliehende Rittmeister Neumann wurde im Hofe erschossen. „In ein paar gräßlichen Minuten war alles geschehen.“

Während nun Butlers Dragoner die Stadt besetzten, beriet man nochmals, ob eine Verhaftung Wallensteins möglich sei. Die Frage wurde verneint, und so schritt man zur Vollendung des Werkes. Wallenstein, der am Markte im Hause des verstorbenen Ratsherrn Pachhälbl wohnte, wollte gerade zu Bette gehen, als Hauptmann Devereux mit einigen Dragonern die Treppe hinaufstürmte. Er eilte, durch den Lärm aufgeschreckt, zum Fenster, um die Wache zu rufen; da dringt Devereux mit dem Rufe: „Schelm und Verräter, du mußt sterben!“ durch die aufgesprengte Tür. Ohne ein Wort zu entgegnen, ohne Widerstand zu versuchen, breitete Wallenstein die Arme aus und empfing den Todesstoß: auch in dieser letzten Stunde blieb er Fatalist, wie er es im Glauben an die Sterne immer gewesen war.

Bedeutung des Mordes

Als „eine große Gnade, die Gott dem Hause Österreich erwiesen hat“, bezeichnete der spanische Gesandte die Ermordung des Friedländers: sie war eben ein Sieg der spanisch-katholischen Partei. Den Kaiser selbst erfüllte wohl vorwiegend das Gefühl, daß er nun wieder der Herr sei, daß die Armee nun wieder ihm gehöre; aber er hatte doch, obgleich er die Tat nicht direkt befohlen hatte, ein böses Gewissen. In einer Rechtfertigungsschrift wurde die Ermordung als Strafe des Hochverrats hingestellt; auch wurden Wallensteins Güter eingezogen und die von ihm abgefallenen Offiziere belohnt.

Der „Verrat“

Die Frage, ob Wallenstein ein „Verräter“ gewesen sei, ist von den Historikern sehr lebhaft erörtert und verschieden beantwortet worden. Erschwert wird die Antwort zunächst durch die vielen Zweifel, die sich bei den von Wallenstein direkt oder indirekt mit Sachsen, Schweden und Frankreich geführten Verhandlungen erheben. Man weiß bei allen Beteiligten sehr oft nicht, ob die Verhandlungen ehrlich gemeint oder auf Täuschung berechnet waren. Weiter ist zu beachten, daß die sogenannten Vertrauten Wallensteins auch eigenmächtig handelten, daß sie ihn weiter fortreißen wollten, als er zu gehen gedacht hatte; es gilt das vor allem von den böhmischen Emigranten. Endlich kommen hinzu die Intriguen der Gegner Wallensteins, die seine Handlungen zu verdächtigen suchten, wo irgend sich ein Anlaß bot.

Durch all das ist in den Einzelheiten der Vorgänge sehr vieles unsicher; die Grundzüge der Politik Wallensteins aber wird man so festlegen können, wie wir es oben getan haben. Der beherrschende Gedanke war die Herstellung des Friedens in Verbindung mit Sachsen und Brandenburg unter Preisgabe des Restitutionsediktes. Am liebsten hätte er dann wohl die Schweden aus Deutschland hinausgeworfen. Nebenher geht der Gedanke, mit ihnen vereint den etwaigen Widerstand des Kaisers gegen den Frieden zu brechen und damit den spanischen Einfluß zu beseitigen. Doch hat er diesen Gedanken wohl nur als letztes Hilfsmittel angesehen, er hat mit ihm gespielt („Die Freiheit reizte ihn und das Vermögen“); wirklich in Verbindung mit den Schweden ist er erst getreten, als sein Sturz schon entschieden war. So begegnet sich die historische Forschung in den Grundzügen mit der Auffassung, die Schiller in seinem großen Drama niedergelegt hat.

Politisches und moralisches Urteil

Bei dem Verrat Wallensteins handelt es sich aber nicht nur um die Feststellung der Tatsachen, sondern auch um die richtige Fragestellung. Es wird nämlich zuweilen die politische und moralische Beurteilung nicht scharf genug geschieden und Wallensteins Verfahren damit charakterisiert, daß seine Politik „die richtige“ gewesen sei. Zweifellos entsprach Wallensteins Politik dem wahren Interesse des Kaisers und des Reiches: sie hätte die für Deutschland heilsamste Wendung in dem großen Kampfe herbeiführen können, sie wäre, wenn auch nicht in den Motiven, so doch im Effekt deutschnational gewesen. Aber nicht um die „Richtigkeit“ seiner Politik handelt es sich bei der moralischen Wertung seines Handelns, sondern darum, ob diese Politik vom Kaiser gebilligt wurde. Anfangs war das in der Hauptsache der Fall, dann aber gewann die entgegengesetzte Strömung die Oberhand. Indem Wallenstein die nun vom Kaiser nicht mehr gebilligten Ziele trotzdem durchzuführen suchte, vielleicht sogar gegen den Kaiser, und dabei eine Verbindung mit dessen Feinden zwar nicht einging, aber doch in Erwägung zog, handelte er illoyal: er war eben nicht selb-

ständiger Fürst, sondern blieb trotz aller Vollmachten kaiserlicher Feldherr. Vollendet ist der Verrat allerdings, wie schon gesagt, erst nach seinem Sturz.

Daß Wallensteins Politik richtig war und ihn trotzdem schuldig werden ließ, darin liegt nicht nur die Tragik seines Schicksals, das war auch das Unglück Deutschlands: das mit der Gegenreformation verbündete habsburgische Kaisertum konnte eben keine Politik treiben, die den wahren Interessen Deutschlands entsprochen hätte. Die Richtigkeit der Politik Wallensteins ist durch den Prager und (positiv und negativ) auch durch den Westfälischen Frieden erwiesen worden.

Schlesien u. Rheinlande

§ 210. Die Schlacht von Nördlingen und der Prager Friede (1634 bis 1635). Den Oberbefehl über die kaiserliche Armee erhielt nun des Kaisers Sohn Ferdinand (III.); ihm zur Seite stand der kriegskundige Gallas. Nach den Vorwürfen, die der Kriegführung Wallensteins gemacht worden waren, ist es erklärlich, daß sie ihr Hauptaugenmerk auf Bayern richteten. Infolgedessen vermochten die Sachsen nach der Schlacht bei Liegnitz das 1633 an Wallenstein verlorene Schlesien zurückzugewinnen. (13. Mai 1634) Zugleich eroberte der Rheingraf Otto Ludwig mit schwedischen Truppen den Sundgau und Breisgau mit Ausnahme von Breisach, während die Franzosen Lothringen besetzten.

Lothringen

Herzog Karl III. (IV.) von Lothringen (Stammbaum 16), welcher der unwürdigen Lage in der Umstrickung Frankreichs überdrüssig war, verzichtete 1634 zugunsten seines Bruders, des Kardinals Franz, und vereinigte den Rest seiner Truppen mit den Kaiserlichen; die Franzosen aber erkannten den neuen Herzog nicht an und brachten es dahin, daß auch er das Land verließ. Damit begann die Okkupation Lothringens durch die Franzosen, die unter (1634—1661, 1670—1697) mannigfachen Wechselfällen, in denen Herzog Karl das Land zurückzugewinnen suchte, bis 1697 währte (§ 311).

Erfolge der Kaiserlichen in Bayern

Indes diese Verluste, die die kaiserliche Sache in Schlesien und am Rhein erlitt, wurde vollauf ausgeglichen durch die Erfolge in Bayern. Mit den bayerischen Truppen vereinigt eroberten die Kaiserlichen Regensburg zurück, (26. Juli 1634) und als dann noch der Kardinal-Infant Ferdinand von Mailand her zu ihnen gestoßen war, brachten sie den Schweden in der Schlacht von Nördlingen eine entscheidende Niederlage bei. (5./6. Sept. 1634) Diese Schlacht, die Bernhard von Weimar gegen den Rat Horns geliefert hatte, erschütterte die Stellung Schwedens aufs tiefste. Die Kaiserlichen besetzten Schwaben und Franken und verheerten die Lande der Mitglieder des Heilbronner Bundes. Rettung schien jetzt nur noch bei Frankreich möglich: der langersehnte Augenblick, in dem Richelieu (Erfolg Frankreichs) Zugeständnisse erzwingen und den entscheidenden Einfluß gewinnen konnte, war gekommen. In einem Vertrage mit dem Heilbronner Bunde verpflichtete sich Frankreich zur Unterhaltung von 14 000 Mann unter einem (1. Nov. 1634) deutschen Reichsfürsten und zur Zahlung einer bedeutenden Geldsumme, erhielt aber dafür Sitz und Stimme im Bundesrat und, vorläufig für die Dauer des Krieges, das ganze Elsaß.

Friede zu Prag

Eine weitere für Schweden sehr ungünstige Folge der Nördlinger Schlacht war der Abschluß des längst vorbereiteten Friedens zwischen Sachsen und dem Kaiser. Die in Pirna vereinbarten Bedingungen (Nov. 1634) wurden in Prag endgültig angenommen: (30. Mai 1635) das Restitutionsedikt blieb formell bestehen, wurde aber tatsächlich aufgehoben, Sachsen erhielt die Ober- und Niederlausitz; dafür sagte es sich von Schweden los und willigte darein, daß es in Deutschland nur ein Reichs-

heer geben sollte. Es kamen hier Gedanken zur Geltung, wie sie Wallenstein im zweiten und ersten Generalat vertreten hatte.

Betreffs des Restitutionsediktes wurde bestimmt, daß alle Kirchengüter, die am 22. November 1627 im Besitz der Evangelischen gewesen seien, ihnen 40 Jahre verbleiben sollten, doch sollten die evangelischen Administratoren bis dahin kein Stimmrecht im Reichstage haben. Würde in den 40 Jahren keine Verständigung erzielt werden, so sollten die Lande auch weiter den Evangelischen verbleiben. Von der Amnestie wurden ausgeschlossen die kaiserlichen Erblande, die Pfalz und der Heilbronner Bund. Im Reiche sollte es — hier schien eine Stärkung der Zentralgewalt möglich — nur ein Heer geben, das des Kaisers; ein Teil davon sollte aber unter dem erblichen Oberbefehl Kursachsens stehen. Die Lausitzen erhielt Sachsen als königlich böhmische Lehen.

Dem Prager Frieden traten bei Sachsen-Weimar, Lüneburg, Mecklenburg, Anhalt, Brandenburg, die Hansestädte und der ganze niedersächsische Kreis: damit war Schwedens Stellung auch in Norddeutschland erschüttert.

D. Der schwedisch-französische Krieg (1635—1648).

Wachsender Einfluß Frankreichs

§ 211. Das Eingreifen Frankreichs. Der Krieg bis zum Tode Ferdinands II. (1635—1637). Da Schweden durch den Prager Frieden seine deutschen Bundesgenossen in der Hauptsache verlor (es blieben eigentlich nur Baden, Württemberg und Hessen-Kassel), war es mehr als bisher auf das Bündnis mit Frankreich angewiesen. Richelieu hatte die Wechselfälle des Krieges (die Entlassung Wallensteins, den Tod Gustav Adolfs, die Nördlinger Schlacht) sehr geschickt benutzt, um den Einfluß Frankreichs zu stärken, ohne bisher direkt in den Krieg einzugreifen; er hatte das vermieden auch wegen der Schwierigkeiten, mit denen er im Innern (§ 219) zu kämpfen hatte; er hatte die Macht Spaniens durch andere (die deutschen Fürsten und Schweden) schwächen lassen und nur Subsidien gezahlt. Gustav Adolf hatte Frankreich von der Leitung ferngehalten (§ 202), nach dessen Tode suchten die westdeutschen Fürsten je länger je mehr Anlehnung an Frankreich, sie stellten ihm nach der Nördlinger Schlacht das Elsaß in Aussicht. Richelieu wollte zunächst auch jetzt noch den offenen Krieg mit dem Kaiser vermeiden, aber Oxenstjerna verweigerte seine Zustimmung zu dem Novembervertrage (§ 210), und die Fortschritte der Kaiserlichen bewirkten, daß in einem neuen Vertrage

28. April 1635

Frankreich und Schweden sich zu gemeinschaftlicher Kriegführung und zu gemeinschaftlichem Friedensschlusse verbanden; zugleich schloß Frankreich auch Bündnis mit den Niederlanden und erklärte den Krieg an Spanien. Länger dauerten die Verhandlungen Richelieus mit Bernhard von Weimar, der eine selbständige Stellung zwischen den Parteien und für sich ein Fürstentum erstrebte; endlich mußte auch

27. Okt. 1635

er durch den Vertrag von St. Germain in den Dienst Frankreichs treten: er verpflichtete sich, ein Heer von 18000 Mann auszurüsten, erhielt dazu jährlich vier Millionen Livres und das Versprechen, daß ihm die österreichischen Besitzungen im Elsaß zufallen sollten. Kurz zuvor hatte die französische Diplomatie einen weiteren wichtigen Erfolg errungen; es gelang ihr, den im Jahre 1629 vermittelten polnisch-schwedischen Waffenstillstand (§ 172) durch den Vertrag von

1635

Stuhmsdorf auf 26 Jahre zu verlängern, wobei Schweden die damals besetzten preußischen Häfen (Memel, Pillau, Elbing, Danziger Werder) herausgab.

Baners und Torstensons Feldzüge im Osten

Infolge dieses Vertrages konnte Torstenson die schwedischen Truppen, die für einen etwaigen polnischen Feldzug in Preußen und Livland zusammengezogen waren, nach Deutschland führen; und das war für die schwedische Sache äußerst wichtig. Der schwedische General Banér hatte nämlich vor den Kaiserlichen, die nach dem Prager Frieden durch Sachsen und Brandenburg unterstützt wurden, nach Norden zurückweichen müssen. Nun siegten die Schweden unter Banér bei Dömitz an der Elbe, unter Torstenson bei Pyritz über die Sachsen und besetzten Brandenburg; als dann im nächsten Jahre ein sächsisch-kaiserliches Heer unter Hatzfeld nach Norden zog, wurde es von Banér durch die Schlacht bei Wittstock zurückgeworfen. Infolgedessen fielen Pommern, Sachsen und Thüringen wieder in die Gewalt der Schweden, und diese straften die Lande durch entsetzliche Verwüstungen für den Abfall ihrer Fürsten. — Auf dem westlichen Kriegsschauplatze machte der bayerische General Johann von Werth einen Einfall nach Frankreich bis in die Nähe von Paris, doch hatte das keine weiteren Folgen. Ebenso brachten die Kriegsstürme, die längs des Rheines tobten, wohl schreckliches Unheil über die Bevölkerung, aber keine nennenswerte Entscheidung. — So war die Lage noch völlig unsicher, als Anfang des nächsten Jahres Kaiser Ferdinand II. starb und sein Sohn Ferdinand III. folgte.

1. Nov. 1635 — 17. Dez. 1635 — 4. Okt. 1636 — Westen — Juli 1636 — 15. Febr. 1637

Bedeutung Ferdinands II.

Ferdinand II. war den großen Aufgaben, die ein wahrhaft deutscher Kaiser für Deutschland hätte lösen können, nicht gewachsen gewesen, weil er gebunden blieb an die Traditionen Karls V. und Philipps II. Der engherzig kirchliche Fanatismus, mit dem er in Steiermark regiert hatte, begleitete ihn auf den deutschen Thron, brachte ihn in Abhängigkeit von seinem jesuitischen Beichtvater und machte ihn zum Werkzeug der spanisch-katholischen Reaktion. Die wahrhaft großen Gedanken seiner Regierung (starke Zentralgewalt, Friede mit Duldung des Protestantismus und Zurückweisung der Fremden) stammen nicht von ihm, sondern von Wallenstein; sie durchzuführen, dazu fehlte ihm die Selbständigkeit oder Selbstverleugnung. Seine Regierung war unheilvoll für Deutschland, das zum Kriegsschauplatz für die europäischen Gegensätze wurde, aber auch für seine Erbländer (§ 181, 195). Sein Nachfolger war auch katholisch gesinnt, vermochte aber leichter einzulenken als der durch seine bisherige Politik gebundene Vater.

Kampf um Pommern

§ 212. Bernhard von Weimar und Banér (1637—1641). Auf dem östlichen Kriegsschauplatze trat eine neue Wendung ein, als Bogislaw XIV., der letzte Herzog von Pommern, starb. Sein Land wurde nun Streitobjekt zwischen Brandenburg, das sich auf alte Erbverträge stützen konnte, und Schweden, das Pommern als seine wichtigste Eroberung ansah. Brandenburg schloß Bündnis mit dem Kaiser: dabei wurde der Kurfürst in ähnlicher Weise, wie das der Prager Friede für Kursachsen vorsah (§ 210), kaiserlicher Generalissimus eines brandenburgisch-kaiserlichen Heeres, und dazu marschierte Gallas nach Norden. Infolgedessen wurden die Schweden (unter Banér) hier auf die pommerschen Küstenplätze beschränkt.

20. März 1637 — Herbst 1637

Bernhards Erfolge im Westen

Durch den eben erwähnten Abmarsch der kaiserlichen Hauptarmee (Gallas) gewann Bernhard von Weimar im Westen die Möglichkeit größerer Erfolge. Von den Franzosen ungenügend unterstützt, hatte er bisher vergebens versucht, den Rhein zu überschreiten; jetzt gewann er über Johann von Werth einen glänzenden Sieg bei Rheinfelden; Johann von Werth wurde selbst gefangen genommen und ist erst 1642 gegen den bei Nördlingen gefangenen Horn ausgeliefert. Weiter eroberte Bernhard Freiburg i. Br. und nach langer Belagerung und siegreichen Kämpfen gegen die anrückenden Ersatzheere auch Breisach. Dadurch wurde den

1637 — 3. März 1638 — 11. April 1638 — 17. Dez. 1638

Spaniern der Landweg nach den Niederlanden verlegt, und zugleich siegten die Franzosen in Savoyen und Oberitalien (§ 122). In Wiederaufnahme seiner alten Pläne (§ 207) hoffte er aus dem Sund- und Breisgau, aus Teilen der Freigrafschaft und Lothringens ein größeres Fürstentum gründen und die Abhängigkeit von Frankreich abschütteln zu können; auch dachte er an die Bildung einer aus deutschen Fürsten bestehenden „dritten" Partei, wie sie einst beim Leipziger Konvent (§ 202) geplant gewesen war. Über die von Bernhard eroberten Lande kam es zu verdrießlichen Unterhandlungen mit dem französischen Hofe, der ihm zwar früher den Besitz des Elsasses zugesichert, jetzt aber sich selbst diese günstig gelegenen Länder anzueignen suchte. Als daher Bernhard kurz nachher plötzlich starb, sprach man von einer Vergiftung. Dieser Verdacht ist gewiß unbegründet, doch kam der Tod den Franzosen sehr gelegen. Bernhard hatte sich ihnen gegenüber immer seine Selbständigkeit im Geiste Gustav Adolfs zu wahren gesucht und bekundete seine deutsche Gesinnung auch dadurch, daß er seine Eroberungen in seinem Testament einem seiner Brüder vermachte. Indes es gelang den Franzosen, die auch von Österreich und Schweden umworbene Armee für sich zu gewinnen: die weimarischen Truppen leisteten dem französischen Könige den Treueid und traten nun unter französischen Oberbefehl; die eroberten Plätze aber wurden an Frankreich überliefert. Damit hatte Richelieu wieder einen großen Erfolg errungen. Die Taten Bernhards von Weimar führten so gegen dessen Wunsch den Verlust deutscher Grenzlande herbei; es erwies sich eben als unmöglich, mit französischen Geldmitteln eine antifranzösische Politik zu treiben.

18. Juli 1639 — 19. Okt. 1639

Banérs Vorstöße

Da zum Entsatz von Breisach auch aus Norddeutschland kaiserliche Truppen herangezogen wurden, so erhielt durch Bernhards Siege der an das Meer zurückgedrängte Banér wieder Bewegungsfreiheit. Er unternahm einen Vorstoß gegen die kaiserlichen Erblande, besiegte die Sachsen bei Chemnitz und verhängte über das unglückliche Böhmen die furchtbarsten Drangsale. Vor den zum Schutz der kaiserlichen Erblande herangezogenen Truppen (unter Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini) zurückweichend, wandte er sich westwärts, um sich mit dem weimarisch-französischen Heere (unter Guébriant) zu vereinigen, und nahm Winterquartiere im Lüneburgischen. Inzwischen trat endlich einmal wieder ein Reichstag in Regensburg zusammen, um über den Frieden zu beraten (§ 214). Da diese Verhandlungen den Interessen Schwedens und Frankreichs nicht entsprachen, faßte Banér den verwegenen Plan, mitten im Winter aus den Winterquartieren aufzubrechen und in Verbindung mit Guébriant den Reichstag mit dem Kaiser aufzuheben. Er erschien vor Regensburg, erreichte aber seinen Zweck nicht, da der durch plötzliches Tauwetter eingetretene Eisgang den Übergang über die Donau verhinderte. So trat er den Rückzug an, auf dem er in Halberstadt an den Folgen der Anstrengung und eines unmäßigen Lebens starb.

14. April 1639 — 1640 — Sept. 1640 — Jan. 1641 — 30. Mai 1641

Torstenson (Östlicher Kriegsschauplatz)

§ 213. Der Ausgang des Krieges (1641—1648). Banérs Nachfolger war Torstenson, der talentvollste Zögling aus Gustavs Schule, der seiner Gichtschmerzen wegen sich meistens in einer Sänfte tragen ließ und dennoch durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen die Welt in Erstaunen setzte. Zugleich schlug die brandenburgische Politik eine Richtung ein, die für Schwedens militärische Stellung günstig war; der neue Kurfürst Friedrich Wilhelm (der Große Kurfürst) war schon in

Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1640—1688

Regensburg sehr energisch für den allgemeinen Frieden aufgetreten; jetzt sagte er sich, um wenigstens seinem Lande den Frieden zu verschaffen, von dem österreichischen Bündnis los und schloß Waffenstillstand mit Schweden, wobei er allerdings den schwedischen Truppen das Durchzugsrecht einräumen mußte. Torstenson eroberte nun Schlesien, trug den Krieg nach Böhmen und Mähren, gewann über den ihn beim Rückzug verfolgenden Piccolomini den glorreichen Sieg bei Leipzig (Breitenfeld), auf dem Siegesfeld Gustav Adolfs (§ 203), und zog von neuem nach Mähren. Da wurde er wegen des Wiederausbruchs des schwedisch-dänischen Krieges nach Norden abberufen (§ 164). Er drang in Jütland ein, mußte sich aber noch vor Abschluß des für Schweden günstigen Friedens von Brömsebro (§ 164) gegen Gallas, der ihm nachgezogen war, wenden. Er trieb die Kaiserlichen zurück, besiegte sie bei Jüterbogk und Magdeburg, drang zum dritten Male in Böhmen ein, gewann hier den glänzenden Sieg bei Jankau (Jankowitz) über Hatzfeld und bedrohte Wien. Zugleich näherte sich von Osten her der Siebenbürgerfürst Georg I. Rakoczy (§ 253), mit dem Schweden ein Bündnis schloß. Die Not des Kaisers schien groß. Da aber Rakoczy nicht rechtzeitig vor Wien erschien, mußte Torstenson nach Mähren zurück. Er belagerte Brünn, konnte es jedoch nicht einnehmen; Rakoczy schloß, durch türkische Drohungen veranlaßt, Frieden mit dem Kaiser, und das schwedische Heer litt unter dem Mangel an Lebensmitteln und unter schweren Krankheiten. Das nötigte Torstenson zum Rückzug nach Böhmen, wo er von Krankheit erschöpft und voll Unmut den Befehlshaberstab niederlegte. Der tapfere Wrangel wurde sein Nachfolger. Inzwischen war der schwedische General Hans Christoph Graf Königsmarck, ein Altmärker, nachdem er die Stiftslande Verden und Bremen ihrem Administrator Friedrich von Dänemark entrissen hatte, in Sachsen eingefallen. Das veranlaßte den sächsischen Kurfürsten, mit Schweden den Waffenstillstand von Kötzschenbroda zu schließen; er ließ den Schweden das Durchzugsrecht, hatte aber für die Einschränkung des Krieges die gleiche Bedeutung wie der 1641 von Brandenburg geschlossene.

24. Juli 1641 — 2. Nov. 1642 — 1643/44 — 23. Aug. 1645 — Okt. 1644 — 6. März 1645 — Dez. 1645 — 1644 — 1645 — 6. Sept. 1645

Westlicher Kriegsschauplatz

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze war Guébriant nach dem mißlungenen Angriff auf Regensburg nach Westfalen und dem Niederrhein gezogen und hatte bei Kempen (unweit Krefeld) über die aus den spanischen Niederlanden herankommenden kaiserlichen Truppen einen Sieg erfochten. Im Zusammenhang mit dem ersten Vorstoß Torstensons gegen die Erblande wollte Guébriant darauf Bayern angreifen, mußte aber vor den bayerischen Generalen Mercy und Johann von Werth nach dem Breisgau zurückweichen. Die inneren Schwierigkeiten, die dem Tode Richelieus folgten (§ 220), machten zunächst größere Anstrengungen Frankreichs am Oberrhein unmöglich; dagegen besiegte der Herzog Ludwig II. von Enghien (der „große Condé") die Spanier bei Rocroy. Gegen Ende des Jahres zog ein Teil der Truppen Condés nach Süddeutschland; ihr Führer wurde der holsteinische Graf Josias Rantzau, ein tapferer Abenteurer, der in dänischen, kaiserlichen, schwedischen Diensten gekämpft hatte und jetzt in französischen Diensten stand (nach einem Gerücht soll er die Gunst der Königin Anna gewonnen haben und der Vater Ludwigs XIV. sein). Mit ihm vereint drang Guébriant gegen Schwaben vor, starb aber infolge einer vor Rottweil empfangenen Wunde; an

17. Jan. 1642 — 4. Dez. 1642 — 19. Mai 1643 — 24. Nov. 1643

24. Nov. 1643 demselben Tage wurden die Franzosen bei Tuttlingen von Johann von Werth und Mercy geschlagen. Die Bayern eroberten nun Frei- 28. Juli 1644 burg i. Br. und hielten die Stadt auch gegen die Angriffe der französischen Generale Turenne und Condé, die im übrigen die Rhein- Aug. 1644 lande behaupteten und u. a. Philippsburg besetzten. Um den abermaligen Vorstoß Torstensons nach Böhmen zu unterstützen, rückte auch Turenne 5. Mai 1645 wieder vor, erlitt aber bei Mergentheim durch Mercy und Werth eine 3. Aug. 1645 empfindliche Niederlage; von Condé unterstützt, siegte er darauf bei Allersheim über Mercy, der selbst fiel, doch hatten die Franzosen durch Johann von Werth, der den einen Flügel der Franzosen schlug, so schwere Verluste, daß sie über den Rhein zurückgingen.

So waren mit dem Ende des Jahres 1645 die wiederholten Angriffe auf die kaiserlichen Erblande und auf Bayern abgewiesen. Im nächsten 1646 Jahre vereinigten sich Wrangel und Turenne in Hessen und drangen in Bayern ein. Die Not seines Landes veranlaßte Maximilian zum 14. März 1647 Waffenstillstand von Ulm, dem auch die Kurfürsten von Köln und Mainz und der Landgraf von Darmstadt beitraten; so trennten sich nach dem Vorgang Brandenburgs und Sachsens nun auch die katholischen Fürsten vom Kaiser.

J. v. Werth — Johann von Werth, der mit diesem Waffenstillstand nicht einverstanden war, machte den Versuch, die bayerischen Truppen dem Kaiser zuzuführen. Diese blieben jedoch, wie früher die Wallensteins, ihrem Kriegsherrn treu, und Werth mußte nach Böhmen flüchten. Der Kurfürst setzte auf den Kopf des „Verräters“ einen Preis, der Kaiser ernannte ihn zum General der Kavallerie; als solcher nahm er weiter am Kriege teil. Nach dem Friedens- † 1652 schlusse lebte er bis zu seinem Tode auf der ihm vom Kaiser geschenkten Herrschaft Benatek.

Der Ulmer Waffenstillstand währte indes nicht lange. Als Turenne nach den Niederlanden, die Schweden nach Böhmen abzogen und der Kaiser mit der Rückgabe der Kur an den Pfalzgrafen drohte, trat Maximilian Sept. 1647 wieder zur alten Fahne zurück. Um ihn für den Vertragsbruch zu züchtigen, vereinigten sich Turenne und Wrangel zu einem neuen Angriff 17. Mai 1648 auf Bayern. Bei Zusmarshausen unweit Augsburg besiegte Königsmarck die von dem Grafen Holzapfel geführten Kaiserlichen; Maximilian entwich nach Salzburg, sein Land aber büßte seine Politik mit entsetzlichen Verheerungen. Nun wandte sich Königsmarck nach Böhmen und er- 5. Aug. 1648 oberte die Prager Kleinseite; etwa gleichzeitig erlitt Erzherzog Leopold 20. Aug. 1648 Wilhelm bei Lens in den Niederlanden durch Condé eine Niederlage. Im Herbst wichen dann Turenne und Wrangel vor Piccolomini aus dem ausgesogenen Bayern; Wrangel beabsichtigte nach Böhmen zu ziehen, als endlich der Westfälische Friede die Kriegsunternehmungen beendigte. 24. Okt. 1648 Am Tage seiner Unterzeichnung wurde ein schwedischer Angriff, den der schwedische Thronfolger Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken auf die Altstadt Prag unternahm, abgewiesen. In Prag, wo der Krieg begonnen, fand er auch sein Ziel.

E. Der Westfälische Friede (1648).

Friedenssehnsucht — **§ 214. Die Friedensverhandlungen.** War schon der Prager Separatfriede (§ 210) ein Beweis, daß man sich namentlich in evangelischen Kreisen, deren Gebiete ja unter den Kriegsstürmen besonders litten, nach Beendigung des Krieges sehnte, so wurde diese Sehnsucht immer lebhafter, je verheerender der Krieg wurde und je mehr er nur noch von den fremden

Mächten geführt wurde. Bernhard von Weimar erschien noch als ein deutscher Vorkämpfer des Protestantismus, aber auch er war von Frankreich abhängig; nach seinem Tode stehen, von Braunschweig, Lüneburg und Hessen abgesehen, nur noch die Fremden gegen den Kaiser im Felde. Dabei wurde der Krieg von allen Seiten, auch von den Schweden, deren frühere Kriegszucht (§ 202) seit dem Tode ihres Königs geschwunden war, mit immer größerer Grausamkeit geführt. Der die Heere begleitende Troß wurde immer größer, die Zahl der eigentlichen Soldaten vergleichsweise kleiner; je weniger entscheidende Schläge geführt wurden, um so schlimmer wurden die Verwüstungen, durch die man den Feinden Abbruch zu tun suchte.

Reichstag zu Regensburg 1640—1641

Die Friedenswünsche kamen zuerst lebhafter zum Ausdruck auf dem Reichstage zu Regensburg. Hier forderte, außer Braunschweig-Lüneburg und Hessen, namentlich Friedrich Wilhelm von Brandenburg (der Große Kurfürst) als Grundlage des Friedens die allgemeine Amnestie und Herstellung des Zustandes von 1618. Darauf aber wollte der Kaiser nicht eingehen, obgleich selbst katholische Stände für die Amnestie eintraten. Der Reichstagsabschied setzte für die Restitution der weltlichen Güter das Jahr 1630, für die der geistlichen den 12. November 1627 fest und bestimmte, daß in Münster und Osnabrück mit den fremden Mächten über den Frieden verhandelt und zugleich in Frankfurt auf einem Deputationstag die Beschwerden der deutschen Stände beraten werden sollten. Der Große Kurfürst hatte seiner Friedenspolitik schon vorher durch den Waffenstillstand mit Schweden Ausdruck gegeben (§ 213).

9. Okt. 1641

1641

Sept. 1642

Während nun der Kaiser nach in Hamburg geführten Verhandlungen sich mit Schweden und Frankreich dahin einigte, daß in Münster mit Frankreich und den katholischen Ständen, in Osnabrück mit Schweden und den protestantischen verhandelt und der Friedenskongreß im Juli 1643 eröffnet werden sollte, führte der Frankfurter Deputationstag zu keinem Ergebnis. Die Forderung des Kaisers, daß er allein das Reich gegen das Ausland zu vertreten habe, daß mithin die Stände nicht mit den fremden Mächten, sondern nur mit dem Kaiser zu verhandeln hätten, und daß die reichsrechtlichen und kirchlichen Fragen von dem Kongreß ausgeschlossen werden sollten, wurde sowohl von den fremden Mächten wie von den Reichsständen abgelehnt: erst unter dem Druck der Erfolge Torstensons (§ 213) willigte der Kaiser in die Zulassung aller Reichsstände.

1643—1645

Münster und Osnabrück

So wurden die Verhandlungen im Sommer 1645 in Münster und Osnabrück eröffnet. Aber auch jetzt noch waren sie von den Wechselfällen des Krieges abhängig: jeder Erfolg der kaiserlichen Waffen stärkte den Widerstand des Kaisers; erst als sogar Bayern von ihm abfiel und seine Erblande wieder bedroht waren (§ 213), gab er der allgemeinen Friedenssehnsucht nach.

Interessengegensätze

Wurde so durch die Haltung des Kaisers der Abschluß verzögert, so wirkte nach derselben Richtung die Kompliziertheit der einander entgegenstehenden Interessen. Wenn sonst die kriegführenden Mächte sich auch als friedenschließende Parteien gegenüberstehen, so war das hier durchaus nicht der Fall. In allen Fragen, in denen es sich um Minderung der Kaisermacht zugunsten der Fürsten, also um Schwächung des Hauses Habsburg handelte, standen Schweden und Frankreich mit den deutschen Reichsständen (katholischen und protestantischen) zusammen; bei ihren Entschädigungsansprüchen unterstützten sich Schweden und Frankreich gegen

den Kaiser, aber auch gegen die betroffenen Reichsstände, vor allem gegen Brandenburg; in den religiösen Fragen hatte Schweden die Führung der evangelischen Reichsstände, während Frankreich zu den katholischen und in gewissem Sinne auch zum Kaiser hielt. Während also sonst die Parteigruppierung vielfach wechselte, waren in allen Hauptfragen einig nur Frankreich und Bayern; es ist ein eigentümliches Schauspiel, daß sich zwischen ihnen eine besonders enge Verbindung knüpfte, obwohl gleichzeitig die französischen Heere die bayerischen Lande furchtbar verwüsteten.

Westfälischer Friede 24. Okt. 1648

§ 215. Die Friedensbedingungen. Unter diesen Verhältnissen dauerte es mehr als drei Jahre, bis endlich der Westfälische Friede im Rathaussaale zu Münster unterzeichnet wurde. Er regelte die Entschädigungen der auswärtigen Mächte und der deutschen Staaten und entschied die seit lange strittigen reichsrechtlichen und kirchlichen Fragen. Folgendes sind seine wichtigsten Bedingungen.

a) Gebietsveränderungen

Frankreich

Frankreich erhielt außer der Bestätigung der tatsächlich schon 1552 (§ 71) erworbenen Bistümer und Reichsstädte Metz, Toul und Verdun die österreichische Landgrafschaft im oberen und unteren Elsaß nebst dem Sundgau und der Stadt Breisach, sowie die Landvogtei über die zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte Landau, Weißenburg, Hagenau, Roßheim, Oberehnheim, Schlettstadt, Kaysersberg, Kolmar, Münster Türkheim (nicht über Straßburg) und das Besatzungsrecht von Philippsburg; es erhielt diese Gebiete und Rechte zu voller Souveränität, ohne Mitglied des Reiches zu werden, mußte jedoch den genannten Reichsstädten und den übrigen unmittelbaren Ständen im Elsaß ihre bisherigen Freiheiten und ihr Verhältnis zum Deutschen Reiche zusichern. Eine Geldentschädigung von drei Millionen Livres für die Söhne des Erzherzogs Leopold war der dürftige Ersatz, den Österreich für die Abtretung der althabsburger Besitzungen und Rechte erlangte. Nur diese, nicht etwa das ganze Elsaß, wie früher von den Franzosen behauptet ist, wurden an Frankreich abgetreten, jedoch wurde das Rechtsverhältnis derartig verzwickt, daß ein starker Staat leicht unter dem Schein des Rechts über das Recht hinausgehen konnte. Höchst sonderbar war z. B. die Lage der Zehnstädte, die reichsunmittelbar blieben, aber unter souverän geübtem französischem Schutzrecht (Landvogtei) standen; hier konnte eine volle Einverleibung nicht gar schwer sein; auch der Ausdruck Landgrafschaft, der jetzt ein Territorium, früher aber Verwaltungsrechte bezeichnete, ließ sich zur Machterweiterung benutzen. — Schweden bekam Vorpommern mit Rügen, von Hinterpommern Stettin, ferner die Stadt Wismar, das Erzbistum Bremen und das Bistum Verden, alles als Lehn des Deutschen Reiches, dazu eine Entschädigung von fünf Millionen Talern. Es erhielt also nicht bloß die Odermündung, sondern faßte auch an der Elb- und Wesermündung festen Fuß und hatte als Mitglied des Reichstages das Recht, sich stets in die inneren Angelegenheiten des Reiches einzumischen. — Brandenburg bekam den östlichen Teil von Hinterpommern und als Entschädigung für seine Rechte auf Vorpommern die Bistümer Kamin, Halberstadt und Minden und das Erzbistum Magdeburg, dieses allerdings erst 1680 nach dem Tode des sächsischen Administrators August (§ 201). — Mecklenburg erhielt für das verlorene Wismar die Bistümer Schwerin und Ratzeburg; — Hessen außer einer Geldentschädigung die Abtei Hersfeld und einige Ämter vom Bistum Minden (Schaumburg). — Braunschweig-Lüneburg sollte im Bistum Osnabrück, das abwechselnd einen protestantischen und einen katholischen Bischof erhalten sollte, die evangelischen Bischöfe ernennen. — Kursachsen wurde im Besitz der Lausitzen bestätigt. — Bayern blieb im Besitz der Oberpfalz samt der Kurwürde; — die Unterpfalz mit der neugeschaffenen achten Kurwürde wurde dem Sohne des geächteten Friedrich, Karl Ludwig, zurückgegeben; — die übrigen Fürsten und Reichsstände traten in ihren früheren Besitzstand. — Die Schweiz und die Niederlande wurden als selbständige Staaten anerkannt. Die Streitigkeiten zwischen Frankreich und Spanien sowie die zwischen Frankreich und Lothringen blieben unerledigt.

Schweden

Deutsche Fürsten

Schweiz, Niederlande

b) Verfassung

Die Fragen der Reichsverfassung wurden im Sinne des Fürstentums geregelt: das Recht der Gesetzgebung, der Steuererhebung, der Kriegs- und Friedensschlüsse, der Achtserklärung u. a. steht dem Kaiser in Verbindung mit dem Reichstage zu; die Fürsten erhalten die volle Landeshoheit und dürfen Bündnisse unter sich und mit anderen Mächten eingehen, nur nicht gegen Kaiser und Reich.

c) Kirchliche Bestimmungen

Hinsichtlich der kirchlichen Angelegenheiten vereinigte man sich nach langen Kämpfen dahin, daß der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede den Protestanten bestätigt und der Friede auch auf die Bekenner der helvetischen Konfession ausgedehnt ward. Die Gleichberechtigung der Konfessionen im Reiche kam auch dadurch zur Geltung, daß das Reichskammergericht und die Reichsdeputationen (Reichstagsausschüsse zur Vorberatung) aus Katholiken und Evangelischen gleichmäßig besetzt werden sollten; weiterhin sollten kirchliche Streitigkeiten in den Reichstagskollegien nicht durch Stimmenmehrheit, sondern durch gütlichen Vergleich entschieden werden. Für den Besitzstand der geistlichen Güter wurde als Normalzeit der 1. Januar 1624 angenommen. Dieser Ansatz war ein Kompromiß zwischen der Forderung der Evangelischen, die das Jahr 1618, und der des Kaisers, der 1630, d. h. das Jahr nach dem Restitutionsedikt, verlangte; die Administratoren erhielten Sitz und Stimme im Reichstag. Das landesherrliche Reformationsrecht wurde im Prinzip beibehalten, doch galt auch hier für die Untertanen das Normaljahr 1624; außerdem aber wurde Andersgläubigen, die nach diesem Jahre den Glauben gewechselt hatten oder wechseln würden, Hausandacht, Gewissensfreiheit, bürgerliche Gleichberechtigung und das Recht freier Auswanderung gewährt. — Papst Innocenz X., welcher in der rechtlichen Gleichstellung der Konfessionen eine Beeinträchtigung der römischen Autorität erblickte, protestierte gegen die Gültigkeit des Friedens; aber dieser Widerspruch, den man erwartet hatte, war schon vorher in der Friedensakte als ungültig bezeichnet worden.

Niederlage des habsburg-katholischen Systems

§ 216. Bedeutung des Friedens für Europa und Deutschland. Überblickt man diese Friedensbedingungen, so bedeuten sie eine vollständige Niederlage der spanischen Macht- und der katholischen Reaktionspolitik. War diese Politik bisher in Westeuropa und in Nordosteuropa (§ 108) gescheitert, so erlag sie nun auch bei dem letzten entscheidenden Vorstoß, den sie im Geburtslande der Reformation unternommen hatte. Der Protestantismus war nicht vernichtet, sondern hatte volle Gleichberechtigung erlangt, und zwar für beide Richtungen. Die kaiserliche Zentralgewalt war nicht gestärkt, sondern geschwächt; die Fürsten hatten die volle Landeshoheit und sogar das Bündnisrecht mit dem Auslande gewonnen. Da nun das Haus Habsburg Inhaber dieser Zentralgewalt war, so erfuhr es damit auch eine Schwächung seiner europäischen Machtstellung. Die europäischen Gegner der spanisch-katholischen Weltmacht, die ihr bisher schon entgegengetreten waren, zogen den größten politischen Vorteil aus dem Kriege: der „Ketzer- und Rebellenstaat" der Niederlande wurde endgültig anerkannt, Frankreich und Schweden gewannen deutsche Grenzlande und die Vormachtstellung im Westen und Norden. Vollendet wurde dann diese Umwälzung der europäischen Machtverhältnisse durch die ergänzenden Kriege, die Schweden bis 1660 gegen seine nordischen Rivalen, Frankreich gegen Spanien führte, durch den Abfall Portugals von Spanien und durch den Sturz und die Rückkehr der Stuarts, von denen jener Spanien schädigte, diese Frankreich zugute kam.

Ohnmacht Deutschlands

Während so der Dreißigjährige Krieg ein neuer schwerer Schlag für die vor 150 Jahren begründete spanisch-habsburgische Vorherrschaft war, verurteilte er zugleich das Deutsche Reich zu völliger Ohnmacht. Es hatte wertvolle Grenzgebiete verloren unter Bedingungen, die weiteren Einmischungen des Auslandes Tür und Tor öffneten. Das linke Rheinufer war gefährdet, und die deutschen Ströme waren nach dem Ausdruck einer brandenburgischen Denkschrift „fremder Nationen Gefangene", d. h. im Besitz des Auslandes (die Mündung des Rheines in dem der Niederlande, die der Weser, Elbe und Oder in dem Schwedens, die der Weichsel in dem Polens). Aber auch in den reichsrechtlichen und kirchlichen Fragen

hatte das Ausland entscheidend mitzusprechen. Wenn der Kaiser Wallensteins Gedanken angenommen und die Evangelischen rechtzeitig als gleichberechtigte Glieder des Reiches anerkannt hätte, dann hätten sich die Verluste an die fremden Mächte vielleicht vermeiden lassen, dann hätte das Kaisertum vielleicht eine Stärkung erfahren, dann hätten die inneren Fragen vielleicht ohne Mitwirkung des Auslandes geregelt werden können. Jetzt hatte das Ausland hierbei — ein von nationalem Standpunkt aus besonders schmerzlicher Vorgang — entscheidend mitgewirkt, und die staatliche und kirchliche Verfassung Deutschlands stand unter der Garantie des Auslandes. Jetzt hatte das Reich nicht rechtlich, aber tatsächlich seinen monarchischen Charakter eingebüßt; es war ein Bund souveräner Staaten, die sogar mit dem Ausland Verträge schließen durften; zum Schutz dieser die Reichseinheit aufhebenden Verfassung aber stand eben dieses Ausland bereit. Und dieses politisch zur Ohnmacht verurteilte Land hatte durch den entsetzlichen Krieg wirtschaftlich die schwersten Einbußen erlitten; die Blüte des 16. Jahrhunderts (§ 32) war vernichtet, es war ausgeschlossen von dem Welthandel und ist in seiner wirtschaftlichen Entwicklung um etwa zwei Jahrhunderte zurückgeworfen worden (§ 295). Endlich wurde auch das geistige Leben des deutschen Volkes aufs schwerste geschädigt: es geriet in Abhängigkeit vom Auslande (§ 254).

Einzelstaaten

Je weniger leistungsfähig das Reich als Ganzes war, um so größer waren die Aufgaben, die nun den souveränen Einzelstaaten erwuchsen. In ihnen spielte sich fortan das politische Leben der Deutschen ab; ob von ihnen eine Erneuerung des Ganzen ausgehen könnte, das war die große Frage der Zukunft.

Geistiger Fortschritt

Erfreulich war zunächst nur ein Ergebnis des Krieges, nämlich die Sicherung des Protestantismus und die Rückweisung eines etwaigen päpstlichen Protestes dagegen, d. h. die Beseitigung der bisherigen Abhängigkeit der kirchlichen Ordnungen vom Papste. Bei der Sicherung des Protestantismus war man, und auch das war erfreulich, über den Standpunkt des Augsburger Friedens hinausgegangen, einmal durch Hineinziehung der Reformierten und dann durch die Duldung Andersgläubiger. Dadurch brach sich an Stelle des cuius regio eius religio, das im Prinzip noch galt, doch schon der Gedanke des paritätischen Staates Bahn. Mit der Sicherung der Glaubensfreiheit aber war der geistige Fortschritt des deutschen Volkes trotz seines augenblicklichen geistigen Niederganges gewährleistet.

Zweites Kapitel.

Der Aufschwung Frankreichs, der Niederlande und Großbritanniens; das Ende der Großmachtstellung Spaniens.

A. Die Begründung des Absolutismus in Frankreich und der französischen Vorherrschaft in Europa (1610—1661).

Ludwig XIII. 1610—1643

§ 217. Ludwig XIII. unter der Regentschaft der Maria Medici und dem Einfluß der Günstlinge (1610—1622). Heinrich IV. hatte die inneren Gegensätze durch den Gedanken des nationalen Königtums überwunden, den zerrütteten Staat neu gekräftigt und schickte sich an, den

Kampf gegen Habsburg wiederaufzunehmen, als er dem Dolche Ravaillacs erlag (§ 149). Sein Sohn und Nachfolger Ludwig XIII. war erst neun Jahre alt; gestützt auf die Vorgänge bei der Thronbesteigung Karls IX. (§ 141), bemächtigte sich auf Grund eines Parlamentsbeschlusses seine Mutter Maria von Medici der Regentschaft. Unzufrieden damit war Prinz Heinrich (II.) von Condé, der als nächster männlicher Verwandter (Stammbaum 2) selbst die Regierung beanspruchte. Mit ihm verband sich der hohe Adel, der unter Einschränkung der monarchischen Gewalt eine fürstliche Unabhängigkeit, insbesondere für die Provinzialgouverneure, erstrebte. Erbitterung erregte auch der Einfluß, den Marias Jugendfreundin Leonore Galigai aus Florenz und deren Gemahl Concino Concini am Hofe übten. Die Regentin suchte durch reiche Geschenke und Jahrgelder den Adel zu beruhigen, führte ein glänzendes Hofleben und wandte auch Concino große Reichtümer zu. Diese Verschleuderung der Staatsgelder bestimmte den Minister Sully, der sein Lebenswerk (§ 149) vernichtet sah, in einem stolzen Schreiben Abschied zu nehmen von dem „Tempel der Göttin Moneta" und sich auf seine Güter zurückzuziehen. Wie im Innern, verließ aber Maria auch nach außen die Politik ihres Gemahls. Persönlich streng katholisch, gab sie die Verbindungen mit den protestantischen Mächten (§ 149) auf und suchte Anschluß an Spanien: es wurde eine Doppelheirat verabredet zwischen Ludwig XIII. und Anna, der Tochter Philipps III., und zwischen Ludwigs Schwester Elisabeth und dem Infanten Philipp (IV.). Diese Annäherung an Spanien machte die Hugenotten um so mehr besorgt, als Maria auch sonst aus ihrer Abneigung gegen sie kaum ein Hehl machte.

Maria Medici

Jan. 1611 †22. Dez. 1641

Bei der herrschenden Mißstimmung gelang es Condé, eine Adelskoalition zu bilden, und die Regentin gab deren Forderung nach Berufung der Reichsstände (états généraux) nach. Kurz nach der Volljährigkeitserklärung des Königs traten so zum letzten Male vor der großen Revolution die Reichsstände zusammen; mannigfache Reformvorschläge wurden gemacht, doch führten die Beratungen zu keinem Ergebnis.

Jan. 1614

27. Dez. 1614

Okt. 1614 —Febr. 1615

Letzte Reichsstände

Die Stände zerfielen nach alter Weise (II, § 278) in die drei Kurien des Klerus, des Adels und des dritten Standes; die Zahl der Abgeordneten betrug 140, 132 und 192, doch hatte jeder Stand für die Schlußentscheidung das gleiche Gewicht. Bei den Reformforderungen gingen nun die Interessen der Stände weit auseinander. Der Adel verlangte die Aufhebung der Paulette und des Ämterkaufs, wodurch die aus dem Bürgerstand hervorgegangene noblesse de robe entstanden war (§ 149), der dritte Stand die Herabsetzung der Taille und Abschaffung der an den Adel gezahlten Pensionen und Geschenke. Weiter forderte der dritte Stand ein neues Staatsgrundgesetz, wonach der König souverän sein und niemand das Recht haben sollte, die Untertanen des Treueides zu entbinden. Da somit der dritte Stand einerseits den Interessen des Adels, anderseits den Anschauungen der papistisch-jesuitischen Partei entgegentrat, so vereinigten sich Klerus und Adel gegen ihn und verhinderten einen gemeinschaftlichen Beschluß: die „Cahiers" (Wünsche) der Stände wurden dem König gesondert überreicht. Unter den Abgeordneten vertrat Richelieu, Bischof von Luçon, besonders lebhaft die Ansichten des Klerus, Robert Miron aus Paris die des dritten Standes; er deutete an, daß die Nation aus ihrer unerträglichen Lage nur durch ein Bündnis zwischen Krone und Volk befreit werden könne, und daß die Bedrückten leicht einmal aus Amboß zum Hammer werden könnten. Zwei Zeitalter, sagt Ranke, erhoben hier ihre Stimme: „neben der hierarchischen Vergangenheit das Brausen einer demokratischen Zukunft"; zugleich regte sich der auch sonst als richtig bewährte Gedanke, daß das Königtum die Stütze der Schwachen sein und seine Stärke in der Masse des Volkes gegen die Privi-

legierten finden müsse. Als der König vier Wochen nach Überreichung der Cahiers die letzte Ständeversammlung des alten Frankreichs entließ, war nichts erreicht: ihr nächster Zusammentritt nach 174 Jahren eröffnete das neue Frankreich (IV, § 6). 24. März

Da der Ausgang der Stände nicht befriedigte und die Mündigkeitserklärung des Königs zwar die Ansprüche Condés beseitigte, aber an dem Einfluß der Maria Medici und ihrer Günstlinge nichts änderte, so schritt Condé zu offener Erhebung und schloß in Nîmes einen Bund mit den Hugenotten. Der ausbrechende Bürgerkrieg wurde bald durch den Vertrag von Loudun beendet, in dem der König möglichste Durchführung der vom dritten Stande gestellten und auch vom Parlament gebilligten Forderungen versprach. Nach diesem ersten Erfolge wollte nun Condé, der als das Haupt der Nationalpartei erschien, die Herrschaft des zum Marschall d'Ancre erhobenen Concini brechen: die Italiener, auch die Königin-Mutter, sollten vom Hofe entfernt werden. Aber Concini war wachsam und ließ den Prinzen Condé verhaften. Eine neue Schilderhebung des Adels war die Antwort. Da wurde der Marschall d'Ancre auf Befehl des Königs ermordet und die bisherige Regierung gestürzt. Nov. 1615 · 6. Mai 1616 · 1. Sept. 1616 · 24. April 1617

Ludwig XIII., damals 16 Jahre alt, war zwar nicht sehr befähigt, ertrug aber schmerzlich die unwürdige Stellung, die er bisher eingenommen hatte. Diese Empfindung nährte Karl Albert von Luynes, sein Gespiele und Gefährte beim Jagen und Vogelstellen; so begann er die anmaßenden Fremdlinge zu hassen und wurde durch Vorstellung von Gefahren, die ihm und dem Reiche drohten, dahin gebracht, daß er seine Einwilligung zu der Ermordung des Marschalls d'Ancre gab. Im Vorhofe des Louvre erschoß der Gardehauptmann Vitry den stolzen Emporkömmling; das Volk schleppte höhnend seinen Leichnam durch die Straßen, hängte ihn an den Galgen und trieb Spott mit seiner Asche. Die Königin-Mutter ward nach Blois verwiesen; in ihrem Gefolge verließ auch Richelieu, der 1616 durch d'Ancre in den Staatsrat berufen worden war, Paris. Concinis Gemahlin wurde der Zauberei angeklagt und trotz ihrer würdevollen Haltung und Verteidigung zum Tode verurteilt, enthauptet und verbrannt; ihr Zaubermittel war, wie sie vor den Richtern aussprach, die Macht einer starken Seele über eine schwache. 8. Juli

Weitere Adelskämpfe

Ludwig XIII. rief bei der Ermordung d'Ancres aus: „Jetzt bin ich König"; indes er besaß eine unselbständige Natur und konnte fremder Leitung nicht entbehren. Darum trat Luynes an d'Ancres Stelle, stieg zum Herzog und Connetable empor und schaltete nach Gutdünken über die Schätze, Würden und Ämter des Reiches. Die Nation gewann nichts bei dem Tausch. Luynes war eben so habsüchtig wie der Italiener, und die Großen, die sich wieder von der Regierung ausgeschlossen sahen, bekämpften den neuen Günstling und seine Brüder und Genossen nicht minder heftig als den früheren. Einige von ihnen, insbesondere der Herzog von Epernon, schlossen sich an die früher von ihnen bekämpfte Königin-Mutter an, verhalfen ihr zur Flucht und beabsichtigten, sie mit den Waffen in der Hand nach Paris zurückzuführen. Da lenkte Luynes in geschickter Weise ein, indem er den noch immer in milder Haft gehaltenen Condé bestimmte, an die Spitze der königlichen Truppen zu treten. Condé gewann über die Adligen das Treffen von Pont-de-Cé, und nun kam unter Richelieus Vermittlung eine Versöhnung zustande: der Adel unterwarf sich gegen Zusicherung der Straflosigkeit, die Königin-Mutter kehrte nach Paris zurück. Aug. 1620

Hugenotten

Das siegreiche Königtum wandte sich nun gegen die Hugenotten, die, erbittert über die Forderung, daß die säkularisierten Kirchengüter in Bearn zurückgegeben und damit der geistliche Stand wiederhergestellt werden

sollte, Verbindung mit dem Adel gesucht hatten. Der König erschien mit Heeresmacht in Bearn, und die Rückgabe der Kirchengüter wurde durchgeführt. Obgleich die Religionsfreiheit sonst nicht beschränkt wurde, erhoben sich nun doch auch die übrigen Hugenotten. Während des Krieges, der durch innere Uneinigkeit und mangelhafte Rüstungen zu ihrem Nachteil ausschlug, starb Luynes zur Freude der Nation und des Königs, der seiner bereits überdrüssig geworden war. Im Frieden von Montpellier wurde den Hugenotten das Edikt von Nantes bestätigt, jedoch die Zahl ihrer Sicherheitsplätze vermindert. Damit hatte die Krone gesiegt.

15. Dez. 1621

19. Okt. 1622

§ 218. Richelieus Ziele. Seine Erfolge bis 1629. Seit dem Frieden von Montpellier lenkte die französische Regierung auch in die seit 1610 verlassene auswärtige Politik Heinrichs IV. (§ 149) zurück. Eine ernste Mahnung dazu enthielten die im böhmisch-pfälzischen Kriege errungenen Erfolge des Hauses Habsburg, die überall die größten Besorgnisse weckten (§ 197). Ein Beweis für die in Frankreich eintretende Wandlung waren das mit Venedig und Savoyen in Lyon geschlossene Bündnis und die Verhandlungen über die Vermählung einer französischen Prinzessin mit dem englischen Thronfolger (§ 226). Und nun übernahm der für die Durchführung dieser Politik geeignetste Staatsmann die Leitung der Geschäfte: Jean Armand du Plessis de Richelieu.

Wendung der auswärtigen Politik

1623

Geboren am 5. September 1585 auf Schloß Richelieu in Poitou, war Richelieu zunächst für den Soldatenstand bestimmt, widmete sich aber, da er Aussicht auf das Bistum Luçon hatte, bald dem geistlichen Berufe. In der Tat wurde er schon 1608 Bischof von Luçon und trat dann politisch zuerst in den Reichsständen von 1614 als Vorkämpfer der Geistlichkeit hervor (§ 217). Vom Marschall d'Ancre wurde er 1616 in den Staatsrat berufen, mußte aber nach dessen Tode zugleich mit der Königin-Mutter Paris verlassen; er ging nach Luçon und Avignon und benutzte seine unfreiwillige Muße zur Abfassung einer „Unterweisung der Christen", blieb aber in Beziehung zu Maria von Medici. Seitdem er deren Aussöhnung mit Ludwig XIII. vermittelt hatte, genoß er auch das Vertrauen des Königs, wurde auf dessen Verwendung 1622 Kardinal, trat im April 1624 in den Staatsrat ein und am 12. August an die Spitze der Regierung.

Richelieu geb. 5. Sept. 1585, gest. 4. Dez. 1642

Seine großen Ziele waren im Inneren die Herstellung des unumschränkten Königtums durch Niederwerfung aller im Staate bestehenden Sondergewalten, nach außen die Hebung der französischen Macht durch den Kampf gegen das spanische Übergewicht und durch Abrundung des französischen Staatsgebietes. Seine Gegner im Inneren waren die Hugenotten, die mit ihren Sicherheitsplätzen und ihrer politisch-kirchlichen Organisation einen Staat im Staate bildeten (§ 143, 148), die Prinzen von Geblüt und hohen Adligen, die eine dem deutschen Fürstentum ähnliche Selbständigkeit beanspruchten, die Königin-Mutter, die auf ihren früheren Einfluß nicht verzichten wollte und ihre Neigung zu Spanien nicht aufgab, endlich auch die katholische Kirche, deren Übergriffe in die staatlichen Rechte Richelieu nicht dulden wollte. Trotz dieser zahlreichen Feinde hat er achtzehn Jahre lang den Staat geleitet; er behauptete sich gegen alle Intriguen und Kabalen im letzten Grunde deshalb, weil seine Politik die wirklich nationale war und dem wahren Wohle des französischen Volkes und seiner Größe diente. Diese Erkenntnis drängte sich auch dem Könige auf, und eben deshalb hielt er — das ist sein größtes Verdienst — an dem ihn überragenden Minister fest, obgleich er ihn nicht liebte. Sonst war Richelieu in der Hauptsache auf sich angewiesen; in diplomatischen Ver-

Ziele

Gegner

handlungen war sein bester Gehilfe der sehr gewandte Kapuzinerpater Joseph (Franz Leclerc du Tremblay § 201).

Zusammenhang der inneren und äußeren Politik

Eine besondere Schwierigkeit ergab sich für Richelieu daraus, daß eine energische auswärtige Politik zunächst durch die innere Lage unmöglich gemacht wurde. Deshalb suchte er anfangs direkte kriegerische Verwicklungen für Frankreich zu vermeiden; er mußte sich in der Hauptsache darauf beschränken, alle Feinde Spaniens diplomatisch und finanziell zu unterstützen und aus den europäischen Wechselfällen Nutzen für Frankreich zu ziehen. In dem Maße, in dem die inneren Feinde des absoluten Königtums überwunden wurden, wurde dann ein unmittelbares Eingreifen nach außen hin möglich: so hing die Art der äußeren Politik sehr wesentlich ab von den Erfolgen im Inneren.

Gleich der erste antispanische Schritt wurde durch die inneren Wirren gelähmt. Richelieu ließ durch französische Truppen und geworbene Schweizer das Veltlin besetzen (§ 197), wurde dann aber durch einen neuen Hugenottenkrieg in Anspruch genommen und mußte die Besetzung des Veltlin unter dem Einfluß der katholischen Partei rückgängig machen, konnte sich auch gegen die Intriguen des Adels nur durch rücksichtsloses Eingreifen behaupten. (1624)

Erster Hugenottenkrieg Jan. 1625

Aus Furcht, daß ihnen noch mehr Sicherheitsplätze entzogen werden könnten, erhoben sich die Hugenotten unter Rohan und Soubise. Es war ein eigentümliches Schauspiel, daß Richelieu im Kampfe gegen sie durch englische und holländische Schiffe unterstützt wurde; aber es erklärt sich das daraus, daß die Voraussetzung einer energischen antispanischen Politik Frankreichs, wie sie den Wünschen dieser Mächte entsprach, der Friede im Innern war. Deshalb bestätigte Richelieu auch in dem unter englisch-holländischer Vermittlung geschlossenen Frieden den Hugenotten die Zugeständnisse des Ediktes von Nantes. Damit waren nun die Vorkämpfer des Katholizismus nicht einverstanden, und er mußte ihnen, voran der Königin-Mutter, an einer anderen Stelle nachgeben: auf Grund des Vertrages von Barcelona wurden die französischen Truppen aus dem Veltlin zurückgezogen. Zugleich aber entstand ein Komplott, dessen Ziel der Sturz des Kardinals und die Übertragung der Regierung an den Prinzen Condé und an Gaston von Orleans, den Bruder des Königs, war. Beteiligt waren dabei vor allem der Marschall Ornano und Heinrich von Talleyrand; letzterer war gewonnen durch die Witwe Alberts de Luynes, Marie von Rohan, die jetzt mit dem Herzoge von Chevreuse vermählt war, wie denn überhaupt jetzt und später bei den Hofkabalen intrigante Frauen eine große Rolle spielten. Richelieu griff energisch durch, indem er Talleyrand und Ornano verhaften ließ; jener starb auf dem Schafott, dieser im Gefängnis. Der König hatte ein Entlassungsgesuch Richelieus abgelehnt und ihm versprochen, auf keine Verleumdungen mehr zu hören. (5. Febr. 1626; Veltlin 10. Mai 1626; Adelsverschwörung; 19. Aug. 1626; 2. Sept. 1626)

Die nächsten Jahre brachten dem Kardinal weitere Erfolge. Zunächst gewährten die Beschlüsse der Notabelnversammlung seiner Politik einen Rückhalt; sodann aber gelang es im zweiten Hugenottenkriege die tapfer verteidigte Stadt La Rochelle trotz der englischen Hilfe, die ihr zuteil wurde (§ 227), zu erobern. Damit verloren die Hugenotten ihre Sicherheitsplätze; sie bildeten nicht mehr einen Staat im Staate und sollten sich nicht mehr selbst verteidigen; aber — und das ist das Große der Politik Richelieus — sie wurden deshalb nicht unterdrückt, vielmehr übernahm nun auf Grund des Gnadenedikts von Nîmes der Staat die Ausführung des Edikts von Nantes. (1626–1627; 1628; 1629)

Notabelnversammlung Dez. 1626 —Febr. 1627

Nach dem Komplott Ornanos wünschte Richelieu seine Stellung durch die Zustimmung weiterer Kreise zu stärken. Deshalb berief er (es geschah zum letzten Male vor der Revolution, IV, § 4) eine Notabelnversammlung, d. h. eine Versammlung, in der angesehene Männer aller Stände nach freier Wahl des Königs saßen. Und in der Tat erklärten diese u. a., daß die Festungen im Innern des Landes, die nicht zur Verteidigung gegen auswärtige Feinde, sondern als Stützpunkte für Aufrührer dienten, geschleift, daß jede Er-

hebung gegen den König mit Verlust von Amt, Gut und Leben bestraft, daß die Pensionen vermindert und Heer und Marine verstärkt werden sollten: alles Beschlüsse im Sinne der Politik Richelieus.

Zweiter Hugenottenkrieg

Bald darauf begann der zweite Hugenottenkrieg, der zugleich ein Krieg gegen England war. Im englischen Volke waren die konfessionellen Interessen doch stärker als die politischen Erwägungen; man war deshalb erbittert über die Haltung, die die englische Regierung im ersten Hugenottenkriege beobachtet hatte, erbittert auch über den dem Katholizismus günstigen Einfluß der englischen Königin (§ 227). Um dieser Mißstimmung zu steuern, begann der Minister Buckingham den Krieg gegen Frankreich und trat mit den Hugenotten in Verbindung (§ 227). Die englische Flotte hatte zwar vor La Rochelle keine Erfolge, aber die Hugenotten verteidigten sich in dieser ihrer Hauptfestung 14 Monate gegen das königliche Heer, bei dem auch Richelieu erschien, mit größtem Heldenmute. „Ich nehme die Würde eines Anführers nur unter der Bedingung an," soll der Bürgermeister Guiton gesagt haben, „daß ich dem ersten, der von Übergabe spricht, den Dolch ins Herz bohre; wenn ich je daran denke, zu kapitulieren, so mag man ihn gegen mich kehren." Erst als die englischen Entsatzversuche gescheitert waren und eine entsetzliche Hungersnot ausbrach, erfolgte die Übergabe: die Besatzung bestand noch aus 154 halbverhungerten Kriegern, als Richelieu seinen Einzug in die bezwungene Stadt hielt.

Sept. 1627 —Nov. 1628

Die großen Gegensätze

Um dieselbe Zeit hatte auch eine andere evangelische Stadt, Stralsund, eine furchtbare Belagerung zu bestehen: sie vermochte sich gegen Wallensteins Angriff zu halten (§ 200). Für die großen Kämpfe aber hatte der verschiedene Ausgang die gleiche Wirkung. Die Einnahme von La Rochelle und die Behauptung von Stralsund waren der habsburgischen Macht gleich verderblich: in Stralsund unterlag sie unmittelbar, in La Rochelle erhielt Richelieu freie Hand zu ihrer Bekämpfung. Es ist charakteristisch, daß die noch im Widerstande beharrenden Hugenotten Südfrankreichs nun sogar von Spanien unterstützt wurden; das hing auch zusammen mit dem Mantuanischen Erbfolgestreite (§ 203).

Beim Zuge nach Oberitalien (§ 203) brachte Richelieu auch die Hugenotten des Südens zur Unterwerfung, schloß den Frieden von Susa mit England und erließ dann das Gnadenedikt von Nîmes. Darin wurde das Edikt von Nantes bestätigt, jedoch erhielten die Hugenotten die Sicherheitsplätze nicht zurück. Die Gewährung dieser Festungen war ja eigentlich ein Armutszeugnis für den Staat gewesen; sie bedeutete doch, daß er sich nicht stark genug fühlte, die zugestandenen Rechte zu gewährleisten: jetzt fühlte er sich dazu stark genug. Wenn irgendwo, so hat Richelieu hierbei seine staatsmännische Größe bewiesen.

1. April 1629
27. Juni 1629

Antihabsburgische Maßnahmen

§ 219. Richelieus weitere Erfolge und Tod (1629—1642). Während so die eine der im Staate bestehenden Sondergewalten dem Königtum unterworfen und entwaffnet wurde, nahm Richelieu, wie wir wissen (§ 201), an drei Stellen den Kampf gegen die durch Wallensteins Siege bedrohlich gestiegene Macht Habsburgs auf: er suchte durch den Mantuanischen Erbfolgestreit einen Stützpunkt in Oberitalien zu gewinnen und erreichte das im Frieden von Cherasco (§ 203), wirkte mit bei der Entlassung Wallensteins (§ 201) und ermöglichte durch Vermittlung eines schwedisch-polnischen Waffenstillstands das Eingreifen Gustav Adolfs in den deutschen Krieg (§ 202). Eine unmittelbarere Teilnahme an diesem Kriege lag wohl noch nicht in seiner Absicht, wurde ihm auch unmöglich gemacht durch die fortdauernden, auch von Spanien geförderten Intriguen des Hochadels, die seinen Sturz bezweckten.

1631
1630
1630

Intriguen des Adels

Als der Kardinal beim Mantuanischen Kriege in Italien weilte, gewann Maria Medici auf den damals kranken König so viel Einfluß, daß er die Entlassung des Kardinals zusagte. Indes eine Unterredung, die der Heimgekehrte mit dem Monarchen hatte, genügte, um seine Gegner zu stürzen. Dieser Mißerfolg am „Tage der Gefoppten" trieb jedoch die Königin nur zu neuen Intriguen; mit ihr arbeitete ihr zweiter Sohn Gaston von Orleans, der damals als Thronfolger galt (der Dauphin wurde erst 1638 geboren), am Sturze des Kardinals. Dieser aber erreichte durch sein Entlassungsgesuch, daß Maria vom Hofe entfernt wurde; sie entwich nach Brüssel, wohin ihr Gaston folgte. Damit war die Gefahr freilich noch nicht beseitigt; sie wuchs sogar noch, da den Gegnern Richelieus Hilfe von Spanien und Lothringen, dessen Herzog Karl III. (IV.) (§ 311) der Schwager Gastons war, in Aussicht stand. Indes Richelieu griff energisch durch. Der Marschall Marillac, den Maria zu seinem Nachfolger ausersehen hatte, wurde hingerichtet; und nach der Niederlage, die

11. Nov. 1630
Febr. 1631

1. Sept. 1632 Gaston und der Herzog von Montmorency bei Castelnaudary erlitten, fiel Mont- 30. Okt. morency, der letzte Sproß eines glorreichen Geschlechts, durch Henkershand; auch sonst erfolgten Verhaftungen, Hinrichtungen und Amtsentsetzungen. Gaston mußte versprechen, allen Verbindungen mit seiner Mutter, mit Spanien und Lothringen zu entsagen; da er sich trotzdem wieder nach Brüssel begab, ließ der Kardinal, um ihm die lothringische Hilfe zu rauben, 1633 Nancy, die Hauptstadt Lothringens, besetzen. Da die Gegner Richelieus auf auswärtige Hilfe rechneten, so wurde ihre Niederlage auch mitbedingt durch die Erfolge Gustav Adolfs, die eine energische Aktion Habsburgs zugunsten der französischen Rebellen unmöglich machten. Die Besetzung Nancys aber gehörte zugleich zu den Maßnahmen, durch die Richelieu nach dem Tode Gustav Adolfs am Rhein festen Fuß zu fassen suchte und den spanischen Wünschen nach Erwerbung des Elsasses und der Pfalz entgegenarbeitete (§ 207).

Bei diesem Zusammenhang der inneren und auswärtigen Politik Richelieus ist es begreiflich, daß der große spanische Minister Olivarez mit Maria Medici und Gaston, die 1634 noch in Brüssel weilten, ein neues Bündnis gegen den Kardinal schloß. Indes die beabsichtigte Erhebung mißlang. Gaston kehrte, als Richelieu ihm Verzeihung zusicherte, nach Frank- 8. Sept. 1638 reich zurück; mit der Geburt des Dauphins zerrann seine Hoffnung auf die Thronfolge, und damit schwand auch seine Bedeutung. Maria ging schließlich nach Köln, und hier ist die Er- Tod der Maria Medici 3. Juli 1642 bauerin des glänzenden Palastes Luxemburg, der ein Denkmal ihrer Größe sein sollte, in dem Rubens und Jordaens eine „Epopöe ihres Lebens in prächtigen Schildereien" geschaffen hatten (§ 263), in Dürftigkeit gestorben.

Cinq-Mars In ihrem Todesjahre überwand Richelieu das letzte gegen ihn gerichtete Komplott. Es waren an diesem beteiligt Cinq-Mars, ein junger Edelmann aus des Königs Umgebung, die Königin Anna, die fürchtete, daß Richelieu ihr bei dem als nahe gedachten Tode des Königs die Regentschaft entziehen könnte, sowie die Herzöge von Orleans und Bouillon. Spanischer Hilfe versichert, glaubten die Verschworenen ihres Zieles nicht verfehlen zu können, zumal sie wußten, daß auch der König sich oft nur mit Widerstreben dem Regiment des Ministers beugte. Als aber Richelieu die landesverräterischen Pläne der Verschworenen, die bereit waren, alle Eroberungen an Spanien zurückzugeben, dem Könige enthüllte, war das Komplott vereitelt. Cinq-Mars und sein Vertrauter de Thou, Sohn des Geschicht- 12. Sept. 1642 schreibers (§ 191), wurden in Lyon enthauptet; Bouillon verlor seine Hauptstadt Sedan; der Herzog von Orleans floh nach Savoyen und erlangte nur Vergebung gegen den Verzicht auf alle seine Ämter und Würden.

Stärkung des Königtums Die Niederwerfung all dieser Erhebungen der königlichen Prinzen und des Hochadels bedeutete eine gewaltige Stärkung des Königtums; Richelieu erreichte diese aber auch noch durch andere Maßregeln. Die Reichsstände wurden seit 1614 (§ 217) überhaupt nicht mehr, die Provinzialstände nur noch selten und nicht überall berufen. Dazu bekämpfte Richelieu die Selbständigkeit der Beamten, der aristocratie de robe. Hierher gehört die Beschränkung der politischen Rechte des Pariser Parlaments. Nach altem Brauch mußten die Gesetze und Verordnungen des Königs dem Pariser Parlament, d. h. dem obersten Gerichtshofe Frankreichs (§ 139) vorgelegt und von ihm in die Gesetzregister eingetragen werden; verweigerte es die Einregistrierung, so erschienen sie nicht als gültig. Nur wenn der König selbst in der Sitzung erschien (lit de justice) und die Einregistrierung befahl, mußte jede Widerrede verstummen. Nun ließ Richelieu in einem solchen lit de justice ein Edikt eintragen, durch das dem Parlamente die politische Befugnis abgesprochen und sein Einspruchsrecht in die engsten Grenzen gewiesen wurde. Ferner wurde auch die Gerichtshoheit der Parlamente durch Aufstellung außerordentlicher Gerichtshöfe für politische Vergehen beschränkt. Endlich wurden den Beamten und adligen Provinzialgouverneuren königliche Intendanten zur Seite gestellt. Richelieu bekämpfte also nicht nur die Sonderstellung der Hugenotten (§ 218), die Selbstherrlichkeit der Geburtsaristokratie, sondern auch die der aristocratie de robe, die durch die Paulette (§ 149) im Erbbesitz der Parlaments- und Beamtenstellen war und dem Königtum sehr unabhängig gegenüber gestanden hatte. — Ebenso entschlossen trat er der ultramontanen Hierarchie entgegen und rief den Beistand der Sorbonne an gegen den Anspruch, daß der Papst „Könige und Kaiser von der Kirchengemeinschaft ausschließen und ihre Absetzung aussprechen könne, nicht allein wegen großer Vergehen, sondern

auch, wenn sie unfähig seien und die öffentliche Wohlfahrt das fordere". — Zur Stärkung des Königtums diente weiterhin seine Sorge für ein schlagfertiges Heer und für eine brauchbare Marine. — Endlich sollte auch wie früher schon (§ 139) das geistige Leben dem Glanze des Königtums dienen. So trat Richelieu als Gesetzgeber der französischen Literatur auf, indem er durch Gründung der aus vierzig Mitgliedern bestehenden französischen Akademie einen obersten Gerichtshof des Geschmacks und der Sprache aufzustellen suchte (§ 257), und förderte damit auch die Blüte der französischen Literatur (§ 358).

Auswärtige Politik

Während er so im Innern alles tat zur Erhebung der Monarchie über jeden besonderen Willen, hatte er auch nach außen hin große Erfolge. Wir wissen, wie geschickt er den Gang des Dreißigjährigen Krieges ausnutzte: die Entlassung Wallensteins und Gustav Adolfs Erfolge schwächten die Macht Habsburgs (§ 201 ff.); der Tod des Schwedenkönigs und die Nördlinger Schlacht steigerten Frankreichs Einfluß in Deutschland (§ 207, 210). Nun erklärte Richelieu an Spanien den Krieg und griff bald unmittelbar in den deutschen Kampf ein: Bernhard von Weimar trat in französische Dienste, wollte aber den Gewinn seiner Siege nicht an Frankreich überlassen; sein Tod beseitigte diese Gefahr und verschaffte Frankreich ein tüchtiges Heer (§ 212). Savoyen, wo Ludwigs XIII. Schwester Christine, die Witwe des 1637 gestorbenen Viktor Amadeus I., die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn Karl Emanuel II. übernahm, kam ganz unter französischen Einfluß (§ 122), eine französische Flotte siegte bei Genua über eine spanische, die Niederländer kämpften erfolgreich gegen Spanien (§ 222), durch den von Richelieu unterstützten Aufstand in Katalonien schien dieses Land an Frankreich kommen zu können (§ 242), Portugal erhob sich unter dem Herzog von Braganza gegen Spanien (§ 244), der spanisch gesinnte Stuartkönig war durch die Revolution gelähmt (§ 229 ff.). Durch all das ging die spanische Macht zurück, während das Ansehen Frankreichs stieg. Daß Richelieu auch die unter Heinrich IV. begonnenen kolonialen Unternehmungen energisch förderte, werden wir später darzustellen haben (§ 274).

1638 — 1. Sept. 1638 — 1640

Richelieus Tod — 4. Dez. 1642

Bevor all diese großen europäischen Kämpfe ausgetragen waren, starb Richelieu, bald nachdem er die Verschwörung des Cinq-Mars niedergeworfen hatte. Zu seinem Nachfolger hatte er dem Könige den Kardinal Mazarin empfohlen.

Dem Geistlichen, der ihn aufforderte, seinen Feinden zu verzeihen, antwortete er: „Ich habe nie andere Feinde gehabt, als die Feinde des Staates und des Königs." Darin liegt das Geheimnis seines Erfolges: er vertrat die wahren Interessen der Nation. Allerdings trat er wie ein König auf; er umgab sich mit einer zahlreichen Dienerschaft und einem Gefolge von jungen Adligen, er hielt glänzende Tafel, hatte einen großen Marstall, baute sich prächtige Paläste, vor allem das „Palais Cardinal", das nach seinem Tode als Palais Royal an die Krone fiel, sammelte wertvolle Kunstwerke und eine reiche Bibliothek: aber bei alle dem überwog nie sein persönliches Interesse das des Staates. Für das Königtum arbeitete er, und sein König, so unbedeutend er auch war, hat wenigstens die eine große, echt königliche Tugend bewährt, in den entscheidenden Augenblicken trotz aller Ränke an seinem Minister festzuhalten.

§ 220. Mazarin und die Fronde (1642—1653). Ludwig XIII. folgte seinem großen Minister bald in den Tod nach; damit ging die Krone auf seinen noch nicht fünfjährigen Sohn Ludwig XIV. über. Ludwig XIII. hatte zu Richelieus Nachfolger den von diesem selbst empfohlenen Kardinal Giulio Mazarini (Mazarin) ernannt und bestimmt, daß während der Minderjährigkeit seines Sohnes seine Witwe Anna zwar Regentin

14. Mai 1643 — Ludwig XIV. 1643—1715

sein, die Leitung der Geschäfte aber einem Regentschaftsrate unter Mazarins Vorsitz zustehen sollte. Indes **Anna von Österreich** (Spanien) war mit dieser untergeordneten Stellung nicht zufrieden; und da der Hochadel und die Magistratur unter ihrem Regiment eine Wiederherstellung ihrer von Richelieu geschwächten Machtstellung erhofften, so wurde ihr unter Zustimmung des Parlaments die volle Regierungsgewalt, wie sie einst die Mediceerinnen (§ 141, 217) geübt hatten, übertragen. Man erwartete nun einen vollständigen Wechsel der inneren und äußeren Politik, indes Anna hielt an den Zielen Richelieus fest. Sie war nicht gewillt, die Schranken der Königsmacht, die er niedergerissen hatte, wiederaufzurichten und erwarb sich das hohe Lob, ihre Sympathien für Spanien, das Land ihrer Geburt, hinter sich zu lassen und ganz als Französin zu handeln. Sie bestätigte **Mazarin als leitenden Minister**, und nun verbanden sich zwei Nichtfranzosen, eine Spanierin und ein Italiener, zu einer Politik, die ausschließlich die Größe Frankreichs im Auge hatte.

Anna von Österreich

18. Mai 1643

Giulio Mazarini entstammte einer sizilianischen Familie. Geboren am 14. Juli 1602, studierte er in Rom und Alcala, trat 1622 in den päpstlichen Militärdienst und war 1624 päpstlicher Hauptmann im Veltlin (§ 197). Er war als Vertreter des Papstes beim Abschluß des Friedens von Cherasco (§ 203) beteiligt und wurde dabei mit Richelieu bekannt. Nachdem er in den geistlichen Stand eingetreten war, wurde er 1634 päpstlicher Nuntius in Paris, wirkte hier im französischen Interesse und wurde deshalb 1636 abgerufen. 1639 verließ er den päpstlichen Dienst, ging nach Paris und erhielt 1641 auf Richelieus Vermittlung den Kardinalshut. Nach Richelieus Tod wurde er der Erbe seines Amtes und seiner Ideen. Er gewann das volle Vertrauen der Königin Anna und lebte mit ihr so intim, daß man sogar von einer geheimen Ehe sprach.

Mazarin geb. 1602 gest. 1661

Sehr zustatten kamen der neuen Regierung die **auswärtigen Erfolge**. Am Tage nach ihrer Einsetzung gewann **Ludwig** II. von Bourbon-Enghien (der große **Condé**) bei **Rocroy** über die Spanier seinen ersten großen Sieg (§ 213), bald darauf eroberte er Diedenhofen. In den nächsten Jahren kämpfte er im Verein mit **Turenne** in Deutschland (Freiburg, Mergentheim, Allersheim), eroberte dann Dünkirchen und siegte bei **Lens** in den Niederlanden (§ 213). Zugleich erkämpfte sich die französische Flotte trotz der unglücklichen Schlacht von Ortibello feste Stützpunkte auf der Insel Elba und in Piombino; dazu aber waren den Franzosen die Aufstände von Nutzen, mit denen die spanische Regierung in Sizilien, Neapel, Katalonien (§ 242) und Portugal (§ 244) zu ringen hatte. Im **Westfälischen Frieden** gewann Frankreich dann auf Kosten der deutschen Habsburger wertvolle Gebiete am Rhein und erlangte die Möglichkeit, die gewonnene Macht zu erweitern (§ 215). Es war das die Krönung der von Richelieu Deutschland gegenüber befolgten Politik; der Krieg gegen Spanien war freilich noch nicht beendet.

Auswärtige Erfolge

19. Mai 1643

1644, 1645

1646, 1648

1646

1648

Trotz dieser Erfolge regte sich aber im **Innern** bald wieder die Opposition. Es begann der letzte große Kampf gegen das absolute Königtum, in dem sich der **Adel** und das **Parlament** verbanden, um die Entfernung des Ministers zu bewirken. Anfangs kämpfte man dabei gegen unzweifelhafte Mißstände; dann aber handelte es sich in dem **Krieg der Fronde** in der Hauptsache um die Erhaltung alter Standesvorrechte. Eigennutz und persönliche Triebfedern bestimmten die Rolle, welche die Handelnden wählten und nach den Umständen wechselten; Intrigen und galante Verhältnisse buhlerischer Frauen übten großen Einfluß auf den Gang der Ereignisse; an das Wohl und Wehe des Volkes dachte kaum jemand;

Innere Opposition

1648–1653

zudem trat man in hochverräterische Verbindung mit dem Auslande. Eben deshalb siegte, wie zur Zeit Heinrichs IV. (§ 148), schließlich das nationale Königtum.

Steuerdruck 1624, 1637 1639

Schon unter Richelieu hatte der Steuerdruck, durch den die Mittel zu den vielen Kriegen aufgebracht wurden, zu den Bauernerhebungen der Croquants (Lumpenkerle) im Süden Frankreichs und der Va=nu=pieds (Nacktfüßler) in der Normandie geführt, die nur mit Mühe niedergeworfen wurden. Unter Mazarin und seinem italienischen Finanzminister Emery war dieser Druck noch gestiegen durch Einführung neuer indirekter Abgaben. Die an sich schon hohen Auflagen wurden aber noch drückender durch die Art der Einbringung, indem den sogenannten Partisans, welche der Regierung die nötigen Geldsummen vorstreckten, die dafür verpfändeten Gefälle und Steuern zur eigenen Erhebung überlassen wurden, ein Verfahren, durch das Land und Volk auf das unbarmherzigste ausgesogen würden; man behauptete, daß die Partisans fünfmal soviel eintrieben, als sie an die Staatskassen ablieferten. Am schwersten litten die Bauern, deren Elend vielfach so groß war, daß sie nur von Kleie und Haferbrot lebten.

Parlament 5. Jan. 1648 30. Juni 26. Aug. Fronde

Hier setzte das Pariser Parlament ein, das damit zugleich seine von Richelieu geschmälerten Rechte (§ 219) zurückgewinnen wollte. Es widersetzte sich der Anerkennung einiger neuen Finanzedikte und beharrte bei seiner Weigerung auch in einem Lit de justice (§ 219). Als dann die Regierung mit der Aufhebung der Paulette (§ 149) drohte, trat das Parlament mit den drei anderen „souveränen Höfen" (Rechnungskammer, Steuerhof, Großer Rat) zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen: man erklärte, daß keine neue Steuer ohne Genehmigung des Parlaments erhoben werden dürfe, und forderte u. a. Abschaffung der Partisans, Beseitigung der Intendanten, Ermäßigung der Taille. Es erhob sich hier die von Richelieu niedergehaltene aristocratie de robe; sie wurde zu ihrem Vorgehen ermuntert auch durch die Vorgänge in England, wo damals das Königtum unterlag (§ 233), und trat in Frankreich an die Stelle der nicht mehr berufenen états généraux (§ 219). Die Regierung entließ zwar den verhaßten Emery, hoffte aber, im Vertrauen auf Condés Siege über die Spanier und die in Italien erfochtenen Vorteile (siehe oben), durch die Verhaftung zweier Parlamentsmitglieder (Blancmenil und Broussel) den Widerstand zu brechen; da griff die Bürgerschaft von Paris zu den Waffen, errichtete Barrikaden und erzwang die Freigabe der Gefangenen. Trotz weiterer Zugeständnisse des Hofes trat aber keine Beruhigung ein, da sich nun der Hochadel mit dem Parlament und der Bürgerschaft verbündete. So entstand die Fronde, ein Name (Schleuder), der wohl ursprünglich von Mazarin als Spottname gebraucht war in dem Sinne, daß man ihn nach Art der schleuderspielenden Pariser Jungen aus der Ferne treffen wolle. Die Seele dieses an sich unnatürlichen Bundes war der Koadjutor des Erzbischofs von Paris, der ehrgeizige, geistreiche und gewandte, einem florentinischen Geschlecht entsprossene Paul v. Gondi, Kardinal von Retz (auch als Schriftsteller durch seine Denkwürdigkeiten bekannt, § 364), der trotz seines sittenlosen und ausschweifenden Lebens sich der Gunst des Volkes und der Anhänglichkeit des Klerus erfreute; neben ihm sind besonders zu nennen der Prinz Armand von Conti, der Bruder des großen Condé, seine Schwester Anna Genoveva, Herzogin von Longueville (Stammbaum 2), die Herzöge von Bouillon, Elboeuf und Beaufort und der große Feldherr Turenne. So verschieden auch die egoistischen Ziele dieser malkontenten Adligen von denen des Parlaments und der Bürgerschaft waren: zunächst bekämpften sie gemeinsam den Absolutismus und wollten den verhaßten Minister beseitigen.

6. Jan. 1649

Da die Fronde Paris besetzte, entwich die Königin mit dem König und Mazarin, den das Parlament nun als „Störer der öffentlichen Ruhe und Feind des Königs und des Staates" ächtete, nach St. Germain (8. Januar) und ließ durch den großen Condé, der durch Zugeständnisse gewonnen wurde, die

Hauptstadt bekriegen. Unter dem Eindruck der Hinrichtung Karls I. von England (§ 235) schloß sie dann aber mit dem Parlamente, dessen Vorstand der würdige 11. März 1649 Molé war, einen Frieden, wodurch die Steuern vermindert, die persönliche Sicherheit der Parlamentsräte gegen willkürliche Verhaftung geschützt und mehrere Mißbräuche gehoben, dafür aber die Ächtung des Ministers zurückgenommen wurde.

Condé

Condé, der erste Prinz von Geblüt und der größte Feldherr seiner Zeit, das stolze Haupt des Adels und der Feind bürgerlicher Freiheit, betrug sich jetzt, im Vertrauen auf die geleisteten Dienste, herrisch und übermütig gegen den Hof. Im Bewußtsein seiner Bedeutung im Felde und seines Einflusses auf die Kampfgenossen, mit denen er als „guter Kamerad" lebte, war er im gewöhnlichen Leben rücksichtslos und hochfahrend. Um sich der lästigen Autorität des herrschsüchtigen Mannes zu entziehen, ging die Königin, nach einer geheimen Unterredung mit dem Kardinal von Retz, auf den Vorschlag ihres Ministers ein, sich mit den Häuptern der Fronde zu verbinden und den Prinzen Condé nebst seinem 18. Jan. 1650 Bruder (Conti) und Schwager (Longueville) gefangen nach Vincennes führen zu lassen. Sofort entstand unter dem Einfluß der weiblichen Verwandten Entlassung Mazarins der Gefangenen in der Provinz eine „neue Fronde"; als diese sich dann mit der alten aussöhnte und von allen Seiten die Entfernung des Ministers Febr. 1651 verlangt wurde, sah Mazarin sich genötigt, Frankreich zu verlassen; die freigelassenen Prinzen aber kehrten nach Paris zurück.

Mazarin fand auf Schloß Brühl bei Köln als Gast des Erzbischofs Maximilian Heinrich von Bayern ehrenvolle Aufnahme und blieb auch von hier aus der Berater der Königin Anna. Zugleich zeigte sich, daß die Feinde des Ministers eben nur in dieser Feindschaft einig gewesen waren; jetzt gingen ihre Wünsche weit auseinander. Als die Mündigkeitserklärung Ludwigs XIV., die beim Ein- 7. Sept. 1651 tritt in das 14. Lebensjahr erfolgte, die Regentschaftsansprüche Condés be- Condé im Bunde mit Spanien seitigte, begann dieser von neuem den Bürgerkrieg und schloß Bündnis mit Spanien. Der Herzog von Orleans wurde durch seine kriegerische Tochter, die Herzogin Anna Marie von Montpensier (la grande Mademoiselle), in die Reihen der Opposition gedrängt. Diesen Gefahren gegenüber warb Mazarin ein Jan. 1652 Heer und kehrte, obgleich das Parlament einen Preis auf seinen Kopf setzte, nach Frankreich zurück; zugleich gewann er Turenne für den König. Vor den Toren von Paris, in der Vorstadt St. Antoine, kam es nun zwischen den beiden 2. Juli 1652 größten Feldherren des damaligen Frankreich zur Schlacht. Condé wurde besiegt und wäre verloren gewesen, wenn Paris ihm verschlossen geblieben wäre. Da erwirkte die Herzogin von Montpensier von ihrem Vater den Befehl, den Geschlagenen die Tore zu öffnen, und ließ selbst die Kanonen der Bastille auf die königlichen Truppen richten. So blieb Paris in den Händen der Rebellen. Aber wenn auch die durch Beaufort, den „König der Hallen", aufgereizte Masse dem Prinzen anhing, so gewann doch bei der Bürgerschaft die royalistische Gesinnung allmählich die Oberhand. Man sehnte sich nach einem Ende der Kriegsnot, und der Bund Condés mit Spanien, das ihm ein Hilfsheer zuschicken wollte, entfremdete ihm die patriotischen Bürger. Als Mazarin, um die Aussöhnung zu er- Aug. leichtern, den Hof verließ und der König eine Amnestie gewährte, mehrte sich die Sieg des Königtums Zahl der Royalisten; selbst der Herzog von Orleans und der Kardinal Retz schlossen sich ihnen an: man erbat die Rückkehr des Königs. Unter dem Eindrucke 14. Okt. dieses Umschwungs verließ Condé die Hauptstadt und ging zu den Spaniern. Nun 21. Okt. 1652 hielt Ludwig XIV. an der Spitze der Garden seinen Einzug in Paris. 3. Febr. 1653 Einige Monate darauf kehrte Mazarin triumphierend in die Hauptstadt zurück: an den Toren empfing ihn der König und der junge Adel; bald Aug. 1653 öffnete auch Bordeaux, der Hauptherd des Aufstandes, seine Tore.

Noch ein paar Worte über das Schicksal der bekanntesten Mitglieder der Fronde. 2. Febr. 1660 Gaston von Orleans verließ nach dem Einzuge des Königs die Hauptstadt und hielt sich bis zu seinem Tode ruhig auf seinem Schlosse in Blois. — Seine Tochter Anna Marie † 1693 Herzogin von Montpensier (so genannt nach ihrer Mutter) entwich auf ihr Schloß

St. Fargeau und durfte erst 1657 an den Hof zurückkehren. Im Alter von 42 Jahren verliebte sie sich 1669 in den Herzog von Lauzun, den Günstling Ludwigs XIV.; der König verbot die Ehe, und Lauzun wurde 1671 gefangen gesetzt. Nach zehnjährigem Flehen erlangte die Herzogin seine Freilassung und soll nun mit dem heißgeliebten Manne in heimlicher Ehe gelebt haben, bis sie sich 1685 entzweiten; die Herzogin starb 1693 als fromme Büßerin. — Condés durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Schwester Anna Genoveva, Gemahlin Heinrichs II. von Longueville, war nach Bordeaux entwichen und unterwarf sich nach dessen Fall dem Könige; sie widmete sich nun geistlichen Übungen, hielt zu den Jansenisten (§ 277) und starb 1679 unter Bußübungen. — In demselben Jahre starb auch Marie von Rohan, Herzogin von Chevreuse; sie hatte sich mit dem siegreichen Könige versöhnt. — Der Kardinal von Retz wurde 1652 verhaftet, entkam aber 1654 ins Ausland; erst nach Mazarins Tode entsagte er seinen Ansprüchen auf das Erzbistum Paris gegen Übertragung der Abtei St. Denis; nun durfte er 1662 nach Frankreich zurückkehren, wurde ein treuer Diener des Königs und starb 1679. — Condés Bruder, der Prinz Conti, versöhnte sich mit dem Hofe und heiratete Mazarins Nichte Anna Maria Martinozzi (§ 221); er starb 1666.

† 1679
† 1679
† 24. Aug. 1679
† 1666

Mazarins feierlicher Einzug in Paris und die prunkvolle Krönung Ludwigs XIV. in Reims waren das Zeichen, daß die absolute Königsmacht gesiegt hatte, und daß der Wille des Monarchen fortan als Gesetz galt. Wenn auch Condé an der Seite Spaniens den Kampf noch fortsetzte: der eigentliche Widerstand des Hochadels war gebrochen. Das Königtum hatte aber gesiegt, weil dieser Hochadel nur für selbstsüchtige Interessen gekämpft und, wie einst zur Zeit der Guisen (§ 146), sich nicht vor der hochverräterischen Verbindung mit dem Landesfeinde gescheut hatte. Gebrochen war dabei auch der an sich berechtigtere Widerstand des Parlaments, das an die Stelle der fehlenden Stände hatte treten wollen. Als es die Gültigkeit eines Steueredikts, dessen Eintragung durch ein Lit de justice erzwungen worden war, bestritt, erschien der siebzehnjährige König im roten Reitrock, den Hut auf dem Kopfe, die Reitgerte in der Hand, im Sitzungssaal und befahl die Vollziehung des Edikts. Das bekannte Wort: „L'Etat c'est moi" („Der Staat bin ich") hat er dabei zwar nicht gesprochen: aber dies Wort bezeichnet treffend die tatsächliche Lage.

7. Juni 1654
Absolutismus
13. April 1655

§ 221. Der Pyrenäenfriede (1659) und Mazarins Tod (1661). Nach der Besiegung der Fronde blieb noch der Krieg gegen Spanien. Während der französischen Wirren hatten die Spanier das aufständische, seit zwölf Jahren von Frankreich besetzte Katalonien wieder unterworfen (§ 242) und auch sonst einige Vorteile gewonnen, z. B. Dünkirchen zurückerobert (1651); die Niederlage der Fronde war nun wie einst die der Guisen auch eine Niederlage Spaniens. Zwischen Turenne und dem zu den Spaniern entwichenen Condé wurde dann in den folgenden Jahren zunächst ohne größere Entscheidung gekämpft, bis Mazarin einen Kriegsbund mit dem von Cromwell geleiteten England schloß (§ 239). Die beiden im übrigen so grundverschiedenen Staatsmänner sahen eben damals in Spanien den Hauptfeind ihrer Staaten; außerdem aber versprach Mazarin, den Engländern Dünkirchen zu überlassen. Mit englischer Hilfe gewann nun Turenne die Schlacht an den Dünen (bei Dünkirchen) und eroberte Dünkirchen. Um dieselbe Zeit steigerte Mazarin auch den französischen Einfluß in Deutschland, indem er im Verein mit Schweden aus Anlaß des deutschen Thronwechsels (§ 296) mit einer Reihe deutscher Fürsten die „rheinische Allianz" (den ersten Rheinbund) zur Aufrechterhaltung des Westfälischen Friedens schloß; dabei erreichte er außerdem, daß dem neuen Kaiser Leopold in der Wahlkapitulation die Be-

Krieg gegen Spanien
März 1657
15. Juni 1658
16. Aug. 1658
18. Juli 1658

dingung gestellt wurde, keinem Feinde Frankreichs Vorschub zu leisten, also auch den Spaniern keine Hilfe zu gewähren (§ 296).

Pyrenäenfriede

In Madrid wünschte man nun den Frieden, und Mazarin hegte den gleichen Wunsch; er wußte, wie schmerzlich es vielen Franzosen war, daß der große Condé noch immer in den Reihen der Feinde kämpfte, dazu war es unsicher, ob nach Cromwells Tode (3. Sept. 1658) das englische Bündnis fortbestehen würde. So wurde denn bei einer Zusammenkunft Mazarins mit dem spanischen Minister Luis de Haro auf der im Grenzflusse Bidassoa gelegenen Fasaneninsel der Pyrenäenfriede geschlossen (7. Nov. 1659). Frankreich erhielt im Norden die Grafschaft Artois mit der Stadt Arras, einige Städte Flanderns und Diedenhofen, im Süden die Grafschaft Roussillon (erst dadurch wurden die Pyrenäen in ihrer ganzen Ausdehnung die Grenze beider Staaten) und behauptete die Alpenfestung Pinerolo; England behielt Dünkirchen. Mazarin versprach, die Portugiesen nicht mehr zu unterstützen (§ 245) und Condé in seine Würden wieder einzusetzen. Außerdem wurde die Ehe Ludwigs XIV. mit Maria Theresia, der Tochter Philipps IV., verabredet. Mazarin opferte hierbei das Glück seiner Nichte Maria Mancini (siehe unten) und brachte auch den König dahin, seine Neigung dem Staatswohl nachzusetzen. Im nächsten Jahre wurde die Vermählung mit großer Prachtentfaltung vollzogen, erst auf spanischem Boden in Fuentarabia (4. Juni 1660), dann auf französischem in St. Jean de Luz (9. Juni 1660). Auf spanischen Wunsch mußte die Infantin auf die Erbfolge in Spanien verzichten, doch sollte dieser Verzicht nur gültig sein bei pünktlicher Auszahlung der vereinbarten Mitgift. Der Pyrenäenfriede war Mazarins letztes großes Werk: er besiegelte das Ende der spanischen Vorherrschaft; an Spaniens Stelle trat Frankreich.

Mazarins Tod

Anderthalb Jahre nach dem Friedensschluß ist Mazarin gestorben (9. März 1661) im Vollbesitze des höchsten Ansehens nach außen und innen. Sein Tod trat in dem Augenblicke ein, als der König seiner überdrüssig zu werden anfing und sich sehnte, die Zügel der Herrschaft in die eigene starke Hand zu nehmen. Mazarin scheint eine Ahnung davon gehabt zu haben: als ihn in seiner Krankheit jemand damit tröstete, daß niemand in Frankreich seinen Tod wünsche, antwortete er: „Einer wünscht ihn." Die schmerzliche Erfahrung eines unvermeidlichen Konflikts mit seinem Könige blieb ihm durch seinen Tod erspart.

Mazarins Nichten

Wie Richelieu führte auch Mazarin einen fürstlichen Haushalt und hinterließ ein unermeßliches Vermögen, herrliche Paläste, wertvolle Bücher und Kunstschätze. Seine Bibliothek vermachte er dem von ihm gegründeten „Kollegium der vier Nationen". — Wie groß sein Ansehen war, zeigen auch die Ehen seiner Nichten. Anna Maria Martinozzi heiratete den Prinzen Conti (§ 220); berühmter sind die fünf Töchter seiner mit dem römischen Patrizier Lorenzo Mancini verheirateten Schwester Hieronyma. Laura Mancini wurde 1651 mit dem Herzog Ludwig von Mercoeur-Vendôme, einem Enkel Heinrichs IV. und der schönen Gabriele (§ 149), verheiratet, starb aber schon 1657. — Olympia Mancini war Jugendgespielin Ludwigs XIV. und gewann dessen Neigung; aus einer Ehe wurde jedoch nichts; so vermählte sie sich 1657 mit Eugen Moritz von Savoyen, Grafen von Soissons, und wurde die Mutter des berühmten Prinzen Eugen; in Hofintriguen verwickelt, mußte sie 1679 fliehen und starb 1708 in Brüssel. — Zu Maria Mancini faßte Ludwig XIV. eine viel tiefere Neigung als zu der Schwester, und auch sie war ihm seit 1658 in heißer und reiner Liebe zugetan. Ihre Hoffnung auf eine Vermählung mit dem Geliebten zerstörte die Königin Anna, deren Willen sich Mazarin fügte. Im Interesse der geplanten spanischen Heirat wurden die Liebenden 1659 getrennt, und dann zwang Mazarin seine Nichte, sich mit einem Fürsten Colonna, Connetable von Neapel, zu verloben. Die Heirat fand 1661 nach Mazarins Tode statt; Maria aber entfloh 1672 in Männerkleidern aus Italien

nach Frankreich; Ludwig XIV. wies sie ab, und nun irrte sie unter vielen Abenteuern in der Welt herum und soll 1715 in Madrid gestorben sein: ein Opfer der Staatsraison. — Um Hortensia Mancini, die als schönste Frau der Zeit galt, bewarben sich Karl Emanuel II. von Savoyen und der entthronte englische König Karl II.; Mazarin vermählte sie aber 1661 mit Armand la Porte de La Meilleraye und machte diesen zum Herzog von Mazarin; 1672 entfloh sie dem Gatten, lebte in London im Kreise von Dichtern und Gelehrten und starb dort 1699. — Maria Anna vermählte sich 1662 mit Godefroi de la Tour, Herzog von Bouillon, und starb 1714. — Dem Bruder dieser fünf Schwestern, Philipp Julius Mancini-Mazarin, verlieh Mazarin das 1659 gekaufte Herzogtum Nevers.

B. Die Blütezeit der Niederlande.

§ 222. Der zweite Krieg gegen Spanien (1621—1648). Die Niederlande unter oranischer Leitung. Durch den zwölfjährigen „Bestand" von 1609 hatte Spanien den nordniederländischen Staat vorläufig anerkannt (§ 136). Als dieser Vertrag ablief, begann jedoch der Krieg sofort wieder. Die oranische Partei, die soeben auf der Synode von Dordrecht gesiegt hatte (§ 137), wünschte ihn; dazu aber kam, daß damals die habsburgisch-katholische Politik ihren großen Angriff in Deutschland begonnen und im böhmisch-pfälzischen Kriege bedrohliche Erfolge errungen hatte (§ 195). Der zweite spanisch-niederländische Krieg hängt denn auch mit dem Dreißigjährigen eng zusammen; ergänzt wird er noch durch die überseeischen Unternehmungen der Niederländer (§ 224).

Ausbruch des zweiten spanisch-niederländischen Krieges

1621—1648

An der Spitze der Niederlande stand während des Krieges zunächst noch Moritz von Oranien, dann dessen Halbbruder Friedrich Heinrich (§ 137). Dieser war vielleicht nicht als Feldherr, sicher aber als Staatsmann bedeutender als sein Bruder; er bekundete das auch darin, daß er die schroffen inneren Gegensätze, die einer kräftigen äußeren Politik hinderlich werden konnten, durch größere Duldsamkeit gegen die Remonstranten zu mildern suchte (§ 137). Er verstand es, seiner Statthalterwürde einen fast monarchischen Charakter zu geben, nahm z. B. den Titel „Hoheit" an; zustatten kam ihm dabei eben der dauernde Kriegszustand, der ihn unentbehrlich machte, seine Stellung wesentlich hob und seiner Partei das Übergewicht verlieh.

Moritz von Oranien 1585—1625

Friedrich Heinrich 1625—1647

Der Krieg selbst war in der Hauptsache ein Festungskrieg um die niederländisch-spanischen Grenzlande. Anfangs errangen die Spanier unter Spinola einige Erfolge; diese wurden auch durch Ernst von Mansfeld, der die Schlacht von Fleurus schlug und zeitweilig in niederländischen Diensten stand (§ 196), nicht wesentlich beeinträchtigt und erreichten ihren Höhepunkt in der Eroberung von Breda. Dem antispanischen Bündnis, das sich beim Beginn des niedersächsischen Krieges bildete (§ 197), gehörten auch die Niederländer an. Als einen großen Erfolg betrachteten sie es, als Piet Hein eine reiche spanische Silberflotte im Hafen von Matanzas (östlich von Habana) wegnahm; im nächsten Jahre eroberte dann Friedrich Heinrich das wichtige Herzogenbusch. Das fiel zusammen mit der ungünstigen Wendung, die für Spanien-Habsburg der Fall von La Rochelle, die Behauptung Stralsunds, der Mantuanische Erbfolgekrieg, die Entlassung Wallensteins und das Eingreifen Gustav Adolfs mit sich brachten (§ 201, 202, 203, 218). All das kam natürlich den Niederländern zugute; dazu kämpften sie aber auch selbst weiter siegreich gegen die Spanier Eine spanische Flotte erlitt bei der Insel Tholen in der Osterschelde (der Slaak) eine schwere Niederlage, und im nächsten Jahre eroberte Friedrich

Der Krieg

29. Aug. 1622

2. Juni 1625

1628

14. Sept. 1629

Sept. 1631

Juni 1632 Heinrich Maastricht, obgleich zum Entsatz der Stadt zwei spanische Heere unter Santa Cruz und Cordova und ein kaiserliches unter Pappenheim herankamen. Da schien Gustav Adolfs Tod der habsburgischen Politik wieder bessere Aussichten zu erwecken, und der spanische Minister Olivarez betrieb nun den niederländischen Krieg mit größerer Energie. Zwei spanische Heere, eines unter dem Herzog von Feria, das andere unter dem Kardinal-1633 Infanten Ferdinand, der nach dem Tode Isabellas (§ 136) zum Statthalter der spanischen Niederlande ernannt wurde, sollten durch Deutschland nach den Niederlanden ziehen; sie sollten zugleich das Elsaß und die Pfalz für Spanien sichern und die Festsetzung der Franzosen am Rheine hindern. Es waren das die Pläne, denen Wallenstein entgegentrat, die ihn in Feindschaft zu Spanien brachten und seinen Konflikt mit dem Kaiser herbeiführen halfen (§ 208). Seine Ermordung und die Schlacht von Nördlingen (§ 209, 210) öffneten dem Kardinal-Infanten den Weg durch Deutschland.

1635 Diesen Gefahren gegenüber schlossen nun die Niederlande ein Bündnis mit Richelieu, der damals auch Bernhard von Weimar in französische Dienste nahm (§ 211) und Spanien den Krieg erklärte. Man hoffte Belgien den Spaniern entreißen und zwischen den Niederlanden und Frankreich 1635 teilen zu können. Indes der französisch-niederländische Angriff auf Brabant scheiterte, und Ferdinand konnte, von Johann von Werth (§ 211) 1636 unterstützt, sogar in Frankreich einbrechen, wenn auch ohne dauernden Erfolg. Als dann die Franzosen auf der einen Seite durch Eroberung des Breisgaus (Bernhard von Weimar) den Spaniern den Landweg nach den Niederlanden sperrten (§ 212), anderseits in Savoyen und vor Genua siegten (§ 219), unternahmen die Spanier, gestützt auf das gute Einvernehmen mit Karl I. von England, den letzten großen Seeangriff auf die Niederlande. Indes Martin Harpertzoon Tromp, der große holländische See-21. Okt. 1639 held, besiegte den spanischen Admiral Antonio de Oquendo bei Dover. Nun entstanden den Spaniern durch den Aufstand in Katalonien (§ 242) und den Abfall Portugals (§ 244) heimische Nöte: der große Minister 15. Jan. 1643 Olivarez wurde entlassen und durch Luis de Haro ersetzt. Auch nach Richelieus Tode, der keine Änderung der französischen Politik herbeiführte, machten die Franzosen und Holländer weitere Fortschritte. Condé 1643 siegte bei Rocroy und eroberte Diedenhofen; die Holländer nahmen im 1644, 1645 Verein mit Gaston von Orleans Gravelingen, dann Hulst (bei Antwerpen), 1646 die Franzosen Dünkirchen, Elba und Piombino (§ 220).

14. März 1647 Im nächsten Jahre starb Friedrich Heinrich; an seine Stelle Wilhelm II. 1647—1650 trat sein Sohn Wilhelm II., der Gemahl Marias von England. Er war weniger kriegslustig als der Vater, und auf der anderen Seite machten die neuen Aufstände in Sizilien und Neapel (§ 242) neben denen in Katalonien und Portugal auch die spanische Regierung einem Frieden geneigt. 30. Jan. 1648 So wurde denn der Friede geschlossen. Spanien erkannte die Unabhängigkeit der Niederlande endgültig an und überließ ihnen die im Kriege eroberten Grenzlande; diese traten nicht als neue Staaten den Niederlanden hinzu, waren also in den Generalstaaten nicht vertreten, sondern wurden wie die Vogteien der Schweiz (II, § 316) als eroberte Länder (Generalitätslande) verwaltet. Ergänzt wurde dieser Friede durch den Westfälischen, durch den die Niederlande aus dem Verband des deutschen Reiches gelöst wurden (§ 215).

§ 223. Der Sieg der Staatenpartei. Die Handelskriege mit England (1650—1667). Der alte Gegensatz zwischen der demokratisch-monarchischen Partei der Oranier und der aristokratischen (plutokratischen) Staatenpartei trat sofort nach dem Friedensschluß wieder schärfer hervor. Hatte sich die Staatenpartei während des Krieges wohl oder übel zurückgehalten, so siegte sie, als Wilhelm II., erst 22 Jahre alt, vorzeitig starb. Es fehlte ein Erbe, der die oranische Sache hätte verteidigen können, denn erst acht Tage nach Wilhelms II. Tode wurde ihm ein Sohn (Wilhelm III.) geboren. Diese Lage benutzte die Staatenpartei. Die auf Antrag Hollands im Haag zusammengetretene außerordentliche Versammlung ständischer Abgeordneter, die Groote Vergadering, übertrug die ausübende Gewalt den Generalstaaten. Das Amt des Generalkapitäns der Truppen wurde aufgehoben, ein Generalstatthalter nicht ernannt; nur in Friesland und Groningen behielt die jüngere Linie der Oranier (Wilhelm Friedrich 1640—1664, Heinrich Kasimir II. 1664—1696 Stammbaum 4) die Statthalterwürde. Die siegreiche Staatenpartei behauptete sich, bis die auswärtigen Gefahren die Erhebung Wilhelms III. bewirkten (§ 292). Die Leitung der äußeren Politik lag zunächst in den Händen des Ratspensionarius Johann de Witt. Von entscheidender Bedeutung waren nun nicht mehr die Beziehungen zu dem geschwächten Spanien, sondern die zu England.

Herrschaft der Staatenpartei 1650—1672

6. Nov. 1650

14. Nov.

Jan.—Aug. 1651

1672

Während des spanischen Krieges hatten die Niederländer ihre See- und Handelsherrschaft weiter entwickelt (§ 224). Um die Mitte des Jahrhunderts waren sie unzweifelhaft die erste See- und Handelsmacht der Welt, aber gleichzeitig erstanden ihnen Rivalen in den Engländern. War in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die auswärtige Politik Englands durch den Bürgerkrieg gelähmt gewesen, so entfaltete nun die republikanische Regierung eine um so großartigere Tätigkeit. Cromwell glaubte zunächst, daß die beiden republikanischen und protestantischen Seemächte, deren Bevölkerung germanischen Stammes war, gegen die alte katholisch-romanische Seemacht Spanien aufeinander angewiesen seien, und hätte sie am liebsten zu einer Republik vereinigt. Da man damit aber bei den Niederländern keinen Anklang fand, diese sogar die Stuarts unterstützten, so eröffnete das englische Parlament den Kampf gegen sie durch den Erlaß der Navigationsakte (§ 238), nach der europäische Waren nur auf Schiffen des Ursprungslandes oder auf englischen, überseeische sowie Heringe, Stock- und Walfische nur auf englischen nach England gebracht werden sollten. Da nun der holländische Handel in der Hauptsache Zwischenhandel war (§ 224), so wäre er damit von England ausgeschlossen gewesen. Um diesen schweren Schlag abzuwehren, nahmen die Niederländer den von England gewollten Kampf auf, und so begann der erste englisch-niederländische Seekrieg. Die Holländer hatten damals nicht nur die beste Flotte, sondern auch ihre größten Seehelden Martin Tromp und Michael de Ruyter; indes der englische Admiral Blake erwies sich als ein ihnen gewachsener Gegner.

Beziehungen zu England

Navigationsakte 9. Okt. 1651

Erster englisch-niederländischer Seekrieg 1652—1654

Tromp 1597—1653

de Ruyter 1607—1676

Das Jahr 1652 verlief zugunsten der Niederländer. De Ruyter siegte bei Plymouth, und die Niederlage, die Cornelius de Witt bei North-Foreland (unweit der Themsemündung) erlitt, wurde vollständig ausgeglichen durch Tromps Sieg in der Nähe von Dover (in der Themsemündung). Im übermütigen Siegesgefühl kündigte er durch einen Besen

Aug. 1652

Sept. 1652

10. Dez. 1652

am Mast an, daß er das Meer von Engländern reinfegen wolle. Indes im nächsten Jahre wandte sich das Kriegsglück. Blake gewann die dreitägige Seeschlacht zwischen Portland und La Hague; es folgte eine unentschiedene zweitägige Schlacht bei Nieuport und Dünkirchen und dann die dreitägige Schlacht bei Scheveningen, in der Tromp Sieg und Leben verlor. In den Niederlanden regte sich infolge der Unglücksfälle die oranische Partei; deshalb war die Staatenpartei nur um so geneigter, mit England Frieden zu schließen. Die Niederländer erkannten die Navigationsakte an und bewilligten zudem die Ausschließungsakte, wonach niemals einem Oranier die Statthalterwürde oder das Generalkapitanat übertragen werden sollte: England hatte einen vollen Sieg gewonnen, die Staatenpartei ihre Herrschaft zwar behauptet, die niederländische Weltstellung aber eine schwere Einbuße erlitten.

Febr. 1653 — Juni — Aug. — 15. April 1654

Beziehungen zu Schweden u. Dänemark

Und schon drohte eine weitere Schädigung. Cromwell schloß Bündnis mit Karl X. von Schweden, und dieser eröffnete seinen Krieg gegen Polen, an den sich der gegen Dänemark anschloß (§ 247). Der für Schweden sehr günstige Friede von Roeskilde (§ 247) bedeutete mithin auch einen Erfolg Englands und eine Gefährdung des niederländischen Ostseehandels. Deshalb unterstützten die Niederlande den Dänenkönig beim Wiederausbruch des Krieges und halfen dazu, daß Dänemark 1660 einen wesentlich günstigeren Frieden abschließen konnte (§ 247). Dieser Erfolg war auch bedingt durch die nach Cromwells Tod in England eintretenden Wirren (§ 240). Unter der Regierung des zurückgekehrten Stuartkönigs Karls II. gelang es den Niederlanden dann, die durch Cromwell erlittene Schlappe wieder gut zu machen.

Zweiter englisch-niederländischer Seekrieg 1664—1667

Wir werden später (§ 284) darzulegen haben, wodurch das Ministerium Clarendon zu einer im Vergleich zu Cromwell schwächlichen auswärtigen Politik verurteilt wurde. Der zweite englisch-niederländische Seekrieg hatte seine Ursache in der seit der Navigationsakte bestehenden Feindschaft und wurde veranlaßt durch einen Angriff der englisch-afrikanischen Gesellschaft auf die holländischen Besitzungen in Westafrika und durch die Eroberung Neu-Amsterdams (§ 224) seitens der Engländer. Im ersten Kriegsjahre siegte zwar der Herzog Jakob von York, der Bruder Karls II., bei Lowestoft (nördlich von Harwich) über eine von Opdam-Wassenaar befehligte holländische Flotte; aber de Ruyter vermochte eine holländische Handelsflotte, die mit einer Ladung von 6 Millionen Goldgulden auf weiten Umwegen aus Ostindien nach Europa fuhr und im Hafen von Bergen (in Norwegen) von den Engländern angegriffen wurde, glücklich nach Holland zu geleiten. Derselbe de Ruyter gewann dann im nächsten Jahre die Seeschlacht der vier Tage über Monk; den tiefsten Eindruck aber machte es, als er im dritten Kriegsjahre in die Themse einfuhr und acht große englische Kriegsschiffe wegnahm oder vernichtete. Nun kam es zum Frieden von Breda (§ 269), in welchem die Navigationsakte den Niederländern gegenüber für die den Rhein herabkommenden deutschen Waren aufgehoben wurde; sonst behielten die Niederländer Surinam, die Engländer Neu-Amsterdam (nun New-York genannt). Am wertvollsten für die Niederländer war der moralische Gewinn: die Wiederherstellung des durch den ersten Krieg erschütterten Ansehens. Johann de Witt benutzte den Erfolg dazu, im Inneren die Herrschaft der Staatenpartei zu sichern: das Ewige Edikt

1664 — 1665 — 11.—14. Juni 1666 — Juni 1667 — 31. Juli 1667 — 1667

bestimmte, daß der Oberbefehl über die Land- und Seemacht künftig von der Statthalterwürde getrennt werden sollte; nur unter dieser Beschränkung dürfe, wenn überhaupt, diese Würde wieder ins Leben treten.

§ 224. Die niederländische Handels- und Kolonialmacht. Der wirtschaftliche und geistige Aufschwung, den die Niederlande während des großen Befreiungskrieges genommen hatten (§ 138), steigerte sich im 17. Jahrhundert. Wir haben es hier nur mit den wirtschaftlichen Unternehmungen zu tun; die Blüte von Wissenschaft und Kunst wird an anderen Stellen darzustellen sein (§ 255, 263). Die Niederlande hatten eine hochentwickelte Industrie und auf den zahlreichen natürlichen und künstlichen Wasserstraßen einen lebhaften Binnenhandel; groß aber wurden sie durch den Außenhandel. Dabei konnte das kleine Land trotz seiner sehr dichten Bevölkerung eigene Produkte nicht eben viel verfrachten, aber die Niederländer vermittelten den Warenaustausch zwischen allen Nationen und gewannen ertragreiche Kolonien. Als Erben der Hanseaten, Spanier und Portugiesen wurden sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts die bedeutendste Handelsmacht der Welt; die 1609 gegründete Bank von Amsterdam wurde die erste Geldmacht, und der große Reichtum der Niederländer suchte in auswärtigen Anleihen Unterkunft und machte sich fremde Staaten zu Schuldnern.

Aufschwung des Handels

An Stelle der Hanseaten holten die Niederländer die Produkte der Ostseeländer (Getreide, Holz usw.) und brachten dorthin die Kolonialwaren, beherrschten auch den Heringshandel. Schweden, das die Herrschaft in der Ostsee gewann (§ 247), war kein gefährlicher Konkurrent, wohl aber suchte England durch ein Bündnis mit Schweden in der Ostsee Fuß zu fassen. Dem gegenüber knüpften die Niederländer mit Dänemark an; und nun wiederholten sich die Vorgänge der hanseatischen Geschichte. Wie einst Lübeck die Sperrung des Sundes für die Niederländer gefordert hatte, so verlangten jetzt die Niederländer von Dänemark die Sperrung des Sundes für englische Schiffe. Während sie so den Ostseehandel zu monopolisieren suchten und auch in Archangel dem englisch-russischen Handel (§ 159) erfolgreich Konkurrenz machten, fuhren sie auf der anderen Seite mit den nordischen Produkten nach dem Mittelmeer; die alten Überlandstraßen zwischen dem nördlichen und südlichen Mittelmeer (II, § 301) hatten schon seit der Entdeckung des Seewegs nach Indien an Bedeutung verloren und noch mehr in der Not des Dreißigjährigen Krieges; den rheinischen Handel aber beherrschten die Holländer schon durch den Besitz der Rheinmündungen.

Ostsee

Mittelmeer

Dazu aber führten ihre überseeischen Fahrten zur Begründung eines großen Kolonialreiches in Indien und zu Niederlassungen in Amerika. Es geschah das, wie schon gesagt (§ 124), hauptsächlich in dem bisher portugiesischen Kolonialgebiete und hängt eng zusammen mit den gleichzeitig in Europa gegen Spanien errungenen Erfolgen. Portugal stand ja seit 1580 unter der Herrschaft des spanischen Königs; ein Angriff gegen portugiesische Kolonien war also zugleich ein Angriff gegen Spanien. Dieses aber war durch die europäischen Niederlagen geschwächt und verteidigte zudem die portugiesischen Kolonien nicht so energisch, wie es seine eigenen verteidigt haben würde, weil man in Spanien Portugal doch als ein fremdes Land ansah und den Fortbestand der Union durchaus nicht als sicher betrachtete. Ein weiterer Vorteil für die Niederländer lag in der Tatsache, daß die Portugiesen bei den Eingeborenen sehr verhaßt waren und daß sie in Indien nur eine Handelsherrschaft, nicht einen in sich territorial abgeschlossenen Kolonialstaat begründet hatten. Sie

Indisches Kolonialreich

hatten sich bei der Kleinheit und Menschenarmut des Mutterlandes und der hohen Kulturentwicklung Indiens darauf beschränkt, die wichtigsten Handelsplätze zu besetzen und die Seestraßen zu beherrschen (§ 4); die einheimischen Staaten aber blieben bestehen. Diese boten den Niederländern bequeme Anknüpfungspunkte gegen die verhaßten Portugiesen, während zugleich die Vielheit und die Rivalität dieser Staaten eine gemeinsame Erhebung der indischen Welt gegen die europäische Bevormundung, wie bisher schon, so auch ferner sehr erschwerte. So konnten die Holländer an die Stelle der Portugiesen treten. Dabei haben auch sie aus den gleichen Ursachen, wie die Portugiesen, keine Ansiedelungskolonien gegründet: sie schufen vielmehr Handelsstationen und schlossen Verträge mit den einheimischen Herrschern, wodurch diese mehr oder weniger von ihnen abhängig wurden. Man darf die für Holland günstigen Verhältnisse nicht unerwähnt lassen; trotzdem liegt natürlich die innerste Ursache der niederländischen Erfolge in dem bewunderungswürdigen Unternehmungsgeist und der großartigen Tatkraft, die die Niederländer aus dem großen Befreiungskampfe gewonnen hatten (§ 138). Wie im europäischen Handel, traten auch in den überseeischen Unternehmungen als Rivalen die Engländer und an zweiter Stelle die Franzosen auf; indes verfügten die Niederländer schon aus der burgundischen und spanischen Zeit über eine höhere wirtschaftliche Kultur (§ 126); zudem aber wurde England durch innere Kämpfe (§ 225 ff.), Frankreich durch innere Kämpfe und europäische Kriege (§ 217 ff.) stark in Anspruch genommen. Engländer und Franzosen vermochten zwar in dem noch völlig unkultivierten Nordamerika die Holländer zu verdrängen und hier Kolonien zu gründen, die aber erst in späteren Jahrhunderten bedeutungsvoll wurden; in den reichen Kulturländern Indiens dagegen, deren Produkte für den damaligen Welthandel maßgebend waren, gewannen die Niederländer das Übergewicht.

Das holländisch-indische Kolonialreich ist durch die 1602 gegründete holländisch-indische Kompagnie geschaffen worden. Hinter ihr stand der Staat, der ihr bedeutende Privilegien verlieh (§ 138), aber doch nicht unmittelbar für ihr Vorgehen verantwortlich war, was bei etwaigen Verwicklungen mit anderen Mächten vorteilhaft sein konnte. Durch Verträge mit indischen Fürsten faßte die Kompagnie Fuß auf den hinterindischen Inseln und machte zuerst Amboina, eine der Molukken, zu ihrem Stützpunkt; der Gewürzhandel war so gewinnreich, daß sie 1606 75% Dividende verteilen konnte. In wiederholten Kämpfen mit den portugiesischen und 1615 auch mit spanischen Schiffen behaupteten die Holländer das Übergewicht, dann aber stießen sie mit den Engländern, die wie sie nach dem portugiesischen Machtgebiet ausgriffen (§ 241), zusammen. Schon 1610 hatte der erste holländische Generalgouverneur Pieter Both bei Jakatra, im Gebiete des die Westspitze Javas umfassenden Fürstentums Bantam im Zentrum des Pfefferhandels ein Fort angelegt; hierher kamen nun auch die Engländer und reizten den Fürsten von Bantam gegen die Holländer auf. Der Gouverneur Jan Coen mußte zwar zuerst vor einer überlegenen englischen Flotte nach Amboina weichen, kehrte dann aber zurück und eroberte das indische Jakatra. An Stelle der völlig zerstörten Stadt gründete er das holländische Batavia, das nun der Mittelpunkt des holländischen Kolonialreichs wurde, und eroberte dann die Bandainseln. Ein in Europa von den Direktoren der englischen und holländischen Kompagnie geschlossener Vertrag, wonach der Pfefferhandel Javas zwischen beiden geteilt, der Gewürzhandel der Molukken zu zwei Dritteln den Holländern, zu einem Drittel den Engländern zustehen sollte, war Coen, der die Engländer verdrängen wollte, sehr unerwünscht und beendete draußen die Feindseligkeiten nicht. Vielmehr wurden 1623 vierzehn Engländer unter der Anschuldigung, im Einvernehmen mit Eingeborenen die Überrumpelung eines holländischen Kastells geplant zu haben, in Amboina gefoltert und hingerichtet. Seit diesem Blutgericht von Amboina blieben die Engländer nur noch in Bantam und überließen sonst die hinterindischen Inseln den Holländern; diese aber behaupteten ihre Macht auch in den Kämpfen gegen die durch grausame Behandlung erbitterten Eingeborenen. So verteidigte Coen, der

1605 | Coen 1618—1623, 1627—1629 | Mai 1619 | 1619 | 1621 | 1623

1627 zum zweitenmal Gouverneur wurde, Batavia erfolgreich gegen die Angriffe des mächtigen Fürsten Hagoeng (Ageng 1613—1646) von Mataram, dessen Reich ganz Java außer Bantam umfaßte. Noch während der Belagerung starb Coen: als dem eigentlichen Begründer der [1629] holländischen Herrschaft ist ihm 1876 in Batavia ein Denkmal errichtet worden. Sein Werk wurde erfolgreich fortgesetzt von dem Gouverneur *Anton van Diemen*. [van Diemen 1636—1645] Unter ihm besetzten die Holländer, gestützt auf den den Portugiesen feindlich gesinnten Herrscher von Candy, Trinkomali auf *Ceylon*. [1637] Damit griffen sie nach Vorderindien hinüber, wo bisher nur die Engländer als Konkurrenten der Portugiesen aufgetreten waren, und entrissen dann den Portugiesen *Malakka*, das die wichtigste Handelsstraße nach den hinterindischen Inseln be- [1641] herrschte. Endlich entsandte van Diemen den kühnen Seefahrer *Abel Tasman* nach dem unbekannten Südland, und dieser entdeckte Tasmanien (Vandiemensland), Neuseeland, [1642—1643] die Tonga- und Viti-Inseln. Auch aus dem Handel mit China und Japan suchten die Holländer die Portugiesen zu verdrängen. Auf Formosa gründeten sie schon 1624 *Zeelandia* (Taiwan), und in *Japan* fanden sie leicht Eingang, da der Religionshaß sich dort nur gegen die Mission treibenden katholischen Portugiesen richtete, die protestantischen Holländer aber deren kirchliche Feinde waren und an Mission nicht dachten. So wurden 1638 zwar die Portugiesen aus Japan vertrieben, die Holländer aber geduldet (§ 434). Zeelandia freilich verloren sie 1662 an die Chinesen. In Vorderindien dagegen wurde die Stellung der Niederländer gefestigt durch die Eroberung von *Colombo* auf Ceylon, des [1656] wichtigsten Zimtmarktes, und durch die Einnahme von *Kotschin*, der ältesten (§ 4) portu- [1663] giesischen Besitzung an der Malabarküste. Zwei Jahre vorher war daheim ein Friede zwischen den Niederlanden und Portugal geschlossen; aber die Niederländer waren mächtig [1661] genug, die Herausgabe Kotschins zu verweigern. Um 1660 war das holländisch-indische Reich in der Hauptsache gesichert. Wie die Kompagnie ihre Herrschaft ausbeutete, dafür mag als Beweis dienen die Ausrottung aller Nelkenbäume auf Ternate, die trotz eines Aufstandes der Insulaner gegen eine jährliche Zahlung an den Fürsten von Ternate erzwungen [1652—1655] wurde, um den Preis der in Amboina gemachten Ernte hochzuhalten. Zur Sicherung des Seeweges nach Indien diente die schon 1598 besetzte Insel Mauritius (genannt nach Moritz von Oranien) und das 1645 besetzte St. Helena; dann, als diese Insel 1651 englisch wurde, ein von den Holländern an der Tafelbai gegründetes Fort, aus dem *Kapstadt* erwachsen ist. [1652]

[Amerika] Für die nach dem Westen, nach Amerika gerichteten Unternehmungen wurde, wie schon gesagt (§ 138), beim Beginne des spanischen Krieges die *Westindische Kompagnie* ge- [1621] gründet. Außer in Curaçao (1634), Tobago und Guayana setzten sich die Holländer vor allem in *Brasilien* fest. Von Olinda und Pernambuco aus, wo sie zuerst Fuß faßten, [1630] gewannen sie die Nachbargebiete, und der treffliche Gouverneur *Johann Moritz von Nassau-Siegen* (Stammbaum 4) [J. Moritz v. Nassau 1637—1641] gründete Mauritsstad, unweit Recife, als Mittelpunkt einer aussichtsreichen, wenn auch stets von den Portugiesen bedrohten Kolonie. Im Zusammenhang damit stand auch die Besetzung von Elmina an der Goldküste (in West- [1637] afrika), die die Zufuhr von Negersklaven sichern sollte. Lange dauerte freilich die holländische Herrschaft in Brasilien nicht. Als die Holländer in dem holländisch-englischen Seekriege ihre ganze Kraft gegen England wenden mußten (§ 223), wurden Recife und Mauritsstad [1654] von den Portugiesen zurückerobert; im Frieden verzichteten die Niederländer dann auf [1661] Brasilien. — In *Nordamerika* hatten die Holländer an dem 1609 von Hudson entdeckten und nach ihm benannten Flusse Fuß gefaßt. Aus der ersten, 1614 entstandenen Niederlassung erwuchs die Stadt *Neu-Amsterdam* (das heutige New-York); im Binnenlande wurde das Fort Orange (Albany) und an der Delaware-Bai das Fort Nassau angelegt. Das ganze Gebiet erhielt den Namen *Neu-Niederland* und wurde 1655 durch das benachbarte (1630 begründete) Neu-Schweden vergrößert, fiel aber 1664 an die Engländer (§ 223). In Amerika besaßen die Holländer seitdem nur noch Curaçao, Tobago und St. Eustatius, wozu 1667 Surinam trat (§ 223); die westindische Kompagnie aber löste sich 1674 auf.

So schmerzlich diese Verluste auch waren, so blieb den Niederländern doch ihr indisches Reich, und das sicherte ihnen im Verein mit dem Zwischenhandel in Europa trotz der englischen und französischen Konkurrenz noch die erste Stelle im Welthandel: im Jahre 1640 fuhren durch den Sund 1600 holländische, 430 englische und 147 lübische Schiffe; 1669 besaßen die Niederländer nach Colberts Angabe von den überhaupt vorhandenen 25 000 Handelsschiffen aller Nationen 16 000, also 64 Prozent.

C. Der Kampf um den kirchlichen und politischen Absolutismus in England (1603—1660). Grundlegung der englischen Seemacht.

1. Die beiden ersten Stuarts.

a) Jakob I. (1603—1625).

England während des Dreißigjährigen Krieges

§ 225. Allgemeine Lage. Jakobs I. Charakter und kirchliche Maßnahmen. In dem westeuropäischen Kampfe gegen das spanisch-katholische System hatte England unter der großen Elisabeth an erster Stelle gestanden; an dem zentraleuropäischen, dem Dreißigjährigen Kriege, nahm es so gut wie keinen Anteil. Es kam ihm hier seine insulare Lage zustatten: die spanisch-katholische Angriffskraft, die sich unter Philipp II. auch gegen England gerichtet hatte, war nach den Niederlagen des 16. Jahrhunderts nicht mehr stark genug, über den Kanal hinüberzugreifen. So blieb England von den kontinentalen Kämpfen unberührt und konnte diese günstige Lage ausnutzen zum Ausbau seiner Macht, insbesondere seiner Seemacht auf Kosten des sich zerfleischenden Kontinents. Wenn das nicht so durchgreifend geschehen ist, wie später unter ähnlichen Umständen (z. B. während der napoleonischen Kriege), so lag das an den *inneren Kämpfen*, von denen es heimgesucht wurde; diese aber ergaben sich aus den Zielen, denen die Stuartkönige nachstrebten.

Jakob I. 1603—1625

1604

Als Maria Stuarts Sohn, König Jakob VI. von Schottland, als *Jakob I.* den englischen Thron bestieg und den Titel „*König von Großbritannien und Irland*" annahm, schien der Jahrhunderte alte Kampf zwischen England und Schottland beigelegt und damit ein Hemmschuh für eine größere Kraftentfaltung beseitigt. Aber nun strebten er und sein Nachfolger danach, in den beiden durch Personalunion verbundenen Reichen eine volle *kirchliche und politische Uniformität* im Sinne des *königlichen Absolutismus* durchzuführen. Diese absolutistische Tendenz lag ja an sich im Geiste der Zeit und hatte gleichzeitig in Frankreich Erfolg; aber die Stuartkönige gerieten damit in Widerspruch mit der bisherigen geschichtlichen Entwicklung ihrer beiden Länder und mit den in beiden Völkern herrschenden Strömungen. Sie hatten die eigentlich nationalen Kräfte gegen sich, auf die gestützt Elisabeth die weltgeschichtliche Stellung ihres Staates begründet hatte, und waren schon deshalb auch nicht imstande, nach außen hin eine großzügige, den nationalen Wünschen entsprechende Politik zu treiben. In Wechselwirkung der äußeren und inneren Verhältnisse unterlagen sie, während gleichzeitig in Frankreich, wo das Königtum nicht das Volk, sondern nur den selbstsüchtigen Adel zu bekämpfen hatte und nach außen hin für die Größe der Nation focht, der Absolutismus triumphierte.

Absolutistische Ziele in England und Frankreich

Jakobs Persönlichkeit

Auch persönlich war Jakob I. nicht der Mann, große staatsmännische Aufgaben zu lösen. Hatte seine häßliche Gestalt und sein ungraziöses Wesen nichts Gewinnendes an sich, so wirkte sein maßloser Hochmut und seine verschrobene Bildung abstoßend: er war zu sehr Theoretiker, zu wenig Praktiker. Aufgewachsen unter dem Gezänke presbyterianischer Prediger, war er besonders mit theologischer Gelehrsamkeit ausgerüstet und befaßte sich gerne mit kirchlichen Streitfragen. Sein Geist hatte eine einseitige, pedantische Richtung genommen, und während er sich in Schrift und Rede als einen tiefen Gelehrten zeigte, war er als Staatsmann und Herrscher in kurzsichtiger Verblendung befangen. Aus Furchtsamkeit friedliebend, brachte er der äußeren Ruhe die Ehre des Landes zum Opfer; unwürdige Günstlinge,

besonders der zum Herzog von Somerset erhobene Robert Carr und der als Herzog von Buckingham bekannte Georg Villiers, wurden mit Ehren und Reichtümern überschüttet; hierbei und auch sonst zeigte er eine bedenkliche Neigung zur Verschwendung. Von der Königsmacht hegte er die übertriebensten Vorstellungen; er war fest überzeugt, daß sie unmittelbar von Gott herrühre und unumschränkt sei, und suchte die Beweise für diese Ansicht im Alten Testamente. Darum war ihm die presbyterianische Kirche Schottlands, in der er erzogen worden war, in der Seele verhaßt, weil nach ihren demokratischen Grundsätzen von der Gleichheit aller vor Gott der König mit dem geringsten Gliede der Kirchengemeinde auf gleicher Stufe stand; gegen die katholische Kirche hatte er innerlich nichts einzuwenden, als „daß sie den Papst an den Platz stellte, welcher allein dem König gebühre"; desto mehr war dagegen Englands Episkopalkirche, wonach der König als Quelle aller geistlichen Macht erschien, nach seinem Sinne, und die anglikanischen Bischöfe trugen durch ihre Schmeichelei und Devotion nicht wenig bei, diese Zuneigung des eitlen Monarchen zu steigern. Sie priesen ihn als „zweiten Salomo" und verehrten seine Worte als höhere Aussprüche.

Behandlung der Presbyterianer

Den Kampf gegen die widerstrebenden Ansichten der Presbyterianer (Puritaner) begann Jakob damit, daß er in England die puritanischen Geistlichen, die den Suprematseid weigerten, ihrer Stellen entsetzte und in Schottland dreizehn Predigern den Bischofstitel beilegte, sie zu Vorsitzenden der Synoden und Presbyterien machte und ihnen durch englische Bischöfe die Weihe erteilen ließ. Bald erhielten sie auch höheren Gehalt, und als das schottische Parlament ihnen geistliche Gerichtsbarkeit zusprach und das Gesetz aufstellte, daß (1618) die Prediger den Suprematseid gegen den König und den Eid des Gehorsams gegen die Bischöfe zu leisten hätten, schien in Schottland das Episkopalsystem die calvinische Kirche des strengen Knox überwinden zu können.

Behandlung der Katholiken

Während er so die kirchliche Uniformität gegen die Presbyterianer von Beginn seiner Regierung an durchzuführen suchte, trat er gegen die Katholiken zunächst milder auf, indem er die von Elisabeth den Rekusanten (so nannte man die den Besuch des anglikanischen Gottesdienstes Verweigernden) auferlegten Strafgelder bedeutend ermäßigte. Indes die Katholiken hatten von dem Sohne der Maria Stuart, der Märtyrerin des katholischen Glaubens, mehr erwartet. Der Abschluß des Friedens mit Spanien, in dem Jakob auf die fernere Unterstützung der Niederländer verzichtete (§ 136), schien diesen Erwartungen zu entsprechen. (1604) Als trotzdem die erhoffte Toleranz nicht gewährt wurde, regte sich Mißstimmung bei den Katholiken; das aber hatte zur Folge, daß die englische Regierung nun die Strafgelder wieder einführte. So in all ihren Hoffnungen getäuscht, faßten einige Fanatiker den ungeheuerlichen Plan, bei Eröffnung des Parlaments den König und alle Glieder des Ober- und Unterhauses vermittelst einer im Keller des Parlamentshauses zu veranstaltenden Pulverexplosion in die Luft zu sprengen. Durch eine schriftliche Warnung, die einem katholischen Lord zuging, wurde diese sogenannte Pulververschwörung kurz vor der Ausführung entdeckt und vereitelt. (5. Nov. 1605) Der bei den Vorbereitungen ergriffene Guy Fawkes ward hingerichtet; die anderen Teilnehmer flohen. Allen Katholiken aber wurde außer schweren Geldstrafen ein neuer Eid der Treue aufgelegt, in dem sie geloben mußten, sich durch keine Gebote des päpstlichen Stuhls zur Untreue gegen den König verführen zu lassen.

König und Parlament

§ 226. Der Zusammenstoß mit dem Parlament. Viel wichtiger, als dieser Vorgang, wurde indes das Verhältnis des Königs zu dem Parlament. Unter Elisabeth war das Parlament im ganzen recht gefügig gewesen, aber theoretisch waren seine Rechte nicht angetastet worden. Die Sparsamkeit Elisabeths machte sie verhältnismäßig unabhängig vom Parlament; vor allem aber diente ihre Politik der Größe der Nation und entsprach den Ansichten der im Parlament maßgebenden Kreise der Gentry und des Bürgertums (§ 159). Jakob war wegen seiner Verschwendung viel mehr auf das Parlament angewiesen; zugleich widersprach seine aus-

wärtige Politik den von Elisabeth überkommenen Ideen nationaler Würde, seine Kirchenpolitik den Ansichten der puritanisch gesinnten Teile des Bürgertums; dazu aber machte er — sein Charakter und seine geringe staatsmännische Einsicht brachten das mit sich — den schweren Fehler, die Rechte des Parlaments theoretisch in Frage zu stellen. Das wurde für Jakob und seine Nachfolger verhängnisvoll. Es entstand ein Kampf, bei dem es sich nicht so sehr um eine einzelne Bewilligung handelte, sondern um die staatsrechtliche Stellung von Königtum und Parlament; es entstand ein Prinzipienstreit, der über die Grenzen Englands hinaus Bedeutung gewann, indem aus ihm durch zwei Revolutionen hindurch schließlich die parlamentarische Monarchie geschaffen wurde.

1604 Wie üblich, bewilligte das erste Parlament dem Könige das „Tonnen- und Pfundgeld", d. h. die Hafenzölle, auf Lebenszeit. Indes bei der Verschwendung des Königs genügten die Einnahmen nicht; er befand sich in steter Geldverlegenheit, und das Parlament war um so weniger zu Bewilligungen geneigt, als der König ihm gegenüber das absolute Königsrecht schroff betonte. So löste er 1610 es auf und suchte sich auf andere Weise Geld zu verschaffen; er nötigte reiche Einwohner zu Darlehen, an deren Rückzahlung er nicht dachte, verkaufte Monopole, schuf einen niederen Brief-Adel (Baronets), zu dem man das Patent (Brief) kaufen konnte, und erhöhte willkürlich die Ein- und Ausfuhrzölle. Als 1614 ein neues Parlament dies für ungesetzlich erklärte, löste er es auf und regierte nun sieben Jahre ohne Parlament: die ungesetzliche Geldbeschaffung ging fort, die verhaßten Günstlinge übten den maßgebenden Einfluß.

Auswärtiges

Die hierüber herrschende Erbitterung wurde noch gesteigert durch die auswärtige Politik des Königs. Seit dem Abschluß des Friedens 1604 mit Spanien bahnte sich eine Annäherung der beiden Höfe an. In seinem Stolze glaubte Jakob, nur eine Königstochter aus erstem Hause sei würdig, die Gemahlin seines Sohnes zu werden, und wünschte deshalb dessen Vermählung mit einer spanischen Prinzessin. Eine solche Ehe war aber den protestantischen Engländern ein unerträglicher Gedanke; man sah darin einen Abfall von der Politik der großen Elisabeth, und das Ärgernis wuchs, als Jakob während der jahrelangen Verhandlungen eine äußerst schwächliche, die Ehre des Reiches schädigende Haltung gegen Spanien beobachtete. Als Walter Raleigh bei dem Suchen nach dem südamerikanischen Goldlande (Dorado) mit den Spaniern in Konflikt geriet, wurde er ihnen geopfert (§ 159). Schlimmer noch wirkte es, daß Jakob seinen Schwiegersohn Friedrich V. von der Pfalz bei dessen Kampf gegen Habsburg nicht unterstützte (§ 194 ff.); hatte man doch in England die Verbindung der englischen Königstochter mit dem Oberhaupt der protestantischen Union mit besonderem Jubel begrüßt.

Das bald nach der Schlacht am Weißen Berge zusammengetretene Parlament 1621 bewilligte zwar gern eine große Geldsumme zur Unterstützung des pfälzischen Kurfürsten, griff aber zugleich die bisherige innere Regierung des Königs an und erwirkte, daß der Lordkanzler Bacon von Verulam (der große Philosoph § 191) wegen Bestechlichkeit aller seiner Ämter entsetzt wurde; dann sprach es, als der König die Geldmittel nur zur Verstärkung des auf Spanien zu übenden diplomatischen Druckes benutzen wollte, seine Mißbilligung über die auswärtige Politik (über die spanische Heirat und die Nichtunterstützung des Kurfürsten) aus. Das war bisher noch nicht geschehen. Der König verwies ihm diese Einmischung in Dinge, die weit über das Begriffsvermögen des Hauses gingen, und erklärte, die Parlamentsrechte seien nur Privilegien,

Übergriff des Parlaments in die auswärtige Politik

die es der königlichen Gnade zu verdanken hätte. Da gaben die Glieder des Unterhauses einen Protest zu Protokoll, worin sie die Freiheiten des Parlaments für das unzweifelhafte Geburtsrecht und Erbe der Untertanen von England erklärten und nicht nur Gesetzgebung und Steuerbewilligung, sondern auch die Befugnis forderten, in schwierigen und dringenden Geschäften ihren Rat zu geben und Beschwerden einzureichen; dabei nahmen sie volle Freiheit der Rede und Sicherheit der Person gegen willkürliche Haft für alle Parlamentsglieder in Anspruch. Wütend über diese Vermessenheit, riß der König eigenhändig das Blatt aus dem Protokollbuch, löste das Parlament auf und ließ einige Deputierte festsetzen. Mit diesen Erklärungen über den Ursprung der parlamentarischen Rechte wurde der Streit zu einem prinzipiellen.

Prinzipielle Gegensätze

1621

Zunächst hielt der König an dem spanischen Heiratsplan fest und tat auch für seinen Schwiegersohn keine energischen Schritte (§ 196). Um mit Spanien zum Abschluß zu kommen, beredete Buckingham den Prinzen Karl zu einer Reise nach Madrid. Unter fremden Namen kamen beide dort an; sie wurden mit großer Auszeichnung behandelt, im letzten Augenblicke aber scheiterten die Verhandlungen. Dazu hat beigetragen Buckinghams leichtfertiges Benehmen, das an dem auf strenge Etikette haltenden spanischen Hofe Anstoß erregte; wichtiger aber war, daß der Minister Olivarez die von England geforderte Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen nicht bewilligen wollte. Die Aufgabe der spanischen Heirat brachte in England einen Umschwung der Stimmung hervor. Zwischen dem neuen Parlament und der Krone herrschte Eintracht, Buckingham betrieb Rüstungen gegen Spanien, und die Unterzeichnung des Ehekontraktes zwischen dem Thronerben Karl und Henriette Marie von Frankreich wurde gut aufgenommen. Man hätte zwar die Vermählung mit einer protestantischen Prinzessin noch lieber gesehen, aber politisch stand Frankreich doch im Gegensatz zu Spanien: Jakob schien also in die Politik Elisabeths zurückzulenken. Bevor er indes den ihm unerwünschten Bruch mit seinem bisherigen System durch Taten erhärten konnte, ereilte ihn der Tod. In dem Ehekontrakte hatte er übrigens der Königin und ihrer Umgebung freie Religionsübung zugesagt und außerdem versprochen, die englischen Katholiken nicht mehr zu Geldstrafen anzuhalten, auch ihren häuslichen Gottesdienst nicht zu stören.

Umschwung

1623

1624

8. April 1625

b) Karl I. (1625—1649).

§ 227. Die drei ersten Parlamente (1625—1629). Karl I. war von den gleichen absolutistischen Anschauungen erfüllt wie sein Vater, aber er redete weniger davon, war persönlich liebenswürdiger und führte ein sittenreines Leben. Da nun außerdem soeben der Umschwung in der auswärtigen Politik erfolgt war, so schien seine Regierung unter günstigen Vorzeichen zu beginnen. Trotzdem kam es sogleich mit dem ersten Parlament zu einem Konflikt, da dieses im Gegensatz zu den von Jakob I. in dem Ehekontrakte gemachten Zusagen die Durchführung der Rekusantengesetze verlangte, in den Bewilligungen für den Krieg hinter den Forderungen der Regierung zurückblieb und das Tonnen- und Pfundgeld nicht, wie üblich, für die Regierungszeit des Königs, sondern nur für ein Jahr zugestand. Das letztere bedeutete zweifellos eine Erweiterung der Parlamentsrechte, und so löste der König das Parlament auf. Indes das zweite Parlament war nicht gefügiger; es erhob Beschwerde

Karl I. 1625—1649

1625

Zusammenstoß mit dem Parlament

1626

wegen der Forterhebung des Tonnen- und Pfundgeldes und forderte, daß Buckingham vor den Lords angeklagt werde: da verfiel es abermals der Auflösung.

Auswärtiges

1625

Das geschah zu einer Zeit, wo auch die auswärtige Politik Unzufriedenheit erregte. Buckinghams Zug nach Cadix war völlig gescheitert, der Dänenkönig Christian wurde fast nicht unterstützt (§ 199), und dazu kam ein kläglicher Feldzug gegen Frankreich. Das Auftreten der Königin zugunsten der englischen Katholiken hatte den König veranlaßt, einen Teil ihrer französischen Umgebung nach Frankreich zurückzusenden; das erregte Mißstimmung am französischen Hof, und Buckingham beredete nun den König zur Unterstützung der französischen Hugenotten (§ 218). So sehr diese Wendung den religiösen Sympathien der Engländer entsprach, so brachte sie doch keine Versöhnung. Man behauptete, daß der leichtfertige Minister den Krieg hauptsächlich betrieben habe, um Rache zu nehmen, weil er wegen einer beleidigenden Zudringlichkeit gegen die Königin Anna von Richelieu eine empfindliche Zurückweisung erfahren hatte. Dazu aber nahm der Zug nach der Insel Rhé bei La Rochelle einen ganz kläglichen Ausgang (§ 218).

1627

Drittes Parlament

1628

7. Juni 1628

Die Ehre Englands verlangte eine energische Fortsetzung des Krieges. Um die dazu nötigen Geldmittel zu erlangen, entschloß sich der König, sein drittes Parlament zu berufen. Dieses war zu Bewilligungen geneigt, forderte aber, daß vorher die Grundrechte des Parlaments gegen jeden Eingriff sichergestellt würden; und der König stimmte der Bitte um Recht (petition of right), durch die das geschehen sollte, schließlich zu. Darin wurde mit Berufung auf die alten Freiheiten jede Eintreibung von Steuern und Anleihen ohne Parlamentsbewilligung verboten und jede Verhaftung ohne Angabe des Grundes untersagt. Nach Annahme dieses Gesetzes bewilligte das Parlament die Geldforderungen des Königs und wurde dann vertagt. Eifrigst betrieb Buckingham nun die Rüstungen zum Entsatz von La Rochelle; da wurde er von einem Offizier namens Felton ermordet. Der Mörder wollte sich rächen, weil er im Avancement übergangen worden war; doch ist die Tat nicht bloß hieraus zu erklären, sondern muß auch als eine Wirkung der gegen den Minister im englischen Volke herrschenden Erbitterung angesehen werden. Auf die politische Lage übte indes der Tod des Ministers keinen wesentlichen Einfluß. Als das Parlament wieder zusammentrat, begann der Streit über das Tonnen- und Pfundgeld u. a. von neuem; auch behauptete man, es würde eine Ausgabe der petition of right mit verklausulierter Unterschrift des Königs verbreitet. Schließlich wurde das Parlament aufgelöst, nachdem es noch in stürmischer Sitzung jeden für einen Hochverräter erklärt hatte, der von der Hochkirche abweichende Lehren einführen wolle, und jeden, der die Erhebung unbewilligter Steuern vollziehe oder anrate, ja sogar jeden, der solche zahle.

26. Juni

23. Aug.

Jan. 1629

10. März 1629

Absolutistische Regierung

§ 228. Karls Regierung ohne Parlament (1629—1640). Nun betrat Karl I. die Bahn, die seit der Nichtberufung der états généraux (§ 219) die französische Regierung wandelte: er wagte ohne Parlament zu regieren. Unter den Männern, die ihm dabei zur Seite standen, sind die bedeutendsten der zum Earl von Portland erhobene Richard Weston und der 1640 zum Lord Strafford ernannte Thomas Wentworth. Jener nahm die wichtige Stelle eines Großschatzmeisters ein; dieser war

Strafford geb. 1593 gest. 1641

bisher ein Führer der Opposition im Unterhaus gewesen, trat jetzt aus Ehrgeiz in den königlichen Rat über, erhielt die Verwaltung von Nordengland und wurde dann Statthalter von Irland. Er war eifrigst beflissen, die Macht der Krone im Sinne des Absolutismus zu verstärken, doch sollte die unumschränkte Gewalt nur zum Besten des Volkes gebraucht werden; dadurch sollte es den Verlust der freiheitlichen Einrichtungen verschmerzen lernen; gegen etwaigen Widerstand aber sollte ein stehendes Heer helfen.

Auswärtiges

Eine energische auswärtige Politik ist an und für sich kaum möglich, wenn innere Kämpfe bevorstehen; hier kam noch hinzu, daß die Regierung zur Durchführung des neuen Systems von Geldbewilligungen des Parlaments unabhängig sein mußte. So wurde mit Frankreich (in Susa § 218) und Spanien (in London) Friede geschlossen und dabei sowohl die Sache der Hugenotten wie die des pfälzischen Kurfürsten aufgegeben: England schied damit aus den großen europäischen Kämpfen in dem Augenblick aus, wo Richelieu alle Kräfte gegen Spanien in Bewegung setzte (§ 219) und Gustav Adolf in Deutschland erschien (§ 202). Zur Deckung der laufenden Ausgaben aber ließ die Regierung die bisherigen Steuern ohne ständische Bewilligung erheben, schuf neue und machte verjährte oder vergessene Ansprüche der Krone wieder geltend.

1. April 1629
5. Nov. 1630

Steuererhebung

So bezog sie das Tonnen- und Pfundgeld fort und machte von dem Verkauf der Monopole einen sehr ausgedehnten, für Industrie und Verkehr äußerst nachteiligen Gebrauch; sie erpreßte von den Inhabern ehemaliger Domänen und Kirchengüter unter dem Vorwande mangelhafter Besitztitel ungeheure Summen, ließ viele Forsten für Krongut erklären und belegte die Hausbesitzer, die ohne Erlaubnis neue Wohnhäuser in der Umgegend von London erbaut hatten (was durch ein wenig befolgtes Gesetz untersagt war), mit Geldstrafen. Die wichtigsten Lebensartikel, als Licht, Wein, Salz, Seife, Leder u. a., wurden besteuert, und endlich ward zum Bau und zur Unterhaltung der Flotte das Schiffsgeld eingefordert. Dieses war eine in besonderen Notfällen (Däneneinfälle II, § 111, Armada § 157) erhobene Kriegssteuer; jetzt sollte es eine regelmäßige Jahressteuer werden. Das Verfahren der Regierung, insbesondere die Erhebung des Schiffsgeldes, erregte große Mißstimmung; das zeigte sich z. B., als John Hampden die Zahlung des Schiffsgeldes verweigerte und deshalb einen Prozeß gegen das Schatzamt führte: er wurde zwar verurteilt, aber im Volke allgemein gefeiert. Eine Stütze fand das System auch in den Entscheidungen der Sternkammer (so genannt von dem mit Sternen verzierten Gerichtssaal); es war das ein von Heinrich VII. 1487 eingerichtetes Ausnahmegericht, das nicht mit Richtern, sondern mit Verwaltungsbeamten besetzt war und auf königlichen Befehl über Staatsvergehen urteilte.

1638

Kirchlicher Absolutismus

In kirchlicher Hinsicht sollte dieses Regierungssystem ergänzt werden durch strenge Durchführung des anglikanischen Kirchenwesens bei Unterdrückung des aufstrebenden Puritanismus. Viele Mitglieder der Opposition bekannten sich ja zu den demokratischen Grundsätzen der Puritaner, und je mehr ihr politisches Streben im Volke Anklang fand, desto größere Verbreitung gewannen auch ihre religiösen Ansichten. Ihnen trat Karl mit Entschiedenheit entgegen, und wie er sich bei politischen Maßregeln von Strafford leiten ließ, so bei den kirchlichen von William Laud, erst Bischof von London, seit 1633 Erzbischof von Canterbury, dessen Grundsätze von dem göttlichen Rechte der Könige und dem leidenden Gehorsam der Völker dem Könige eben so willkommen waren, wie seine Neigung für kirchliche Zeremonien und pomphaften Gottesdienst.

Verfolgung der Puritaner

Die Hohe Kommission (§ 151) und die Sternkammer verhängten harte Strafen über die Nonkonformisten; Prynne, ein puritanischer Eiferer, wurde verurteilt, beide Ohren zu verlieren, am Pranger zu stehen und eine schwere Geldbuße und ewige Gefangenschaft zu leiden, weil er in einem Buche Tanz, Maskenzüge und Schauspielwesen, an denen der Hof Gefallen fand, als Werke des Teufels verdammt hatte. Durch Pranger, Einkerkerung, Gliederverstümmelung und andere entehrende Strafen hoffte man den puritanischen Starrsinn zu brechen. Aber die Verfolgungen erzeugten neue Märtyrer; die Puritaner wurden aus verachteten Sektierern gepriesene Kämpfer für religiöse und politische Freiheit. Und als der verhaßte Laud durch eine neue Einweihung der Paulskirche, durch Ausschmückung mehrerer Kathedralen mit Altären, Bildern und Ornamenten, durch Einführung neuer, der römischen Kirche sich anschließender Zeremonien die Gerüchte von einer beabsichtigten Wiedereinführung des Katholizismus zu begründen schien, erreichte die Aufregung des für seine bürgerliche und kirchliche Freiheit besorgten Volkes einen sehr hohen Grad. Der Umstand, daß man in der Umgebung der katholischen Königin nur Katholiken und Konvertiten sah, und daß die Königin durch Priester und heimliche Jesuiten mit dem römischen Hofe verkehrte, vergrößerte das Mißtrauen des Volkes. Puritanische Prediger, die von dem zelotischen Prälaten unbarmherzig von ihren Stellen vertrieben und dem Elende preisgegeben wurden, zogen im Lande umher und reizten durch fanatische Reden die erhitzten Gemüter noch mehr auf. In dieser Zeit der Bedrängnis verließen viele Puritaner die Heimat und schlugen ihre Zelte in der Wildnis Nordamerikas auf, um bürgerliche und religiöse Freiheiten zu genießen (§ 241).

Erhebung Schottlands

§ 229. Die Erhebung Schottlands und das Kurze Parlament (1640). Alles in allem schien aber trotz der wachsenden Erbitterung Karls System in England doch zu triumphieren; da kam von Schottland der Anstoß zu energischem Widerstand. Karl beabsichtigte auch hier den kirchlich-politischen Absolutismus durchzuführen. Die von Jakob unvollständig begründete (§ 225) bischöfliche Jurisdiktion, mit der Hohen Kommission im Gefolge, sollte die demokratischen Synoden und Presbyterien ersetzen, ein neues geistliches Gesetzbuch der legislativen Macht der Kirchenversammlung ein Ende machen, das allgemeine Gebetbuch die freien Predigten der Geistlichen verhindern und eine hierarchische Rangordnung den Stolz der Gleichheit brechen. Als aber in der Domkirche zu Edinburg der erste Gottesdienst nach dem neuen Ritus stattfand, entstand ein Tumult gegen die Errichtung des „Baaldienstes". Die Menge schrie: „Papst! Antichrist! steinigt ihn!", warf Stühle nach dem Geistlichen und trieb ihn hinaus. Unter Fasten und Beten wurde im ganzen Lande der alte Bund (Covenant § 84) zur Beschützung der reinen Religion gegen papistische Irrlehren erneuert. Der Episkopat und alle von den Stuarts eingeführten hierarchischen Einrichtungen wurden von der wider des Königs Gebot in Glasgow tagenden Nationalsynode umgestoßen. Da begann Karl den Krieg; er mußte aber erkennen, daß er sich auf seine Truppen nicht verlassen konnte, während die der Schotten von glühender Begeisterung für ihre Sache erfüllt waren. Deshalb schloß er die Pazifikation von Berwick, in der er den Schotten die Berufung eines Parlaments und einer Generalsynode zur Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten zugestand. Beide Versammlungen traten in Edinburg zusammen; zu einer Verständigung mit Karl kam es jedoch nicht; das Parlament verlangte sogar Einfluß auf die Ernennung der Beamten und Offiziere, sowie die Oberaufsicht über den Geheimen Rat, griff also unzweifelhafte Königsrechte an.

23. Juli 1637 · Nov. 1638 · Erster Bischofskrieg · 17. Juni 1639

Das Kurze Parlament

Ein neuer Krieg war unvermeidlich. Um die dazu nötigen Geldmittel zu erhalten und eine günstigere Stimmung in England zu wecken, berief Karl nach elfjähriger Unterbrechung wieder ein Parlament. Dieses aber erfüllte die Wünsche des Königs nicht. Unter Führung von John Pym unterzog das Unterhaus die Regierung einer scharfen Kritik und verlangte vor Bewilligung der Kriegsgelder die Abstellung seiner Beschwerden. Da löste der König dieses „*Kurze Parlament*“ wieder auf. Nun sollten der Adel und die Geistlichkeit für die Aufbringung der Geldmittel sorgen. Bevor aber die Rüstungen rechten Fortgang nahmen, rückten nach Beschluß ihres Parlaments die Schotten unter Leßley, der unter Gustav Adolf seine militärische Schulung genossen hatte, über die englische Grenze. Gegen die von glühendem Glaubenseifer beseelten Schotten, die unter Psalmengesang und Gebet ins Feld zogen, konnte Karl mit seinen wenig zahlreichen und unsicheren Truppen keine Schlacht wagen, und so endete der zweite Bischofskrieg wie der erste ohne Kampf. Auf Grund des *Waffenstillstands von Ripon* blieben die Schotten in England, versprachen aber nicht weiter vorzugehen. Zugleich entschloß sich Karl, ein neues Parlament zu berufen; er gestand damit ein, daß die *absolutistische Regierung gescheitert* war.

23. April 164

5. Mai 164

Zweiter Bischofskrieg

14. Okt. 164

Das Lange Parlament

§ 230. Die Anfänge des Langen Parlaments (1640—1642). Das neue, am 3. November 1640 eröffnete sogenannte „*Lange Parlament*“ (es tagte zuerst bis 1648 und als Rumpfparlament bis 1653; dann wurde es als Rumpfparlament 1659 und vollständig 1660 wiederberufen) war noch weit oppositioneller als die vorhergehenden.

Anstatt, wie die Thronrede verlangte, sogleich die Mittel gegen die schottischen „Rebellen“ zu bewilligen, erhob das Unterhaus zunächst die heftigsten Beschwerden über die Rechtsverletzungen, Gewalttätigkeiten und Willkürmaßregeln in Staat und Kirche. Sodann wandte es sich gegen die vornehmsten Ratgeber der Krone, indem es nach dem Satze handelte, daß der König nicht unrecht tun könne, die Minister aber verantwortlich seien. *Strafford*, „der große Abtrünnige“ (§ 228), den der König gegen dessen Willen (Strafford dachte daran, von Irland aus England und Schottland niederzuwerfen) aus Irland berufen hatte, und der Erzbischof *Laud* wurden in Anklagestand versetzt und in den Tower gebracht. Um beide zu retten, zeigte sich der König nachgiebig: er bildete ein neues Ministerium aus Gliedern der Opposition; er gab seine Einwilligung zu dem Gesetz, daß das Tonnen- und Pfundgeld fernerhin nur mit Bewilligung des Parlaments erhoben werden dürfe, und bestätigte die Triennialbill, nach der *spätestens jedes dritte Jahr ein Parlament stattfinden sollte* und das Parlament nur mit eigner Zustimmung aufgelöst werden dürfe. Aber das Unterhaus gab darum seine Rachepläne gegen die Gefangenen nicht auf. Strafford wurde vor dem Oberhause des Hochverrats angeklagt. Siebzehn Tage lang verteidigte er sich mit Würde und wies aufs überzeugendste nach, daß keiner der gegen ihn vorgebrachten Klagepunkte als Hochverrat gedeutet werden könne. Seine Gründe machten die Lords betroffen; seine Verteidigungsrede war von so mächtiger Wirkung, daß man seine Freisprechung erwartete. Da schritt das Unterhaus zu einem despotischen Mittel; es nahm kraft seiner gesetzgebenden Gewalt das Recht in Anspruch, in jedem einzelnen Falle zu bestimmen, was Hochverrat sei, und erklärte durch eine sogenannte bill of

25. Nov.
18. Dez.

Triennialbill

15. Febr. 1641

29. April attainder (Überführungsgesetz), daß Strafford als des Hochverrats überwiesen zu betrachten sei. Unter dem Druck tumultuarischer Straßenkundgebungen trat die Mehrheit des Oberhauses dieser Bill bei, und der König hatte die Schwäche, sie zu bestätigen und dadurch seinen treuesten Diener der Volkswut zu opfern. „Verlasset euch nicht auf Fürsten," rief dieser aus, „denn bei ihnen ist keine Hülfe!" Mit großer Fassung starb Strafford
22. Mai 1641 auf dem Schafott; sein Leidensgefährte Laud blieb noch drei Jahre in Haft (§ 232). Das siegreiche Parlament beschloß dann die Abschaffung der Sternkammer und der Hohen Kommission; auch wurde der Antrag gestellt, daß die höheren Beamten- und Offizierstellen mit Zustimmung des Parlaments besetzt werden sollten. Das Königtum hatte eine schwere Niederlage erlitten, und das Parlament war auf dem besten Wege, nun seinerseits die bestehende Verfassung zu stürzen und sich die volle Regierungsgewalt anzumaßen.

Versuch des Königs, sich mit d. Schotten gegen die Engländer zu verbinden

Der Plan des Königs, mit Hilfe eines englischen Parlaments die aufständischen Schotten niederzuzwingen, war gescheitert; die Führer der englischen Opposition hatten sogar mit den Schotten in Verbindung gestanden: jetzt dachte er daran, sich mit den Schotten, deren Heer inzwischen aufgelöst war, zu versöhnen und dann auf sie gestützt den Kampf gegen das englische Parlament aufzunehmen. Er begab sich nach
Aug. 1641 Schottland und genehmigte alle Beschlüsse des schottischen Parlaments und der Nationalsynode (§ 229), gab also die Einführung der Hochkirche auf und gestand sogar zu, daß bei Besetzung der wichtigsten Beamtenstellen das Parlament mitwirken solle. Diese Annäherung an die Schotten erregte natürlich in den oppositionellen Kreisen Englands Besorgnisse; hinzu kam nun der irische Aufstand, der nicht bloß sie, sondern auch andere Kreise mit Ingrimm erfüllte.

Aufstand in Irland

Seit der Reformation war zu dem alten nationalen Gegensatz der keltischen Iren gegen die Engländer (§ 79) noch der religiöse getreten, da die Iren katholisch geblieben waren. Zudem waren unter Jakob I. viele irische Landgüter als Krongut eingezogen und mit englischen Kolonisten besetzt, was große Erbitterung erweckt hatte. Nun hatte Strafford zwar despotisch regiert, aber doch den Katholizismus geduldet. Nach seinem Sturz wurde einerseits die Regierungsweise milder, andrerseits aber forderte das Parlament die Unterdrückung des Katholizismus. Da tauchte bei den Iren der Gedanke einer Erhebung auf, durch die die englischen Kolonisten verjagt und der katholische Glaube gesichert werden sollte.
23. Okt. 1641 In aller Stille vorbereitet, brach der Aufruhr in der Provinz Ulster los und verbreitete sich von da über die Insel: zahlreiche englische Kolonisten wurden ermordet. Daß der König an diesem Aufruhr Anteil gehabt habe, wie behauptet wurde, ist gewiß unrichtig; aber allerdings richtete sich die Erhebung nicht gegen ihn, sondern gegen das englische Parlament. Sie schien zu beweisen, daß dem König von dort doch vielleicht Hilfe kommen könnte, wie Strafford gemeint hatte; und Beziehungen zu dem irischen Adel hat der König in der Tat unterhalten, jedoch nicht zum Zweck dieser Erhebung.

Kavaliere u. Rundköpfe

Inzwischen hatte sich aber auch im englischen Parlament ein Wandel vollzogen. Das Vorgehen der puritanischen und demokratischen Eiferer, insbesondere das Streben, die Hochkirche durch die Presbyterialkirche zu ersetzen und die Beamtenernennung vom Parlament abhängig zu machen, erregte vielfach Widerspruch, und so bildete sich eine gemäßigte Partei, die der Bewegung Halt gebieten und das Königtum retten wollte. Diese Anhänger des Königs wurden von den Gegnern als Kavaliere bezeichnet, während sie selbst die Puritaner nach dem Schnitt ihrer Haare mit dem Spottnamen Rundköpfe belegten. Beide Parteien stießen scharf aufeinander, als Pym die „große Remonstranz" (Vorstellung)

einbrachte, in der zunächst nochmals alle Beschwerden gegen den König zusammengestellt und dann die erwähnten radikalen Forderungen erhoben wurden. Nach heißen Debatten wurde die Remonstranz unter dem aufregenden Eindruck der irischen Vorgänge zwar angenommen, aber nur mit sehr geringer Majorität (159 gegen 148 Stimmen). 22. Nov. 1641

Drei Tage darauf kehrte der König nach London zurück; er mußte in dieser Abstimmung eine Ermutigung zum Widerstande erblicken und kümmerte sich denn auch bei der Besetzung einiger Bistümer und hoher Staatsämter nicht um die Forderungen der Remonstranz. Da erwirkte das Unterhaus den Ausschluß der Bischöfe aus dem Oberhause und verlangte dann, daß die zur Bekämpfung Irlands abzusendenden Offiziere mit Zustimmung des Parlaments ernannt werden sollten. Dieser Übergriff in die Heergewalt gab beim Könige den Ausschlag. Er beschloß, fünf Führer der Opposition (Hampden, Pym, Hollis, Haslerig und Strode) des Hochverrats anzuklagen. Da das Parlament ihre Auslieferung verweigerte, weil die Verhaftung gegen die Privilegien des Hauses verstoße, begab sich der König mit 500 Bewaffneten, die an den Türen aufgestellt wurden, ins Parlamentsgebäude. Er verlangte die Auslieferung der fünf von ihm bezeichneten Mitglieder; aber diese waren rechtzeitig gewarnt worden und in die City geflohen. Beim Verlassen des Saales ertönte hinter dem Könige der Ruf: „Privilegium!", und der gleiche Ruf ertönte, als der König am nächsten Tage nach Guildhall kam, um von den städtischen Behörden die Auslieferung zu fordern. Der Ruf wurde von den Volksmassen der Straße aufgenommen; die Hauptstadt ergriff also Partei gegen den König, und der Gemeinderat beschloß im Einvernehmen mit einem Ausschuß des Parlaments die Aufstellung einer bewaffneten Macht zum Schutz des Parlaments. Unter diesen Umständen verließ der König London. Hatten früher die Stuarts versucht, die alte Verfassung zugunsten des Absolutismus zu beseitigen, so war nun das Parlament weit über die alten Rechte hinausgegangen und rüttelte an den Grundlagen jeder königlichen Gewalt. 25. Nov. — Übergriff des Parlaments in die Heergewalt — Bruch zwischen König und Parlament — 4. Jan. 1642 — 10. Jan. 1642

§ 231. Die ersten Jahre des Bürgerkrieges (1642—1644). Oliver Cromwell. Während noch Verhandlungen geführt wurden, die aber an der Unvereinbarkeit der Gegensätze scheitern mußten, rüsteten beide Parteien zum Kriege. Vom König und vom Parlament ergingen Befehle an das Land, das sich nun in zwei Lager spaltete. Der König sammelte in York die ihm ergebenen Mitglieder des Ober- und Unterhauses um sich; auf seiner Seite standen im ganzen die nördlichen und mittleren Gebiete Englands, in denen der Adel und die Hochkirche starken Einfluß hatten oder, wie in Wales, die Bevölkerung keltisch war oder katholische Sympathien herrschten. Hier warb er seine Kriegsmacht und glaubte im Rücken durch das versöhnte Schottland gedeckt zu sein; die Königin ging nach Holland, um fremde Hilfe zu gewinnen, was freilich schon deshalb wenig Erfolg hatte, weil die festländischen Mächte ihre Streitkräfte für den Dreißigjährigen Krieg brauchten. Das Parlament hatte seine Hauptstütze in den südlichen Landschaften, in denen der Mittelstand (Bürgertum und Gentry, § 159) überwog und das anglikanische Wesen vollständig durchgedrungen war; besonders wichtig war, daß London ihm anhing, und daß die Flotte auf seine Seite trat. In der Parteibildung standen also der Adel gegen den Mittelstand, die Hochkirche Die Parteien

und der Katholizismus dem Calvinismus gegenüber; es lebte aber auch der alte Gegensatz zwischen Kelten und Angelsachsen wieder auf. Überlegen war das Parlament durch die Beherrschung des Meeres und durch die größeren Geldmittel: alle Steuern und Einkünfte, die man dem Könige verweigert hatte, wurden dem Parlament willig dargereicht; außerdem erhielt es reiche Privatbeiträge. Dagegen waren die unter dem Oberbefehl des Grafen Essex stehenden Landtruppen des Parlaments zunächst weniger kriegstüchtig als die des Königs; unter diesen zeichneten sich durch besondere Kühnheit die von dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, einem Neffen des Königs, geführten und organisierten Reiterscharen aus.

Siege des Königs

So war denn auch der Anfang des Krieges für den König günstig. Nach dem siegreichen Treffen bei Worcester und dem unentschiedenen bei Edgehills (23. Okt. 1642) wagten die Königlichen einen Vorstoß auf London: bei Brentford (10. Nov.) erlitten die Parlamentstruppen schwere Verluste; der König vermochte zwar die Hauptstadt nicht einzunehmen, konnte aber in Oxford Winterquartiere beziehen. Der Mut der Royalisten wurde noch gehoben, als es der Königin trotz großer Schwierigkeiten gelang, aus Holland einige Truppen und Kriegsvorräte herüberzubringen; sie bestärkte den Gemahl in dem Widerstande, und auch das zweite Kriegsjahr war seiner Sache nicht ungünstig (1643). In mehreren Treffen wurden die Parlamentstruppen besiegt (in einem fiel John Hampden); die Eroberung Bristols gewährte dem König eine Verbindung mit dem Meere; und wenn auch der zweite Angriff auf London bei Newbury abgewiesen wurde, so regte sich doch bereits in der Bevölkerung Londons die Neigung zum Frieden.

Bündnis zwischen englischem und schottischem Parlament

Da brachte abermals (§ 229) die Haltung Schottlands eine Wendung zuungunsten des Königs. Man war hier besorgt, daß ein voller Sieg des Königs die erlangten Zugeständnisse (§ 230) gefährden könnte, und so kam das von Pym betriebene Bündnis zwischen dem englischen und schottischen Parlament (Sept. 1643) gegen die papistische und prälatische Fraktion und für die Autorität des Parlaments zustande; dabei wurde versprochen, auch in England die Presbyterialkirche durchzuführen. Dieser Vertrag, das letzte Werk Pyms († 6. Dez. 1643), war ein schwerer Schlag für den König. Mochten auch auf den Ruf des Königs 83 Lords und 175 Gemeine nach Oxford eilen, mit denen er ein Gegenparlament eröffnete, so wog das doch den Umstand nicht auf, daß der König durch den Anmarsch der Schotten die Rückendeckung verlor; und auch die wenigen Truppen, die er unter Gewährung eines Waffenstillstands für die irischen Rebellen aus Irland heranzog, bedeuteten militärisch nicht viel. Dazu kam nun der neue Geist, mit dem Oliver Cromwell einen Teil des Parlamentsheeres erfüllte.

Oliver Cromwell geb. 25. April 1599, gest. 3. Sept. 1658

Oliver Cromwell entstammte dem Geschlechte jenes Thomas Cromwell, der unter Heinrich VIII. für die Reformation gewirkt hatte (§ 77), und wurde am 25. April 1599 in Huntingdon geboren, wo sein Vater Robert Cromwell Pächter war. Die Familie war ursprünglich walisischer Herkunft; stuartsches Blut rollte aber nicht in Cromwells Adern, denn die weit verbreitete Annahme, daß die Familie seiner Mutter Elisabeth Steward mit dem schottischen Königshause verwandt gewesen sei, ist irrtümlich. Oliver wurde puritanisch erzogen, besuchte 1616 das Sidney-Sussex-College in Cambridge, kehrte aber, da sein Vater starb, schon im nächsten Jahre in die Heimat zurück, um die Sorge für seine Familie zu übernehmen; erst 21 Jahre alt, vermählte er sich 1620 mit Elisabeth Bourchier, der Tochter eines Kaufmanns in London, wo er kurze Zeit juristische Studien getrieben hatte. In den Parlamenten von 1628 und 1629, in die ihn das Vertrauen seiner Nachbarn entsandt hatte, gehörte er der Opposition an; einer ihrer Führer, John Hampden, war sein

Vetter. Während der parlamentlosen Zeit trat er in Huntingdon und Ely, wohin er 1636 übersiedelte, für die Gemeindeinteressen auf; dadurch und durch sein sittenreines und frommes Leben stieg sein Ansehen. Dabei rang er sich in schweren Seelenkämpfen zu den strengsten puritanischen Anschauungen durch; daß er mit Pym, Hampden und Haslerigh an Auswanderung nach Amerika gedacht habe, ist jedoch Fabel. In das Kurze und das Lange Parlament wählte ihn die Stadt Cambridge; er nahm in den Parlamenten an dem Kampf gegen die Regierung teil; seine Haupttätigkeit aber begann erst beim Ausbruch des Bürgerkrieges. Mit Einsetzung seines eigenen Vermögens betrieb er die Aufstellung einer Schar Dragoner, deren Führer er wurde. Er entnahm sie hauptsächlich den Pächtern und freien Bauern, unterwarf sie einer eisernen Disziplin und wußte sie mit militärischem Geiste und religiösem Fanatismus zu erfüllen. Die „gottseligen Eisenseiten", wie sie die Gegner spottend nannten, waren von innigster Frömmigkeit beseelt und lebten in strengster Sittlichkeit; nicht Fluchen und Zechen hörte man im Lager, sondern Gebet, Gesang und Predigt; ohne Rücksicht auf Menschen und ohne Scheu vor Mühseligkeiten gingen sie für Gottes Sache in die Schlacht. Durch diese Begeisterung wurden sie den Reitern der „Kavaliere" gleichwertig, und Cromwell trat ohne jede Halbheit in den Krieg ein. Der parlamentarischen Auffassung gegenüber, daß man nicht gegen den König, sondern nur gegen seine Ratgeber kämpfe, erklärte er: er würde den König im Kampfe niederschießen wie jeden andern. Cromwell und seine Dragoner waren eben nicht bloß Soldaten, sondern Vorkämpfer der Independenten (§ 151, 232); doch hat Cromwell das Königtum nicht grundsätzlich bekämpft: er strebte nach dem, was er für das allgemeine Beste hielt.

Niederlagen des Königs Der für den König ungünstige Umschwung begann, als auf Grund des zwischen dem englischen und schottischen Parlament abgeschlossenen Bündnisses die Schotten unter Leßley über die englische Grenze rückten. *Jan. 1644* Mit ihnen vereinigte sich ein englisches Heer, und in der Schlacht bei Marstenmoor unweit York erlitt Ruprecht von der Pfalz eine entscheidende Niederlage, hauptsächlich durch Cromwells Reiter: York und der *2. Juli 1644* ganze Norden ging dem König verloren. Im Süden brachte der König zwar eine nach Cornwallis eingefallene Heeresabteilung des Parlaments zur Kapitulation, wurde dann aber bei dem Versuche, auf London zu marschieren, bei Newbury von Essex zurückgeschlagen. *27. Okt. 1644* Wieder hatte Cromwell zu dem Siege wesentlich beigetragen, so daß sein Ansehen im Heere immer höher stieg.

§ 232. Presbyterianer und Independenten. Niederlage des Königs (1645). Das schottische Bündnis führte nicht nur in dem Gange des Krieges, sondern auch in der Entwicklung der Revolution eine Wendung herbei: es bewirkte die Abschaffung der Hochkirche und beschleunigte die Spaltung zwischen Presbyterianern und Independenten.

Einführung der Presbyterialkirche Unter dem Einfluß der Schotten beschloß eine vom Parlament nach Westminster berufene Versammmlung von Gottesgelehrten die Übertragung der schottischen Kirchenordnung auf England. *Okt. 1644* Das allgemeine Gebetbuch und die anglikanische Liturgie wurden durch einen dem presbyterianischen nachgebildeten Gottesdienst, das hierarchische Episkopalsystem durch die presbyterianische Synodalverfassung verdrängt; Bilder, Zierat, Orgeln und dergl. verschwanden aus der Kirche, die gemalten Fenster wurden eingeschlagen, Monumente, die als Träger des Aberglaubens und der Abgötterei gelten konnten, niedergerissen. Die von Laud entsetzten puritanischen Geistlichen traten ihre Stellen wieder an, indes der gefangene Erzbischof sein Leben auf dem Blutgerüste beschloß *8. Jan. 1645* und die anglikanischen Geistlichen, die der neuen Kirchenreform nicht huldigen und dem geistlichen Ornate nicht entsagen wollten, ihre Pfarreien verloren. Die früher mißhandelten Puritaner schwangen die Geißel der Verfolgung über ihre ehemaligen Verfolger und wurden aus Bedrückten Bedrücker.

Independenten Nicht einverstanden mit dieser Entwicklung waren die Independenten (§ 151), die wegen ihres Enthusiasmus, ihrer Energie und ihres sittlich

strengen Wandels bei dem Parlamente, dem Heere und der Bürgerschaft immer mehr an Ansehen gewannen. Sie waren nicht gewillt, die schwer errungene Unabhängigkeit einem fremden Kirchenregiment unterzuordnen, murrten, daß der kirchliche Despotismus nur eine andere Form angenommen habe und daß nun statt einiger wenigen Bischöfe eine Schar presbyterianischer Geistlichen in den Synoden eine neue Zwingherrschaft übe. Sie verlangten, daß jede kirchliche Gemeinschaft gesetzgebendes Recht über Glauben, Kultus und Disziplin habe, daß alle Kirchengemeinden, die sich durch das freiwillige Zusammentreten gleichgesinnter Gläubiger bildeten, gleichberechtigt seien, und daß niemand gezwungen werde, sein Gewissen unter eine allgemeine Vorschrift zu beugen, sondern daß jedermann Gott nach eigenem Ermessen dienen dürfe; Verschiedenheit des Glaubens und Kultus müsse folglich gestattet und Toleranz eine heilige Pflicht sein. Geistige Freiheit sowohl auf dem Gebiete der Religion als im Bereiche des Gedankens war die mächtige Losung der Independenten, die in John Milton (§ 256) einen begeisterten Stimmführer fanden. Indem die Independenten dann ihre demokratischen Ansichten von der Kirche auf den Staat übertrugen, bekämpften sie das Königtum viel entschiedener als die bisherigen presbyterianischen Führer der Revolution.

Steigender Einfluß der Independenten

Aus Furcht vor der zunehmenden Macht der Independenten suchten die Presbyterianer, die im Parlament noch das Übergewicht hatten, eine Versöhnung mit Karl. Allein die Unterhandlungen von Uxbridge scheiterten, da das Parlament an der Abschaffung des Episkopats und der Übertragung des Befehls über die Land- und Seemacht an das Unterhaus festhielt. Um so kühner erhoben nun die Independenten unter Cromwells Führung das Haupt. Sie erklärten, daß die bisherigen Generale des Parlaments nur mit halbem Herzen bei der Sache seien und den König absichtlich geschont hätten, und setzten die Selbstentsagungsakte durch, nach welcher die Mitglieder beider Häuser ihre Befehlshaber- oder Beamtenstellen innerhalb 40 Tagen niederlegen sollten (der ursprüngliche Antrag, daß kein Mitglied während der Dauer des Krieges ein solches Amt bekleiden dürfe, wurde vom Oberhause verworfen; es wurden also nur die jetzigen Stelleninhaber beseitigt, eine neue Anstellung blieb mithin möglich). Schon vorher war eine Reorganisation des Heeres beschlossen worden. An Stelle des Grafen Essex trat Fairfax, ein talentvoller, aber bald ganz von Cromwell geleiteter Feldherr, an die Spitze des Gesamtheers. Cromwell selbst behielt durch besonderen, auf Grund einer Eingabe des Londoner Gemeinderats und der Offiziere gefaßten Beschluß des Parlaments das Kommando der Reiterei; er erschien als unentbehrlich: nur er könne, so hieß es, die „Gottseligen" führen. Die Schlacht bei Naseby, in der hauptsächlich durch Cromwells Verdienst die königliche Armee aufgerieben wurde, bewies, welchen Umschwung in der Kriegführung die Energie der Independenten bewirkt hatte.

3. April 1645

Schlacht bei Naseby 14. Juni 1645

Wachsende Erbitterung gegen den König

§ 233. Die Gefangennahme des Königs (1646). Diese Energie wurde durch die errungenen Erfolge natürlich noch gesteigert. Immer entschiedener traten die Independenten gegen das Königtum auf, und dabei kam ihnen der Eindruck zustatten, den die Veröffentlichung der bei Naseby erbeuteten Briefschaften des Königs machte. Aus ihnen ging hervor, daß er an den hierarchischen und absolutistischen Gedanken unverrückt festhielt, daß er sich an die Fürsten des Auslands um Hülfe gewandt, daß er auch mit den mordbefleckten (§ 230) Irländern angeknüpft hatte. Das Verhalten des Königs erschien als zweideutig und unpatriotisch und der Beschluß

des Parlaments, hinfort keinem gefangenen Irländer mehr Pardon zu geben, ist ein Zeichen der herrschenden Erbitterung. Im Felde erlitten inzwischen die Royalisten weitere Niederlagen. Prinz Ruprecht mußte das wichtige Bristol übergeben. Montrose, der nach Schottland gezogen war, wurde bei Philiphaugh geschlagen; Cromwell und Fairfax schickten sich an, Oxford, den letzten Stützpunkt des Königs, zu belagern.

11. Sept. 1645
13. Sept.

Da faßte Karl einen verzweifelten Entschluß: als Diener verkleidet entfloh er aus Oxford in das Lager der Schotten, in der Hoffnung, bei seinen Landsleuten das geschwächte Gefühl der Loyalität wiederzuerwecken. Er sollte bitter enttäuscht werden. Die Schotten hielten ihn in strenger Aufsicht und traten mit dem englischen Parlamente über sein Schicksal in Unterhandlung. Als Karl nicht dahin gebracht werden konnte, den Covenant zu unterzeichnen, den Episkopat auch in England abzuschaffen, die Land- und Seemacht auf zwanzig Jahre dem Parlament zu überlassen und seine treuesten Anhänger der Rache ihrer Gegner preiszugeben, opferten die Schotten ihren König. Gegen Entrichtung der rückständigen Soldforderungen (400 000 Pfund) wurde Karl den Kommissarien des englischen Parlaments ausgeliefert, worauf sich das schottische Heer auflöste. Der König wurde nach Schloß Holmby gebracht: er war unterlegen, aber er hatte die Prinzipien, für die er gekämpft, nicht geopfert.

Flucht des Königs
27. April 1646

Gefangennahme
Jan. 1647

§ 234. **Sieg des independentischen Heeres über das presbyterianische Parlament.** Der Krieg schien beendigt, und das größtenteils aus Presbyterianern bestehende Parlament wollte nunmehr die Armee, in welcher die Independenten die Oberhand hatten, vermindern oder sich ihrer durch Versendung nach Irland entledigen. Dazu hätte es vor allem die Soldrückstände zahlen müssen; weil das nicht geschah, vermochten die „Gottseligen" ihre politisch gleichgültigen Kameraden mit sich fortzureißen. So fanden sich nur sehr wenig Freiwillige für Irland; das Gesamtheer aber verlangte trotzig den rückständigen Sold und wählte Vertreter (Agitatoren) zur Wahrung seiner Rechte: in einer Eingabe an das Parlament war von dessen „Tyrannei" die Rede. Das Parlament behandelte diesen Vorgang als Meuterei, beschloß Auflösung des Heeres und wollte in London ein Milizheer bilden; zugleich dachte man daran, sich mit dem König auf der Basis zu verständigen, daß das Parlament den Heerbefehl auf zehn Jahre erhalten und die Presbyterialkirche auf drei Jahre eingeführt werden solle. Ein solches Abkommen wäre ein schwerer Schlag für die Independenten gewesen. Da entführte der Kornet Joyce mit einer Reiterschar den gefangenen Karl und brachte ihn nach Hamptoncourt in die Gewalt der Heergemeinde; etwa gleichzeitig erschien auch Cromwell, der bisher an den Parlamentssitzungen teilgenommen hatte, im Lager. Nun näherte sich die Armee den Toren Londons und verlangte die Ausschließung von elf Presbyterianern aus dem Parlament. Das Unterhaus gehorchte. Allein die Ausgeschlossenen reizten die presbyterianisch gesinnte Londoner Bürgerschaft zur Empörung. Mit den Waffen in der Hand erzwang diese die Rücknahme der zugunsten der Independenten gefaßten Beschlüsse. Da flüchteten sich viele Parlamentsmitglieder, den Sprecher an der Spitze, zu dem Heere und gaben diesem Veranlassung, zur „Verteidigung der Parlamentsfreiheit" in die Hauptstadt einzurücken und die Geflüchteten im Triumph auf ihre Sitze zurückzuführen. Zitternd fügten sich die Wider-

Parlament und Heer

Entführung des Königs
3. Juni 1647

26. Juni

6. Aug.

strebenden der Macht des Heeres, das damit **über das Parlament gesiegt** hatte.

Cromwell u. der König

Während dieser verhängnisvollen Tage schien Cromwell nicht abgeneigt, dem Könige den Thron unter einschränkenden Bedingungen zurückzugeben. Dieser aber hoffte, daß Heer und Parlament sich gegenseitig lähmen würden, und ging nicht ehrlich darauf ein. Schon wurde auch das Heer auf seine Führer argwöhnisch, und eine fanatische Sekte, Levellers genannt, verlangte Gleichheit des Besitzes und eine aus allgemeinen Wahlen hervorgehende Volksvertretung (ohne Oberhaus). Da brach Cromwell, der aus einem aufgefangenen Briefe erkannte, daß der König nicht aufrichtig verhandelte, die Unterhandlungen ab, gewann schnell sein altes Ansehen zurück und stellte die Disziplin wieder her. Kurz vorher war der König, vielleicht mit Zustimmung Cromwells, nach der Insel Wight entkommen, wo ein mit dem unruhigen Treiben des Heeres unzufriedener Anhänger Cromwells den Oberbefehl führte. Als er auch jetzt wieder die Forderungen des Parlaments (Verzicht auf den Heerbefehl für 20 Jahre usw.) ablehnte, beschloß dieses, nicht mehr mit ihm zu verhandeln, ein Beschluß, dem das Heer beitrat. Ein Ausschuß von 21 Mitgliedern (die **Grandees**), unter denen auch Cromwell war, übernahm nun die Regierung und führte sie mit Terrorismus.

Ende Nov. — Anfang Nov. — 3. Jan. 1648

Der zweite Bürgerkrieg 1648

Der König hoffte damals auf eine **royalistische Erhebung**; regten sich doch dem Auftreten der Independenten gegenüber in dem presbyterianischen Schottland, in Wales und Irland royalistische Sympathien. Die Schotten, denen Karl die Presbyterialkirche auf drei Jahre zugestanden hatte, rückten nach Nordengland ein; hier und in Wales erhoben sich die Anhänger des Königs. Allein Cromwells Energie überwand die Gefahr. Mit einem kleinen Heer schlug er die Schotten bei **Preston** zurück, drang in ihr Land ein und zwang sie, den Bund mit England zu erneuern.

Dez. 1647 — 17.—19. Aug. 1648

Gewalttaten des Heeres

Das englische Parlament freilich vernahm Cromwells Sieg mit geheimem Grauen; es hatte während der Abwesenheit des Heeres nochmals mit Karl verhandelt, der nun bereit war, auf die oft erhobenen Forderungen über die Heergewalt einzugehen. Hiergegen erließ das zurückgekehrte Heer eine „Remonstranz" und schritt, als das Parlament die Verhandlungen fortsetzte, zur Gewalt. Zunächst wurde der König auf das einsame Felsenschloß Hurstcastle gebracht; sodann umstellte Oberst **Pride** das Parlamentshaus mit Truppen und bewirkte die Verhaftung oder den Austritt von ungefähr 143 Mitgliedern. Die nach diesem mit dem Namen **Prides Reinigung** belegten Vorgange verbleibenden Mitglieder, etwa 80, bildeten nun das sogenannte **Rumpfparlament**, das für sich die Rechte eines vollen Parlaments beanspruchte, aber vom Independentenheere völlig abhängig war. Cromwell hatte einer Gewalttat gegen das Parlament zugestimmt, von der Art der Ausführung aber vorher nichts gewußt; nachträglich billigte er sie.

30. Nov. 4648 — 6./7. Dez. — Rumpfparlament

Prozeß gegen den König

§ 235. Hinrichtung des Königs (1649). Es wurde nun beschlossen, den gefangenen **König** vor einem außerordentlichen Gerichtshofe **des Hochverrats anzuklagen**, weil er Krieg gegen das Parlament geführt habe. Als das auf zwölf Mitglieder zusammengeschmolzene Oberhaus sich diesem Ansinnen widersetzte, erklärte das Unterhaus, „daß sein Wille allein das Gesetz mache, da die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt bei dem Volke zu suchen und seine Mitglieder allein Volksrepräsentanten

seien". Demgemäß wurde „Karl Stuart" von einem Gerichtshof, in dem der Rechtsgelehrte Bradshaw den Vorsitz führte, als Tyrann, Verräter, Mörder und Landesfeind zum Tode verurteilt. Drei Tage gestattete man ihm noch zur Vorbereitung und zum Abschied von seinen Kindern. Dann führte man ihn auf das am Schlosse Whitehall aufgeschlagene Schafott, wo zwei vermummte Scharfrichter in Matrosentracht die Hinrichtung vollzogen. Schweigend sah die unzählige Volksmenge dem entsetzlichen Schauspiele zu. Erst als der Nachrichter das bluttriefende Haupt bei den Haaren faßte und ausrief: „Das ist der Kopf eines Verräters!" machte das versammelte Volk dem gepreßten Herzen durch ein dumpfes Stöhnen Luft.

27. Jan. 1649

Hinrichtung 30. Jan.

Das Verfahren gegen den König war völlig ungesetzlich. Erstens konnte der König überhaupt nicht angeklagt werden, zweitens widersprach das Oberhaus der Anklage, drittens war das, was ihm vorgeworfen wurde, nicht nach den bestehenden Gesetzen Hochverrat, sondern wurde erst durch einen besonderen Beschluß dazu gestempelt, viertens wurde dieser Beschluß ohne Mitwirkung des Oberhauses gefaßt von einem Unterhause, das nur ein Bruchteil des Unterhauses war und nicht als Vertretung des Volkes gelten konnte, fünftens endlich wurde der König von einem Ausnahmegerichtshof verurteilt, in dem neben Unterhausmitgliedern, Offizieren, Bürgern von London usw. nur vier Richter saßen, und von dessen 150 Mitgliedern höchstens 70 an den Verhandlungen teilnahmen. Diese Verhandlungen waren auch kein Gerichtsverfahren und gestalteten sich zu einem Kampfe um staatsrechtliche Prinzipien. Der König protestierte dagegen, daß ihm die Gewalt vom Volke anvertraut sei, er besitze sie durch das Erbrecht von Gott; er erkannte die Gemeinen nicht als seine gesetzmäßigen Ankläger, den Gerichtshof nicht als seine Richter an; er erklärte, daß er für die Rechte des Volkes einstehe gegen eine gesetzlose Gewalt, die die Grundgesetze des Reiches aufhebe. So trat er durchaus würdig auf und fiel als Märtyrer des bestehenden Rechts, das er dadurch für die Zukunft rettete. Zu der Verurteilung hat Cromwell das meiste beigetragen. Er hatte lange geschwankt; nachdem er aber zu einem Entschluß gekommen war, hielt er in seiner Weise die Hinrichtung für etwas, das „die Vorsehung Gottes ihnen auferlegt" habe. In der Nacht nach der Hinrichtung soll er an den Leichnam herangetreten sein, ihn lange betrachtet, den Kopf geschüttelt und seufzend gesagt haben: „Grausame Notwendigkeit!"

Beurteilung des Verfahrens

2. England als Republik (1649—1660).

§ 236. Die neue Staatsordnung. Nach der Hinrichtung des Königs wurde das Oberhaus und das Königtum aufgehoben und damit die Republik oder, wie es amtlich hieß, das „Gemeinwesen ohne König und Oberhaus" begründet.

Gemeinwesen ohne König und Oberhaus 6./7. Febr. 1649

Die höchste Staatsgewalt (gesetzgebende Gewalt) fiel dem Rumpfparlamente zu, das in der nächsten Zeit durch Neuwahlen und Einberufung Ausgestoßener von 80 auf 150 Mitglieder gebracht wurde. Jeder über siebzehn Jahre zählende Engländer mußte der neuen Regierung den Eid der Treue leisten. Die ausübende Regierungsgewalt wurde einem aus 41 Mitgliedern bestehenden Staatsrate übertragen, dessen Präsident Bradshaw war, und zu dessen Sekretären der Dichter Milton (§ 256) gehörte. Der letztere hatte durch seine schwungvollen Flugschriften gegen Prälatentum und absolute Königsmacht nicht wenig zum Sieg seiner Gesinnungsgenossen beigetragen und führte jetzt durch seine freiheitbegeisterten Rechtfertigungsschriften die Sache der Republik mit größter Hingebung. Ein Obergerichtshof befaßte sich mit den Vergehungen gegen den Staat, gleich der früheren Sternkammer, und übte strenge Justiz gegen Royalisten wie gegen Radikale in Kirche und Staat.

Die Schwierigkeiten, die der neuen Staatsordnung erwuchsen, waren sehr groß. Der siegreichen Independentenpartei gehörte nur eine Minderheit des englischen Volkes an; sie hatte triumphiert durch die Energie der sich als Werkzeuge der Vorsehung fühlenden „Gottseligen"; es ist nicht zu verwundern, daß sie zur Wahrung ihrer Macht zu terroristischen Maßregeln griff, wie ja der Terrorismus

Schwierigkeiten der Lage: a) Die Independenten nur Minderheit

immer ein Zeichen dafür ist, daß eine tatkräftige Minderheit sich gegen die Mehrheit durchzusetzen sucht. Die Presbyterianer waren den Independenten feindlich, ebenso aber die alten konservativen Kräfte des Staates. Mit der Aufhebung des Oberhauses war nicht auch die soziale und wirtschaftliche Macht des Großgrundbesitzes und der Hochkirche beseitigt. Diese Mächte waren wohl rechtlich als politische Faktoren ausgeschaltet, aber tatsächlich von großem Gewichte. Der somit in England vorhandene Royalismus fand nun einen starken Rückhalt an Irland und Schottland. — Auf der anderen Seite ergaben sich auch Schwierigkeiten aus der Eigenart der herrschenden Gewalten. Das Parlament vertrat rechtlich die Staatshoheit und mußte auch die Verfügung über das Heer in Anspruch nehmen; aber sein moralisches Ansehen war gering, da es seit Prides Reinigung nicht als wirkliche Vertretung der Nation angesehen werden konnte, ja seine Existenz eigentlich der Gnade dieses Heeres verdankte. Auf eben dieses Heer war aber die neue von der Minderheit geschaffene Staatsordnung und also das Parlament auch ferner gegen die Mehrheit der Nation angewiesen. Und dazu war dieses Heer nicht einfach ein Heer, sondern eine bewaffnete politisch-kirchliche Partei, die sich nicht willenlos fügte. In diesem Verhältnisse lagen die Keime zu Konflikten, auch abgesehen von den noch radikaleren und noch schwärmerischeren Sekten, die sich innerhalb der herrschenden Partei bildeten. Die Mitglieder dieser Sekten beriefen sich auf göttliche Eingebung, scharten sich um „Propheten" und sahen sich als „Heilige" an; es sind Erscheinungen, wie sie auch bei den Täufern in Deutschland (§ 57) zu beobachten waren.

b) Gegner

c) Gegensatz zwischen Parlament und Heer

d) Radikale Sekten

Leveller

Quäker seit 1649

Politisch am gefährlichsten waren die von John Lilburne geführten Leveller (Gleichmacher), die eine soziale Umwälzung erstrebten und den Grundbesitz aufteilen wollten; wie früher schon (§ 235), wurden sie auch jetzt gewaltsam unterdrückt. — Unter den rein religiösen Schwarmsekten ist die wichtigste die „Gesellschaft der Freunde". Ihr Stifter Georg Fox zog in Felle gekleidet durch England, predigte Buße und verkündigte ein neues Gottesreich. Vom Volke wurden seine Anhänger spottweise Quäker (Zitterer) genannt, entweder wegen der krampfhaften Zuckungen, von denen er befallen wurde, wenn die „Kraft Gottes" ihn erfaßte, oder weil er einem Richter zugerufen hatte: „Zittere vor dem Worte des Herrn!" Die Quäker glauben, „daß das religiöse Bewußtsein unmittelbar vom göttlichen Geiste bewirkt werde, daß jeder, der diesen ernstlich suche, durch stille Beschaulichkeit und andächtige Einkehr in sich der göttlichen Offenbarung teilhaftig werden und das innere Licht in sich entzünden könne. Das innere Wort, wie sie dies Licht nennen, stellen sie daher neben und zum Teil noch über das äußere oder die Bibel." „Sie halten die Sakramente nur für Sinnbilder innerer Zustände, nicht mehr äußerlich zu vollziehen, verwerfen das Predigtamt samt aller Theologie als Menschenwerk und wollen nur eine Geistkirche. Ihre religiöse Entschiedenheit verwirft Kriegsdienst, Eid, Zehnten und die Moden der geselligen Welt." — In England lange verfolgt, fanden sie eine Freistätte in Nordamerika, als William Penn († 1718) den Staat Pennsylvanien, „die Wiege der Freiheit für die Neger und die Welt", zur Hälfte mit Quäkerkolonisten gründete (§ 291). Schließlich erwarben sie sich auch in England Duldung, nachdem Robert Barclay († 1690) ihre Lehre wissenschaftlich ausgebildet hatte.

Erhebung in Irland 1649—1652

§ 237. Die Bekämpfung der Royalisten. Zur Sicherung der neuen Republik mußten zunächst royalistische Erhebungen in Irland und Schottland niedergeworfen werden. Von Irland hatte der König bis zuletzt Hilfe erhofft gegen Duldung der katholischen Religion; als nun die Nachricht von seiner Hinrichtung eintraf, bewirkte der royalistisch gesinnte Statthalter Ormond, daß der Prinz von Wales auch von den in Irland weilenden Engländern als Karl II. zum König ausgerufen wurde. Da zog Cromwell, den der Staatsrat zum Oberbefehlshaber und Statthalter der Insel ernannte, mit dem Independentenheere nach Irland. Die rücksichtslose Härte, mit der er verfuhr, sollte zugleich die Rache für die in England sehr übertrieben dargestellten Bluttaten von 1641 (§ 230)

sein. Drogheda wurde nach drei Stürmen erobert und die Besatzung bis auf den letzten Mann niedergehauen. Auch weiter ging des Siegers Weg über Blut und Leichen; es gelang Cromwell, die Royalisten englischen Stammes zu sich herüberzuziehen, so daß der Kampf ein reiner Rassen- und Religionskrieg wurde. Als Cromwell dann im nächsten Jahre nach Schottland abberufen wurde, vollendeten seine Schwiegersöhne Ireton und Fleetwood das begonnene Werk. In drei Jahren war der Aufstand erstickt; aber die harte Kriegführung und die weiter gegen die Iren ergriffenen Maßregeln bewirkten, daß Irland seitdem ein wunder Fleck im englischen Staate geblieben ist.

Sept. 1649

1652

Als das Schwert ruhte, wütete ein hoher Gerichtshof mit Beil und Verbannung gegen die Volkshäuptlinge; Tausende verließen das Land ihrer Väter und suchten in den katholischen Ländern Europas und in Amerika neue Wohnsitze, alle Kriegsgefangenen und eine große Zahl von Weibern und Kindern wurden nach Westindien gebracht und in Jamaika beim Zuckerbau verwendet. Die Zurückgebliebenen verloren den größten Teil ihrer Habe an englische Kolonisten, und die Bevölkerung ganzer Distrikte wurde in andere Gebiete verpflanzt; alle katholischen Geistlichen mußten das Land meiden; der römische Kultus wurde verboten und seine Anhänger aller Ämter für unwürdig erklärt. Fortan blieb in Irland alles auf dem Kriegsfuß. Aber trotz aller Härte und Gewalttat überstieg die katholische Bevölkerung die protestantische noch um das Siebenfache. In Wäldern und Morästen verbargen sich die Verfolgten, horchten mit knirschendem Ingrimm auf die Worte ihrer Priester und fielen raubend und mordend über die Besitzungen der Ansiedler her.

Erhebung in Schottland

Auch in Schottland wurde Karl II. als König ausgerufen; hierher kam er selbst aus Holland und entschloß sich, wenn auch ungern, den Covenant zu unterzeichnen und die presbyterianische Kirche anzuerkennen. Gegen ihn wurde Cromwell mit dem Independentenheer entsandt; beide Heere fühlten sich als Auserwählte des Herrn und beteten mit gleicher Inbrunst zu ihrem Gott. Das schottische Heer hatte eine feste Stellung bezogen, wo ihm Cromwell nicht beikommen konnte; dazu riß Hunger und Krankheit in der englischen Armee ein; so schien deren Untergang gewiß, wenn die Schotten, wie ihr Führer David Leßley wollte, ruhig gewartet hätten. Da beredeten die im schottischen Heere anwesenden Prediger, denen das kriegerische Selbstvertrauen der Royalisten und die heitere Lebenslust des Königs und seiner Umgebung anstößig war, den Heerführer zum Angriff. Als Cromwell die Bewegung des presbyterianischen Heeres sah, rief er aus: „Sie kommen hernieder, der Herr hat sie in unsere Hände gegeben!“ — und in der Tat entschied die Schlacht von Dunbar gegen die Schotten. Trotz der Niederlage wurde Karl II. aber doch zu Scone gekrönt. Als dann Cromwell Edinburg erobert hatte und nach dem Herzen von Schottland vorrückte, entschloß sich Karl zu einem gewagten Unternehmen. Er überschritt mit seinen Truppen die englische Grenze und rief die Anhänger des Königtums zu seinem Beistande auf. Er hatte damit indes nur wenig Erfolg; und so kam es, daß am Jahrestag der Schlacht von Dunbar das royalistische Heer bei Worcester eine gänzliche Niederlage erlitt. Unter tausend Gefahren, Nöten und Abenteuern entfloh Karl verkleidet nach Frankreich. Nun mußte sich auch Schottland vor dem siegreichen Schwerte des republikanischen Generals Monk beugen und in eine Vereinigung mit der englischen Republik willigen. Die Einziehung der Krongüter und der Habe der Royalisten bewies jedoch, daß man Schottland nicht minder als eroberte Provinz ansah wie Irland.

1650

3. Sept. 1650

3. Sept. 1651

Seesiege

Endlich erlag auch die königliche Flotte, die unter Ruprecht von der Pfalz und seinem Bruder Moritz stand, dem republikanischen Admiral

Robert Blake, der, ohne vorher ein Schiff kommandiert zu haben, an die Spitze der republikanischen Flotte gestellt wurde. Er folgte den Prinzen nach der spanischen Küste, brachte ihnen bei Cartagena eine Niederlage bei und trieb sie nach Westindien; darauf kehrte er um und sicherte durch die Eroberung der Scilly- und Kanalinseln die heimischen Gewässer. (1651)

(England u. Holland) **§ 238. Auswärtige Erfolge und innere Kämpfe bis zur Beseitigung der Parlamentsherrschaft (1649—1653).** Während die englische Regierung die neue Republik gegen die Royalisten erfolgreich verteidigte, lenkte sie zugleich in eine großzügige auswärtige Politik ein. Anfangs hatte sie, vor allem auch Cromwell, an eine Verbindung mit den protestantischen Niederlanden gedacht (§ 223). Als aber Karl II., der Schwager Wilhelms II. von Oranien (Stammbaum 3), von dort Unterstützung erhielt, als der englische Gesandte im Haag von flüchtigen Royalisten ermordet und sein Nachfolger schwer beleidigt wurde, ohne daß man die Täter auswies, erfolgte der Bruch. Die von dem Parlamente erlassene Schiffahrts- (Navigations-) Akte versetzte dem holländischen Zwischenhandel einen furchtbaren Schlag (§ 223). (Navigationsakte Okt. 1651) Als die geforderte Zurücknahme verweigert wurde, brach der erste holländisch-englische Seekrieg aus, den die Engländer ebenso sehr wünschten, wie ihn die Generalstaaten gern vermieden hätten. (1652—1654) Wir kennen seinen Verlauf bereits: anfangs für England ungünstig, endete er nach glänzenden Siegen mit einem Frieden, der dem englischen Handel die Bahn freimachte (§ 223). (1654)

(Inneres) So mächtig sich die Republik hier nach außen betätigte, so unerfreulich gestaltete sich die innere Lage. Der Gegensatz zwischen Parlament und Heer dauerte fort und führte zuerst zur Auflösung des Langen Parlaments, dann aber auch des von den Offizieren ernannten Barebone-Parlaments.

(Auflösung des Rumpfparlaments) Das Selbstgefühl des Heeres war durch die militärischen Erfolge in Irland und Schottland noch mehr (§ 236) gehoben woden, und zugleich war auch das Ansehen Cromwells sehr gewachsen. Auf der anderen Seite betrachteten sich die Mitglieder des Parlaments als die Inhaber der höchsten Staatsgewalt, wollten ihre Macht behaupten und fingen auch an, sie zum eigenen Vorteil auszunutzen. Demgegenüber verlangte das Heer eine durchgreifende Änderung der öffentlichen Einrichtungen und eine völlige Erneuerung des Parlaments: das Rumpfparlament sei keine Vertretung des englischen Volkes, in das neue Parlament sollten nur Mitglieder gewählt werden, „die gottesfürchtig und der Geldgier fremd seien". Um sich zu retten, dachte das Parlament daran, die Seemacht auf Kosten des Landheeres zu heben; auch wollte es nicht eine völlige Erneuerung, sondern nur eine Ergänzung des Parlaments zulassen, so daß also die jetzigen Mitglieder blieben. Cromwell suchte zuerst zu vermitteln; dann schritt er zu einer neuen (§ 234) Gewalttat. Er trat in seiner schwarzen Puritanertracht in den Parlamentssaal, hielt eine mit Schmähungen angefüllte Rede und trieb die Anwesenden mit Hilfe der eingetretenen Soldaten hinaus, indem er dem einen zurief: „Du bist ein Trunkenbold!", dem andern: „Du bist ein Ehebrecher!", dem dritten: „Du bist ein Hurer!" (20. April 1653) Noch an demselben Tage erklärte er auch den Staatsrat für aufgelöst.

(Barebone-Parlament) Nunmehr übernahm der aus Offizieren bestehende und durch einige Rechtsgelehrte erweiterte Kriegsrat unter Cromwells Vorsitz die Bildung eines neuen Parlaments. Hierzu ließ man in allen Bezirken Listen von gottesfürchtigen Leuten anfertigen und suchte dann aus den „Heiligen" die Vertreter der drei Reiche aus. (4. Juli 1653) Diese nach dem zum Sprecher erwählten Lederhändler Preisegott Barebone „Barebone-Parlament" genannte (auch als „Kleines

Parlament", als „Parlament der Heiligen" bezeichnete) Versammlung ist viel verspottet worden. Weil sie nicht vom Volke gewählt, sondern von den Offizieren ernannt war, widersprach sie den elementarsten Verfassungsgrundsätzen, und ihre Mitglieder gaben schon durch die gewählten biblischen Vornamen (Habakuk, Hesekiel, Tötediesünde, Stehfestimglauben u. a.) ihre absonderliche religiöse Richtung kund. Und doch war dieses Parlament die erste Vertretung des großbritannischen Gesamtreiches (England, Schottland, Irland); auch waren unter seinen Mitgliedern Männer von tiefem Verstand und ernstem politischen Streben. Sie beabsichtigten dem Lande ein einfaches Gesetzbuch zu geben, drangen auf Abschaffung der kirchlichen Patronatsrechte und Zehnten und wollten den Gemeinden das Wahlrecht ihrer Geistlichen überlassen. Dagegen erhob sich der Widerspruch der in ihren Rechten Bedrohten, und als das Parlament auch an eine Verminderung des Heeres dachte, erklärte die Minderheit, daß es seinen Aufgaben nicht gewachsen sei, und legte die Gewalt in Cromwells Hände zurück. Dieser ließ nun das Ständehaus durch Soldaten räumen, worauf auch die übrigen ihr Mandat niederlegten. 12. Dez. 1653

Eine neue, von General Lambert entworfene und vom Offizierrat angenommene Verfassung trat nun ins Leben. Nach dieser wurden einem aller drei Jahre einzuberufenden Parlamente von 400 Mitgliedern (340 aus England, 30 aus Schottland, 30 aus Irland) die gesetzgebende Gewalt und das Vorschlagsrecht bei Besetzung des Staatsrats verliehen; Cromwell aber sollte als lebenslänglicher Lord-Protektor im Verein mit einem Staatsrat die ausübende Gewalt und die Verfügung über die Land- und Seemacht besitzen. Protektoratsverfassung 16. Dez.

§ 239. Die Republik unter Cromwells Protektorat (1653—1658). Auswärtiges Jetzt war Cromwell tatsächlich Monarch. Nach außen regierte er mit Glanz und Kraft, lenkte in die Bahnen der Elisabeth zurück, erhob England wieder zu einer führenden Stellung unter den protestantischen Mächten und mehrte seine See- und Handelsmacht. Nach dem vorteilhaften Frieden mit den Niederlanden nahm England nun doch 1654 noch an den letzten Vorgängen des großen Kampfes gegen die katholische Weltpolitik teil, von dessen wichtigstem Ereignisse, dem Dreißigjährigen Kriege, es zum Schaden seiner internationalen Stellung ferngeblieben war. Es geschah das zunächst mittelbar durch das Bündnis mit Schweden, als dessen König Karl X. den Krieg gegen Polen begann (§ 247); dieses Bündnis war auch deshalb wichtig, weil es den englischen Kaufleuten die Möglichkeit gab, den Hanseaten und Niederländern gegenüber aus der schwedischen Ostseeherrschaft Nutzen zu ziehen. Unmittelbar trat dann England in den großen Kampf ein, als infolge einiger Konflikte in Westindien der Krieg gegen Spanien begann. Krieg gegen Spanien 1654—1659 William Penn eroberte das spanische Jamaika, und Cromwell schloß einen Freundschaftsvertrag 1655 mit dem von Mazarin geleiteten Frankreich, das sich im 1655 Kriege mit Spanien befand (§ 221). Dabei trat England auch wieder als protestantische Schutzmacht auf, indem Cromwell von Mazarin das Versprechen erlangte, sich der von der savoyischen Regierung verfolgten Waldenser (§ 122) anzunehmen. Robert Blake erschien nun mit einer englischen Flotte im Mittelmeer, züchtigte die Korsaren Nordafrikas, nahm 1656 eine spanische Silberflotte weg und vernichtete eine Kriegsflotte im Hafen von Santa Cruz auf Teneriffa. 20. April 1657 Auf dem Heimwege starb Blake angesichts der englischen Küste; 7. Aug. er wird mit Recht als einer der ersten Seehelden Englands gepriesen. Inzwischen war der Freundschaftsvertrag

März 1657 mit Frankreich in ein **Kriegsbündnis** umgewandelt worden: englische 15. Juni 1658 Truppen nahmen teil an der siegreichen **Schlacht an den Dünen** (§ 221); und mit dem **Erwerb von Dünkirchen** gewann England hundert Jahre nach dem Verlust von Calais (§ 118) wieder einen festen Punkt auf dem Kontinent, was für die Beherrschung des Kanals sehr wichtig war.

Inneres Diesem glänzenden auswärtigen Erfolge gegenüber bieten die **inneren Verhältnisse** freilich ein um so trüberes Bild fortschreitender Verwirrung. Der schon gekennzeichnete Gegensatz zwischen dem Parlament, das den Anspruch auf die höchste Macht nicht aufgeben konnte, und dem Heere, das sie tatsächlich besaß, war eben unüberbrückbar.

3. Sept. 1654 Das erste von Cromwell eröffnete Parlament erklärte, daß die von den Offizieren oktroyierte Protektoratsverfassung der Annahme durch das Parlament bedürfe, um gültig zu sein, und strebte außerdem eine Herabsetzung des Heeres an. Cromwell wollte an jener Verfassung und an dem Heere nicht rütteln lassen 22. Jan. 1655 und **löste deshalb das Parlament auf**. Nun bestand volle Militärherrschaft: das Land war in zwölf Bezirke geteilt, die von Generalmajoren regiert wurden. Die Kosten des spanischen Krieges machten jedoch die Berufung eines Sept. 1656 **zweiten Parlaments** nötig. Da der Staatsrat gegen hundert der Gewählten als ungeeignet zurückwies, war dieses Parlament durchaus gefügig und **bot** trotz des Widerspruches der meisten Offiziere **Cromwell die Königs-** 31. März 1657 **krone an**. So winkte ihm das höchste Ziel des Ehrgeizes; er aber erkannte, daß er, wenn er es ergriffe, mit der Armee in Konflikt geraten und damit die Stütze verlieren würde, ohne die er sich gegen seine vielen Gegner nicht behaupten konnte; deshalb **lehnte er die Krone ab**, setzte aber eine Verfassungsänderung durch, wonach der Protektor das Recht erhielt, seinen Nachfolger zu bestimmen und ein **Oberhaus** zu ernennen. Cromwell wollte hierdurch seine eigene Stellung festigen; zugleich aber beabsichtigte er, die alten konservativen Elemente Englands (§ 236) zur Teilnahme am Staatsleben im Oberhause heranzuziehen und so mit der neuen Ordnung der Dinge allmählich auszusöhnen. Das war ein sehr staatsmännischer Gedanke; doch erfüllte sich Cromwells Hoffnung nicht. Einmal hielt sich der stolze Adel im ganzen doch noch sehr zurück, so daß Cromwell das „andere Haus" mit bürgerlichen Elementen besetzen mußte, andererseits weigerte sich das neue, am 20. Januar 1658 eröffnete Unterhaus, das Oberhaus anzuerkennen, und nahm für sich allein die volle Staatshoheit in Anspruch. 4. Febr. 1658 Da **löste** es Cromwell **auf** mit den Worten: „Gott sei Richter zwischen mir und euch!"

Cromwells Tod Diese Vorgänge mußten die Stellung des Protektors sehr erschweren. Die Zahl seiner Feinde wuchs; und es gehörten zu ihnen nicht bloß die Royalisten, sondern schon viele seiner alten Parteigenossen. Diese aber waren Fanatiker. So sah sich Cromwell von Nachstellungen bedroht; er ließ viele Verdächtige in die Gefängnisse werfen, lebte aber trotzdem in steter Angst vor neuen Mordplänen. Dazu kam der Kummer über das Scheitern seiner organisatorischen Pläne; erschütternd wirkte auch die Krankheit und der Tod seiner Lieblingstochter Elisabeth (Lady Claypole), die in ihren Fieberphantasien die künftige Rache für das vergossene Königsblut voraussagte. Cromwells Gemüt verdüsterte sich immer mehr, körperliche und seelische Schmerzen zehrten an seinen Lebenskräften, und so **starb** 3. Sept. 1658 **er** im Alter von 59 Jahren am 3. September 1658, dem Jahrestage seiner Siege von Dunbar und Worcester.

Bedeutung Cromwells Er starb mit der Überzeugung, in der Gnade Gottes zu stehen. Dieses sein religiöses Empfinden gibt den Schlüssel für sein **innerstes Wesen**; er fühlte sich als Werkzeug der Vorsehung: hieraus gewann er die Kraft für all sein Handeln. — Bei Wertung seiner **historischen Bedeutung** muß man die inneren und äußeren Verhältnisse scheiden. Nach

außen hat er in großartiger Weise England zurückgeleitet in die nationale Politik Elisabeths, die von den Stuarts verlassen worden war; im Innern hat er das Problem der Gewaltenteilung noch nicht zu lösen vermocht, aber er hat doch in dem Kampfe gegen die beiden letzten Parlamente die Grundzüge einer solchen Teilung aufgestellt, hat praktische Politik getrieben und versucht, sowohl die doktrinären Schwärmer seiner eigenen Partei niederzuhalten, wie auch — und das ist vielleicht der beste Beweis seiner staatsmännischen Größe — die grollend beiseitestehenden, aber doch tatsächlich sehr mächtigen konservativen Kräfte heranzuziehen. Ob es ihm bei längerer Lebensdauer gelungen wäre, der neuen Staatsordnung Festigkeit zu geben und einen Verfassungsstaat unter einer Dynastie Cromwell zu begründen, wird man bezweifeln müssen. Trotzdem aber war er alles in allem zweifellos einer der bedeutendsten Herrscher Englands.

§ 240. Anarchie und Wiederherstellung des Königtums (1658—1660). Was man an Cromwell verloren hatte, zeigte die Zerrüttung, die sofort nach seinem Tode einsetzte, und aus der es schließlich nur eine Rettung gab, die Rückführung der Stuarts.

Richard Cromwell

Die Würde des Protektors ging nach einer letzten Bestimmung Olivers auf seinen Sohn Richard Cromwell über. Indes, ein in der behaglichen Ruhe des Privatlebens aufgewachsener Herr, der „weder Kriegsmann noch Beter" war, hatte er den Offizieren gegenüber keine Autorität. So verlangten diese, an ihrer Spitze Lambert und Richards Schwager Fleetwood, die Trennung der Heergewalt vom Protektorat. Um solchen Ansprüchen gegenüber, die das Protektorat seiner wichtigsten Rechte entkleidet hätten, eine Stütze zu gewinnen, berief der Protektor ein Parlament nach der alten Wahlordnung. [27. Jan. 1659] Im Unterhaus begannen sofort wieder die prinzipiellen Erörterungen über Volkssouveränität, Nichtanerkennung des „anderen Hauses" usw.; als es sich auch gegen die Forderungen des Heeres aussprach, erzwang dieses vom Protektor die Auflösung des Parlaments. [21. April 1659] Der Offiziersrat berief nun das am 20. April 1653 auseinandergejagte (§ 238) Rumpfparlament wieder; [7. Mai 1659] dieses beschloß die Republik ohne Herrschaft eines einzelnen und ohne Oberhaus und übertrug die ausübende Gewalt einem „Sicherheitsausschusse" und einem Staatsrate; das Heer aber wählte eigenmächtig Fleetwood zum Oberfeldherrn. So von allen verlassen, entsagte Richard seiner Würde. [25. Mai 1659]

Rumpfparlament und Heer

Die hierbei bekundete Einigkeit zwischen Parlament und Heer konnte aber nicht lange dauern, da jenes als Trägerin der Staatshoheit auf die Verfügung über das Heer nicht verzichten konnte, dieses aber eine selbständige Macht bleiben wollte. Als das Parlament einige Offiziere, darunter Lambert, absetzte und Fleetwoods Oberbefehl durch eine Kontrollkommission einschränkte, führte Lambert die Truppen nach London und trieb das Rumpfparlament auseinander. [13. Okt. 1659] Sodann ernannte der Offiziersrat einen neuen Sicherheitsausschuß, an dessen Spitze Lambert und Fleetwood standen.

Monk

Diese revolutionären Zuckungen mehrten die Erbitterung gegen die Militärherrschaft, mit der eine Minderheit der Nation die Mehrheit terrorisierte. Man verlangte nach einem „freien" Parlament, und die royalistische Strömung wuchs gewaltig; schien doch nur die Wiederherstellung des Königtums endlich geordnete Zustände bringen zu können. Solche Zeichen der Zeit beobachtete klugen Sinnes General Georg Monk, der seit acht Jahren als Staathalter in Schottland regiert hatte (§ 237). Er war ein Anhänger Cromwells gewesen, aber ohne religiöse Begeisterung und politische Ideale, und beschloß nun, gegebenenfalls bei der Rückführung des Königs mitzuwirken. Zunächst zog er seine Truppen, die er von dem Parteitreiben der Independenten ferngehalten hatte, an der englischen Grenze zusammen; argwöhnisch geworden, führte Lambert einen Teil der englischen Armee gegen ihn. Während beide einander gegenüberlagen, beriefen einige Offiziere in London unter dem Druck der Bürgerschaft nochmals das Rumpfparlament. [24. Dez. 1659] Ein neuer Staatsrat wurde errichtet und Lambert, dessen Truppen die neue Regierung anerkannten, im Tower gefangen

gesetzt. Der in London zugunsten des Königtums eingetretene Umschwung zeigte sich weiterhin darin, daß der Gemeinderat Maßregeln gegen das Rumpfparlament ergriff; da suchte dieses Hilfe bei Monk, der inzwischen nach London vorgerückt war. Der General besetzte die City, entzweite sich aber sofort mit dem Parlamente, als dieses ihn in seinem Oberbefehl beschränken wollte. Unter dem Jubel der Bürgerschaft trat er nun für die Forderung eines „freien Parlaments" ein und zwang das Rumpfparlament, die 1648 ausgestoßenen Mitglieder (§ 234) wieder aufzunehmen. Das damit wiedererstandene **Lange Parlament** hatte seinen Rechtstitel in der vorrevolutionären Staatsordnung, und das eben erschien für die legale Überleitung zu geordneten Rechtsverhältnissen besonders wichtig: man **stellte sich auf den Rechtsboden der Königszeit** und erklärte damit die Zwischenzeit eigentlich für rechtswidrig. Das Parlament ernannte Monk zum Oberfeldherrn der Landmacht aller drei Reiche und Vorsitzenden des neuen Staatsrates; dann schrieb es die Wahlen für ein neues, „freies" Parlament aus und **erklärte sich selbst für aufgelöst**.

8. Febr. 1660

Langes Parlament 21. Febr. 1660

16. März 1660

Wiederherstellung des Königtums

Daß nun die monarchische Ordnung wiederhergestellt werden würde, war kaum noch zweifelhaft, obgleich der blinde Dichter Milton noch einmal als „Prediger in der Wüste" seine Stimme zugunsten einer republikanischen Bundesverfassung erhob. Meinungsverschiedenheit herrschte eigentlich nur noch über die Bedingungen, unter denen der König zurückgerufen werden sollte. Die Presbyterianer kamen auf die einst Karl I. gestellten Forderungen zurück (§ 232), andere wollten wenigstens die wertvollen Errungenschaften der Revolutionszeit sichergestellt wissen; indes der Überdruß über die zwanzigjährigen Wirren forderte eine starke Regierung, und Monk, der einen Vertrauten zu Karl II. nach Brüssel entsandte, schien seinen Stolz darein zu setzen und auch seinen Vorteil darin zu sehen, dem Könige die Gewalt möglichst unbeschränkt zurückzugeben. So begnügte man sich damit, daß Karl II. in der **Deklaration von Breda** allgemeine **Amnestie** (mit den Ausnahmen, die das Parlament für nötig halten würde), **Gewissensfreiheit, Bezahlung des Heeres und Anerkennung des Besitzrechts an den eingezogenen und veräußerten Gütern** zusicherte. Das am 25. April zusammentretende, nach alter Weise aus Unter- und Oberhaus bestehende Parlament (eigentlich „Konvention", weil es nicht von einem König berufen war) stimmte dem zu, beschloß die **Rückberufung des Königs** und verfügte sogar, daß der Anfang seiner Regierung datiert werden solle vom Todestage Karls I., denn an diesem Tage sei die Krone nach Geburtsrecht auf den Sohn übergegangen. So wurde **der Gedanke der Volkssouveränität**, auf dem die Republik beruht hatte, mit besonderer Schärfe **zurückgewiesen**; auch wurden keine Garantien für die Verfassung gefordert.

4. April 1660

8. Mai

29. Mai 1660

Als Karl II. seinen Einzug in die glänzend geschmückte Hauptstadt hielt, schien alles, was während der Revolution und der Republik auf dem Gebiete der Verfassung geschehen und gefordert war, ausgelöscht zu sein. Indes verloren waren die ausgesprochenen Ideen deshalb nicht, und es war die große Frage der Zukunft, ob Karl II. aus dem Schicksal des Vaters gelernt hatte und eine der bisherigen englischen Geschichte entsprechende Versöhnung der Gegensätze in einer konstitutionellen Monarchie finden würde.

3. Die englische See- und Kolonialmacht.

§ 241. Wir haben früher gesehen, welche verheißungsvollen Bahnen die englische See- und Handelsmacht unter Elisabeth eingeschlagen hatte (§ 159); auch während der inneren Kämpfe machte sie auf diesen Wegen weitere Fortschritte. Die Engländer drangen in das **althanseatische**

Handelsgebiet ein, setzten sich auf Kosten der Portugiesen und Spanier in Ost- und Westindien fest und erschlossen das noch unberührte Nordamerika. Zu ringen hatten sie dabei außer mit Spaniern und Portugiesen vor allem mit den als überlegene Nebenbuhler auftretenden Niederländern und den weniger gefährlichen Franzosen.

Europa

Wie die Engländer in das hanseatische Handelsgebiet eindrangen und in Hamburg Fuß faßten, ist früher (§ 159) dargelegt worden; weiterhin kam ihnen hier, wie den Niederländern, die Lähmung Deutschlands durch den Dreißigjährigen Krieg sehr zustatten (§ 224). Gegen die Übermacht der Niederländer war die Navigationsakte gerichtet, und im ersten Seekrieg errangen die Engländer glänzende Erfolge, die dann freilich durch den zweiten Krieg wieder eingeschränkt wurden (§ 223). Durch das Bündnis mit Schweden suchten sie ihre Stellung in der zum schwedischen Meere gewordenen Ostsee zu stärken (§ 223), was um so leichter geschehen konnte, als Schweden nicht imstande war, seine politische Herrschaft auch wirtschaftlich auszunutzen.

Ostindien

31. Dez. 1600

Für Ostindien war noch unter Elisabeth eine Englisch-ostindische Kompanie gegründet worden (§ 159). Dieselben Umstände, wie der Festsetzung der Holländer in den portugiesischen Kolonien zustatten kamen (§ 224), förderten auch die der Engländer. Aus der hinterindischen Inselwelt wurden sie zwar durch die Niederländer verdrängt (§ 224), aber in Vorderindien vermochten sie dauernd Fuß zu fassen.

1612

1622

Die ostindische Kompanie sandte 1601 die erste Expedition nach Sumatra und Java; die erste vorderindische Niederlassung begründete sie nach Verhandlungen mit dem Großmogul in Surat und verteidigte sie durch eine siegreiche Schlacht gegen die Portugiesen. Während die Engländer dann vor den Niederländern aus Hinterindien weichen mußten (§ 224), gewannen sie sich die Gunst des Schahs von Persien durch die Hilfe, die sie ihm bei der Eroberung des portugiesischen Ormuz gewährten. An der ostindischen Küste wurden wichtige Niederlassungen 1639 in Madras und 1656 in Hugli (nördlich von Kalkutta) begründet; als Zwischenstation wurde St. Helena 1651 besetzt.

Westindien

Mit dem holländisch-indischen Kolonialreich verglichen waren diese Erfolge ja nicht sehr groß, aber es war eine Grundlage, auf der später weiter gebaut werden konnte. — Nach Westindien kamen die Engländer als Gegner der Spanier.

Unter den Flibustiern (genannt nach ihren leichten Schiffen, den fly-boats), die als Schleichhändler das spanische Handelsmonopol (§ 160) durchbrachen, waren auch Engländer. Nachdem 1612 die Bermudas-Inseln besetzt waren, wurde 1623 die erste englische Antillenniederlassung auf St. Christopher gegründet, weiter wurde 1625 Barbados, 1628 Barbuda und Nevis, 1646 die Bahama-Inseln besetzt und 1655 Jamaika den Spaniern entrissen (§ 239). Als Ansiedler wurden hierher viele Iren verpflanzt (§ 237).

Nordamerika

Wie bei diesen Ansiedelungen die Parteikämpfe des Mutterlandes eine Rolle spielten, so noch unmittelbarer bei der Besiedelung Nordamerikas. Außerdem aber wirkte dabei mit neben dem Handelsinteresse die Vermehrung des Großgrundbesitzes in England und die Ausbreitung der Schafzucht an Stelle des Körnerbaus (§ 79, 159). Dadurch verloren viele Menschen Arbeit und Brot und wurden nach Aufhebung der Klöster als Bettler nicht mehr genügend versorgt (§ 159); für diese überschüssige Bevölkerung bot Amerika ein Abflußgebiet, ähnlich wie im Mittelalter die Slawenländer für die überschüssige Bevölkerung Deutschlands. Die aus alledem folgende Besiedelung Nordamerikas wurde neben der Festsetzung in Ostindien der für die englische Kolonialmacht wichtigste Vorgang der Zeit.

1606

1610

Die ersten Ansiedlungen waren schon unter Elisabeth in Virginien versucht worden (§ 159). Dann wurden für die Besiedlung zwei Kompanien, die Londoner und die Plymouther, begründet; jene erhielt den Süden (Virginien), diese den Norden (Neu-England) angewiesen, ein Vorgang, der die spätere Scheidung in Nord- und Südstaaten vorbereitet hat. Dazu kam einige Jahre später die London-Bristol-Kompanie für Neufundland, die aber keinen rechten Erfolg hatte. Die erste dauernde englische Ansiedlung

1607 war das von der Londoner Kompanie in Virginien gegründete Jamestown; doch gedieh die Kolonie erst, seitdem 1616 der Tabakbau begann, dem dann bald (1619) die Einfuhr von Negersklaven folgte. Die 1621 eingeführte Verfassung behielt der Kompanie die Einsetzung des Gouverneurs und eines Rates vor, überließ aber den Kolonisten die Wahl von Delegierten, die mit jenen zusammen ein Parlament bildeten. Diese Verfassung blieb bestehen, als Virginien unter Auflösung der Londoner Kompanie 1624 zur Kronkolonie erklärt wurde, und ist in vielen englischen Kolonien nachgebildet. Die Plymouth-Kompanie beschränkte sich in der Hauptsache auf den Fischfang; die Besiedlung des Nordens (Neu-England) wurde erst durch die Puritaner begonnen. Sie verließen infolge des von der Hochkirche geübten Druckes die Heimat (§ 228) und zogen als Pilgrims (Pilgerväter) 1620 hinaus in die neue Welt. Ihre erste Niederlassung war (Neu-)Plymouth; sie schufen dann die Kolonie Massachusetts, deren Hauptort das 1630 angelegte Boston wurde; von hier aus wurden Rhode-Island (Providence 1636) und Connecticut (New-Haven) besiedelt. Diese Kolonien entwickelten sich im ganzen günstig; schon 1638 hinterließ John Harvard eine große Summe für eine Theologenschule, aus der die erste Universität (Harvard College) erwuchs; auch schlossen sich diese Kolonien bereits 1643 zu der Union von Neu-England zusammen. Es herrschte in ihnen der calvinische Glaube; nur in Rhode-Island wurde die Religion als Privatsache erklärt. Mit katholischen Auswanderern gründete unter be- 1632/1634 sonderer Begünstigung des Königs Lord Baltimore die nach der Königin benannte Kolonie Maryland.

Zwischen Neu-England und Virginien siedelten sich Holländer (Neu-Niederland 1614 § 224) und Schweden (Neu-Schweden 1630 § 246) an; doch gingen diese Gebiete 1664 in den Besitz der Engländer über (§ 223). — Nördlich von Neu-England, in Canada, hatten die Franzosen, als ihr Staat nach Beendigung der Hugenottenkriege unter Heinrichs IV. und Sullys verständiger Regierung auch wirtschaftlich aufstrebte, Fuß gefaßt (§ 149). Richelieu förderte diese Unternehmungen. Die Engländer aber suchten sie zu stören und eroberten, als sie in Europa während des Kampfes um La Rochelle (1628) Krieg gegen 1629 Frankreich führten (§ 227), die Stadt Quebec, gaben sie jedoch bald wieder heraus.

So blieb Canada vorerst den Franzosen, entwickelte sich aber viel weniger günstig als die englischen Kolonien. In Canada war die Zahl der Einwanderer sehr gering, dazu stand das Land unter dem Druck der Jesuiten und unter starker staatlicher Bevormundung; nach den englischen Kolonien strömten dagegen zahlreiche Einwanderer, die in politischer und religiöser Freiheit lebten. Zwischen dem Norden (Neu-England) und dem Süden (Virginien) bildete sich allerdings früh ein gewisser Gegensatz, indem dort der freie Ackerbauer überwog, hier der Plantagenbesitzer, der den Betrieb mit Sklaven einführte. Dieser Gegensatz hat schließlich (1861) zu dem Sezessionskriege geführt und wirkt noch heute fort.

D. Spanien und Portugal bis 1700.

1. Spanien.

Philipp IV. 1621—1665

§ 242. Spanien unter Philipp IV. Es ist in der bisherigen Darstellung schon oft betont worden, daß die spanische Politik während des 17. Jahrhunderts in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und England Niederlagen erlitt. Der Niedergang, der im 16. Jahrhundert begonnen hatte (§ 160, 161), setzte sich damit fort, und zwar aus ähnlichen Ursachen wie damals. Philipp IV. war zwar an Geistesgaben und Charakter das Gegenteil von seinem Großvater Philipp II.; während dieser seinen königlichen Pflichten alles unterordnete und alles selbst leitete (§ 117), war Philipp IV. genußsüchtig und arbeitsscheu, dabei von lächerlichem Dünkel erfüllt, der ihn veranlaßte, sich selbst den „Großen" zu nennen, und von einem übertriebenen Hang für Pracht und Etikette beseelt, kurz geistig so minderwertig, daß man ihn als Idioten bezeichnet hat — aber er hing doch wie sein Großvater an dem Gedanken der spanisch-katholischen Vorherrschaft. Die Durchführung dieses Gedankens

überließ er völlig seinem Günstling Gaspar de Guzman, Grafen von Olivarez (später Herzog von San Lucar). Persönlich uneigennützig und ernstlich bemüht, die Schäden des Staats zu heilen, z. B. dem unsinnigen Prunk entgegenzutreten, hat Olivarez doch die überallhin ausgreifende Weltpolitik nicht gehindert und deshalb den Verfall Spaniens, dessen Kräfte einer solchen Politik jetzt noch weniger gewachsen waren als zur Zeit Philipps II., nicht aufzuhalten vermocht. Diese Politik brachte dem Staate von außen Niederlage auf Niederlage, steigerte durch die gewaltigen Kosten die wirtschaftliche Notlage, bewirkte Aufstände in den Provinzen und ermöglichte den Abfall Portugals.

Olivarez geb. 1587 gest. 1645

Auf die auswärtigen Vorgänge brauchen wir im einzelnen nicht nochmals einzugehen; es genügt darauf hinzuweisen, daß der Abschluß des Mantuanischen Erbfolgekrieges (§ 203), das Ergebnis des Dreißigjährigen Krieges (§ 216), der Ausgang des niederländischen Kampfes (§ 222), der Sturz der Stuarts und die Haltung Cromwells (§ 238), der Sieg des französischen Königtums über die Frondeurs und der Pyrenäenfriede (§ 221), dazu die Entfaltung der niederländischen und englischen Seemacht (§ 224, 241) eine ununterbrochene Kette von Mißerfolgen für Spanien bedeuteten. In allen europäischen Konflikten wirkte Richelieu und dann Mazarin mit besonderer Tatkraft gegen Spanien; Richelieu schürte aber auch die in Spanien selbst ausbrechenden Aufstände.

Auswärtiges

Den Anstoß zu diesen Aufständen gab die innere Regierung. Wir haben früher gesehen, daß schon unter Philipp II. Spanien wirtschaftlich sehr zurückging (§ 160); die Ursachen dieses Niederganges wirkten im 17. Jahrhundert in verstärktem Maße fort. Um so bedenklicher war deshalb die vielgeschäftige Großmachtpolitik, um so schwerer drückten die steten Kriege. Die finanzielle Lage des Staates wurde immer schlechter; neue, Handel und Industrie noch mehr belastende Abgaben wurden eingeführt, hochverzinsliche Anlehen (kaum unter 15 %) aufgenommen, Ämter und Krongüter verkauft, die Kolonien ausgebeutet und das Recht der Pfründenverleihung in einer Weise ausgeübt, daß der päpstliche Stuhl Widerspruch erhob. Diese Regierungsweise war am leichtesten durchzuführen in Kastilien, wo der Absolutismus galt, schwieriger gestaltete sie sich in den Provinzen, die noch Sonderrechte besaßen. Nun war zwar die Sonderstellung Aragons schon unter Philipp II. gebrochen (§ 160), die Stände Kataloniens aber hatten ihre Freiheiten, vor allem auch ihr Steuerbewilligungsrecht, noch gewahrt. Olivarez wollte diese Privilegien vernichten und auch hier den Absolutismus durchführen; es lag das im Geiste der Zeit, wie die Politik Richelieus und Straffords beweist, bewirkte aber eine Erhebung des Landes, die, von Richelieu unterstützt, zu einem zwölfjährigen inneren Kriege führte.

Inneres

Ohne Genehmigung der Stände Kataloniens legte die Regierung 1638 eine neue Abgabe auf alle eingehenden Waren und befahl eine Aushebung von 6000 Mann; die Stände protestierten, aber ihre nach Madrid entsandten Vertreter wurden gefangen gesetzt. Als die Franzosen nun in Roussillon einrückten, benutzte Olivarez diesen Anlaß, um kastilianische Truppen nach Katalonien zu senden. Das widersprach den Privilegien des Landes (§ 160), und da man überzeugt war, daß diese Truppen das Land niederhalten sollten, stieg die Erbitterung immer mehr. Es kam zu kleinen Tumulten und schließlich in Barcelona zu einem Aufruhr, bei dem der Vizekönig Santa Colonna ermordet wurde. Die Katalanen setzten nun eine eigene Landesregierung ein, schlossen Bündnis mit Frankreich und erkannten Ludwig XIII. unter dem Titel eines „Grafen von Barcelona" als Oberherrn an. Auch in Aragon und Navarra zeigte sich gleichzeitig Neigung zu Aufständen, in Portugal kam es zum offenen Abfall (§ 244).

Aufstände 1. Katalonien 1640—1652

7. Juni 1640

In Katalonien machten die französischen Truppen in den nächsten Jahren Fortschritte; Ludwig XIII. erschien selbst in Roussillon, und Richelieu trug sich mit der stolzen Hoff-

1640—1642

nung, daß alles Land bis zum Ebro unter die Herrschaft Frankreichs kommen werde. Es ist deshalb begreiflich, daß Olivarez wie früher schon (§ 219), so auch jetzt wieder die heimischen Gegner Richelieus unterstützte; indes die Verschwörung des Cinq-Mars endete mit dem Siege Richelieus (§ 219). Bald darauf starb zwar der große französische Minister; daß er aber als Sieger über Spanien von der Weltbühne abtrat, das bewies der unmittelbar folgende **Sturz des Olivarez**. Denn dieser Sturz war doch die Folge all der Niederlagen, die seine Politik in Katalonien, Portugal, den Niederlanden und in dem Dreißigjährigen Kriege erlitten hatte. An seine Stelle trat sein Neffe, Don Louis **de Haro**, der weniger bedeutend war als der Oheim, aber auch weniger vielgeschäftig und weniger hochfahrend. Da er milder auftrat, und da außerdem Mazarin wegen der Kämpfe gegen die Fronde (§ 220) nur wenig Truppen über die Pyrenäen senden konnte, so bildete sich in Katalonien eine kastilische Partei. Der Krieg zog sich zwar noch viele Jahre ohne Entscheidung hin und überdauerte noch den Westfälischen Frieden; endlich aber gelang es doch dem jüngeren **Don Juan d'Austria**, einem natürlichen Sohne Philipps IV., **Barcelona** nach einjähriger Belagerung zu erobern. Damit war Katalonien, nachdem es zwölf Jahr von Frankreich besetzt gewesen war, wiedergewonnen, und die spanische Regierung war jetzt klug genug, die alten Sonderrechte anzuerkennen.

4. Dez. 1642 — Jan. 1643 — 12. Okt. 1652

2. Palermo

Ein solches Entgegenkommen schien auch deshalb ratsam, weil Mazarin nach Besiegung der Fronde den Krieg aufnehmen konnte, weil inzwischen Portugal seine Selbständigkeit erkämpft hatte (§ 244) und weil es auch in Süditalien zu gefährlichen Erhebungen gekommen war. Den Anlaß gab hier der harte Steuerdruck, unter dem die Massen seufzten, während Adel und Klerus wenig davon betroffen wurden. Erregte Volkshaufen stürmten die Steuerämter in **Palermo**, und bald schlossen sich ihnen die Zünfte an, um eine bessere Verwaltung zu erzwingen. Erst als die Aufrührer den Giuseppe de Lesi, einen Goldarbeiter, zum Befehlshaber der Stadt ernannten, ermannte sich der Adel; Lesi fiel im Kampfe, und der entgegenkommenden Haltung des neuen Vizekönigs, Theodoro de Trivulzi, gelang es, die Ruhe wiederherzustellen.

20. März 1647 — Aug. — Nov.

3. Neapel

Gefährlicher noch war der Aufruhr in **Neapel**. Auch er brach wegen des Steuerdruckes aus, als die höheren Stände der Regierung eine neue Abgabe auf die notwendigsten Lebensmittel bewilligten. Auf dem Obstmarkt in Neapel kam es beim Verkauf von Feigen zu Streitigkeiten mit den Steuerbeamten; die erregte, schnell wachsende Menge zerstörte unter Führung des aus Amalfi stammenden Fischers **Masaniello** (eigentlich Tommasio Aniello) die Steuerhäuser, zog vor den Palast des Vizekönigs, des Herzogs von Arcos, und zwang diesen, die Abschaffung der Steuern zu versprechen. Als dann der Vizekönig mit dem Adel das Castel nuovo besetzte, wurde Masaniello von den Massen zum „Generalkapitän des Volkes" ausgerufen; er schaltete in der Stadt mit diktatorischer Gewalt, suchte aber die Ordnung aufrecht zu erhalten und schloß mit dem Vizekönig einen Vertrag, in dem er gegen Einführung von Reformen Unterwerfung zusagte. Seitdem mißtraute ihm das Volk, und da die ungewohnte Machtfülle bei Masaniello wie einst bei Rienzi (II, § 294) den Größenwahn ausbrechen ließ, wagte es der Vizekönig, ihn meuchlings erschießen zu lassen. Er bewirkte aber damit nur, daß die Volksstimmung wieder umschlug und den Ermordeten als Märtyrer feierte: in dieser Verklärung lebt sein Andenken fort. Der Aufstand selbst ging weiter, und so erschien **Don Juan d'Austria** mit einer spanischen Flotte vor Neapel. Als die Stadt trotz der angeknüpften Verhandlungen beschossen wurde, entbrannte ein wilder Straßenkampf. Die Spanier mußten in die Kastelle und auf die Schiffe weichen, die Insurgenten proklamierten die Republik und erhoben den Waffenschmied Gennaro **Annese** zum Generalkapitän. Auf eigene Hand kam nun **Heinrich von Guise** nach Neapel in der Hoffnung, sich eine Krone gewinnen zu können; zugleich bot man dem französischen König die Oberherrschaft an: es erschien auch eine französische Hilfsflotte, hatte aber gegen die spanische keinen Erfolg. Eine Wendung zugunsten Spaniens trat dann ein, als zwischen Annese und Guise Zwiespalt ausbrach; Annese trat mit den Spaniern in Verbindung und öffnete ihnen die Tore. Ohne Blutvergießen wurde Neapel unterworfen. Guise wurde gefangen gesetzt und erst nach einigen Jahren auf französische Verwendung wieder frei. Annese büßte trotz seines Verrats mit dem Tode; auch sonst erfolgten Strafgerichte, im ganzen aber milderte die Regierung zunächst den harten Steuerdruck.

7. Juli 1647 — 13. Juli — 16. Juli — 1. Okt. — 22. Okt. — 15. Nov. — Nacht 5./6. April 1648

Wenn die provinzialen Erhebungen auch schließlich unterdrückt wurden und nur Portugal seine Selbständigkeit erkämpfte, so trug doch alles das zur Schwächung der spanischen Macht bei. Daß Spanien auch in dem letzten Akte des Krieges gegen Frankreich, der an den Dreißigjährigen

anschloß, besiegt wurde, wissen wir schon: und so besiegelte denn der Pyrenäenfriede das Ende der spanischen Großmachtstellung (§ 221). 1659

§ 243. Spanien unter Karl II. Beim Tode Philipps IV. ging die Krone auf seinen erst vier Jahre alten Sohn Karl II. über. Nach des Vaters Bestimmung sollte Maria Anna von Österreich die Regierung führen unter Mitwirkung eines Regentschaftsrates von sechs Mitgliedern. Die Königin ließ sich jedoch ausschließlich von ihrem Beichtvater Eberhard Neidhard, einem Jesuiten, den sie aus Österreich mitgebracht hatte, leiten. Darüber entstand unter den Granden, als deren Führer Don Juan auftrat, große Erbitterung; es bildete sich gegen die Österreicherin eine von spanischem Stolz erfüllte patriotische Partei; und da nun die erneuten Kriege gegen Portugal (§ 245) und gegen Frankreich (der erste Raubkrieg § 269) unglücklich verliefen, so erzwang Don Juan die Entlassung Neidhards. Maria Anna übertrug jedoch dem Geheimschreiber Valenzuela die Leitung der Geschäfte, und dieser unterhielt mit Neidhard, der sich nach Rom zurückzog, einen lebhaften Briefwechsel. So übte der gestürzte Minister in ähnlicher Weise auf die Königin Einfluß wie einst der verbannte Mazarin (§ 220). Nach außen hatte Spanien dabei nach wie vor Unglück: der zweite Raubkrieg brachte den Verlust der Franche Comté und führte zu einer nur mit Mühe niedergeworfenen Erhebung Messinas (§ 273). Auch als der König mündig geworden war (1675), gebot zuerst noch seine Mutter; der kränkliche, schlecht erzogene Monarch zeigte keinen Herrscherwillen. Erst durch eine bewaffnete Erhebung gelang es den Granden, die Entfernung der Königin und Valenzuelas durchzusetzen und Don Juan an die Spitze des Ministeriums zu stellen. Er löste die enge Verbindung mit Österreich und brachte die Verlobung Karls II. mit einer Nichte Ludwigs XIV., Marie Louise von Orleans, zustande, vermochte aber den für Spanien ungünstigen Nymweger Frieden (§ 273) nicht zu hindern. Nach Don Juans Tode kehrte die Königin an den Hof zurück; die Leitung der Geschäfte übernahm zuerst der Herzog von Medina Celi (bis 1685) und dann Graf Oropesa. Die tiefgewurzelten Schäden des Staates vermochten auch sie nicht mehr zu heilen. Die Finanznot stieg immer höher, die wirtschaftliche Lage wurde aus den früher angeführten Ursachen (§ 160, 242) immer ungünstiger, die Bevölkerung ging zurück, die Zahl der nichtstuenden Geistlichen stieg, der Besitz der Kirche mehrte sich, der überseeische Handel ging an Niederländer, Engländer und Franzosen über, in den schlecht verwalteten Kolonien vereinigten sich die Bakuniers, Flüchtlinge aller Nationen, zu Piratengenossenschaften; kurz auf allen Gebieten trat ein voller Zusammenbruch ein. An der Spitze dieses Staates aber stand ein jämmerlicher Schwächling. Als auch seine 1690 geschlossene zweite Ehe mit Maria Anna von Pfalz-Neuburg kinderlos blieb, begannen die Großmächte über die Aufteilung Spaniens zu unterhandeln; und als dann mit dem Tode Karls II. die spanische Linie der Habsburger erlosch, stritten sie in einem langen Kriege um das erledigte Erbe (§ 317 ff.).

Karl II. 1665—1700

1669, † 1680

Dez. 1676

17. Sept. 1679

3. Nov. 1700

2. Portugal.

§ 244. Die Losreißung von Spanien. Johann IV. Nur mit Widerstreben hatten die Portugiesen die Angliederung ihres Staates an Spanien über sich ergehen lassen (§ 124), und die Regierung der

Verbindung mit Spanien 1580—1640

spanischen Könige war nicht geeignet, sie mit ihrem Schicksal auszusöhnen. Portugal wurde hineingezogen in die unheilvollen Weltkriege Spaniens; es hatte deren Lasten mitzutragen und büßte dabei, wie wir wissen, einen großen Teil seiner Kolonien an die Niederländer und Engländer ein; der Handel ging zurück, und die Märkte von Lissabon und Oporto verödeten. Die Erbitterung stieg, als Olivarez in seinen absolutistischen Tendenzen auch hier die Verfassung verletzte und z. B. eine neue Steuer ohne Genehmigung der Cortes ausschrieb. Eine erste planlose Erhebung wurde blutig unterdrückt. Als dann aber der Aufstand in Katalonien ausbrach (§ 242) und an den Herzog Johann von Braganza, dem man trotz der von ihm beobachteten Zurückhaltung in Madrid nicht traute, die Forderung erging, im Dienste Spaniens ein portugiesisches Heer nach Katalonien zu führen, da beschlossen einige patriotische Adlige, eben diesem Johann von Braganza die Krone anzubieten. Er entstammte mütterlicherseits dem alten Königshause (§ 123) und war der reichste Grundbesitzer Portugals; bisher schien er zwar nur Sinn für die Vergnügungen des Lebens zu haben, jetzt aber folgte er dem Schicksalsrufe, getrieben auch von seiner mutigen Gemahlin Luiza de Guzman, die ihm zurief: „Dir bleibt nur die Wahl, in Lissabon als König oder in Madrid als Verbrecher zu sterben." Die verbündeten Adligen bemächtigten sich fast ohne Blutvergießen des Königspalastes und riefen Johann IV. als König aus; die Geistlichkeit und die Stadtbehörden schlossen sich an, und das ganze Land folgte jubelnd dem Beispiel der Hauptstadt. Im Einvernehmen mit den Cortes wurden durch Neuregelung des Steuerwesens die Mittel zur Verteidigung der wiedergewonnenen Selbständigkeit bereitgestellt, auch erklärte der König den größten Teil seines Privatvermögens zu Staatseigentum.

1638 — 12. Okt. 1640 — 1. Dez. 1640 — Johann IV. 1640—1656

Die Lossage Portugals von Spanien entsprach einer jahrhundertelangen geschichtlichen Entwicklung und war das Werk eines patriotischen Aufschwungs. Besonders günstig für den befreiten Staat war es, daß das spanisch-habsburgische Herrscherhaus damals so viele Gegner hatte; alle diese sahen in Portugal einen Bundesgenossen. Richelieu schloß Bündnis, ebenso die Niederlande, diese freilich, ohne ihre koloniale Ausbreitung einzuschränken; auch England und Schweden vereinbarten einen Freundschaftsvertrag; nur der Papst zögerte aus Wohlwollen für Spanien noch 28 Jahre mit der Anerkennung. Spanien eröffnete zwar den Krieg zur Wiederunterwerfung des Landes, vermochte aber wegen des gleichzeitigen katalonischen Aufstandes trotz einiger glücklichen Kämpfe keine durchgreifenden Erfolge zu erzielen. Der patriotische Aufschwung, aus dem die Befreiung hervorgegangen war, gab Portugal dann sogar die Kraft, das von den Holländern besetzte Brasilien zurückzuerobern (§ 242).

Spanischer Krieg 1644—1646 — 1654

§ 245. Alfons VI. und Peter II. Als der erste Braganzakönig starb, folgte ihm sein erst 13 Jahre alter Sohn Affonso VI. Für ihn führte seine Mutter Luiza die Regierung und behielt sie auch, als der König mündig geworden war. Dieser war nämlich ein ganz unfähiger, sittenloser, den niedrigsten Vergnügungen ergebener Mensch; trotzdem aber bildete sich im Gegensatz zur Königin-Mutter und den von ihr begünstigten Jesuiten die Partei der „Affonsisten". Als nun in einer Staatsratsitzung die Lebensweise des Königs und der Einfluß seiner Umgebung scharf getadelt wurde, faßte Alfons auf Rat seines Kammerherrn, des

Alfons VI. 1656—1667 † 1683 — 1662

Grafen von Castello-Melhor, den Plan, die Regierung in seine Hand zu nehmen. Dank der Klugheit des Ratgebers gelang der Staatsstreich. Die Königin mußte sich in ein Kloster zurückziehen, und Castello-Melhor wurde allmächtiger Minister. (1663) Er regierte nicht schlecht, vermochte jedoch das sittenlose Leben des Königs nicht zu bessern, auch nicht durch dessen Vermählung mit Elisabeth von Savoyen-Nemours. (1666) Die Gatten blieben einander völlig fremd. Gerade dadurch wurde der Wunsch Elisabeths nach Teilnahme an der Regierung nur verstärkt; in Verbindung mit dem Marschall Schomberg, der die französischen Hilfstruppen befehligte (siehe unten), wirkte sie im Sinne der französischen Politik; unter jesuitischem Einfluß und in ehebrecherischem Einvernehmen mit Don Pedro, dem Bruder des Königs, suchte sie den Minister zu stürzen. Dabei kamen ihr die Unfähigkeit des Königs zustatten und die Verachtung, die er sich durch seine Lebensweise zugezogen hatte. Castello-Melhor floh, und Affonso wurde genötigt, die Abdankungsurkunde zu unterzeichnen; (23. Nov. 1667) die Cortes stimmten zu, doch sollte Don Pedro bis zum Tode des Bruders nur den Titel „Prinz und Governador" führen. Nachdem dann die Ungültigkeit der in Wahrheit niemals vollzogenen Ehe Affonsos ausgesprochen war, vermählte sich Elisabeth mit Don Pedro. (März 1668) Affonso wurde zuerst nach der Insel Terceira gebracht und verlebte dann, dem Stumpfsinn verfallen, den Rest seiner Tage im Königsschlosse von Cintra: nach seinem Tode († 12. Sept. 1683) wurde Pedro II. König.

(Spanisch-portugiesischer Krieg 1657—1668) Diese Wirren hielt man in Spanien für eine günstige Gelegenheit zur Erneuerung des Krieges. Obgleich die Spanier nach einigen Erfolgen in der Schlacht bei Elvas geschlagen wurden, schien Mazarin im (14. Jan. 1659) Pyrenäenfrieden Portugal der neuen, durch die Ehe Ludwigs XIV. begründeten spanisch-französischen Freundschaft zu opfern (§ 221). Indes das schien nur so: er duldete, daß Marschall Schomberg mit in Frankreich angeworbenen Freiwilligen nach Lissabon ging, und begünstigte, um Portugal englische Hilfe zu verschaffen, auch die Heirat Karls II. von England mit der portugiesischen Prinzessin Katharina. (1661) Diese französisch-englische Rückendeckung kam den Portugiesen sehr zustatten. Der von Spanien entsandte Don Juan d'Austria vermochte zwar die Grenzprovinzen zu besetzen, wurde dann aber von Marschall Schomberg bei Amexial vollständig geschlagen; (3. Juni 1663) zwei Jahre darauf gewann Schomberg einen zweiten Sieg bei Villa Viciosa. (17. Juni 1665) Als dann die Königin Elisabeth im französischen Sinne wirkte (siehe oben) und ein neuer französisch-spanischer Krieg (der erste Raubkrieg § 269) drohte, trat Frankreich in einem Schutz- und Trutzbündnisse offen an Portugals Seite und (31. März 1667) suchte den portugiesisch-spanischen Krieg zu verlängern. Dem gegenüber arbeitete indes, um den französischen Einfluß in Portugal zu brechen, die englische Diplomatie an der Herstellung des Friedens. Ihr kam entgegen der Wunsch Spaniens, wo man alle seine Kräfte gegen Frankreich richten wollte, und die Friedenssehnsucht des portugiesischen Volkes. So wurde unter englischer Vermittlung der Friede von Lissabon geschlossen, (13. Febr. 1668) in dem Spanien die Unabhängigkeit Portugals anerkannte, aber Ceuta behielt. Im nächsten Jahre folgte der Friede mit den Niederlanden, durch den diese den Portugiesen Brasilien und den Rest der (31. Juli 1669) ostindischen Besitzungen zusicherten.

Seitdem blieb unter Peter II. als Prinzregenten und König der

Peter II. (1667) 1683 —1706 Friede gewahrt; das war heilsam für das Land und entsprach den Wünschen der Cortes, deren Macht während der Befreiungskämpfe und der Konflikte im Königshause sehr gestiegen war; erst nach dem Tode Affonsos fing Peter an, ihren Einfluß einzuschränken. Wirtschaftlich besonders wichtig wurde der von dem englischen Gesandten Methven abgeschlossene Handelsvertrag (Methvenvertrag), nach dem nur England Wolle nach Portugal einführen durfte, dafür aber den portugiesischen Weinen niedrige Einfuhrzölle gewährte. Dieser Vertrag begründete die wirtschaftliche Abhängigkeit Portugals von England; sein Abschluß hängt zusammen mit der Stellungnahme Portugals im spanischen Erbfolgekriege (§ 318). 1703

Drittes Kapitel.

Der Norden Europas (bis ca. 1660). Die Vollendung der schwedischen Vorherrschaft. Der Niedergang Dänemarks und Polens.

Christine 1632—1654 † 1689

§ 246. Christine von Schweden. Nach Gustav Adolfs Tode ging die Krone auf seine erst sechsjährige Tochter Christine über. Die Regentschaft übernahmen nach Beschluß der Stände die fünf höchsten Reichsbeamten, an ihrer Spitze der Kanzler Axel Oxenstjerna. Nach außen ergaben sich Oxenstjernas wichtigste Aufgaben aus Schwedens Teilnahme am Dreißigjährigen Kriege, sowie aus seinen Beziehungen zu Polen und Dänemark. Wir haben die nächsten diplomatischen Verhandlungen und kriegerischen Vorgänge bereits ausführlich erzählt und begnügen uns hier mit einer Zusammenstellung der durch die Friedensschlüsse erzielten Ergebnisse. In dem mit Polen auf 26 Jahre geschlossenen Frieden von Stuhmsdorf behielt Schweden Livland, verzichtete aber auf die preußischen Küstenstädte (§ 211); von Dänemark gewann es im Frieden von Brömsebro die Provinzen Jämtland und Herjedalen, die Inseln Gotland und Ösel (§ 164, 213); im Westfälischen Frieden fielen ihm Vorpommern, die Stiftslande Bremen und Verden und die Stadt Wismar zu (§ 215). Schweden erlangte damit, wie schon gesagt (§ 216), die Vormachtstellung im europäischen Nordosten, das dominium maris baltici, war aber mit seiner wenig zahlreichen, armen und ungebildeten Bevölkerung lange nicht entwickelt genug, um diese durch seinen großen König geschaffene, im wesentlichen auf den deutschen Besitzungen ruhende Großmachtstellung auch zu einer wirtschaftlichen Vormachtstellung auszubauen. An diesem Urteil ändert auch die Tatsache nichts, daß eine noch von Gustav Adolf ins Leben gerufene schwedische Handelsgesellschaft an der Küste Nordamerikas die Kolonie Neuschweden begründet und das nach der Königin benannte Fort Christina erbaut hatte: schon 1655 ging die Kolonie in den Besitz der Niederländer über (§ 224).

Oxenstjerna geb. 1583 gest. 1654 — Sept. 1635 — Aug. 1645 — Okt. 1648 — 1630 1638

Inneres

Trotz der großen Schwierigkeiten, die ihm die auswärtige Politik bereitete, verlor Oxenstjerna die inneren Angelegenheiten nicht aus dem Auge. Bald nach dem Thronwechsel legte er den Ständen eine von ihm entworfene, schon von Gustav Adolf in den Grundzügen gebilligte Reichsverfassung vor, die am 29. Juli 1634 angenommen wurde. Sie stellte dem Adel eine vom König abhängige Beamtenschaft gegenüber, der die gesamte Verwaltung

1634

übertragen wurde, hätte also eigentlich eine Steigerung der Königsmacht mit sich bringen müssen. Wenn das nicht geschah, so lag das hauptsächlich daran, daß Schweden damals von keinem volljährigen Könige, sondern von einer Regentschaft regiert wurde. Ein solcher Zustand ist der Adelsherrschaft stets förderlich; zustatten kam ihr noch, daß verfassungsmäßig die höchsten Beamten aus dem Kreise des Adels genommen werden mußten. Nicht unwichtig war auch, daß der Satz: „Schweden ist ein Erbreich, kein Wahlreich," weggelassen wurde; mag das auch geschehen sein, um die Ansprüche der polnischen Wasas (§ 170) besser abweisen zu können, so war es im Konfliktsfalle doch der Adelsmacht nützlich. Zu ihrer Hebung trugen dann weiter die durch die langen Kriege bewirkten finanziellen Verlegenheiten viel bei. Um sie zu beseitigen, wurden unter anderm zahlreiche Krongüter verkauft; da dies nur an den Adel geschehen durfte, und da auch vielfach die Kronrenten der Bauern veräußert wurden, so mehrte der Adel nicht nur seinen Besitz, sondern vermochte auch freie Bauern von sich abhängig zu machen: damit war die alte Grundlage des Staates, der freie Bauernstand, gefährdet; bereits 1650 waren die Zustände so ungünstig geworden, daß eine Zurücknahme der Krongüter gefordert wurde.

Endlich kam der Adelsmacht auch die Persönlichkeit der seit ihrem achtzehnten Geburtstage selbständig regierenden Königin zustatten. 1644 Christine entfremdete durch ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen, durch ihr unweibliches Wesen, das sie den allgemeinen Wunsch nach einer die Thronfolge sichernden Verheiratung nicht erfüllen ließ, endlich durch ihre Hinneigung zum Katholizismus ihrem Volke vollständig, war den Schwierigkeiten der Lage nicht gewachsen und legte schließlich die Krone nieder, nachdem sie ihren Vetter Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken (Stammbaum 6) zum Nachfolger bestimmt hatte. (16. Juni 1654) Kurz darauf starb Oxenstjerna, zweifellos einer der größten Staatsmänner Schwedens; mit seiner Königin war er schließlich zerfallen. (28. Aug. 1654)

Christinens Charakter u. Ausgang

Reichbegabt hatte Christine sich eine umfassende gelehrte Bildung angeeignet; sie beschäftigte sich besonders mit antiker Wissenschaft und Kunst, betrachtete die ungebildeten Schweden mit gewisser Geringschätzung und zog die gelehrtesten Männer der Zeit, einen Hugo Grotius, Descartes (§ 260) u. a. an ihren Hof. Dabei zeigte sie in der Ertragung von Strapazen, in der Vorliebe für Jagden, Hunde und Pferde ein männliches Wesen, wollte ihre Freiheit keinem Manne unterordnen und lehnte z. B. auch eine Vermählung mit Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten von Brandenburg, ab, ebenso die mit ihrem Vetter Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken. Aus ihren gelehrten Studien schöpfte sie zunächst religiöse Zweifel und hielt eine Zeitlang alle Religion für Menschenwerk; dann aber sehnte sie sich aus dieser Zweifelsucht heraus nach einer neuen starken Autorität. Diese Stimmung nutzten Jesuiten, die heimlich nach Schweden kamen, aus, und der spanische Gesandte kam ihnen zu Hilfe. Daß eine katholische Königin sich in Schweden nicht halten konnte, war nach dem Schicksal der katholischen Wasas (§ 171) klar. Dazu wurden der Königin die Sorgen der Regierung allmählich zuwider; die schwere Frage der Domänenrückforderung tauchte auf, die Erbitterung über die hohen Steuern richtete sich auch gegen die Königin, die für ihre Sammlungen, ihre auswärtigen Gelehrten und Günstlinge, ihren glänzenden Hofhalt viel Geld brauchte. So legte sie denn die Krone nieder und verließ das Land, das sie nie geliebt hatte. In Brüssel trat sie heimlich, in Innsbruck öffentlich zum Katholizismus über; in Rom wurde sie vom Papst Alexander VII. mit glänzender Pracht empfangen. (Dez. 1654, Nov. 1655, Dez. 1655) War es doch für die katholische Kirche ein besonderer Triumph, daß die Tochter des Königs, der als der Retter des Protestantismus gepriesen wurde, diesen Glauben abgeschworen hatte. Zu rechter Ruhe aber ist sie nicht mehr gekommen. Zweimal besuchte sie Frankreich; beim zweiten Besuch ließ sie in der Schloßgalerie von Fontainebleau ihren Günstling, den Marquis Monaldeschi, angeblich wegen Hochverrats umbringen; (1656, 1657) zweimal erschien sie noch in Schweden und versuchte vergeblich, den Thron wiederzugewinnen, (1660, 1667) bewarb sich daneben auch um die polnische Krone. Seit 1668 weilte sie dauernd in Rom in einem Kreise von Gelehrten und Künstlern, erwarb eine große Bibliothek und kostbare Sammlungen; erst 1689 endete der Tod ihr verfehltes Leben. In der Peterskirche wurde (19. April 1689)

sie bestattet, und der Papst ließ ihr, eben weil sie die Tochter Gustav Adolfs war, ein prunkvolles Denkmal errichten.

Karl X. 1654—1660

§ 247. Karl X. von Schweden. Friede von Oliva. Nach Christinens Rücktritt ging die Krone über auf ihren Vetter Karl X. Gustav aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken (Stammbaum 6). Seine ganze Regierung ist ausgefüllt von einem Kriege gegen Polen, der sich zu einem Kriege mit Dänemark erweiterte, und an dem auch Brandenburg und Rußland teilnahmen. Es ist das der Krieg, den wir als die nordosteuropäische Ergänzung des Dreißigjährigen Krieges bezeichnet haben (§ 192), da er die bisher schon gesicherte Vorherrschaft Schwedens vollendete und den Höhepunkt der schwedischen Macht bezeichnet; gleichzeitig ergänzte ein französisch-spanischer Krieg (§ 221) den Dreißigjährigen Krieg in Westeuropa durch Vernichtung der spanischen Vormacht.

Polen und Schweden

Hatten die polnischen Wasas bisher schon das Thronrecht der jüngeren Linie ihres Hauses bestritten (§ 171), so waren sie noch weniger geneigt, das durch weibliche Verwandtschaft begründete Recht des Pfälzers anzuerkennen. Johann Kasimir von Polen erhob also von neuem Ansprüche auf Schweden; Karl X. aber ergriff diese Gelegenheit gern zu einem Eroberungskriege, der aussichtsreich erschien, weil Polen innerlich schwach und gleichzeitig von den Kosaken und Russen bedroht war (§ 249). Karl wollte die neue Dynastie durch Kriegsruhm befestigen, die schwedische Ostseeherrschaft vollenden und hoffte wohl auch, daß äußere Erfolge ihm hinweghelfen könnten über die inneren Schwierigkeiten. In besonders ernste Lage mußte durch den schwedisch-polnischen Krieg der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg geraten. Sein Herzogtum Preußen war polnisches Lehn und lag zudem mitten zwischen den streitenden Mächten. An Neutralität war mithin nicht zu denken. Nun bewarb sich der schwedische König eifrigst um brandenburgische Unterstützung; indes der Verlust Vorpommerns war noch nicht verschmerzt, auch war das die Ostsee beherrschende Schweden für Brandenburg mehr zu fürchten als das im Rückgang befindliche Polen. So hat der Kurfürst denn auf den Rat Waldecks (§ 298) in einer äußerst geschickten, wenn auch scheinbar schwankenden Politik versucht, die beiden Mächte im Gleichgewicht zu halten und aus seiner Mittelstellung den erreichbar größten Nutzen für den eigenen Staat zu ziehen. Die Möglichkeit dazu bot ihm sein tüchtiges Heer, mit dem er die Entscheidung in die Wagschale werfen konnte, und so brachte ihm denn diese Politik die Souveränität in Preußen.

Lage Brandenburgs

Erfolge Karls X. Juli—Okt. 1655

In einem unerwartet schnellen Siegeszuge bemächtigten sich die Schweden Großpolens: Karl X. zog in Warschau ein, Krakau ergab sich; gleichzeitig brachen die Russen, die die günstige Gelegenheit zur Erweiterung ihres Reiches benutzen wollten, in Litauen ein und besetzten Wilna. Polen schien dem Untergange geweiht. Da zeigte sich bei der Hilflosigkeit des Polenkönigs in Großpolen, Masovien und Litauen Neigung, sich unter brandenburgischen Schutz zu stellen; um die darin für seine rückwärtigen Verbindungen liegende Gefahr zu beschwören, eroberte der Schwedenkönig das polnische Preußen, drang auch in das Herzogtum Preußen ein und erschien vor Königsberg. Dadurch zwang er den Kurfürsten zum Vertrage von Königsberg, in dem Friedrich Wilhelm die schwedische Lehnshoheit über Preußen zugestand, den Schweden

Nov., Dez. 1655

17. Jan. 1656

eine Hilfstruppe von 1500 Mann stellte, die Hälfte der Seezölle gewährte, das Durchzugsrecht einräumte und dafür nur das Bistum Ermland als schwedisches Lehn erhielt.

Umschwung zu ungunsten Karls

Diese glänzenden Erfolge des Schwedenkönigs erweckten Besorgnisse bei den Niederlanden, die soeben den unglücklichen Krieg gegen die englische Navigationsakte geführt hatten und nun den Ausschluß vom baltischen Handel fürchten mußten (§ 223), ferner beim Kaiser, der in dem Zusammenbruch Polens, der östlichen Schutzmacht des Katholizismus (§ 170), eine gefährliche Stärkung des protestantischen Übergewichts erblickte, und bei Dänemark, das aus alter Rivalität (§ 164) keiner Mehrung der schwedischen Macht ruhig zusehen konnte. Dem gegenüber konnte Karl X. nur auf Englands Hilfe zählen, das aus Handelseifersucht gegen Holland zu Schweden hielt. Am schlimmsten aber war für Karl die von der katholischen Geistlichkeit geschürte religiös-nationale Erhebung Polens. Sie vernichtete die in Polen errungenen Erfolge, bedrohte aber auch das von Polen abgefallene Brandenburg; so kam denn zwischen Karl X. und Friedrich Wilhelm der Vertrag von Marienburg zustande, in dem der Kurfürst versprach, die Schweden mit seiner ganzen Macht zu unterstützen, und dafür die Palatinate Posen, Kalisch, Lenzyzk und Sieradz mit voller Souveränität zugesichert erhielt. Nun gewannen die vereinigten Schweden und Brandenburger (zusammen etwa 18000 Mann) in der dreitägigen Schlacht bei Warschau einen glänzenden Sieg über das etwa 70000 Mann starke Heer der Polen; es war das der Sieg, der den Kriegsruhm der jungen, von dem Kurfürsten, dem Feldzeugmeister von Sparr und dem Grafen Georg Friedrich von Waldeck geführten brandenburgischen Armee begründete.

Anf. 1656

Vertrag von Marienburg 25. Juni 1656

Schlacht bei Warschau 28.–30. Juli 1656

Zweiter Umschwung zu ungunsten Karls

Zur Ausnutzung des Sieges im Sinne Schwedens, d. h. zur Niederwerfung Polens, bot aber der Kurfürst die Hand nicht. Er hatte ja den Königsberger Vertrag nur ungern geschlossen und wünschte die schwedische Übermacht nicht; deshalb trennte er sich von den Schweden und kehrte nach Preußen zurück. So war die militärische Lage Schwedens in Polen bald wieder ungünstig: Johann Kasimir konnte wieder in Warschau einziehen. Da nun außerdem eine holländische Flotte vor Danzig erschien, die Russen in Livland eindrangen und Dorpat eroberten, dazu auch Dänemark rüstete, so bequemte sich Karl X. dazu, dem Kurfürsten im Vertrage von Labiau neue Zugeständnisse zu machen: er sicherte ihm für seine weitere Hilfe die Souveränität in Preußen zu.

Okt. 1656

Vertrag von Labiau 20. Nov. 1656

Erweiterung des Krieges

Bald darauf nahm der Krieg einen noch größeren Umfang an. Karl X. gelang es, den Fürsten Georg II. Rakoczy von Siebenbürgen (§ 253), der die polnische Krone oder doch ein Stück des Landes zu erwerben hoffte, und den Hetman der Kosaken (§ 249) zu einem Feldzug gegen Polen zu bestimmen. Auf der anderen Seite schloß Johann Kasimir Bündnis mit Kaiser Ferdinand III.; er stellte ihm dabei die polnische Thronfolge für einen österreichischen Prinzen in Aussicht, auch wirkte das gemeinsame katholische Interesse. Weiter beschloß Dänemark den Krieg gegen Schweden und eröffnete die Feindseligkeiten gegen Gotenburg und das Herzogtum Bremen. Infolge dieses dänischen Angriffs verließ Karl X. Polen (siehe unten); der so in Polen allein gelassene Rakoczy aber, der von den einrückenden Österreichern hart bedrängt wurde, erkaufte sich die Heimkehr durch einen Frieden mit Polen. Der Große Kurfürst hatte sich in all

Febr. 1657

Juli 1657

Frontwechsel des Kurfürsten

der Zeit vorsichtig zurückgehalten; blieb er jetzt dem Vertrage von Labiau treu, so hätte er nunmehr allein gegen Polen, Russen und Österreicher kämpfen müssen. Da entschloß er sich zu einem Frontwechsel, so lange ihm dieser von den Gegnern Schwedens noch Vorteile eintrug.

19. Sept. 1657

Er schloß mit Polen im Frieden von Wehlau ein Verteidigungsbündnis, wobei Polen auf seine Lehnshoheit über Preußen verzichtete, dem

10. Nov. 1657, 14. Febr. 1658 (auf 9. Febr. zurückdatiert).

Kurfürsten also die Souveränität zugestand. Es folgten weitere Bündnisse mit Dänemark und Österreich. So bildete sich ein großer Bund gegen das schwedische Übergewicht.

Dänischer Krieg

Inzwischen führte Karl X. den Krieg gegen Dänemark mit großer Energie und glänzendem Erfolg. In Eilmärschen war er herbei-

Aug. 1657

gekommen und durchzog fast ohne Kampf Holstein, Schleswig und Jütland. Da aber Dänemark damals wie stets nur auf den Inseln wirklich besiegt werden konnte, so schritt er zu einem überkühnen Wagnis. Er führte

Ende Jan. Anf. Febr. 1658

seine Truppen über die gefrorenen Meeresarme und über die Inseln Fünen, Langeland, Laaland, Falster nach Seeland und erschien unerwartet vor Kopenhagen. Die Gefahr war groß gewesen — unter zwei Schwadronen war das Eis gebrochen —, aber der Erfolg rechtfertigte das Unternehmen. Da Kopenhagen von der Landseite nur schwach be-

28. Febr. 1658

festigt war, schloß der erschreckte Dänenkönig den Frieden von Roeskilde. Durch ihn erhielt Schweden Schonen, Blekingen, Halland, Behuslän, dazu Drontheim und die Insel Bornholm; fremde Schiffe sollten von der Ostsee ausgeschlossen sein. Dieser Friede bezeichnet den Höhepunkt der schwedischen Macht. Schweden gewann endlich die Südspitze seines Landes und außerdem mit dem Mittelstück Norwegens einen Zugang zum Ozean. Dazu kam der moralische Eindruck: das schwedische Heer hatte sich wieder als das kriegstüchtigste bewährt, und der Schwedenkönig hatte inmitten einer Welt von Feinden einen glänzenden Frieden errungen.

Zweiter dänischer Krieg 1658—1660

Dieser Friede währte indes nicht lange. Als Dänemark sich weigerte, die Holländer von der Ostsee auszuschließen, erschien Karl X. abermals

Aug. 1658

mit Heeresmacht vor Kopenhagen. Jetzt aber regte sich ein patriotischer Aufschwung, namentlich unter der Bürgerschaft: Kopenhagen widerstand. Dazu erkämpfte sich eine holländische Flotte durch einen großen Seesieg über die schwedische den Weg in den Sund und durchbrach

1658/59

die Blockade; weiterhin rückten brandenburgische, polnische und kaiserliche Truppen in Jütland ein, vertrieben die Schweden und setzten sogar nach

1659

Fünen über, während andere Abteilungen Schwedisch-Pommern angriffen. Daß die Schweden sich 1658 Kurlands bemächtigt hatten (§ 249), brachte ihnen auf dem Hauptkriegsschauplatze keine Erleichterung. Ein Sturm

Febr. 1659

der Schweden auf Kopenhagen mißlang, und nur mit Mühe behaupteten

Febr. 1660

sie sich noch auf Seeland, als Karl X. unerwartet starb.

Friedensschlüsse

Sein Tod erleichterte die Friedensschlüsse, die auch die im „Haager Konzert" vereinigten Westmächte England, Holland und Frankreich energisch betrieben. So schloß denn die vormundschaftliche Regierung Schwedens — Karl XI. war noch unmündig — mit Polen, dem Kaiser und Branden-

3. Mai 1660

burg den Frieden von Oliva (bei Danzig). In territorialer Beziehung blieb der frühere Zustand erhalten: Polen verzichtete auf seine schwedischen Thronansprüche, Preußen wurde als souveränes Herzogtum

5. Juni 1660

anerkannt. Es folgte der Friede von Kopenhagen mit Dänemark, durch den Bornholm und Drontheim an Dänemark zurückgegeben, die

Bestimmung über die Ausschließung fremder Schiffe von der Ostsee aufgehoben, im übrigen der Roeskilder Vertrag bestätigt wurde. Endlich gaben im Frieden von Kardis die Russen ihre in Esthland und Livland gemachten Eroberungen an Schweden zurück, während dieses auf Kurland verzichtete. 21. Juni 1661

Schweden hatte also besonders gegen Dänemark einen Schritt zurücktun müssen, hatte auch sein großes Ziel (die Erwerbung von Westpreußen, Kurland und Teilen Polens) nicht erreicht, aber es war doch durch die Gewinnung Südschwedens und die Beseitigung der polnischen Ansprüche auf die schwedische Krone Herr im eignen Hause geworden und hatte seine Vormachtstellung gegen eine gewaltige Koalition behauptet. Und das war geschehen trotz der ungünstigen Lage im Innern, wo die wichtige Frage der Rückforderung der Domänen zwar in Angriff genommen war, aber doch noch ungelöst blieb, und die Finanzen durch den langen Krieg immer schlechter wurden. Hier zu helfen, wurde nun die wichtigste Aufgabe Karls XI. (§ 313). Ergebnisse für Schweden

§ 248. Dänemark von 1648 bis 1660. Das Aufsteigen Schwedens wurde sehr wesentlich gefördert durch die innere Schwäche seiner beiden alten Rivalen Dänemark und Polen. In Dänemark stieg unter Friedrich III. die schon vorher (§ 164) so bedeutende Macht des Adels bis 1660 noch weiter; Zwistigkeiten in der Königsfamilie kamen hinzu: beides hat nicht unwesentlich zu dem unglücklichen Frieden von Roeskilde beigetragen. Friedrich III. 1648–1670

Da beim Tode Christians IV. (§ 164) dessen Sohn Friedrich noch nicht zum Thronfolger gewählt war (sein älterer zum Thronfolger gewählter Bruder Christian war 1647 gestorben), trat zunächst ein Interregnum ein. Als der Adel dann Friedrich III. wählte, zwang er ihn durch eine Handfeste (Wahlkapitulation) zu neuen Zugeständnissen: der sich selbst ergänzende aristokratische Reichsrat erhielt das Vorschlagsrecht zu allen höheren Ämtern, auch sollten seine Beschlüsse für den König bindend sein. Als Führer des Adels war hierbei Corfiz Ulfeld aufgetreten, der Gemahl der Eleonore Christine, einer Tochter Christians IV. aus dessen zweiter (morganatischer) Ehe mit der zur Gräfin von Schleswig-Holstein erhobenen Christine Munk. Er war von Christian IV. sehr begünstigt und zum Reichshofmeister ernannt worden; jetzt hatte er daran gedacht, vielleicht sich selbst oder einem Bruder seiner Gemahlin, dem Grafen Waldemar, die Krone zu verschaffen. Trotz dieser Umtriebe sandte ihn der neue König nach dem Haag, und hier schloß Ulfeld den „Redemptionstraktat", der die Niederländer gegen eine jährliche Abfindungssumme und das Versprechen der Unterstützung im Falle eines Krieges vom Sundzoll befreite. Nach seiner Rückkehr kam es indes zum Konflikt mit dem König und der Königin Sophie Amalie (aus dem Hause Lüneburg), die sich beide durch das hochfahrende Wesen Ulfelds verletzt fühlten. Ulfeld wurde eines Giftmordversuchs gegen das Königspaar und des Betrugs während seiner Geschäftsführung in Holland beschuldigt. Da nur die Urheberin jenes Vorwurfs wegen Verleumdung verurteilt und hingerichtet, der Urheber der Betrugsanklage aber vom Könige der Rache Ulfelds entzogen wurde, begab sich dieser erst nach Amsterdam und dann nach Schweden. Seine Verwandten folgten ihm, und seine Güter wurden eingezogen. In Stockholm betrieb Ulfeld den Krieg gegen Dänemark und vermittelte dann in schwedischen Diensten den schmachvollen Frieden von Roeskilde. Er selbst erhielt dabei seine dänischen Güter zurück und wurde Statthalter des nun schwedischen Schonen. Im nächsten Jahre überwarf er sich jedoch mit der schwedischen Regierung, suchte sich unter Abtretung seiner Güter mit dem Dänenkönig zu versöhnen, spann dann aber neue Intriguen und wurde abwesend als Hochverräter zum Tode verurteilt; er starb unweit Basel; seine Gemahlin wurde von 1663 bis 1686 in Dänemark gefangen gehalten. 28. Febr. 1648 4. Mai 1648 1649 1651 1664

So schreckte der Führer des dänischen Adels vor nacktem Hochverrat nicht zurück; der Adel im ganzen aber entzog sich, gestützt auf seine Privilegien (§ 164), bei der ersten Belagerung Kopenhagens (§ 247) der 1658

Verteidigung des Vaterlandes. Und eine ähnliche Haltung beobachtete er auch, als Karl X. zum zweiten Male vor Kopenhagen erschien; da aber wurde das Vaterland durch die Tatkraft des Königs und den patriotischen Opfermut der Bürger gerettet (§ 247). Als dann auf dem Reichstag in Kopenhagen der Adel sich auch noch einer neuen, unbedingt notwendigen Steuer entziehen wollte, verbanden sich die beiden anderen Stände, die Geistlichkeit unter Führung des Bischofs Hans Svane von Seeland, die Städte unter der des Kopenhagener Bürgermeisters Nansen, gegen ihn und setzten eine Verfassungsänderung zugunsten der Krone durch. Unter Aufhebung der Wahlkapitulation wurde die Krone für erblich, und zwar auch in weiblicher Linie, erklärt und der König aufgefordert, eine neue Staatsordnung zu schaffen. Damit erhob sich Dänemark aus tiefer Not: der erste Schritt zur Kräftigung der Krone war getan, die weiteren folgten (§ 312). Wie überall fand der König auch hier seine Hauptstütze im Bürgertum.

1659—1660 | 1660 | Hebung der Königsmacht | 14. Okt. 1660

§ 249. Polen unter den letzten Wasas (bis 1668). Kurland. Wir haben früher (§ 170) gesehen, daß der Jesuitenkönig Sigismund III. eine nach Schweden und Rußland ausgreifende katholische Machtpolitik verfolgte. Zum letzten Male unter der Wasadynastie hat Polen damals eine weltgeschichtlich bedeutsame Stellung eingenommen. Wir sahen aber auch, daß Sigismunds umfassende Pläne mit der Losreißung Schwedens und der Erhebung Rußlands unter dem ersten Romanow gescheitert waren, und daß auch die wachsende Macht des polnischen Adels ein erfolgreiches Auftreten des Königs lähmte. Unter Sigismunds Nachfolgern ist nun das Ansehen Polens nach außen und die Macht der Krone im Innern noch weiter zurückgegangen; beides steht in Wechselwirkung mit dem Aufsteigen Schwedens und dem Erstarken Rußlands.

Wladislaw IV. 1632—1648

Sigismunds Sohn Wladislaw IV., dem einst die russische Krone gewinkt hatte (§ 174), war kein untüchtiger Herrscher und hatte gegen Rußland und Schweden einige Erfolge, vermochte aber die inneren Schäden des Staates nicht zu heilen.

Michael Scheïn, der sich schon 1609 bis 1611 im Kampfe gegen die Polen hervorgetan hatte (§ 174) und von den Russen als Nationalheld angesehen wurde, veranlaßte den Zaren, den polnischen Thronwechsel zur Erneuerung des Krieges zu benutzen, um die 1618 verlorenen Gebiete (§ 174) zurückzuerobern. Wladislaw aber zwang Scheïn, der in Litauen eingefallen war und Smolensk belagerte, zur Kapitulation, drang dann selbst nach Rußland vor, bedrohte Moskau und behauptete im Frieden von Paljanowka die 1618 gewonnenen Lande. Von Schweden erhielt er im nächsten Jahre die 1629 abgetretenen preußischen Küstenplätze zurück (§ 211). Während er hier glücklich war, hinterließ er in dem Kosakenkriege, der gegen Ende seiner Regierung ausbrach, seinem Nachfolger eine schlimme Erbschaft.

1632 | 1634 | Juni 1634 | 1635

Johann II. Kasimir 1648—1668 † 1672

Dieser, sein Stiefbruder Johann II. Kasimir, hatte dem Jesuitenorden angehört und war Kardinal gewesen; er war dann in den weltlichen Stand zurückgekehrt und wurde nun zum König gewählt gegen mehrere Mitbewerber (u. a. Georg Rakoczy von Siebenbürgen und Zar Alexei) mit Unterstützung der Witwe seines Bruders Luise Maria von Gonzaga, mit der er sich bald vermählte. Seine Regierung war wesentlich unglücklicher als die Wladislaws.

Kosaken

Die von Sigismund I. als freier Militärstaat anerkannten ukrainischen und saporogischen Kosaken (§ 168) waren an Zahl und Macht bedeutend gewachsen. Als der polnische Adel die Bauern immer härter drückte und die Jesuiten an der Rekatholisierung Polens arbeiteten (§ 169, 170), hatten sie aus Polen viel Zuzug erhalten von solchen, die sich ihre

soziale und religiöse Freiheit wahren wollten; während sie unter Stephan Bathory 6000 Bewaffnete stellten, stieg deren Zahl 1620 auf 30000. Sie betrachteten sich als Anhänger der griechisch-orthodoxen Kirche, erlangten die Einsetzung eines griechisch-katholischen Metropoliten in Kiew und hielten fest an ihrer freien Militärverfassung. Als nun die Katholisierungsbestrebungen auch auf sie ausgedehnt wurden, als Kosakenländereien an polnische Adlige gegeben wurden, die die Kosaken in die Stellung der leibeignen polnischen Bauern herabdrücken wollten, als die Polen unweit Kiew die Festung Kudak anlegten, entstand eine erste Empörung. Ihre Niederwerfung benutzte der polnische Reichstag dazu, alle Sonderrechte der Kosaken aufzuheben: die freie Wahl des Hetman sollte aufhören, die Kosaken wie polnische Bauern behandelt werden. Bald darauf setzten sich die Jesuiten in Kiew fest. Da rief Chmielnicki, den Wladislaw IV. zum Hetman ernannt hatte, um die Kosaken gegen die Türken zu führen, die Kosaken zum Freiheitskampfe auf; es bestimmten ihn dabei auch persönliche Gründe, denn ein polnischer Starost hatte ihn seines Gutes beraubt und seine Frau verführt. Chmielnicki brachte den Polen zwei Niederlagen bei; Wladislaw, der den Übermut der polnischen Magnaten mißbilligte, hätte vielleicht eine Versöhnung bewirken können, starb aber um dieselbe Zeit. Unter seinem Nachfolger, der jesuitisch gesinnt war und ganz vom Adel abhing, mußte der Kampf fortgehen. Da die Adelsmacht in Polen in den folgenden Jahren immer mehr stieg (der erste Fall des Liberum veto 1652, siehe unten) und deshalb eine Aussöhnung unmöglich war — eben der Adel wollte ja die Kosaken zu Leibeignen herabdrücken —, so trat Chmielnicki mit dem russischen Zaren in Verbindung, und die Kosaken leisteten diesem, der ja mit ihnen auch gleichen Bekenntnisses war, gegen Anerkennung ihrer Freiheiten den Treueid: das war ein großer Gewinn für Rußland.

1637 1647 1648 1654

Polnisch-russischer Krieg

Damit begann ein Krieg zwischen Polen und Rußland um dieselbe Zeit, wo Karl X. von Schweden seinen Feldzug gegen Polen eröffnete. Den Verlauf der schwedischen Kämpfe bis zum Frieden von Oliva kennen wir schon (§ 247); in ihm mußte der Polenkönig die Lehnshoheit über Preußen und alle Ansprüche auf den schwedischen Thron aufgeben. Der Krieg gegen Rußland schleppte sich ohne größere Ereignisse noch jahrelang hin, endete aber ebenfalls unglücklich: Polen mußte im Frieden von Andrussow noch etwas mehr als die 1618 gewonnenen Gebiete (Smolensk, Severien, Tschernigow) an Rußland abtreten und auf die Oberhoheit über die Kosaken jenseits des Dnjepr verzichten.

1660 1667

Adelsallmacht

Verhängnisvoller aber noch als diese auswärtigen Mißerfolge war die Entwicklung der inneren Verhältnisse. Während in dem übrigen Europa fast überall (England und Deutschland ausgenommen) ein starkes Königtum im Sinne des Absolutismus entstand, wandelte sich in Polen die durch die pacta conventa (§ 169) vollendete Adelsrepublik tatsächlich zur Adelsanarchie. Es geschah, als auf dem Reichstage von 1652 zum ersten Male der Grundsatz des Liberum veto Geltung erhielt. Hiernach sollte zu jedem Beschluß Einstimmigkeit der Reichstagsmitglieder notwendig sein; es konnte mithin jeder Adlige jeden Beschluß durch seinen Widerspruch verhindern, den Reichstag „zerreißen". Diese Einrichtung war um so unsinniger, als alle Einzelbeschlüsse eines Reichstages zu einem Gesamtbeschluß zusammengefaßt wurden und der Widerspruch gegen einen Beschluß genügte, auch alle übrigen ungültig zu machen. Dazu aber galt das Liberum veto auch für die Landtage der einzelnen Woiwodschaften. Bei diesem Grundsatze war eine geordnete Erledigung der Staatsgeschäfte einfach unmöglich, und trotzdem galt er als vollkommener Ausdruck der polnischen „Libertät". Das Königtum, dessen Rechte bei jeder Neuwahl durch die pacta conventa weiter eingeschränkt wurden, war dem gegenüber so gut wie machtlos. Zudem waren seit der Rekatholisierung des Landes die deutschen Städte noch mehr, als bisher schon, zurückgegangen; ein wirkliches Bürgertum gab es nicht, und damit fehlte dem Königtum die Stütze, die dieses anderswo besaß. Die Bauern aber waren Leibeigne ihrer adligen Herren und durften seit 1632 ohne deren Erlaubnis die Scholle nicht mehr verlassen; wir wissen, daß der Versuch des Adels, diese Zustände auch auf die Kosaken

Liberum veto 1652

auszudehnen, die Kosakenkriege herbeigeführt hat. Das geistige Leben wurde von den Jesuiten beherrscht, die alle abweichenden Strömungen niederhielten, das wirtschaftliche von den Juden, die für die Adligen sehr gewandte, gefügige und bequeme Vermittler aller Geschäfte waren.

Die äußeren Mißerfolge, die traurigen inneren Zustände und der Tod seiner Gemahlin ließen bei Johann Kasimir den Entschluß reifen, den Rest seines Lebens, wie einst seine Jugend, religiösen Dingen zu weihen. Er entsagte der Krone und zog sich nach Nevers in Frankreich zurück, wo er nach vier Jahren starb. Mit ihm schied der letzte König, in dessen Adern noch von mütterlicher Seite jagellonisches Blut floß; nun war der Adel an gar keine dynastischen Rücksichten mehr gebunden.

Mai 1667 | 16. Sept. 1668 | 16. Dez. 1672

Kurland

Von den beiden polnischen Lehnsherzogtümern, die aus dem alten Ordensland entstanden waren, wurde, wie wir wissen (§ 247), das eine, Preußen, infolge der schwedisch-polnischen Kriege der polnischen Lehnshoheit ledig. Das andere, Kurland, war an den Kriegen der Nachbarländer wenig beteiligt; den Hauptinhalt seiner Geschichte bilden die Kämpfe zwischen der herzoglichen Regierung und dem Adel, der nach ähnlicher Freiheit strebte, wie sie der polnische erreichte. Auf Gotthard Kettler (§ 165), der sich große Verdienste um die Durchführung der Reformation erwarb, folgten seine beiden Söhne Friedrich und Wilhelm*). Während der Streitigkeiten, in die sie mit dem Adel gerieten, wurden dessen Führer, die Brüder Nolde, ermordet (1615); das führte zu der Absetzung des Herzogs Wilhelm (1616), den man als den Urheber der Mordtat ansah (er verbrachte den Rest seines Lebens in Pommern), und zum Erlaß einer Verfassung, die dem Adel weitgehende Rechte zugestand. Wilhelms Sohn Jakob, dem sein kinderloser Oheim schon 1639 seine Rechte abtrat, war der tüchtigste der kurländischen Herzöge und setzte sich ähnliche Ziele, wie der Große Kurfürst von Brandenburg, mit dessen Schwester Luise Charlotte er sich vermählte. Er mußte zwar die Ritterschaft als den einzigen Stand des Landes anerkennen und in den gänzlichen Ausschluß der auch bisher schon fast einflußlosen Städte von den Landtagen willigen, suchte aber sein Land mit gutem Erfolge wirtschaftlich zu heben. Er legte Fabriken an, sandte Kolonisten nach der westafrikanischen Küste (Gambia) und nahm von der westindischen Insel Tabago Besitz. Wie er in diesen überseeischen Unternehmungen dem Großen Kurfürsten (§ 301) glich, so dachte er auch daran, sich, wie dieser, während des schwedisch-polnischen Krieges der polnischen Lehnshoheit zu entziehen. Indes es fehlte ihm ein tüchtiges Heer, wie es der Kurfürst besaß, und die Selbstsucht des kurländischen Adels verhinderte dessen Schaffung. So mußte er den Gedanken aufgeben und blieb der polnischen Krone treu; er wurde deshalb von den in sein Land eindringenden Schweden gefangen genommen und erst durch den Frieden von Oliva wieder frei. Zum Lohn für seine Treue erhielt er das Stift Pilten (§ 163); seine überseeischen Kolonien freilich vermochte er ebensowenig zu behaupten (§ 291) wie Brandenburg. Auf Jakob folgte sein prachtliebender Sohn Friedrich Kasimir und dann dessen unmündiger Sohn Friedrich Wilhelm. Bis zu seiner Mündigkeit (1710) stritten sein Oheim Ferdinand und die Stände um die Regentschaft: kurz nach seiner Mündigerklärung vermählte er sich (Okt. 1710) mit Anna Iwanowna, der späteren Zarin (§ 347), starb aber schon nach drei Monaten. Nun wurde sein Oheim Ferdinand Herzog; da er schon früher nach Danzig gegangen war und auch jetzt dort blieb, nahmen die Stände die Regierung in Anspruch; daneben aber übte die Herzogin-Witwe Anna großen Einfluß, der

Gotthard 1561—1587 | Friedrich 1587—1639 † 1642 | Wilhelm 1587—1616 † 1640 | Jakob 1639—1682 | 1658 | 1660 | Friedrich Kasimir 1682—1698 | Friedrich Wilhelm 1698—1711 | Ferdinand 1711—1737

*) Gotthard Kettler 1561—1587
Gem. Anna von Mecklenburg

- Friedrich 1587—1639 † 1642
- Wilhelm 1587—1616 † 1640, G. Sophie von Preußen
  - Jakob 1639—1682, G. Luise Charlotte von Brandenburg
    - Friedrich Kasimir 1682—1698, G. Elisabeth Sophie von Brandenburg
      - Friedrich Wilhelm 1698—1711, G. Anna von Rußland (Kaiserin von Rußland 1730—1740)
    - Ferdinand 1711—1737

Ernst Johann v. Biron 1737—1740 1763—1769 † 1772

Karl 1758—1763 † 1796

1763

Peter 1769—1795 † 1800

1795

auch nach ihrer Erhebung zur Zarin fortdauerte. Mit Ferdinand erlosch das Haus Kettler, und nun setzte Anna die Wahl ihres Günstlings Ernst Johann von Biron durch. Seitdem stand Kurland völlig unter russischem Einfluß, und daran änderte sich auch nicht viel, als Biron 1740 nach Sibirien verbannt wurde und Kurland 18 Jahre ohne Herzog blieb. 1758 erreichte August III. von Polen (Sachsen, § 348) unter Zustimmung der Zarin Elisabeth die Erhebung seines Sohnes Karl (v. Sachsen); doch setzte ihn Katharina II., die den polnischen Einfluß in Kurland völlig beseitigen wollte, wieder ab und gab das Herzogtum dem aus der Verbannung zurückgekehrten Biron zurück. Bei seiner Verzichtleistung folgte ihm sein Sohn Peter; nach der dritten Teilung Polens (§ 416) überließ dieser Kurland der Zarin Katharina und ging nach Schlesien, wo er schon 1785 das Herzogtum Sagan gekauft hatte. Seitdem ist Kurland ein Teil des russischen Reiches. Peters Tochter Dorothea vermählte sich mit Edmund von Talleyrand-Dino, dem Neffen des berühmten Diplomaten.

Viertes Kapitel.

Die Türkei bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.

§ 250. Die Blütezeit unter Suleiman dem Prächtigen (1520—1566). Wir haben die Geschichte der Türkei, soweit sie sich mit den gleichzeitigen europäischen Ereignissen berührt, bereits besprochen, aber wir würden der weltgeschichtlichen Bedeutung dieser südosteuropäischen Großmacht nicht gerecht werden, wenn wir ihr nicht eine zusammenfassende Betrachtung widmen wollten. Dabei ergibt sich nun, daß sich das Osmanische Reich bis etwa 1566 in aufsteigender Linie bewegt, von da ab aber ein Rückgang eintritt.

Suleiman II. 1520—1566

Ungarn

Den Höhepunkt der türkischen Macht bezeichnet die Regierung Suleimans (Solimans) II. des Prächtigen, den wir schon als Schrecken der Christenheit kennen gelernt haben. Nach der Eroberung von Belgrad und Rhodus drang er in Ungarn ein, siegte bei Mohacs (II, § 384), erschien 1529 vor Wien und machte Johann Zapolya, den König der größeren Hälfte Ungarns, zum türkischen Vasallen (§ 43); ein zweiter Feldzug bis Güns bestätigte diesen Zustand (§ 44). Zustatten kamen dem Sultan dabei die gleichzeitigen Kämpfe Karls V. gegen Franz I. Die Christenheit trat eben dem Islam nicht mehr als geschlossene Einheit gegenüber: es setzten sich der Protestantismus und der Geist nationaler Selbständigkeit dem habsburgisch-katholischen System entgegen. Etwas Ähnliches aber galt für den Islam, wo der Schiitismus und der persische Nationalstaat der führenden osmanisch-sunnitischen Macht trotzten. Wir haben auf diese parallelen Erscheinungen schon früher hingewiesen (II, § 397); sie sind für Europa und Asien von größter Bedeutung geworden.

Persien

1534

Nachdem 1533 in Konstantinopel Friede mit Österreich geschlossen war, wandte sich Suleiman von der Donau zum Euphrat gegen das schiitische Persien. In schnellem Siegeszuge gelangte er nach Täbris und Bagdad, und Schah Tachmasp (1524—1576) konnte nicht hindern, daß ein Teil Armeniens (mit Wan, aber ohne Täbris) und Irak (mit Bagdad) mit dem osmanischen Reiche vereinigt wurde; die damit festgelegte Grenze der beiden mohammedanischen Reiche entspricht im wesentlichen der heutigen (II, § 384). Es ist charakteristisch für die Gesamtlage, daß zwischen Karl V. und Tachmasp Gesandtschaften gewechselt wurden; daraus ist jedoch ebensowenig ein Kriegsbund gegen den Großtürken geworden, wie einst aus den Beziehungen der christlichen Staaten zu den Mongolen und dem Turkmenenchan (II, § 382, 383).

Europa Dagegen schloß nun der französische König Franz I. Bündnis mit dem Sultan, als er nach Karls V. Angriff auf Tunis den dritten Krieg gegen den Kaiser begann (§ 54). Während dieses Krieges, dessen Verlauf wir kennen (§ 54), griffen die Türken auch die unter Venedig oder italienischen Nobili stehenden griechischen Inseln an und zwangen die 1540 Republik zur Abtretung mehrerer Inseln und der Stadt Malvasia im Peloponnes. Bald darauf verwandelte der Sultan nach Johann Zapolyas 1540 Tode dessen ungarisches Reich in eine türkische Provinz und 1541 überließ Zapolyas Sohne Sigismund nur Siebenbürgen als türkisches Lehnsfürstentum (§ 55). In dem vierten Kriege zwischen Karl V. und Franz I. war Suleiman wieder mit dem französischen Könige verbündet (§ 55); unter dessen Vermittlung kam dann nach dem Frieden von 1545 Crépy ein Waffenstillstand zustande, der zwei Jahre darauf in einen 1547 Frieden umgewandelt wurde: Ferdinand von Österreich behielt danach das westliche Ungarn, zahlte aber der Türkei eine jährliche „Pension" von 30 000 Dukaten. So war der größte Teil Ungarns auch von Österreich als türkischer Besitz anerkannt und Österreich sogar tributpflichtig geworden. Die trotz dieses Friedens immer wieder ausbrechenden kleinen Grenzkämpfe, mit denen sich der Wettstreit um die Oberherrschaft in Siebenbürgen (§ 181) verband, haben an dieser Lage ein Jahrhundert lang kaum etwas geändert.

Französischer Einfluß Eine sehr wichtige Folge des Bündnisses mit Frankreich bestand darin, daß der französische Einfluß in Konstantinopel sehr stieg; durch 1535 mit Frankreich abgeschlossene Verträge (Kapitulationen) wurde die Rechtslage der „Franken" (Abendländer) im türkischen Reiche geregelt und damit in Anknüpfung an die früher den Venetianern zugestandene eigene Gerichtsbarkeit (II, § 383) die Grundlage für die Konsulargerichtsbarkeit der europäischen Nationen geschaffen; außerdem wurde den Franzosen ein gewisses Schutzrecht über die katholischen Christen zugestanden, das noch heute in dem von ihnen beanspruchten Protektorat nachwirkt.

Letzte Zeit Suleimans Die letzten Unternehmungen des großen Sultans hatten nicht den gleichen Erfolg wie die bisherigen. Im westlichen Mittelmeer hatten bisher Chaireddin Barbarossa und Dragut den Christen Schrecken eingejagt (§ 119); jetzt wollte Suleiman die unmittelbare Macht der Türkei dorthin vorschieben und auf der anderen Seite zugleich bis Wien vordringen. Indes 1565 der Versuch, Malta zu erobern, scheiterte an der heldenmütigen Tapfer- 1566 keit der Johanniter, und der Feldzug nach Ungarn endete nicht vor Wien, 5./6. Sept. 1566 sondern vor Szigeth mit dem Tode Suleimans (§ 119). Trotzdem aber hat Suleiman, wie schon gesagt, das Reich auf den Höhepunkt seiner Macht geführt: nicht bloß als großer Eroberer hat er sich ausgezeichnet, sondern auch als Gesetzgeber und als Förderer der Wissenschaft und Kunst (II, § 385); noch heute verkünden Prachtbauten (z. B. die Suleimanije-Moschee in Konstantinopel) seinen Namen, und man hat seine Zeit als die goldene, als die augusteische der türkischen Literatur gepriesen.

Daß er dabei ein echter Orientale blieb, das beweist das Schicksal seines ältesten Sohnes Mustafa. Wegen seines Edelmuts, seiner Freigebigkeit und Tapferkeit war dieser beim Volke und bei den Janitscharen sehr beliebt; auch der Vater setzte große Hoffnungen auf ihn. Da erlangte eine russische Sklavin Roxolane so großen Einfluß auf Suleiman, daß er sie zu seiner Gemahlin erhob, und nun strebte sie danach, ihrem eignen Sohne Selim die Nachfolge zu sichern. Sie gewann dafür den Großwesir Rustem Pascha, dem sie eine ihrer Töchter zur Gemahlin gab, und wußte den Sultan mit Argwohn gegen Mustafa zu

erfüllen; gerade dessen Volksbeliebtheit bot dazu eine bequeme Handhabe. So wurde denn Mustafa vor den Augen des Vaters ermordet, und sein junger Sohn mußte ihm im Tode folgen. 1553

§ 251. Selim II. und Murad III. (1566—1595). Mit Suleimans Tode beginnt der Rückgang des Reiches. Von den Ursachen mögen hier zwei hervorgehoben werden. Da das Reich auf kriegerische Eroberungen gegründet war, mußte es verhängnisvoll wirken, daß die folgenden Sultane nicht mehr vom kriegerischen Geist erfüllt waren, nicht mehr selbst ins Feld zogen. Wie bei ihnen, so machten sich auch sonst in den oberen Kreisen die verweichlichenden Einflüsse eines gesteigerten, wesentlich sinnlichen Genußlebens geltend; auch wurde das geistige Leben durch politische und kirchliche Despotie gebunden. Dazu aber kam, daß der Gegensatz gegen das schiitische Persien in den Vordergrund trat. Die mohammedanischen Staaten sind groß geworden im Kampf gegen die christlichen; in diesem Kampfe hatte Suleiman seine Hauptaufgabe gesehen, und er hinterließ ihn auch noch seinem Nachfolger; dann aber richtete die Türkei die ihr noch innewohnende militärische Kraft hauptsächlich gegen den persischen Ketzerstaat. Es geschah damit etwas Ähnliches wie gleichzeitig in Spanien, wo der Kampf gegen den Protestantismus und gegen die Selbständigkeit der Staaten Europas den gegen den Islam erlahmen ließ. Wie sich Spanien dabei verzehrte, so auch die Türkei.

Rückgang des Reiches

Selim II. war der erste in der Reihe der unkriegerischen Sultane; er versank ganz in Weichlichkeit, Sinnlichkeit und Genußsucht, war dem Weine sehr ergeben und zog das Haremsleben dem Kriegslager weit vor. Da war es denn ein Glück für das Reich, daß der tüchtige Großwesir Mohammed Sokolli, der aus Sklavenstellung zur höchsten Würde emporgestiegen war, die Geschäfte im Geiste Suleimans leitete und erfahrene Männer an der Spitze des Heeres und der Marine standen. Suleimans gegen Österreich gerichtete Angriffspläne wurden zwar aufgegeben, aber der mit Kaiser Maximilian II. geschlossene Friede bestätigte für Ungarn den bestehenden Zustand einschließlich der Fortzahlung des Ehrengeschenks (§ 119). Ein großer Erfolg war dann die Eroberung der venetianischen Insel Cypern; der glänzende Sieg aber, den Don Juan d'Austria über die Türken bei Lepanto errang, zerstörte zwar den Nimbus der türkischen Unbesiegbarkeit, brachte indes sonst keine Verluste: Venedig verzichtete auf Cypern, und das von Don Juan eroberte Tunis wurde von den Türken zurückgewonnen (§ 120). Seitdem ruhten die weltgeschichtlichen Kämpfe gegen das Abendland, es dauerte fort nur ein ziemlich bedeutungsloser Grenzkrieg in Ungarn (§ 181).

Selim II. 1566–1574 — 1568 — 1570/71 — 1571 — 1573 — 1574

Wie Philipp II. seinen Blick auf Westeuropa richtete, so wandte Selims Sohn, Murad III., sein Augenmerk nach Asien. Er begann einen Krieg gegen Persien, hat aber die Hoffnungen, die man auf seine anfangs bewiesene Tatkraft setzte, nicht erfüllt; er zog nicht selbst ins Feld und entartete bald in einem trägen Genußleben; Leidenschaft für die Frauen und Goldgier beherrschten ihn, und daneben verfiel er melancholischen Grübeleien.

Murad III. 1574–1595

Die Wirren, die in Persien nach Tachmasps Tode unter dessen elf Söhnen ausbrachen und auch durch die Erhebung des unfähigen Mohammed Chodabende nicht beendigt wurden, schienen dem Sultan

Persien — 1577–1585

eine günstige Gelegenheit zur Wiederaufnahme des Krieges zu bieten. Die Kämpfe verliefen zunächst günstig für die Türken. Mustafa Pascha ge-
1578 wann einen großen Sieg bei Tschildir, eroberte Georgien und legte die Festung Kars an; Ferhad Pascha befestigte Eriwan; Osman Pascha drang durch den Paß von Derbent zum Kaspischen Meere, siegte in der bei Fackel-
1583 1585 schein fortgesetzten „Fackelschlacht" und eroberte Täbris. Nun aber wandte sich das Glück: die Perser erfochten einige Siege, und die innere Lage
Abbas I 1586—1628 ihres Reiches besserte sich durch die Thronbesteigung **Abbas des Großen** (II, § 390). Auch der Sieg Ferhad Paschas unweit Bagdad hätte die
1588 türkischen Erfolge nicht gesichert, wenn nicht Abbas zunächst freie Hand gegen die Usbeken (II, § 390), die sich Herats bemächtigt hatten, hätte
1590 haben wollen. Dadurch erlangten die Türken im Friedensschluß die Abtretung von Täbris, Aserbeidschan, Georgien und Schirwan.

Inneres Diese auswärtigen Erfolge sind um so bemerkenswerter, als die **inneren Zustände** immer trüber wurden. Die Schlaffheit des Sultans öffnete Haremsintriguen und Hofkabalen Tür und Tor; nach der Ermordung des tüchtigen Groß-
1579 wesirs Mohammed Sokolli folgten in schnellem Wechsel zehn Großwesire; sehr bedenklich war auch der zunehmende Übermut der **Janitscharen** (II, § 381, 385). Sie hatten zuerst bei der Thronbesteigung Bajesids II. (1481) ein außerordentliches Geschenk ertrotzt (II, § 384), seitdem taten sie das bei jedem Thronwechsel; unter Suleiman II. erlangten sie das Recht zu heiraten, und unter Selim II. setzten sie durch, daß sie ihre Söhne in ihre Reihen aufnehmen durften; die Eifersucht auf ihre Privilegien wirkte dahin, daß unter Murad III. im Widerspruch mit dem bisherigen Brauch (II, § 385) auch Osmanen zu Janitscharen gemacht wurden. Eben wegen ihrer Sonderstellung wuchsen sie, wie einst die römischen Prätorianer, schwachen Herrschern über den Kopf und waren stets zu Tumulten geneigt. Neben ihnen gewannen immer größere Macht die Ulemas und Muftis (II, § 385).

Mohammed III. 1595—1603 **§ 252. Niedergang der Türkei von 1595 bis 1640.** Murads Sohn **Mohammed III.** begann nach dem seit Mohammed II. als rechtmäßig erklärten (II, § 385) und auch in der Zwischenzeit geübten Verfahren seine Regierung mit der Ermordung von 19 Brüdern. Unter ihm gewannen die Kämpfe in **Ungarn** wieder größere Bedeutung; er zog selbst
1596 dorthin und eroberte Erlau (§ 181). Beendigt wurden sie erst unter
Achmed I. 1603—1617 seinem Sohn **Achmed I.**, der auf Grund des gegenwärtigen Besitzstandes
1606 mit Österreich den Frieden von **Zsitva-Torok** schloß (§ 181), um freie Hand gegen Persien zu bekommen. **Abbas I.** hatte nämlich 1601 den Krieg zur Rückgewinnung der 1590 abgetretenen Lande wieder er-
1603/04 öffnet und Täbris, Kars und Eriwan erobert. Jetzt zogen die Türken mit größerer Macht gegen ihn, aber Abbas blieb siegreich und behauptete
1612 beim Friedensschluß Aserbeidschan und Georgien.

Seit Achmed wurde der geheime Einfluß des Harems, der Frauen und Eunuchen auf die Staatsgeschäfte immer stärker. Schon Murad hatte sich oft leiten lassen von dem Kapu-Aga (II, § 385), dem obersten der weißen Eunuchen, dem „Wächter des Tores der Glückseligkeit". Achmeds Entschlüsse wurden vielfach bestimmt von dem Kislar-Aga (II, § 385), dem Haupt der schwarzen Verschnittenen, dem Vorsteher des eigentlichen Harems; neben ihm hatte Kösem, eine der Frauen Achmeds, großen und zwar heilsamen Einfluß.

Mustafa 1617—1618 1622—1623 † 1639 Nach Achmeds Tode begannen Thronwirren. Er hatte dem Brauche zuwider seinen blödsinnigen Bruder **Mustafa** nicht ermorden lassen; dieser wurde durch die Janitscharen zum Sultan ausgerufen, nach drei

Monaten aber wieder entthront und ins Gefängnis geworfen. An seiner Stelle erhoben die Janitscharen Achmeds ältesten Sohn Osman II. Er unternahm einen Feldzug gegen Sigismund III. von Polen, um diesem eine Unterstützung des Kaisers in dem eben begonnenen Dreißigjährigen Kriege unmöglich zu machen; der Feldzug verlief unglücklich, weil die Janitscharen meuterten. Da wollte sich der Sultan ihrer entledigen und aus Kurden eine neue Leibwache bilden; indes die Janitscharen kamen ihm zuvor und führten den blödsinnigen Mustafa auf den Thron zurück. Osman wurde ermordet, Mustafa aber erwies sich so unfähig, daß er im nächsten Jahre wieder entthront wurde. Nun bestieg Achmeds zweiter Sohn Murad IV. den Thron. Er stand anfangs unter dem guten Einfluß seiner hochbegabten Mutter, der „Walide" Kösem, die schon unter Achmed eine hervorragende Stellung eingenommen hatte; dann entzog er sich ihrer Bevormundung und ist nun einer der tatkräftigsten, aber zugleich einer der fürchterlichsten Herrscher des Osmanischen Reiches geworden. Als die Janitscharen ihn gezwungen hatten, ihnen einige der ihm am nächsten Stehenden zur Ermordung preiszugeben, beschloß er, sich an ihnen zu rächen und ihren Übermut zu brechen. Außerdem galt es, den Selbständigkeitsgelüsten der Provinzialstatthalter gegenüber das Ansehen des Sultans wieder mehr zur Geltung zu bringen. Das Mittel sollte in beiden Fällen der Schrecken sein. Murad ging gegen die Janitscharen mit Hinrichtungen vor; mit der wachsenden Zahl der Hinrichtungen entwickelte sich dann bei ihm eine Lust am Morden, eine wahre Gier nach Blut; und da die Schätze der Hingerichteten ihm zufielen, konnte er dabei auch seine Habgier befriedigen; hinzukam, daß seine übermäßige Trunksucht seine moralische Widerstandskraft gegen Jähzorn und Leidenschaft lähmte. Die Folge war ein entsetzliches Blutregiment, dem in fünf Jahren (von 1632 bis 1637) 25 000 Menschen zum Opfer gefallen sein sollen. Aber der Sultan bändigte in der Tat die Unbotmäßigkeit der Janitscharen und die Selbstherrlichkeit der Statthalter und war dabei bei den großen Massen sehr beliebt. Sein Schreckensregiment traf ja wie das der meisten durch Grausamkeit berüchtigten Tyrannen nicht sie, sondern kam ihnen eher zugute, auch verkehrte er sehr leutselig unter dem Volke. Den Knabenzins, der so schwer auf den Christen lastete (II, § 385), schaffte er 1638 ab.

Osman II. 1618—1622

1622

Murad IV. 1623—1640

Nach außen war sein wichtigstes Unternehmen ein Krieg gegen Persien. Schah Abbas hatte die Empörung eines türkischen Statthalters benutzt, sich Bagdads zu bemächtigen; zugleich erhob sich gegen den Sultan der Statthalter von Erzerum. Dieser wurde zwar 1627 zur Unterwerfung gezwungen, gegen Persien aber blieben mehrere Feldzüge ohne Erfolg. Erst 1638 gelang es dem Sultan, Bagdad wieder zu erobern; im Frieden von Sehab mußte Schah Sefi I. (1628—1642) auf Bagdad verzichten, und seitdem ist es den Türken verblieben.

Persien

1623

1639

§ 253. Beginn eines neuen Aufschwungs (1640—1660). Siebenbürgen. Auf Murad IV. folgte sein jüngster Bruder Ibrahim I.; er wurde aus dem Gefängnis, in dem er 28 Jahre in steter Todesfurcht zugebracht hatte, auf den Thron gehoben. Weichlich und üppig, ein Mann des Harems und dessen Einflüssen zugänglich, war er doch zugleich grausam, selbstherrisch und begierig nach Kriegsruhm. So eröffnete er gegen Venedig den Krieg um Kreta, der 24 Jahre dauern sollte. Ibrahim erlebte

Ibrahim I. 1640—1648

1645

noch die Eroberung von Canea und Retsimo; da er aber zu den Kriegskosten auch die Geistlichkeit heranzog und dem Übermut der Janitscharen entgegentrat, so verbündeten sich die Ulemas (II, § 385) mit den Janitscharen und bewirkten, daß der Mufti Abderrhaman den Sultan für abgesetzt erklärte und seinen erst sieben oder zehn Jahre alten Sohn Mohammed IV. zum Nachfolger ausrief; bald darauf wurde Ibrahim ermordet.

8. Sept. 1648

Mohammed IV. 1648—1687 † 1691

Unter Mohammed IV. rangen zunächst seine Mutter Tarchan und seine Großmutter Kösem um den maßgebenden Einfluß, bis die letztere grausam ermordet wurde. Im Zusammenhange damit standen Meutereien der Janitscharen, die vom Sultan die Hinrichtung seiner vertrautesten Ratgeber erzwangen; dazu stieg die Finanznot so, daß die Abgaben erhöht und die Münzen verschlechtert wurden. Zudem gewannen die Venetianer vor den Dardanellen einen glänzenden Sieg und eroberten Lemnos und Tenedos. In dieser Notlage ernannte der Sultan den Mohammed Köprili zum Großwesir; dieser und seine Söhne (die Dynastie der großen Wesire) haben nun das Reich nicht nur gerettet, sondern eine letzte Periode kriegerischen Aufschwungs herbeigeführt. Mohammed Köprili unterdrückte die Intriguen des Harems, ließ die mächtige Sultanin-Walide im Namen ihres Sohnes schwören, daß alle Entscheidungen in seiner Hand liegen sollten, warf mit harter Grausamkeit, mit Mitteln, die an Murad IV. erinnerten, die meuternden Janitscharen und die Empörer in den Provinzen nieder (30 000 Opfer sollen gefallen sein, in Aleppo wurden 30 Paschas überrumpelt und getötet) und rüstete energisch für den auswärtigen Krieg. In einer dreitägigen Seeschlacht vor den Dardanellen, in der das venetianische Admiralschiff in die Luft flog und der venetianische Admiral Lazzaro Mocenigo den Tod fand, gewannen die Türken einen großen Erfolg, nahmen Tenedos und Lemnos wieder und entfalteten auf Kreta weit größere Energie als bisher (§ 303). Dazu aber griff Köprili in die Verhältnisse Siebenbürgens ein.

1651 — 1656 — Sept. 1656 — Großwesire Mohammed Köprili 1656—1661, Achmed Köprili 1661—1676, Mustafa Köprili 1689—1691 — 1657

Siebenbürgen

Wir haben die Lage Siebenbürgens früher charakterisiert und seine Geschichte bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts verfolgt (§ 181, 182). Der Umstand, daß Österreich und die Türkei sich die Oberhoheit über Siebenbürgen streitig machten, mußte der Selbständigkeit seiner Fürsten zugute kommen; dazu eröffnete der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges Bethlen Gabor (§ 182) die Aussicht, entscheidend in das Schicksal Österreichs und Deutschlands einzugreifen, dies um so mehr, als er sich 1626 mit Katharina, der Schwester des Kurfürsten von Brandenburg, vermählte (§ 199). Wir wissen aber, daß er sich wiederholt (§ 195, 199) gegen verhältnismäßig geringe Zugeständnisse zu unzeitigen Friedensschlüssen mit dem Kaiser bestimmen ließ. Nach Bethlen Gabors Tode wurde seine Witwe Katharina von Brandenburg Fürstin, sein Bruder Stephan Bethlen Gubernator. Bald aber entstanden zwischen ihnen Streitigkeiten und Konflikte mit den Ständen, und so wurde denn Georg I. Rakoczy, der Sohn des Fürsten Sigismund (§ 181), zum Fürsten gewählt. Er wurde vom Kaiser, der wegen der von Gustav Adolf drohenden Gefahr im Osten Frieden haben wollte, anerkannt, schloß sich aber an die Türkei an. Gegen den Kaiser begann er 1644 im Einvernehmen mit Schweden und Frankreich einen Feldzug, während gleichzeitig Torstenson die kaiserlichen Erblande bedrängte (§ 213). Der Kaiser bestimmte den Sultan dazu, seinem Vasallen die Fortsetzung des Krieges zu untersagen und schloß dann mit Rakoczy den Frieden von Linz, in dem er ihm fünf ungarische Palatinate überließ und den ungarischen Protestanten, von denen Rakoczy als Vorkämpfer ihres Glaubens begrüßt worden war, religiöse Duldung zusicherte. Georgs I. Sohn und Nachfolger Georg II. Rakoczy nahm als Verbündeter Schwedens an dem Kriege zwischen Karl X. von Schweden und Johann Kasimir von Polen teil, hatte aber dabei keinen Erfolg (§ 247). Die Pforte erblickte darin eine unzulässige Eigenmächtigkeit ihres Vasallen und verlangte seine Absetzung. Da Rakoczy sich nicht fügte, eröffnete Mohammed Köprili den Feldzug gegen Siebenbürgen und übertrug Achaz Barcsay die Fürstenwürde. Weil

Gabriel Bethlen 1618—1629 — 1622, 1626 — Katharina 1629—1630 — Georg I. Rakoczy 1630—1648 — 1645 — Georg II. Rakoczy 1648—1658 † 1660 — 1657 — 1658 — Barcsay 1658—1660

aber Köprili zur Niederwerfung eines Aufstandes nach Syrien eilen mußte (1659), setzte Rakoczy den Kampf fort, bis er an den in einem Treffen empfangenen Wunden starb (6. Juni 1660). Barcsay vermochte indessen die Zuneigung der Siebenbürger nicht zu gewinnen, und so wählten die Stände den Johann Kemeny zum Fürsten. Er ließ Barcsay ermorden und suchte engen Anschluß an Österreich, das einige Truppen unter Montecuccoli nach Siebenbürgen sandte. Die Pforte erhob dagegen den Michael Apafy, und Kemeny fiel 1662 in der Schlacht bei Schäßburg.

Johann Kemeny 1661—1662 Michael Apafy 1661—1690

Diese Vorgänge wurden der Anlaß zu dem letzten großen Vorstoß der Türkei gegen Österreich. Wir werden diese Vorgänge später zu behandeln haben und weisen hier nur darauf hin, daß sie zu dem entscheidenden Wendepunkte der asiatisch-europäischen Geschichte führten: mit der Schlacht am Kahlenberge beginnt auch im europäischen Orient deren letzte noch heute nicht abgeschlossene Periode, die im europäischen Westen schon mit der Schlacht bei Tours und Poitiers begonnen hatte: die Zurückdrängung Asiens aus Europa (§ 264).

1683

Fünftes Kapitel.

Literatur von 1618 bis 1660. Kunst des Barocks.

A. Die Literatur.

Nationale Strömungen

§ 254. Die deutsche Literatur. Opitz. Der bisherige Gang der deutschen Literatur hatte zu einer Erschütterung und allmählichen Abnahme der gelehrten Dichtung in lateinischer Sprache geführt. Erleichtert wurde diese Rückkehr zur Landessprache dadurch, daß Kern und Wesen der neuen Geistesbildung von den Deutschen ernster aufgefaßt wurde und der Geist des Altertums bei ihnen tiefer wurzelte als bei den romanischen Nachbarn. Für unser Volk bedeutete der Humanismus eine wirkliche Wiedergeburt im Geiste, einen Jungbrunnen, aus dem die Schule weiteste Kreise schöpfen lehrte. Es kam hinzu, daß Luther die deutsche Sprache zum Ausdrucke auch der hehrsten Gedanken befähigt und veredelt, anderseits der Kirchenkampf ihren Gebrauch verallgemeinert hatte. Nicht zuletzt mag schließlich der Vorgang fremdländischer Gelehrter, die, namentlich in den stammverwandten Niederlanden, nur die klassische Form in ihren nationalen Schöpfungen beibehielten, auf unsere Humanisten eingewirkt haben. Seit den Tagen der Reformation geht überhaupt, wie bei Hutten (§ 22), im Volksliede und anderswo, ein Zug der Selbstbesinnung, der Erinnerung an das eigene Volkstum durch die Zeit, die vorübergehend nicht mehr ausschließlich von den kirchlichen Fragen in Atem gehalten wurde, bis sie der große Krieg furchtbar aus der trügerischen Ruhe aufscheuchte und, wie unendlich viel anderes, so auch die Regungen und Ansätze vaterländischen Gefühls ertötete. Solche nationale Strömungen lebten besonders im Südwesten des Reiches, in Straßburg und in Heidelberg, einer alten Musenstätte. Ziel des Strebens war, Volkstümlichkeit und Gelehrsamkeit in Einklang zu setzen und das nationale Schaffen mittelst fremder Form zu vervollkommen. Denn daß sich die deutsche Dichtung nicht aus eigener Kraft von ihrer Niedrigkeit und aus ihrer Versunkenheit losringen konnte, das war jedem Einsichtigen klar. Mochte die lateinische Verskunst erstickend und erdrückend auf der nationalen Poesie gelastet haben: den Begriff der Form verdankt man zunächst nur ihr. Und Abhilfe der Formlosigkeit war in den literarischen Zuständen des Vaterlandes erstes Gebot gewesen. Verständnis hierfür bekundet sich bereits in der Tabulatur der Meistersinger. Andere Wege als diese schlug jener süddeutsche Kreis ein. Er entlehnte dem Auslande den reichen Schatz künstlicher Gebilde, wie Sonette, Sextinen, Alexandriner, Villanellen (§ 190), Oden usw., die man noch bei Fischart (§ 183) vergeblich sucht.

Von den Angehörigen dieses Kreises ist Schede (§ 183) schon besprochen. In mannigfachen amtlichen Stellungen hatte Michael Moscherosch die Gebrechen der Zeit und die Greuel des Krieges kennen gelernt, der ihn selbst mehrmals der Plünderung preisgab und zur Flucht nötigte. Seine den Träumen (Sueños) des Spaniers Quevedo (§ 258) nachgebildete Prosasatire Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald entbehrt nicht des sittlichen Ingrimms über Torheiten und Verirrungen, verliert sich aber gern in Kleinkram und Nebensächliches. Bald werden die verkehrte Gelehrsamkeit, das Rotwelsch der Rechtsgelehrten, die Quacksalber und Sterndeuter lächerlich gemacht; anderswo ergießt Moscherosch seinen Zorn über das sogenannte Alamode-Wesen, die Nachäfferei der Franzosen in Kleiderpracht, Perücken, Schminken und einer Mischsprache, die auf eine undeutsche Bastardnatur schließen lasse. Auch gegen die Schelmenromane mit ihrer Verherrlichung der Grundsatzlosigkeit, gegen die Ehre oder „Reputation", die das Gewissen betäube und zu vernunftwidrigem Handeln verleite, richtet sich der Stachel seines Spottes. Aus eigenem Erlebnisse schildert er das Soldatenleben, ein Kapitel, das öfters als Gemälde der unmenschlichen Roheit der Kriegsjahre ausgezogen worden ist. Auch im Christlichen Vermächtnisse klagt sich der ganze Schmerz vaterländischer Empfindung in sehr anschaulichen Bildern aus.

Moscherosch 1601—1669

Die charaktervollste Gestalt in der Heidelberger Dichtergruppe ist aber Zinkgref, von dessen Sprichwörtersammlung § 183 die Rede war.

Zinkgref 1591—1635

Er allein hielt während der Belagerung in Heidelberg (§ 196) aus, für dessen Besatzung er mit kernigen Liedern, wie der Vermahnung zur Tapferkeit, zum „Tyrtäus" ward. Nach dem Falle der Stadt verarmt und flüchtig, sah er sich zu einem Wanderleben verurteilt, das auch einige feste Anstellungen nur unterbrechen konnten. In seinem Wirken treten die erfreulichen Seiten dieser Schule am schönsten hervor: gesunder männlicher Sinn, eine durchaus deutsche Denkweise, Pflege des Volkstümlichen und formale Bildung. Eben sah sein umsichtiger Eifer für die deutsche Dichtkunst einen neuen Tag anbrechen mit Martin Opitz, der 1618 als Student im Lingelsheimischen Hause, dem Mittelpunkte des Dichtervereins, Erzieher wurde: da zerstreute der Krieg die Kunstgenossen. Ihren Bestrebungen hat sich Opitz später so entfremdet, daß er die Herausgabe seiner Jugendgedichte durch Zinkgref, der damit vielleicht einen Streich gegen den abtrünnigen Schlesier beabsichtigt hatte, voll Unwillens mißbilligte.

Die gelehrte Dichtung

Was diesen Süddeutschen nicht minder als die kunstmäßige Gestalt ihrer Erzeugnisse am Herzen lag, nämlich der volkstümliche Charakter, das streift sich in der folgenden Gelehrten- und Adelsdichtung bald vollständig ab. Jäh und gründlich erfolgt der Bruch mit der Volkspoesie. Äußerlich kennzeichnet ihn der Wechsel in der Heimstätte der Dichtkunst, die über Schlesien nach Norddeutschland wandert; seinen zeitlichen Beginn bestimmen Opitzens Auftreten und die Gründung des Palmenordens.

Der Palmenorden

Der Wiedereintritt des Adels unter die führenden Mächte deutscher Literatur geschah durch die Stiftung der Fruchtbringenden Gesellschaft im Jahre 1617. Ein Trauerfall im Hause Sachsen-Weimar hatte eine Anzahl deutscher Fürsten auf dem Schlosse Hornstein vereinigt. Der Hofmarschall Kaspar von Teutleben brachte das Gespräch auf das Elend der deutschen Sprache und Literatur. Zugleich wies er auf die italienischen Besserungsbestrebungen, besonders in den Akademien (II, § 330), hin. Nach diesem Vorbilde beschloß die Versammlung, „eine Gesellschaft zu erwecken, darin man gut rein Deutsch zu reden, schreiben sich befleißige und dasjenige täte, was zur Erhebung der Muttersprache dienlich." Daneben forderten die Satzungen „Erhaltung guten Vertrauens und wohlanständiger Sitte". Dem Fürsten Ludwig von Anhalt wurde der Vorsitz der Gesellschaft übertragen, die die Fruchtbringende oder nach ihrem Sinnbilde der Palmenorden hieß. „Alles zu Nutz" war ihr Wahlspruch. Die Mitglieder legten ihre Standesbezeichnungen ab und wählten freierfundene Namen, wie „Der Nährende" u. ä., zum Ausdrucke ihrer Gleichberechtigung. Die Aufnahme Bürgerlicher begegnete wiederholt Schwierigkeiten. Nach mehrmaligem Wechsel ihres Sitzes ging die Gesellschaft 1680 ein. Mag sie sich während ihres Bestehens vielfach in Spielereien verloren haben: bei der kümmerlichen Lage der verwahrlosten, mit fremdem Wortschatze durchsetzten deutschen Sprache bedeutete das Vorgehn der Fürsten eine vaterländische Tat. — Von den Nachfolgerinnen der Fruchtbringenden ist mehr als die 1643 in Hamburg von Philipp von Zesen gestiftete, durch ihre Übertreibung der Sprachreinheit berüchtigte Deutschgesinnte Genossenschaft und als der Elbschwanenorden aus dem Jahre 1660, der seinen Stifter Johann Rist kaum überlebte, zu Einfluß gelangt der

von Zesen 1619—1689

Gekrönte Blumenorden an der Pegnitz von 1644. Er war das Werk des Nürnberger Ratsherrn Philipp Harsdörfer und des Johann Klaj (Clajus) aus Meißen, der erst Lehrer in Nürnberg, dann Prediger in Kitzingen war. Seine Dramen, wie Herodes, verdienen Beachtung; bekannter machten ihn seine Gedichte zum Westfälischen Frieden. Das Pegnesische Dichterbuch gab er gemeinsam mit Harsdörfer heraus. Dieser sammelte seine geistlichen und weltlichen Gedichte in Nathan und Jotham; daneben schrieb er Novellen. Doch lebt er nur fort in seiner Poetik: Poetischer Trichter, die deutsche Dichtkunst in sechs Stunden einzugießen, mit dem das Mißverständnis vom Wesen der Kunst den Gipfel erreichte. Gegenüber den inzwischen zur Vorherrschaft gelangten Schlesischen Schulen erstrebten die Pegnitzschäfer Anmut und Zierlichkeit, die freilich bald in Tändelei ausarteten, und engen Anschluß an den Wohllaut und die Klangfülle der romanischen Literaturen. Ihre Erzeugnisse wurden mehrfach gesammelt, so in der Pegnitzschäferei von Klaj und Siegmund von Birken (Betulius), dem späteren Haupte des Ordens. In der Versmacherei und Schäferspielerei blieb Betulius unübertroffen. Die Mitglieder des Blumenordens nannten sich mit Schäfernamen; als Abzeichen trugen sie Blumen. Zu dem anfänglichen Sinnbilde des Ordens, der Panpfeife, kam später die Passionsblume, ein Hinweis auf den Übergang von der Schäferdichtung zum geistlichen Liede, dem sich namentlich Georg Schottelius, Konsistorialrat in Wolfenbüttel, widmete. Er breitete den Orden auch über Norddeutschland aus und sicherte ihm dort durch seine außerordentliche Sprachkenntnis und seine sprachwissenschaftlichen Werke Einfluß und Ansehn.

Harsdörfer 1607–1658

Klaj 1616–1656

von Birken 1626–1681

Schottelius 1612–1676

Erste Schlesische Dichterschule

Roheit und Regellosigkeit, unter denen die Sprache litt, waren die Schädlinge auch der Verskunst, deren Verständnis so weit abhanden gekommen war, daß man die Silben einfach zählte, unbekümmert um ihre Länge und Kürze. Was Wunder, wenn feineres Gefühl Rettung aus der Formlosigkeit und auch der aller Phantasie baren Inhaltsöde bei fremdländischen Mustern, vor allem leider bei dem schwülstigen, bilderreichen Italiener Marini (§ 259) suchte und sich an dem freilich schleppenden, aber wenigstens streng regelrichtigen heroischen Alexandriner (II, § 355) der Franzosen schulte.

Abhilfe der Übelstände wurde von verschiedenen Seiten aus angestrebt. In Heidelberg wie auf dem Hornsteine und in den literarischen Orden galt es im Grunde das gleiche rühmliche Ziel. Durchschlagenden Erfolg hatte indessen erst Martin Opitz aus Bunzlau, nur daß die Tätigkeit dieses Vaters und Wiederherstellers der Dichtkunst ihrem ganzen Umfange nach auf dem Gegensatze zu allem, was volkstümlich heißt, beruht.

Mart. Opitz 1597–1639

Er drang auf Reinigung der Sprache von landläufiger Stümperei und Verlotterung. Den Tabulaturen der Meistersinger setzte er ein neues Gesetzbuch entgegen in dem Werkchen Von der deutschen Poeterei. Er verbannte den üblichen Knittelvers und empfahl dafür den Alexandriner. Er erschloß endlich den Zeitgenossen wieder das Verständnis für die deutsche Silbenmessung mit dem Nachweise, daß für uns der Wortton Länge oder Kürze bestimme und in Einklang mit dem Verstone gebracht werden müsse; nicht etwa als ob, wer diese Regel befolge, dadurch schon Dichter sei, aber kein echter Dichter dürfe dagegen verstoßen. Weiterhin schützte er die deutsche Dichtkunst, wie er sie auffaßte, gegen das Vorurteil der Gelehrten und gegen das Mißtrauen sittenrichterlicher Engherzigkeit. In jenem Sinne empfahl er eindringlichst das Studium altklassischer Vorbilder, wodurch er unabsichtlich der Einwanderung der heidnischen Götter in die Dichtung Tür und Tor öffnete; sittliche Bedenken beschwichtigte er durch den Grundsatz, die Poesie solle lehren und nützen wie die Philosophie, nur mit dem Unterschiede, daß sie lehre und nütze, indem sie ergötze, was wiederum eine üble Folge hatte, indem die lehrhafte Dichtung überwucherte. Sie entsprach freilich vorzugsweise Opitzens Anlage, deren Vorzüge, klarste Verstandesmäßigkeit und Denkrichtigkeit, ihn von Epos, Lyrik und Drama gleichweit entfernten. Zwar hat er sich besonders gegen das Ende seines Lebens mit geistlichen Liedern und Übersetzungen der Psalmen, des Hohenliedes u. ä. beschäftigt, aber die vollendete Form, Sprache und Verskunst verhüllen den Mangel an Phantasie, Empfindung und besonders musikalischem Gefühl nur schlecht. Ebenso ist sein Drama Judith nur ein Werk des Verstandes. Doch war ihm auf diesem Felde ein geschichtlicher Erfolg beschieden. In der Dafne nämlich, die Opitz aus dem Italienischen des Rinuccini (§ 189, 190) übersetzte und der „Vater der deutschen Musik", Kapellmeister Schütz (§ 190) in Dresden, komponierte, hat man die erste deutsche Oper zu sehen. Als Muster der dramatischen Kunst, die ihm vorschwebte, waren

die Verdeutschungen der Antigone von Sophokles und der Trojanerinnen des Seneca gedacht. Durch sie wie durch zahlreiche Übertragungen und Nachahmungen aus romanischen Literaturen hat er freilich der Ausländerei, der das dreißigjährige Elend die gebrochene Nation politisch preisgab, auch im Schrifttume die Pfade bereitet. Und doch steht am Eingange der Schriftstellerei dieses merkwürdig verwickelten Charakters der Aristarchus, ein Preis der deutschen Sprache, und an ihrem Schlusse die Ausgabe des Annoliedes (II, § 257), eine Frucht seiner altdeutschen Forschung. Wenn Opitz ferner durch die Poeterei die Herrschaft der gelehrten Dichtung entschieden und durch sein Vorbild weite Kreise zu dem Wahne verführt hat, die fehlende Innerlichkeit des Selbsterlebnisses durch erdachte und gemachte Gefühle ersetzen zu können, so hob er doch zugleich die deutsche Poesie aus den Niederungen des Lebens in die reinere Luft der vornehmen Kreise empor und beseitigte den Zwiespalt zwischen der gelehrten lateinischen und der gebildeten deutschen Dichtung. Dieser impfte er die langgesuchte Form und durchsichtige Folgerichtigkeit ein. Die Übertreibungen seiner Nachtreter sind nicht seine Schuld.

Wesentlich gefördert wurde Opitz durch sein Geschick, sich selbst gegensätzlichen Verhältnissen anzupassen, und durch einflußreiche Beziehungen zu aller Welt. Als willig anerkanntes Haupt der Heidelberger wußte er sich aus der Kriegsnot rechtzeitig nach Holland in Sicherheit zu bringen. Obwohl ganz der Dichtkunst zugewandt, nahm er in Siebenbürgen, wohin er aus dem verheerten Vaterlande geflüchtet war, von Bethlen Gabor ein Lehramt an. Trotz seines Protestantismus gewann er es über sich, in die Dienste des berüchtigten „Seligmachers“ (§ 195) Hannibal von Dohna zu treten. Als Bürgerlicher setzte er seine Aufnahme in den Palmenorden durch, wurde auch als „Martin Opitz von Boberfeld“ geadelt. Mit vielen Höfen in Verkehr, pflegte er Beziehungen zur gelehrten Welt weit über Deutschlands Grenzen hinaus, wie mit Heinsius (§ 260, 2), Grotius (§ 260, 1), de Thou (§ 191, 3) u. a. m. Mildtätigkeit an einem pestkranken Bettler soll die Ursache seines Todes gewesen sein.

Einem vollen Jahrhunderte deutscher Dichtung ist Opitz Regel und Richtschnur gewesen. Dem Begründer der Schlesischen Schule pflegt man als größten Lyriker Paul Fleming und als größten Dramatiker Andreas Gryphius zur Seite zu stellen.

Paul Fleming 1609—1640

Paul Fleming aus Hartenstein in Sachsen war von Beruf Arzt. Der Jammer über die Greuel des dreißigjährigen Krieges ließ ihn 1613 mit einer holsteinischen Gesandtschaft als „Hofjunker“ nach Rußland und Persien reisen. Bald nach seiner Rückkehr starb er in Hamburg. Die Fülle seiner Erfahrungen verlieh seinen Gelegenheitsgedichten und geselligen Liedern ihre schlichte Wärme und bewahrte den Dichter vor der verstandesmäßigen Gelehrtheit seines Vorbildes Opitz.

Andreas Gryphius 1616—1664

Andreas Gryphius aus Glogau, der wohl auch zur zweiten Schlesischen Schule (§ 353) gerechnet wird, gilt als der begabteste und empfindungsreichste unter den Dichtern um Opitz, von dessen Lehren er sich befruchten ließ, ohne seiner Verstandesmäßigkeit den Ernst und die Tiefe des eigenen Gefühls zu opfern. Beide Eigenschaften sind wohl ein Nachklang der Schicksalsschläge, die den Dichter in seiner Jugend trafen, und als deren Niederschlag Gefühlsschwärmerei und fast abergläubische Schwermut den Grundton seiner Dichtung bilden im Sinne seines Verses:

Die Herrlichkeit auf Erden
Muß Staub und Asche werden.

Kein befreiender Zug mildert das Entsetzen in seinen mit rednerischem Prunke überladenen Stücken, Leo von Armenien, Katharina von Georgien, Ermordete Majestät oder Carolus Stuardus von Großbritannien, maßlos leidenschafterfüllten Darstellungen des Fürstenmords, zu denen sich seine von Natur hitzige Phantasie am Vorbilde der Niederländer, namentlich van den Vondels (§ 255), und des Römers Seneca, dem er auch den „Reyen“ (Chor) entlehnte, noch übersteigerte. Was ihn aber hoch über Zeitgenossen und Vorgänger stellt, das ist der dramatische Aufbau, die mitfühlende Kenntnis des menschlichen Herzens und die Beherrschung der Stoffmasse durch tiefsinnige, schmerzerfüllte Betrachtung. Seine Vielseitigkeit lassen allegorische Romane, kernhafte Satiren, schlichte Kirchenlieder und schwungvolle Oden erkennen. Doch weisen ihm seine literarische Stellung vor allem seine Lustspiele an, für die er mit glücklicher Hand die Stoffe aus der Zeit herausgriff, wie in der an Shakespeares Sommernachtstraum erinnernden „Komödie in der Komödie“, Peter Squenz, ein Schimpfspiel auf die Bettelpoeten, und im Horribilicribrifax mit den aufschneiderischen Kriegern, dem Titelhelden und dem Daradiridatumdarides, und dem verkommenen Halbgelehrten Sempronius.

Schauspieler

Was in des Gryphius Lustspiel Gesundes lebt, ist nicht weiterentwickelt worden. Außer den mehrfach erwähnten, in der Zeit liegenden Gründen wirkte dabei insbesondere der Mangel an geschulten Schauspielern mit.

Eben damals, am Ausgange des dreißigjährigen Krieges, ging es auch mit den Englischen Komödianten (§ 183) zu Ende. Schon vorher hatten sich namentlich Studenten zu „Banden" zusammengetan; zuerst wird die Truppe Treus erwähnt; andere „Prinzipale" waren Pauli und Gärtner. Zu wirklicher Bedeutung gelangte die Schauspielkunst erst am Ende des Jahrhunderts in der Truppe des Magisters Veltheim und seiner gebildeten Frau. Aus ihrer Schule sind dann alle namhaften „Prinzipalschaften" des 18. Jahrhunderts hervorgegangen. Sie erst behoben den Makel, der dem Stande der Bühnenkünstler bisher anhaftete.

Lat. Dichtung

Schedius 1615—1641

Die absterbende lateinische Dichtung fand ihren Hauptvertreter in Elias Schedius, der, einst als Wunderkind angestaunt, lateinische Lehrgedichte, Epen und Dramen schrieb, aber in Sonetten, Alexandrinern und Abhandlungen zur deutschen Götterkunde bereits den Einfluß der neuen Richtung verrät.

Königsberger Dichterkreis

Dach 1605—1659

Robertin 1600—1648

Alberti 1604—1651

Auch Simon Dach bekehrte sich nur schweren Herzens vom Latein zur Muttersprache. Mit Robertin, dem Tonsetzer Alberti u. a. bildete er den schwermütig angehauchten Königsberger Dichterkreis, dessen Mitglieder als „Sterblichkeitsbeflissene" verspottet wurden. Tatsächlich starben die meisten früh. Gefühlsinnigkeit und gottergebene Frömmigkeit sprechen sich in all ihren Gedichten aus, unter denen die Kirchenlieder obenanstehen, so Dachs „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht". Erst hatte Robertin die Leitung; ihn löste Dach ab. Als Professor der Poesie führte er seine Regina Pohl heim. Die Perle der guten, volkstümlichen Kunst dieser Gesellschaft ist Dachs Hochzeitslied für Ännchen Neander, die Braut seines Freundes Portatius, Anke von Tharaw, aus dem Plattdeutschen durch Herder ins Neuhochdeutsche übertragen als Ännchen von Tharau. Neben diesem Liede von treuer Liebe, das zum Volksliede wurde, steht würdig der Preis der Freundschaft „Der Mensch hat nichts so eigen".

Die Königsberger haben ebenfalls verehrungsvoll zu Opitz aufgeblickt; aber gerade weil sie sich ihre Selbständigkeit zu wahren verstanden, vermochten sie auf das erfolgreichste dem Osten höhere geistige Bildung zu vermitteln.

Geistl. Dichtung

Rinckart 1586—1649

Andreä 1586—1654

Die geistliche Dichtung wurde erfolgreich gepflegt.

Martin Rinckarts angeblich zum Abschlusse des Westfälischen Friedens, tatsächlich aber 1630 gedichtetes Lied „Nun danket alle Gott" lebt fort. Eine besondere Stellung nehmen Valentin Andreä und Georg Rudolf Weckherlin ein. Jener erscheint in den Liederbüchern Christlich Gemäl und Geistliche Kurtzweil als abgesagter Feind theologischen Gezänkes, das wahre Frömmigkeit nur verwässere. Deshalb drang er auf Heiligung des Lebens; hierin ein Vorläufer des Pietismus, hat er durch seine tiefsinnig dunkle Chymische Hochzeit des Christian Rosenkreutz in der für Geheimnisvolles empfänglichen Zeit unwissentlich die Keime des „Rosenkreuzerordens" ausgestreut. In Weckherlins geistlichen und weltlichen Liedern kündigt ein gewisses Schwanken in Sprache und Versbau den bevorstehenden Umschwung in der deutschen Dichtkunst an, der in Davids Bußpsalmen und in den Klagegedichten von Paul Fleming bereits vollzogen erscheint. Noch ergreifendere Töne als seine Schwermut findet das unerschütterliche Gottvertrauen Paul Gerhardts, in dessen Liedern Geistliche Andachten die ganze Kraft der Innerlichkeit aus den Anfängen des protestantischen Kirchengesanges wieder auflebt; es braucht nur erinnert zu werden an „Wach auf, mein Herz, und singe", „Nun ruhen alle Wälder", „Geh aus, mein Herz, und suche Freud", „O Haupt voll Blut und Wunden" und vor allem „Befiehl du deine Wege". Er vermochte das Unionswerk (§ 299) nicht anzuerkennen; deshalb wurde er seines Amtes in Berlin entsetzt. In ihm hat das Kirchenlied des 17. Jahrhunderts seinen hervorragendsten Vertreter. Auch dem Katholizismus entstanden berufene geistliche Dichter, so der fromme Sänger der Trutz-Nachtigall und des Goldenen Tugendbuchs, der Jesuit Friedrich von Spee. Seine unvergeßliche Großtat war Liber de processu contra sagas, die erste katholische Kampfschrift gegen den Hexenwahn, dessen unglücklichen Opfern in ihren letzten Stunden geistlichen Trost zu spenden lange Zeit sein Amt war. Später wirkte er in Trier für die Bekehrung der Protestanten, für die man sich gerade von seiner milden und herzlichen Art viel versprach. Ein zweiter Dichter, Johann Scheffler, lebt auch in der evangelischen Kirche fort mit den Chorälen „Mir nach! spricht Christus, unser Held" und „Liebe, die du mich zum Bilde usw." Scheffler war erst 1653 zur römischen Kirche übergetreten, wie es

Weckherlin 1584—1653

Paul Gerhardt 1607—1676

Friedr. von Spee 1591—1635

Scheffler 1624—1677

heißt, unbefriedigt von der gefühlsleeren Wortgläubigkeit des damaligen Protestantismus. Sein Abfall erregte einen erbitterten Streit zwischen beiden Bekenntnissen. Neben der heiligen Seelenlust oder geistlichen Hirtenliedern der in ihren Jesum verliebten Psyche, denen die erwähnten Kirchenlieder angehören, gewann ihm sein Cherubinischer Wandersmann, eine Sammlung gedankentiefer, mystisch angehauchter Spruchverse, verehrende Bewunderung und den Ehrennamen Angelus Silesius.

Neben dieser geistlichen Dichtung ging eine Reihe erbaulicher Schriften her, die, frei von dem rechthaberischen Tone des Glaubenstreites, sich an Herz und Gemüt frommer Christen wendeten, so Die lautere Wahrheit von Ringwaldt und Valentin Andreäs Christenburg.

Blütezeit

§ 255. Die Literatur in den Niederlanden. Was die Meistersingschule (§ 184) mit redlichem Bemühen erstrebt hatte, das gelang ihren erwähnten drei Schulgenossen in erfreulichem Maße.

Hooft 1581—1647

Aus dem Altertume und von italienischen Mustern entlehnte Pieter Hooft die Form für seine vielseitige Tätigkeit, die das heimische Schrifttum mit den künstlichen Gebilden des Südens, wie Sonetten, mit Schäferspielen u. a. bereicherte. In der Geschichte der Niederlande und anderen wissenschaftlichen Werken ein Meister des Stils, gleich Coornhert (§ 184), teilt er den Lorbeer des Dramatikers mit Jooft van den Vondel, dessen zahlreiche Schauspiele, Lucifer, Adam in Ballingschap, namentlich der noch heute regelmäßig am Neujahrstage aufgeführte Gijsbrecht van Amstel mit dem bis zum Übermaße gesteigerten Schwunge der Sprache und mit dem Reichtume des Inhalts Hoofts Ruhm fast überstrahlen. Auch den Lyriker Konstantin Huygens verleitet die Scheu vor dem Alltäglichen und Mittelmäßigen zur Vergewaltigung seiner schönen Anlage und zu Künsteleien in Worten und Gedanken. Ausgedehnte Bildung befähigte ihn zur Satire und zum Sinnspruche. In beiden Arten fand er zahlreiche Nachfolger. Sein Sohn war der große Mathematiker Christian Huygens.

v. d. Vondel 1587—1679

Konst. Huygens 1596—1687

Chr. Huygens 1629—1695

Drama

Das Drama verdankt seine verhältnismäßige Blüte den Rederijkern (II, § 269). Das Volksspiel, das als Zugabe bei öffentlichen Festen und Belustigungen nicht fehlen durfte, gewann in den Kammerspielen mit geschichtlich bedeutsamen Stoffen eine kunstgerechte Gestalt, die dann durch Anlehnung an das antike Drama noch mehr vervollkommnet wurde, freilich zugleich jedes nationalen Gepräges verlustig ging. Gleichzeitig bildete sich die Kunst der Darstellung weiter aus.

Samuel Koster begründete 1617 neben den „Kammern" die erste geschlossene Bühnengenossenschaft mit einem eigenen Schauspielhause. Auch der Einfluß der „Englischen Komödianten" (§ 183) ist hier in Anschlag zu bringen; auf sie gehen die Truppen „Niederländischer Komödianten" zurück, die später ihre Erbschaft antraten.

Im Gegensatze zum gelehrten Trauerspiele wahrt sich das Lustspiel echt holländischen Charakter, vor allem bei Bredero in den beiden Komödien: de Spaansche Brabander und Moortje.

Bredero 1585—1618

Kirchenlied

Wie ihre deutschen Genossen im Meistersange pflegten auch die Rederijker das Kirchenlied, in dem neben Marnix (§ 184) besonders Dirk Camphuysen Dauerndes geschaffen hat.

Camphuysen 1586—1627

Kunstmäßiges Schauspiel

Ben Jonson 1573—1637

§ 256. Die Literatur in England. Keiner der Zeitgenossen Shakespeares hat seine Größe mehr gewürdigt und rückhaltloser anerkannt, als Ben Jonson, dessen Lustspiele Every man in his humour umgekehrt Shakespeare die Pforten des Globustheaters erschloß, und gerade Jonson hat sein Leben hindurch im bewußten Gegensatze zu des größeren Kunstgenossen Dramatik gestanden. Er sah das Heil und Ideal der Bühnendichtung im Vorbilde der Alten, in der Regelrichtigkeit und in der strengen Beachtung des vermeintlichen Gesetzes von den drei Einheiten. Ein geistvoller, klassisch gebildeter Mann, hatte er, bevor er sich dem Schauspiele zuwandte, bereits ein schicksalvolles Leben hinter sich, das ebenso seine Erfahrung bereicherte wie seinen Blick für das Weltgetriebe schärfte.

Beides wies ihn mehr auf das Lustspiel, in dem er sich, wie im Alchimisten, in Volpone oder der Fuchs, Jedermann hat seine Grillen, mit Verstand und satirischem Witze bewegte. Für das Trauerspiel, z. B. Sejanus, Catilina, gebrach es ihm

an Gefühl und Phantasie, so daß er den Mangel an Erfindungsgabe durch das Studium der Alten zu ersetzen strebte. Doch ist er durch die kunstgerechte Strenge seiner Dramatik und die satirische Behandlung des Stoffes das Haupt einer Schule geworden, zu der außer Philipp Massinger, einem sprachgewandten Charakterzeichner von großer Kraft, John Ford, der seine ersten Stücke zusammen mit den Shakespearejüngern Webster, Dekker u. a. schrieb, namentlich Francis Beaumont und John Fletcher zählen. Beider Namen sind untrennbar verbunden durch die gemeinsame Arbeit an 25 Stücken, denen Fletcher nach Beaumonts Tode ein zweites Viertelhundert hinzufügte. Stellt Reichtum der Sprache wie Tiefe und Eigenart der Empfindung Fletchern hart neben Shakespeare, so weisen ihn doch Übertreibungen und Schlüpfrigkeiten der Schule Jonsons zu, für die es bezeichnend ist, daß mehrere und nicht die unbedeutendsten der damaligen Bühnendichter zugleich ihr und Shakespeares Vorgange folgen, wie William Rowley mit Match at Midnight gegenüber dem New Wonder und der mit Shakespeare verfaßten Geburt Merlins, Middleton mit dem greuelvollen Women beware Women im Stile der Parteigänger Jonsons. Auch John Marston z. B. in Antonio and Mellida, The Malcontent und John Webster sind nicht auf eine Schule eingeschworen. Webster war ein berufener Dramatiker und seine Herzogin von Malfi, Appius und Virginia, Der weiße Teufel oder Vittoria Accorombona weisen ihm seinen Platz nicht fern von Shakespeare an.

Jonsons Schule — Massinger 1583—1640 — Ford 1586—1640 — Beaumont 1584—1616 — Fletcher 1579—162 — Marston 1595—1634 — Webster um 1575 —1650 (?)

Entschieden dagegen lenkten andere Zeitgenossen, zum Teil unabhängig vom Meister der nationalen Kunst, in die volkstümliche Bahn ein.

Auch in dieser Gruppe ist die gemeinsame Verfasserschaft üblich, die schon nach den früheren Anführungen geradezu als zeitbürtiger Brauch angesehen werden muß. So schrieb George Chapman außer eigenen Werken, wie die Verschwörung des Herzogs von Byron, zusammen mit dem Verfasser des Politikers und der Rache des Mädchens, James Shirley, das Trauerspiel von Philipp Chabot; Thomas Dekker, in Old Fortunatus und The honest whore ein guter Menschenkenner, hat an den dichterischen Schönheiten Der jungfräulichen Märtyrerin wohl mehr Anteil als sein Mitarbeiter Philipp Massinger. Bei 220 Stücken wird des unermüdlichen Thomas Heywood Name genannt, z. B. mit Richard Broome bei der Hexe von Lancashire und mit dem erwähnten William Rowley bei Glück zu Lande und zu Wasser.

Chapman 1557—1634 — Shirley 1596—1666 — Dekker † 1640 — Thom. Heywood 1575—1648

In der Lyrik herrscht der Euphuismus (§ 185).

Er kennzeichnet die mitunter leichtgeschürzte Dichtung John Donnes, der wie Nash auch satirische Sittenbilder entwarf und in der Metaphysischen Schule zahlreiche Anhänger und Nachfolger gewann, z. B. Cowley mit Pindaric Odes, The Davideis u. a. m., George Herbert mit The Temple, Richard Crashaw mit Steps to the Temple, Quarles mit Emblems und Herrick mit Human and Divine.

Mit seiner ansprechenden Lyrik blieb auch der berühmte Seemann (§ 159) und Geschichtschreiber (§ 191) Walter Raleigh der allegorischen Mode untertan; ihr entwand sich nur das ausgelassene Volkslied John Taylors.

Lyrik — Donne 1573—1631 — Nash 1567—1601 — Metaphys. Schule — Cowley 1618—1667 — Crashaw 1613—1649 — Quarles 1592—1644 — Herrick 1591—1674 — Raleigh 1552—1618 — Taylor 1580—1654

§ 257. Die Literatur in Frankreich. Bis in Richelieus Zeit blieb Malherbe (§ 187) maßgebend.

Zu seinen nächsten Schülern gehören in der Oden-, Sonetten-, Stanzen- und Epigrammdichtung Theophile Viau, Maynard, Sarazin, der Schlossermeister Billaut in Nevers, der Provençale Pierre de Godolin oder Goudelin, der in der Sprache seiner Heimat dichtete, endlich der Chevalier de Racan. Dieser wandte sich der Schäferdichtung zu mit Idyllen (Bergeries), wie Renaud de Segrais mit Eglogues und bereits vor beiden Honoré d'Urfé, der Nachahmer Montemayors (§ 95) in dem Romane Astrée. Er schuf die Gestalt des schmachtenden Liebhabers Seladon.

Der enge Anschluß an die Formen und Dichtungsarten des Altertums verblieb der französischen Literatur auch dann noch, als durch Richelieus Akademie (§ 219) ein höchster Gerichtshof für Sprache und Geschmack begründet war.

Viau 1590—1626 — Maynard 1582—1646 — Sarazin † 1654 — Billaut † 1662 — Godolin 1580—1649 — Racan 1589—1670 — Segrais 1624—1701 — Urfé 1568—1625

Diese unter königlichem Schutze stehende Anstalt benahm übrigens der französischen Literatur die Freiheit der Entwicklung und drückte ihr höfischen Charakter auf. Nur was die Grammatik und das Wörterbuch der Akademie als sprachrichtig bezeichneten, fand allgemeine Geltung, und ihre Rhetorik und Poetik bestimmten die Formen und Regeln, wie man schreiben und dichten müsse. Hatte jenes wenigstens den Vorzug, daß die Schriftsteller Sprache und Stil beachten und ausbilden mußten, so schlug dagegen dieses

jede Naturanlage, jede geniale Eigenart in die Fesseln des Herkommens und der Regel. Nichtsdestoweniger verschaffte die so gezüchtete Feinheit der Form, die Leichtigkeit und Gewandtheit des Stils im Bunde mit Frankreichs politischem Übergewichte seiner Sprache und Literatur fast für ein ganzes Jahrhundert die Herrschaft in Europa. Die für den geselligen Verkehr, die unterhaltende Plauderei wie für Briefe besonders geschickte Sprache, die zu vervollkommnen Hauptsorge aller Dichter und Gelehrten jener Zeit war, blieb fortan die Sprache der Diplomatie, der Höfe und der höheren Gesellschaft; Frankreichs Schriftsteller und Schöngeister standen mit den berühmtesten Fürsten und Staatsmännern in brieflicher Verbindung; das begann schon mit Balzac und Voiture, deren zierliche Briefe von der schwedischen Christine (§ 246), von Richelieu, ja von der ganzen gebildeten Welt bewundert wurden. Wie sehr dagegen die Willkürherrschaft eben dieses Kardinals und seiner Schützlinge in der Akademie die wahre Dichtkunst schädigte, ersieht man aus den Erzeugnissen eines Chapelain und Desmarets, die, jener mit seiner Jungfrau von Orleans, dieser mit dem Clovis, den Franzosen ein Nationalepos schaffen wollten, und aus dem Widerstande, den der einzige berufene Dichter, Peter Corneille aus Rouen, bei seiner Schöpfung des nationalen Schauspiels zu überwinden hatte. Denn sowohl der Kardinal selbst als seine Günstlinge in der Schriftstellerwelt, namentlich der Dramaturg Hedelin Abbé d' Aubignac, suchten das Aufkommen Corneilles nach Kräften zu verhindern.

Chapelain 1595—1674
Desmarets 1595—1676
P. Corneille 1606—1684

Schauspiel

§ 258. Die Literatur in Spanien. Die Entwicklung des spanischen Dramas erreicht in diesem Zeitraume ihren Höhepunkt. Den Weg zu ihm hatte die Dichtkunst schon länger gesucht und betreten. Das nunmehr regelrecht ausgebildete Intrigenstück geht auf Naharro (II § 346) zurück, der auch zuerst die Arten des Schauspiels zu unterscheiden und fest zu bestimmen versuchte. Jetzt bezeichnet Comedia das ernste wie das heitere Bühnenstück. Autos (Handlungen) sind geistliche Spiele und zwar als sacramentales für das Fronleichnamsfest und al nascimiento für die Weihnachtsfeier. Die Comedias zerfallen in Comedias de capa y espada, Mantel- und Degenstücke, und Comedias de ruido oder de teatro, wie ruido (Lärm, Getöse) besagt, geräuschvolle Haupt- und Staatsaktionen mit aller Pracht der Ausstattung, wie sie den fürstlichen oder sagenhaften Helden entsprach. Das schlichtere Mantel- und Degenstück bewegt sich in den vornehmen Kreisen der Zeit. Außerdem gab es die schwankartige Burlesca, dann ausschließlich für Hoffeste die Fiesta, endlich Entremeses, Zwischenspiele, die zwischen den jornadas (Aufzügen) der Comedias eingelegt wurden, wie sich auch kleinere Vorspiele aus den Loas (II § 346) entwickelt hatten.

Mit der Bühnendichtung vervollkommnete sich das Bühnenwesen. Die Autos blieben bei dem Brettergerüste unter freiem Himmel. Die Comedias hatten bereits vor der Mitte des 16. Jahrhunderts feste Bühnen in Valencia und Sevilla, seit 1565 auch in Madrid. Anderswo gaben die Hospitäler ihre Räume für Aufführungen her, die dadurch den Charakter und Schutz von Wohltätigkeitsunternehmungen erlangten. Philipp IV. erschloß dem Theater sogar den Palast. Jetzt nahm aller erdenklicher Aufwand in dem Maße zu, daß die Fiestas zu Opern wurden.

Lope de Vega 1562—1635

Lope de Vega Carpio, der Sproß eines edlen kastilischen Geschlechtes, lernte, wie er selbst erzählt, sprechen und dichten zu gleicher Zeit. Elfjährig schrieb er seine ersten Stücke, dann nahm er an einem Zuge gegen die Azoren teil. Da Liebesabenteuer seinen Eintritt in den geistlichen Stand unmöglich machten, kämpfte er auf der Armada (§ 157) gegen England. Nach ihrem Mißerfolge wurde er Geheimschreiber Albas, mußte aber den Dienst wegen eines Ehrenhandels aufgeben. Es folgte eine siebenjährige Irrfahrt, deren Beschwerden seine Frau erlag. Später bekleidete er wieder Ämter in Madrid, doch der Verlust auch der zweiten Gattin ließ ihn sein altes Vorhaben ausführen: er wurde Priester. Ohne seine neuen Pflichten zu vernachlässigen, entwickelte er nun eine dichterische Tätigkeit, deren Ergebnisse er selbst außer Lyrik, Epik, Allegorien, Hirtenspielen, Autos, Entremeses usw. auf 1500 Comedias berechnete. Begreiflich wird die Fruchtbarkeit nur durch die fabelhafte Leichtigkeit seines Schaffens, die ihn nach seiner eigenen Aussage mehr als hundertmal ein Stück in 24 Stunden schreiben ließ.

Bibel und Weltgeschichte, der ganze Bereich der Sage, das Leben aller Stände und Schichten daheim und draußen, das menschliche Herz mit seinen Regungen, Empfindungen und Leidenschaften, ernste und lächerliche Zustände aller Art sind die Fundstätten, denen Lope seine Stoffe entnahm. Aber was er aus ihnen bildet, wird alles in Einklang zum spanischen Nationalcharakter gesetzt. Von seiner Engherzigkeit in Glauben und Politik, von seiner Vorliebe für religiöse Spitzfindigkeiten, von seiner Neigung zu verstiegener Schwarmgeisterei kommen auch seine unbegrenzte Erfindungsgabe und auf tiefster Menschenkenntnis beruhende Gestaltungskraft, seine in Farben schwelgende Schilderung, sein treffender Witz und die Feinheit und Anmut seiner Darstellung nicht los. Sprachgewaltig handhabt Lope die nach allgemeinem Brauche auch in die Comedias eingestreuten lyrischen Formen, Sonette, Stanzen, Terzinen, Redondillen usw. mit Meisterschaft. Seine Auffassung und Ausübung der dramatischen Kunst rechtfertigt er in seiner Poetik in Versen *Neue Kunst, Komödien zu machen*. Einzelne Werke anzuführen verbietet ihre Anzahl.

Für die außerordentliche Bedeutung Lopes zeugt auch die Menge seiner Strebensgenossen, deren Verdienste um das nationale Schauspiel eben nur durch einen Genius wie Lope etwas in den Schatten gerückt werden können.

Molina 1572—1648

Es muß genügen, zwei dieser Dichter herauszugreifen, den Prior von Soria, Tirso de *Molina* eigentlich Gabriel Tellez, einen unerschöpflichen Dramatiker, wegen des Lustspiels *Don Gil mit den grünen Hosen* und des Trauerspiels *Der Spötter von Sevilla oder der steinerne Gast*, das zuerst die Sage von Don Juan behandelte, zweitens den hochbegabten und selbstbewußten Juan Ruiz de *Alarcon y Mendoza*, der in Mexiko geboren ist. Unter seinen gedankenreichen, von Leidenschaft durchglühten Stücken stehen der *Weber von Segovia* und das mehrfach nachgeahmte Lustspiel *Die verdächtige Wahrheit* obenan. In ihm verlor das altspanische Drama seinen letzten großen Vertreter.

Alarcon vor 1600—1689

Solch durchschlagendem Erfolge gegenüber konnte der Hinweis der durch die romantische Ungebundenheit des nationalen Dramas beunruhigten Gelehrten auf Aristoteles und die griechische Kunst nur wenig besagen. Doch wie zu gleicher Zeit England den Euphuismus (§ 256) und Italien den Marinismus (§ 259) hatte, so Spanien den *Gongorismus*.

Gongorismus

Gongora 1561—1627

Sein Begründer, der Ehrenkaplan Philipps III., Luis de *Gongora y Argote* wandelte mit seinen Jugendgedichten, Burlesken und bitteren Satiren ganz in nationalen Geleisen. Bald aber gefiel er sich in einer gesuchten und gekünstelten Manier, dem estilo culto (gebildeten Stile), nach dem seine Anhänger cultos oder Kulturianer genannt wurden. Der Kultismus zeigt die bei ähnlichen Verirrungen übliche Überbürdung mit allerhand abgelegener Gelehrsamkeit, witzelndem Geistreichtume und gezwungener Sprache. Bis zum Jahrhundertende machen sich seine Nachwirkungen unliebsam bemerklich, auch bei dem wirklich geistvollen und gelehrten Francisco de *Quevedo y Villegas*, den selbst Lope die „Zierde des Jahrhunderts" genannt hat. Sein Leben war nicht ohne seine Schuld sehr wechselvoll. Mehrmals mußte er diplomatische Vertrauensstellungen mit dem Kerker vertauschen, in dem schließlich seine Kraft gebrochen wurde. Der satirische Zug in seiner Natur war seine Größe aber auch sein Schicksal. Aus seinen ungezählten Werken sind zwei hervorzuheben, die vielübersetzten Sueños (Träume), eine Folge von Bildern und Geschichten voll scharfer Ausfälle auf menschliche Verkehrtheiten, das Vorbild für Moscherosch (§ 254), und der trefflich gelungene Schelmenroman in Mendozas Art Historia del gran Tacaño.

Quevedo 1580—1645

Calderon 1600—1681

Nicht so fruchtbar und schöpferisch wie Lope, aber ihm überlegen in der Einheit geistvoller Erfindung und ebenmäßiger, folgerichtiger Entwicklung der dramatischen Handlung ist sein jüngerer Zeitgenosse Pedro *Calderon de la Barca*.

Sein Lebensgang gleicht dem des großen Vorgängers in mehr als einem Stücke. In jungen Jahren schon Dichter und als solcher auch von Lope anerkannt, vertauschte er das Studium mit dem Kriegsdienste in Italien und den Niederlanden; dann Hofdichter Philipps IV. und besonders mit den Fiestas für die königliche Bühne beschäftigt, auch später als Geistlicher schuf er außer ungezählten lyrischen Stücken mindestens 120 Comedias, 100 Autos, ebensoviele Saynetes (Zwischenspiele) und 200 Loas.

Calderon steht in der Geschichte des spanischen Dramas unerreicht da. In seiner Dichtung erstrahlen die Lichtseiten Vegas in hellerem Glanze, dafür sind auch die Schatten tiefer und dunkler. Den geistigen Gehalt der widerspruchsvollen Zeit, die im Besitze der höchsten Bildung und für die Kunst begeistert, zugleich aber in Dingen des Glaubens, der

Gesellschaft und Nationalität von empörender Einseitigkeit war und die Ideen ritterlicher Ehre und schwärmerischen Frauendienstes mit haltloser Unterwürfigkeit gegen Königtum und Kirche vereinte, hat kein Dichter in dem Maße erschöpft wie Calderon. Was das Spanien jener Tage an Wissen, Kunstgefühl, Glut der Empfindung, dichterischer Kraft und Gewandtheit der Form besaß, dessen schönste Offenbarung war Calderons Poesie. Und wenn in ihr spitzfindige Vernünftelei öfters das holde Weben blühender Phantasie mit einer für uns unbegreiflichen Nüchternheit unterbricht, so ist Calderon auch darin nur Kind seiner Zeit. Wenn ihn trotz alledem unsere Romantiker (IV § 82) für die deutsche Bühne neubeleben zu können vermeinten, so bestach sie vor allem der Umstand, daß Calderon als der katholische Dramatiker schlechthin gilt, dann seine zauberkräftige Einbildungskraft, der flimmernde Glanz seiner Sprache, der unerschöpfliche Bilderreichtum, die südliche Farbenpracht seiner Schilderungen und seiner Verse Wohllaut und Schönheit, die noch heute das Entzücken seiner Landsleute sind.

Calderons Größe schloß jeden Mitbewerb aus. Doch gelang es unter den vielen Dichtern, denen er Vorbild war, wenigstens zweien, sich ein ehrenvolles Gedächtnis in der Literatur zu sichern.

Rojas geb. um 1607

Noch heute lebt auf Spaniens Bühnen das Meisterdrama des Francisco de Rojas-Zorrilla Außer meinem Könige keiner, und mag auch seine Dramatik vielfach des schönen Ebenmaßes entbehren, so spricht doch für ihre Bedeutung, daß andere Dichter durch sie zu eigenen Schöpfungen angeregt worden sind, wie Le Sage (§ 358) durch die Heirat aus Rache zum Gil Blas, Scarron (§ 358) durch Leid hat nicht Neid zu Jodelet und der jüngere Corneille (§ 358) durch das Lustspiel Entre bobos anda el juego, in dem verliebte Geckerei genasführt wird, zu Bertrand de Cigarral. — Feine Seelenkunde verleiht besonders den Lustspielen des Don Agostin Moreto y Cabaña dauernden Wert; Donna Diana oder Stolz und Liebe vor allem ist heute noch bekannt.

Moreto † 1668

§ 259. Die Literatur in Italien.

Das 17. und das 18. Jahrhundert bezeichnen für die italienische Literatur die Zeit des Niederganges. Der geistige wie der politische Druck, den die Kirche und die Menge staatlicher Zwerggebilde ausübten, ertöteten die frühere schöpferische Kraft im Gebiete der freien Künste, entzogen dem Schrifttume den Gehalt und die Triebkraft des vaterländischen Gedankens, förderten dagegen mit berechneter Klugheit Sinnengenuß und Schlaffheit. Wenn trotzdem eine ausgebreitete Regsamkeit bemerkbar wird, so können ihre Erzeugnisse über den Verfall doch nicht täuschen. Denn bedenkenlose Nachahmung und angelernte Fertigkeit nutzten das reiche Erbe der Vergangenheit gründlich aus, wobei leider die hohe Kunst zu armseliger Künstelei herabsank. In der Epik weckte Tassos (§ 189) strenggläubiger Ernst keinen Widerhall; sie wurde immer flacher und gehaltloser. Ihr Vorbild auch in der Folgezeit war der Begründer des humoristischen Heldengedichtes, Ariost (§ 94).

Chiabrera 1552—1637
Fortiguerra 1674—1736
Komisches Epos
Tassoni 1565—1635
Bracciolini 1566—1645

Unter seinen Nachfolgern zeichneten sich aus Gabriello Chiabrera von Savona, fruchtbar auch als Oden- und Liedersänger, der die altklassischen Vorbilder bevorzugte, und Niccolo Fortiguerra durch ein romantisch-humoristisches Epos aus dem kärlingischen Sagenkreise, Ricciardetto, in 30 Gesängen. Ebenfalls an Ariost knüpfte die einzige Gattung an, die im 17. Jahrhunderte mit Glück gepflegt worden ist, das komische Epos, mag es nun von Alessandro Tassoni aus Modena mit La secchia rapita (Der geraubte Eimer) oder von Francesco Bracciolini durch Lo scherno degli Dei (Verspottung der Götter) begründet worden sein. In nachgerade abgebrauchter ironischer Behandlung erzählt Tassoni eine wahre Geschichte aus den Stadtkriegen des Mittelalters, auf deren Verspottung das Epos hinausläuft. Die Milchgelte, die den Bolognesen 1325 abgenommen wurde, sollen die Bürger Modenas noch heute aufbewahren. Die Dichtung gilt den Italienern als klassisch, ist jedenfalls darin beachtenswert, daß sie volkstümliche Satire mit der alten Romantik verschmilzt. Mit Bracciolinis Werk vollzog sich der Abstieg zur Burleske. Ohne satirischen Hintergrund entnimmt es dem Geschichtchen von der Rache des durch Mars mit Venus hintergangenen Vulkan den Anlaß zu billigem Spotte über die griechische Götterwelt. Kaum höher steht Lorenzo Lippis heute wegen der mundartlichen Einmengsel nur schwer verständliches Malmantile racquistato (Wiedereroberung des Schlosses M.). Gegen solche derbe Komik vermochte die vornehmere Epik des Cesare Caporali, besonders in Vita di Mecenate, worin er sich gegen das Gönnertum der Zeit wendet, nicht aufzukommen.

Burleske

Lippi 1606—1664

Die Lyrik fand ihre Vorbilder bei den Odendichtern des Altertums oder in den mehr klangvollen als gefühlstiefen Sonetten und Kanzonen Petrarcas (II § 330). — Lyrik

Er blieb auch dann noch maßgebend, als der erwähnte Chiabrera und sein Schüler Justi, die sogenannten Pindaristen, in freierer und selbständiger Auffassung der altklassischen Muster ernste Anläufe zu einer nationalen Dichtung nahmen und für dieses Streben zahlreiche Anhänger gewannen. — Justi 1593—1646

Der ärgste Schädling der Dichtkunst dieses Zeitraums wurde aber der Marinismus. — Marinismus

Giambattista Marini, ein Neapolitaner, vereinte in seinen Werken alles, was an Unnatur in jenen Tagen umging, wurde aber eben dadurch der Abgott eines Volkes von verbildetem, ja verrohtem Geschmacke, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und das Vorbild zahlreicher Nachahmer in Epik, Lyrik und Schäferdichtung. An Erfindung, lebendiger Darstellung, Fluß und Wohllaut der Rede wie des Verses dem Tasso wohl vergleichbar, war er durch den häufigen Gebrauch gesuchter Bilder, durch falsche Gedanken- und Wortspiele, sogenannte concetti, endlich durch seine Vorliebe für sinnenkitzelnde Schilderungen sein reiner Gegensatz. Dieser Marinismus hat in Italien und auswärts mehr als anderes den Geschmack des Jahrhunderts verdorben und gefälscht. Marini selbst beherrschte in Rime amorose, maritime, boschereccе, eroiche, lugubri (Liebes-, See-, Wald-, Helden-, Trauerliedern) die Sonett- oder Kanzonenform vollkommen, auch als guten Erzähler weisen ihn La strage degli innocenti (Bethlehemitischer Kindermord) aus. Zum Gesetzgeber des Zeitgeschmackes machte ihn aber das Schäfergedicht in 20 Gesängen, Adonis. — Marini 1569—1625

B. Die Wissenschaften.

§ 260. Philosophie. Philologie. Geschichte. Himmelskunde. Das philosophische Denken dieses Zeitraums erhält seine Richtung und seine Eigenart durch René Descartes (Renatus Cartesius) aus der Touraine. Wie Baco (§ 191) von der Unhaltbarkeit der bisherigen Philosophie überzeugt, fand er einen Ausweg aus ihrem Wirrsale, im Gegensatze zu Bacos Sensualismus, nach dem alle Erkenntnis durch die äußeren Sinne vermittelt wird, in einem auf freies, nur mit Vernunftgründen arbeitendes Denken (Spekulation) gegründeten Systeme (Idealismus). — 1. Philosophie — Cartesius 1596—1650

Gegenüber dem unbedingt gebotenen Zweifel an allem steht nur eins fest, die Gewißheit des eigenen Seins, die uns von unserem Denken verbürgt wird: cogito, ergo sum (Ich denke, also bin ich), das ist der Ausgangspunkt der Cartesianischen Philosophie. Aus dem Selbstbewußtsein im Denken schließt er auf das Sein der denkenden Substanz, der Seele, und aus der ihr innewohnenden Vorstellung eines schlechthin vollkommenen Wesens folgert er das Dasein eines solchen Wesens, ohne das diese Vorstellung unmöglich wäre. In derselben Weise ergibt sich aus den übrigen Ideen der Dinge, die wir klar und deutlich erkennen, das wirkliche Sein auch dieser. Die körperlichen Substanzen entwickelt Descartes aus einer Urmaterie, die nichts anderes als die reine, in Tätigkeit begriffene Ausdehnung sei. Die Seele ist nach ihm frei und unsterblich. So bildete er eine Lehre aus, „die durch ihren Gegensatz zu den damals verbreitetsten Ansichten der philosophischen Schulen, durch die Doktrinen über die verborgenen Qualitäten, die Endursachen, das Leere, durch den Scharfsinn ihrer Ausführung und durch ihre rationalistische Tendenz ein sehr wirksames Ferment der geistigen Bewegung der neueren Jahrhunderte geworden ist." — Descartes schrieb seine meisten Werke in Holland, wohin er sich nach mehrjährigem Kriegsdienste unter Moritz von Oranien u. a. zurückgezogen hatte. „Die Luft von Paris", soll er geäußert haben, „verhindert das abstrakte Denken," wenigstens hätte er für seine freieren Ansichten an der Sorbonne und an dem rechtgläubigen Hofe große Widersacher gefunden. In seinen letzten Lebensjahren folgte er dem Rufe Christinens (§ 246) nach Schweden; er starb in Stockholm.

Trotz seiner Kirchlichkeit erfuhr der Cartesianismus viele Angriffe, namentlich von den Jesuiten. Aber auch die zünftige Philosophie rüttelte an seiner Grundlage, der Spekulation.

Thomas Hobbes zog mit äußerster Entschiedenheit aus Bacos (§ 191) Lehren die letzten Folgerungen. Danach stammt alle Erkenntnis aus der Sinnentätigkeit und bezieht sich nur auf die Sinnenwelt; zu dieser gehört auch die menschliche Seele. Dieser materialistische — Hobbes 1588—1679

Zug seiner Philosophie ließ ihn als Gottesleugner, wie sein Staatsrecht als Lobredner des unbeschränkten Selbstherrschertums erscheinen. Tatsächlich verficht er aus Haß gegen die freiheitliche Strömung seiner Zeit die unbedingte Fürstengewalt und den unbedingten Gehorsam der Untertanen als notwendig für den Bestand des Staates, der an die Stelle des bellum omnium contra omnes (Krieg aller gegen alle) getreten sei. — Der gelehrte Mathematiker und Naturforscher Gassendi aus der Provence, der erst über Theologie, dann in Paris über Mathematik las und als Philosoph das System Epikurs zu erneuern suchte, bestritt das Ansehen des Aristoteles ebenso nachdrücklich wie die Berechtigung des Cartesianischen Grundsatzes; denn so gut wie aus dem Denken könne aus jeder andern Tätigkeit des Menschen sein Dasein erschlossen werden.

Gassendi 1592—1655

Unter den Anhängern des Cartesius haben sich zwei durch die Weiterentwickelung seines Systems einen Namen erworben.

Geulinx 1625—1669

Arnold Geulinx aus Antwerpen folgerte aus des Meisters Grundsatze, daß unser Wesen einzig im Denken bestehe; mithin kann unser Geist nicht auf unsern Körper wirken; nur scheinbar ruft er gewisse Bewegungen (Handlungen) hervor; tatsächlich ist die Übereinstimmung unseres Willens mit unserem Tun das Werk Gottes, der es so eingerichtet hat, daß bei Gelegenheit unseres Willens, nicht durch ihn die entsprechenden Handlungen eintreten. Daher der Name Okkasionalismus.

Grotius 1583—1645

Entscheidend hat auf die Denkweise der Zeit Hugo de Groot eingewirkt, in dessen Person sich der Theolog, Philosoph, Humanist und Rechtsgelehrte vereinigten.

Als Parteigänger Oldenbarnevelds (§ 137) im Streite über die Gnadenwahl verhaftet, entkam er mit Hilfe seiner Frau in einer Bücherkiste versteckt nach Frankreich. Die versuchte Rückkehr trug ihm ewige Verbannung ein. Nun wurde er schwedischer Gesandter in Paris. Er starb, vom Sturme verschlagen, in Rostock. Neben theologischen Schriften, wie Über die Wahrheit der christlichen Religion, Anmerkungen Zum Alten und Neuen Testamente, weiter Forschungen zur Geschichte der Niederlande, endlich lateinischen Gedichten hat das Werk De iure belli et pacis seinen Ruhm begründet. Darin hat er die Lehre vom Rechte und vom Staate auf durchaus humaner und vernunftmäßiger Unterlage aufgebaut, an Stelle des mittelalterlichen Gottesreiches und der zerstörten Glaubenseinheit ein gemeinsames Rechtsbewußtsein als Quelle aller staatlichen Ordnung gesetzt und namentlich das Völkerrecht neugestaltet und menschlicheren Grundsätzen auch im Kriege Eingang zu schaffen gesucht. — Über den sächsischen Freiherrn von Pufendorf vgl. § 364, 3.

2. Philologie

In der Philologie behaupteten in diesem Zeitraum die Niederländer die Führung.

Meursius 1579—1639 · Ger. Joh. Vossius 1577—1649 · Isaak Vossius 1618—1689 · Dionysius Vossius 1612—1633 · Ger. Vossius 1630—1640 · Daniel Heinsius 1580—1655 · Nicolaus Heinsius 1620—1681 · Salmasius 1588—1653 · Just. Lipsius 1547—1606

Die Arbeiten des eifrigen Sammlers Johannes Meursius (Jan de Meurs) verwertete später Jakob Gronow (§ 364, 2) im Thesaurus antiquitatum Graecarum. Meurs war in der Nähe des Haags geboren. — Aus der Umgegend von Heidelberg stammte das Philologengeschlecht der Vossius. Der Vater, Gerardus Johannes Vossius, war ein gelehrter und kenntnisreicher Mann. Von seinen Söhnen lieferte Isaak Vossius wertvolle Beiträge zur Erdkunde, Zeitrechnung, Musik und Bibelforschung, Dionysius Vossius, Bibliothekar in Amsterdam, starb früh wie Gerardus Vossius. — Der Scaligerschüler Daniel Heinsius (§ 191) aus Gent wurde zum Reichsgeschichtschreiber ernannt. Sein Sohn Nicolaus Heinsius, in Leyden geboren, gab römische Dichter heraus. Dem geborenen Franzosen Salmasius (Claude de Saumaise) verschaffte seine philologische Tüchtigkeit einen Ruf nach Leyden, dann nach Stockholm. Sie alle aber überstrahlt das Dreigestirn Lipsius, Grotius und Gronovius. Justus Lipsius (§ 191) hat die Wissenschaft durch Ausgaben römischer Geschichtschreiber wesentlich gefördert. Seine selbständig-eigentümliche Auffassung der lateinischen Sprache machte ihn zum Gegner der Anhänger des gefeilten Stiles Ciceros, den er durch den stilus Lipsianus, ein Latein, das auch die Ausdrucksweise der Späteren bis hinab zu den Kirchenvätern berücksichtigte, nicht ohne Erfolg bei seinen Zeitgenossen ersetzte. Der Staatsmann Hugo Grotius (s. oben) fand auch für seine Ausgaben griechischer und lateinischer Dichter und Fachschriftsteller allgemeine Anerkennung. Seinen Geburtsort Delft hatte er zu Delphi latinisiert, wonach er das „Delphische Orakel" hieß. Johannes Friedericus Gronovius stammte aus Hamburg, war aber hauptsächlich in Holland gebildet, wo er dann Hochschullehrer wurde. In dieser Stellung hat er vor anderen den Ruf der holländischen Philologie begründet, namentlich als Herausgeber römischer Geschichtschreiber und Philosophen.

Gronov 1611—1671

Deutschland steht in diesem Zeitraume zurück. Der Rheinländer Philipp Pareus ließ seiner Plautusausgabe ein Lexikon Plautinum folgen; sein Landsmann, der in Padua gestorbene Kaspar Scioppius (Schoppe), ein begabter, aber selbstgefälliger Mann, der seine Hand in vielen Dingen hatte, wurde aus einem Spötter der katholischen Kirche ihr eifrigster Verteidiger und Werber. Die Gegenreformation unterstützte er schreibend und verhandelnd, wofür er einmal beinahe totgeschlagen wurde. Trotzdem verwickelte er sich in eine Fehde mit den Jesuiten. Anderseits verkehrte er mit dem eingekerkerten Campanella (§ 191, 1). Schließlich erfuhr er das Leid, seine Schriften vom Papste verboten zu sehen. Als Philolog scheute er sich nicht, Scaligers (191, 2) Wissenschaftlichkeit unter persönlichen Ausfällen anzutasten. Sein eigentliches Gebiet war die Verbesserung alter Texte. — Eine bedeutende Leistung ist die Inschriftensammlung Inscriptiones antiquae totius orbis Romani von Janus Gruter, einem geborenen Antwerpener, der in Heidelberg als Professor und Vorsteher der Bibliothek wirkte. Als diese 1622 in päpstlichen Besitz überging (§ 196), wurde Leo Allatius mit ihrer Überführung nach Rom betraut. Dieser Leone Allacci von der Insel Chios ist mit Fabretti aus Urbino der namhafteste Vertreter des italienischen Humanismus dieser Zeit. Ein wirkliches Verdienst erwarb er sich, indem er die alten Dichter aus dem Handschriftenschatze der Barberinischen und der Vatikanischen Bibliothek veröffentlichte. Der auch staatsmännisch tätige Fabretti erwies sich als tüchtiger Altertumsforscher durch seine Abhandlungen über Wasserleitungen und über die Trajansäule.

Pareus 1576—1648

Scioppius 1576—1649

Gruterus 1560—1627

Allatius 1586—1669

Fabretti 1619—1700

Unter den französischen Philologen müssen zwei Jesuiten genannt werden: Franciscus Vigerus Rotomagensis (Vigier aus Rouen) zeichnete sich aus als Kenner griechischer Spracheigentümlichkeiten, Dionysius Petavius (Denis Petau) aus Orleans durch seine Forschungen zur Zeitrechnung und durch das Uranologium (Himmelskunde).

Vigerus 1591—1647

Petavius 1583—1652

In der Geschichtswissenschaft begann um diese Zeit die lateinische Sprache hinter die Landessprachen zurückzutreten.

3. Geschichtswissenschaft

Italienisch schrieb der Venetianer Davila, der sich im Dienste Frankreichs und seiner Vaterstadt auch kriegerische Lorbeeren errang. Seine Storia delle guerre civili di Francia (1559—98) beruht auf genauester Kenntnis der Menschen und Verhältnisse, besonders des Ränkespiels bei Hofe. Gerade aber die Erforschung der Beweggründe und Triebfedern der handelnden Personen verführt ihn, in der Geschichte nur das Getriebe der Selbstsucht zu sehen, geistige Kräfte dagegen gar nicht anzuerkennen. — Der Generalprokurator der Serviten, Paolo Sarpi, bewährte seinen Freimut, der ihm schließlich den Bann eintrug, in der Storia del concilio Tridentino durch den Nachweis, daß nur am Übermute der Kurie der Wiedereintritt der Protestanten in die alte Kirche gescheitert sei. Sarpi war in Physik, Chemie und Mathematik wohl bewandert, zugleich ein gründlicher Kenner des Kirchenrechtes, weshalb er als Sachwalter des Freistaates Venedig dem päpstlichen Stuhle auf das erfolgreichste entgegenzutreten vermochte. Als ihn schließlich der Dolchstoß eines Meuchelmörders an den Rand des Grabes gebracht hatte, soll er geäußert haben: „Das ist der Griffel der Kurie." — Sarpis vielgerühmter Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung setzte der Kardinal Sforza Pallavicino seine Darstellung desselben Gegenstandes im päpstlichen Sinne entgegen, ohne jedoch der Kraft und Wärme Sarpis auch nur einigermaßen nahe kommen zu können. Seiner angesehenen Familie entstammte ein völlig anders angelegter Mann, Ferrante Pallavicino, der wegen seiner Prosasatire Die himmlische Ehescheidung in Avignon enthauptet wurde. Der Inhalt seiner witzigen Flugschrift ist kurz folgender: Das Ehegericht im Himmel erkennt auf Scheidung Christi von seiner Braut wegen ihres Lebenswandels; nun melden sich die lutherische und die reformierte Kirche als Bräute, aber der Bräutigam zieht die Ehelosigkeit vor. — Auf eine jesuitische Schmähschrift im geschichtlichen Gewande, Histoire du Luthéranisme antwortete Ludwig von Seckendorff, gleich bedeutend als Staatsmann wie als Gelehrter, mit dem vielgepriesenen Commentarius apologeticus de Lutheranismo seu de reformatione, einer der gediegensten Arbeiten zur Geschichte der Kirchenerneuerung. — Ein Gegenstück zur Geschichte der Niederlande von Grotius (s. oben) bildet das Werk des Spaniers Carlos Coloma, eines Augenzeugen und Mitkämpfers der Kriege jener Zeit. — Mit der erst lateinisch abgefaßten, dann ins Spanische übertragenen Landesgeschichte Historia general de Espagna hat der Jesuit Juan Mariana eine anerkannte Leistung geschaffen. — Zu den hervorstechenden Erscheinungen dieses Zeitraums zählt der Chevalier d'Aubigné. Dichter, Geschichtsforscher, Staatsmann und Feldherr im Dienste Heinrichs IV., war er vor allem Hugenott, der seinen Glauben mit Schwert und Feder verteidigte. Die gedankenreiche, markige und gedrungene Histoire universelle, sein Hauptwerk, erzählt die Geschichte von 1550 bis 1601 mit rückhaltloser Offenheit. Deshalb wurde es auf Parlaments-

Davila 1576—1631

Sarpi 1552—1622

Pallavicino 1607—1667

Seckendorff 1626—1692

Mariana 1536—1623

Aubigné 1550—1630

beschluß verbrannt. Sein abtrünniger Sohn, Constant d'Aubigné, war der Vater der Maintenon (§ 275).

4. Sternkunde

Die *Sternkunde* machte trotz größter Schwierigkeiten, die ihr der rückständige Glaubenseifer bereitete, Fortschritte von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Kepler 1571—1630

Der Abkömmling eines verarmten Adelsgeschlechtes, Johannes *Kepler* aus Württemberg, war endlich dem Hasse der Jesuiten zum Opfer gefallen und wegen des treuen Bekenntnisses zum Protestantismus von seinem Lehrstuhle an der Grazer Hochschule vertrieben (§ 181), da erhielt er durch Brahe (§ 191, 5) die Stelle eines Hofastronomen Rudolfs II. in Prag, in der ihn Matthias beließ. Zeit seines Lebens ist die Not seine Begleiterin gewesen. Bei der Flucht aus Graz schreibt er: „Ich bin bei Gott sehr arm. Meine Frau stammt aus einer vermöglichen Familie, aber ihr ganzes Vermögen besteht aus liegenden Gütern, die jetzt völlig wertlos, ja unverkäuflich sind. Denn es ist verboten, die innerhalb der uns gesetzten Frist von 45 Tagen unverkauft gebliebenen Güter an Katholiken zu verpachten." „Aber lieber wollte er hungern als abfallen von der Augsburgischen Konfession." Als Lehrer der Mathematik in Linz seit 1614 wie für die Berichtigung der Rudolfinischen Tafeln (§ 191) mußte er sich mit kärglichen Abschlagzahlungen begnügen. Nicht anders erging es ihm als Professor in Sagan, wo ihn Wallenstein angestellt hatte. Und seine der Hexerei beschuldigte Mutter vermochte er eben noch vor dem Flammentode zu retten, nicht aber aus dem Kerker. Um seine Ansprüche vor den Reichstag zu bringen, ging er 1630 nach Regensburg, starb aber bald nach seiner Ankunft an Erschöpfung. Anders als Brahe (§ 191) stellte sich Kepler entschlossen auf des Koppernikus (§ 98) Seite, dessen Lehre er durch die drei nach ihm benannten Grundgesetze der Planetenbewegung ausbildete und zur unumstößlichen Gewißheit erhob, so in der *Kurzgefaßten Darstellung der Koppernikanischen Weltordnung*. Den erhabensten Schöpfungen des menschlichen Geistes darf *Keplers Traum*, das Werk eines Sehers und Dichters, beigezählt werden; sein wissenschaftliches Meisterwerk *Über den Stern Mars* erschien erst nach des Verfassers Tode. — Sein großer Zeitgenosse Galileo *Galilei* aus Pisa, ein Physiker von unsterblichen Verdiensten, wurde der Begründer der wissenschaftlichen Mechanik. Auf die Kunde von der Erfindung des Fernrohrs in Holland ging er selbst an die Herstellung eines solchen Instrumentes, das er dann zuerst gen Himmel richtete. So entdeckte er die „Dreigestalt" des Saturn, die Veränderungen in Licht und Größe des Mars und der Venus, was ihn zu der Erkenntnis führte, daß die Planeten kein Eigenlicht besitzen. Klug und geschickt vermied er anfangs jeden Anstoß bei der argwöhnischen Geistlichkeit. Als aber der kühne Neuerer sich rückhaltlos zu Koppernikus bekannte, da mußte er 1616 in Rom geloben, die Bewegung der Erde nicht weiter zu lehren. Doch geriet er bald von neuem in Streit mit seinen jesuitischen und aristotelischen (§ 98, 1) Gegnern. Die Wahl des ihm wohlgesinnten Barberini zum Papste (Urbans VIII., 1623—1644) ermutigte ihn, den Kampf für Koppernikus wieder aufzunehmen. Er schrieb Dialogo intorno ai due massimi sistemi del mondo, die weltberühmte Schrift in Gesprächsform, in der drei Personen eingeführt werden, von denen die eine des Koppernikus, die andere des Ptolemäus Ansicht verteidigt, während die dritte beider Gründe dergestalt abwägt, daß scheinbar die Sache unentschieden bleibt, in Wirklichkeit aber Koppernikus recht behält. Fast wäre es dem Verfasser gelungen, von der Zensur die Druckerlaubnis zu erhalten, da wußten seine Feinde dem Papste einzureden, *er* sei mit Simplicio, dem Vertreter der Ptolemäischen Lehre, gemeint. Es ist bekannt, daß nun der fast siebzigjährige Forscher auf Grund eines gefälschten Protokolls des Wortbruches bezichtigt und gezwungen wurde, seine Lehre als irrig und schriftwidrig abzuschwören. Seine Folterung dagegen steht ebenso wenig fest wie das Wort Eppure si muove. Sein Werk wurde verboten und er selbst unter die Aufsicht der Inquisition gestellt. 1637 erblindete er, war aber trotzdem bis an sein Ende wissenschaftlich tätig.

Galilei 1564—1642

C. Die Kunst des Barocks.

Charakter des Barocks

§ 261. Baukunst. Der Barock gilt als die Kunst des siebzehnten Jahrhunderts. In Rom tritt er indes schon viel früher und zugleich in seiner reinsten Form auf. Zur Zeit, wo die römische Hochrenaissance den Gipfel überschreitet, erscheint auch der Barock und gibt sich als ein durchaus Neues und Fertiges, dessen Entwicklung sich nicht ohne Mühe erkennen läßt; man versucht, seine Entstehung bis zur Gotik zurückzuverfolgen, und stellt ihm eine parallele Strömung in der nachhellenistischen Kunst zur Seite. Für Rom ist die Spätrenaissance die erste Staffel des Barocks; an seinem Ende steht der

neue Klassizismus (IV, § 95). Im Beginne ernst, düster und massig nimmt er später, um die Zeit, als Bernini die Leitung des Baues von St. Peter übernahm, leichtere, fließende und spielende Formen an und klingt allmählich im Rokoko aus. Er bevorzugt von Anfang an das Malerische, die rauschende Bewegung, das leidenschaftlich Aufgeregte und gefällt sich bald im Form- und Regellosen; er behandelt die Antike mit Geringschätzung und durchbricht skrupellos die Regelschranken der Renaissance; er haßt Ruhe und Harmonie, das Zierliche und Intime und liebt die Dissonanzen, das Massige, Imponierende und Kolossale, aber auch das Erhabene und Unendliche. Renaissance wirkt befreiend, Barock läßt unbefriedigt oder bereitet auf neue, harmonische Eindrücke vor, wie Gewitter und Sturm auf Ruhe und Windstille.

Der Stil trägt den Stempel seiner Epoche, hier der Gegenreformation, einer Zeit der Gärung und der Krisis. Der geistige Gehalt der Zeit spiegelt sich äußerlich in Trachten und Behaben der Zeitgenossen und in der Darstellung des Menschen durch die Kunst wieder; Malerei und Plastik berechtigen daher wenigstens zu erklärenden Analogieschlüssen in bezug auf die Entstehung und Entwicklung des Baustils. So stellen Michelangelos „Sklaven", Ignudi (nackte Jünglinge) zur Seite der Medaillons im Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle, eine volle Skala persönlichen und zeitlichen Empfindens dar, aber erst ihre Nachbilder in der Galleria Farnese sind Vollblutgeschöpfe des Barocks; und wie die Gestalten der Mediceerkapelle in S. Lorenzo in Florenz, für deren verhältnismäßig engen Raum der Künstler noch vier weitere liegende Figuren (Flußgötter, Personifikationen von Himmel und Erde, Zeit und Raum) vorgesehen hatte, das leidenschaftliche Ringen der Masse mit dem Zwange der Konturen zu überwältigendem Ausdruck bringen, so verraten die Dissonanzen in den Architekturen Michelangelos, wie im Treppenraum der Laurenziana in Florenz und in den Palästen des Kapitolsplatzes, eine heftig aufgeregte, ruhelose Stimmung, die im Beschauer erst durch Einwirkung des Ganzen oder zusammengehöriger Bauteile einem harmonischen Nachklange weicht.

Der Zug ins Große kommt zuerst in der Architektur, in den Fassaden des Barocks zum Ausdruck. Während in der Renaissance die Selbständigkeit der Nebenteile durch Befolgung fester Normen gewahrt bleibt, wird ihre Anzahl im Barock vermindert, oder sie verkümmern, um die volle Wucht des Eindrucks den Hauptteilen zu übertragen und den Bau einfacher und massiger zu gestalten. Vertikale Gliederung, ein System von Pilastern, das die ganze Fassade durchsetzt, rafft die Geschosse zu einem Ganzen zusammen (Michelangelo und Palladio), oder das Erdgeschoß wird durch einfache Erhöhung selbst zum Sockel der oberen Stockwerke (A. da Sangallo d. j.). Der Architrav, der auf den Pfeilern liegende Querbalken, erhält dann eine horizontale Teilungslinie, während er anderseits häufig unterbrochen und stark gekröpft wird. Die Giebeldreiecke werden stumpfwinklig, sie senken sich, sie lasten. Die Arkaden vertauschen den freien und offenen Kreisbogen mit der gedrückten Halbellipse. Bogen und Tympanon (Giebelfeld) werden gebrochen, und die Giebeluntersätze laufen seitlich in konkave Bogen aus. Die Schichtung der Steine hinterläßt kein äußeres Merkmal, und der Rustikabau kommt ganz in Wegfall. Nach der Fassadenmitte zu nähern sich die Bauglieder (Pilaster, Fensterachsen und Ornamente) einander mehr und mehr, oder der mittlere Teil tritt hervor oder zurück und buchtet sich zum Wellenberg aus; so gehen Längsschwingungen in Querschwingungen über, aber die Rhythmik der Bewegung bleibt erhalten. Die konstruktive Schönheit wird durch virtuose, schwungvolle Ornamentik übertäubt; Säulen und Pfeiler (die freie Säule wird in Rom anfangs nur selten verwandt, während sie sich in Florenz, Genua und Neapel behauptet) sind nur Prunkstützen; sie drängen sich zu zweien dicht aneinander und überwinden scheinbar spielend die vorgetäuschte Last. Das malerisch Bewegte kommt in starken Licht- und Schattenwirkungen zwischen Pfeilern, Säulen und in Nischen zur Geltung. Perspektivische Künste täuschen größere Ferne und Weite vor: die Säulen in der Scala Regia Berninis im Vatikan werden nach der Tiefe mehr und mehr verkürzt und rücken enger aneinander, die Piazza del Campidoglio (Michelangelo) und der Vorplatz von S. Peter (Bernini) verbreitern sich nach dem Hintergrunde zu und erscheinen darum größer. Der leicht zu bearbeitende Travertin, den bereits Michelangelo für die Ornamentierung im Hallenhofe des Palazzo Farnese verwandte, verdrängt den Marmor, nach und nach erweichen die Massen, die Kanten werden stumpf, die Sockel der Pfeiler und Säulen verlieren zum Teil die scharfen Einschnitte und drängen nach außen wie belastete federnde Unterlagen. Die dekorativen Gebilde, Kapitelle, Kartuschen und Wappenschilde, stülpen die Ränder um und erscheinen dadurch voller und weicher. Die Stelle von Kreisform und Quadrat, Bilder der vollkommensten Ruhe, nehmen meist Oval und Rechteck ein.

Kirchenbau

Im **Kirchenbau** verbindet der Barock gern Zentral- und Langhausanlage und krönt die Vierung mit einer imponierenden Kuppel. Die Decken sind meist Tonnengewölbe und werden wie das Innere der Kuppel mit Malereien geschmückt, deren Perspektive den Bau um neue säulengetragene Stockwerke bereichert und den Blick über Wolken, Heiligen- und Engelscharen in den Äther dringen läßt. Die Beleuchtung ist wohl berechnet: das durch die Kuppel flutende Licht bannt den Blick des im Dämmer des Langhauses Stehenden und zieht ihn magisch in die Nähe des Allerheiligsten. Durch die Künstler, die dem Jesuitenorden angehörten und in Italien, auf der iberischen Halbinsel und in den spanischen und portugiesischen Kolonien als Architekten und Maler tätig waren, erhielt der Barock den Namen **Jesuitenstil** (Vorbild: Vignolas Jesuitenkirche Il Gesù in Rom).

Palastbau

Die Höfe der **Paläste** und größeren Landvillen sind teils geschlossen, teils mit Pfeilerarkaden versehen, aus denen innen geräumige Treppenanlagen auf breiten und niedrigen Stufen von leiser Neigung (Dolcezza, wie es Vasari zierlich nennt und später Goethe besonders liebte) zu den oberen Stockwerken emporführen. Das erste Stockwerk (piano nobile) enthält einen oder mehrere gewaltige Prunkräume, die in das nächste Obergeschoß übergreifen; oberhalb der großen Fenster des Sales findet sich gewöhnlich noch eine Reihe kleinerer Fenster, die die Lichtzufuhr vermehrt, nach außen aber ein Mezzanin markiert. Durch Anlegung öffentlicher Treppen, Terrassen, Kaskaden und monumentaler Brunnen trug der Barock besonders zur Verschönerung Roms und seiner Umgebung bei.

Name

An der kunstgeschichtlichen Bezeichnung „Barockstil" (ursprünglich stilo moderno) haftete ähnlich wie an dem Namen Gotik geraume Zeit die verächtliche Nebenbedeutung des Plumpen, Widersinnigen und Bizarren (ital. barocco, zopfig). Gewöhnlich leitet man Barock von dem portugiesischen „barroco, schiefrund" (französisch baroque) her, wo es von birnenförmigen Perlen gebraucht wird, die von den Goldschmieden des 17. Jahrhunderts gefaßt und zu Karikaturen verwendet wurden; wieder andere bringen das Wort mit einem Modus „baroco" einer logischen Schlußfigur in Verbindung, in dessen Prämissen sich Positives mit Negativem verkettet. Erst die neuere Zeit hat den Begriff geläutert und den Namen eigens für jene durchgreifende Umwandlung der Renaissance vorbehalten, die mit dem ganzen ungeheueren Ernste, dem terribile eines Michelangelo einsetzt.

Italien

Anklänge des Barocks finden sich bereits in den letzten Werken von Bramante (Palladios Zeichnung von Bramantes Wohnhaus, Palazzo di S. Biagio neben Palazzo Sacchetti in Via Giulia in Rom), von Giulio da Sangallo (Fassadenentwürfe für S. Lorenzo in Florenz), von Peruzzi (Palazzo Massimi alle Colonne, Palazzo Costa im Borgoviertel Roms) und von Raffael (Palazzo dell' Aquila in Rom, nur in Zeichnungen erhalten, Palazzo Pandolfini in Florenz). **Michelangelo** (S. M. degli Angeli, Porta Pia in Rom u. a.) und die Vertreter der Spätrenaissance (§ 99) **Vignola** (Schloß Caprarola bei Viterbo, Fassade von S. M. in Domnica, Fontana della Rocca in Viterbo u. a., ihm zugeschrieben Villa Lante in Rom), **Giacomo della Porta** (Fassade von Il Gesù, S. Caterina de' Funari, S. M. dei Monti, Palazzo Serlupi, Palazzo Chigi in Rom, Palazzo Aldobrandini in Frascati, Anteil an der Peterskuppel, Fontana in Piazza di Campitelli in Rom) und **Bartolommeo Ammanati** (Ponte S. Trinità in Florenz, Palazzo Ruspoli in Rom) stehen bereits mit beiden Füßen auf dem Boden des Barocks. — Eine andere Strömung, die von **Palladio**, dem Meister der Gesetzmäßigkeit (§ 99), ihren Ausgang nimmt, kommt in Oberitalien und Frankreich (Stil Louis' XIV.) zur Geltung und mündet schließlich im Klassizismus.

C. Maderna 1556—1629

Mit **Carlo Maderna** beginnt bereits die Überwucherung durch das dekorative Element (S. Susanna, sein bestes Werk, Fassade von S. Peter, Palazzo Mattei, Palazzo Barberini, im Verein mit Bernini, Fassade von S. M. della Vittoria, Fontänen auf dem Petersplatze). Von **Domenichino**, Domenico Zampieri, stammt der Bau von S. Ignazio. Der berühmteste Vertreter des pompösen Barockstils, der „im Fortissimo komponiert", ist der Architekt, Bildhauer und Maler **Giovanni Lorenzo Bernini**; er wurde 1629 von Urban VIII. zum Bauleiter von S. Peter ernannt und 1665 von Ludwig XIV. nach Paris berufen, wo er ein halbes Jahr verblieb und einen neuen Entwurf für den Louvre ausarbeitete, und stand dann bis an sein Ende an der Spitze des römischen Kunstlebens. Er schuf die Doppelkolonnaden von S. Peter, deren vierreihige dorische Säulenhallen den Platz elliptisch umschließen, die Scala Regia im Vatikan, das gewaltige bronzene Tabernakel der Peterskirche mit gewundenen Säulen, den Entwurf zu S. Andrea del Quirinale, mit elliptischem Grundriß, die Fassaden des Palazzo Barberini (im Verein mit Maderna) und die „Barcaccia" an der spanischen Treppe. Maßlos und ausschweifend zeigt sich der stilo grande in den Werken von **Francesco Borromini**, Schüler Madernas und Nebenbuhler Berninis: S. Ivo an der Nordfassade der Sapienza (Universität), in der Form einer Biene, des Wappentiers der Barberini, mit schneckenförmiger Haube, die Türme von S. Agnese

Domenichino 1581—1641

L. Bernini 1598—1680

F. Borromini 1599—1667

in Piazza Navona, S. Carlo alle Quattro Fontane, Turmbekrönung von Andrea delle Fratte, Fassade des Oratoriums S. Filippo Neri, Inneres von S. Giovanni in Laterano, Hof des Palazzo Spada in Rom, Palazzo und Villa Falconieri in Rom und Frascati.

P. da Cortona 1596—1669

Pietro Berrettini da Cortona (P. Berettini) baut die Vorhalle von S. M. della Pace und entwirft die Fassade zu S. M. in Via Lata am Corso; seine Fresken im Palazzo Barberini (Allegorien) in Rom und im Palazzo Pitti in Florenz (Decken der Sale di Saturno, Giove, Marte und Apollo) verschaffen ihm durch Erfindung, Farben- und Lichteffekte den Namen des größten Dekorationsmalers seiner Zeit.

G. Soria † 1651

Der ernste und gesinnungstüchtige Giambattista Soria erbaut die Vorhalle und Fassade von S. Gregorio Magno, von S. M. della Vittoria, S. Caterina di Siena und S. Carlo dei Catinari in Rom.

D. Fontana 1543—1607

Domenico Fontana, der Onkel Madernas, baut die Cappella del Presepio in S. M. Maggiore, den Lateranpalast, die Fassade des Quirinals und den Palazzo Reale in Neapel, errichtet die Fontana dei Termini (Acqua Felice, mit dem Moses) und leitet die Aufstellung des Obelisken vor S. Peter.

C. Fontana 1634—1714

Carlo Fontana, Nachfolger Berninis, ein späteres Mitglied derselben Künstlerfamilie, vollendet den von Bernini begonnenen Palast am Monte Citorio, baut die Vorhalle von S. M. in Trastevere und den Palast des Fürsten Liechtenstein in Wien.

V. Scamozzi 1552—1616

Vincenzo Scamozzi erfand zwar eine sechste Säulenordnung, die „heroische", befolgte aber im allgemeinen noch mit Palladio die alten Regeln (Palazzo Trissino-Barton und Palazzo Trenta in Vicenza, Palazzo Cornaro und die Procurazie Nuove in Venedig).

B. Longhena 1604—1682

Baldassare Longhena schafft in Venedig den Zentralbau von S. M. della Salute auf achteckiger Basis, die Ospedalettokirche, Cappella Vendramin in S. Pietro di Castello, das Grabmal des Dogen Giovanni Pesaro in S. M. dei Frari, S. M. degli Scalzi, Fassade von S. Salvatore, Palazzo Pesaro, Giustiniani u. a. in Venedig.

G. Guarini 1624—1685

Der Theatinermönch Guarino Guarini steigert die ausschweifende Borrominische Willkür bis zum Sinnlosen (S. Gregorio in Messina, S. Lorenzo, Palazzo Carignano in Turin).

A. Pozzo 1642—1709

Pater Andrea Pozzo, wohl ein Deutscher mit Namen Brunner, der eigentliche Vertreter des Jesuitenstils, ist der Schöpfer des Ignazaltars im Gesù und der Decken- und Altarmalereien in S. Ignazio, dessen Langhaus mit Hilfe virtuoser Perspektive als oben offener, von Engeln und Heiligen erfüllter Raum erscheint, durch den man den siegreichen Eingang der Heiligen in das Paradies erblickt. Er entwirft Altäre mit „sitzenden Säulen" und schreibt ein Lehrbuch der Perspektive.

F. Bibbiena 1653—1743
Fr. Bibbiena 1659—1739
F. Juvara 1685—1735
A. Galilei 1691—1737
L. Vanvitelli 1700—1773
F. Fuga 1699—1780
N. Salvi 1699—1751
C. Marchioni 1704—1780

Die Mitglieder der Künstlerfamilie der Galli da Bibbiena fördern besonders Theaterbau und Theaterdekoration, unter ihnen: Fernando Bibbiena und Francesco Bibbiena (Herzogliche Reitbahn in Mantua). Filippo Juvara, französischem Klassizismus sich nähernd, errichtet die Superga (Kloster und Kirche) bei Turin, Alessandro Galilei, von englischem Klassizismus beeinflußt, die Fassade von S. Giovanni Laterano und die Kirche S. Giovanni dei Fiorentini, Luigi Vanvitelli das Schloß Caserta bei Neapel, den umfangreichsten Palastbau Italiens mit großartigen Treppenanlagen, Ferdinando Fuga die Vorhalle von S. M. Maggiore und Palazzo Corsini in Rom, Niccola Salvi (mit Benutzung einer Berninischen Zeichnung) 1735—1762 die Fontana di Trevi an der Südseite des Palazzo Poli, Specchi mit de Santis die spanische Treppe, Carlo Marchioni um 1760 die Villa Albani.

Spanien

In Spanien lastete auf dem Eskorial, der düstern Gruftkirche Philipps II., der Alp der Gegenreformation. Später fand eine Wechselbeziehung zwischen spanischer und italienischer Kunst statt: der bis ins sechzehnte Jahrhundert währende Einfluß der Niederländer mußte dem italienischen weichen. Damit waren dem Barock die Tore geöffnet: in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts hält er seinen siegreichen Einzug; im Anfang beschränkt er sich nur auf die Ausgestaltung des Kircheninneren.

J. de Mora um 1650
F. de Herrera d. j. 1622—1685
J. de Churriguera † 1725
D. Tomé um 1725
J. de Ribero um 1600

Juan Gomez de Mora gibt der Klosterkirche de las Recoletas Bernardas in Alcala ovale Basis und versieht sie mit durchbrochenen Giebeln, Nebenpilastern und Verkröpfungen. Francisco de Herrera d. j. erbaut die Nuestra Señora del Pilar in Zaragoza, der phantastische José de Churriguera die Karmenkirche in Cordoba und die Akademie von S. Fernando. Rodriguez vollendet die reichgegliederte, überladene Fassade des Stiftes S. Telmo in Sevilla. Diego Tomé errichtet den berühmten Altar, el transparente, in der Kathedrale von Toledo, dessen tektonische Glieder in der Menge dekorativer Einzelheiten versinken. Von Juan de Ribero rührt das extravagante Portal des Hospicio in Madrid her. Das königliche Schloß von Juvara und seinem Schüler Sacchetti zeigt noch den französisch-klassischen Einfluß, der dem malerisch bewegten Barock- oder Churrigueresko-Stil zu weichen beginnt.

Frankreich

F. Mansart 1598—1666

Die Baukunst Frankreichs steht in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zunächst unter der Herrschaft der klassizistischen Kunst Palladios und der italienischen Spätrenaissance. François Nicolas Mansart, der Hauptvertreter der maßvollen, klassisch reinen französischen Hochrenaissance, schuf das Schloß Maison-sur-Seine und die

J. Lemercier 1585—1654
P. Lemuet 1591—1669
L. Levau 1612—1670

Abtei Val-de-Grâce in Paris, deren Bau von Jacques Lemercier, der die Sorbonne erbaute und den Louvre erweiterte, fortgeführt und von Pierre Lemuet, dem Erbauer der Treppe von Fontainebleau, vollendet wurde. F. Mansart verdankt man die „Mansardendächer". Louis Levau verlieh wie sein Vorgänger Lemuet den italienischen Formen französisches Gepräge. Er und F. Mansart sind die Schöpfer des „Hotelstils", der aus dem Palaststil hervorgeht: die Treppe wird von der Mitte an die Seite verlegt, die Räume werden verkleinert und bequem angeordnet. Levau erbaute das Schloß Vaux-le-Vicomte bei Melun für den Minister Nicolas Fouquet (§ 265), das Hotel Lambert de Thorigny, das Lesueur und Lebrun mit Malereien schmückten, das Collège Mazarin (Institut de France) in Paris, dessen Kirche auf griechischem Kreuz eine Kuppel von ovaler Basis besitzt; am Louvre errichtet er gemeinsam mit seinem Schüler François Dorbay mehrere Flügel und leitet den Umbau des Versailler Schlosses. Mit dem Regierungsantritt Ludwigs XIV. (1661) macht sich auch der Einfluß der staatlichen Gewalt auf die Kunst bemerkbar.

C. Lebrun 1619—1690

Charles Lebrun, der Günstling des Königs und Leiter der königlichen Bauten, vertrat den Barock, dem sich auch Dekoration und Kunstgewerbe unterwarfen (Ausbau des Schlosses von Versailles, Apollogalerie des Louvre); die von der Regierung gegründete Académie Royale de l'Architecture dagegen wandelte in den Gleisen des Klassizismus. Die Brüder Jean und Antoine Lepautre haben wesentlichen Anteil an der Stärkung des französischen Barockstils; Jean radierte an 15000 dekorative Vorlegeblätter für Architektur und Kunstgewerbe, in denen er namentlich das spätrömische Ornament verwertete (Akanthusmuster von Figuren aller Art durchsetzt), Antoine ist der Erbauer des Schlosses St. Cloud bei Paris, das 1870 durch die Franzosen in Brand geschossen wurde, sowie der Verfasser architektonischer Werke. Als Bernini auf Einladung des Königs in Paris erschien (1665) und für die fehlende Ostfassade des Louvre einen Entwurf von durchaus italienischem Charakter vorlegte, erwachte der französische Nationalstolz: man lehnte ab, und die klassizistische Partei trug in dem Wettbewerbe den Sieg davon. Der gelehrte Claude Perrault, ursprünglich Arzt, gibt eine Übersetzung und Erklärung des Vitruv heraus und wird der Erbauer der östlichen und südlichen Außenfassade des Louvre. Er und François Blondel, Mathematiker und Anhänger von Leon Battista Alberti, waren entschiedene Gegner des Barocks im Sinne Lebruns. Beide Strömungen vereinigten sich in Jules Hardouin Mansart; er hatte sowohl die Lehren seines Großonkels F. Mansart in sich aufgenommen, als auch die Werke Lebruns auf sich einwirken lassen (Fortführung des Versailler Schloßbaus, dessen prunkvolle Königszimmer mit geradlinigem, symmetrischem Ornament den „Style Louis XIV." verkörpern, die Eremitage, Groß-Trianon, Orangerie, die Kapelle von Versailles und sein Hauptwerk, der Invalidendom in Paris). André Lenôtre ist der Schöpfer der französischen Gartenanlagen Vaux-le-Vicomte, S. Germain-en-Laye, Fontainebleau und Versailles mit den Bassins du Dragon, de Latona (Marsy), de Neptune, d'Apollon (Lebrun).

J. Lepautre 1617—1682
A. Lepautre 1621—1691
C. Perrault 1613—1688
F. Blondel 1618—1686
J. Mansart 1646—1708
A. Lenôtre 1613—1700

Niederlande

In den Niederlanden trat das katholiche Belgien unter dem Einfluß der Jesuiten auf die Seite des Barocks, während sich im protestantischen Holland die Renaissance in den Klassizismus wandelte. Für die belgische Baukunst wurde Peter Paul Rubens besonders maßgebend, dessen kraftvolle Persönlichkeit verhütete, daß das nationale Gepräge vollständig in der neuen, italienischen Strömung unterging. Er selbst baute (1611) sein Wohnhaus in Antwerpen mit dem dazu gehörigen Gartentore in schwerem Barock (nur die reichdekorierte Gartenhalle ist noch erhalten). Die von ihm mit Deodato del Monte gemeinsam aufgenommenen und später in Antwerpen herausgegebenen „Paläste von Genua" vermehrten seinen Einfluß, von dem u. a. die 1614 bis 1621 unter Leitung der Ordensbrüder Peter Huijssens und François Aiguillon erbaute Jesuitenkirche in Antwerpen und die von seinem Schüler und Hausgenossen Lukas Faid'herbe 1657 bis 1676 errichtete malerische Beguinenkirche in Brüssel Zeugnis ablegen. Reinen Barock zeigt noch die Fassade der ehemaligen, jetzt zur Post umgewandelten Augustinerkirche in Brüssel von Jacques Francquart, dessen Prachtportale (darunter Entwürfe zu architektonischen Details, sogenannte Spanische Türchen) wesentlich zur Förderung des Barocks beitrugen. Die holländische Baukunst blieb ihrer Vorliebe für das Ernste und Gesetzmäßige treu und hielt sich an die antike Einfachheit Palladios. Dieser Gesinnung entsprach der mächtige Bau des früheren Stadthauses, der heutigen Königlichen Residenz in Amsterdam, das Hauptwerk Jakobs van Kampen, sowie das Mauritshuis im Haag für Prinz Moritz von Nassau von Pieter Post.

P. P. Rubens 1577—1640
L. Faid'herbe 1617—1697
J. Francquart 1599—1651
J. van Kampen 1598—1657
P. Post 1598—1665

Deutschland

Der italienische Barock hatte in Deutschland bereits Fühlung gewonnen, als der Dreißigjährige Krieg seiner weiteren Ausbreitung ein Ziel setzte und die deutschen Architekten zwang, sich auf die Theorie zu beschränken. Nach dem Friedensschlusse fehlte es an praktisch geschulten einheimischen Baumeistern, und die aus Handwerkerkreisen hervorgehenden Neulinge

blieben an den hergebrachten Formen des Kunstgewerbes haften, die den Bauwerken einen kleinlichen Anstrich gaben. Dies erleichterte dem italienischen Barock den Eingang in Süddeutschland und Österreich, während im Norden Deutschlands die holländischen Architekten Fuß faßten. Eine andere Wandlung betrifft die Auftraggeber; Bauherren sind nach dem Kriege nicht wie im vergangenen Jahrhundert das wohlhabende Bürgertum und die Städte, sondern meist reiche Mönchsorden oder geistliche und weltliche Fürsten („Fürstenbarock").

Vor dem Kriege baute Santino Solari den Salzburger Dom (1614 bis 1628). In München war bereits (1583—1597) die Michaeliskirche, deren große Giebelfassade in Stockwerke geteilt und in vierzehn Nischen Statuen römischer und deutscher Kaiser zeigt, für die Jesuiten errichtet worden, während die Theatiner Hofkirche (1661 bis 1675), ein Kuppelbau mit prächtigem Innenraum, erst hundert Jahre später (1775) die nach Osten gekehrte Fassade erhielt. Andrea Pozzo ist der Erbauer der Wiener Universitätskirche und der Kirche S. Martin in Bamberg, Carlo Bibbiena der Schöpfer des Opernhauses in Bayreuth.

S. Solari 1576—1646
A. Pozzo 1642—1709
C. Bibbiena 1728—1770

Nach dem Kriege erwacht auch der nationale Barock zu neuem Leben. Seine erste große architektonische Leistung ist die Stiftskirche S. Lorenz in Kempten (1652—1666). Der Schauplatz seiner Tätigkeit ist vor allem Österreich, unter Leopold I., Joseph I. und Karl VI., sein Hauptvertreter Johann Bernhard Fischer von Erlach d. Ä., der sich in Rom an den Werken Berninis und Borrominis bildete. In Wien wurde er Lehrer Josephs I. und Architekt des Hofes: Kirche S. Karl Borromäus (ovaler Kuppelbau mit antikisierter Fassade zwischen zwei schlanken, der Trajanssäule in Rom ähnelnden Glockentürmen; im Grundriß wiederholt an der Pfarrkirche S. Peter am Graben), Entwurf für das Lustschloß Schönbrunn bei Wien und für den Neubau der Hofburg; Winterreitschule, an der sich italienische und französische Motive verwendet finden, ehemaliges Palais Trautson in Wien, Hofbibliothek mit Kuppelsaal, Palast Clam-Gallas in Prag. Neben ihm wirkten Lukas von Hildebrand (Lustschloß Belvedere in Wien für Eugen von Savoyen auf der Höhe der Wiedener Vorstadt, Palais Liechtenstein in der Bankstraße) und Dominik Martinelli, der das Palais Liechtenstein in der Roßau erbaut. In Prag entfaltet die Architektenfamilie Dinzenhofer eine besonders fruchtbare Bautätigkeit. Ihr Haupt, Kilian Ignaz Dinzenhofer, Schüler Fischers von Erlach, baut sich sein Wohnhaus im Barock Ludwigs XIII. mit Rohbauflächen und Hausteinen, in Borrominis Weise die Kirchen S. Nikolaus, S. Thomas und S. Johann in Scalca. Christoph Dinzenhofer erbaut mit seinem Bruder Leonhard S. Margaret und Brevnow bei Prag und Kloster Banz bei Koburg, Johannes Dinzenhofer Dom und Schloß von Fulda. Jakob Prandauer ist der Schöpfer des Klosters Melk, Enrico Zuccali erbaut die Theatiner Kirche in München. Die Gebrüder Asam leiten den Umbau des Freisinger Doms und bauen die Kirche S. Johann Nepomuk in München; der talentvolle und selbständige, aber phantastische Johann Balthasar Neumann (Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen bei Lichtenfels, Schloßkapelle in Würzburg, Schloß in Bruchsal) geht schon zum ausgeprägten Rokoko über.

B. Fischer von Erlach 1650—1723
L. v. Hildebrand 1656—1730
D. Martinelli 1650—1718
K. Dinzenhofer 1690—1752
C. Dinzenhofer 1655—1722
E. Zuccali † 1724
J. Prandauer † 1727
B. Neumann 1687—1753

Im Norden beginnt 1694 der Holländer Johann Arnold Nering unter dem Großen Kurfürsten den „holländisch-palladiesken" Bau des Berliner Zeughauses, das durch Schlüter und Jean de Bodt sein malerisches Gepräge erhält, dagegen vertritt der geniale Bildhauer und Architekt Andreas Schlüter den ausgesprochenen Barockstil. Von ihm rührt die nördliche und südliche Fassade, sowie der innere Hof (mit doppelter Arkadenreihe) des Berliner Königsschlosses her, dessen Rittersaal und Paradekammern ebenfalls Schlüter ihre prachtvolle Ornamentierung verdanken, ferner das v. Kameckesche Haus, das ehemalige Palais Wartenberg (die spätere alte Post, jetzt abgebrochen) und die Kanzel der Marienkirche. Als der von ihm entworfene schlecht gegründete Münzturm wieder abgebrochen werden mußte, wurde (1706) sein Rivale Eosander von Goethe (aus dem schwedischen Gotland gebürtig, daher „Goethe") zum Leiter des Schloßbaus ernannt; von ihm stammt der Westflügel mit dem Hauptportal (nach der Schloßfreiheit), das er dem Severusbogen in Rom nachbildete.

J. Nering † 1695
A. Schlüter 1664—1714
Eosander 1670—1729

Dresden erhielt durch Matthäus Daniel Poeppelmann, den Vollender des deutschen Barockstils, seinen malerischen Zwinger, einen von sechs Pavillons und Zwischengalerien gebildeten Prunkhof, in dem eine unerschöpfliche Fülle genial-phantastischer Ornamentik originelle Bildung mit weisester Anordnung vereinigt; obwohl die Galerien auf französische Vorbilder und die Portalkuppeln auf indische Modelle deuten, für die August der Starke eine gewisse Vorliebe zeigte, so ist doch das Ganze aus dem Geiste seines Urhebers geboren. Von ihm und Jean de Bodt wurde auch das Japanische Palais für den Grafen Flemming errichtet; Longuelune fügte später das Hauptrisalit (in Pariser Geschmack) an die Front an. Georg Bähr ist der Erbauer der Frauenkirche, von quadratischem Grundriß, des berühmten Vorbildes eines großen protestantischen Gotteshauses, dessen Kuppelbau sich ähnliche Bedenken und Hindernisse entgegenstellten wie einst bei Brunelleschis Kuppel von S. M. del

M. Poeppelmann 1662—1736
G. Bähr 1666—1738

G. Chiaveri 1689—1770 Fiore. Die katholische Hofkirche, ein italienischer Langhausbau mit malerischem Turm, ist ein dekorativ bedeutendes Werk des Gaetano Chiaveri.

England J. Jones 1572—1652 In England wird der Stil Elisabeths und Jakobs vom Klassizismus Palladios (anglo-klassischem Stil) abgelöst, dem Inigo Jones, von Haus aus Tischler, dann Landschaftsmaler, zum entscheidenden Siege verhilft: Schloß Whitehall für Karl I. (Flügel und Banketthalle), Schloß Wilton House nach Palladios Villa Rotonda bei Vicenza. C. Wren 1632—1723 Christopher Wren, ursprünglich Mathematiker und Astronom, vereinigt den Klassizismus mit dem Barock und entwickelt nach dem großen Brande (1666, § 284) in London eine beispiellose Bautätigkeit: unter seiner Leitung erstehen an fünfzig Kirchen, unter ihnen die gewaltige S. Paulskirche, die wie S. Peter in Rom zur Grundform ein griechisches Kreuz erhalten sollte, durch den Machtspruch des Klerus aber als Kuppel- und Langhausbau ausgeführt wurde. J. Vanbrough 1666—1726 John Vanbrough, sein bedeutendster Nachfolger, erbaut Blenheim Palace und Castle Howard in Yorkshire.

§ 262. Bildhauerei. Deutliche Spuren der Barock-Plastik zeigen sich schon bei Donatello, aber erst Michelangelo ist ihr eigentlicher Bahnbrecher. In seinen Gestalten ringen mächtige innere Kräfte neben der drückenden, erschwerenden Körpermasse mit den umspannenden, einengenden Umrißlinien, während in den Werken der unverfälschten Renaissancekünstler Form und Inhalt sich in schönem Gleichmaß die Wage halten. Die Beziehungen beider Kunstrichtungen lassen sich in knappester Fassung in das Gewand der physikalischen Formel kleiden, die auch für die Malerei giltig bleibt: Renaissance und Barock verhalten sich zu einander wie Statik und Dynamik, wie Gleichgewicht und Bewegung. Dabei kommt in Betracht, daß unter Gleichgewicht nicht absolute Ruhe zu verstehen ist.

Italien Unter Michelangelos Zauberbann halten sich die Nachfolger zunächst noch innerhalb oder in der Nähe geheiligter Schranken, die das Düstere und Ernste, das Erhabene und Gewaltige von dem Fließenden und Beweglichen abgrenzen, bis Berninis leidenschaftliche Schöpferkraft diese Schranken in stürmischer Entladung machtvoll durchbricht. Das Bestreben, die gesteigerte Empfindung, das Affektvolle zur höchsten Wirkung zu bringen, sowie der Versuch, über die Schwere des Materials hinwegzutäuschen (Heilige schweben auf Marmorwolken), führt schließlich zu affektierten Posen; die gestikulierenden Gestalten, die ihre Leiber in flatternden Gewändern verbergen, wirken theatralisch, die maßlose Übertreibung des Herkulischen und üppige, gewaltsame Umformung der Glieder (z. B. erscheint die übertriebene Hervorhebung des am Bein entlang laufenden Muskels, tibialis anterior, als Verdoppelung des Schienbeins) und die ausdruckslosen Gesichter von Putten und Engeln sind von störendem Einfluß, aber die Größe der Auffassung, die malerische Gruppierung sowie die virtuose Technik sichern auch dem Neuen eine höhere künstlerische Bedeutung, als ihm gemeiniglich zugestanden wird. Noch an Michelangelos ernste Formen erinnert Guglielmo della Portas Bronzegrabmal Pauls III. mit zwei allegorischen Gestalten, für die die Mediceergräber zum Vorbilde dienten.

L. Bernini 1599—1680 Der Architekt und Bildhauer Lorenzo Bernini, der erfindungsreiche Schöpfer der flüssigen Formen des Barocks, ist zugleich Meister des Porträts. In seine Jünglingsjahre fallen Aeneas und Anchises (1613), David, Apollo und Daphne in der Villa Borghese in Rom (Wiederholung in Berlin), später entstehen der Raub der Proserpina (1621), im Museo Ludovisi, S. Bibiana in der gleichnamigen Kirche (1625) im Viale Pr. Margherita, Grabmäler Urbans VIII. und Alexanders VII., Statuen (S. Longinus, Gräfin Mathildis) in S. Peter, Reiterstandbild Konstantins an der Scala Regia, Brunnen auf Piazza Navona vor S. Agnese mit den Flußgöttern (größtenteils nach seinen Zeichnungen von Schülern ausgeführt: der Nil von A. Fancelli, der Ganges von Claude Adam, die Donau von Andrea Lombardo, der Rio della Plata, der Mohr, von Fr. Baratta), Fontana del Tritone auf Piazza Barberini, S. Teresa mit dem Engel in S. M. della Vittoria in Rom, ferner Büsten: Ludwig XIV. in Versailles, Richelieu, Costanza Buonarelli in Florenz, Entwürfe zu den 162 Statuen der Kolonnaden und der Fassade von S. Peter und zu den Engeln vom Ponte S. Angelo (von seiner Hand nur der Engel mit der Kreuzinschrift, sowie zwei S. Maderna 1571—1636 der Engel neben dem Hochaltar in S. Andrea delle Fratte). Stefano Maderna schuf die rührende Gestalt der h. Cecilia (unter dem Hochaltar von S. Cecilia in Trastevere in F. Duquesnoy 1594—1644 Rom). Der Flamländer Frans Duquesnoy, Fiamingo genannt, erfreut durch seine anziehenden Kindergruppen (im Museum in Berlin und in S. M. dell'Anima in Rom), S. Andreas in S. Peter und durch die schlicht und edel aufgefaßte h. Susanna in S. M. F. Mocchi † 1646 di Loreto (am Trajansforum in Rom). Von Francesco Mocchi stammt die Statue der h. Veronica in S. Peter und die Verkündigung im Dom von Orvieto, von dem Architekten

und Bildhauer Alessandro Algardi das malerische acht Meter hohe Marmorrelief Leo der Große und Attila, sowie das Grabmal Leos XI. mit dem Relief der Absolution Heinrichs IV. in S. Peter, die Kolossalstatue des h. Filippo Neri und die Bronzebüste Gregors XV. in S. M. della Navicella (Chiesa Nuova) in Rom.

A. Algardi 1602—1654

In Frankreich hatten während der Religionskriege die Künste gefeiert. Nach dem Frieden blieb die von den Renaissancekünstlern (Juste u. a.) eingeschlagene Richtung bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Kraft. Pierre Francheville (Pietro Francavilla), Schüler und Gehilfe von Giovanni da Bologna (§ 100), formt für Heinrich IV. die vier ehernen Sklaven am Postament des Reiterstandbildes Heinrichs IV., Jacques Sarrazin schafft das Denkmal Ludwigs XIII. (Reste im Louvre) und das Grabmonument des Prinzen Heinrich Condé in der Kapelle des Schlosses Chantilly, Simon Guillain die Denkmäler für Ludwig XIII., den jugendlichen Ludwig XIV. und Anna von Österreich, der Niederländer Martin Desjardins (eigentlich M. van den Bogaerts) die Reiterstatuen Ludwigs XIV. für Paris (Place des Victoires) und Lyon, die die Revolution vernichtete, und treffliche Bildnisbüsten (Colbert), Jean Warin die Büsten Ludwigs XIII., Ludwigs XIV. und Richelieus. In der Mitte des Jahrhunderts kommt unter dem Einflusse Berninis der malerisch-pathetische Barock zur Geltung, der aber hier, statt in üppigen Formen zu schwelgen, durch anmutige Feinheit und Zierlichkeit die nationale Eigentümlichkeit nicht ganz verleugnet. François Anguier, Schüler Guillains, ist der Schöpfer des Grabmals Heinrichs von Montmorency im Lycée in Moulins (Auvergne); sein Bruder Michel Anguier ist für die Kirche Val de Grace und für die Porte S. Denis in Paris tätig; vier Bronzestatuetten, die Elemente, besitzt das Grüne Gewölbe in Dresden. Pierre Puget, eine kraftvolle Natur („der Marmor zittert vor mir"), zuerst Schiffsbaumeister und Holzschnitzer, später Schüler von Pietro da Cortona, schafft ganz im Geiste Berninis: Figuren für Kriegsschiffe im Arsenal von Toulon, Deckenmalereien im Palazzo Pitti in Florenz, Karyatiden am Hotel de Ville in Toulon, Statue des Beato Alessandro Santi und des h. Sebastian in S. M. di Carignano in Genua, Gruppe des im Eichstamm festgeklemmten Milon von Kroton, der von einem Löwen zerfleischt wird (im Louvre, im Auftrage Colberts), Perseus und Andromeda, Alexander und Diogenes (Hochrelief). Ebenso lehnt sich Teudon an den großen Italiener, wie seine Marmorgruppe (der Glaube stürzt die Abgötter, § 111) zur Rechten des Ignazaltars im Gesù in Rom erkennen läßt, sowie Pierre Legros, dessen drei Meter hohe silberne Statue des h. Ignatius über dem aus vergoldeter Bronze, mit Kristallen und Achat bekleideten Sarkophage des Heiligen stand (jetzt in Nachbildung von Ludovisi, Pius VI. hatte das Original einschmelzen lassen). Lebensvoll, aber natürlicher zeigt sich François Girardon in seinen Werken: Grabmal Richelieus in der Sorbonne, Raub der Proserpina (Anklang an G. da Bolognas Raub der Sabinerinnen) im Garten von Versailles, Apollo und die Nymphen, Relief der badenden Diana u. a.; Bronzenachbildungen seiner Werke befinden sich im Dresdner Grünen Gewölbe. Anmutig und geschmackvoll sind die Allegorien, mit denen Charles Antoine Coyzevox die Schlösser von Versailles und Marly schmückte, monumental, wenn auch nicht ohne Pose, sind seine Grabmäler: Kardinal Mazarin im Collège des quatre Nations, Minister Colbert in S. Eustache, Lebrun in S. Nicolas du Chardonnet; seine größte Meisterschaft bekundet er in zahlreichen Porträtbüsten: Bossuet, Richelien, Mignard, Lebrun (im Louvre); ebenda die Gruppe Schäfer und Satyr; die für das Hotel de Ville gegossene Reiterstatue Ludwigs XIV. in römischer Imperatorentracht befindet sich jetzt im Musée Carnavalet. Manirierter, elegant und theatralisch, bereits im Banne des Rokoko, sind die Gestalten, die aus den Werkstätten seiner Schüler hervorgehen, der Neffen von Coyzevox: Nikolaus Coustou (Kolossalgruppe der Seine und Marne im Tuileriengarten, Statue Ludwigs XV., Skulpturen in der Versailler Schloßkapelle) und Guillaume Coustou (Statue der Maria Leszinska als Juno im Louvre, die Rosse von Marly auf der Place de la Concorde und das Grabmal des Kardinals Dubois in S. Roch). Claude David arbeitet für S. M. di Carignano in Genua die unerfreuliche Statue des h. Bartholomäus.

Frankreich

P. Francheville 1548—1618

J. Sarrazin 1590—1660

S. Guillain 1581—1658

M. Desjardins 1640—1694

J. Warin † 1672

F. Anguier 1604—1669

M. Anguier 1618—1686

P. Puget 1622—1694

Teudon † 1680

P. Legros † 1719

F. Girardon 1628—1715

C. Coyzevox 1640—1720

N. Coustou 1656—1733

G. Coustou 1678—1746

C. David um 1660 —1725

Das Vorbild der luxuriösen Hofhaltung, sowie die staatliche Begünstigung, die der dekorativen Kunst unter Ludwig XIV. zuteil wurde, brachte auch das Kunstgewerbe in Frankreich zu hoher Blüte. Schon Heinrich IV. sandte Kunstschreiner nach den Niederlanden, um die dort hochentwickelte Kunstindustrie auch Frankreich dienstbar zu machen, und ließ für tüchtige ausländische Meister Werkstätten im Louvrepalast einrichten; Ludwig XIV. kaufte im Jahre 1662 auf Colberts Rat die „Gobelins" an, in denen eine „Hochschule der Möbelkunst", die Manufacture royale des Meubles de la couronne, Platz fand, deren Erzeugnisse, Schränke, Tische, Sessel, die hohen Kästen der Stockuhren, später

Kunstgewerbe

auch „Kommoden", Prachtkabinette (ein glänzendes Beispiel sind die Zimmer im Palaste Mazarins) sich bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Gebrauch erhielten. Der bedeutendste Hoftischlermeister der Louvrewerkstätten war André Charles Boulle, ein Abkömmling einer niederländischen Familie. Von ihm stammen die nach ihm benannten Möbelverzierungen (Marqueterien), Einlagen von gravierten und vergoldeten Metallornamenten in Schildpatt oder Ebenholz; zu diesen Boullearbeiten treten gewöhnlich noch plastische, ziselierte Möbelbeschläge aus vergoldeter Bronze. Die Kunst des Holzschnitzers erfindet die neuen Formen der Konsoltische, die als Stütze der Spiegel dienen; neben ihnen erscheinen die „Gueridons", schlanke Ständer, deren schmale Platten Armleuchter oder Vasen zu tragen bestimmt sind. Die Tischbeine behalten durch das siebzehnte Jahrhundert die geradlinige architektonische Dockenform gedrehter Säulchen bei; später tritt die beliebte Schweifung ein die bei Sesseln auch Rück- und Seitenlehnen umformt.

A. Boulle 1642—1732

Spanien

Die spanische Plastik des siebzehnten Jahrhunderts trägt vorwiegend malerischen Charakter, worin auch die vielfache Verwendung des Holzes als Material ihre Erklärung findet. Mit Juan de Juni (bemalte Holzstatue des h. Bruno im Museum von Valladolid) verläßt die spanische Bildhauerei die italisierende Richtung; Gregorio Hernandez folgt im Anfang dem italienischen Klassizismus (Holzrelief der Taufe Christi im Museum von Valladolid), zeigt aber später das ernste und herbe nationale Gepräge (Holzgruppe der Pietà). Den gleichen heimischen Charakter tragen die Holzstatuen des Juan Martinez Montañez (Statue des h. Bruno, Cruzifixus in der Kathedrale von Sevilla, beide bemalt von Francisco Pachen, dem Lehrer des Velazquez, der die Züge von Montañez in dem Bildnis des Prado-Museums festgehalten hat). Am energischsten kommt das plastische Beiwerk zur Geltung in den Werken des Sebastiano de Herrera y Barnuevo und des Pedro Roldan, eines Schülers von Montañez (Grablegung Christi im Hospital de la Caridad in Sevilla).

J. de Juni † 1614

G. Hernandez 1566—1636

J. Montañez † 1649

S. de Herrera 1619—1671

P. Roldan 1624—1700

Deutschland

In Deutschland erwacht die Bildhauerei nach dem Kriege erst am Ende des Jahrhunderts wieder zu neuem Leben. Ihr größter Vertreter ist Andreas Schlüter (§ 261), der phantasievolle nordische Meister des ernsten, monumentalen Barocks, der zwar von Italienern und Niederländern lernt, das Beste aber eingehendem Naturstudium verdankt: Bronzestatue Kurfürst Friedrichs III., jetzt vor dem Schlosse in Königsberg, Reiterstandbild des Großen Kurfürsten mit vier von anderen Künstlern ausgeführten Gefangenen am Sockel auf der Langen Brücke in Berlin, Kolossalköpfe sterbender Krieger an den 21 Schlußsteinen der Fenster im Zeughaushofe in Berlin, Grabmal des Goldschmieds Männlich in der Nikolaikirche in Berlin, Gruppen der Erdteile im Rittersaale des Schlosses.

A. Schlüter 1664—1714

Niederlande

Die niederländische Plastik hält sich noch durchaus in den Gleisen des italienischen Barocks; die Mehrzahl der Künstler verbrachten ihre Lehrjahre in Rom und waren meist lange Zeit im Auslande tätig. Einer der tüchtigsten war Arthur Quellinus, Schüler Fiamingos, der sich die Renaissancekunst und den vollsaftigen Naturalismus der Rubensschule zu Führern nahm; sein Hauptwerk sind die Skulpturen des Amsterdamer Rathauses, in dessen Giebeln er die Seemacht Amsterdams in figurenreichen Gruppen verherrlicht.

A. Quellinus 1607—1668

§ 263. Malerei. Die Spuren des Barocks lassen sich in der Malerei bis auf die drei Renaissance-Großmeister Leonardo, Michelangelo und Raffael zurückverfolgen: Die Darstellung der greifbaren Wirklichkeit und der Bewegung der Figuren im Raume hebt in Raffaels Schule von Athen und der Vertreibung Heliodors an, die eindringliche Sprache der Massen und Formen reden schon Michelangelos leidenschaftlich bewegte Gestalten der Sixtinischen Kapelle, und die malerische Vertiefung des Ausdrucks und der Empfindung mit Hilfe des Ineinandergreifens von Licht und Schatten, die Wirkung des Helldunkels, ist der hervorragendste Zeuge für Leonardos Feingefühl. In diesem Sinne ist Raffaels Madonna del Pesce die erste vollendete Barockleistung genannt worden. Das Renaissancebild schloß die Gruppe mit Vorliebe in ein gleichschenkliges Dreieck ein, dessen Schenkel hin und wieder von symmetrisch zur Achse liegenden Kulissen durchbrochen wurden und in den Basisecken durch Abschlußfiguren ihre Stütze fanden; der Barock verwandelt das gleichschenklige Dreieck, in dem sich die Handlung abspielt, in ein rechtwinkliges, das durch die stark betonte Diagonale des Bildes abgeschnitten wird.

In Venedig wurde Tizian der Bahnbrecher des Barocks, in dessen Banne sich auch Palma il Vecchio, Tintoretto und Paolo Veronese zusammenfinden. Correggios Kuppelmalereien sind bereits ausgesprochene Barockkunst. Im Vergleich mit ihnen tritt die Kunst

der Malerei im übrigen Italien bis zum Beginn der achtziger Jahre erheblich zurück. Gegen die konventionellen Nachahmer der großen Meister wenden sich später nicht nur die Vornehmen und die klassisch Gebildeten, sondern auch die mittleren Schichten des Volkes, in denen die Gegenreformation oder vielmehr die Neubelebung des Katholizismus und später der Dreißigjährige Krieg sich rückwirkend äußern. Zwei Strömungen, der reine Naturalismus und eine elegisch-sentimentale Richtung, kommen zur Geltung. Diese fand ihre Schutzstätte in der eklektischen Schule der Incamminati (der auf den rechten Weg Geführten) von Bologna, die Lodovico Caracci 1582 im Verein mit seinen Vettern Agostino und Annibale Caracci begründete, jene vornehmlich in der Schule von Neapel, die sich gegen die akademische Malerei wendete und auf deren Seite sich auch Caravaggio befand. Die Schule der Caracci sah das Heil der Kunst in der Verbindung des Studiums der großen Meister und der Natur (nach Volkstypen, lebenden Modellen und sezierten Leichen); damit glaubte sie der unwahren und leeren Manier unfähiger Nachahmer am wirksamsten entgegenzutreten.

Italien
L. Caracci 1554—1619

Noch vor der Eröffnung der Akademie der Incamminati in Bologna führte Lodovico Caracci, Schüler Tintorettos, mit Annibale und Agostino Caracci die Freskofriese des Palazzo Fava (Bilder vom Argonautenzug und aus Vergils Äneis) und die Deckenfresken im Palazzo Sampieri in Bologna aus (Mythologische Szenen aus dem Leben des Herakles); aus späterer Zeit stammen die Tafelbilder der Grablegung und Himmelfahrt Mariä in der Galerie in Parma. Agostino Caracci ist bedeutender als Kupferstecher (über 210 Stiche); er malt die Fresken der Galatea, der Kirke und der Sirenen im Palazzo Farnese in Rom, Fresken im Palazzo del Giardino in Parma (Szenen aus den Mythen von Mars, Venus und Galatea), Landschaft im Palazzo Pitti, Damenbildnis in der Berliner Galerie. Sein Bruder Annibale Caracci, der vielseitigste und fruchtbarste der drei, besonders tüchtig als Landschaftsmaler, war zugleich Radierer und Kupferstecher. Sein Hauptwerk sind die mythologischen Fresken im Palazzo Farnese in Rom (1597—1607); ferner malte er die Tafelbilder: Madonna mit Heiligen in der Pinakothek in Bologna, Pietà, Landschaften im Palazzo Doria in Rom, Domine quo vadis (London, Nationalgalerie), den h. Rochus in der Dresdener Galerie, Linsenesser (Galerie Colonna in Rom), die Familie Caracci im väterlichen Metzgerladen (Oxford). Zur Gefolgschaft der Caracci gehört Guido Reni, Schüler des Niederländers Dionysius Calvaert, später des Lodovico Caracci; er bildet sich in Rom an Caravaggio, Annibale Caracci, an Raffaels Werken und an der Antike weiter; in seinen religiösen Tafelbildern spiegelt sich die Zeit der Gegenreformation am deutlichsten wieder: Kreuzigung Petri (Vatikan), Paulus und Antonius (Galerie in Berlin), Bethlehemitischer Kindermord, Kreuzigung Christi (Pinakothek in Bologna); frischer und anmutiger zeigt er sich in seiner „zweiten Manier“: Deckengemälde im Kasino des Palazzo Rospigliosi in Rom (Aurora mit Phöbus Apollo und den Horen), Fresko des h. Dominicus in S. Domenico in Bologna, Ecce Homo- und Altarbilder in der Galerie in Bologna u. a. O., Erzengel Michael (Kirche de' Cappuccini in Rom), Maria und ihre Gefährtinnen (Eremitage in Petersburg), Himmelfahrt Mariä in der Münchner Pinakothek, Christus mit der Dornenkrone in der Dresdner Galerie, Radierungen (gegen 60), Kopie von Raffaels Cäcilienbilde in S. Luigi de' Francesi in Rom. Zu Guidos Schülern zählen sein langjähriger Gehilfe Giovanni Andrea Sirani (Gastmahl im Hause des Pharisäers, in der Certosa bei Bologna), dessen Tochter Elisabeta Sirani (Taufe Christi, ebenda) und Simone Cantarini, „il Pesarese“ (Himmelfahrt Mariä, in der Pinakothek in Bologna, Joseph und Potiphars Weib, Dresdner Galerie). Der phantasiearme Domenichino (Domenico Zampieri), anfangs wie Guido Schüler Calvaerts, verwendet häufig die Kompositionen anderer in seinen Werken, besitzt aber große technische Gewandtheit: Fresken der Evangelisten in S. Andrea della Valle, Szenen aus dem Leben der h. Cäcilie in S. Luigi de' Francesi in Rom, aus dem Leben des h. Nilus in der Kirche von Grotta Ferrata und aus dem Leben Christi in S. Fortunato in Fano (schlecht restauriert); Tafelbilder: Kommunion des h. Hieronymus (nach Agostino Caracci) im Vatikan, Jagd der Diana (Galerie Borghese), S. Cecilia, Rinaldo und Armida (Louvre), große Anzahl von Altarbildern. Sein Schüler Francesco Albani malt mythologische Szenen, Kinderreigen, Nymphen und Putten in heiteren Landschaften: Amorettentanz (Dresdner Galerie, Brera), die vier Elemente (Turin, Galerie Borghese in Rom), zwanzig Bilder im Louvre. Giovanni Lanfranco, Schüler Agostinos, geschickter Dekorator, aber manieriert, bildet sich an Correggios Werken und malt später unter Annibales Einfluß Fresken in Rom (Maria in der Glorie, in der Kuppel von S. Andrea della Valle), Parma und Neapel, sowie Tafelbilder: der h. Ludwig, die Armen speisend (Akademie in Venedig). An die Schüler der Caracci schließen sich die folgenden Maler an: Giovanni Barbieri, genannt Guercino (weil er schielte), Lieblingsmaler Goethes, verdankte viel,

Ag. Caracci 1557—1602
An. Caracci 1560—1609
G. Reni 1575—1642
G. Sirani 1610—1670
E. Sirani 1638—1665
S. Cantarini 1612—1648
Domenichino 1581—1641
F. Albani 1578—1660
G. Lanfranco 1580—1647
Guercino 1590—1666

wie er selbst sagte, den Werken Lodovicos und geriet später unter den Einfluß Caravaggios, der Venezianer und Correggios, von denen sich sein warmes Kolorit und sein reizvolles Helldunkel herleitet: Fresken im Casino dell' Aurora, in der einstigen Villa Ludovisi (im Erdgeschoß: Aurora, im oberen Stockwerk: die Fama), Dido (Palazzo Spada), Samische Sibylle (Uffizien), die heilige Petronilla (Kapitolinisches Museum), David und Abigail (Palazzo Barberini), die Nacht (Palazzo Piombino in Rom), Beweinung Christi (London, Nationalgalerie), Verstoßung Hagars (Brera), die Madonna erscheint dem h. Bruno (Pinakothek, Bologna), Fresken im Palazzo Sampieri in Bologna (Herakles und Antäus). Giovanni Battista Salvi da Sassoferrato schuf sich seinen Namen als Maler zahlreicher anmutiger Madonnenbilder (Madonna del Rosario in S. Sabina auf dem Aventin, Madonna mit Kind und Engeln, in der Brera).

Sassoferrato 1605—1685

Caravaggio 1569—1609

Der Hauptvertreter des ausgeprägten Naturalismus ist Michelangelo Merisi (Amerighi) da Caravaggio, ein unsteter, abenteuerlicher Wanderer, daher ohne eigentliche Schule; er war einst Schüler von d'Arpino in Rom, schlug aber bald selbständige Bahnen ein, deren Richtung mehrfach wechselt; im Anfang liebt er lichte Farben und zuweilen zarte Vorwürfe (Studium Giorgiones), später Kellerlicht und harte Modellierung, leidenschaftliche, derbe, aber auch ergreifend wahre Darstellung. Er ist der erste Meister des italienischen Sittenbildes: Lautenspielerin (Liechtensteingalerie, Wien, und Eremitage, Petersburg), Wahrsagerin (Kapitol), Grablegung Christi (Vatikan), Matthäus (Berlin), Tod Mariä (Louvre), Falschspieler (Dresdner Galerie, ein anderes ehemals im Palazzo Sciarra in Rom), Bildnisse in Berlin, im Louvre.

J. de Ribera 1588—1656

A. Falcone 1600—1665

S. Rosa 1615—1673

Der Hauptvertreter der Schule von Neapel ist der Spanier Juseppe de Ribera, genannt Lo Spagnoletto, leidenschaftlich, von eminentem Können; seine naturalistische Neigung war ihm schon in seiner Heimat Játiva (Valencia) aufgegangen: h. Familie (Toledo, Museum), h. Sebastian (Berlin), h. Magdalena oder Agnes (Dresden), Martyrium des h. Bartholomäus (Madrid, Prado, Wiederholung in Berlin u. a. O.), Martyrium des h. Andreas (München), h. Hieronymus (Uffizien), Kreuzabnahme (Neapel, S. Martino). Ribera und sein Schüler, der Schlachtenmaler und Radierer Aniello Falcone, „l'oracolo delle battaglie“, waren die Lehrer des vielseitigen und romantischen Salvator Rosa, der sich nicht nur als Schlachten- und Landschaftsmaler, sondern auch als Dichter und Musiker hervortat: Schlachtengemälde (1652 Louvre, Palazzo Pitti, Wien), Küsten- und Berglandschaften, Seehäfen (Palazzo Pitti), Banditenszenen; 85 Blätter Radierungen. Luca Giordano (il Fapresto, der Schnellmaler) aus Neapel, geistvoll, häufig flüchtig, neun Jahre Riberas Schüler, kopiert in Rom Werke Raffaels und Michelangelos, wird 1692 von Karl II. nach Spanien berufen: Stiftung des Ordens vom goldenen Vlies im Buon Retiro (Madrid), Deckenfresken in der Sakristei von S. Martino in Neapel, Fresko der Apotheose der Mediceer im Palazzo Medici in Florenz, Urteil des Paris (Berliner Museum, Eremitage in Petersburg), h. Sebastian, Herkules und Omphale (Dresden), Raub der Deianira (Uffizien).

L. Giordano 1632—1705

L. da Cigoli 1559—1613

C. Allori 1577—1621

M. Rosselli 1578—1650

C. Dolci 1616—1686

P. da Cortona 1596—1669

In Toskana bildet sich der Maler und Architekt Lodovico Cardi da Cigoli nach Baroccio und Correggio: Martyrium des h. Laurentius, Steinigung des h. Stephanus (Uffizien), Tobias und die drei Engel (Eremitage). Cristofano Allori malt die Judith, Matteo Rosselli den Triumph Davids (Palazzo Pitti), Carlo Dolci, noch weichlicher als Cigoli, Christus Brot und Wein segnend, die h. Cäcilie (Dresden), den Evangelisten Johannes (Berlin), Jesus im Blumenschmuck, Madonna (München), S. Andreas (Pitti), der Architekt Pietro Berrettini da Cortona die Deckenfresken im Palazzo Pitti in Florenz, im Palazzo Barberini und in der Chiesa Nuova in Rom.

B. Strozzi 1581—1644

A. Sacchi 1598—1661

C. Maratta 1625—1713

C. Cignani 1628—1719

M. Franceschini 1648—1729

G. Crespi 1665—1747

Genua wird durch den trefflichen Koloristen Bernardo Strozzi (il Cappuccino), der sich an Caravaggio hält, würdig vertreten: Rebekka am Brunnen (Dresden), Raub der Europa (Berlin, Raczynski-Galerie), Gänserupferin, Pifferari (Genua, Palazzo Brignole-Sale). Andrea Sacchi (S. Remuald, Messe des h. Gregor im Vatikan) und sein fruchtbarer Schüler Carlo Maratta, der den Eklektikern anzureihen ist (Madonna und Kind im Palazzo Doria, Taufe Christi in S. M. degli Angeli, Maria und die vier Kirchenväter in S. M. del Popolo, „die Malerei“ mit den Zügen seiner Tochter Faustina, im Palazzo Corsini, Restaurierung der Stanzenbilder Raffaels in Rom u. a.) sind die Hauptvertreter der „römischen Schule“. Carlo Cignani (Joseph und Potiphars Weib, Dresden), ein Schüler Albanis, und Marcanton Franceschini (h. Magdalena, Dresden), Schüler Cignanis, wandeln ebenfalls in den Gleisen der Eklektiker, während Giuseppe Maria Crespi („lo Spagnuolo“ wegen seiner Vorliebe für die spanische Tracht) der naturalistischen Richtung angehört (Ohnmacht des h. Stanislaus im Gesù in Ferrara, zwölf Bilder in der Dresdner Galerie).

Spanien

Im siebzehnten Jahrhundert gelangt die nationale spanische Malerei zur höchsten Blüte; sie zeigt sich teils vollkommen realistisch, teils religiös-ekstatisch, in beiden Richtungen aber auf hoher Stufe koloristischer Technik.

J. de Roëlas 1560—1625
F. de Herrera d. ä. 1576—1656
F. Pacheco 1571—1654
F. Herrera d. j. 1622—1685
F. Zurbaran 1598—1662

Juan de las Roëlas (Sieg des S. Jago über die Mauren, in der Kathedrale von Sevilla, Tod des Bischofs Isidoro in S. Isidoro, Concepcion in Dresden), Francisco de Herrera el viejo (Triumph des h. Hermengild, Sevilla, Museum) und sein Mitschüler, der Maler und Kunstschriftsteller Francisco Pacheco (Jüngstes Gericht in S. Isabel; schreibt eine Arte de la Pintura) verlassen die italienischen und niederländischen Vorbilder und begründen die Schule von Sevilla; zu ihnen zählt auch Herreras Sohn, Francisco de Herrera el mozo (Verklärung des h. Franziskus in der Kathedrale von Sevilla, Triumph des h. Hermengild, im Prado). Francisco Zurbaran, Schüler des Juan de las Roëlas, aber von Herrera d. j. beeinflußt, schafft das große Altarwerk der Kathedrale von Sevilla (Leben der Apostelfürsten, Concepcion), den Triumph des h. Thomas von Aquino (Sevilla, Museum), die Mönchsgestalten (in der Akademie S. Fernando in Madrid), die zu den Darstellungen aus dem Leben des h. Pedro Nolasco gehören (Prado, Kathedrale in Sevilla), vier Bilder aus dem Leben des h. Bonaventura (zwei im Louvre, je eines in Berlin und Dresden), acht Bilder aus dem Leben des h. Hieronymus (Kloster von Guadelupe in Estremadura), den betenden Franziskaner (London, Nationalgalerie). Korrektheit der Zeichnung, gedämpfte Farbenklänge (spanisches Halbdunkel), dekorative Schönheit spricht aus den Gemälden des Architekten, Bildhauers und Malers Alonso Cano: Christus auf dem Kalvarienberge (Madrid, S. Gines), Madonna (Sevilla, Kathedrale), Engel mit Christi Leichnam, Madonna mit dem Kinde (Prado), Christus am Kreuz (Akademie S. Fernando in Madrid), Madonna del Rosario (Malaga, Kathedrale), h. Agnes (Berlin). Das höchste auf dem Gebiete des malerischen Realismus leistete Diego Rodriguez de Silva y Velazquez (Rodriguez de Silva ist der Name des Vaters, Velazquez der der Mutter): untrügliche Schärfe der Beobachtung und Charakterisierung, der eine nie versagende impressionistische Technik zur Seite stand, ließen ihn die schwierigsten Raum- und Farbenprobleme überwinden. Er war Schüler Herreras d. ä. und später des Pacheco, dessen Tochter seine Gattin wurde. Anfangs hält er sich an Volkstypen: der Wasserträger von Sevilla (London, Apsley House), Köchin (Richmond, Francis Cook), Christus im Hause der Martha (London, Nationalgalerie), die Trinker, los Borrachos (Prado), die Schmiede des Vulkan (dreifache Lichtquelle, Prado); 1623 von Philipp IV. zum Hofmaler ernannt, ist er fortan fast nur noch als Meister des Porträts tätig: Bildnisse (im Prado) Philipps IV. und seiner Familie, des Ministers Olivarez, der Hofzwerge, Narren und Cretins, Papst Innocenz X. (Palazzo Doria, Rom); seiner mittleren Zeit gehören an Christus am Kreuz, Übergabe Bredas „las Lanzas" (Spinola und Justin von Nassau) mit dem Kopf des Künstlers ganz rechts im Bilde, der Spätzeit die Teppichwirkerinnen (las Hilanderas), die Hofdamen (las Meninas), Krönung der Maria, Antonius der Abt und Paulus der Einsiedler, sämtlich im Prado.

A. Cano 1601—1667
D. Velazquez 1599—1660

B. Murillo 1617—1682

Im Vergleich zu Velazquez erscheint Bartolomé Estéban Murillo als reiner Idealist und religiöser Schwärmer; trotzdem fehlt seiner Kunst auch das realistisch Volkstümliche nicht. Die Steigerung seines malerischen Könnens und seiner Vortragsweise kennzeichnet nicht ganz unzutreffend die Stufenleiter des kühlen, warmen und duftigen Stiles (estilo frio, calido, vaporoso), wobei das duftige Zerrinnen der Umrisse, das Sfumato des Leonardo, besonders den visionären Darstellungen zu Hilfe kommt. Seine Bilder, von denen sich gegen 400 erhalten haben, zeigen hie und da den Einfluß von Velazquez, Tizian, Rubens und van Dyck, deren Werke ihm in Madrid zugänglich waren: Zyklus von elf Darstellungen aus der Geschichte der Heiligen des Franziskanerordens für den Kreuzgang des Sevillaner Klosters, 1646 (zwei in Madrid, Akademie S. Fernando, Vision des h. Diego und der h. Diego die Armen speisend, im Louvre: das Wunder des h. Diego, die „Engelsküche"), Gemäldezyklus der Hospitalkirche de la Caridad in Sevilla, 1670 („der Durst" [la Sed, das Moseswunder], die Speisung der Fünftausend, der h. Juan de Dios Kranke pflegend, die h. Elisabeth als Krankenpflegerin in der Akademie S. Fernando in Madrid, Zyklus von Gemälden (gegen zwanzig) für das Kapuzinerkloster in Sevilla, 1673, darunter Visionen voll mystisch religiöser Erotik des h. Franz, „die Porciuncula" des h. Felix und des h. Antonius, die Schutzheiligen Justa und Ruffina, Madonna de la servilleta, Verkündigung, Anbetung der Hirten u. a. (jetzt noch 17 im Museum in Sevilla), der Erzengel Raphael (in der Sagrestia de los calices der Kathedrale, das Vorbild zu vielen Schutzengeldarstellungen), die h. Familie del pajarito, mit dem Vögelchen (Madrid, Prado), Konzeptionsmadonnen (Louvre, Museum in Sevilla, Prado, Eremitage), Vision des h. Antonius (Sevilla, Kathedrale), S. Antonius mit dem Christuskind (Berlin, Museum

in Sevilla, Eremitage), der h. Bernhard von Clairvaux (Prado), Thomas von Villanueva (München), der h. Rodriguez, Tod der h. Clara (Dresden), die Legende von S. M. Maggiore (della neve) für S. M. la Blanca in Sevilla, in der Academia S. Fernando, Vermählung der h. Katharina, sein letztes Bild (Cadiz, Katharinenkirche); Madonnen (im Prado, in Sevilla, Dresden, in Palazzo Pitti, Palazzo Corsini u. a. O.); Bildnisse: Pater Cavanillas, Selbstbildnis (Prado). Genrebilder: Sevillaner Volk und Gassenjungen (Louvre, München, National-Galerie, Dulwichgalerie, Galerie des Earl of Northbrook in London, Eremitage in Petersburg).

J. de Pareja um 1606 —1670 | M. del Mazo † 1667 | F. Rizi d. j. 1608—1685 | C. Coëllo † 1693 | A. Pereda 1599—1669 | J. de Miranda 1614—1685 | M. de Cerezo 1635—1675

Der Schule von Madrid gehören an: der Mulatte Juan de Pareja, der Sklave und spätere Freigelassene des Velazquez (Berufung des Apostels Matthäus, Prado), Juan Bautista Martinez del Mazo, Schüler und Schwiegersohn von Velazquez (Bildnisse in der Art seines Meisters, Don Tiburcio, Prado, Familie des Velazquez, Wien, Ansicht von Zaragoza), der Schnellmaler Francisco Rizi und seine Söhne (Francisco Rizi el mozo: Auto da Fé, am 30. Juni 1680 auf der Plaza Mayor in Madrid, Prado), der vielbeschäftigte Claudio Coëllo, Schüler Rizis (Fresken im Alcazar, verbrannt, thronende Madonnen, Apotheose des h. Augustin, Prado), Antonio Pereda („das Leben ein Traum“, Academia S. Fernando), der Hofmaler Karls II. Don Juan Carreño de Miranda (Bildnisse Karls in Berlin, Wien, Prado, Bildnisse von Narren und einer Zwergin, Prado, der h. Sebastian in der Academia S. Fernando, die h. Magdalena, Galerie in Budapest) und sein Schüler Mateo de Cerezo, Maler ekstatisch-religiöser Bilder (Himmelfahrt Mariae, Vermählung der h. Katharina, im Prado).

Frankreich

Die Malerei Frankreichs, von der Gunst des Sonnenkönigs und seiner Hofgesellschaft gestützt, begleitete die staatliche Machtstellung bis zur Höhe des kulturellen Aufstiegs. Was die Kunst an Prachtentfaltung dabei gewann, ging ihr freilich an Volkstümlichkeit verloren, wenn sich diese auch nicht gänzlich unterdrücken ließ; neben Idealisten und strengen Klassizisten fanden sich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auch volkstümliche Meister, sowie Nachahmer gleichaltriger italienischer Künstler, wie des Caravaggio u. a. 1648 öffneten sich in Paris die Pforten der königlichen Académie de Peinture et Sculpture den Jüngern einer von den zünftigen Fesseln freien Kunst; im Gegensatz zu ihr bezeichnete die Académie de France in Rom, die unter Colberts tätiger Mitwirkung ins Leben gerufen wurde, das Studium der römischen Antiken, aber auch der Werke Raffaels und Michelangelos als die sichere Grundlage der künstlerischen Ausbildung: Paris und Rom werden die Brennpunkte der französischen Malerei, denen die Künstler, ihrer Neigung folgend, zustreben. Neben ihr gelangen Kupferstich und Kunstgewerbe, besonders die Teppichstickerei (§ 262), zu hoher technischer Vollendung.

A. le Nain 1588—1648 | L. le Nain 1593—1648 | M. le Nain 1607—1677

Unter den selbständigen Realisten bilden die drei Brüder Antoine, Louis und Matthieu Le Nain eine Gruppe von besonderer Eigentümlichkeit. Die Gestalten ihrer Genrebilder sind meist trefflich gezeichnet und nicht ohne Leben, stehen aber untereinander nur in losem Zusammenhange im Bilde; ihre Gemälde, sämtlich von kreidiggrauem Gesamtton, lassen sich nicht mit Sicherheit auf die einzelnen Brüder verteilen: die Schmiede, die Tränke, das ländliche Mahl (Louvre), der Bildnismaler (Rouen, Museum), der alte Flötenspieler (London, Stafford House), Kartenspielende Knaben (London, Buckingham Palace), Bildnis des Kardinals Mazarin u. a.

J. Callot 1592—1635 | P. Tomassins 1561—1681 | G. Parigi † 1635

Der temperamentvolle Jacques Callot bildet sich in Rom unter dem Kupferstecher Ph. Tomassins und in Florenz unter dem Baumeister und Radierer Giulio Parigi zum gewandten, selbständigen Griffelkünstler (881 Blätter); seine Figuren sind indes namentlich in den Gelegenheitsblättern (Sièges de la Rochelle, de Breda, de l'île) häufig stark manieriert; am fesselndsten und als scharfer Beobachter gibt er sich in den Schilderungen des Volks-, Zigeuner- und Soldatenlebens: Capricci di varie figure, la fiera dell' Impruneta (Szenen aus dem Florentiner Volksleben), Karikaturen von Buckligen, bizarre Bettlergestalten, Combats à la barrière (Turniere), les petites (6) und les grandes (18 Blätter) misères de la guerre; dazu kommen treffliche Landschaften und Veduten, die figurenreiche, wildphantastische „Versuchung des h. Antonius“, sein „Skizzenbuch“ (Federzeichnungen) in der Albertina in Wien und andere Handzeichnungen im Louvre. Gemälde von ihm sind nicht vorhanden.

A. Bosse 1610—1678 | Le Valentin um 1592 —1633

Sein Nachahmer Abraham Bosse hinterließ 1450 Blätter Radierungen (die Schule, der Ball, der Ehekontrakt, le jardin de la noblesse française u. a.), die für die französische Sitten- und Trachtenkunde von Wert sind; er schrieb über die Technik des Kupferstichs. Le Valentin (Martyrium der Heiligen Martinia-

nus und Processus, Vatikan, Konzert, Wirtschaftsszene im Louvre, die Jünger in Emmaus, Nantes) versuchte es in plastischer Schärfe und in Lichtkontrasten dem Caravaggio gleichzutun, während Simon Vouet (Decken und Wandgemälde für Richelieu im Palais Royal, die „Galerie" im Hotel de Bullion, Gemälde des Schlosses Chilly), der Lehrer und Schwiegervater der Kupferstecher N. Tortebat und Michel Dorigny, sich besonders Guido Reni zum Vorbild nahm und als Eklektiker Schule machte. Jacques Courtois, le Bourguignon genannt, der Soldat wurde, um sich zum Schlachtenmaler auszubilden, soll durch Cerquozzi und Salvator Rosa beeinflußt worden sein (Schlachtenbilder in dem Palazzo Corsini, Doria und Spada in Rom, in den Uffizien, Palazzo Pitti und Palazzo Corsini in Florenz, in Dresden, München, im Louvre und in der Eremitage, 16 Blatt Radierungen). Zur Schule Vouets zählt Pierre Mignard, italisierend, anfangs Gegner der Akademie, später deren Direktor; er ist am besten im Bildnis: Mme. de Maintenon, im Louvre, seine Tochter (Gräfin Feuquières) in der Eremitage, Maria Mancini, in Berlin; die h. Cäcilie im Louvre, Familie des Darius, in der Eremitage; sein Hauptwerk: Glorie der Dreifaltigkeit, Kuppelfresko der Kirche Val-de-Grâce in Paris, mit über 200 Figuren. Eustache Lesueur, Mitglied der Akademie, stark antikisierend, malt das Leben des h. Bruno in 22 Bildern im Louvre, die Musen in fünf Bildern ebenda, den h. Bruno, in Berlin, Christus im Hause der Martha, in München). Der vielseitige Mitbegründer der Akademie, der Premier peintre du Roi Charles Lebrun ist zugleich der Verherrlicher des Zeitalters Ludwigs XIV. (pomphafte Darstellungen in allegorischem Gewande: Wand- und Deckenbilder im Schloß Versailles, unter Beihilfe von Schülern); als Direktor der von Colbert gegründeten Gobelinfabrik malt er fünf Vorlagen, jetzt im Louvre, die das Leben Alexanders des Großen schildern, außerdem eine h. Familie „le Silence", ebenda, und das Familienbild für den Kölner Bankier Jabach im Berliner Museum.

S. Vouet 1590—1659
N. Tortebat † 1690
M. Dorigny † 1666
Bourguignon 1621—1676
P. Mignard 1602—1695
E. Lesueur 1616—1655
C. Lebrun 1619—1690

Der Hauptvertreter der klassizistischen Richtung dieser Zeit ist Nicolas Poussin, zugleich der größte französische Maler des Jahrhunderts. Er ist nicht nur begeisterter Jünger der Antike; er studiert auch eifrig die Natur, aber er stilisiert sie und zeigt sich daher stärker in Zeichnung und Komposition als in der Farbe. Seine Phantasie schafft die ersten idealen „heroischen" Landschaften, deren Hintergründe er meist der römischen Campagna, dem Sabinergebirge und den Tiberufern entnimmt und belebt sie durch mythologische und biblische Staffage: Martyrium des h. Erasmus (Vatikan), Durchgang der Israeliten durch das Rote Meer (Longford Castle), Triumph des Neptun, das Wunder Mosis, Landschaft mit Polyphem (Eremitage), die Sakramente (Belvoir Castle, zweite Folge in der Bridgewater Galerie), die Pest, die Findung Mosis, Mars und Rhea Sylvia, Arkadische Hirtenszene, Rebekka am Brunnen, Landschaft mit Diogenes, mit Orpheus und Eurydike, die Jahreszeiten (Louvre), Acqua acetosa mit Matthäus (Berlin), Horentanz (London, Hertford House), das Testament des Eudamidas (nur im Stich von Pesne erhalten) u. a. Poussins bedeutendster Schüler war sein Schwager Gaspard Dughet, genannt Poussin: Dekorative Landschaftszyklen mit der Geschichte des Elias (Fresken in S. Martino ai Monti in Via S. Pietro in Vincoli in Rom), Landschaften (Fresken und Temperabilder) in Palazzo Colonna und Palazzo Doria, in dessen Thronsaal sich außerdem noch 25 Kolossalbilder (Ölgemälde) befinden; vier Landschaften im Palazzo Pitti, Landschaft mit Äneas und Dido, in der Eremitage, viele in England, in Grosvenor House, Hertford House in London, Windsor Castle, Belvoir Castle. Nach ihm bildet sich François Millet (Francisque genannt), dessen Landschaften sich in den Galerien in Dresden, München, in der Eremitage und in England zerstreut finden. Claude Lorrain eigentlich C. Gellée, einer der größten Landschaftsmaler aller Zeiten, kam als stellenloser Pastetenbäcker nach Rom und in Dienst des Malers Agostino Tassi (von ihm Landschaften im Quirinal, in den Pal. Costaguti, Lancelotti, Rospigliosi in Rom). Seine Studien in der Umgebung Roms zielten vor allem auf die Örtlichkeit, auf Licht und Perspektive ab und trugen in seine Gemälde sonnig heitre Stimmung und leicht bewölkten Himmel; das Zeichnen nach der Antike und nach lebenden Modellen war dagegen von geringerem Erfolg begleitet; deshalb ließ er später die von ihm in Umrissen entworfenen Menschen- und Tiergestalten von fremder Hand ausführen: Forum Romanum, Seehafen, Ländliches Fest, Landschaft mit der Landung der Kleopatra (Louvre), mit Polyphem, mit Akis und Galathea, mit der Flucht nach Ägypten (Dresden), die Mühle, Herdendiebstahl Merkurs, Apollotempel (Palazzo Doria), Venustempel (Palazzo Rospigliosi), Ruinenlandschaft (Berlin), die Tageszeiten, Landschaft mit Jakob und Rahel am Brunnen (Eremitage), zehn Landschaften im Prado, elf Landschaften in der Londoner Nationalgalerie. Er radierte gegen 46 seiner Gemälde und hinterließ an 500 Handzeichnungen (222 Blätter im British Museum, andere in der Albertina in Wien). Die zahlreichen Nachahmungen seiner Werke bewogen ihn, eine Zusammen-

N. Poussin 1593—1665
G. Dughet 1613—1675
F. Millet 1642—1697
C. Lorrain 1600—1682
A. Tassi 1566—1642

P. de Champaigne 1602—1674 stellung der echten Bilder herauszugeben („Liber veritatis," Chatsworth 200 getuschte Federzeichnungen). Auch der Kirchen- und Bildnismaler Philippe de Champaigne malte Landschaften klassischen Stiles (Mahl beim Pharisäer Simon, Abendmahl, die betenden Nonnen, zwölf Bildnisse, unter ihnen Kardinal Richelieu, Ludwig XIII., sämtlich im Louvre). L. de la Hire 1606—1656 Laurent de la Hire, Vater des Mathematikers und Malers Philippe de la Hire, bildete seine Landschaften nach dem Muster von Poussin und Claude, malte aber glatter und geleckter (Christus mit den drei Marien am Grabe, Landschaften mit reicher Staffage, im C. de Fevre 1638—1675 Louvre, Himmelfahrt Mariae in Wien, 35 Blätter Radierungen). Von Claude de Fèvre, Schüler von Le Sueur und Le Brun, stammt das ansprechende Bild „Lehrer und Schüler" N. de Largillière 1655—1746 im Louvre. Nicolas de Largillière soll gegen 1500 Bildnisse gemalt haben; die vorhandenen geben die Zeitgenossen und ihre Geschmacksrichtung getreu wieder: Zeremonienbilder, Bildnisse (Lebrun im Louvre, Jean Forest in Berlin). Charakteristischer, malerischer und vornehmer sind die Bildnisse des gesuchtesten Porträtmalers seiner Zeit, des Süd-H. Rigaud 1659—1743 franzosen Hyacinthe Rigaud: Repräsentationsbilder Ludwigs XIV. und Philipps V., Bildnis Bossuets (Louvre), König August III. als Kurprinz (Dresden) u. a.; Stiche nach seinen Bildern von Edelinck, Drevet, Schmidt.

Belgien

Das katholische Flandern darf sich rühmen, den glänzendsten und vielseitigsten Meister des malerischen Barocks sein eigen zu nennen: Peter Paul Rubens. Seine Kunst wird zwar beeinflußt durch eingehende Studien der großen italienischen Meister von Mantegna bis Michelangelo und Correggio, aber er weiß ihre Vorzüge nach Zeichnung, Farbe und Gestaltung in sein eigenes kraftvolles Ich gefahrlos überzuleiten, so daß die Verschmelzung den nordischen Naturalismus nicht zu schwächen vermag, ihn vielmehr kräftigen und veredeln hilft.

Seine Gestalten verleugnen niemals die vlämischen Typen, seine bildnerische Schöpferkraft hebt sie nur eine Entwicklungsstufe höher empor: die Farbe des blühenden Fleisches, die quellenden Formen ihrer Leiber zeugen von dem erhöhten Leben, das in ihren Adern pulsiert. Die dramatisch, oft leidenschaftlich bewegten Gruppen seiner Originalgemälde, in denen Perspektive und Rhythmus nie die Herrschaft verlieren, stehen meist im vollen Lichte des Tages; denn nur dieses, nicht der Dämmerschein des Halbdunkels, kann den Reichtum und die volle Harmonie seiner Palette zum Ausdruck bringen.

P. P. Rubens 1577—1640

P. P. Rubens wurde am 28. Juni 1577 in dem westfälischen Städtchen Siegen geboren als Sohn des von den Oraniern infolge eines Ehedelikts verbannten Antwerpener Schöffen Dr. Jan Rubens. Nach dessen Tode (1587) siedelte die Familie wieder nach Antwerpen über, wo Peter Paul in der Schule eines Lateinlehrers Rombout Verdonck sich seine wissenschaftlichen Kenntnisse, namentlich die Beherrschung der lateinischen Sprache erwarb. Nach kurzer Zwischenzeit, die er im Hofhalt der Margarete von Ligne in Oudenaarde als Page verlebte, wo ihm aber die Hofluft nicht behagte, genoß er wahrscheinlich 1591 den Unterricht des Malers Tobias Verhaegt, kam dann in die Werkstatt des Adam von Noort, bei dem er vier Jahre verblieb, und schließlich zu dem feingebildeten Otto van Veen. 1598 wird Rubens als Freimeister in die Lukasgilde aufgenommen. Im Mai 1600 begibt er sich nach Venedig, dann nach Mantua, wird Hofmaler des Herzogs Vincenzo Gonzaga, der ihn auch in diplomatischen Missionen an Philipp III. von Spanien verwendet, und ist in Rom, Florenz und Genua tätig. Ausgang des Jahres 1608 ruft ihn die tödliche Erkrankung der Mutter in die Heimat. 1609 wird er Hofmaler der Regenten der Niederlande, Erzherzogs Albrecht und Isabellas, und heiratet Isabella Brant († 1626). In die Jahre 1621 bis 1626 fallen seine Reisen nach Paris und Holland, 1627 bis 1630 ist er auch in diplomatischen Diensten in Madrid und England tätig, wo ihm Karl I. die Ritterwürde verleiht. 1630 heiratete er die sechzehnjährige Helene Fourment. 1635 kaufte er die bei Mecheln gelegene Herrschaft Steen, deren Umgebung manche seiner landschaftlichen Motive entnommen sind. Am 30. Mai 1640 erlag er einem schmerzhaften Gichtleiden.

Bei seinen zahlreichen Werken (man zählt über 3000) gingen ihm Schüler, Gehilfen und tüchtige Meister zur Hand, wie der Tiermaler F. Snyders und der Landschaftsmaler Jan Wildens, vor allem aber A. van Dyck. Gemälde religiösen Inhalts: Dornenkrönung und Kreuzaufrichtung für S. Croce in Gerusalemme in Rom 1602 (jetzt in der Kapelle des Hospitals in Grasse), der h. Hieronymus 1607, Jüngstes Gericht 1616 (Dresden), Auferstehung des Gerechten 1607, Christus und die Sünder 1615, das kleine (1615) und das große (1616) Jüngste Gericht, das apokalyptische Weib 1612, Simson und Delila, Pauli Bekehrung, der Höllensturz 1614, Grablegung Christi, die h. Dreifaltigkeit 1616, Madonna im Blumenkranz, Esau und Jakob 1614, Engelsturz 1620, Bethlehemitischer

Kindermord 1635 (München), Madonna mit Engeln und Heiligen, auf Schiefer 1608 (Rom, S. M. in Navicella), Marias Besuch bei Elisabeth (Gal. Borghese), Kreuzesaufrichtung (1610), Kreuzabnahme 1612, Himmelfahrt Christi 1626 (Kathedrale in Antwerpen), die letzte Kommunion des h. Franz 1619, Christus am Kreuz, le coup de lance 1611, Anbetung der Könige 1624, h. Familie 1615, Christus im Grabe 1618, h. Dreifaltigkeit 1620, Erziehung der h. Jungfrau 1626, Christus und die h. Therese 1634, Taufe Christi 1605 (Museum in Antwerpen), Loth und seine Töchter (Paris, Jules Féral), Abendmahl 1631 (Brera), Kreuzabnahme 1613, Jesus bei Simon 1618, h. Franziskus (Eremitage), Susanna im Bade (Stockholm), Flucht nach Ägypten, Madonno mit Sündern und Heiligen 1625 (Kassel), Beweinung Christi 1614 (Wien), Madonna mit Engel 1615, Christus am Kreuz 1615, Flucht Loths 1625, Madonna im Blumenkranz 1621 (Louvre), Pauli Bekehrung, Auferweckung Lazari 1624, die h. Caecilie 1639 (Berlin, K. Friedr.-Museum), Stigmatisation des h. Franz 1618, h. Familie 1637 (Köln, Wallraf-Richartz-Museum), h. Familie (Pal. Pitti), Zyklus der Jesuitenkirche 1620 (39 Gemälde, 1718 verbrannt, nur drei erhalten, jetzt im Wiener Hofmuseum: Wunder der Heiligen Ignatius Loyola und Franz Xaver, Mariae Himmelfahrt), die h. Frauen am Grabe Christi (Wien, Gal. Czernin), Mariae Himmelfahrt (Düsseldorf, Kunstakademie), Adam und Eva im Paradies (Haag, Museum), Krönung der Maria 1625, Marter des h. Livinus 1635, Kreuztragung 1637 (Brüssel, Museum), h. Familie (San Francisco, W. H. Crocker), Anbetung der Könige 1610, Triumph des Abendmahls 1628, Christus und die Jünger in Emmaus 1637 (Prado), Begegnung Abrahams und Melchisedeks 1627 (London, Herzog von Westminster), Mariae Himmelfahrt 1638 (Wien, Liechtensteinsche Galerie), h. Familie mit dem h. Franz 1636 (New York, Metropolitan-Museum), Kreuzigung Petri 1638 (Köln, Peterskirche), Altar d. h. Ildefonso 1632 (Wien, Hofmuseum); geschichtliche, mythologische und allegorische Darstellungen, Genreszenen: Triumphzug Julius Caesars nach Mantegnas Vorbild 1603, Triumph Silens 1626, Krieg und Frieden 1628, Raub der Sabinerinnen 1635, Urteil des Paris 1636 (London, National Gallery), Krönung des Tugendhelden, der trunkene Herkules 1604, Quos ego! 1634, Ruhe Dianas nach der Jagd 1620, Dianas Heimkehr von der Jagd 1615 und 1616 (Dresden), der sterbende Seneca 1606, Früchtekranz 1615, Amazonenschlacht 1615, Krieg und Frieden 1630, Meleager und Atalante 1635, Raub der Töchter des Leukipp 1620 (München), Romulus und Remus (Rom, Galerie des Kapitols), Geburt der Venus 1614 (Sanssouci bei Potsdam), Perseus und Andromeda 1616, Neptun und Amphitrite 1617, Bachanal 1620, Diana im Bade 1636, Andromeda 1638 (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum), Toilette der Venus, die Töchter des Kekrops 1616, Ajax und Kassandra 1617, Geschichte des Decius Mus 1618, unter Beihilfe von A. van Dyck (Wien, Liechtensteinsche Galerie), Perseus und Andromeda (Petersburg, Eremitage), Triumph des Siegers 1618, die vier Weltteile 1620, Cimon und Efigenia 1625, Venusfest 1630 (Wien, Hofmuseum), Triumph des Siegers (Kassel), die drei Grazien 1618 (Stockholm, Nationalmuseum), dasselbe 1619 (Wien, Akademie), Leben der Maria de' Medici 1621 bis 1625, Verknüpfung von Geschichte und Allegorie (Louvre), Nymphen 1627 (Prado), Diana und Kallisto (Bauerntanz), Nymphen der Diana und Satyrn, Paris' Urteil 1639, Raub der Proserpina 1636, Graf Rudolf von Habsburg und der Priester 1630, Perseus und Andromeda 1640, die drei Grazien 1640, der Liebesgarten, die Milchstraße, Tereus und Prokne, Merkur und Argus 1637 (Prado), Heinrichs IV. Einzug in Paris nach der Schlacht bei Ivry, Herkules zwischen Tugend und Laster 1630, Folgen des Krieges 1638 (Uffizien), der Überfluß 1634, der Liebesgarten 1635 (Paris, Baron Edm. v. Rothschild), Nessus und Deianira 1635 (Hannover, Provinzialmuseum), Tod der Dido 1637 (Paris, Charles de Beistegni), die vlämische Kirmes 1636 (Louvre), Bad der Diana 1637 (früher München, Sammlung Schubart); Bildnisse: Rubens und Isabella Brant in der Geisblattlaube 1609, Graf Arundel und Gemahlin 1620, Helene Fourment 1630, 1631, 1635, Dr. van Tulden 1615, Philipp IV., Elisabeth von Bourbon 1629, Jan Brant 1635 (München), Selbstbildnis 1602, Isabella Brant 1625 (Uffizien), Orientale 1624 (Kassel), Philipp II. 1629 (Prado), Helene Fourment „das Pelzken" 1630 (Wien, Hofmuseum), Isabella Brant 1623, Susanna Fourment und ihre Tochter Katharina 1630, Helene Fourment 1631, Selbstbildnis 1638 (Wien, Hofmuseum), Albert und Nikolaus Rubens 1625 (Wien, Liechtensteinsche Galerie), Susanna Fourment, „le chapeau de poil" (London, National Gallery); Tierbilder: Löwenjagd 1616 (München), Eberjagd 1620 (Dresden), Diana auf der Hirschjagd 1635 (Berlin); Landschaften: Odysseus und Nausikaa 1635 (Pal. Pitti), Baucis und Philemon 1639 (Wien, Hofmuseum), Meleager und Atalante 1638 (Brüssel, Museum), Landschaft mit der Windmühle 1639 (Louvre), Sonnenuntergang 1637, Landschaft mit Schloß Steen 1636 (London, National Gallery), Mondscheinlandschaft 1639 (London, Mrs. Mond), Landschaft mit dem Regenbogen 1636 (München), Landschaft mit dem Turm 1639 (Berlin, Kaiser

Friedrich-Museum, Louvre), Landschaft mit dem Karren 1637 (Eremitage), Rückkehr von der Arbeit 1637 (Pal. Pitti), Stilleben „Philopoemen“ 1617 (Louvre). Für die Verbreitung der Gemälde sorgten die Kupferstecher Pieter Soutman (Stigmatisation des h. Franz, Susanna, Sturz der Verdammten, Raub der Proserpina, Christus am Kreuz, die Jagden, im ganzen 15 Blätter), Lucas Vorsterman d. ä. „il mio intagliatore“, wie ihn Rubens nannte (Kreuzabnahme), Paul du Pont (Pontus), durch sein vorzügliches Helldunkel berühmt (Susanna, Geißelung, Bildnisse), der Maler und Radierer Theodor van Tulden (Triumphbögen für den Empfang Erzherzogs Ferdinand) und der deutsche Holzschneider Christoph Jegher (Susanna, Krönung der Maria, trunkener Silen, der Liebesgarten, Ruhe auf der Flucht und andere Blätter, zu denen Rubens meist selbst die Zeichnung unmittelbar auf dem Holzstock ausführte).

P. Soutman 1580—1657 · L. Vorsterman d. ä. 1595—1667 · P. de Pont 1603—1658 · T. van Tulden 1607—1676 · C. Jegher 1590—1652

Neben Rubens ist Anthoon van Dyck der bedeutendste vlämische Maler; 1609 bis um 1617 war er in der Lehre von Rubens einstigem Mitschüler Hendrik van Balen d. ä. (Hochzeitsfest des Bacchus und der Ariadne, das des Peleus und der Thetis in Dresden), 1618 Freimeister der Gilde, ward dann Schüler und Gehilfe von Rubens, studierte 1622 bis 1627 in Italien (Genua), und ward 1632 von Karl I. nach London berufen. Er behandelt ähnliche Stoffe wie Rubens, aber lebensprühende Dramatik liegt ihm fern; ihm eignet nur stilles Pathos und zarte Lyrik, weshalb er sich mehr zu religiösen Darstellungen, weniger zu mythologischen hingezogen fühlt. Seine eigentliche Domäne ist das Bildnis (über 250), in dem er vornehme Auffassung und eminente Beobachtungsgabe bekundet. Werke: Dornenkrönung (Prado, Berlin), Ausgießung des h. Geistes, die beiden Johannes (in Berlin), das Nachtstück der Gefangennahme Christi (Prado), der h. Martin (in der Kirche von Saventhem in Brabant), Jupiter und Antiope (München), Satyrstücke (Dresden, München), Rinaldo und Armida im Zaubergarten (Louvre), Bildnisse in Genua (Marchese Brignole-Sale zu Pferd, im Palazzo Rosso), in Turin (Reiterbildnis des Prinzen Thomas von Savoyen), in Florenz (Kardinal Bentivoglio im Palazzo Pitti); nach seinem Aufenthalte in Italien: Ruhe auf der Flucht, sogenannter Bürgermeister und Bürgermeisterin von Antwerpen, Madonna bei Baronin Diert in Antwerpen, in der Eremitage, in Wien (Hofmuseum), im Louvre, Kreuzesaufrichtung mit starker Anlehnung an Rubens (Hauptkirche in Courtray), Kreuzigung (in Mecheln, Dendermonde, Michaeliskirche in Genf), Crucifixus in München, Wien, Antwerpen, Beweinung Christi (München, Berlin, Antwerpen), Verzückung des h. Augustin (Augustinuskirche in Antwerpen), das Wunder des h. Antonius vom Esel, der vor der Hostie niederkniet (Lille), das Martyrium des h. Sebastian (München), h. Familie (München), mit dem Engeltanz („la vierge aux perdrix“, Eremitage), Simson und Delila (Wien, Hofmuseum), Herzog von Pfalz-Neuburg, Herzog von Croy und Gemahlin, Schlachtenmaler P. Snayers (München), Reiterbildnis des Generals Moncada (Louvre), Syndikus von Meerstraten, der Maler Frans Snyders und Frau (Kassel), Familie Karls I. und Reiterbild des Königs, Beatrix von Cusance (Windsor), Karl I. auf der Jagd (Louvre), Karl I. und Königin Henriette (Dresden), die Kinder Karls I. (Dresden, Turin), Prinz Carignan (Berlin), Maria Luisa de Tassis, Maler Jasper de Crayer (Wien, Liechtensteingalerie), Familienbild des Herzogs von Nassau (Panshanger), Earl of Pembroke (Wilton House), Mary Ruthven, die Gattin des Meisters (München), Selbstbildnisse in München, im Louvre, Prado, in den Uffizien, in London (mit der Sonnenblume, Gotha, Herzogl. Mus.); Radierungen (24 Blätter). „Van Dyks Ikonographie“ ist eine Sammlung von ihm grau in grau gemalter Bildnisse berühmter Männer.

A. van Dyck 1599—1641 · H. van Balen d. ä. 1575—1632

Unter den übrigen Rubens-Schülern kommen noch zur Geltung Theodor van Tulden (s. o.), Abraham van Diepenbeck (Flucht der Cloelia, Louvre und Berlin), Cornelis Schut (Beweinung Christi, Jakobskirche in Antwerpen, Hero und Leander in Wien, Hofmuseum), Erasmus Quellinus d. ä. (Malereien an Triumphbogen, Genesung des h. Rochus in der Jakobskirche in Antwerpen, Königin Saba, in der Liechtensteinschen Galerie). Unter Rubens Mitarbeitern sind zu nennen: Frans Snyders, Schüler Pieter Breughels und Hendriks van Balen, Maler von Stilleben, Jagd- und Küchenstücken (Dresden, München, 22 Bilder im Prado), sein Nebenbuhler und Schwager Paul de Vos, der Bruder des Bildnismalers Cornelis de Vos (die Hirschjagd, in Brüssel) und Jan Wildens (Winterlandschaft mit Jäger in Dresden, Ansicht von Antwerpen im Amsterdamer Museum); aber auch die übrigen belgischen Maler, die nicht unmittelbar mit Rubens in Beziehung traten, konnten sich seinem Einflusse nicht entziehen. Unter ihnen ragen hervor: Jakob Jordaens, der neben religiösen und mythologischen Darstellungen und lebensgroßen Sittenbildern voll derben Humors treffliche Bildnisse malte: Anbetung der Hirten (Antwerpen), Darstellung im Tempel, der verlorene Sohn (Dresden), Jupiter und Amalthea (Louvre), der Satyr beim Bauer, ländliches Mahl (München, Kassel, Brüssel), Dreikönigs-

A. van Diepenbeck 1596—1675 · C. Schut 1597—1635 · E. Quellinus 1667—1678 · F. Snyders 1579—1657 · P. de Vos 1590—1678 · C. de Vos 1585—1651 · J. Wildens 2586—1653 · J. Jordaens 1593—1678

oder Bohnenfest („le roi boit“, Kassel, Wien, Paris), „Wie die Alten sungen“ (Dresden, München, Wien). Familienbild (Kassel), Selbstbildnis (Uffizien), Jasper de Crayer (Madonna in der Glorie, Martinskirche in Aloft, Anbetung der Hirten, im Brüsseler Museum) und Theodor Rombouts, der sich mehr an Caravaggio anlehnt (die Spieler im Antwerpener Museum, die Kartenspieler im Prado).

J. de Crayer 1582—1669

T. Rombouts 1597—1637

Bedeutende Fortschritte lassen sich auf dem Gebiete des Genrebildes bei den sogen. „Kleinmalern“ erkennen. David Teniers d. ä. ergeht sich in religiösen Darstellungen und Spukgeschichten: Christus am Ölberge (Paulskirche, Antwerpen), Verklärung Christi (Kirche in Dendermonde), Versuchung des h. Antonius (Berlin), Hexenauszug (Museum Douai), zechende Bauern (Darmstadt). David Teniers d. j., der berühmte Genremaler ist der vielseitigste und fruchtbarste dieser Künstlergruppe; auch er schildert mit Vorliebe das Wirtshausleben, Alchimisten- und Adeptenlaboratorien und erzählt Spukgeschichten: Vornehme Gesellschaft beim Mahle (Berlin), Bauernpärchen in der Scheune (Karlsruhe), Zechstube, Bauernhochzeit (München), Wirtshaushof (Dresden), Bauerntanz (Buckingham Palace), die große Kirmeß (Brüssel, Dresden), Dorffest, Raucher, der verlorene Sohn (Louvre), der Alchimist (Dresden, Berlin), Versuchung des h. Antonius (Dresden, Berlin); gegen 800 Bilder sind von ihm bekannt. Adriaen Brouwer, der geniale witzige Bauernmaler, schildert fast ausschließlich das Treiben des niederen Volkes, Wirtshaus- und Badeszenen, aber mit packender dramatischer Lebendigkeit, komponiert vortrefflich und ist Meister der Farbe und des Helldunkels: Bauernrauferei, Kneipe (Amsterdam), Unangenehme Vaterpflichten (Dresden), Raufende Kartenspieler, der Messerkampf, Beim Dorfbader, Geiger, Wundarzt, Raucher (drei Bilder aus der Folge „die fünf Sinne“ (München), Falschspieler (Dresden), Fußoperation, Operation am Rücken, der Geschmack (Frankfurt, Städelsches Institut). Der lustige Bäcker und Maler Joos van Craesbeeck, sein getreuester Schüler, malt ebenfalls vlämische Bauern, aber auch Soldaten und Weiber (Wien, Hofmuseum): Frühstück, Lautenspielerin (Wien, Liechtensteingalerie), Atelier des Meisters (Brüssel, Galerie Arenberg), Maleratelier (Louvre). David Ryckaert III., dem bedeutendsten Maler desselben Namens und Geschlechts, steht Teniers näher; von ihm stammen: Bauernfamilie (Dresden), Anbetung der Hirten (Wien, Liechtensteingalerie), Dorfkirmeß, Plünderungsszene, Küchenstück (Wien, Hofmuseum), Gassenjungen, Bohnenfest (München), Dorfnarr (Berlin). Zu den „Gesellschaftsmalern“, deren Kunst in aristokratischen und reichen Familien begehrt wurde, zählt Gonzales Coques, trotz des spanischen Namens ein guter Flamländer, „der kleine van Dyck“: Familienbilder (Dresden, Kassel, National Gallery), Familienkonzert (Pest), Musikstunde (London, Hertford House), Familie Verhelst (Buckingham Palace). Unter den Schlachtenmalern hat sich Pieter Snayers einen Namen erworben (Gefechts- und Plünderungsszenen in Dresden, Berlin, Speier, große Schlachtstücke, Belagerung von Coutrai, Schlacht bei Prag u. a. in Brüssel, im Prado, im Wiener Hofmuseum). An Snyders bildet sich der Tier- und Blumenmaler Jan Fyt (Wachtelhund vor totem Geflügel, im Städelschen Institut, Hund, Knabe und Zwerg, Bärenhetze, Verfolgtes Reh, in München, Strauß in einer Vase, in Mosigkau bei Dessau). Als Blumenmaler zeichnen sich aus Jan Brueghel d. j. und ganz besonders der Hauptschüler Jan Brueghels d. ä., Daniel Seghers, der mit seinen Blumengewinden die Bilder der zeitgenössischen Madonnenmaler (der Rubensschüler) umkränzte (in Dresden, im Prado). Neben ihm besteht mit Ehren der feine und vielseitige Nikolaus van Veerendael, der in der Dresdner Galerie am besten vertreten ist (Küchenbild, an dem auch David Teniers d. j. teil hat, Affengesellschaft).

D. Teniers d. ä. 1592—1649

D. Teniers d. j. 1610—1690

A. Brouwer 1606—1638

J. van Craesbeeck 1606—1654

Ryckaert III. 1612—1661

G. Coques 1618—1684

P. Snayers 1592—1667

J. Fyt 1611—1661

J. Brueghel d. j. 1601—1675

D. Seghers 1590—1661

N. van Veerendael 1640—1691

Holland

Die holländische Malerei des siebzehnten Jahrhunderts, der Blütezeit der holländischen Kunst, spiegelt den nationalen Charakter und die politischen Zeitläufte getreu wieder: sie ist gut protestantisch und bürgerlich-demokratisch gesinnt. Daher treten hier, im Gegensatz zu den prunkvollen Kirchengemälden der Vlamen, die religiösen Darstellungen in den Hintergrund, und wo sie sich zeigen, erscheinen sie in volkstümlichem Gewande der Zeit, in dem die verwendeten zeitgenössischen Typen die ihnen zugeteilten Rollen auf das natürlichste durchführen: der Gestaltenreichtum des täglichen Lebens ist hier die unversiegbare Quelle der Beobachtung. Ähnliches gilt von den mythologischen Bildern. Ein Nachklang der kriegerischen Zeit und ein Nachgefühl der errungenen und gesicherten Freiheit sind die Doelen- (Schützen-) und Regentenstücke, Bildnisgruppen von Schützengilden und deren Vorstehern. Außerdem begünstigt der vorherrschende Realismus eine individualisierende Form und Auffassung des Porträts und typischer Gestalten. Dem Lichtproblem, der Poesie des Helldunkels, der

wechselnden Behandlung der reich bewässerten Landschaft, die bald in Sonne, bald in wogende Dünste taucht, waren die Holländer bereits seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eifrig nachgegangen. Aber erst jetzt gelingt die Lösung. Der Ausdruck wird durch wirkungsvolle Verteilung der Lichter, durch meisterhafte Behandlung des Helldunkels machtvoll gesteigert. Neben der nationalen Kunstrichtung macht sich eine akademisch-klassizistische Strömung geltend, die besonders dem noch andauernden italienischen Einfluß ihr Dasein verdankt.

C. van der Voort 1576—1624 N. Elias um 1590—1647 T. de Keyser um 1596—1667

In den Werken von Cornelis van der Voort (Regenten des Männer- und Frauenhospitals, im Amsterdamer Reichsmuseum), Nikolas Elias (Bildnis des Martin Rey und seiner Gattin, ebenda) und in Thomas de Keysers tüchtigen Bildnissen und Gruppenbildern (Ratsherren von Amsterdam, im Haager Museum, Schützenstücke im Amsterdamer Reichsmuseum, Bürgermeister Cornelis de Graef und Gattin in Berlin, Don Juan d'Austria in Dresden) kündigt sich das Neue, die goldene Zeit der Bildnismalerei, die mit Frans Hals d. ä. einzieht, vielversprechend an.

F. Hals d. ä. um 1581—1666

Frans Hals ist in hohem Grade naturwahr, auch in der Darstellung des Bewegten, namentlich des momentanen Gesichtsausdruckes, z. B. des Lachens: acht Schützen- und Regentenstücke im Rathausmuseum in Haarlem, Festmahl der Offiziere der S. Georgs-Schützen (1616, 1627, 1639), der S. Adrians-Schützen (1627 und 1633), Clovenierschützen (1639), die Regenten des S. Elisabeth-Krankenhauses (1641), die des Altmännerhauses (1664) und die Vorsteherinnen des Altweiberhauses (1664); Bildnisse: Familienbild im Berestynstift (Haarlem), der Meister und seine Frau (Amsterdam, Museum), Amme und Kind (Berlin), Seekapitän (Eremitage), Admiral de Ruyter (Althorp, Graf Spencer), Willem van Heythuysen (Wien, Liechtensteingalerie, und Brüssel, Museum), Fräulein von Berestyn (Frankfurt a. M., Rothschild), viele in Privatbesitz; Genrebilder und Volkstypen: Singende Knaben (Kassel, Berlin), Lautenspieler, Zecher (Amsterdam, Reichsmuseum), La bohémienne (Louvre), Hille Bobbe „die Hexe von Haarlem" (Berlin), Hille Bobbe und der Raucher (Dresden), Junker Ramp und seine Liebste (Paris, Graf Pourtalès), das lustige Kleeblatt (in amerikanischem Privatbesitz, Kopie im Berliner Museum), der Rommelpotspieler (Privatbesitz).

B. van der Helst 1611—1670 J. van Ravesteyn 1572—1657 D. Hals um 1599—1656 P. Codde 1599—1678

Neben ihm glänzen Bartholomaeus van der Helst, Rembrandts Rivale (Schützenstück, Schützenmahl zur Feier des Westfälischen Friedens im Amsterdamer Museum; Familienbilder: Vorstellung der Braut u. a. in der Eremitage, das Ehepaar in der Karlsruher Galerie) und Jan van Ravesteyn (Riesenbild des Magistrats und der Schützenoffiziere 1618, im Gemeindemuseum des Haag, Familiengruppe im Braunschweiger Museum). Zu Hals' Schülern zählen sein jüngerer Bruder Dirk Hals (Gesellschaft im Park, im Louvre, Cellospieler, Festversammlung, in der Wiener Akademie, die Zechbrüder, in der Berliner Galerie) und Pieter Codde (Tanzstunde, in Dorpat bei H. v. Sievers, Vorbereitung zum Karneval, Berlin, im Kaiser Friedrich-Museum, Wachtstube, in der Galerie Borghese).

Rembrandt 1606—1669

Der größte Künstler Hollands, der universellste Maler und Radierer seiner Zeit, ist Rembrandt Harmensz van Rijn (Sohn des Mühlenbesitzers Harmen Gerritszon van Rijn und dessen Gattin Neeltgen Willemsdochter van Zuytbrouck), geboren am 15. Juli 1606 in Leiden. Nach kurzem Besuch der Lateinschule der Universität kam er in die Werkstatt des Jakob van Swanenburch, wo er drei Jahre verblieb, und um 1623 auf Wunsch des Vaters zur weiteren Ausbildung zu dem berühmten Maler Pieter Lastman nach Amsterdam; aber schon nach sechs Monaten arbeitete er für sich in Leiden, emsig Pinsel, Zeichenstift und Radiernadel handhabend. Seine ersten datierten Gemälde tragen die Jahreszahl 1627. Im Jahre 1634 führte er Saskia von Uijlenburgh, die vermögende Tochter eines Rechtsgelehrten, als Gattin in sein Haus an der Breestraat. Mit ihrem Tode (1642) endigt die glücklichste Periode seines überreichen Arbeitslebens. Zwei Jahre vorher war seine Mutter gestorben; die Gestalten ziehen noch geraume Zeit durch sein Werk; dann tritt das Bild seines Sohnes, des kleinen Titus, an ihre Stelle. Bis zum Jahre 1649 führte Geertje Dircx, die Amme des Titus, dem Meister die Wirtschaft; nach ihrer Erkrankung übernahm die dreiundzwanzigjährige Hendrickje Stoffels die Sorge für Kind und Haus und ersetzte ihm zugleich Saskias Stelle als Modell und treue Gefährtin: man darf an Goethe und Christiane denken. Sein Sammeleifer, der sich auf Kostüme, Waffen, Rüstungen, Gemälde und Skulpturen berühmter Meister und allerhand kostbaren Schmuck und Raritäten erstreckte, brachte ihn bereits seit 1650 in große Bedrängnis, 1656 aber schließlich zum Bankerott, so sehr sich auch Hendrickje und Titus mühten, durch Gründung eines Kunsthandels das Unglück fern zu halten. Er selbst blieb ungebeugt, seine Schaffenskraft ungebrochen, und nur seine Werke, namentlich die letzten Selbstbildnisse, erzählen von seelischen Leiden und schweren Prüfungen. Er starb völlig ver-

einsamt in einem Hause an der Rozengracht gegenüber dem Doolhof; „Dienstag, am 8. Oktober 1669“ wurde er nach Angabe des Totenregisters in der Westerkerk beigesetzt.

Auch Rembrandt war mit Italiens Kunst vertraut — davon zeugen seine Studien —, aber seine Kunst blieb germanisch bis ins innerste Mark. Michelangelo verkörperte sein leidenschaftliches Ringen in menschlichen Gestalten, Rembrandt verbirgt seine seelische Ergriffenheit, sein Gemütsleben unter dem Schleier landschaftlicher Stimmungen; auch das ist ein Zeichen germanischen Wesens. Das geometrisch Klassische hat für ihn nichts Verlockendes; trotz seines unbegrenzten Reichtums an Phantasie ist er von unerschütterlich sachlicher Wahrhaftigkeit. Bettler und Krüppel sind ihm stets interessanter gewesen als geschniegelte Kavaliere; die ausdrucksvollen Gestalten des Ghetto hatten es ihm angetan; deshalb behandelte er auch mit Vorliebe alttestamentliche Stoffe. Für seine Bilder schafft er sich sein eigenes Licht, dessen magische Kräfte den Raum mit unwiderstehlicher Sicherheit aus dem Bilde herausholen und beleben; von wannen das Licht kommt, erfährt man nur selten: „er trägt eine Laterne unter dem Mantel, die er hervorzieht, wenn er sie braucht.“ Sein Kolorit, warm und tief, wetteifert im Fleischton mit Tizian. G e m ä l d e (1627 bis 1637): der Geldwechsler, Simson und Delila (Berlin), Paulus im Gefängnis (Stuttgart), Judas' Reue (Paris, Baron von Schickler), die Jünger in Emmaus (Paris, Museum André-Jacquemart), Paulus (Nürnberg, Germanisches Museum), Jeremias (Petersburg, Graf Stroganoff), h. Familie, Kreuzeserhöhung, Kreuzabnahme (München), Darstellung im Tempel, die A n a t o m i e des Prof. Tulp, Ruhe auf der Flucht (Haag), der barmherzige Samariter (London, Wallace Museum und Heidelberg, Prof. H. Thode), Christus vor Pilatus (London, National Gallery), der ungläubige Thomas, Kreuzabnahme (Eremitage), Mene Tekel (Knowsley House, Earl of Derby), Simson bedroht seinen Schwiegervater (Berlin, Kaiser Friedr.-Mus.), Sophonisbe (Prado), Grablegung Christi (Dresden), Abrahams Opfer, Abraham und die Engel (Eremitage und Pinakothek in München), Blendung Simsons (Städelsches Institut), Tobias' Heilung (Brüssel, Herzog von Arenberg), der Engel verläßt Tobias (Louvre), Passion (fünf Bilder in München) Minerva (Reims, P. Charbonneaux), Raub der Proserpina (Berlin, Kaiser Friedr. Mus.), Raub der Europa (Paris, Princesse de Broglie), Danaë (Eremitage), Diana und Aktäon (Anholt, Fürst zu Salm-Salm), Raub des Ganymed (Dresden); B i l d n i s s e: Coppenol (Kassel), der Schiffsbauer und seine Frau (London, Buckingham-Palast), die Mutter Rembrandts (Haag, Edinburg A. Sanderson, Windsor Castle, als Prophetin Hanna im Oldenburger Museum), Rembrandts Vater (Haag, Eremitage, Boston Mus. of fine arts, Brighton bei W. Chamberlain, Paris bei Dr. Melville Wassermann, Museum Kopenhagen, Galerie Kassel), Rembrandts Bruder (Eremitage), Rembrandts Schwester (Richmond bei Sir Francis Cook, Wien Liechtensteingalerie, Leipzig bei Alfred Thieme, Stockholm Nationalmuseum, Petworth bei Lord Leconfield, London bei Arthur Sulley), Rembrandt und Saskia (Dresden, London im Buckingham-Palast), Saskia: Paris (Mme. André-Jacquemart), Philadelphia (A. Widener), als Flora in London (Herzog von Buccleuch), im „Rembrandthut“ (Dresden), mit dem Rosmarinzweig, dem Zeichen der Verlobten (Kassel), andere in London bei Mrs. Joseph, in Altfranken bei Dresden (Graf Luckner), Nordamerika (Mrs. Beyers). S e l b s t b i l d n i s s e: Paris (F. Kleinberger, Louvre [3], Palais des Beaux Arts in der Sammlung Dutuit, Gräfin Henri Delaborde), Kassel, Gotha, Glasgow (Corporation Art Gallery und bei William Beattie), Haag, Budapest, Boston (Mrs. Gardner), London (Mr. Berens, Wallace-Mus. [2]), Wien (Freih. Herm. von Königswarter), Berlin (Kaiser Friedr.-Mus.), Haag, Kassel (mit Sturmhaube), Galerie Pitti, Wien (Liechtensteingalerie). — Aus der z w e i t e n E p o c h e (Mannesalter) 1637 bis 1655 stammen: Simsons Hochzeit Opfer, Manoahs (Dresden), Christus als Gärtner (London, Buckingham-Palast), Abraham und Hagar (Newnham Paddox bei Earl of Denbigh, London, Victoria und Albert-Museum), h. Familie (Louvre, Downton Castle, A. R. Boughton-Knight, Eremitage, Kassel, sogen. Holzhackerfamilie), Heimsuchung (London, Herzog von Westminster), Aussöhnung Davids mit Absalon, Joseph wird von Potiphars Weib verklagt (Eremitage), die sog. N a c h t w a c h e (Auszug der Amsterdamer Gießer-Schützen aus ihrem Gildenhause unter ihrem Hauptmann Frans Banning Cocq, das grandioseste der Doelenstücke, im Dämmerlicht gemalt, Amsterdam, Reichsmuseum), Christus und die Ehebrecherin, Christus vom Kreuz genommen, Anbetung der Hirten (London, National Gallery), Bathseba bei der Toilette (Haag, Baron Steengracht), Susanna, Vision Daniels, Tobias und seine Frau mit der Ziege, Josephs Traum, Joseph wird von Potiphars Weib verklagt (Berlin Kaiser Friedr.-Mus.), Anbetung der Hirten (München), Bathseba im Bade (Louvre), Hanna im Tempel (London, Bridgewater-Galerie), der barmherzige Samariter (Louvre, Leipzig bei A. Thieme, Paris bei Jules Porgès), die Jünger in Emmaus (Louvre, Kopenhagen), Jakob erhält Josephs blutigen Rock (London, Earl of Derby), Tobias und seine Frau (Richmond, Sir Francis Cook), das Gleichnis vom ungetreuen Knecht (London, Wallace-Museum), die Ehebrecherin vor

Christus (Hamburg, Ed. F. Weber), Christus und Magdalena (Braunschweig), Christus und die Samariterin (Harrogate in England, Rev. Mr. Sheepshanks), der Zinsgroschen (London, W. B. Beaumont); Danaë und Merkur (Boston, Mus. of Fine Arts). Bildnisse: Mennonitenprediger Anslo und Frau (Berlin, Kaiser Friedr.-Mus.), Bürgermeister Six (Paris, Léon Bonnat), Elisabeth Jakobs Bas (Amsterdam, Reichsmus.), Arzt Ephraim Bonus, Jan Six, (Amsterdam, Galerie Six), Reiterbildnisse (Panshanger, Earl Cowper, Dzikow in Galizien bei Graf Tarnowski), Nikolaus Bruyningh (Kassel, sogen. Rabbiner), Greis in orientalischer Tracht (Dresden, Berlin, Eremitage), Rembrandts Mutter: Wien (Hofmuseum), Rembrandts Bruder: Paris (Jules Porgès), Saskia: Dresden (mit der roten Blume), Berlin (Kaiser Friedr.-Mus.), Hendrickje: Glasgow, Corporation Art Gallery (modellsitzend), Louvre, Basildon Park (Charles Morrison), Selbstbildnisse: London (Captain Heywood-Lonsdale), Woburn Abbey (Herzog von Bedford), Dresden (als Rohrdommeljäger), London (National Gallery), Karlsruhe (Großherzogliche Kunsthalle), Weimar (Großherzog von Sachsen), Nordamerika (Sammlung Perrell), London (Buckingham-Palast), Cambridge (Fitzwilliam-Mus., als Landsknecht), Leipzig, Kassel, Berlin (R. v. Mendelssohn), Rembrandts Sohn Titus: Althorp House, um 1650, (Earl of Spencer), Paris (Rud. Kann), Haigh Hall-Wigan (Earl of Crawford), Belvoir Castle (Herzog von Rutland), London (Wallace-Mus.), Landschaften: Winterlandschaft, Ruinen auf dem Berge (Kassel), Windmühle (Bowood, Marqueß of Lansdowne), Landschaft mit dem barmherzigen Samariter (Krakau, Mus. Czartoryski), Ruhe auf der Flucht (Dublin, National Gallery), Landschaft mit dem Obelisken (Boston, Gardner-Mus.), London (Wallace-Mus.), Schloß Eringerfeld in Westfalen (Freiherr von Ketteler), Amsterdam (Reichsmuseum), Braunschweig; Stilleben (geschlachteter Ochse) im Louvre, in Glasgow (Corporation Art Gallery), Budapest (Georg von Rath). — Die Spätzeit (1655 bis 1669): Petri Verleugnung (Eremitage), Petrus am Schreibtisch (Canford Manor, Earl of Wimborne), Jakobs Segen (Kassel), Anbetung der Könige (Buckingham-Palast), Geißelung Christi (Darmstadt, Großh. Mus.), Christus (Pawlowsk bei Petersburg, Paris bei M. Kann [4 Bilder], Rogalin in Posen bei Graf E. Raczynski), Christus und die Samariterin (Paris bei M. Kann, Eremitage), Jakob ringt mit dem Engel, Moses (Berlin, Kaiser Friedr.-Mus.), Ahasver, Esther und Haman beim Mahle (Moskau, Rumiantzoff-Mus.), die Jünger in Emmaus (Louvre), der Auferstandene (Aschaffenburg, Galerie), Engel (Wien, A. Straßer), die Beschneidung (Althorp House, Earl of Spencer), Haman vor Esther und Ahasver (Sinaia, König von Rumänien), Haman in Ungnade, Rückkehr des verlorenen Sohnes (Eremitage), Pilatus (Paris, Rud. Kann), David und Saul (Haag), Triumphzug eines römischen Feldherren (London, im Kunsthandel), Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis (New York, Ch. Yerkes), das Mahl des Claudius Civilis (Stockholm, Nationalmuseum), Sibylle (London, Sulley & Co.). Bildnisse: die Staalmeesters (Stempelmeister) der Tuchmachergilde (Amsterdam, Reichsmuseum), Venus und Amor (Hendrickje und Cornelia, Tochter Rembrandts und Hendrickjes, im Louvre), die Judenbraut und Fragment der Anatomie des Doktor Johan Deyman (Amsterdam, Reichsmuseum), Familienbild (Braunschweig, Galerie), Coppenol (The Grange, Lord Ashburton), Rembrandts Köchin (London, F. Fleischmann), Titus (Wien, Hofmuseum, London „Hamletbild", G. Lindsay Holford), Hendrickje: Edinburg (Nationalgalerie), Berlin (R. von Mendelssohn und Kaiser Friedr.-Mus.), Paris (Rud. Kann), Selbstbildnisse: Dresden (Galerie), Uffizien (2), Wien (2), Melbury Park (Earl of Ilchester), London (National und Bridgewater Gallery), The Grange (Lord Ashburton), Louvre, Herzog von Buccleuch, Lord Iveagh, Rossie Priory (Earl of Kinnaird), Newbattle Abbey in Schottland (Marqueß of Lothian), Berlin (Frau v. Carstanjen), Grittleton House (Sir Audley W. Neeld). In Rembrandts Radierungen (an 150 echte Blätter) offenbart sich das gleiche schöpferische Genie wie in seinen Gemälden; er zuerst verleiht der Linie die Kraft, in einem Zuge zugleich Farbe, Licht, Luft und Raumvertiefung auf den hellen Untergrund zu bannen und mit den einfachsten Mitteln den Kampf des Lichtes mit dem Schatten, sowie die unendliche Mannigfaltigkeit der landschaftlichen Stimmung und des Gesichtsausdruckes in höchster Vollkommenheit zu schildern: Bettler und Volkstypen, die Kuchenbäckerin, der große Rattenfänger, die große Kreuzabnahme 1633, Christus treibt die Händler aus dem Tempel, Verstoßung der Hagar, Abraham und der kleine Isaak, Darstellung im Tempel, der Tod Marias, 1639, Christus am Kreuz (im Oval), Enthauptung Johannis des Täufers, die drei Orientalen, Preziosa (od. Ruth und ihre Schwiegermutter), die kleine Auferweckung des Lazarus, Ruhe auf der Flucht, Christus zu Grabe getragen, der reuige Petrus, männliche Akte, der h. Hieronymus unter dem Baum 1648, Medea, die Bettler an der Haustür, Triumph des Mardochäus, „das Hundertguldenblatt" (Jesus heilt die Kranken) 1650, der blinde Tobias, Anbetung der Hirten (bei Laternenschein), „die kleine Geburt Christi" 1652, Christus unter den Schrift-

gelehrten, Christi Predigt, Dreikönigsabend, Faust, der h. Hieronymus in bergiger Landschaft, Anbetung der Hirten (mit der Lampe) 1654, Flucht nach Ägypten, h. Familie im Zimmer, Jesus vom Tempel zurückkehrend, das Kolfspiel, Jesus erscheint den Jüngern, die Jünger in Emmaus, Darstellung im Tempel (Hochformat), Kreuzabnahme (bei Fackelschein), Grablegung, David und Goliath, Christus dem Volke dargestellt, der Goldschmied, Abrahams Opfer, Abraham und die Engel, der h. Hieronymus im Walde, die drei Kreuze, Frau beim Opfer, der Phönix (Allegorie), Petrus und Johannes an der Tempelpforte, Jupiter und Antiope, Frau mit dem Pfeil, Charakterköpfe; Bildnisse: Rembrandts Mutter, 1631, Rembrandt mit dem Säbel, mit dem Federbarett, Rembrandt mit Saskia, Samuel Manasse ben Israel, Saskia, Rembrandt mit aufgestütztem Arm (Anlehnung an Raffaels Graf Castiglione), Jan Six, Jan Asselijn, Rembrandt am Fenster zeichnend, der Kupferstichhändler Clement de Jonghe, 1651, Jan Antonides van den Linden, der ältere Haaring, Jan Lutma d. ä., Arnold Tholinx; Landschaften: die Windmühle, die Hütte bei dem großen Baum, die Hütte mit dem Heuschober, die Hütte hinter dem Plankenzaune, die Landschaft mit den drei Bäumen, das herannahende Unwetter (1643, bald nach Saskias und der Mutter Tode), die Hütte am Kanal, die Brücke, Ansicht von Omval, Kahn unter Bäumen, Landschaft mit dem Zeichner, mit dem Turm, 1648, mit der saufenden Kuh, mit dem Milchmann, mit dem Jäger, mit dem viereckigen Turm, mit dem Kahn, Heuschober und Schafherde, der Obelisk, Kanal mit Schwänen, das Landgut des Goldwägers, Kanal mit Uferstraße, Waldessaum, die „Große Flucht nach Ägypten" (in Elsheimers Art); Stilleben: die Muschel, das Schwein. Kein Künstler hat soviel Zeichnungen hinterlassen als Rembrandt; in flüchtigen Strichen und verwaschenen Tönen mit Rohrfeder und Pinsel, Kreide, Rötel und Binster, seltener mit dem Silberstift ausgeführt, begleiten sie die Radierungen der einzelnen Lebensabschnitte in Komposition und Darstellungsweise. — Jan Lievensz, Rembrandts gleichalteriger Freund (Opfer Abrahams, Braunschweig) und Salomon Koninck (der Einsiedler, Dresden) schließen sich an Rembrandt an; zu seinen eigentlichen Schülern rechnen: Govaert Flinck (Doelen- und Regentenstücke, Schützenfest zur Feier des Westfälischen Friedens, Isaak segnet Jakob, in Amsterdam, Verstoßung der Hagar, in Berlin), Ferdinand Bol (Regenten des Leprosen- und des Huiszittenhauses, im Amsterdamer Rathaus, Ruhe auf der Flucht, in Dresden, Bildnisgruppe im Amsterdamer Reichsmuseum), Jan Victor (Mädchen am Fenster, im Louvre, Dorfzahnarzt, „Ferkelschlachten" im Amsterdamer Reichsmuseum), Gerbrandt van den Eeckhout (Salomos Götzendienst, in Brüssel, Galerie Arenberg, Mutter und Kind, in Braunschweig).

J. Lievensz 1607—1674

S. Koninck 1609—1656

G. Flinck 1615—1660

F. Bol 1616—1680

J. Victor geb. 1620

G. van den Eeckhout 1621—1674

Die bedeutendsten holländischen Sittenmaler dieser Zeit, in denen der Geist des Frans Hals fortwirkt, sind außer den oben genannten: Adriaen van Ostade, der humoristische Bauernmaler (Bauerntanz in der Schenke, in Dresden, der Zahnbrecher, in Wien, Bauerngesellschaft, der Arzt, der Raucher, in Berlin, Bauerntanz, Bauernrauferei, in München, der Geiger, in der Eremitage, Dorfschenke, in Dresden, der Alchymist, in der Londoner National Gallery, Dorfschule, im Louvre, Ländliches Konzert, in der Eremitage, Rast, im Amsterdamer Reichsmuseum; Radierungen: der Leiermann, der Familienvater, der Charlatan, die Spinnerin, die Puppe), Adriaens Bruder Isack van Ostade (Bauer im Schlapphut, in Berlin, Belustigung auf dem Eise, in Dresden, Halt vor der Bauernschenke, im Amsterdamer Reichsmuseum), der Bürgermeister von Deventer Gerard Terborch, Genre- und Porträtmaler der vornehmen Kreise, der sich an Tizian und Velazquez bildet (der Friedenskongreß in Münster, in der Londoner National Gallery, das Konzert, im Louvre, „Väterliche Ermahnung" (der zweideutige Antrag) in Berlin und Amsterdam, Offizier einen Brief lesend, Dame sich die Hände waschend, in Dresden, Konzert, in Berlin, Selbstbildnis im Haag), sein Schüler Kaspar Netscher, aus Heidelberg, geziert und elegant (Dame am Klavier, in Dresden, Dame mit dem Papagei, in München, der Briefschreiber, in Dresden, Sittenbilder und Bildnisse im Haag und in Kassel), dessen Sohn Constantin Netscher (Bildnis Wilhelms III. im Amsterdamer Reichsmuseum) und der vielseitige, satirische Lebenskünstler Jan Steen (15 Gemälde im Amsterdamer Reichsmuseum, darunter sein Selbstbildnis, der „Prinsjestag", Tanzstunde, Nach dem Gelage, die Kranke und der Arzt, der Ehekontrakt, in Braunschweig, das Bohnenfest, in Kassel, Streit beim Spiel, in Berlin, Triktrakspieler, zechendes Pärchen, in der Eremitage).

Sittenmaler

A. van Ostade 1610—1685

J. van Ostade 1621—1649

G. Terborch um 1614 —1681

K. Netscher 1639—1684

C. Netscher 1663—1722

J. Steen 1626—1679

Eine Anzahl Sittenmaler, die Schule von Leiden, hält sich an Rembrandts Frühwerke. Der „Klein- und Feinmaler" Gerard Dou, Schüler Rembrandts, sicherer Zeichner und trefflicher Kolorist, malt mit Vorliebe Interieurs, Typen des Mittelstandes, Figuren am Fenster. Junge Mutter (Haag), die wassersüchtige Frau (Louvre), Selbstbildnis, Abendschule (Beleuchtung durch Kerzenlicht, Amsterdam), Köchin (Karlsruhe), Zahnarzt (Dresden). Der be-

G. Dou 1613—1675

F. van Mieris d. ä. 1635—1681 · W. van Mieris 1662—1747 · F. van Mieris d. j. 1689—1763 · P. van Slingelandt 1640—1691 · Q. van Brekelenkam † 1668 · G. Metsu um 1630—1667 · P. de Hooch 1630—1677 · N. Maes 1632—1693 · J. Vermeer van Delft 1632—1675 · K. Fabritius † 1654 · S. van Hoogstraaten 1626—1678 · G. Schalcken 1643—1706

deutendste seiner Schüler, Frans van Mieris d. ä., ist der ausgesprochene Liebling der vornehmen Gesellschaft seiner Zeit: Liebesbotschaft, der Kesselflicker, in der Werkstatt des Künstlers (2), Musikstunde (Dresden), die kranke Frau und der Arzt, Austernfrühstück (München). Sein Sohn Wilhelm van Mieris (der Leiermann, der Trompeter, in Anlehnung an Dous Bild im Louvre, Wildprethändler, in Dresden) und sein Enkel Frans van Mieris d. j. (der Apotheker, der Gewürzladen) gehen dieselben Bahnen, aber abwärts. Lebensvoller und anziehender als diese beiden erscheint Pieter van Slingelandt in seinen Bildern aus dem Leben wohlhabender Bürger: das musizierende Pärchen, der Geflügelhändler (Dresden), Familienbildnis (Kopenhagen), der Violinspieler (Schwerin), Bildnis des Johannes van Crumbrugge (Rotterdam), Seifenschaum blasende Kinder (Uffizien). Größere Selbständigkeit, weiche, leuchtende Farben und breitere Pinselführung zeigen die Bilder Quirins van Brekelenkam: Junge Frau und Magd (Berlin), Kesselschmiede (Augsburg), Frau beim Frühstück (London, Stafford House). Rembrandt näher steht Gabriel Metsu, 17 Jahre in Amsterdam tätig: Schmiede (Stockholm), die Ehebrecherin vor Christus (Louvre), Geflügelhändler, Geflügelverkäuferin, Liebespaar beim Frühstück, die Dame mit dem Klöppelkissen, der Raucher (Dresden), Musikunterricht, Amsterdamer Gemüsemarkt, Dame und Offizier, die Köchin, der Chemiker (Louvre), der Jäger, Musikfreunde (Haag), die verstimmte Laute (Kassel), Reiter vor der Schenke (London, Nationalgalerie); viele seiner Gemälde befinden sich in englischem Privatbesitz. Als Meister des Helldunkels sicherten sich ihren Namen bei Mit- und Nachwelt: Pieter de Hooch, der Maler der Durchblicke von einem Zimmer oder Vorraum in benachbarte sonnendurchleuchtete Räume des Hauses oder in den Hof (Kellerkammer, im Amsterdamer Reichsmuseum, Dame mit dem Brief, in der Sammlung van der Hoop, Frau an der Wiege, in Berlin, Lesende Frau, in München, Häusliche Szene, im Louvre), Nikolas Maes, (Badende Diana, im Haag, Rübenschälerin, in der Londoner Nationalgalerie, der Kuß an der Treppe, in der Sammlung Six in Amsterdam, die Spinnerin, im Reichsmuseum, Lesende Alte, in Brüssel, Bildnis des N. Heinsius in der Galerie Arenburg in Brüssel) und Jan Vermeer van Delft, der anfangs Straßen- und Kanallandschaften (Ansicht von Delft im Haag), später lebensgroße Einzelbildnisse und Gruppenbilder malt (Brustbild eines Mädchens, in der Galerie Arenberg in Brüssel, der Meister und sein Modell, in der Galerie Czernin in Wien, Liebeshandel, in der Dresdner Galerie). Karel Fabritius, noch unmittelbarer Schüler Rembrandts, ist der Maler der anziehenden Bilder „die Wache" im Schweriner Museum und „der Stieglitz" bei Mme. Lacroix in Paris. Samuel van Hoogstraaten, ein außerordentlich vielseitiger Künstler, dessen Bilder durch ihre perspektivische Anordnung an Interesse gewinnen, studierte in Amsterdam noch unter Rembrandts persönlicher Anleitung: die kranke Dame und der Arzt, Bildnis des indischen Rats M. van der Brouck (Reichsmuseum), Ansicht eines Binnenhofs der kaiserlichen Hofburg, 1653 (Wien). Seinem Schüler Godfried Schalcken, der sich bei Dou weiterbildete, verschafften besonders die Nachtstücke mit Kerzen- oder Lampenlicht einen Namen: die Alte mit dem Buche im Schoße, der Brief, die Kokette (Dresden), die Wachskerze (Brüssel), die klugen und die törichten Jungfrauen, „die Magdalenen" (München), Mädchen mit Kohlenbecken (Kassel).

Landschaftsmaler · E. van de Velde 1590—1630 · S. van Ruisdael um 1600—1670 · J. van Ruisdael um 1628—1682 · J. van der Meer 1628—1691 · A. van Everdingen 1621—1675 · J. Wijnants 1620—1679

Die Reihe der Landschaftsmaler beginnt mit dem ältesten Vertreter der Haarlemer Schule Esaias van de Velde (Belustigung auf dem Eise, in München, Nächtlicher Kampf, in Rotterdam, Radierungen); Salomon van Ruisdael ist bereits stimmungsvoller (Kanalansicht, in München, die Fähre, in Brüssel, Landstraße, in Berlin), aber auch dessen Name wird durch den Ruhm seines großen Neffen Jakob van Ruisdael überstrahlt, eines scharfen Naturbeobachters und geist- und phantasievollen Naturdichters, in dessen „gemalten Elegien" die Gemütsstimmungen, namentlich düstere und schwermütige, wie in Rembrandtschen Radierungen ergreifenden Ausdruck finden: Sumpf im Walde, Berglandschaft mit dunklem See (Eremitage), Ruinenlandschaft, Wassermühle (London), Klosterruine, Judenkirchhof (in Dresden, zwei Gemälde, die durch Goethes Schilderung an Anziehungskraft gewonnen haben), Seestücke (Berlin). Ihm nicht allzu fern steht Jan van der Meer van Haarlem in seinen Waldbildern und Fernsichten von den Dünen bei Haarlem: Waldlandschaft (München und Eremitage), Dorf Noordwijk (Rotterdam). Allaert van Everdingen entnimmt seine Vorwürfe der Wald- und Bergszenerie Norwegens: Hochgebirge mit Renntier (Braunschweig), Felsenschlucht mit Wasserfall (Kopenhagen), Großer Wasserfall (Dresden). Jan Wijnants, von selbständiger, aber zierlicher Art, bevorzugt heitere Stimmungen, offene Landschaften, und behandelt besonders liebevoll und eingehend die Baumstämme und die Pflanzen des Vordergrundes; die Staffage verdankt er meist Wouwermann und A. van de Velde: Am Waldessaum (Louvre), Weg am Waldrand (Dresden), Dünenweg mit kahlem Baum (London, Bridgewater Gallery). Als Schüler

von Esaias van de Velde, dem er sich zunächst eng anschloß, den er aber später überragte, steht Jan van Goyen auch in engem Zusammenhang mit der Haarlemer Schule; für die Schilderung der holländischen Landschaft ist er vorbildlich geworden: Dorfansicht mit durchziehendem Kriegsvolk (Braunschweig), Kirchhof (Bremer Kunsthalle), Dünenlandschaft (Gotha), Ansichten von Dordrecht (Reichsmuseum), vier der besten Bilder im Louvre, Winter am Flusse, Sommer am Flusse (Dresden), Ansicht von Arnheim, Ansicht von Nymwegen (Berlin). Neben Haarlem tritt Amsterdam als Geburtsstätte bedeutender Landschafter in den Vordergrund; der originelle Aert van der Neer verwendet zur Belebung seiner heimatlichen Kanal-, Fluß- und Dorfbilder gern das Licht des Mondes bei bewölktem Himmel, das Abendrot im Kampfe mit dem Mondlichte oder den Glutschein nächtlicher Feuersbrünste: Sonnenuntergangsbilder (Louvre, Kassel, Oldenburg), Dorfbild (Dresden), Landschaft mit Eichwald (Reichsmuseum, Sammlung van der Hoop), Winterbilder (ebenda, Brüssel, Nationalgalerie in London, Eremitage, Berlin, Braunschweig). Der größte Amsterdamer Landschaftsmaler Meindert Hobbema hat sich an Ruisdael gebildet und kann sich dessen Einfluß bis zuletzt nicht entziehen; übertrifft er ihn auch hin und wieder an realistischer Naturwiedergabe, so fehlt ihm doch die hinreißende Kraft der stimmungsvollen, dramatischen Poesie seines Vorbildes: Wassermühle (Antwerpen), Landschaft mit Ruine, Eschenallee von Middelharnis („the Avenue", London, Nationalgalerie), Dorf unter Bäumen (London, Buckingham Palace), Wassermühle (Sir Richard Wallace), Mühle (Louvre), Waldlandschaft (Berlin).

J. van Goyen 1596–1656

A. van der Neer 1603–1677

M. Hobbema 1638–1709

Im Wechsel der Landschaft wie in der Wahl der Staffage gleich erfindungsreich zeigt sich Philipp Wouwerman, dessen Bilder (nahezu 800) mit Reitern und Zigeunern, Überfällen und Jagdszenen (im Vordergrunde ein Schimmel, in dem sich das höchste Licht sammelt) einen klaren Silberton und zarte Licht- und Luftbehandlung aufweisen: Reitergefecht mit Windmühle, Gasthofsstall, Feldlager am Flusse (Dresden, 62 Gemälde), Hirschjagd (Petersburg, 50 Bilder), Kornernte (Kassel), die Schlacht, der Heuwagen (Haag). Unter seinem Einfluß steht der routinierte Schlachtenmaler Jan van Huchtenburgh: Reiterbild des Prinzen Eugen von Savoyen (Haag), 11 Schlachtenbilder in der Turiner Pinakothek. Aus Aelbert Cuijps Tier- und Reiterstücken leuchtet meist hellster, goldener Sonnenschein, der ihm den Namen des „holländischen Claude Lorrain" eingebracht hat: Kuhweide, Abendlandschaft (London, Nationalgalerie), Stall (Dulwich College), Flußlandschaft, Ausritt zur Jagd (Louvre), Jagdauszug mit dem Negerjungen (Buckingham Palace), Radierungen. Die Stärke Paul Potters, des größten holländischen Tiermalers, liegt in der lebensvollen Schilderung des Viehes auf der Weide: der große Stier, Landschaft mit Kühen und Schweinen (Haag), der Stier, die große Herde mit der pissenden Kuh (Eremitage), der brüllende Stier (Buckingham Palace), Viehherde (Montpellier), Rinderhirt mit Herde, Ruhende Herde (Dresden), Molkerei (Schwerin), Aufbruch zur Jagd im Bosch beim Haag (Berlin). Im Tierstück, sowie in der Behandlung des Baumschlags mit ihm verwandt, aber weicher im Vortrag zeigt sich Adriaen van de Velde; er ist auch trefflich im Genre: Trinkende Frau, Eisbelustigungen (Dresden), Landschaften mit Vieh (Dresden, Berlin, Louvre, Amsterdam), fünf Hirtenidylle (München), Radierungen.

Schlachten- und Tiermaler

P. Wouverman 1619–1668

J. van Huchtenburgh 1646–1733

A. Cuijp 1620–1691

P. Potter 1625–1654

A. van de Velde um 1635 –1672

Die Seemalerei war, nach unbedeutenden Anfängen, durch Simon de Vlieger (Ruhige See, Wien), Hendrik Dubbels (Stille See, Reichsmuseum) und Jan van de Capelle (Küstenszene, London, Nationalgalerie), trefflich vertreten, wurde aber erst von Willem van de Velde d. j., dem älteren Bruder Adriaens, auf die Höhe geführt. Das nordische Meer und die Atmosphäre über der See sind die Domäne des „Raffaels der Seemalerei"; am besten gelingt ihm die Schilderung des Meeres bei Windstille, bei gedämpftem Sommersonnenlicht: das Y-Bild, die Seeschlacht, der Kanonenschuß, der Hafen, die Küste (Reichsmuseum), feuernde Fregatte, Strand von Scheveningen (London, Nationalgalerie). Künstlerisch tiefer stehen die einst vielgepriesenen Seestücke Ludolf Backhuijsens, deren Stürme, Schiffbrüche und Schlachten den Beschauer nicht mehr zu fesseln vermögen: Haarlemer Meer, Ansicht des Y, Einschiffung des Jan de Witt (Reichsmuseum).

Seemalerei

S. de Vlieger um 1601 –1659

H. Dubbels um 1620 –1676

J. van de Capelle † um 1682

W. van de Velde d. j. 1633–1707

L. Backhuijsen 1633–1708

Der Geflügelmaler Melchior d'Hondecoeter, der Schüler seines Onkels, des Stilllebenmalers Giovanni Battista Weenix, stellt sein liebevoll gemaltes Hühnervolk, seine Pfauen und Löffelgänse in weich gestimmte Landschaften mit Weihern und fernen Baumgruppen oder schildert Hahnenkämpfe und Überfälle von Hühnerhöfen, in die Hunde oder Raubvögel einbrechen: Die auf dem Wasser treibende Feder („het Veertje", Reichsmuseum, Amsterdam), der schreiende Pfau (Paris, Galerie Rothan), Raubvogel im Hühnerhof (Dresden, Städelsches Institut in Frankfurt), Hahnenkämpfe (Galerie Liechtenstein in Wien, Kassel, München). Jan Weenix, Giovannis Sohn, ist trefflich im Stilleben (meistens totes

Geflügel- und Stillebenmaler

M. d'Hondecoeter 1636–1695

G. Weenix 1621–1660

J. Weenix 1640–1719

Früchte- und Blumenmaler — J. Davidsz de Heem 1606—1683 — C. de Heem 1631—1695 — R. Ruysch 1664—1750 — Just van Huysum 1659—1716 — Jan van Huysum 1682—1749

Wild) und tüchtig im Bildnisse: Stilleben in München, Schleißheim, darunter die Riesenbilder aus Schloß Bensberg, Bildnisse im Haag und in Berlin. Jan Davidsz de Heem ist der bedeutendste Früchte- und Blumenmaler, der die köstlichen Naturprodukte nicht nur wundervoll anordnet, sondern auch mit erstaunlicher Wahrheit ausstattet: Stilleben mit dem Totenkopf, mit dem Vogelnest u. a. in Dresden; außerdem Bilder in Berlin, München, Turin und in der Eremitage. Sein Sohn Cornelius de Heem kommt ihm in seinen besten Bildern in Schwerin, Dresden und Karlsruhe außerordentlich nahe. Rachel Ruysch, Hollands angesehenste Blumenmalerin, war Schülerin Davidsz', kann sich aber mit dem Meister nicht messen (Werke in München, Dresden, Haag, Amsterdam, Florenz). Die Landschaftsmaler Justus und Jan van Huysum, Vater und Sohn, sind zugleich die letzten hier in Betracht kommenden Frucht- und Blumenmaler (Bilder, naturwahr und fein in den Details, von Justus in Schwerin, und von Jan, dem „Phönix" der Blumenmalerei, in der Londoner Nationalgalerie, im Louvre und in Huysum).

Italisierende und akademische Maler — G. van Honthorst 1590—1656 — C. van Poelenburgh 1586—1667 — P. Lastman 1583—1633 — P. van Laer 1582—1642 — C. Berchem 1620—1683 — K. Dujardin 1622—1678 — W. Romeyn um 1630—1695 — J. Both 1610—1652 — A. Both † um 1645 — A. van der Werff 1659—1722 — P. van der Werff 1665—1723

Italienischen, besonders Caravaggios Einflüssen unterworfen waren Gerard van Honthorst, wegen seiner Nachtstücke mit greller Kerzenbeleuchtung „Gherardo dalle notti" genannt (das Konzert, die Lautenspielerin, im Louvre, der Zahnbrecher, in Dresden, das Puffspiel, in Berlin, der verlorene Sohn, in München, der Tod Senecas, in Utrecht), Cornelis van Poelenburgh, der sich an Elsheimer bildet (arkadische Landschaften mit mythologischer Staffage in Dresden, München, Paris und Florenz), ebenso Pieter Lastman, aber bunter und derber als Elsheimer in seinen biblischen und mythologischen Bildern (Odysseus und Nausikaa, David im Tempel, in Braunschweig, Auferweckung Lazari, im Haag), Pieter van Laer, „Bamboccio", der Schilderer italienischen Volkslebens (Bocciaspieler, Dresden), Claes Pietersz Berchem, der Maler des italienischen Hirtenlebens (Jägerhalt, in Dresden, der Morgen, in der Eremitage, Hirtenbild in Pest) und seine Schüler Karel Dujardin, der ebenfalls seine Motive der römischen Campagna entlehnte (Bilder im Louvre, in der Londoner Nationalgalerie, in Stockholm, in der Eremitage, in Dresden und München, Bildnisse im Louvre, die Regenten des Spinnhauses, in Stockholm, Selbstbildnis im Amsterdamer Reichsmuseum) und Willem Romeyn, der Hirten- und Herdenidylle malte und in München, Dresden und in der Eremitage gut vertreten ist. Jan Both und dessen Bruder Andries sind die bedeutendsten Vertreter der idealistischen Landschaft; Jan steht noch unter Claude Lorrains Einfluß, hält sich aber mehr an die Natur und wirkt daher weniger akademisch (Werke in München, Dresden, Amsterdam und London). Zur akademischen Richtung gehört Adriaen van der Werff, der Hofmaler des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz; seine biblischen und mythologischen Darstellungen sind Feinmalereien, die durch gefällige, glatte Formen bestechen (12 Bilder in Dresden, darunter die bekannte „Verstoßung der Hagar", ferner „Venus und Amor", Loth mit seinen Töchtern, 30 Bilder in München, 11 in der Eremitage, 7 im Louvre). Adriaens Bruder, Pieter van der Werff, ist zugleich sein getreuester Nachahmer: der h. Hieronymus (Reichsmuseum in Amsterdam, Galerie in Dresden).

Deutschland

In Deutschland hatte der Dreißigjährige Krieg eine gedeihliche, selbständige Entwicklung der Malerei nicht aufkommen lassen; trotzdem hat auch das siebzehnte Jahrhundert einige tüchtige Vertreter der Malerei aufzuweisen, die aber fast ausnahmslos italienischen oder niederländischen Einflüssen unterliegen.

A. Elsheimer 1578—1620 — J. von Sandrart 1606—1688 — J. Rottmayr 1660—1730

Der Frankfurter Adam Elsheimer, „der römische Maler deutscher Nation", lebte seit dem Jahre 1600 in Rom; seine in kleinem Formate gehaltenen Bilder, antike und religiöse Stoffe, Landschaften und Binnenräume darstellend, sind trefflich komponiert und interessant in der Farbe, aber es mangeln ihnen die naturwahren Tonwerte seiner holländischen Nachfolger: Joseph, den seine Brüder in den Brunnen werfen, Flucht nach Ägypten (Dresden, München, Louvre) Verleugnung Petri (Venedig, Akademie), die Jünger in Emmaus (Aschaffenburg), Bacchus unter Nymphen (Frankfurt, Städelsches Institut), Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis (Dresden), Allegorie des „Contento" (München), Merkur und Argus (Charlottenburg, Dr. W. Bode), der Hirt (Uffizien); Skizzen, 179 Blatt, im Städelschen Institut, in der Albertina und in Berlin; Radierungen. Joachim von Sandrart, „der deutsche Vasari" (als Verfasser der „Teutschen Akademie der Bau-, Bild- und Malereikünste, 1675") war auch ein tüchtiger Geschichts- und Bildnismaler, dessen Manier aber mit seinem Aufenthalte in Italien, Belgien und Holland wechselte: Schützenstück (Empfang der Königinwitwe Maria de' Medici, im Amsterdamer Reichsmuseum), Gesandtenfestmahl zur Feier des Westfälischen Friedens (Rathaus, Nürnberg), Archimedes (aus Rubensschem Geiste, Hofmuseum und Liechtensteingalerie in Wien). Johann Friedrich Rottmayr, Dekorationskünstler, malt farbenfrohe Decken und Wandbilder nach italienischen Mustern:

die Kuppelfresken der Karlskirche und der Peterskirche in Wien, Plafondbilder im Rathause ebenda, Iphigenie in Aulis (Hofmuseum). Von dem ungarischen Bildnismaler Johann Kupetzky, einem Nachahmer Rembrandts, befinden sich acht Bilder im Germanischen Museum in Nürnberg, das Porträt Peters des Großen, Selbstbildnis mit seinem Sohne in Braunschweig, der Raucher mit dem Hunde in der Liechtensteingalerie. Ebenfalls in Rembrandts Gefolgschaft begegnen sich die Genre- und Bildnismaler Christoph Paudiß („die Urkunde", Dame und Schreiber, in Dresden, die Jagdbeute, im Schloß Moritzburg bei Dresden), Jürgen Ovens (Regentenstück im Amsterdamer Reichsmuseum, h. Familie, im Dom in Schleswig, Beweinung Christi, in der lutherischen Kirche in Friedrichstadt) und der fleißige Meister Michael Willmann, dessen Gemälde schlesische und böhmische Kirchen schmücken (22 Bilder im Museum in Breslau). Der Schlachtenmaler Philipp Rugendas bildet sich an Borgognone (acht Gemälde in Braunschweig, ebensoviel in Hamptoncourt, außerdem Radierungen „Capricci" und „Franzosen vor Augsburg", Karl XII. und Prinz Eugen), der Tiermaler Johann Heinrich Roos an Bonheur und Dujardin (Bilder aus der Campagna in München, Reiter vor der Osteria, in der Karlsruher Kunsthalle; Radierungen). Sein ältester Sohn Philipp Peter Roos, genannt „Rosa di Tivoli," malt Tiere in Lebensgröße in römischen Campagnalandschaften (im Hintergrunde Tivoli). Beide überragt an Naturwahrheit und lebendiger Charakteristik der bedeutendste deutsche Tiermaler seiner Zeit, Karl Andreas Ruthart: Bärenhetze, Hirschjagd, Hirsche und Reiter (Dresden), Keiler, Wölfe (Budapest), Hirsch und Leopard (Palazzo Pitti). Abraham Mignon aus Frankfurt a. M., der beste deutsche Frucht- und Blumenmaler, schloß sich an Jan Davidsz de Heem an (sechs Gemälde im Louvre, fünf im Amsterdamer Reichsmuseum, drei im Haag, vier in der Eremitage, fünfzehn in Dresden).

J. Kupetzky 1666—1740

C. Paudiß 1618—1666

J. Ovens 1623—1679

M. Willmann 1629—1706

P. Rugendas 1666—1742

J. Roos 1631—1685

P. Roos 1651—1705

K. Ruthart † um 1680

A. Mignon 1640—1679

Viertes Buch.

Das Zeitalter des Absolutismus (1660—1740). Vorherrschaft Frankreichs und europäisches Gleichgewicht. Niedergang Schwedens und der Türkei.

Vorherrschaft Frankreichs

§ 264. Überschau und Vorblick. Das Jahr 1660 bezeichnet einen wichtigen Einschnitt der europäischen Geschichte. Im Westen, Nordosten und Südosten Europas vollziehen sich um diese Zeit bedeutsame Wandlungen. Allen voran steht die Tatsache, daß mit dem Pyrenäenfrieden (1659) die spanische Periode der europäischen Geschichte endet und ihre französische Periode beginnt: Ludwig XIV., der 1661 nach dem Tode Mazarins selbst die Regierung übernimmt, führt das nach ihm benannte Zeitalter herauf. Er wollte der erste König Europas werden; in immer steigendem Ehrgeiz strebte er nach der Erwerbung Spaniens und damit nach einem Reiche, wie es einst Karl V. besessen hatte; er dachte sogar an die Gewinnung der römischen Kaiserkrone. Diese Ziele erreichte er zwar nicht, aber er vollendete die Vorherrschaft Frankreichs in Europa; hierbei wirkte auch der aus dem Mittelalter überkommene (§ 1) imperialistische Gedanke nach.

Ursachen dieser Vorherrschaft: a) Absolutismus

Frankreich war für diese Vorherrschaft, wie einst Spanien (II, § 340), innerlich gerüstet durch den Sieg des absoluten Königtums, das alle Kräfte der Nation in deren Dienst zwang, die Aufgaben der staatlichen Verwaltung erfüllte und nach außen glänzende Erfolge errang. Dazu aber kam ihm die Gesamtlage Europas sehr zustatten, d. h. die Schwäche Spaniens und Deutschlands, die Politik der Stuarts und die Stellung Schwedens und der Türkei. Über die Schwäche Spaniens und des in eine Unzahl fast souveräner Staaten aufgelösten Deutschen Reiches als Ganzen brauchen wir kein Wort mehr zu verlieren. Die Wiedereinsetzung der Stuarts war für Frankreich günstig, weil diese wieder wie ihre Vorfahren die englische Verfassung im absolutistischen und katholischen Sinne umzugestalten suchten. Dadurch gerieten sie zu ihrem Volke in Gegensatz und suchten Anlehnung an Frankreich. Mit Schweden setzte Frankreich die im Dreißigjährigen Kriege geknüpften Beziehungen fort; es half Schwedens Großmachtstellung aufrecht erhalten und hatte dafür in ihm einen wertvollen Verbündeten gegen das aufstrebende Brandenburg, dessen Kurfürst anfing mit seinen eignen auch deutsche Interessen gegen Frankreich zu wahren. In ähnlicher Weise bot die seit 1660 zu neuen Vorstößen nach Westen aus-

b) Schwäche Spaniens
c) Schwäche Deutschlands
d) Haltung der Stuarts
e) Bündnis mit Schweden

greifende Türkei den Franzosen ein starkes Gegengewicht gegen Österreich. Unter Benutzung dieser Weltlage gelang es Ludwig XIV., bis zum dritten der sogenannten Raubkriege die französische Vorherrschaft in Europa voll zur Geltung zu bringen. Zugleich wurde der französische Absolutismus und der französische Hof vorbildlich für die europäischen Dynastien, beherrschte die französische Bildung, Literatur und Kunst den europäischen Geschmack.

f) Türkische Angriffe

So war politisch Frankreich in die Stelle eingerückt, die im 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts Spanien inne gehabt hatte. Die konfessionellen Fragen waren nun zwar seit Mitte des 17. Jahrhunderts sehr zurückgetreten, aber seit etwa 1685 kam doch in Frankreich eine katholische Tendenz zur Geltung, so daß es auch hier in spanischen Bahnen wandelte, allerdings weniger aggressiv. Wie nun gegen die spanische Vorherrschaft im 16. und 17. Jahrhundert ein Weltkampf der in ihrer Selbständigkeit bedrohten Staaten geführt wurde, so begann ein solcher Kampf gegen Frankreichs Übermacht mit dem dritten Raubkriege und wurde fortgesetzt im Spanischen Erbfolgekriege: die führenden Mächte waren dabei England, Holland und Österreich. Das Ergebnis war trotz der Erwerbung der spanischen Krone durch das Haus Bourbon doch der Zusammenbruch der französischen Vorherrschaft und die Begründung des europäischen Gleichgewichts. Ängstlich wurde nun darüber gewacht, daß nicht wieder, wie seit dem 16. Jahrhundert, ein Staat ein erdrückendes Übergewicht über die anderen erlange.

Ende der französischen Vorherrschaft

Gleichgewicht

Der Sturz Frankreichs wurde erleichtert durch den gleichzeitigen Niedergang Schwedens und der Türkei (siehe unten), auf die es sich bisher gestützt hatte. Von besonderer Bedeutung aber für diese Abwandlung der Geschicke Westeuropas war die innere Geschichte Englands seit 1660. Wie schon gesagt, versuchten die Stuarts nach ihrer Rückkehr auf den englischen Thron die alte Politik ihres Hauses wieder aufzunehmen: die Folgen der englischen Revolution sollten rückgängig gemacht und der Boden für eine absolutistische Verfassung und für die Rückführung des Katholizismus vorbereitet werden. Zur Erreichung dieses Zieles suchten sie Anlehnung an Frankreich. Damit traten sie zu der geschichtlichen Entwicklung ihres Landes in einen ähnlichen Gegensatz wie die ersten Stuarts. England war seit Elisabeth und Cromwell groß geworden im Kampfe für den Protestantismus und gegen die Übermacht Spaniens und hatte in einem langen Bürgerkriege seinen Protestantismus und seine Verfassung gefestigt. Darüber waren die ersten Stuarts gestürzt; als nun die zweiten die nationalen Errungenschaften nach innen und außen gefährdeten, da ereilte sie ein ähnliches Geschick wie ihre Ahnen. England sagte sich in einer unblutigen Revolution von ihnen los, um nach außen seine geschichtliche Stellung wiederzugewinnen und im Innern seine parlamentarische Verfassung zu vollenden. Die Thronbesteigung Wilhelms III. war der Abschluß der inneren Kämpfe und zugleich ein Schlag gegen die Vorherrschaft des an Spaniens Stelle getretenen und mit den Stuarts verbündeten Frankreich; dies um so mehr, als dadurch eine enge Verbindung Englands mit den Niederlanden geknüpft wurde, und diese Seemächte nun noch mehr zusammengingen als zur Zeit der Elisabeth. Mit Österreich, dem alten Gegner Frankreichs, vereint brachen sie im Spanischen Erbfolgekriege die Vorherrschaft Frankreichs.

England

Koloniale Gegensätze

Parallel mit diesen europäischen Kämpfen geht die Rivalität auf kolonialem Gebiete. Die Kolonialmächte des 16. Jahrhunderts, Spanien und Portugal, hatten ihre führende Stellung schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eingebüßt; zunächst waren die Niederlande zur ersten Kolonialmacht aufgestiegen (§ 224), jetzt standen einander gegenüber die Niederlande, England und Frankreich. Die Hauptschauplätze ihres Gegensatzes, bei dem aber nicht wie in Europa die beiden ersten gemeinsam gegen Frankreich auftraten, waren Indien und Nordamerika. In den hinterindischen Inseln beseitigten die Niederländer den englischen Wettbewerb, erweiterten ihr Machtgebiet und behaupteten ihre Alleinherrschaft. Dagegen machten die Engländer in Vorderindien Fortschritte und gewannen in Nordamerika unter Verdrängung der Holländer die Ostküste der heutigen Vereinigten Staaten. Nördlich davon gründeten die Franzosen ihr Kolonialreich und griffen auch nach dem Innern aus. So stießen, wie in Europa, auch in Nordamerika Franzosen und Engländer aufeinander, und es erhob sich die Frage, ob Nordamerika germanisch oder romanisch werden sollte. Der Spanische Erbfolgekrieg, der die europäische Stellung Frankreichs schwer bedrohte, brachte in Nordamerika den Engländern einen ersten Erfolg.

Sturz Schwedens

Es ist kein Zufall, daß zu derselben Zeit, wo in Westeuropa die französische Vorherrschaft zusammenbrach, im Nordosten Europas die Vorherrschaft Schwedens beseitigt wurde. Wie die französische war ja auch die schwedische aus dem Dreißigjährigen Kriege erwachsen und durch einen Ergänzungskrieg gefestigt worden (§ 247). Beide Mächte waren dann Verbündete geblieben, und Schweden hatte seine Großmachtstellung, die künstlich über seine natürliche Leistungsfähigkeit gesteigert war, schon während des zweiten Raubkrieges gegen Brandenburg nur durch die französische Deckung behaupten können. Nun trat zu den alten Rivalen Schwedens, zu Dänemark und Polen, als neue nach Europa

Rußland

drängende Großmacht das Rußland Peters des Großen hinzu. Wie gegen Frankreichs Übermacht, so bildete sich auch gegen die Schwedens eine Koalition von Mächten; sie bestand aus Dänemark, Polen und Rußland und erweiterte sich durch den Hinzutritt Preußens und Hannovers. Der Nordische Krieg wurde für Schweden noch verhängnisvoller als der Spanische Erbfolgekrieg für Frankreich. Dieses büßte zwar seine Vormachtstellung ein, blieb aber Großmacht; Schweden verlor nicht nur seine Vorherrschaft, sondern auch seine Großmachtstellung: es zeigte sich eben, daß diese ein künstlicher Bau war, während Frankreich die natürlichen Vorbedingungen dazu besaß. Eine weitere Folge des Krieges war, daß nun Rußland in die Reihe der europäischen Großmächte einrückte; zugleich erschloß es sich immer mehr der europäischen Kultur, allerdings unter starker Gegnerschaft des Altrussentums.

Türkei

Im Südosten Europas betätigt seit 1660 die Türkei zum letzten Male ihre alte Angriffskraft in einem Vorstoß gegen Österreich. Es kam das, wie schon gesagt, Frankreich zugute, da dadurch Österreichs Widerstandskraft gegen Frankreich geschwächt wurde. Erfolg aber hatte die Türkei nicht mehr, und mit der zweiten Belagerung Wiens und der Niederlage der Türken am Kahlenberge beginnt 1683 ein neuer Abschnitt der orientalischen Frage. Wir haben früher ausgeführt (II, § 1, 42), daß die Beziehungen zwischen Europa und Asien in großen Zeiträumen

abwechselnd ein Vordringen Asiens und Europas zeigen, und daß dafür zwei Wege in Frage kommen, der über Nordafrika nach Südeuropa und der über die Balkanhalbinsel nach Ungarn. Während auf jenem die letzte Periode dieses Gegensatzes schon mit der Schlacht bei Tours und Poitiers eröffnet war (II, § 62), begann sie auf diesem erst 1683 mit der Schlacht am Kahlenberge: abgeschlossen ist diese Periode heute noch nicht. Zunächst vermochte Österreich die Türkei aus Ungarn zu verdrängen und konnte zeitweilig sogar nach der Balkanhalbinsel übergreifen. Das geschah, wie gesagt, um dieselbe Zeit, wo die französische und schwedische Vorherrschaft zusammenbrach: die Machtstellung dieser Staaten hatte eben in Wechselwirkung zueinander gestanden.

Schwäche des europäischen Zentrums

Sie hatte aber nicht zum wenigsten auf der Schwäche des europäischen Zentrums, Deutschlands und Italiens, beruht, die mit dem Verfall des mittelalterlichen Kaisertums begonnen hatte (II, § 274) und für Deutschland durch den Dreißigjährigen Krieg vollendet worden war. Die Staaten Italiens blieben auch ferner im Besitze fremder Mächte und dienten als Ausgleichsmittel auf der Wage des europäischen Gleichgewichts; auch das Deutsche Reich als Ganzes blieb schwach, aber zwei seiner Einzelstaaten stiegen doch machtvoll empor. Nach Nordosten entfaltete Brandenburg eine beachtenswerte Kraft und trat als Königreich Preußen in den Kreis der europäischen Großmächte, und im Südosten erwarb Österreich das türkische Ungarn und übernahm damit eine weltgeschichtliche Aufgabe (§ 293).

Preußen

Österreich

Entwicklung des Absolutismus

Die innere Entwicklung der europäischen Staaten steht in dieser Periode fast überall nach französischem Vorbilde unter dem Zeichen der unumschränkten Monarchie. Weshalb der Absolutismus in Frankreich siegte, ist früher dargelegt worden (§ 220). Es erhellt daraus, daß er für die Nation heilsam war: er erfüllte die neuen Aufgaben der inneren Regierung und hob das nationale Ansehen nach außen, er vertrat die bisher unterdrückten Kreise gegen die vom Mittelalter her bevorrechteten Stände, er war in gewissem Sinne das, was wir soziales Königtum nennen. Deshalb fand er seine Gegner in der Aristokratie, seine Stütze in den breiten Massen, eine Gruppierung, die ja im letzten Grunde für jede Monarchie gilt (II, § 322). In diesen Leistungen liegt sein gutes Recht, und ohne sie wäre er nicht entstanden. Man darf eben den Absolutismus nicht nach der Entartung beurteilen, der er schließlich verfiel. Eine solche Entartung trat ein, als die Herrscher nicht mehr die moralische Kraft, nicht mehr die politische Klugheit besaßen, die Gefahren des Systems zu vermeiden. Diese Gefahren aber liegen in der willenlosen Gefügigkeit aller Kreise der Nation; durch sie entsteht leicht ein Zustand, in dem nicht mehr das Interesse der Nation auch das des Monarchen ist, sondern das persönliche des Monarchen als das der Nation angesehen wird. Dann wird der Absolutismus zur fürstlichen Willkür, und dann erhebt sich noch eine zweite Gefahr. Der Absolutismus zwingt die privilegierten Stände, sich ihm zu fügen, er macht den Feudaladel zum Hofadel, aber dessen soziale Stellung bleibt bestehen, wird sogar gehoben, weil die Verbindung mit dem Hofe einen Ersatz bieten soll für die verlorenen Rechte. Je mehr nun der Monarch vergißt, daß das Recht des Absolutismus in der Fürsorge für das große Ganze ruht, desto mehr vermögen die Privilegierten die ihnen noch gebliebenen Feudalrechte dem Volke gegenüber geltend zu

machen. Und daraus ergibt sich dann jener doppelte Druck fürstlicher und aristokratischer Willkür, an dem bei der Beurteilung des Absolutismus oft ausschließlich gedacht wird.

Verbreitung des Absolutismus

In beiden Richtungen, nach seinem heilsamen Anfang und seinem schlimmen Ausgang, ist der französische Absolutismus vorbildlich für Europa geworden. Er hielt seinen Siegeszug durch alle Staaten mit Ausnahme von England und Polen. Dort widerstand ihm, wie schon gesagt, die alte nationale Staatsverfassung, die in die parlamentarische Monarchie ausmündete; hier widersetzte sich ihm der übermächtige Adel, und das führte schließlich zum Untergang des Staates. Auch die deutschen Kleinstaaten folgten dem französischen Vorbild; in ihnen aber fehlten wegen der Kleinheit der Verhältnisse die große Aufgaben, die der eigentliche Lebensnerv des Absolutismus sind; und damit zeigten sich hier besonders scharf seine Schattenseiten.

Merkantilismus

Es ist ein Ausfluß des Absolutismus, daß der Staat auch das wirtschaftliche Leben zu regeln begann. Das dem Absolutismus entsprechende wirtschaftliche System ist der Merkantilismus. Er ging von dem Gedanken aus, daß der Reichtum eines Volkes in dem Besitz von Edelmetall beruhe. Deshalb suchte er dessen Produktion möglichst zu heben und möglichst viel Edelmetall ins Land zu ziehen. Dazu war eine Beschränkung der Einfuhr fremder Erzeugnisse, eine Steigerung der Ausfuhr eigner Produkte, namentlich der Industrieerzeugnisse, nötig; das aber konnte nur erreicht werden durch ein Hochschutzzollsystem. Mögen die theoretischen Grundlagen des Merkantilismus (jene Wertung des Edelmetalls als Maßstab des Nationalvermögens) falsch sein: die auf sie begründeten praktischen Maßnahmen werden noch heute angewandt, wenn es gilt, ein industriell rückständiges Land vom Ausland unabhängig zu machen und ihm eine eigene Industrie zu schaffen. Mit der Einführung der Schutzzölle aber regelte der Staat auch die wirtschaftliche Tätigkeit seiner Untertanen; er erweiterte damit seine Aufgaben, und diese Staatsomnipotenz entsprach so recht dem Wesen des Absolutismus.

Geistiges Leben

Etwas Ähnliches gilt endlich für das geistige Leben. Wenn irgendwo, so soll ja hier eigentlich die freie Entfaltung der Kräfte herrschen. Die absolute Monarchie aber mußte, wenn sie in Wahrheit Führerin der Nation sein wollte, gerade deren höchste Leistungen in ihren Dienst ziehen, und das hat sie jetzt wie stets (vgl. die griechischen Tyrannen, Kaiser Augustus) getan. Kunst und Wissenschaft wurden gefördert, dienten aber dazu, den Glanz des Hofes zu erhöhen. Dadurch erhielt die Kunst und Literatur Frankreichs unter Ludwig XIV. ihren Charakter, und ebenso wurde das gesellschaftliche Leben ausschließlich vom Hofe bestimmt. In all dem aber wurde der französische Geschmack maßgebend für Europa.

Erstes Kapitel.

Ludwigs XIV. Vorherrschaft.

A. Ludwigs XIV. Aufsteigen.

1. Die gute Zeit des absoluten Regiments.

Mazarin gest. 9. März 1661

§ 265. Ludwig XIV., seine Minister und Feldherrn. Unmittelbar nach dem Tode Mazarins (§ 221) erklärte der kaum dreiundzwanzigjährige

Ludwig XIV. seinen Ministern, er werde hinfort sein eigner Premierminister sein: sie sollten ihn mit ihrem Rat unterstützen, aber er verbiete ihnen, auch nur das geringste ohne seinen Befehl zu unterzeichnen. Man war geneigt, diese Worte zu belächeln; denn seit einem halben Jahrhundert hatten in Frankreich Günstlinge und Minister regiert, auch hatte Ludwig selbst bisher nur Interesse für Vergnügungen, Jagden und militärische Schaustellungen gezeigt. Und doch wurden die Worte zur Wahrheit, sie kündigten die Vollendung dessen an, was Richelieu und Mazarin vorbereitet hatten: der Träger des königlichen Absolutismus wurde nun der König selbst; es begann das Zeitalter Ludwigs XIV. Und er war jeder Zoll ein König. Erfüllt vom stolzesten Selbstbewußtsein sah er den Staat, die Nation in sich verkörpert, und die Nation stimmte dem zu. Das aber geschah, weil der König mit dem Bewußtsein seiner hohen Würde zunächst ein ebenso starkes Bewußtsein seiner hohen Pflicht verband; er wurde der fleißigste Arbeiter in seinem Beruf und wollte ihn üben zum Wohle und zur Größe seines Volkes: damit stellte er sich auf den Boden, dem der Absolutismus sein Recht und seinen Sieg verdankte. Er bewährte diese Anschauung, indem er Mißständen energisch entgegentrat, und zeigte die echt königliche Eigenschaft, die rechten Männer am rechten Platze zu behalten oder an den rechten Platz zu stellen. Diese Männer waren vor allen Colbert, Louvois, Lionne und Turenne.

Ludwig XIV. 1643—1715 geb. 5. Sept. 1638, gest. 1. Sept. 1715

Die schwächste Seite der Verwaltung Mazarins waren die Finanzen gewesen. Das System der Steuerpächter (§ 220) lastete schwer auf dem Lande, und Mazarins Habsucht, die ihn antrieb, sich auf Kosten des Staates zu bereichern, ließ ihn die Unredlichkeit anderer dulden, wenn nur auch für ihn etwas dabei heraussprang. Sein geschicktester Genosse bei der Ausplünderung des Landes war Nicolas Fouquet, der Oberintendant der Finanzen (d. i. Finanzminister), gewesen; er machte mit den großen Finanzleuten vorteilhafte Geschäfte, deren Kosten der Staat zu tragen hatte, und benutzte die enormen Summen, die er veruntreute, um sich Anhänger in den Hofkreisen zu erwerben (er soll dafür jährlich vier Millionen Livres ausgegeben haben), um die Gunst vornehmer Damen zu gewinnen, um Dichter und Schriftsteller auf seine Seite zu ziehen, um Prachtschlösser zu bauen, um Kunstwerke zu sammeln und ein glänzendes Leben des Luxus und der Verschwendung zu führen. Er hoffte an Mazarins Stelle Premierminister zu werden und bemühte sich, den neuen König in Vergnügungen und Ausschweifungen den Staatsgeschäften zu entfremden. Bei dem letzten Feste, das er ihm gab, waren 36 Dutzend goldner und 500 Dutzend silberner Teller in Gebrauch, kostete das Souper 120 000 Livres (nach heutigem Geldwerte etwa 720 000 Francs). Schon aber hatte Colbert, Intendant der Finanzen, dem Monarchen die ungeheuren Unterschlagungen und Rechnungsfälschungen des Oberintendanten enthüllt; jenes Zauberfest mit seiner unglaublichen Pracht betörte den König nicht, sondern erschien ihm viel eher als ein Beweis für die Richtigkeit der Anklagen, und so ließ denn der König Fouquet plötzlich verhaften. In dem folgenden Prozeß wurde der Gestürzte mit Verbannung bestraft, der König aber hielt ihn bis zu seinem Tode (1680) in der kleinen Alpenfestung Pinerolo gefangen.

Finanzielle Mißwirtschaft

Fouquets Sturz

5. Sept. 1661

An seine Stelle trat nun Jean Baptiste Colbert. Da dieser aber bürgerlicher Abkunft war (sein Vater war Kaufmann in Reims, er selbst war hochgekommen als Verwalter von Mazarins Privatvermögen), so blieb er zunächst Intendant der Finanzen unter einem aus Hochadeligen bestehenden Finanzrat und wurde erst 1669 Staatsminister. Colbert besaß eine unermüdliche Arbeitslust und Arbeitskraft, war von strenger Rechtlichkeit und wurde die Seele nicht nur der Finanzverwaltung, sondern der Verwaltung überhaupt. Nach drei Richtungen hin war er tätig. Mit fester Hand und rücksichtsloser Energie suchte er, selbst unter Verletzung wohlerworbener Rechtsansprüche, Mißbräuche zu beseitigen und die Staatseinnahmen zu erhöhen; er hat sich dabei durch seine Härte, die nur das Staatsinteresse gelten ließ, viel Feinde gemacht. Zugleich aber wollte er das wirtschaftliche Gedeihen des Landes fördern, und zwar nach den Grundsätzen des Merkantilismus, dessen größter Praktiker er geworden ist; er begünstigte deshalb vor allem Industrie und Handel und hob damit das Bürgertum.

Colbert geb. 29. Aug. 1619 gest. 6. Sept. 1683

Le Tellier geb. 1603 gest. 1685

Neben ihm ragten als Minister hervor die beiden Le Tellier. Michel Le Tellier hatte 1643 als Staatssekretär die Verwaltung des Kriegswesens übernommen und war ein treuer Anhänger Mazarins gewesen. Er wurde jetzt Vertrauensmann des Königs, erhielt 1677 das Kanzleramt und hat sich bis zu seinem Tode in der Gunst des Königs erhalten; verstand er es doch vorzüglich, bei allen heilsamen Maßregeln, die er veranlaßte, dem Könige das Verdienst zuzuschreiben. — Bekannter ist sein Sohn François Michel Le Tellier, nach einer neu erworbenen Herrschaft Marquis de Louvois genannt. Der Vater weihte ihn in die Geschäfte der Militärverwaltung ein und überließ ihm 1666 das Amt eines Kriegsministers. Als solcher hat er nun die großartige Neuordnung der französischen Armee durchgeführt und damit das Werkzeug für Ludwigs XIV. Eroberungspolitik geschaffen. Der Ruhmbegierde und Eroberungsluft des Königs trat er nicht entgegen, trieb ihn vielmehr zu immer neuen Unternehmungen an. Da nun Colberts wirtschaftliche Pläne nur im Frieden gedeihen konnten, wurden beide Männer Gegner, und Louvois hinderte Colbert sogar in dessen Tätigkeit als Marineminister. Colbert hat einen erbitterten Kampf gegen ihn geführt, der immer aussichtsloser wurde, je mehr die Ruhmbegierde und Kriegsluft des Königs stieg. War Colbert der gute Geist Ludwigs XIV., so ist Louvois in gewissem Sinne sein böser Genius geworden. Mit tiefem Schmerz sah Colbert sein Lebenswerk gefährdet, seine Beziehungen zum Könige trübten sich, Louvois wurde der Hauptträger der rücksichtslosen Gewaltpolitik, und sein Einfluß hat sehr wesentlich zum Niedergang Frankreichs beigetragen.

Louvois geb. 18. Jan. 1641 gest. 16. Juli 1691

Lionne geb. 1611 gest. 1671

Als Minister des Auswärtigen übernahm Ludwig XIV. den gewandten Diplomaten Hugues de Lionne, der schon unter Mazarin herangebildet und u. a. beim Abschluß der rheinischen Allianz und des Pyrenäenfriedens (§ 221) tätig gewesen war. Er kannte, wie keiner sonst, die Verhältnisse an den auswärtigen Höfen, in seiner Hand lief die europäische Politik zusammen, er wußte aus allen Wechselfällen Nutzen zu ziehen. Auch sein Tod hat verhängnisvoll gewirkt, da Louvois seitdem größeren Einfluß auf die auswärtige Politik gewann.

Turenne geb. 11. Sept. 1611 gest. 27. Juli 1675

Unter den Feldherren Ludwigs XIV. nahm die erste Stelle ein Henry de la Tour d'Auvergne Vicomte de Turenne, dem wir in der bisherigen Erzählung schon oft begegnet sind. Durch seine Mutter ein Enkel Wilhelms von Oranien (Stammbaum 4) und protestantisch erzogen, erlernte er das Kriegshandwerk unter seinen Oheimen Moritz und Friedrich Heinrich von Oranien (§ 222). 1630 trat er in die Dienste Frankreichs und führte in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges französische Heere (§ 213). Während der Fronde war er zuerst ein Gegner Mazarins, ging aber dann zur Regierung über und trug wesentlich zu deren Siege bei (§ 220). 1660 wurde er Höchstkommandierender aller französischer Truppen und trat 1668 zum Katholizismus über; er nahm an den Raubkriegen teil und fiel bei Sasbach. — Sein Genosse und Rivale, Ludwig II. Prinz von Condé (der große Condé), der seinen Ruhm ebenfalls im Dreißigjährigen Kriege begründet (§ 213) und dann bis 1659 gegen das Königtum gekämpft (§ 220, 221) hatte, erhielt 1668 wieder ein Kommando und 1675 nach Turennes Tode den Oberbefehl in Deutschland; durch Gichtanfälle gezwungen, kehrte er jedoch bald nach Frankreich zurück und lebte nun bis zu seinem Tode zumeist auf Schloß Chantilly im Verkehr mit Gelehrten. — Condés größter Schüler war Franz Heinrich von Montmorency, seit 1661 Herzog von Luxemburg, infolge seiner Vermählung mit der Erbtochter dieses Hauses gewöhnlich Marschall von Luxemburg genannt. Er hat zuerst unter Condé gekämpft und wurde 1675 zum Marschall erhoben. Nach dem Nymweger Frieden fiel er während des Voisin-Prozesses (§ 275) infolge ungerechter Anklagen Louvois' in Ungnade und war zeitweilig in Haft, dann aber wurde er der bedeutendste Feldherr des dritten Raubkrieges. — Endlich muß hier noch Sébastien le Prètre de Vauban erwähnt werden. Auch er diente zuerst unter Condé und zeichnete sich als Ingenieur aus; 1669 wurde er Generalinspektor aller französischen Festungen und hat 33 Festungen neu erbaut und 300 alte verbessert, zugleich hat er die Belagerungskunst durch Anwendung der Parallelen sehr umgestaltet. Seine Befestigungs- und Angriffsweise ist bis ins 19. Jahrhundert maßgebend geblieben.

Condé geb. 8. Sept. 1621 gest. 11. Sept. 1686

Luxemburg geb. 8. Jan. 1628 gest. 4. Jan. 1695

Vauban geb. 1. Mai 1633 gest. 13. März 1707

Besserung der Finanzen

§ 266. Colberts finanzielle und wirtschaftliche Tätigkeit.

Mit Fouquets Sturz wurde die Bahn für die Reformarbeit frei; nun konnte, gestützt auf den regen Eifer des Königs, Colbert seine umfassende Tätigkeit beginnen. Am notwendigsten war eine Besserung der Finanzen. Zunächst wurde zur Untersuchung der Veruntreuungen ein besonderer Gerichtshof eingesetzt; man kann sich einen Begriff von der bisherigen Mißwirtschaft machen, wenn man hört, daß die Steuerpächter für Niederschlagung der Untersuchungen freiwillig

20 Millionen Livres (nach heutigem Geldwerte etwa 120 Millionen Francs) boten, daß ihnen aber durch den Gerichtshof bis zum Jahre 1669 110 Millionen (660 Millionen Francs) abgenommen wurden. Weiter wurden die Staatsschulden reduziert durch Einlösung der Renten zu dem sehr niedrigen Emissionskurs, die verkauften Domänen gegen Rückerstattung des Kaufpreises zurückgefordert und zahlreiche in den letzten 30 Jahren erteilte Adelsbriefe, mit denen Steuerfreiheit verknüpft war, kassiert. Colbert scheute sich nicht, bei diesen Maßregeln auch wohlerworbene Rechte zu verletzen, minderte damit aber die Zinsenlast und mehrte das Staatseinkommen. Darüber hinaus erstrebte er eine gerechtere Verteilung der Steuerlasten. Dazu setzte er die direkten Steuern (die Taille II, § 351), von denen die Privilegierten, also gerade die Reichen, frei waren, herab, mußte aber dafür die indirekten (Salzsteuer und sonstige Verbrauchsabgaben) erhöhen und ließ auch das Pachtsystem, allerdings unter Beseitigung der Mißbräuche, bestehen. Durchgreifend war diese Reform allerdings nicht, denn die Privilegierten blieben nach wie vor von der Taille frei; und da die indirekten Steuern ebenfalls hauptsächlich die unbemittelten Massen trafen, so ist es auch zur Zeit Colberts, wie früher schon (§ 220), zu Bauernunruhen gekommen, die grausam unterdrückt wurden.

Wirtschaftspolitik

Den finanziellen Maßnahmen parallel gingen nun wirtschaftliche; bei ihnen folgte, wie schon gesagt, Colbert den Grundsätzen des Merkantilismus (§ 264). Durch Einfuhrzölle und Einfuhrverbote (die 1664 erhöhten Zölle wurden durch den Zolltarif von 1667 verdoppelt) wurde die heimische Industrie der höher entwickelten ausländischen gegenüber konkurrenzfähig gemacht; neue Erwerbszweige wurden mit Staatsunterstützung begründet und dazu Arbeiter aus dem Auslande herangezogen; zugleich wurde die Fabrikation durch Fabrikinspektoren beaufsichtigt. So wurden die englische Strumpfwirkerei, die holländische Tuchmacherei, die venetianische Spiegelindustrie nach Frankreich verpflanzt; besonders blühend wurde die Seidenindustrie, und die Gobelins der königlichen Fabrik erlangten bald Weltruf. Für die Landwirtschaft war der Merkantilismus (Colbertismus) nicht günstig, und doch hätte sie dringend der Förderung bedurft. Sie war seit Heinrich IV. zurückgegangen namentlich durch die starke Steigerung der Taille, die auf den Bauern lastete, und durch die zahlreichen Binnenzölle an Wegen und Flüssen, die die Verwertung der Produkte erschwerten und deren Preis steigerten, ohne daß dies den Bauern zugute gekommen wäre. In manchen Gegenden war die Not so groß, daß die Bauern ihr Gütchen aufgaben und das Land unbestellt ließen. Da hat nun Colbert zwar durch Herabsetzung der Taille etwas geholfen, er hat auch in den nördlichen und mittleren Provinzen die Binnenzölle aufgehoben, aber das reichte nicht aus. Im ganzen verlangte der Merkantilismus im Interesse der Industrie niedrige Arbeitslöhne und also niedrige Getreidepreise. Deshalb wurden sehr hohe Ausfuhrzölle auf Getreide gelegt. Und da nun die direkte und indirekte Steuerlast blieb und mit den zunehmenden Bedürfnissen für den Krieg immer mehr stieg, so wurde die Lage der Landwirtschaft und der Bauern immer ungünstiger.

Industrie

Landwirtschaft

Handel

Für den Handel hat Colbert viel getan. Den Binnenhandel förderte die schon erwähnte Aufhebung der Binnenzölle, ferner die Anlegung von Straßen, auch wenn hierfür zunächst militärische Rücksichten sprachen. Dem Außenhandel, dem Colbert noch größeres Interesse zuwandte, sollte der Bau eines Kanals zwischen dem Mittelmeer und dem Atlantischen Ozean dienen. Um die französische Schiffahrt zu heben, belegte Colbert die fremden Schiffe mit hohen Hafenabgaben; er erstrebte damit etwas Ähnliches wie England mit der Navigationsakte (§ 223), hatte aber geringeren Erfolg. Sodann begünstigte er die großen Handelsgesellschaften und die kolonialen Unternehmungen; es bestand eine Levantinische Kompagnie, die von dem zum Freihafen erklärten Marseille nach dem Orient handelte, und eine Nordische für den Ostseehandel;

viel wichtiger aber waren die Westindische und die Ostindische Kompagnie und die Kolonisation Canadas (§ 274).

Marine

Im Zusammenhang mit diesen überseeischen Unternehmungen steht Colberts Fürsorge für die Marine. Zuerst hatte Richelieu ihr seine Aufmerksamkeit gewidmet (§ 219), aber was er geschaffen hatte, war wieder verfallen: so wurde Colbert der eigentliche Begründer der französischen Kriegsflotte. Er brachte die Zahl der großen und kleinen Kriegsschiffe auf 300 und sorgte durch Aushebungen für deren Bemannung; für den entsetzlichen Dienst auf den Galeeren wurden Sträflinge verwandt, und im Bedarfsfalle erhielten die Gerichte die Weisung, an Stelle anderer Strafen möglichst viele auf die Galeeren zu verurteilen.

Colbert hat viel Heilsames geschaffen; er hat die jährlichen Einkünfte des Königs von 84 auf 116 Mill. Livres gebracht, aber er verfuhr mit rücksichtsloser Härte. So war er sehr verhaßt, und manche grausam unterdrückten Aufstände zeugten von dem auf der Bevölkerung lastenden Druck.

Absolutismus

§ 267. Vollendung des Absolutismus. Heeresreform. Der Absolutismus hatte seit 1614 (§ 217) die Reichsstände, seit etwa 1635 auch die Landstände weitaus der meisten Provinzen außer Tätigkeit gesetzt, wenn auch nicht aufgehoben; die letzteren bestanden nur noch in den fünf als pays d'état bezeichneten Provinzen Bourgogne, Dauphiné, Provence, Languedoc und Bretagne. Die Stelle der Reichsstände hatte dann in gewissem Sinne das Parlament eingenommen (§ 219); Ludwig XIV. trat ihm, wie wir wissen (§ 220), nach Niederwerfung der Fronde schroff entgegen, 1673 verbot er ihm jeden Widerspruch gegen die Einregistrierung königlicher Edikte. Dieses Verbot beseitigte das Recht des Parlaments nicht, setzte es aber außer Übung, wie denn überhaupt der französische Absolutismus mehr ein tatsächlicher als ein verfassungsrechtlich eingeführter war.

Verwaltung

Die Verwaltung der Provinzen geschah durch den Staatsrat, in dem jede Provinz ihren „Minister" hatte; ihm unterstand der in der Provinz waltende „Intendant", von dem wieder die Bezirks- und Lokalbeamten abhängig waren. Die Städte hatten eine Selbstverwaltung durch gewählte, jährlich wechselnde Beamte, bis Ludwig 1692, um sich Geld zu verschaffen (§ 283), Maires einsetzte, deren Amt käuflich war. — Die Unabhängigkeit der Rechtspflege, die in der eigenartigen Stellung der aristocratie de robe (§ 149) begründet war, wurde, wie unter Richelieu, durch Ausnahmegerichtshöfe beeinträchtigt (§ 219), deren Rechtstitel auf dem alten Recht der Evokation (vgl. II, § 251) beruhte. Ludwig hat z. B. bald nach dem Beginn seiner selbständigen Regierung in seinem frischen Eifer für die Beseitigung von Mißbräuchen 1665 für die Auvergne ein Ausnahmegericht bestellt. In den königlichen Gerichtstagen (grands-jours) ging dieses Gericht ohne Ansehen der Person gegen die das Volk drückenden Adligen vor und verurteilte zum Jubel der Bauern eine große Anzahl von ihnen zum Tode, zu Verbannung oder Güterverlust. Dieses Vorgehen des absoluten Königs hat hier und auch sonst wohltätig gewirkt, blieb aber doch immer ein Eingriff in die Unabhängigkeit der Gerichte. Und ein solcher Eingriff waren auch die geheimen Haftbefehle (lettres de cachet), durch die der König ohne jedes Gerichtsverfahren jeden, den er wollte, auf kürzere oder längere Zeit in Haft setzte, zumeist in die Pariser Bastille. Auch hier sind zumeist nur Schuldige getroffen worden, auch hier hat der König oft die Parteilichkeit, mit der die Gerichte vornehmen Personen gegenüber urteilten, korrigiert; aber das Verfahren war doch völlig willkürlich und ist, zumal später, mißbräuchlich angewandt gegen Gegner des absoluten Regiments. Hinzu kam in den späteren Jahren Ludwigs XIV. die Tätigkeit der unter Voyer d'Argenson stehenden Geheimpolizei, die überall Spione unterhielt und auch das Briefgeheimnis nicht achtete. Dauernd wertvoll war der

Rechtspflege

Erlaß einer Zivilprozeßordnung (codex Ludovicianus) und einer Strafprozeßordnung, durch die das Gerichtsverfahren einheitlich gestaltet wurde.

Heeresreform

Von besonderer Bedeutung sowohl für die Stärkung des Königtums wie für die auswärtige Politik Frankreichs war die von Louvois durchgeführte Reorganisation der Armee. Wie in Deutschland (§ 198) waren auch in Frankreich die Truppen mehr abhängig von den höheren Befehlshabern als von dem Könige. Die Festungskommandanten, die Regimentsobersten usw. warben die Truppen und ernannten die Offiziere; sie waren zwar verpflichtet, eine bestimmte Mannschaftszahl zu halten, doch stand diese Zahl zumeist nur auf dem Papiere; was durch die fehlenden Truppen erspart wurde, floß in die Tasche der Obersten. Da wurde nun zunächst die Armee zu einer wirklich königlichen gemacht, indem die Ernennung aller Offiziere vom König ausging; zugleich wurde die militärische Rangordnung geschaffen, wie sie heute überall gilt. Sodann wurde streng darauf gehalten, daß die einzelnen Truppenkörper die geforderte Stärke hatten, freilich nur so, daß ein fester Stamm vorhanden war, der im Kriegsfall durch Werbungen ergänzt wurde. Die Zahl der Regimenter wurde dabei allmählich von 31 im Jahre 1643 auf 125 im Jahre 1709 erhöht. Endlich sorgte Louvois für eine bessere Bewaffnung und Ausbildung. Eingeführt wurde die Uniformierung (bisher trugen nur die Offiziere Feldbinden), vermehrt wurde die Zahl der mit Musketen (Gewehren) anstatt mit Piken Bewaffneten, schließlich wurde die Pike durch das Bajonett ersetzt; dazu wurden Grenadiere ausgebildet zum Schleudern von Handgranaten. Im ganzen wurde also die Feuerwirkung verstärkt. Zu dem gleichen Zweck verbesserte und vermehrte Louvois auch die Artillerie und gab ihr eine gutgeschulte Bedienungsmannschaft. Als weitere Spezialwaffe wurde ein Ingenieurkorps gebildet; sein hervorragender Lehrer war Vauban, der, wie schon gesagt (§ 265), Meister wurde in der Kunst, Festungen zu bauen und anzugreifen.

Mit einem Heere, das durch seine Stärke, Organisation und Ausbildung alle anderen überragte, führte Ludwig XIV. nun die Kriege, die seinen Ruhm erhöhten, Frankreich an die Spitze Europas brachten, aber das Werk Colberts sehr schädigten.

2. Die auswärtige Politik bis 1668.

Ludwigs erste Ziele

§ 268. Diplomatische Erfolge bis 1667. In Ludwigs XIV. ersten auswärtigen Unternehmungen lassen sich zwei Ziele erkennen, erstens der Wunsch, die Achtung vor dem französischen Namen zu heben, und zweitens das Streben, die Ost- und Nordgrenze Frankreichs, die zu zerrissen war und der Hauptstadt zu nahe lag, abzurunden und hinauszuschieben. Günstig war dabei für ihn besonders, daß er durch den rheinischen Bund (§ 221) von Osten her gedeckt war und in ihm ein Machtmittel gegen den Kaiser besaß, daß eben dieser Kaiser durch den türkischen Vorstoß (§ 303) beschäftigt wurde, und daß die nach England zurückgekehrten Stuarts einer Frankreich freundlichen Politik zuneigten und in einen Seekrieg mit Holland verwickelt wurden (§ 284).

Hebung des französischen Ansehens 1661

Den Wunsch, als der erste Monarch Europas zu erscheinen, bekundete Ludwig zuerst bei ein paar scheinbar gleichgültigen, tatsächlich aber bedeutungsvollen Etikettefragen. Der spanische Gesandte in London beanspruchte den Vorrang vor dem französischen; da zwang Ludwig den spanischen König durch eine Kriegsdrohung zu einer entschuldigenden Erklärung, die den übrigen Mächten als Anerkennung des französischen Vorrangs mitgeteilt wurde. Einen ähnlichen Erfolg errang er gleichzeitig gegen England. Hier forderte man, daß alle fremden Schiffe in englischen Gewässern den englischen Schiffen den Flaggengruß durch Niederlassen der Fahne zu entbieten hätten: Ludwig nötigte den englischen König, darauf für französische Schiffe zu verzichten. Tiefer demütigte Ludwig den Papst Alexander VII.

Als es in Rom zwischen der korsischen Leibwache des Papstes und Dienern des französischen Gesandten zu blutigen Händeln kam, bei denen das Asylrecht der französischen Botschaft verletzt wurde, sandte er Truppen nach dem befreundeten Modena und erwirkte dadurch, daß der Papst durch einen nach Paris geschickten Kardinal Abbitte leistete, die Korsen für unfähig zum Dienst im Kirchenstaate erklärte und an ihrer bisherigen Kaserne eine Sühneschrift anbringen ließ; man wird hier unwillkürlich an die Sühne erinnert, die China für die Ermordung des deutschen Gesandten von Ketteler (1900) leisten mußte (IV, § 378).

1662

Grenzregulierungen

Der Wunsch nach einer günstigeren Gestaltung der französischen Grenzen läßt sich vom französischen Standpunkt aus wohl verstehen. Durch die Abtretungen des Westfälischen Friedens besaß Frankreich in Lothringen und Elsaß eine Reihe unter sich nicht zusammenhängender Gebiete (§ 215); die Grenze der spanischen Niederlande aber war der französischen Hauptstadt so nahe, daß diese von dort in vier Tagemärschen erreicht werden konnte. Als das bei dieser Lage erstrebenswerte Ziel erschien die Erwerbung von ganz Elsaß und Lothringen sowie der spanischen Niederlande. Den ersten Schritt dazu tat Ludwig, indem er sich im Vertrage von Vincennes von Karl III. (IV.) von **Lothringen** (§ 311), der sein Herzogtum im Pyrenäenfrieden zurückerhalten hatte, so viel Gebietsstücke abtreten ließ, daß eine territoriale Verbindung zwischen den bisher getrennt liegenden Teilen der französisch gewordenen Bistümer Verdun und Metz hergestellt wurde und damit eine französische Militärstraße nach dem Elsaß entstand. Im nächsten Jahre nahm er Gelegenheit, dem Kaiser seine Machtstellung in Deutschland zu zeigen, indem er als Mitglied des Rheinbundes ein Hilfskorps gegen die Türken sandte (§ 303) — freilich nicht, ohne sich zugleich durch eine geheime Botschaft beim Sultan dafür zu entschuldigen. Wie wenig erwünscht dem Kaiser diese Hilfe war, bewies der schnelle Friede von Vasvár. Auch den Kurfürsten von Mainz unterstützte er als Rheinbundfürst durch Hilfstruppen bei der Unterwerfung seiner nach Reichsunmittelbarkeit strebenden Stadt Erfurt.

1661

1662

1664

An der französischen Nordgrenze, der anderen Stelle, auf die Ludwigs Blicke gerichtet waren, gewann er den ersten Erfolg, indem er dem geldbedürftigen englischen Könige **Dünkirchen** abkaufte (§ 284). In demselben Jahre schloß er mit den von der friedliebenden Staatenpartei (Johann de Witt) regierten Niederlanden (§ 223) ein Bündnis, ohne indes die Verbündeten in dem holländisch-englischen Seekrieg (§ 223) anders als diplomatisch zu unterstützen. Es mußte für ihn ja von Vorteil sein, wenn beide Staaten sich schwächten; um so eher konnte er hoffen, sich der **spanischen Niederlande** bemächtigen zu können.

1662

Ansprüche auf die spanischen Niederlande

Einen Anspruch darauf leitete er ab aus seiner Ehe mit Maria Theresia, der Tochter Philipps IV. von Spanien (§ 221, Stammbaum 1). Zwar hatte diese bei der Vermählung allen Erbansprüchen entsagt; indes dieser Verzicht wurde aus verschiedenen Gründen, u. a. wegen Nichtzahlung des Heiratsgutes, für ungültig erklärt; außerdem aber berief sich Ludwig auf das in mehreren niederländischen Provinzen geltende **Devolutionsrecht**. Danach fiel beim Tode eines Gatten dem überlebenden nur die Fahrhabe zu, der Grundbesitz gehörte den Kindern unter Nutznießung des überlebenden Gatten bis zu dessen Tode. Indem dieser Satz des Privatrechts fälschlich auf staatliche Verhältnisse übertragen wurde, beanspruchte Ludwig für seine aus Philipps IV. erster Ehe stammende Gemahlin die Provinzen, die hiernach der spanische König seit dem Tode seiner ersten Gemahlin (1644) nur zur Nutznießung besessen hätte. Bevor Philipp IV. sich dazu äußern konnte, starb er; seine Witwe lehnte dann als Regentin für den unmündigen Karl II. (§ 243) die unberechtigte Forderung Ludwigs ab. Um in dem bevorstehenden Kriege vor einem kaiserlichen Angriff sicher zu sein, schloß er, da der Rheinbund im August 1667 ablief, mit Mainz, Münster, Pfalz-Neuburg und Köln Verträge, nach denen diese sich gegen französische Subsidien verpflichteten, den Durchzug kaiserlicher Truppen nach den Niederlanden zu hindern. Außerdem

17. Sept. 1665

Isolierung Spaniens

1667

verhandelte er mit dem Kaiser selbst über eine Teilung der spanischen Monarchie für den Fall, daß der kränkelnde Karl II. ohne Erben sterben sollte. Endlich verlängerte er durch sein offnes Bündnis mit Portugal den spanisch-portugiesischen Krieg (§ 245). 1667

§ 269. Der Devolutionskrieg (erste Raubkrieg.) Nachdem Ludwig Spanien so durch eine äußerst geschickte Diplomatie isoliert hatte, ließ er unvermutet Truppen unter Turennes Führung in die spanischen Niederlande einrücken; ohne nennenswerten Widerstand konnten sie eine Reihe Grenzplätze besetzen. Dieser Erfolg erweckte indes schwere Besorgnisse in den Niederlanden, wo man zudem über den französischen Zolltarif von 1667 (§ 266) erbittert war. Johann de Witt veranlaßte den Admiral de Ruyter zu dem energischen Angriff auf London und zwang dadurch England zum Friedensschluß (§ 284). Nun hatte er freie Hand gegen Frankreich; dazu aber hatte das neue englische Ministerium (das Cabalministerium § 285) den Wunsch, der öffentlichen Meinung Englands, die sich gegen die franzosenfreundliche Politik des Königs aussprach, entgegenzukommen. Diese Lage benutzend, schloß de Witt unter Vermittlung des englischen Gesandten William Temple einen Bund mit England, dem gegen Subsidien auch Schweden beitrat. Zweck dieser Tripelallianz war, weitere Fortschritte Ludwigs zu hindern. Demgegenüber gelang es Ludwig, mit dem Kaiser einen geheimen Vertrag über die künftige Teilung der spanischen Monarchie zu vereinbaren und Brandenburgs Kriegslust durch den Verzicht auf die französische Thronkandidatur in Polen (§ 314) zu zügeln. — Obgleich Condé nun mit leichter Mühe die Franche Comté besetzte, gab Ludwig doch dem Drängen Colberts, der von Anfang an im Interesse seiner wirtschaftlichen Pläne gegen den Krieg gewesen war, nach und schloß unter englisch-holländischer Vermittlung mit Spanien den Frieden von Aachen. Er begnügte sich mit der Abtretung belgischer Städte und gab die Franche Comté zurück. Mitbestimmend war dabei auch die Tatsache, daß Spanien im Frieden von Lissabon die Unabhängigkeit Portugals anerkannt hatte (§ 245) und nun all seine Kraft gegen Frankreich wenden konnte.

Einmarsch in Belgien — Mai 1667 — Haltung der Niederlande — Juni 1667 — 31. Juli 1667 — Jan. 1668 — April 1668 — 19. Jan. 1668 — Friede von Aachen 2. Mai 1668 — 13. Febr. 1668

Die im Frieden von Aachen an Frankreich abgetretenen Städte sind: Lille, Douai, Bergues, Veurne, Ypern, Courtray, Armennières, Oudenaarde, Ath, Tournay, Binche und Charleroy.

3. Der holländische Krieg (zweite Raubkrieg).

§ 270. Die Isolierung Hollands. Die Niederlande hatten gewagt, den Siegeslauf des großen Königs zu hemmen: es hieß, eine ruhmredige Schaumünze sei geprägt worden, auf der sich ein holländischer Gesandter als den Josua bezeichnet habe, welcher der Sonne, dem Sinnbilde des Königs, Stillstand geboten. Für diese Vermessenheit sollte Holland bestraft werden. Dabei erwog man in Paris, welcher Zuwachs an Macht für Frankreich entstehen würde, wenn es gelänge, die reiche Republik mit ihrer Seemacht, ihren Kolonien und ihrem Handel dem französischen Zepter zu unterwerfen. Würden dann nicht die spanischen Niederlande von selbst dem französischen Reiche zufallen? Hinzu kamen die Gegensätze zwischen Katholizismus und Protestantismus, Monarchie und Republik, Merkantilsystem (Zolltarif von 1667, § 266) und Freihandel. Ludwig war auch darüber erbittert, daß die aus politischen oder religiösen Gründen aus Frankreich Flüchtenden in den Niederlanden eine freie Presse für ihre kühne Polemik fanden.

Ursachen des Krieges

Isolierung Hollands:

Es galt nun, den bevorstehenden Krieg in ähnlicher Weise wie den ersten durch Isolierung des Gegners vorzubereiten. Dazu mußte vor allem die Tripelallianz gesprengt werden. Karl II. von England hatte sie nur ungern geschlossen; er neigte persönlich zu Frankreich und suchte für seine absolutistischen und katholisierenden Pläne (§ 284) dort, wo Absolutismus und Katholizismus herrschten, einen Rückhalt, auch gegen den zu erwartenden Widerstand seines Volkes. Als nun Ludwig seine Schwägerin Henriette von Orleans (§ 275), eine Schwester Karls, nach England sandte, kam durch deren Vermittlung der Vertrag von Dover zustande, in dem Karl gegen jährliche Subsidien von 3 Millionen Livres Kriegshilfe (50 Schiffe und 4000 Mann) gegen Holland zusagte. Bei Henriettens Abreise blieb ihre Hofdame Louise von Querouaille in England zurück, die das Herz des leichtfertigen und charakterlosen Karl gewonnen hatte und, als dessen Maitresse zur Herzogin von Portsmouth erhoben (§ 284), fortan im Interesse Frankreichs und des Katholizismus wirkte.

1. Vertrag von Dover Juni 1670

Auch der andere Teilnehmer der Tripelallianz, Schweden, wurde für Frankreich gewonnen; es verpflichtete sich gegen Zusicherung reichlicher Subsidien mit 16 000 Mann die deutschen Reichsfürsten anzugreifen, die etwa Holland unterstützen würden.

2. Schweden April 1672

3. Besetzung Lothringens

Wie durch diesen Vertrag, so suchte Ludwig sich auch sonst gegen Deutschland zu decken. Unter dem Vorwand, der Herzog Karl IV. habe der Tripelallianz beitreten wollen, ließ er 1670 Lothringen besetzen. Dieser widerrechtliche Gewaltstreich, der aber Ludwigs militärische Stellung sehr verbesserte, erregte in Deutschland viel Unwillen. Indes Ludwig stand mit mehreren deutschen Fürsten in Beziehungen, die zu Bündnis- oder Neutralitätsverträgen führten. Deren Haltung und die Rücksicht auf die unruhigen Ungarn und angriffsbereiten Türken, mit denen beiden Ludwig Verbindungen unterhielt (§ 304), bestimmten den Kaiser Leopold I., einen Konflikt mit Frankreich zu vermeiden. Dazu bestand noch der Geheimvertrag über die Teilung Spaniens, auch ließ sich der österreichische Minister Lobkowitz von Ludwig bestechen. So verpflichtete sich der Kaiser in einem außerhalb Deutschlands und Spaniens geführten Kriege neutral zu bleiben. Von den deutschen Fürsten widerstand allein der Große Kurfürst von Brandenburg den französischen Lockungen und schloß sogar ein Bündnis mit den Niederlanden; indes hatte Ludwig gegen ihn die Schweden zur Verfügung.

4. Haltung des Kaisers

1. Nov. 1671

6. Mai 1672

5. Haltung der deutschen Fürsten

Bei seinen in Deutschland geführten Verhandlungen wußte Ludwig auch den katholischen Religionseifer gegen den niederländischen „Ketzerstaat“ für sich auszunutzen. In diesem Sinne wirkten für Frankreich namentlich drei Brüder aus dem Hause Fürstenberg (die drei „Egonisten“), Franz Egon, Bischof von Straßburg, Hermann Egon, Oberhofmeister des Kurfürsten von Bayern, und Wilhelm Egon, Geheimer Rat des Kurfürsten von Köln. Maximilian Heinrich, Kurfürst von Köln und Bischof von Lüttich, verpflichtete sich gegen Subsidienzahlung Truppen gegen Holland zu stellen; ein ähnliches Bündnis schloß Bischof Christoph Bernhard von Münster: dadurch gewann Ludwig die Möglichkeit, Holland von Osten her anzugreifen und von Süden her Truppen dorthin marschieren zu lassen (durch das Lüttichsche Gebiet), ohne die spanischen Niederlande zu berühren. Kurfürst Johann Philipp von Mainz, der nach der Besetzung Lothringens versucht hatte, einen Bund deutscher Fürsten gegen Ludwigs Übergriffe zu bilden, verpflichtete sich zur Neutralität; dasselbe taten Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg, Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern, die beiden Welfen Johann Friedrich von Hannover und Ernst August von Osnabrück unter Gewährung des Durchzugsrechts für französische Truppen; Bayern versprach sogar, den Kölner Erzbischof gegen Holland zu unterstützen; Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz war durch die 1671 geschlossene Vermählung seiner Tochter Elisabeth

Charlotte mit Ludwigs Bruder Philipp (§ 275) von Orleans für Frankreich gewonnen, endlich versprach Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen Neutralität.

§ 271. Der Feldzug gegen Holland 1672 bis 1673. Während Ludwig in dieser Weise den Krieg mit bewunderungswürdigem diplomatischem Geschick vorbereitete und zugleich militärische Rüstungen vornahm, zeigte sich Johann de Witt, der sich im Aachener Frieden als Schiedsrichter Europas gefühlt hatte, der Lage nicht gewachsen. Die Ursache dafür lag in dem überwiegend kaufmännischen, also friedliebenden Geist der herrschenden Staatenpartei und ihrer Besorgnis vor einer Wiederkehr der oranischen Statthalterschaft. Deshalb sorgte man im Interesse des Handels wohl für eine tüchtige Flotte, ließ aber das Landheer, weil in ihm die oranischen Sympathien besonders stark waren (§ 137), verfallen. So vermochte sich zwar die holländische Flotte gegen die englische in der Schlacht bei Southwold zu behaupten; das Land selbst aber war fast wehrlos, als die französischen Heere unter Führung bewährter Feldherren (Turenne, Luxemburg und Condé) und dem nominellen Oberbefehl des Königs von Süden her durch Lüttichsches, von Osten her durch Kölner Gebiet gegen Holland marschierten. Schnell besetzten sie das brandenburgische Kleve und drangen, als der vielgepriesene (von Napoleon I. freilich als „Operation vierten Ranges" bezeichnete) Rheinübergang an dem Tolhuis (Zollhaus) beim Fort Schenkenschanz gelungen war, im reißenden Siegeszuge in das Herz der Generalstaaten ein; Utrecht fiel in ihre Gewalt, und französische Dragoner streiften bereits in der Provinz Holland bis auf zwei Meilen von der Hauptstadt; zugleich marschierten köln-münstersche Truppen nach Overyssel und Groningen. Da war Holland in Not. Die erschreckten Republikaner baten demütig um Frieden und erboten sich zur Zahlung von 10 Millionen Gulden und zur Abtretung der Generalitätslande. Hätte Ludwig angenommen, so würde er einen Keil zwischen die Vereinigten und die spanischen Niederlande getrieben haben, und die letzteren hätten ihm wohl über kurz oder lang zufallen müssen. Indes ihm fehlte die kluge Mäßigung: getrieben von Louvois, forderte er noch Abtretung von Geldern, Aufhebung der Zölle für französische Waren, Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten und Lehnshuldigung.

Siegeszug der Franzosen — 7. Juni 1672 — Mai 1672 — 12. Juni

Da wurde Holland durch die Volkskraft gerettet. Die jetzige Lage erschien zu jämmerlich, verglichen mit den Großtaten des Befreiungskampfes; die Anhänger des Prinzen von Oranien schoben die Schuld des Unglücks auf die Republikaner, die das Land in unzureichenden Verteidigungszustand gesetzt hätten, klagten den Großpensionär de Witt des Einverständnisses mit Frankreich an und setzten zuerst in Holland, dann in Seeland und schließlich bei den Generalstaaten die Aufhebung des Ewigen Ediktes (§ 223) und die Einsetzung Wilhelms III. von Oranien als Generalstatthalter durch. Die entfesselte Volkswut war damit aber noch nicht zufrieden: in einem Pöbelaufstand wurden Johann de Witt und sein Bruder Cornelius grausam ermordet (§ 292).

Umschwung in Holland — 8. Juli 1672 — 20. Aug.

Wilhelm III. fühlte sich berufen, den Kampf für politische und religiöse Unabhängigkeit nicht bloß der Niederlande, sondern Europas gegen die Gewaltherrschaft Frankreichs zu führen. Zunächst organisierte er die Verteidigung mit großer Tatkraft und trat jedem Kleinmut entgegen. Die Durchstechung der Dämme, die nach früherem Vorbild (§ 131) erfolgte, machte das überschwemmte Land den Franzosen unnahbar; Stürme zer-

Wilhelm III. 1672—1702

Aug. 1672 schlugen die englisch-französische Flotte bei Texel und verhinderten eine Landung, Groningen widerstand dem münsterschen Heere, und des Marschalls von Luxemburg kühner Marsch gegen Amsterdam auf den gefrorenen Dez. 1672 Gewässern wurde durch plötzlich eintretendes Tauwetter vereitelt. So unterstützten die Elemente und die Natur des Landes die patriotischen Bestrebungen der Holländer. Zugleich brachte der Große Kurfürst von Brandenburg, der für sein Kleve eintreten mußte, aber darüber hinaus die von Frankreichs Übermacht dem deutschen Reiche drohenden Gefahren klar erkannte, den Kaiser Leopold zur Teilnahme am Kriege. Allerdings entschloß sich dieser dazu nur in der Absicht, den Kurfürsten nicht zum Retter Deutschlands werden zu lassen: deshalb erhielt, dem französisch-österreichischen Abkommen vom 1. November entsprechend (§ 270), der kaiserliche Feldherr Montecuccoli die Weisung, einen Bruch mit Frankreich zu vermeiden. Immerhin nötigte das Erscheinen der Sept. 1672 brandenburgisch-kaiserlichen Truppen am Nieder- und Mittelrhein den Marschall Turenne, Holland zu verlassen und sich gegen sie zu wenden. Weitere Erfolge jedoch machte die Haltung Montecuccolis unmöglich; und da der Große Kurfürst mit einem Angriff der Schweden zu rechnen hatte, schloß 3. Juni 1673 er mit Frankreich den Frieden von Vossem: er erhielt Kleve mit Ausnahme zweier Festungen zurück und versprach unter Vorbehalt seiner Reichspflichten, keinen Feind Frankreichs zu unterstützen. Diesen Vorbehalt der Pflichten gegen das Reich hat Ludwig allerdings dadurch eingeschränkt, daß es nicht als ein Angriff auf das Reich gelten sollte, wenn Ludwig gezwungenerweise Deutschland angriffe oder Reichsfürsten, die seine Feinde unterstützten, bekriege.

Eingreifen des Großen Kurfürsten

§ 272. Der Krieg gegen die europäische Koalition im Jahre 1674.

Juni, Aug. 1673 Während nun de Ruyter die holländischen Küsten in drei Seeschlachten Juli 1673 gegen die englisch-französische Flotte schützte, die Franzosen aber Maastricht einnahmen, erweiterte sich der holländische Krieg zu einem europäischen. Den Anstoß dazu gab die übermütige Verletzung der Reichsrechte durch den französischen König. Zu der 1670 erfolgten Vergewaltigung Lothringens (§ 270) kam die Besetzung des Erzbistums Trier und die Einverleibung 1673 der zehn elsässischen Reichsstädte, über die Ludwig im Westfälischen Frieden die Reichsvogtei (§ 215) erhalten hatte. Überall in Deutschland regte sich der Unmut hierüber, und Leopold mußte einschreiten, wenn er nicht alle Achtung einbüßen wollte. Da man nun auch in Madrid die den spanischen Niederlanden drohende Gefahr erkannte und den ererbten Haß gegen den „Ketzer- und Rebellenstaat" überwand, so kamen Bündnisse Aug. 1673 zwischen Österreich, Spanien, den Niederlanden und Lothringen zustande. Nachdem Montecuccoli den Marschall Turenne zum Rückzug über den Rhein gezwungen und das kurkölnische Bonn erobert hatte, sagten sich die rheinischen Fürsten von dem französischen Bündnis los, 28. Mai 1674 und im Mai wurde der Reichskrieg erklärt, durch den auch der Kurfürst von Brandenburg sich der in Vossem zugesagten Neutralität enthoben ansah. Kurz vorher hatte Karl II. von England auf Drängen des Parla- Febr. 1674 ments mit Holland den Frieden von Westminster geschlossen (§ 285), so daß Ludwig der großen Koalition zunächst allein gegenüberstand.

Die antifranzösische Koalition

Feldzug von 1674

Aber es zeigte sich bald, daß die Franzosen durch die einheitliche Leitung und die Tüchtigkeit ihrer Feldherren den einander mißtrauenden Verbündeten überlegen waren. Ludwig gab den Kampf gegen Holland

auf und eröffnete den neuen Feldzug durch erfolgreiche Angriffe an vier Stellen. Er selbst besetzte die Franche Comté, Turenne überschritt nach barbarischer Verwüstung der pfälzischen Lande den Rhein und besiegte die Kaiserlichen bei Sinsheim, Condé marschierte nach den spanischen Niederlanden und hemmte Wilhelms III. Vormarsch in der unentschiedenen Schlacht bei Seneffe, Marschall Schomberg (§ 245) endlich griff von Roussillon aus die spanischen Grenzlande an. Erst im Herbst besserte sich die Lage der Verbündeten. Durch braunschweigische und münstersche Truppen verstärkt, manövrierte der kaiserliche General Bournonville den Marschall Turenne über den Rhein zurück, wurde dann zwar von diesem bei Enzheim geschlagen, konnte sich aber im Elsaß behaupten, da nunmehr der Große Kurfürst hier erschien. Die Bevölkerung begrüßte ihn als Befreier, aber Bournonville unterstützte ihn, wie vorher Montecuccoli (§ 271), infolge geheimer Weisungen der österreichischen Regierung so ungenügend, daß er nach den unentschiedenen Kämpfen bei Türkheim das Elsaß dem Marschall Turenne wieder überlassen mußte.

16. Juni 1674 — 11. Aug. — 4. Okt. — Jan. 1675

§ 273. Rückenangriffe auf die Verbündeten und Ende des Krieges. Die allgemeine Erbitterung über die Haltung Österreichs hatte zwar bewirkt, daß der franzosenfreundliche Minister Lobkowitz entlassen worden war; dafür aber erhielt Ludwig XIV. eine wertvolle Unterstützung durch drei Rückenangriffe, gegen die sich die Verbündeten wenden mußten. In Sizilien erhob sich Messina, wie einst Palermo und Neapel (§ 242) gegen die spanische Herrschaft und unterstellte sich dem französischen Könige, als dieser eine Flotte unter Admiral Duquesne dorthin sandte. Dadurch wurde Spanien gezwungen, die in Roussillon stehenden Truppen nach Sizilien zu schicken; zu ihrer Unterstützung erschien auch eine holländische Flotte unter de Ruyter. Wie Spanien durch diesen Aufstand in Messina gehindert wurde, all seine Kräfte dem französischen Kriege zuzuwenden, so Österreich durch den Aufstand der Ungarn (§ 304), die dabei auf Unterstützung von dem neu gewählten franzosenfreundlichen Polenkönig Johann Sobiesky (§ 314) und von Ludwig selbst rechneten. Am wichtigsten für Frankreich aber war der Einfall der Schweden in die Mark Brandenburg. Er zwang den Großen Kurfürsten, die Rheinlande zu verlassen; und das blieb für die Franzosen ein Gewinn, obgleich der Kurfürst ihre Verbündeten bei Fehrbellin besiegte und das schwedische Pommern eroberte, obgleich dann auch Dänemark den Krieg gegen Schweden eröffnete (§ 300).

Okt. 1674 — Rückenangriffe: — 1. Messina — Jan. 1675 — 2. Ungarn — 3. Schweden — 28. Juni 1675

Nach dem Abzuge des Kurfürsten überschritt Turenne abermals den Rhein, wurde aber im Gefecht bei Sasbach durch eine Kanonenkugel getötet, worauf seine Truppen das rechte Rheinufer wieder räumten; bald darauf siegte Karl III. (IV.) von Lothringen an der Konzer Brücke über den Marschall Créqui. Das barbarische System der Länderverwüstung, wodurch Louvois die Feinde von einem Einfall in Frankreich abhalten wollte, wurde jetzt an der Mosel und Saar angewendet; der eigentliche Krieg zog sich nach Belgien, und hier behaupteten in den folgenden Jahren die Franzosen, wenn auch ohne entscheidende Siege, das Übergewicht gegen Wilhelm III. von Oranien. Auch in Katalonien errangen sie einige Erfolge, und im Mittelmeer siegte Duquesne über die unter de Ruyter, dem größten Seehelden der Zeit, vereinigte holländisch-spanische Flotte in zwei Seeschlachten bei den Liparischen Inseln und bei Catania

27. Juli 1675 — 11. Aug. 1675 — 1676—1678 — 8. Jan. 1676 — 22. April 1676

29. April 1676 und vermochte dann, nachdem de Ruyter an den hier empfangenen Wunden Juni 1676 gestorben war, im Hafen von Palermo einen großen Teil der feindlichen Schiffe in Brand zu setzen. Trotzdem gelang den Franzosen die 1678 Eroberung Siziliens nicht: sie mußten schließlich sogar Messina räumen. Von den übrigen Verbündeten Ludwigs wurden die Schweden durch den Großen Kurfürsten und Dänemark (§ 300), die Polen durch die Türken Okt. 1676 (§ 314) hart bedrängt; erst als der polnisch-türkische Friede geschlossen war, konnte Sobiesky die rebellischen Ungarn unterstützen.

Friedenswünsche

Mußte das Vorgehen des Polenkönigs den Kaiser zur Beendigung des französischen Krieges geneigt machen, so regte sich auch sonst die Friedenssehnsucht. In Frankreich forderte besonders Colbert mit Rücksicht auf die finanzielle Notlage den Frieden; in den Niederlanden wünschte ihn die Staatenpartei im Interesse des Handels und aus Besorgnis vor der steigenden Macht der Oranier; in England erstrebte ihn Karl II., um nicht durch das Parlament gegen seinen Willen zum Kriege gegen Frankreich gedrängt zu 15. Nov. 1677 werden, eine Gefahr, die seit Wilhelms III. Vermählung mit der Tochter des Herzogs von York (Karls II. Bruder) nahe gerückt war (§ 285). Sehr

Friedensschlüsse

geschickt wußte nun die französische Staatskunst die Gegner zu trennen, damit ihr König als Gebieter auftreten könne. Ludwig stand in geheimem Einvernehmen mit Karl II. und trat jetzt hinter Wilhelms III. Rücken mit den Generalstaaten in Verbindung. Diese ließen sich durch Zugeständnisse, 0. Aug. 1678 u. a. durch einen günstigen Handelsvertrag, gewinnen, unterzeichneten den Frieden und gaben damit ihre Verbündeten, die für sie die Waffen ergriffen hatten, preis. Dadurch wurden die übrigen Mächte genötigt, die von Frankreich vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen. Spanien tat es am 17. September, der Kaiser aus Besorgnis vor dem gefährlichen ungarischen

Friede v. Nymwegen 1678/1679

Kriege und aus Eifersucht auf Brandenburgs Erfolge gegen Schweden am 5. Februar 1679. So kam der Nymweger Friede zustande, der ebenso vorteilhaft für Frankreich und Holland, als schmachvoll für den Kaiser, das Reich und die anderen kriegführenden Teile war. Frankreich gab an Holland alle Eroberungen zurück, erhielt aber von Spanien die burgundische Freigrafschaft sowie alle in der Linie Bailleul, Condé, Valenciennes und Maubeuge liegenden festen Orte nebst Ypern, Charlemont und Bouillon und von dem Deutschen Reiche statt des aufgegebenen Besatzungsrechts von Philippsburg die wichtigere Stadt Freiburg im Breisgau. Obgleich von den 1668 abgetretenen Städten (§ 269) sechs (Veurne, Courtray, Oudenaarde, Ath, Binche, Charleroi) zurückgegeben wurden, standen doch die spanischen Niederlande einem französischen Angriff offen.

Leopold mußte auch den in Köln verhafteten verräterischen Wilhelm Egon von Fürstenberg auf freien Fuß setzen und zugeben, daß Lothringen seinem in österreichischen Kriegsdiensten stehenden neuen Herzog Karl IV. (V.), Neffen des im Jahre 1675 verstorbenen Karl III. (IV.), unter so entehrenden Bedingungen (die Franzosen sollten die Hauptstadt Nancy und eine Militärstraße behalten) zurückgegeben ward, daß dieser vorzog, es noch länger in den Händen der Franzosen zu lassen (§ 311). Auch die widerrechtlich besetzten elsässischen Städte blieben bei Frankreich. Der Große Kurfürst aber, von Österreich aus Eifersucht verlassen, wurde

Friede v. St. Germain 29. Juni 1679

trotz seines Siegeszuges nach Livland gezwungen, in dem Frieden von St. Germain en Laye das mit so vieler Anstrengung eroberte Pommern den Schweden wieder herauszugeben (§ 300). Dänemark folgte im

Frieden von Fontainebleau (§ 300). Eben diese gegen Brandenburg und Dänemark ergangenen Machtsprüche zeigten so recht das Übergewicht Frankreichs. Sept. 1679

4. Die überseeischen Erfolge.

§ 274. Frankreich hatte sich gegen eine große Koalition siegreich behauptet, mindestens ebenso sehr durch seine gewandte Diplomatie wie durch seine militärischen Erfolge; es hatte das nächste Ziel, die Abrundung seiner Nord- und Ostgrenze (§ 268), durch die Abtretungen in Belgien und die Besetzung von Lothringen und Elsaß annähernd erreicht. Aber indem Ludwig dem übrigen Europa (auch Brandenburg und Dänemark) den Frieden diktierte, wuchs seine Macht schon über dieses Ziel weit hinaus. Zur Erhöhung dieser Macht trugen aber auch die überseeischen Erfolge nicht unwesentlich bei.

Canada — Schon unter Heinrich IV. hatten die Franzosen in Canada Fuß gefaßt (§ 149); Richelieu hatte diese Unternehmungen sehr gefördert und für Canada eine besondere Gesellschaft (die „der Hundert") gegründet. Die Franzosen behaupteten ihr Gebiet in einem Kriege gegen die Engländer (§ 241), und in den folgenden Jahren drangen französische Missionare (Jesuiten) und die sogenannten „Waldläufer" in das Innere nach den Seen zu vor; doch blieb die Zahl der eigentlichen Kolonisten gering. Dadurch unterschieden sich diese französischen Kolonien von vornherein von den englischen, wo sich Bauern in großer Anzahl niederließen. In Canada blieb der Pelzhandel die Hauptsache, und die Franzosen konnten nicht wie die Engländer an eine Verdrängung der Indianer denken, sondern mußten sich auf ihre Beherrschung und Bekehrung beschränken. Während nun die Huronen im Norden der Seen sich der Mission zugänglich erwiesen, waren deren Feinde, die kulturell verhältnismäßig hochstehenden Irokesen (im Süden der Seen), erbitterte Gegner Frankreichs, auch deshalb, weil sie einen Pelzhandel mit den englischen Kolonien trieben. Die Irokesen führten daher einen grausamen Vernichtungskrieg gegen die Huronen und mordeten dabei unter entsetzlichen Folterqualen auch die in ihre Hände fallenden französischen Missionare. Die Gesellschaft der Hundert war nicht imstande, Ruhe und Ordnung herzustellen, zumal immer wieder Streitigkeiten zwischen den weltlichen Behörden und dem Bischof ausbrachen, und gab ihre Rechte der Krone zurück. Nun schuf Colbert eine neue Organisation, wobei ein aus dem Gouverneur, dem Bischof und aus Vertretern der Kolonisten bestehender „souveräner Rat" an die Spitze der Kolonie trat. Besser wurde es aber erst, als das Regiment Carignan und mit ihm die ersten Reiter nach Canada kamen. Nun gelang es, die Irokesen zur Ruhe zu bringen; die Ansiedlung des Regiments Carignan vermehrte die Zahl der Kolonisten, die Verwaltung und Rechtspflege wurde verbessert, doch blieb auch die Kirche, die großen Grundbesitz erwarb, sehr einflußreich. Das 1654 von den Engländern besetzte Akadien wurde 1667 den Franzosen zurückgegeben. Besonders segensreich wirkte als Gouverneur der Graf von Frontenac von 1672 bis 1682 und nochmals 1689 bis 1698; die 1686 wieder ausgebrochenen Kämpfe mit den Engländern und den mit ihnen verbündeten Irokesen endeten im Frieden von Ryswyk (§ 283) mit der Behauptung Canadas und der Aufgabe der englischen Ansprüche auf die Hudson-Bay. Haupthindernisse für ein Aufblühen der Kolonie blieben aber die geringe Zahl weißer Ansiedler, die große Macht der Kirche und die im Geiste des Absolutismus geübte Bevormundung der Kolonie durch das Mutterland. 1628, 1632 — 1663 — 1665 — 1697

Louisiana — Inzwischen waren die Jesuiten und Waldläufer, die den Indianern die erlegten Pelztiere abkauften, immer weiter ins Innere vorgedrungen und hörten dort von einem großen Strom, dem Mississippi. Ihn erreichte Louis Joliet vom Michigan-See aus auf dem Wisconsin-Fluß, fuhr den Mississippi hinab und kehrte auf dem Illinoisfluß zum Michigan-See zurück. Weitere Entdeckungsfahrten unternahm dann La Salle; er fuhr den Mississippi hinab bis zur Mündung, nahm das ganze Land unter dem Namen Louisiana für Frankreich in Besitz und legte das Fort St. Louis an; doch hatte das vorläufig noch geringe Bedeutung. 1673 — 1682 — 1684

Westindien — Wie in Canada hat Richelieu auch in Westindien die französischen Unternehmungen gefördert. Einer 1626 gegründeten Gesellschaft, die in St. Christopher Fuß faßte, folgte 1635 die „Kompagnie der amerikanischen Inseln". Sie besetzte zuerst Guadeloupe und Martinique und dann noch andere Inseln. In Kämpfen gegen die Spanier behaupteten sich die Franzosen, doch hatten an dem Handel auch Holländer und Engländer Anteil; es waren hier zumeist Abenteurer (die sogenannten Flibustier § 241) tätig, und die Kompagnie überließ 1635

die besetzten Inseln vielfach an Privatpersonen. In Guayana hatten zuerst Kaufleute aus Rouen eine Niederlassung begründet; hier wurde dann Cayenne eine wichtige französische Station. Durch Colbert wurde nun die Kompagnie als **Westindische Kompagnie** neu geregelt; sie erhielt das Handelsmonopol auch für Nordamerika, löste sich aber 1674 wieder auf. Die französische Regierung hat um die Kolonien mit Engländern und Holländern kämpfen müssen, sie aber im Frieden von Ryswyk (§ 283) behauptet.

1626

Madagaskar 1664

In **Madagaskar** hatte eine 1642 gegründete Kompagnie eine Station (Fort Dauphin) angelegt; dann wurde unter Colberts Mitwirkung die **Ostindische Kompagnie** begründet. Ihre wiederholten, von der Regierung unterstützten Expeditionen nach Madagaskar hatten jedoch keinen Erfolg, so daß man 1672 Fort Dauphin aufgab und sich auf die benachbarte Insel Bourbon (Réunion) beschränkte, wo 1654 eine französische Niederlassung entstanden und schnell aufgeblüht war. In **Indien** gründete die Kompagnie zuerst 1668 in Surate eine Station und knüpfte gute Beziehungen zu dem Herrscher von Golconda, dem Schah von Persien und dem Großmogul an. Die mit großen Mitteln unternommenen Versuche, sich in Ceylon und an der Ostküste Vorderindiens festzusetzen, scheiterten jedoch an dem Widerstand der Holländer; nur das 1674 besetzte Pondichéry und das etwa gleichzeitig erworbene Chandernagor blieben den Franzosen. Man beschränkte sich auf den Handel; aber die Kompagnie geriet trotz staatlicher Unterstützung in immer größere finanzielle Schwierigkeiten, so daß sie 1701 Surate aufgab, sich 1712 auflöste und ihre Rechte einigen Kaufleuten von St. Malo überließ. Der alte normännische Unternehmergeist hatte bisher an allen Kolonialversuchen viel Anteil gehabt und bewährte sich auch hier wieder, indem er rettete, was noch zu retten war.

Indien

Westafrika

Endlich waren von Kaufleuten aus Rouen und St. Malo, also wieder von Normannen, unter Richelieu zwischen 1626 und 1635 auch mehrere Gesellschaften für **Westafrika** gegründet worden. Der Stützpunkt der Franzosen war hier die 1626 besetzte Insel St. Louis am Senegal; doch konnte diese Kolonie gegen die benachbarten holländischen und englischen Niederlassungen nicht recht aufkommen. Auch die unter Colbert 1672 und 1681 neugegründeten Kompagnien (1681 die Senegal-Kompagnie) hatten ebensowenig Erfolg, wie die 1696 und 1709 (diese wieder in Rouen) begründeten. Die Haupttätigkeit bei diesen afrikanischen Gesellschaften war der Sklavenhandel nach Westindien, daneben dachte man an die Gewinnung von Gold.

Wenn auch nicht alles gelungen war, so war doch schon die Tatsache, daß Frankreich sich energisch an kolonialen Unternehmungen beteiligte, geeignet, seine Weltstellung bedeutend zu heben.

B. Höhepunkt der Macht Frankreichs und beginnender Rückgang.

1. Frankreich im Innern.

Ludwigs Machtstellung

§ 275. Das Zeitalter Ludwigs XIV. Nach dem Nymweger Frieden stand Frankreich auf dem Höhepunkt seiner Macht nach außen, und zugleich hatten sein gesellschaftliches Leben, seine Kunst und Literatur einen Aufschwung genommen, durch den es Europa geistig noch sehr lange beherrscht hat, auch dann noch, als seine politische Vorherrschaft bereits gebrochen war. Es ist die Zeit, die von der schmeichelnden Geschichtschreibung als das goldene Zeitalter Frankreichs gepriesen wurde, in der das französische Volk zur „grande nation" geworden ist. All diese Macht und all diese Blüte aber konzentrierte sich in dem Einen, in **Ludwig XIV.**: die Sonne hatte er sich zum Symbol gewählt, und in der Tat drehte sich alles um ihn, den **Sonnen-König**.

Wirtschaftliches

Das stolze und imponierende Königsbewußtsein Ludwigs XIV. hatte sich immer höher gesteigert; er erkannte keinen Willen neben dem seinigen an, und alles schien ihm zu gelingen. Die **wirtschaftlichen** Maßnahmen Colberts förderten die Industrie; Fabriken entstanden, und der Handel blühte, gestützt auch durch das große Ansehen, das Frankreich im Auslande genoß. Allerdings machten sich die ungünstigen Wirkungen des Merkantilismus für die Landwirtschaft schon fühlbar und bewirkten in Verbindung mit dem immer steigenden Steuerdruck,

daß in manchen Gegenden großes Elend herrschte. Aber der König sah darüber hinweg, und die für Ruhm so empfängliche französische Nation freute sich des Glanzes, der von ihm ausstrahlte. Mochten die Finanzmaßregeln (Monopole, Lebensmittelabgaben) das Volk noch so sehr belasten, Anleihen nur zu hohem Zinsfuß (bis zu 18 %) zu haben sein: sie ermöglichten dem Könige seine erfolgreiche auswärtige Politik, die Entfaltung einer noch nie gesehenen Pracht in der Ausgestaltung des Hoflebens und in der Ausführung von Bauten, die Förderung von Kunst und Wissenschaft. In der Regierung war der Absolutismus vollständig durchgeführt. Es galt nur der Wille des Königs. Die Reichsstände, das Parlament und in der Hauptsache auch die Landstände waren ausgeschaltet (§ 267), und der einst so selbstbewußte Adel drängte sich zu dem Monarchen, um einen Schimmer seiner Gunst zu erhaschen.

Regierung

Am Hofe herrschte die strengste Etikette, die dazu beitrug, den König über alle zu erheben. Vom Aufstehen bis zum Schlafengehen geschah alles nach festem Zeremoniell, das eine große Zahl von Höflingen beschäftigte; es galt als eine hohe Ehre, dem Könige das Waschwasser oder dgl. zu reichen, ihm beim Essen zusehen zu dürfen. Dieselben Männer sahen — das war die selbstverständliche Kehrseite dieser Unterwürfigkeit nach oben — auf die unteren Volkschichten mit namenlosem Hochmut herab. Wie sie hierin eine Entschädigung für die Preisgabe ihrer Manneswürde erblickten, so in der Teilnahme an dem durch eine ungeheure Verschwendung geschaffenen Glanz des Hofes. Feste aller Art, Karussellpartien, Ballette, Feuerwerke, Opern und Theater, wozu die ersten Geister Frankreichs ihre Talente in Bewegung setzten, folgten in reizendem Wechsel aufeinander; Dichter, Künstler und Gelehrte wetteiferten in Verherrlichung eines Fürsten, der alle Talente, die zu seinem Ruhme oder zu seinen Vergnügungen beitrugen, mit freigebiger Hand belohnte. Das Schloß und die mit Statuen, Fontänen, Baumalleen geschmückten Gärten von Versailles priesen den Ruhm des Königs und galten als Muster des Geschmacks für ganz Europa. Die feine Geselligkeit, der gebildete Ton, die leichten Manieren des Adels und der Hofleute besiegten, wie schon gesagt, Europa dauernder, als die Armeen. Französische Moden, auf der glanzvollen Osterpromenade nach dem Kloster Longchamps zur Schau gestellt, französische Sprache und Literatur wurden von nun an ebenso herrschend in den höhern Kreisen wie die französische Leichtfertigkeit und Unsittlichkeit. Zwar verlor Ludwig XIV. bei seinen zahlreichen Liebschaften im ganzen den Anstand nicht aus dem Auge und gestattete den Maitressen keinen Einfluß auf die Politik; auch bewahrte die an seinem Hofe herrschende Galanterie immer einen Anstrich von ritterlichem Wesen; aber es lockerten sich die Bande der Zucht und Ehrbarkeit, und das sittenlose Zeitalter Ludwigs XV. bereitete sich vor.

Hofleben

So überragend am Hofe die Persönlichkeit Ludwigs XIV. war, so untergeordnet war die Stellung der Königin Maria Theresia. Ihr stilles, frommes Wesen paßte nicht zu dem ganzen Treiben; sie hat keinen Versuch gemacht, politischen Einfluß (etwa zugunsten ihres Heimatlandes) zu üben und hat die Untreue ihres Gemahls wie ein verhängtes Schicksal bis zu ihrem Tode ruhig ertragen. — Unter den Maitressen des Königs ist zuerst die anmutige und sanfte Hofdame seiner Schwägerin Henriette von Orleans, Louise de La Vallière zu nennen; Ludwig hat sie (seit 1661) aufrichtig geliebt; sie gebar ihm vier Kinder, von denen zwei am Leben blieben, und war ihm auch dann noch in leidenschaftlicher Liebe ergeben, als er sich 1667 der Frau von Montespan zugewandt hatte. Empfand sie schon bisher oft Gewissensbisse, so trieben sie jetzt Reue und Eifersucht in ein Kloster. Ihr rührender Abschiedsbrief veranlaßte indes den König, sie durch Colbert von dort wieder holen zu lassen, und nun begleiteten den König sogar öffentlich neben der Königin die beiden Geliebten, so daß man von drei Königinnen sprach. Auf die Dauer vermochte aber Louise diese Lage nicht ertragen, und so trat sie 1674 endgültig in das Kloster der Karmeliterinnen und widmete sich als Schwester de la Miséricorde der Wohltätigkeit. — Viel skrupelloser fand sich Frau von Montespan, eine Hofdame der Königin, seit 1667 in die Stellung der Favoritin; ihr Gemahl, der das Verhältnis nicht dulden wollte, ent-

Maria Theresia geb. 10. Sept. 1638 gest. 30. Juli 1683

L. de La Vallière geb. 7. Aug. 1644 gest. 6. Juni 1710

1671

Montespan geb. 1641 gest. 27. Mai 1707

ging der Einkerkerung in die Bastille nur durch die Flucht, und 1674 wurde ihre Ehe geschieden. Die Montespan sonnte sich gern in dem Glanz, mit der sie der König umgab, ließ sich ein Schloß und herrliche Gärten anlegen und erfreute sich der Huldigungen, die ihr von allen Seiten, auch von Colbert, dargebracht wurden. Sie gebar dem Könige von 1669 bis 1678 sieben Kinder, von denen vier sie überlebten. Anwandlungen von Frömmigkeit führten nur zu einer kurzen Trennung; auch das Verhältnis des Königs zu der schönen und lebenslustigen Herzogin von Fontanges, das durch deren Tod schnell endete, vermochte den Einfluß der Montespan nicht zu brechen; sie wurde erst seit 1680 verdrängt durch eine Frau, deren Bekanntschaft mit dem Könige sie selbst vermittelt hatte; 1684 verließ sie den Hof und trat 1691 in ein Kloster ein. — Die Frau, die sie verdrängte, war Françoise d'Aubigné (Frau von Maintenon). Ihr Großvater Agrippa war einst als Geschichtschreiber und Kriegsmann tatkräftig für die Hugenotten eingetreten (§ 260), ihr Vater Constant war heruntergekommen und mußte eine Gefängnisstrafe in Niort verbüßen; dort wurde Françoise geboren. Nach seiner Entlassung begab sich Constant 1639 nach Martinique, starb aber schon 1645. Mutter und Tochter kehrten nach Frankreich zurück; der Tochter nahm sich eine katholische Verwandte an und bestimmte sie, zum Katholizismus überzutreten. Um aus ihrer bedrängten Lage herauszukommen, heiratete Françoise 1652 den geistvollen Satirendichter Scarron (§ 358), obgleich er 26 Jahre älter und verwachsen war. In dem geistig angeregten und lebensfrohen Kreise ihres Gatten spielte die schöne und hochbegabte Françoise bald eine hervorragende Rolle. 1660 lernte sie die Montespan kennen und wurde auf deren Empfehlung 1670 die Erzieherin der noch im Verborgenen gehaltenen Kinder des Königs und der Montespan. Die Sorgfalt und der Takt, mit der sie diese Aufgabe erfüllte, gewannen ihr die Gunst des Königs. Sie wußte ihn durch ihr geistreiches Geplauder zu fesseln und widerstand klug seinen Verführungskünsten; seit die Kinder der Montespan 1673 vom König anerkannt waren, trat sie am Hofe mehr hervor und konnte sich schon 1674 von den Geschenken des Königs die Herrschaft Maintenon, nach der sie nun genannt wurde, kaufen. Aber auch jetzt noch wies sie alle Liebesanträge des Königs klug zurück, ohne ihn doch ganz zu entmutigen; sie wurde seine geistige Freundin, vertrat ihm gegenüber die Forderungen der Moral, gewann sich dadurch auch das Herz der Königin, der der König wieder mit mehr Achtung begegnete, wurde Oberintendantin des Hofes der Dauphine und bewirkte, daß sich der König 1680 von der Montespan zurückzog. Sie wirkte auch weiter als Vertreterin der Tugend im Sinne einer bigotten Frömmelei (der „Devotion"), zu der ja auch die Königin neigte, und in der der alternde König Beruhigung seines Gewissens suchte. Nach dem Tode der ihr in Dankbarkeit ergebenen Königin erreichte die Maintenon, daß sich der König durch den Erzbischof von Paris heimlich in nächtlicher Stunde mit ihr trauen ließ. Ihr Einfluß war politisch unheilvoll; sie verband sich mit Louvois und wirkte sehr wesentlich mit bei der Verfolgung der Hugenotten (§ 278), ihrer früheren Glaubensgenossen, und den Maßregeln gegen die Jansenisten (§ 277). So ist sie mitschuldig an dem Niedergang Frankreichs. Nach dem Tode des Königs zog sie sich nach St. Cyr zurück, wo sie eine Erziehungsanstalt für arme Edeldamen gegründet hatte; hier besuchte sie 1717 noch Peter der Große, hier ist sie gestorben.

[Randnotizen: 1679 — † 1681 — Maintenon geb. 27. Nov. 1635 gest. 15. April 1719 — 1683 — Sept. oder Okt. 1685]

Ludwigs XIV. legitimer Sohn, der Dauphin Ludwig, wurde vom Vater mit einer gewissen Mißgunst behandelt; es schien fast, als wolle dieser nicht daran erinnert sein, daß er einmal vom Schauplatz abtreten müsse. So wurde der Dauphin von den Staatsgeschäften fern gehalten und dafür mit Gelehrsamkeit gefüttert, aber mit einer wohl temperierten: für ihn schrieb sein Erzieher Bossuet (§ 364, 3) seine Universalgeschichte, für ihn wurden in den Ausgaben ad usum delphini (zum Gebrauch des Dauphin) alle gefährlichen Stellen aus den alten Schriftstellern ausgemerzt. Ohne hervorzutreten ist der Dauphin vor dem Vater gestorben; seiner Gemahlin Maria Anna von Bayern gegenüber folgte er dem Beispiel des Vaters nicht, war ihr vielmehr in Liebe und Treue ergeben. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Söhne. Der ältere Ludwig von Burgund war erst allen Ausschweifungen ergeben, wurde dann aber, wie man annimmt, durch Fénelon (den Verfasser des Télémaque § 358) zu einer sittlichen Lebensführung bestimmt; auch er starb vor Ludwig XIV. bald nach des Vaters Tode am 18. Februar 1712. Der jüngere Philipp von Anjou wurde 1700 König von Spanien (§ 317). — Mehr Zuneigung als seinem legitimen Sohne zeigte Ludwig seinen illegitimen Kindern; er erkannte sie an, verlieh ihnen den Namen Bourbon und ließ sie unmittelbar hinter den Prinzen von Geblüt vor den Herzögen rangieren; den Söhnen gab er noch weitere Titel und hohe Ämter und sprach ihnen 1714 sogar ein eventuelles Thronrecht beim Aussterben der legitimen Linie zu; die Töchter vermählte er an Prinzen von Geblüt. Ein Sohn der La Vallière war Graf von Vermandois, ihre Tochter Maria Anna wurde mit Louis Armand Prinz v. Conti ver-

[Randnotizen: Dauphin Ludwig geb. 1. Nov. 1661 gest. 14. April 1711 — Ludwig von Burgund geb. 6. Aug. 1682 gest. 18. Febr. 1712 — Philipp v. Anjou geb. 19. Dez. 1683 gest. 9. Juli 1746]

mählt; von den Söhnen der Montespan war der eine Herzog von Maine, der andere Graf von Toulouse, von ihren Töchtern heiratete die Mademoiselle de Nantes den Prinzen Ludwig III. Condé, die Mademoiselle de Blois den Prinzen Philipp von Orleans, den späteren Regenten (Stammbaum 2).

Philipp von Orleans geb. 1640 gest. 1701

Henriette geb. 1644 gest. 1670

Liselotte geb. 27. Mai 1652 gest. 8. Dez. 1722

Die Nebenlinie des königlichen Hauses hatte ihr Oberhaupt in Ludwigs Bruder **Philipp von Orleans**. Er ist als Gönner Molières nicht ohne Verdienst, war aber im übrigen einer der schlimmsten Wüstlinge der Zeit. Seine erste Gemahlin, **Henriette von England**, war am Hofe hochgefeiert; über die Forderungen ehelicher Treue setzte sie sich hinweg (man sprach sogar von einem Verhältnis zum Könige) und scheute sich nicht, ihren ebenso sinnlichen und leichtfertigen Bruder Karl II. durch eine ihrer Hofdamen für Frankreich zu gewinnen (§ 270). Eine um so ehrenvollere Erwähnung verdient dagegen Philipps zweite Gemahlin **Elisabeth Charlotte von der Pfalz**, von ihrer Umgebung **Liselotte** genannt. Geboren am 27. Mai 1652, weilte sie 1659 bis 1663 am hannöverschen Hofe und wurde hier von ihrer Tante, der Herzogin (Kurfürstin) Sophie, erzogen: mit ihr verband sie dauernd eine innige Freundschaft. Gegen ihren Willen wurde sie 1671 mit Philipp von Orleans vermählt und trat auch zum Katholizismus über. Am französischen Hofe hat sie sich jedoch nie recht wohl gefühlt, ihr Gemahl blieb nach wie vor den wüstesten Ausschweifungen ergeben, sie selbst hielt sich in der verpesteten Atmosphäre sittenrein, blieb eine echte Deutsche, gab sich natürlich und nahm nie ein Blatt vor den Mund. Das paßte in das Hofleben nicht hinein; mit besonderem Hasse verfolgte sie die Maintenon, mit Schmerz erfüllte sie die Verwüstung ihrer geliebten Heimat (§ 282), und große Sorge bereitete ihr die sittliche Entartung ihres Sohnes Philipp, des späteren Regenten (§ 334). Ihre ungeschminkten, oft derben Briefe an die Kurfürstin Sophie geben ein treues Abbild von dem Treiben am Hofe; am 8. Dezember 1722 ist sie in St. Cloud gestorben.

Die höhere Gesellschaft

Die Lebensführung des Königs wirkte natürlich unheilvoll auf die gesamte höhere Gesellschaft, eben weil alles sich um den König drehte. Die maßlose Verschwendung und der Spielteufel ruinierten die ersten Geschlechter ebenso wie die Sittenlosigkeit. Eheliche Treue und Sittenreinheit galten nicht als vornehm, und auch die Frauen setzten sich darüber hinweg; schöne und geistreiche Buhlerinnen, wie **Ninon de l'Enclos**, die von ihrer Jugend bis in ihr hohes Alter die Männerwelt bezauberte, spielten eine große Rolle. Wie tief die Sittlichkeit gesunken war, beweist der immer wieder vorkommende Verdacht der Giftmischerei. Viele Todesfälle schrieb man dem „Erbschaftspulver" zu, und in den Prozeß gegen die **Voisin**, eine Kartenlegerin, die Erbschafts- und Liebespulver bereitete, wurden die vornehmsten Damen und Herren verwickelt, z. B. saß der Marschall von Luxemburg über ein Jahr in der Bastille. — Diese Sittenlosigkeit hinderte aber nicht, daß diese ganze Gesellschaft sich äußerlich zur Kirche hielt und eine große Frömmigkeit zur Schau trug, besonders seit durch den Einfluß der Maintenon die „Devotion" Mode geworden war.

geb. 1616 gest. 1706

1679

Baulust

Wie alle großen Vertreter des Absolutismus hat auch Ludwig XIV. das **geistige und künstlerische** Leben seiner Zeit zu beherrschen gesucht; er förderte es, gewährte ihm aber nicht die Freiheit, in der allein es wirklich gedeihen kann; auch hier sollte alles von ihm, dem Einen, ausgehen, alles auf ihn zielen, alles seiner Verherrlichung dienen. An anderen Stellen (§ 261 ff., 358, 364) wird näher über die Wissenschaft, die Literatur und Kunst jener Zeit berichtet; hier mag nur der **Baulust** Ludwigs gedacht werden, weil sich in ihr die unsinnige Verschwendung und die Prunksucht des Sonnenkönigs besonders verhängnisvoll gezeigt hat, weil sie den Glanz dieses Königstums noch heute verkündet und doch wesentlich zum finanziellen Niedergang Frankreichs beigetragen hat.

Versailles

Der gewaltigste und stolzeste Bau des Königs war das Schloß in **Versailles**. Die bisherige königliche Sommerresidenz war St. Germain gewesen; indes man sah von hier die Türme von St. Denis, wo sich die Gruft der französischen Könige befand, und das war Ludwig XIV., der nicht gern an den Tod dachte, unangenehm. Deshalb, so wird erzählt, faßte er den Plan, eine neue Sommerresidenz zu schaffen. Sie sollte ausschließlich sein Werk sein, alles ihm verdanken und sein eigentlicher Königssitz werden; weilte er doch auch in Paris nicht gern, weil hier selbständige Kräfte vorhanden waren. In Versailles stand bisher nur ein kleines Jagdschlößchen seines Vaters, sonst war die Gegend sumpfig und öde. Hier entstand nun nach dem Nymweger Frieden unter Leitung des Baumeisters Hardouin **Mansart** (§ 261) jenes gewaltige Schloß, das alles bisher Bekannte an Pracht und Größe übertraf. Ludwig bezog es 1682, doch wurde auch dann noch weiter gebaut. An das Schloß reihten sich die von **Le Nôtre** (Lenôtre) ausgeführten Gartenanlagen mit den

Wasserkünsten und Statuen. Die Gemälde im Schloß verherrlichten ausschließlich die Taten Ludwigs XIV. — es ist charakteristisch, daß frühere Großtaten der französischen Geschichte nicht dargestellt worden sind —, und die Statuen der griechischen Götter stellen in Wahrheit den König dar oder französische Höflinge und Hofdamen: sie huldigten dem König ebenso wie die Natur, die sich seinen Launen anpassen mußte. Der prächtigste Raum des Schlosses ist der große Spiegelsaal, in dem am 18. Januar 1871 das neue deutsche Kaisertum proklamiert worden ist. Bei dem Bau waren zeitweilig 22000 Menschen und 6000 Pferde beschäftigt, und massenhaft erlagen die Arbeiter den aus dem Sumpfboden entstehenden Krankheiten. Die Kosten des Baues werden auf 150 Millionen Livres (nach heutigem Geldwert 900 Millionen Frcs) geschätzt; seine Erhaltung erfordert noch heute jährlich über 600000 Frcs. Der ungeheuerliche Plan, den Eurefluß nach Versailles abzuleiten, mußte indes schließlich aufgegeben werden, obgleich zu seiner Ausführung 30000 Soldaten kommandiert gewesen waren. — Unweit des Schlosses wurde noch ein Landhaus, das große Trianon, gebaut; ein zweites Landhaus erstand in Marly, geschmückt mit dem Bilde des Sonnengottes, d. h. des Königs. Weiter baute der König am Louvre, an den Tuilerien, am Schloß in Fontainebleau; ferner errichtete er Schloß Meudon für den Dauphin, Clugny für die Montespan. Nützlicher war der Bau der Sternwarte, der Bibliothek, des Invalidenhauses und der Gebäude für die Akademien usw.

Niedergang

Die alle verständigen Erwägungen mißachtende Bauwut muß als eines der offenkundigsten Anzeichen dafür gelten, daß der König den Versuchungen des Absolutismus erlag und das früher bewiesene (§ 265) königliche Verantwortungsgefühl verlor. So wurde denn auch Colbert mit immer wachsender Sorge über die Zukunft erfüllt; er sah die finanzielle Zerrüttung kommen und warnte, soviel er konnte. Damit aber wurde er dem Könige unbequem: seine Stimme wurde immer weniger gehört, und Louvois, der den König hier ebenso wie in der auswärtigen Politik vorwärts trieb, gewann den maßgebenden Einfluß (§ 265); nach Colberts Tode (6. Sept. 1683) beherrschte er im Verein mit der Maintenon den König vollständig, verstand es aber, ihn das nicht merken zu lassen. Beide haben auch seine Stellung zu den Jansenisten (§ 277) und Hugenotten (§ 278) unheilvoll beeinflußt.

Ludwigs Ziele: 1. Wahrung der königl. Macht 2. Kirchliche Uniformität

§ 276. Kirchliche Verhältnisse. a) Stellung zum Papste. In der Behandlung der kirchlichen Fragen wird man zwei Gesichtspunkte als für Ludwig maßgebend ansehen können; einmal kam es ihm darauf an, die königliche Macht der Kirche gegenüber zu wahren und zu mehren, sodann galt es, die kirchliche Uniformität herzustellen. Unter diesen Voraussetzungen war die Kirche sehr gut geeignet dem absolutistischen System zu dienen.

Regalienstreit

Bei dem Verhältnis zum Papsttum kam es Ludwig zustatten, daß die französischen Bischöfe schon im Mittelalter eine große Selbständigkeit gegen den Papst in Anspruch genommen hatten (II, § 307), daß sie seit dem Konkordat von 1516 vom Könige abhängiger waren als von Rom (§ 139), und daß sie aus Besorgnis vor der päpstlichen Macht treu zum Könige hielten. Gleich im Anfang seiner selbständigen Regierung hatte Ludwig einen Sieg über den Papst gewonnen (§ 268); 1673 erließ er ein Edikt, wonach das königliche Recht (Regale) auf die Einkünfte der Bistümer während ihrer Erledigung auch auf die Provinzen Languedoc, Guyenne, Dauphiné, Provence, in denen es nicht galt, ausgedehnt wurde. Der Vorgang war schon deshalb von grundsätzlicher Bedeutung, weil der König dabei aus eigner Machtvollkommenheit handelte, ohne sich vorher mit den kirchlichen Organen zu verständigen, also die Ordnung der kirchlichen Dinge für den Staat allein in Anspruch nahm. Nur zwei Bischöfe widersetzten sich. Der König ging gegen sie mit Strafen vor, Papst Innocenz XI. (1676—1689) aber exkommunizierte den Erzbischof von Toulouse, der den König bei seinem Vorgehen unterstützte.

Dieser Schritt des Papstes erschien den Bischöfen als ein Eingriff in ihre Selbständigkeit. So trat denn das vom Könige berufene Nationalkonzil in dem Regalienstreite auf seine Seite und beschloß darüber hinaus die berühmten vier Sätze, in denen ausgesprochen wurde, daß die weltliche Gewalt unabhängig von der geistlichen sei, die Konzilien über dem Papst ständen, die päpstliche Macht durch die Rechte der gallikanischen Kirche beschränkt sei und päpstliche Entscheidungen in Glaubensfragen der Zustimmung der Konzilien bedürften. Die Berufung des Konzils erinnert an das Verfahren Philipps IV. (II, § 278), die vier Sätze aber vertraten den alten episkopalen und konziliaren Gedanken (II, § 307). Der Papst erkannte sie natürlich nicht an und verweigerte den vom König ernannten Bischöfen die geistliche Investitur; der König half sich damit, daß er sie von den Kapiteln zu Generalvikaren wählen ließ und verlieh ihnen die ihm kraft des Regalienrechts zustehenden Einkünfte. Schließlich wurden 35 Diözesen in dieser Weise verwaltet; die hohen Geistlichen wurden durch all das noch mehr als bisher schon zu staatlichen Beamten.

1681–1682

19. März 1682

Verfasser der vier Sätze war Jacques Bénigne Bossuet. Geboren zu Dijon wurde er zuerst im dortigen Jesuitenkolleg, dann im Navarrakolleg zu Paris ausgebildet. Er schrieb gegen die Calvinisten, zeichnete sich als Kanzelredner aus, wurde 1670 Erzieher des Dauphin, 1681 Bischof von Meaux und trat zu der Maintenon in nahe Beziehungen. Er wurde nicht nur der Hauptvertreter der gallikanischen Freiheiten, d. h. tatsächlich der Unterordnung der Kirche unter den Staat, sondern auch der Theoretiker des Absolutismus in seiner für den Dauphin verfaßten Schrift Politique tirée des propres paroles de l'Ecriture-Sainte (Politik nach den eignen Worten der Heiligen Schrift).

Bossuet 1627–1704

§ 277. b) Jansenismus. Wenn Ludwig die staatliche Macht der Kirche gegenüber stärkte, so wirkte er mit ihr zusammen zur Erhaltung der Glaubenseinheit. Das zeigte sich zuerst bei der Begünstigung der Jesuiten und dem Verfahren gegen die Jansenisten.

Die von Heinrich IV. zeitweilig verdrängten Jesuiten waren bald wieder zugelassen (§ 148) und gewannen großen Einfluß auch dadurch, daß der Unterricht immer mehr in ihre Hand kam, und daß sie ihre sittlichen Forderungen der menschlichen Schwachheit anzupassen wußten (§ 111), was sie am Hofe sehr beliebt machen mußte. Sie stellten in der Erklärung der Sünde eine sehr laxe Ansicht auf: nur wo vollkommene Einsicht des Vergehens und die bestimmte Absicht, es zu vollbringen, obwalte, sei eine Sünde vorhanden, äußeres Tun ohne innere Zustimmung und Freiwilligkeit sei kein Vergehen. Diese Kasuistik führte zu einem Gewebe von Heuchelei und Sophistik. Die Lehren von dem Gedankenvorbehalt (reservatio mentalis), von der Heiligung des Mittels durch den Zweck, die freilich in dieser schroffen Form nicht vorgetragen wurde, und von dem Probabilismus, nach der man ebensogut die wahrscheinlich falsche als die wahrscheinlich wahre Bestimmung ergreifen dürfe, machten das Joch Christi sehr leicht, zerstörten aber jeden sittlichen Halt. Daher trat der fromme Cornelius Jansen, Professor in Löwen, dann Bischof von Ypern, der Jesuitenmoral entgegen und erneuerte in seinem erst 1640 nach seinem Tode erschienenen Buche „Augustinus" die alte strenge Lehre dieses Kirchenvaters, wonach nur der durch die Gnade Gottes von den sündhaften Trieben des Fleisches erlöste und durch den Glauben mit seinem Schöpfer versöhnte Geist in das ewige Leben eingehe. Seine dem Protestantismus verwandten, auf ein innerliches Christentum gerichteten Ansichten gewannen auch in Frankreich Anhänger. Unter ihnen war Antoine Arnauld (§ 358), der in einer Schrift „Über die häufige Kommunion" die äußerlich-mechanische Auffassung der Jesuiten von Buße, Beichte und Absolution bekämpfte. Er zog sich als Einsiedler nach Port Royal bei Paris zurück; durch seine Schwester, die Äbtissin des Nonnenklosters Port Royal, wurde dieses Kloster dem Jansenismus gewonnen; außerdem bildete sich hier um Arnauld eine Art Einsiedlerverein, dem erste Geister Frankreichs, wie Blaise Pascal († 1662) angehörten; auch Mitglieder

Jesuitenmoral

Jansen 1585–1638

Jansenisten in Port Royal

der vornehmsten Gesellschaftskreise schlossen sich dieser pietistisch-asketischen Richtung an. Die über die Fortschritte des Jansenismus beunruhigten Jesuiten erwirkten vom Papst die Verdammung von fünf in Jansens „Augustinus" enthaltenen Sätzen über Gnade und Prädestination. Aber die Anhänger desselben leugneten, daß diese Sätze in der angeführten Weise sich im „Augustinus" befänden, und richteten, als der Papst auf seiner Verdammung bestand, ihre geistreiche Polemik nicht nur gegen die Jesuiten sondern auch gegen die päpstliche Autorität, der sie die höhere Macht Gottes, wie er sich in der Heiligen Schrift offenbart, entgegensetzten. Das wirkungsvollste Buch, das während dieses Streites entstand, waren Pascals Lettres provinciales (§ 358). Lange widerstanden die Jansenisten und die Nonnen von Port Royal allen Versuchen, sie mit Strenge und Verfolgung (1664 wurden die Nonnen gewaltsam aus dem Kloster entfernt) zum unbedingten Gehorsam zu zwingen; endlich wurde unter Ludwigs XIV. Vermittelung eine mildere Form der Unterwerfung gefunden, indem sich der Papst mit der prinzipiellen Verdammung der fünf Sätze begnügte, ohne darauf zu bestehen, daß sie von Jansen gelehrt worden seien. So wurde ein „Kirchenfriede" abgeschlossen, den der König mit vieler Selbstzufriedenheit als sein Werk ansah. Das Kloster wurde wiederhergestellt, Arnauld mußte zwar 1679 nach den Niederlanden fliehen, aber in dem Streite Ludwigs mit dem Papsttum (§ 276) war der jansenistische Geist in gewissem Sinne sogar der Verbündete des Königs.

1653 — 28. Sept. 1668

Mit neuer Heftigkeit entbrannte der jansenistische Streit, als Quesnel, ein Freund Arnaulds, moralische Betrachtungen über das Neue Testament herausgab, die ein volksbeliebtes Erbauungsbuch wurden, dem selbst der Erzbischof Noailles von Paris seinen Beifall zollte. Nun ruhten die Jesuiten nicht eher, bis der Papst die Konstitutionen der früheren Kirchenfürsten über den Jansenismus erneuerte, Port Royal aufgehoben und schließlich durch die Bulle „Unigenitus" 101 Lehrsätze der moralischen Betrachtungen als ketzerisch verworfen wurden. Ludwig XIV. unterstützte hierbei die Jesuiten, weil er die kirchliche Uniformität als eine notwendige Ergänzung seines politischen Systems ansah. Der ganze höhere Klerus Frankreichs nahm an dem entbrennenden Kampfe, der die Regierungszeit Ludwigs XIV. überdauerte, Anteil, und die Annahme der Bulle Unigenitus mußte durch Entsetzung, Kerker und Verbannung erzwungen werden. Trotzdem aber erhielten sich die Ansichten des Port Royal teils als Gefühlsschwärmerei (convulsionaires), teils als freisinniges Element in der katholischen Theologie und bei einem Teile des französischen Klerus; bemerkt mag noch werden, daß die Jansenisten trotz der geistigen Verwandtschaft mit dem Protestantismus durchaus protestantenfeindlich waren.

1698 — 1705 — 1709 — 1713 — 1720

Quietisten

Wie die Jansenisten erschienen auch die Quietisten, die den äußeren Kultus mißachteten und in reiner Gottesliebe und stiller Kontemplation die „Ruhe" der Seele erstrebten, der offiziellen Kirche gefährlich. Ihr Begründer, der in Rom wirkende spanische Priester Molinos, wurde durch die Jesuiten zur Abschwörung seiner Lehren gezwungen; dasselbe mußte Madame Guyon, die diese Anschauungen in Frankreich verbreitete, auf Bossuets Betreiben tun. Selbstverständlich aber bestand diese mystische Frömmigkeit, die wir schon im Mittelalter kennen gelernt haben (II, § 305), auch jetzt fort.

† 1696 — † 1717

§ 278. c) Hugenottenverfolgung. Erschienen schon die Jansenisten als ein Hemmnis für die von Ludwig erstrebte monarchistisch-kirchliche Uniformität, so standen die Hugenotten zu ihr natürlich in noch viel stärkerem Gegensatz.

Bekehrungsversuche

Ludwig XIV. war ihnen deshalb von Anfang an nicht geneigt; auch empfand er es wie eine persönliche Kränkung, daß sie die Religion, zu der er sich bekannte, als irrtümlich bezeichneten. Schon früh begannen Versuche, die Hugenotten zu bekehren, sie zu einer Reunion mit der Kirche zu bewegen; dabei hinderte aber Colbert, der die Hugenotten als betriebsame, gewerbtätige Bürger schätzte, lange gewaltsame Maßregeln. Die Reformierten hatten nämlich einen bedeutenden Anteil an der Verwaltung der Finanzen, den Staatspachtungen,

dem Anleihewesen; die Fabriken und Manufakturen in Eisen, Leder, Seide und Wolle waren großenteils in ihren Händen; sie zeichneten sich aus durch Tätigkeit, Wohlstand und Bildung. Aber die Einflüsterungen des königlichen Beichtvaters La Chaise, eines Jesuiten, der in dem „Gewissensrat" Ludwigs die erste Stimme hatte, mehr noch der Bekehrungseifer der frömmelnden Frau von Maintenon sowie der despotische Sinn Louvois' trugen schließlich den Sieg über Colberts weisere Ratschläge davon. Während des holländischen Krieges hatte der Klerus den König durch eine große Geldbewilligung erfreut und daran die Bitte geknüpft, er möge die Ketzerei aus dem Lande vertilgen. Nach dem Nymweger Frieden wurde die „Bekehrung" der Hugenotten mit größerem Eifer betrieben, und zwar nunmehr durch eine Reihe drückender Maßregeln. Zuerst nahm man ihnen den Rest ihrer politischen Sonderrechte, die gemischten Kammern (§ 148), dann minderte man durch gezwungene Deutungen des Edikts von Nantes und unter allerlei Vorwänden die Zahl ihrer Kirchen, zerstörte eine große Anzahl derselben, beschränkte den Gottesdienst auf wenige Hauptorte und verbot ihre Synoden. Man schloß sie allmählich von Ämtern und Würden, von den Pachtungen und Gemeindestellen, ja von den Zunftrechten aus und begünstigte die Übertretenden; die Verfügung, daß der Übertritt minderjähriger Kinder bis zu sieben Jahren herab gültig sei, öffnete dem Bekehrungseifer ein weites Feld. Der Adel opferte seinen Glauben der Hofgunst; unter dem geringen Volke ließ sich mancher durch Geld, das aus Ludwigs Bekehrungskasse und aus den Gaben vornehmer Frommen floß, zum Besuche der Messe bewegen; aber der wohlhabende Bürgerstand, der Kern der calvinischen Konfession, widerstand allen Lockungen. Dieser gebildete und ehrenfeste Bürgerstand konnte nur durch Gewalt gezwungen werden; darum schritt man zu den Dragonaden. Auf Louvois' Befehl besetzten Reiter (besonders Dragoner) die südlichen Landschaften an den Pyrenäen, der Garonne und Rhone; sie wurden in den Wohnungen der Hugenotten einquartiert und lebten auf deren Kosten, bis sie übertraten. Die brutalen Mißhandlungen dieser „gespornten Bekehrer" (vgl. die „Seligmacher" § 195), die das Haus des Abtrünnigen verließen und in doppelter Anzahl bei den Standhaften einrückten, die für die ruchlosesten Handlungen statt Strafe Lohn zu erwarten hatten, wirkten mächtiger, als alle Lockungen des Hofs und alle Bekehrungen der Priester. Tausende entflohen ins Ausland, in den Kerkern von Toulouse schmachteten gleichzeitig sechzig reformierte Prediger; aber natürlich traten auch sehr viele über.

Bedrückungen — *seit 1679* — *seit 1681*

Nach diesen Vorbereitungen erfolgte die Aufhebung des Edikts von Nantes, da „die Menge der Bekehrungen es überflüssig gemacht habe". Der Gottesdienst der Hugenotten wurde verboten, ihre Kirchen niedergerissen, ihre Schulen geschlossen, ihre Prediger, sofern sie dem für ihre Bekehrung verheißenen Preis widerstanden, des Landes verwiesen. Als die Auswanderung in erschreckendem Maße zunahm, wurde sie unter Galeerenstrafen und Güterverlust untersagt. Trotzdem retteten sich etwa 500 000 französische Calvinisten, von denen viele nur unter unglaublichen Beschwerden und Gefahren, teils zu Schiff zwischen Warenballen, in dunkeln Räumen versteckt, teils zu Land, im Dickicht der Gebüsche übernachtend, mit Hinterlassung ihrer Habe die Flucht bewerkstelligen konnten, in das protestantische Ausland. Die Schweiz, die Rheinpfalz, Brandenburg, Holland und England (Spitalfield in London) boten den Flüchtlingen (Refugiés) ein Asyl. Ihre Bildung, ihre Industrie, ihre geistige Rührigkeit blieben nicht ohne Einfluß auf die Kultur der Völker, zu denen sie flüchteten; waren es doch wahrlich nicht die schlechtesten Bürger, die ihres Glaubens wegen die Heimat aufgaben. — Schmeichler priesen Ludwig XIV. als Vertilger der Ketzerei, ein Dichter machte das Ereignis zum Gegenstand eines Heldengedichts, man reihte das Werk der kirchlichen Einigung unter die Großtaten der Geschichte, gegen welche die Verdienste, die sich das Haus Österreich durch den gleichzeitigen Kampf wider die Osmanen um die Christenheit erwarb, weit in Schatten träten:

Aufhebung des Edikts von Nantes 22. Okt. 1685 — *Refugiés* — *Wirkung für Frankreich*

tatsächlich war die Hugenottenverfolgung der schwerste Schlag, der gegen Colberts Werk geführt werden konnte. Der Wohlstand und die beneidete Blüte der südlichen Landschaften Frankreichs war dahin, die Seidenwebereien und die Kunst des Strumpfwirkens wurden durch flüchtige Hugenotten dem Auslande mitgeteilt; 60 Millionen Kapital wanderten in andere Länder; calvinische Schriftsteller richteten ihre Feder gegen Frankreich, und calvinische Krieger traten in die Reihen der Feinde, der Marschall Schomberg (§ 245) z. B. in den Dienst Brandenburgs (§ 281).

Camisarden

Als sich dann die Verfolgung auch in die stillen Täler der Cevennen erstreckte, wo Abkömmlinge der Waldenser, die sich den Calvinisten angeschlossen hatten, in Glaubenseinfalt und nach alter Sitte dahinlebten, da fanden die Dränger hartnäckigen Widerstand. Die Verfolgung erhöhte den Mut der Gedrückten, die Mißhandlungen steigerten ihren Glaubenseifer zur Schwärmerei. Aus dem Haufen der Ungelehrten gingen Verkündiger des göttlichen Wortes hervor, deren Reden die Gemüter um so gewaltiger anzogen, als man in ihnen die Wirkungen unmittelbarer Inspiration erblickte. Angeführt von Cavalier, einem ehemaligen Schäferjungen, und anderen „Propheten", warfen die in leinene Kittel gekleideten Camisarden „die nackte Brust den französischen Marschällen entgegen". Ein greuelvoller Bürgerkrieg, in dem über 100 000 Menschen bluteten, erfüllte die sonst so friedlichen Täler der Cevennen. Erst als die französischen Machthaber den „Propheten und Helden", so viele ihrer vom Schlachtfeld und Schafott übrig waren, freien Abzug zugestanden, nahm der schreckliche Camisardenkrieg allmählich sein Ende. Cavalier trat als Oberst in englische Dienste. — Auch die frommen Waldenser in den Tälern von Piemont wurden auf Anstiften französischer Religionseiferer um dieselbe Zeit verfolgt; und an den Seen Nordamerikas und im Stromgebiet des oberen Mississippi, wo damals der Glaube an den wahren Gott und zugleich der Ruhm des „großen Kapitäns der Franzosen" von eifrigen Glaubensboten verbreitet wurde (§ 274), hielt man jede reformierte Auffassung des Christentums mit blutiger Strenge nieder.

1702—1704

1704

Ergebnis

Gewiß wird man sagen müssen, daß Ludwigs Verfahren den Anschauungen der Mehrheit der Franzosen nicht widersprach: aber es widersprach den Grundsätzen, unter deren Beobachtung Frankreich groß geworden war. Seit Heinrich IV. hatte das Königtum aus der Versöhnung der religiösen Gegensätze einen guten Teil seiner Kraft gewonnen und war gegen das katholische Spanien im Bunde mit den protestantischen Mächten aufgestiegen. Jetzt stand es zwar an der Spitze Europas, aber es beraubte sich selbst eines Teiles seiner besten Bürger und trat zugleich in katholischer Engherzigkeit ganz an die Stelle Spaniens. Nimmt man nun die rücksichtslose Gewaltpolitik hinzu, die Ludwig nach außen hin übte, so mußte Europa gegen Frankreich schließlich einen ebenso erbitterten Kampf führen wie einst gegen Spanien.

2. Ludwigs Gewaltpolitik nach außen.

Ziel Ludwigs gegen Deutschland

§ 279. Die Reunionen. Durch den Nymweger Frieden war Frankreichs Nord- und Ostgrenze viel günstiger geworden, zumal Vauban sie mit einer Kette von Festungen umgab; aber sie sollte noch besser abgerundet und weiter hinausgeschoben worden. Da Ludwig die letzten Friedensbeschlüsse dem verbündeten Europa aufgezwungen hatte, glaubte er hierbei völlig rücksichtslos vorgehen zu können, wollte aber neue Erwerbungen ohne einen neuen Krieg erreichen. Das sollte geschehen durch die sogenannten Reunionen.

Rechtslage bei den Reunionen

Hatte er schon während des Krieges die zehn elsässischen Vogteistädte (§ 272) unterworfen, so wurde jetzt Ernst gemacht mit der schon früher aufgestellten Behauptung, daß alle Länderteile, die jemals zu den im Westfälischen und Nymweger Frieden an Frankreich gefallenen

Landschaften und Städten gehört hätten, in die Abtretung einbegriffen seien, da nach den Friedensverträgen diese Gebiete mit ihren Distrikten der französischen Souveränität unterstellt sein sollten. Selbstverständlich konnten mit diesen Distrikten nur die gemeint sein, die zur Zeit der Abtretung zu den abgetretenen Gebieten gehörten; aber der Westfälische Friede enthielt allerdings Unklarheiten in der Formulierung der Abtretungen und in der Fassung der französischen Rechte (§ 215), insbesondere des Souveränitätsrechtes. Ludwig errichtete nun zur Ermittelung aller ehemaligen Pertinenzstücke in Metz, Besançon und Breisach sogenannte Reunionskammern und erklärte sich zum Oberherrn aller derer, welche ihm als Vasallen der abgetretenen Bistümer und Länder bezeichnet wurden. 1679

Der Gerichtshof von Metz bezeichnete achtzig außerhalb Frankreichs liegende Lehen der drei Bistümer als der französischen Souveränität unterworfen, die Kammer von Breisach erklärte alle im Elsaß ansässigen Reichsunmittelbaren für Vasallen des Königs, da ihm die „Landgrafschaft" abgetreten sei (§ 215); überall wurde das französische Wappen angeschlagen und der Eid der Treue gefordert. Die kleineren Reichsglieder, wie die Reichsritterschaft, fügten sich, mächtigere widerstrebten, aber ihre Beamten wurden verjagt. Dem Erzbischof von Trier wurden u. a. drei Ortschaften entrissen, „weil König Pippin, der sie dem Stift geschenkt hatte, sich dabei königliche Macht und Schutz darüber vorbehalten habe." Dem Herzog von Württemberg wurde Mömpelgard, als zur Franche Comté gehörig, dem Könige von Schweden seine Besitzungen in Pfalz-Zweibrücken und den Spaniern Luxemburg und andere niederländische Städte abgesprochen. 1680

Einnahme von Straßburg

Die Krone setzte Ludwig diesem Systeme dadurch auf, daß er mitten im Frieden die Reichsstadt Straßburg dem Deutschen Reiche entriß. Am 28. September 1681 erschienen plötzlich von Breisach her französische Truppen vor der Stadt, und Louvois stellte am nächsten Tage den Rat vor die Wahl einer harten Belagerung oder der Unterwerfung unter Wahrung der städtischen Verfassung und der Religionsfreiheit. Die deutschgesinnte Bürgerschaft war zum Widerstande geneigt, der Rat aber erkannte dessen Aussichtslosigkeit, da die Stadt nur 400 Söldner hatte und auf Hilfe vom Kaiser nicht rechnen konnte. Deshalb unterzeichnete er die Kapitulation. Mit Straßburg gewann Ludwig die ausschlaggebende Stellung am Oberrhein und ein Ausfalltor gegen Deutschland; unmittelbar nach der Übergabe begann Vauban mit dem Bau der Zitadelle. 1681 30. Sept. 1681

Straßburg ist durch einen Gewaltstreich gefallen, nicht durch Verrat. Allerdings neigten einige Mitglieder des Rats und des Domkapitels, wie auch der in Zabern residierende Bischof Franz Egon von Fürstenberg zu Frankreich; aber übergeben wurde die Stadt, weil weder in ihr noch im Reich Mittel zu ihrer Verteidigung bereit waren. Verrat im gewöhnlichen Sinne hatte der Bischof nicht begangen; wie er aber gesinnt war, das bekundete er, als Ludwig XIV. seinen Einzug in Straßburg hielt; da begrüßte er ihn vor dem den Katholiken zurückgegebenen Münster mit den Worten: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen." Er empfand nur die Genugtuung darüber, daß in der fast ganz protestantischen Reichsstadt der Katholizismus wieder Boden gewinnen sollte. 23. Okt. 1681

Erfolge in Italien

Aber nicht nur gegen Deutschland; auch gegen Italien verstärkte Ludwig damals seine Stellung. Herzog Karl IV. von Mantua-Montferrat, der durch sein ausschweifendes Leben in finanzielle Bedrängnis geraten war, willigte gegen eine hohe Geldsumme in die Überlassung der Festung Casale; Savoyen konnte den Durchmarsch der von Pinerolo kommenden Franzosen nicht verweigern, und so wurde an demselben Tage, an dem Straßburg fiel, auch Casale von den Franzosen besetzt. Die Festung war ein lang erstrebter Stützpunkt im Rücken Piemonts, zur Seite des spanischen Mailand. Casale 30. Sept. 1681

Eiserne Maske

Über die Einräumung Casales hatte Ludwig schon 1678 einen Vertrag abgeschlossen, aber Karls IV. Minister Mattioli, der die Verhandlungen geführt hatte, hatte darüber nach Madrid und Turin berichtet und dadurch die Übergabe verhindert. Erbittert über diesen Verrat ließ Ludwig den Unterhändler aufheben und hielt ihn bis zu seinem Tode gefangen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Mattioli der geheimnisvolle Gefangene, der stets eine schwarze Sammetmaske vor dem Gesicht tragen mußte und 1703 in der Bastille gestorben ist. Daneben freilich gibt es noch eine Fülle anderer Vermutungen über diese gewöhnlich als „Eiserne Maske“ bezeichnete Persönlichkeit. Man hat unter ihr den gestürzten Oberintendanten Fouquet (§ 265), den lothringischen Ritter von Harmoises, der eine Verschwörung gegen Ludwig angezettelt hatte, einen französischen Edelmann, der ein Verhältnis zur Königin Anna gehabt habe und der wahre Vater Ludwigs XIV. gewesen sei, einen natürlichen Sohn der Königin Anna, also einen Halbbruder des Königs, einen Zwillingsbruder Ludwigs, endlich einen Sohn Ludwigs und der La Vallière vermutet; auch die Meinung ist ausgesprochen, daß es mehrere Gefangene mit „Eisernen Masken“ gegeben habe. Am wahrscheinlichsten aber ist, wie gesagt, die Annahme, daß Mattioli die Eiserne Maske gewesen sei.

Antifranzösische Bündnisse

§ 280. Der Regensburger Waffenstillstand. Für Ludwig mußte es nun darauf ankommen, die Reunionen anerkannt zu sehen. Zunächst hatte seine Gewaltpolitik nicht bloß in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern große Erbitterung erregt. Kaiser Leopold schien zu einem kriegerischen Vorgehen geneigt; dazu drängten auch Wilhelm III. von Oranien, der den Kampf gegen Frankreichs Übermacht als seine Lebensaufgabe ansah (§ 271); ferner war Karl XI. von Schweden durch die Besetzung seines Stammlandes Zweibrücken verletzt, Spanien in Luxemburg und durch Casale in Mailand bedroht. So kam es zu Bündnissen zwischen Holland, Schweden, dem Kaiser und Spanien; dazu taten sich ein Teil der westdeutschen Reichsstände zusammen, und mit diesen „armierten Ständen“ schloß der Kaiser unter Vermittlung des Grafen Waldeck die Laxenburger Allianz.

Ende 1681, Anfang 1682 — Juni 1682

Die für Ludwig günstigen Verhältnisse: 1. Staatenpartei

Wenn in alledem sich Kriegslust zur Abwehr der unerhörten Anmaßung Ludwigs bekundete, so standen ihrer Betätigung doch auch schwere Bedenken entgegen. Wilhelm III. wurde gelähmt durch die Staatenpartei, die im Interesse des Handels und aus Rivalität gegen den Generalstatthalter (§ 271) einen Krieg zu vermeiden suchte; außerdem aber hatte Ludwig besonders an drei Stellen einen starken Schutz gegen alle Kriegsneigungen. Es waren das der englische König, der Große Kurfürst, die Ungarn und Türken. Karl II. von England war durchaus französisch gesinnt und brauchte wegen seines Konflikts mit dem Parlament (§ 286) den Rückhalt an Frankreich. Der Große Kurfürst war aufs tiefste erbittert, weil seine Verbündeten, die Niederländer und der Kaiser, ihn im Nymweger Frieden preisgegeben und dadurch um das schon eroberte Pommern betrogen hatten (§ 273); seine Erbitterung stieg noch, weil der Kaiser seinen schlesischen Ansprüchen entgegentrat und die Niederländer seinen kolonialen Unternehmungen Schwierigkeiten bereiteten. So hatte er schon 1679 in St. Germain ein Bündnis mit Frankreich geschlossen und sogar versprochen, bei einer neuen Kaiserwahl seine Stimme dem französischen Könige oder dem Dauphin zu geben (§ 301). Er trieb hierbei nicht nur eine Art Verärgerungspolitik, sondern hoffte, Pommern, das er gegen Frankreich nicht hatte gewinnen können, mit Frankreich zu erlangen, und erwartete von Ludwig Förderung seiner überseeischen Pläne. Deshalb blieb er auch nach den Reunionen dem französischen Bündnis treu. Aus Feindschaft gegen Schweden schloß sich auch Dänemark an Frankreich an. Am wichtigsten aber waren die engen

2. Karl II. v. England — 3. Der Große Kurfürst — 25. Okt. 1679 — 4. Dänemark

Beziehungen Ludwigs zu den Ungarn und zur Türkei. Der Versuch Leopolds, die ungarische Opposition auf dem Oedenburger Reichstag zu beschwichtigen, scheiterte (§ 304), und im nächsten Jahre rüsteten die Türken zum Kriege. Nun gelang es dem Kaiser zwar, den Polenkönig und deutsche Reichsfürsten für den Türkenkrieg zu gewinnen und den türkischen Angriff auf Wien abzuschlagen (§ 305): gerade deshalb aber sandte Ludwig gleichzeitig Truppen nach den spanischen Niederlanden, eroberte im nächsten Jahre Luxemburg und ließ das mit Spanien verbündete Genua durch eine französische Flotte bombardieren.

5. Ungarn und die Türkei — 1681 — 1683 — Juni 1684 — Mai 1684

Leopold war damit vor die Frage gestellt, ob er gleichzeitig im Osten und Westen Krieg führen könne und wolle. Er erkannte, daß er dazu, solange die französischen Bündnisse bestanden, nicht fähig sei: er mußte also entweder den Krieg gegen die Türken fortsetzen oder den gegen Frankreich beginnen. Im ersteren Falle mußte er mit Frankreich, im zweiten mit der Türkei einen ungünstigen Frieden schließen. Er entschloß sich zu dem für die Stellung seines Österreich vielversprechenden (§ 308) Kriege gegen die Türken und mußte sich also mit Frankreich verständigen. Dazu riet auch der Große Kurfürst, der einen Krieg gegen Frankreich jetzt für aussichtsloser hielt als früher; dazu mahnte die franzosenfreundliche Haltung Englands; dazu drängte Papst Innocenz XI., der am liebsten alle christlichen Staaten gegen die Türken vereinigt hätte. So schlossen denn der Kaiser und Spanien mit Frankreich den Waffenstillstand von Regensburg, auf Grund dessen Frankreich die bis zum 1. August 1681 reunierten Lande nebst Straßburg und Luxemburg auf zwanzig Jahre behielt. Genua mußte im folgenden Jahre demütig Abbitte leisten für seine Freundschaft zu Spanien und die spanische Besatzung entlassen.

Frage des Doppelkrieges — Waffenstillstand zu Regensburg 15. Aug. 1684 — 1685

Gewiß war es eine Schmach für Deutschland und ein großer Triumph für Ludwig, daß die westlichen Grenzlande Deutschlands ohne Kampf preisgegeben wurden, indes man darf bei Beurteilung dieses Vorgangs die Gesamtlage Europas nicht übersehen. Die letzte Ursache dieser neuen Demütigung Deutschlands aber lag in der alten traurigen Tatsache, daß das Deutsche Reich innerlich zerrissen war, und daß seinem Kaiser die habsburgischen Interessen höher standen als die deutschen.

3. Der pfälzische Krieg (dritte Raubkrieg).

§ 281. Der Ursprung des Krieges. Der Regensburger Stillstand kann als Höhepunkt der Macht Ludwigs angesehen werden; man wird aber zugleich hervorheben müssen, daß sich damals der Niedergang bereits anbahnte. Mit dem Tode Colberts verstummte die Stimme, die den König doch immer an seine guten Anfangsjahre erinnert hatte, hörte jeder mäßigende Einfluß auf; die „Devotion“ der Maintenon war für die innere Politik unheilvoll (§ 278), und Louvois trieb die Ruhmsucht und den Ehrgeiz Ludwigs zu einer immer stärkeren Überspannung der Kräfte des Staates. Die maßlose Verschwendung und die stete Kriegsbereitschaft ruinierten die Finanzen. Die Verfolgung der Hugenotten schädigte das wirtschaftliche Gedeihen und verletzte die protestantischen Mächte; die keine Rechte achtende Gewaltpolitik mußte schließlich das Ausland zusammenschweißen. Das zeigte sich, als Ludwig den Waffenstill-

Lage und weitere Ziele Ludwigs — 1683

stand von 1684 in einen Frieden umwandeln wollte und zugleich nach neuen Eroberungen ausgriff.

Pfälzische Erbfrage

Als mit dem Tode des Kurfürsten Karl von der Pfalz der Mannesstamm der Linie Pfalz-Simmern ausstarb (26. Mai 1685), fielen die Kurlande an Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg (Stammbaum 10 a). Da aber erhob Ludwig für seine Schwägerin Elisabeth Charlotte (Karls Schwester), die Gemahlin Philipps von Orleans (§ 275), Ansprüche auf die pfälzischen Allode, vor allem auf Simmern, Sponheim und Lautern. Gegen diese Forderung regte sich in Deutschland starker Widerstand, und im Zusammenhang damit vollzog sich ein Umschwung der Gesamtlage Europas, auf die sich Ludwig bisher gestützt hatte. Der Große Kurfürst sah sich in den Hoffnungen, die er auf das französische Bündnis gesetzt hatte (§ 301), getäuscht und war zudem tief erbittert durch die Verfolgung der Hugenotten. Er näherte sich deshalb zuerst den Niederlanden, schloß mit ihnen ein Defensivbündnis und nahm durch das Potsdamer Edikt die Hugenotten in seinem Lande auf; unter anderen trat auch der französische Marschall Schomberg (§ 278) in seine Dienste. Weiter knüpfte er mit dem Kaiser an, versprach ihm Hilfstruppen gegen die Türken und schloß mit ihm, als über die schlesischen Ansprüche ein vorläufiges Abkommen erzielt war, ein gegen Frankreich gerichtetes Bündnis (§ 301). Durch diese Schwenkung Brandenburgs verlor Ludwig den stärksten Rückhalt, den er seit 1679 in Deutschland gehabt hatte, und nun brachte der Kaiser mit Bayern, den sächsischen Herzögen, dem fränkischen und oberrheinischen Kreise, Kurpfalz, Schweden (für Pommern) und Spanien (für den Burgundischen Kreis) die Augsburger Allianz zur Aufrechterhaltung der letzten Friedensschlüsse zustande. An einen Krieg dachte man dabei vorläufig freilich noch nicht, da der Türkenkrieg den Kaiser vollständig in Anspruch nahm. Als dieser aber in dem folgenden Jahre sehr erfolgreich verlief (§ 306), verlor Ludwig die zweite Hauptstütze seiner bisherigen Politik: er verlor das beste Mittel zur Einschüchterung des Kaisers.

Umschwung der europäischen Lage: 1. Großer Kurfürst

23. Aug. 1685

8. Nov. 1685

1. April 1686

2. Augsburger Allianz 9. Juli 1686

3. Erfolgreicher Türkenkrieg

Wahl des Erzbischofs von Köln

Je mehr deutsche Fürsten sich von Ludwig lossagten, um so wichtiger erschien es ihm natürlich, von seinen deutschen Beziehungen zu retten, was noch zu retten war. Deshalb wollte er das Bündnis mit Kurköln, das ihm früher so viel genützt hatte (§ 270), über den Tod des Erzbischofs Maximilian Heinrich hinaus sichern. Zu dem Zwecke setzte er beim Domkapitel die Wahl Wilhelm Egons von Fürstenberg, der schon seit 1682 als Nachfolger seines Bruders Franz (§ 270) Bischof von Straßburg war, zum Koadjutor mit der Aussicht auf die Nachfolge durch. Das erregte in Deutschland einen neuen Sturm des Unwillens: der Kaiser im Verein mit vielen deutschen Fürsten protestierte, und auf ihr Betreiben wählte nach Maximilian Heinrichs Tode (3. Juni 1688) ein Teil des Domkapitels den bayrischen Prinzen Josef Clemens; da sich für ihn auch der Papst erklärte, waren Ludwigs Aussichten, Köln zu behaupten, recht gering.

Jan. 1688

Juli 1688

4. Wilhelms III. Pläne auf England

Und nun drohte auch die dritte Hauptstütze seiner bisherigen Politik, das Bündnis mit England, zusammenzubrechen. Wilhelm III. von Oranien stand mit der englischen Opposition in Verbindung, um seinen Schwiegervater Jakob II. zu stürzen und Englands auswärtige Politik in die Bahnen zurückzuleiten, auf denen es unter Elisabeth und Crom-

well groß geworden war (§ 288): wie es damals gegen das spanisch-katholische System gekämpft hatte, so sollte es sich jetzt gegen das französisch-katholische wenden. Wilhelm III. konnte dabei auf Brandenburgs Hilfe rechnen, und auch die an sich dem Frieden geneigte Staatenpartei geriet in Erinnerung an 1672 (§ 271) durch Ludwigs kölnische Pläne in Sorge und trat dem Generalstatthalter nicht mehr entgegen.

Neue Gesamtlage

Alles in allem hatte sich die Lage seit 1684 zuungunsten Ludwigs verschoben. Die Bündnisse mit den deutschen Fürsten, vor allem mit Brandenburg, waren gelöst, die Türkennot so gut wie beseitigt, England schien in kurzem die Reihen seiner Gegner zu verstärken: so drohte ihm eine völlige Isolierung und dann vielleicht der Verlust der 1684 nur vorläufig abgetretenen Gebiete. Unter diesen Umständen entschloß er sich loszuschlagen, bevor der Türkenkrieg beendigt und der Umsturz in England erfolgt wäre. Mit der Erklärung, daß er die pfälzischen Ansprüche dem Schiedsspruch Englands oder Venedigs unterwerfen wolle und nur die Einsetzung Fürstenbergs, sowie bis Januar 1689 den Abschluß eines endgültigen Friedens auf Grundlage des Stillstands von 1684 fordere, ließ er drei Heere in Deutschland einrücken, und zwar nach der Pfalz, nach Köln und nach Süddeutschland. Gelang es ihm, seine Forderungen durchzusetzen, so war seine wankende Vorherrschaft nochmals gesichert.

Kriegsentschluß

Sept. 1688

Beurteilung (Vergleich mit Friedrich dem Großen)

Man wird sagen können, daß Ludwigs Friedensbruch eine gewisse Ähnlichkeit hat mit dem Friedrichs des Großen im Jahre 1756 (§ 380), nur mit dem Unterschiede, daß Ludwig seine schwierige Lage seiner rücksichtslosen Gewaltpolitik verdankte, was für Friedrich nicht zutrifft, und daß Friedrich sich einer festeren Angriffskoalition gegenüber sah als Ludwig. Davon abgesehen aber handelte es sich für beide darum, einer drohenden Isolierung gegenüber durch schnelle Schläge und durch einen schnellen Friedensschluß mit einem Staate (hier Kaiser und Reich, dort Österreich) den Verlust früher gewonnener Gebiete (hier der Reunionen, dort Schlesiens) zu vermeiden. Bei dieser Auffassung des dritten Raubkrieges bleibt bestehen, daß Ludwigs frühere Raubpolitik die letzte Ursache auch dieses Krieges war, aber im Augenblick der Eröffnung trug er für Ludwig doch in gewissem Sinne einen defensiven Charakter. Natürlich schloß das bei einem glücklichen Fortgang neue Eroberungen nicht aus.

Die große Allianz gegen Frankreich

§ 282. Der Krieg bis 1694. Ohne nennenswerten Widerstand besetzten die Franzosen die kurkölnischen und kurpfälzischen Gebiete und streiften bis Stuttgart, aber den erhofften Frieden mit dem Reiche erlangte Ludwig nicht. Vielmehr vereinigten sich Friedrich III., der neue Kurfürst von Brandenburg, Johann Georg III. von Sachsen, Ernst August von Hannover und Karl von Hessen-Kassel im Magdeburger Konzert zur Abwehr der Franzosen. Dazu aber trat der von Ludwig gefürchtete Umschwung in England ein durch die Landung Wilhelms III. von Oranien und die Flucht Jakobs II. (§ 288). Unter diesen Umständen faßte der Kaiser, ermutigt auch durch den glücklichen Verlauf des Türkenkrieges (§ 306), den Entschluß, den Kampf gegen Frankreich aufzunehmen, nunmehr also den 1684 vermiedenen (§ 280) Krieg mit zwei Fronten zu führen. Der Reichskrieg wurde verkündet, der Kaiser und die Generalstaaten schlossen ein Bündnis zur Wiederherstellung des Westfälischen und Pyrenäischen Friedens. England erklärte den Krieg, weil Frankreich die Landung Jakobs II. in Irland unterstützte (§ 289). So war die von Wilhelm III. ersehnte große Allianz wegen Frankreichs Übergewicht endlich zustande gekommen.

22. Okt. 1688

Nov. 1688

Febr. 1689

12. Mai 1689

14. Mai

Inzwischen hatten die Franzosen vor den Truppen der im Magdeburger Konzert vereinigten Reichsfürsten die im Herbst 1688 besetzten Ge-

Verwüstung der Pfalz

biete räumen müssen. Um den nachdrängenden Feinden keinen Stützpunkt zu lassen, griff nun Louvois zu einem barbarischen Mittel: er befahl die Verwüstung der Pfalz.

März 1689

Unter entsetzlichen Greueltaten wurde die furchtbare Maßregel von den französischen Feldherren, vor allem dem General Melac ausgeführt. Wie Mordbrenner fielen die wilden Scharen über die blühenden Dörfer an der Bergstraße, über die reichen Städte am Rhein, über die Ortschaften der südlichen Pfalz her und verwandelten sie in Aschenhaufen. Die Ruinen des Heidelberger Schlosses sind noch jetzt stille, aber beredte Zeugen der französischen Barbarei; auch ein Teil der Stadt ging in Flammen auf, nachdem die Neckarbrücke in die Luft gesprengt worden war. Rohrbach, Wiesloch, Kirchheim, Baden, Bretten, Rastatt, Pforzheim u. a. O. wurden zerstört, Handschuchsheim, Ladenburg, Dossenheim, Schriesheim erholten sich nie wieder ganz von den Verheerungen, womit sie der „allerchristlichste" König heimsuchte; vom Haardtgebirge bis zur Nahe — Frankenthal, Alzey, Kreuznach — rauchten Städte und Dörfer, Weinberge und Fruchtfelder; in Mannheim mußten die Einwohner selbst zerstörende Hand an die Festungswerke und Gebäude legen. Worms wurde mit Ausnahme der Domkirche in eine öde Brandstätte verwandelt, in Speier verjagten die Franzosen die Bürgerschaft, zündeten die ausgeplünderte Stadt und den altehrwürdigen Dom an und trieben Hohn mit den Gebeinen der alten Kaiser. Elisabeth Charlotte (§ 275), die sich als die Ursache der Leiden ihres Vaterlandes betrachtete, brachte in lautem Weinen die Nächte zu und sprach ihren Schmerz in ihren deutschen Briefen aus. — Mainz und die kölnischen Lande verheerten die Franzosen nicht, weil sie sich dort zu behaupten dachten, doch wurde ihnen Mainz von dem kaiserlichen Oberfeldherrn Karl von Lothringen, Bonn von dem brandenburgischen Kurfürsten entrissen.

(Juni 1689; 8. Sept. 1689; 15. Okt.)

Feldzug 1690

Im folgenden Jahre erweiterte sich die antifranzösische Allianz zwar durch den Beitritt Spaniens und Savoyens; trotzdem aber verlief der Feldzug im ganzen zugunsten Frankreichs. Georg Friedrich von Waldeck, der früher Minister des Großen Kurfürsten gewesen war (§ 298) und jetzt als stellvertretender Generalkapitän die niederländischen Truppen führte, wurde bei Fleurus von dem Marschall von Luxemburg geschlagen; etwa gleichzeitig gewann der französische Admiral Tourville bei Dieppe einen Sieg über die holländisch-englische Flotte, und bald darauf siegte Marschall Catinat bei Staffarda über den Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen. Dazu kam es den Franzosen zustatten, daß der Türkenkrieg durch Mustafa Köprili eine für Österreich ungünstige Wendung nahm (§ 307). Es war deshalb ein besonderes Glück für die Verbündeten, daß die in Irland gelandeten Franzosen von Wilhelm III. und dem brandenburgischen Marschall Schomberg (§ 281) am Boynefluß besiegt wurden und im nächsten Jahre Irland räumen mußten (§ 289).

(1. Juli; 10. Juli; 18. Aug.; 11. Juli)

Feldzug 1691

Von diesen irischen Erfolgen und dem über die Türken erfochtenen Siege bei Slankamen (§ 307) abgesehen brachte das Jahr 1691 den Verbündeten keinen Gewinn. Aber auch den Franzosen brachte es nur die Einnahme der Stadt Mons und einige Vorteile in Katalonien. An den geringen Erfolgen der Franzosen war nicht sowohl der Tod Louvois' schuld, als die zunehmende Zerrüttung der Finanzen (§ 283). Auf der anderen Seite wurden die Verbündeten gelähmt durch die in Deutschland ausbrechenden und mehrere Jahre währenden Streitigkeiten.

(16. Juli 1691)

Ernst August von Hannover erstrebte die Kurwürde und dachte an die Bildung einer sogenannten dritten Partei; als der Kaiser ihm die Kurwürde zusagte, erregte das bei anderen Fürsten Mißstimmung. Dazu kamen Zwistigkeiten zwischen dem Kaiser und Sachsen wegen der Winterquartiere der sächsischen Truppen sowie zwischen dem Kaiser und Brandenburg wegen der Rückgabe von Schwiebus (§ 302) und einer etwaigen Rangerhöhung, Zwistigkeiten, die erst 1693 und 1694 beendigt wurden.

Auch die folgenden Jahre führten keine Entscheidung herbei. Im Jahre 1692 eroberten die Franzosen Namur, das der niederländische

(30. Juni 1692)

Festungsbaumeister Coehorn ausgebaut hatte und jetzt vergebens verteidigte, und siegten unter dem Marschall von Luxemburg bei Steenkerken über Wilhelm III.; dafür aber erlitt die französische Flotte die schwere Niederlage bei La Hogue (§ 289). 3. Aug. 1692 Mai 1692

Im nächsten Jahre gewann der Marschall von Luxemburg nach heißem Ringen über Wilhelm III. einen Sieg bei Neerwinden, vermochte ihn aber nicht auszunutzen. Am Rhein eroberten die Franzosen Heidelberg wieder und zerstörten es zum zweiten Male mit entsetzlicher Grausamkeit; sie drangen dann nach Württemberg ein, verwüsteten auch dies Land, mußten aber vor dem Reichsfeldherrn Ludwig von Baden, dem tüchtigen Zögling des 1690 verstorbenen Karl von Lothringen, wieder über den Rhein zurück. In Oberitalien zwang Catinat die Piemontesen zur Aufgabe der Belagerung Pinerolos und besiegte sie dann bei Marsaglia. 29. Juli 1693 18. Mai 3. Okt. 1693

All diese Vorgänge änderten an der Gesamtlage sehr wenig, und noch weniger taten das die Unternehmungen des Jahres 1694. Am Rhein und in den Niederlanden erreichten die Franzosen überhaupt nichts, und die Erfolge, die Marschall Noailles in Katalonien gewann, wurden wett gemacht durch die mit Mühe abgewiesenen Landungsversuche, die die englisch-holländische Flotte an der Bretagne und der Normandie unternahm. Als der Marschall Luxemburg starb, war es klar, daß von dem so lange behaupteten und gefürchteten militärischen Übergewicht Frankreichs nicht mehr die Rede sein konnte. 1694 4. Jan. 1695

§ 283. **Der Friede von Ryswyk.** Daß sich in den sechs Kriegsjahren eine Art Gleichgewicht der militärischen Kräfte herausgestellt hatte, bedeutete für Ludwig tatsächlich eine Niederlage. Dazu kam nun die ungünstige wirtschaftliche und finanzielle Lage seines Staates. Seit der Schlacht von La Hogue beherrschte die englische Flotte das Meer, sperrte die französischen Häfen und ruinierte den französischen Handel. Die schon durch die Hugenottenverfolgung schwer geschädigte Industrie ging noch weiter zurück, und die Zolleinnahmen wurden geringer. Man mußte zu immer bedenklicheren Maßnahmen schreiten, um Geld zu beschaffen. In den Städten wurden die Maires eingesetzt (§ 267), um durch den Verkauf dieses Amtes Geld zu bekommen; überhaupt wurde der Verkauf von Ämtern und Adelstiteln im großen Maßstabe betrieben, z. B. selbst das Amt des Austern-, Kaffee- und Schokoladenhandels verkauft; eine neue drückende Einkommensteuer wurde eingeführt, die Geistlichkeit zu besonderen Bewilligungen veranlaßt, hochverzinsliche Anleihen wurden aufgenommen und Münzverschlechterungen nicht gescheut. Trotzdem genügten die Einnahmen nicht, man konnte nicht einmal mehr den Sold der Truppen und das Gehalt der Beamten bezahlen. Dazu kamen in den Jahren 1692 und 1693 schwere Mißernten: Hungersnöte brachen aus; es wird erzählt, daß Eltern ihre Kinder getötet hätten, weil sie sie nicht mehr ernähren konnten. Demgegenüber befand sich besonders England in finanziell günstiger Lage. Die Beherrschung des Meeres kam seiner Industrie und seinem Handel zugute, und die Gründung der Bank von England (§ 289) ermöglichte die Beschaffung großer Geldmittel. Finanznot Frankreichs 1694

Das Jahr 1694 ist mit Recht als Wendepunkt des Krieges bezeichnet worden. Ludwig erkannte, daß es bergab gehe, und machte seitdem Versuche, durch Einzelfriedensschlüsse seine Gegner zu trennen. Um den Herzog von Savoyen zu gewinnen, entschloß er sich auf dessen Wunsch, Casale Friedensschlüsse

Juli 1695 nach einer Scheinbelagerung an Mantua zurückzugeben; die weitere Forderung des Herzogs, auch Pinerolo zu opfern, wollte er aber noch nicht zugestehen. Indes der ungünstige Verlauf des Feldzuges von 1695, vor 5. Sept. 1695 allem der Verlust von Namur, das Coehorn nach langer Belagerung zur Kapitulation zwang, zeigte ihm, daß er militärisch nichts mehr zu erhoffen hatte. So gab er der Forderung des Herzogs von Savoyen nach 29. Juni (datiert 29. Aug.) 1696 und schloß mit ihm den Frieden von Turin, in dem Viktor Amadeus gegen Abtretung von Pinerolo sein Bündnis mit den Alliierten löste. Dieser Abfall Savoyens machte auch die übrigen Mächte einem Friedensschluß geneigter, zumal Ludwig seine italienischen Truppen nun gegen sie verwenden konnte; erfolgreich geschah das in Katalonien, wo der Herzog Aug. 1697 von Vendôme Barcelona eroberte. Schon vorher war unter schwedischer Mai 1697 Vermittelung der Friedenskongreß in Ryswyk (einem Schlosse beim Haag) 20. Sept. 1697 zusammengetreten, und hier unterzeichneten zuerst Frankreich, England 30. Okt. 1697 und die Niederlande, dann auch der Kaiser den Ryswyker Frieden, in dem Ludwig das Elsaß mit Straßburg behielt.

Friede von Ryswyk — Ludwig hatte im Jahre 1696 bei den geheimen Verhandlungen mit Holland die Rückgabe aller Reunionen mit Straßburg in Aussicht gestellt. Da er aber merkte, daß er durch Sonderkonzessionen England, Holland und Spanien vom Kaiser trennen könnte, nahm er dieses Anerbieten zurück. Indem er Wilhelm III. als König von England anerkannte und ihm das 1682 besetzte Fürstentum Orange wieder überließ, den Spaniern alle von ihm eroberten Lande (auch Luxemburg und Barcelona, jedoch nicht den westlichen Teil der Insel St. Domingo) zurückgab, den Holländern eine Herabsetzung der Zölle bewilligte, erreichte er, daß diese drei Mächte den Frieden am 20. September unterzeichneten. Dem Kaiser wurde dabei bis zum 1. November der Beitritt vorbehalten mit der Bedingung, daß Ludwig entweder Straßburg oder seine rechtsrheinischen Erwerbungen herausgeben sollte. Da der Türkenkrieg noch nicht beendet war und in Deutschland wieder Streitigkeiten unter den Ständen ausgebrochen waren, nahm der Kaiser wohl oder übel am 30. Oktober an und wählte die Rückgabe der rechtsrheinischen Erwerbungen (Freiburg, Breisach, Philippsburg und Kehl). Dazu wurde das seit 1670 von Frankreich besetzte (§ 270) Lothringen endlich seinem rechtmäßigen Herrn (es war das Leopold, der Sohn des 1690 gestorbenen Karl V., § 311) zurückerstattet. Schließlich wurde trotz des Protestes der protestantischen Stände noch die Ryswyker Klausel in den Frieden aufgenommen, nach der überall da, wo während der französischen Okkupation katholischer Gottesdienst bestanden hatte, dieser auch in Zukunft erlaubt sein sollte. Diese Klausel gab dem katholischen Pfalzgrafen Johann Wilhelm die Möglichkeit den Katholizismus in seinem Lande auszubreiten. Auf die Einsetzung Fürstenbergs in Köln verzichtete Ludwig; die pfälzische Erbschaftsfrage sollte einem Schiedsspruche unterbreitet werden. Sie wurde erst 1702 erledigt, indem Ludwig für Aufgabe seiner Ansprüche eine Entschädigungssumme erhielt. — In einem Abkommen zwischen 1697 Wilhelm III. und Spanien wurden sieben belgische Grenzfestungen zum Schutz gegen Frankreich von holländischen Truppen besetzt; es sind das die sogenannten Barrière-Festungen.

Ergebnis — Weder Ludwig noch seine Gegner hatten erreicht, was sie am Beginn des Krieges erstrebt hatten. Die Kosten des Friedensschlusses trug das Deutsche Reich; die Verbündeten verließen es für ihnen gebotene Sondervorteile, und der Kaiser erachtete die habsburgischen Interessen in Ungarn für wichtiger, als die deutschen Interessen im Elsaß. So behauptete Ludwig seine linksrheinischen Reunionen mit Straßburg und verlor außer Luxemburg nur die vorgeschobenen Posten auf dem rechten Rheinufer und in Italien. Trotzdem hatte er eine Niederlage erlitten und erlitt gleichzeitig eine zweite in der polnischen Königswahl, bei der sein Kandidat gegen den sächsischen Kurfürsten Friedrich August unterlag (§ 314). Das französische Übergewicht war erschüttert, und die innere Lage des Landes sprach nicht dafür, daß es wiederhergestellt werden könnte; es erhob sich der Gedanke des europäischen Gleichgewichts. Ob er triumphieren

würde, das mußte sich bei der „großen Frage" der spanischen Erbschaft zeigen, auf die man sich schon während der Ryswyker Verhandlungen vorbereitete.

Zweites Kapitel.

Die Seemächte (England und die Niederlande) von 1660 bis 1714.

A. England.

1. England unter Karl II. und Jakob II.

Karl II. 1660—1685

§ 284. Die ersten Jahre der Restauration, das Ministerium Clarendon (1660—1667). Als Karl II. nach England zurückkehrte, war, wie schon gesagt (§ 240), die wichtigste Frage, ob er geneigt und fähig sein würde, einen Ausgleich der Gegensätze durch die Vollendung der konstitutionellen Monarchie herbeizuführen. Indes es zeigte sich bald, daß er als echter Emigrant im Exil nichts gelernt und nichts verlernt hatte, daß er für die ernsten Aufgaben, die seiner warteten, viel zu leichtfertig war, und daß er in denselben politischen Anschauungen lebte wie sein Vater. So ist denn England nicht zur Ruhe gekommen; in einer zweiten Revolution wurde das Stuartkönigtum zum zweiten Male beseitigt, im letzten Grunde aus den gleichen Ursachen, die seinen ersten Zusammenbruch herbeigeführt hatten.

Karl II. hatte in der Verbannung ein sehr leichtsinniges Leben geführt und viel Schulden gemacht; seine Geliebte war damals die schöne Walliserin Lucy Walters, die Mutter Jakobs von Monmouth (§ 287). Als König setzte er sein leichtsinniges Leben fort und änderte sich auch nach seiner Vermählung mit Katharina von Portugal nicht; zügellos gab er sich seiner Verschwendungssucht und seiner Sinnenlust hin. Wie am französischen, so herrschte damals auch am englischen Hofe nicht die Königin, sondern Maitressen. Das galt vor allem für die schöne und geistreiche Gräfin von Castlemaine. Der König scheute sich nicht, sie seiner Gemahlin als Ehrendame aufzuzwingen. Daß er sich von einer anderen Maitresse, der Herzogin von Portsmouth, politisch beeinflussen ließ, ist bereits erwähnt worden (§ 270). Neben den Maitressen unterhielt der König intime Beziehungen zu Schauspielerinnen; von einer derselben, Nelly Gwyn, hatte er zwei Söhne. Natürlich drang das leichtfertige, frivole Wesen in die höheren Gesellschaftskreise und fand hier um so leichter Verbreitung, als es gewissermaßen wie ein Protest gegen das während der nun glücklich überwundenen Republik herrschende puritanische Wesen erschien. Glich Karl II. in seinen sinnlichen Neigungen Ludwig XIV., so stand er sonst tief unter ihm. Es fehlte ihm jedes Gefühl für die Verantwortung, die ihm sein königlicher Beruf auferlegte, er kannte keine Herrscherpflichten, sondern wollte nur unumschränkt seine Herrscherrechte ausüben, er war unempfindlich für die Forderungen der nationalen Ehre, hatte keine Neigung zu ernster Arbeit, sein Hauptwunsch war, möglichst vergnügt zu leben. Die eigentliche Leitung der Geschäfte überließ er zunächst dem zum Grafen von Clarendon erhobenen Eduard Hyde, der schon der Ratgeber seines Vaters gewesen war, ihn selbst in die Verbannung begleitet und sehr viel zu seiner Rückkehr beigetragen hatte, der unter anderem auch der Verfasser der Deklaration von Breda (§ 240) gewesen war. Die Tochter des Ministers, Anna Hyde, war seit 1659 mit des Königs Bruder Jakob von York vermählt.

1661

Inneres

In der inneren Politik ging des Königs Streben dahin, die vorrevolutionären Zustände nach Möglichkeit wiederherzustellen, die Macht der Krone vom Parlament möglichst unabhängig zu machen und der anglikanischen Kirche die Herrschaft zurückzugeben, jedoch unter Duldung der Katholiken. Der Minister Clarendon teilte diese katholische Neigung seines Königs nicht, war aber sonst wohl im ganzen mit ihm einverstanden,

wünschte jedoch die Stärkung der Königsrechte ohne Verletzung der Parlamentsrechte zu erreichen. Diesen Bestrebungen kam sehr entgegen das im englischen Volke vorhandene Bedürfnis nach Ruhe und die dementsprechende Haltung des Konventionsparlaments sowie des ersten ordentlichen Parlaments, das durchaus anglikanisch gesinnt war und sich (ähnlich wie später die „unfindbare“ Kammer in Frankreich (IV, § 117) zunächst in Loyalität nicht genug tun konnte.

Von der in der Deklaration von Breda (§ 240) gewährten Amnestie wurden die Königsmörder, d. h. die Mitglieder des Gerichtshofes, der Karl I. verurteilt hatte (§ 235), ausgeschlossen. Sie alle wurden zum Tode verurteilt, zehn hingerichtet, die übrigen in den Tower gefangen gesetzt; damit nicht genug,
30. Jan. 1661
wurden am Todestage Karls I. die Leichen Cromwells, Iretons (§ 237) und Bradshaws (§ 235) aus der Gruft gerissen und auf der Richtstätte des Königs an den Galgen gehängt. Das Heer wurde nach Bezahlung der Soldrückstände bis auf zwei Regimenter aufgelöst. Ein Teil der eingezogenen Güter wurde den früheren Eigentümern zurückgegeben, die während der Republik hergestellte Realunion von England, Schottland und Irland wieder in eine Personalunion verwandelt. Nach vergeblichen Ausgleichverhandlungen mit den Presbyterianern wurde die anglikanische Kirche wiederhergestellt und durch die
1662
Uniformitätsakte von jedem Staats- und Kirchendiener der Eid auf die 39 Artikel der Hochkirche (§ 82) verlangt. Infolgedessen verloren gegen 2000 presbyterianische Geistliche ihre Stellen; um ihnen private Andachten mit ihren Pfarrkindern unmöglich zu machen, wurden durch die Konventikelakte alle religiösen Zusammenkünfte von mehr als fünf Personen, bei denen nicht das Allgemeine Gebetbuch zugrunde gelegt würde, verboten. Auch in Schottland gelang nun die Einführung der Hochkirche, gegen die sich die Schotten früher (§ 229) so energisch gewehrt hatten; doch wurde den Presbyterianern unter dem Namen „Indulgenz“ eine halbe Duldung gewährt. Als der König dann aber
1663
auch für die Katholiken „Indulgenz“ durchsetzen wollte, begann der Konflikt mit dem bisher so gefügigen, aber streng anglikanischen Parlament.

Auswärtiges

In der auswärtigen Politik trat Karl durch die Vermählung mit Katharina von Portugal in einen gewissen Gegensatz zu Spanien
1661
und unterstützte das für seine Unabhängigkeit kämpfende Portugal (§ 245). Als Mitgift seiner Gemahlin erhielt er dabei Tanger und Bombay. War das ein Gewinn (über das weitere Schicksal der Orte § 291), so
1662
empfand man den Verkauf Dünkirchens an Frankreich mit Recht sehr schmerzlich, zumal das Motiv so erbärmlich war: der König brauchte Geld für seinen verschwenderischen Hofhalt und „verjubelte den Kaufpreis“ von 4 Mill. Livres. Der Verkauf Dünkirchens war zugleich eine Folge der franzosenfreundlichen Haltung des Königs, die ihn schließlich in volle Abhängigkeit von Frankreich brachte. So kläglich dieser Vorgang war, so
1664—1667
unglücklich verlief, wie wir wissen (§ 223), der zweite englisch-holländische Seekrieg.

1665

Während dieses Krieges wurde London zudem von einer furchtbaren Pest heimgesucht und dann von einem großen Brand, der zwei Drittel
1666
der Hauptstadt in Asche legte. Man erhob die unberechtigte Anklage, daß der Brand von den Katholiken angelegt worden sei, und dieser Vorwurf richtete sich auch gegen den König, der ja im Widerspruch mit dem Parlament den Katholiken „Indulgenz“ gewähren wollte.
Juni 1667
31. Juli 1667
Als dann de Ruyter in die Themse einfuhr und der ungünstige Friede von Breda geschlossen werden mußte (§ 223), stieg die Erregung so
Clarendons Entlassung
30. Aug. 1667
† 9. Dez. 1674
sehr, daß Clarendon seine Entlassung nahm und nach Calais

entwich. Der König war schwach genug, ihn fallen zu lassen; dabei wirkte die Tatsache mit, daß der Minister ihm durch seine Moralpredigten unbequem geworden war (deshalb arbeitete auch die Lady Castlemaine gegen ihn), und daß er einem absolutistischen, das Parlament völlig ausschaltenden Regimente nicht zustimmte.

Cabalministerium

§ 285. Das Cabalministerium und die Wirren bis 1679. Das neue Kabinett hat nach den Anfangsbuchstaben seiner Mitglieder (Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley, Lauderdale) den Namen „Cabalministerium" erhalten; dieser Name erscheint aber auch deshalb nicht unberechtigt, weil es durch unlautere Winkelzüge einem rein persönlichen Regiment des Königs diente und diesem auch die Ehre der Nation opferte. Schon der erste Schritt der neuen Regierung war nicht ganz ehrlich gemeint. Um sich die über die bisherige auswärtige Politik erregte öffentlichen Meinung zu gewinnen, schloß sich das Ministerium der gegen Frankreich gerichteten Tripelallianz an (§ 269), lenkte aber damit doch nicht in eine zielbewußte antifranzösische Politik ein, sondern machte bald wieder den persönlichen Wünschen des Königs Zugeständnisse. Dieser sah nämlich in Ludwig XIV. sein Vorbild, neigte wie sein damals übertretender Bruder Jakob zum Katholizismus und wollte an Frankreich einen Rückhalt haben, um mit den katholisierenden Tendenzen zugleich seine absolutistischen Pläne gegen das Parlament durchzuführen. Hier setzte die französische Diplomatie ein, und so kam unter weiblicher Vermittlung der Vertrag von Dover zustande, in dem Karl gegen reiche Subsidien dem französischen Könige Unterstützung in dem bevorstehenden Kriege gegen Holland zusicherte und im geheimen Übertritt zum Katholizismus versprach. Durch dieses Versprechen geriet der König in volle Abhängigkeit von Frankreich, da er sich mit diesem tatsächlich gegen sein eigenes Volk und Parlament verband; es war eine unehrliche Politik, die noch unwürdiger wurde durch den Einfluß der neuen französischen Maitresse (§ 270).

1668

Persönliche Politik Karls

Juni 1670

Innere Konflikte

Mit Unwillen erfüllte es die protestantischen Engländer, als nun die englische Flotte das katholische Frankreich gegen die protestantischen Holländer unterstützte (§ 271); noch höher aber stieg die Erbitterung, als die königliche Toleranzakte die Strafgesetze gegen Katholiken und Dissenters aufhob, und zwar ohne Zustimmung des Parlaments auf Grund des Dispensationsrechtes des Königs, d. h. des Rechts, in Notfällen von den Gesetzen entbinden zu können. Das Parlament protestierte mit der Erklärung, daß bestehende Gesetze nur mit seiner Zustimmung aufgehoben werden könnten; der König, der Geldbewilligungen für den Krieg brauchte, verschob auf Rat Ludwigs XIV. seine absolutistischen Pläne und nahm die Duldungsakte zurück. Das Parlament aber, damit noch nicht zufrieden, erließ die Testakte, nach der niemand ein bürgerliches oder militärisches Amt bekleiden oder ins Parlament gewählt werden dürfe, der nicht den Suprematseid leiste und dem Dogma der Transsubstantiation abschwöre. Infolgedessen legte auch der Bruder des Königs, Jakob von York, sein Amt als Großadmiral der Flotte nieder; daß er aber den Wünschen der Nation nicht nachkommen wollte, bewies er, als er sich bald darauf auf Empfehlung Ludwigs XIV. in zweiter Ehe mit Maria von Modena vermählte und dadurch ganz in die katholisch-französischen Interessen eintrat.

25. März 1672

22. März 1673

Absolutistische Tendenz

Die kirchliche Engherzigkeit des Parlaments war zweifellos verwerflich und auf die Dauer unhaltbar; man wird also die Toleranz an sich für berechtigt erklären müssen. Darum aber handelte es sich bei dem Konflikte nicht; es kam vielmehr darauf an, daß der König den Versuch machte, aus eigner Machtvollkommenheit bestehende Gesetze — ob diese Gesetze

berechtigt waren oder nicht, ist für diese Frage gleichgültig — aufzuheben und dadurch unter Beseitigung der Parlamentsrechte den Absolutismus einzuführen, und daß er für diesen Versuch auf ausländische Hilfe rechnete. Das „Dispensationsrecht" des Königs ist nur ein Notrecht — eine Notlage war aber nicht vorhanden — und setzt die spätere Zustimmung des Parlaments voraus.

Ende des Krieges gegen Holland

Dem Siege des Parlaments in der Toleranzfrage folgte bald ein zweiter in der auswärtigen Politik. Durch den ruhmlosen Verlauf des Seekrieges (§ 271) wurde die Abneigung des englischen Volkes gegen das französische Bündnis natürlich noch erhöht. Das Parlament verweigerte weitere Geldmittel und verlangte, nachdem Ashley und Clifford schon zurückgetreten waren, die Entlassung der Minister Lauderdale und Buckingham. Infolgedessen sah sich der König gezwungen, mit Holland den 1674 Frieden von Westminster zu schließen (§ 272).

Französische Einflüsse

Das geschah zu der Zeit, wo sich die erste europäische Koalition gegen Ludwig XIV. bildete (§ 272). Im Sinne des englischen Volkes und im Geiste der Geschichte Englands hätte es nun gelegen, sich diesem Bündnis anzuschließen: England war unter Elisabeth und Cromwell groß geworden im Kampfe gegen das spanische Übergewicht; jetzt war Frankreich im Begriff, an die Stelle Spaniens zu treten: da hätte England jetzt sich gegen diesen Staat wenden müssen. Dem aber standen die persönlichen Wünsche des Königs entgegen, und Ludwig XIV. tat alles, ihn durch Geldzahlungen und andere Mittel immer enger an sich zu ketten. Damals ging es am englischen Hofe besonders lustig zu; die Herzogin von Portsmouth beherrschte den König vollständig, verdrängte ihre Nebenbuhlerin, die Lady Castlemaine, und arbeitete für Frankreich; im gleichen Sinne wirkte eine Nichte Mazarins, Hortensia Mancini, die ihrem Gatten entflohen war (§ 221). Der neue Minister, Graf von Danby, bemühte sich zwar, die unwürdige Abhängigkeit von Frankreich zu beseitigen, hatte damit aber beim Könige keinen Erfolg. Auf der anderen Seite gelang es den spanischen und niederländischen Abgesandten, einflußreiche Parlamentsmitglieder zu bestechen; das von oben gegebene Beispiel der Korruption fand eben Nachahmung, Käuflichkeit wurde das herrschende Laster. Das Ergebnis der entgegenstehenden Strebungen war, daß England in dem europäischen Kriege neutral blieb, was aber den König nicht hinderte, zunächst noch englische Truppen unter seinem natürlichen Sohne Jakob von Monmouth im Solde Frankreichs zu belassen. Als dann nach der 15. Nov. 1677 Vermählung Wilhelms III. von Oranien mit Maria, der Nichte des Königs, die Möglichkeit näher rückte, daß Karl II. durch das Parlament zum Kriege gegen Frankreich gezwungen werden könnte, wurde 1678 auch auf Betreiben Karls II. der für Ludwig XIV. günstige Friede von Nymwegen geschlossen (§ 273).

Entgegengesetzte Strömungen

Innenkonflikte

Inzwischen hatte sich die kirchliche Erregung immer mehr gesteigert. Es tauchten Gerüchte auf von einem großen papistischen Komplott, dessen 1678 Zweck die Ermordung des Königs und die gewaltsame Rückführung des Katholizismus sei; sie ruhten hauptsächlich auf den Aussagen des übelberüchtigten Titus Oates, der davon aus jesuitischen Kreisen erfahren haben wollte. Wahrscheinlich ist die behauptete Verschwörung eine leere Erfindung gewesen, sie fand aber bei dem von Mißtrauen und Religionshaß erfüllten Geschlechte Glauben. Die Führer der parlamentarischen Opposition, vor allem der Graf von Shaftesbury, der als Lord Ashley Mitglied des Cabalministeriums gewesen war, benutzten die Erregung zu Angriffen auf die Regierung: der katholische

Herzog von York sollte von der Thronfolge ausgeschlossen und dem Könige die Verfügung über die Armee entzogen werden. Karl II. war gewiß von der Unwahrheit des Komplotts überzeugt, hatte aber seinem protestantischen Volke gegenüber ein böses Gewissen und gab deshalb seine Zustimmung zu Zwangsmaßregeln gegen die Papisten. An zweitausend Menschen, darunter angesehene Lords, wurden eingekerkert, eine noch größere Anzahl aus London verwiesen und mehrere katholische Geistliche hingerichtet, alle Papisten verloren ihre Parlamentssitze. Als trotz dieser Nachgiebigkeit der Minister Danby mit einer Hochverratsklage bedroht wurde, löste Karl das Parlament auf. Es war noch dasselbe, das vor 18 Jahren so loyal begonnen hatte; in der Zwischenzeit war es bei Konflikten immer nur vertagt worden. *24. Jan. 1679*

§ 286. Der Kampf um die Exklusionsbill. Whigs und Tories. *Exklusionsbill* Die Neuwahlen verstärkten die Opposition. Lord Danby wurde des Hochverrats angeklagt und mußte fünf Jahre im Tower zubringen; an seine Stelle trat William Temple, der als Förderer der Tripelallianz (§ 269) populär war. Er versuchte aus den Führern der Opposition eine beratende Körperschaft zwischen Ministerium und Parlament zu bilden; indes der Konflikt brach wieder aus, als die Opposition, deren Führer im Oberhaus Shaftesbury, im Unterhaus William Russel war, die Forderung erhob, den katholischen Jakob von York von der Thronfolge auszuschließen: die dahingehende Exklusionsbill wurde im Unterhause angenommen; man sagt, Shaftesbury habe dem natürlichen Sohn des Königs, Jakob von Monmouth (§ 284), die Nachfolge verschaffen wollen, um unter ihm selbst zu regieren. Der König löste das Parlament auf, genehmigte aber, um für sich Stimmung zu machen, die vom Parlament beschlossene Habeascorpusakte. *22. Mai 1679* *Habeascorpusakte 27. Mai 1679*

Nach diesem Gesetze, das als Palladium der persönlichen Freiheit der Engländer bezeichnet wird, darf niemand in Haft genommen werden, ohne daß ein schriftlicher Befehl der Behörde die Gründe der Verhaftung angibt; auch soll der Verhaftete innerhalb einer bestimmten Frist (in der Regel drei Tage) vor Gericht gestellt und in kein Gefängnis außerhalb seiner Grafschaft gebracht werden; dabei sind die Fälle, wo die Loslassung gegen Bürgschaft einzutreten hat, genau bestimmt.

Trotz dieses Zugeständnisses nahm der Kampf um die Exklusionsbill, die von dem neu gewählten Unterhaus abermals angenommen, vom Oberhaus aber verworfen wurde, seinen Fortgang; der König suchte sich durch engen Anschluß an Frankreich, von dem er in recht unwürdiger Weise wieder reiche Jahrgelder bezog, von Parlamentsbewilligungen unabhängig zu machen und löste dieses und das nächste Parlament wieder auf. Während dieser Kämpfe entstanden für die Anhänger und Gegner der Exklusionsbill die beiden Namen, die seitdem den großen Parteien Englands geblieben sind, die Namen Whigs und Tories. Sachlich lebten in diesen Parteien die Rundköpfe und Kavaliere (§ 230) wieder auf. Die Whigs (die Liberalen) gingen von dem Gedanken der Volkssouveränität aus, erklärten, daß der Staat auf einem Vertrage zwischen Volk und König beruhe, und sprachen dem Volke das Recht zu, einen diesen Vertrag verletzenden König abzusetzen; die Tories (die Konservativen) verfochten das göttliche Recht des Königtums und die legitime Erbfolge und verlangten vom Volke leidenden Gehorsam. *21. Nov. 1680* *Whigs und Tories*

Über die Ableitung der Namen herrscht Zwiespalt. Wie manche politische Parteinamen sind auch sie ursprünglich Spottnamen gewesen. Als Whigs wurden zuerst die presbyterianischen Bauern Schottlands bezeichnet, die sich gegen den Anglikanismus auflehnten, und zwar entweder nach dem dünnen Bier (whig), das sie tranken, oder nach einem

Werkzeug (whigam), mit dem sie das Vieh antrieben; mit dem Namen Tories (vielleicht abzuleiten von Tar a ry = Komm, o König) belegte man zur Zeit Karls I. die katholischen Irländer, die als Räuber herumzogen. Beide Namen wandten nun die politischen Gegner im Kampfe um die Exklusionsbill im verächtlichen Sinne aufeinander an; als Parteinamen wurden sie dann die Bezeichnung für einander schroff entgegenstehende staatsrechtliche Anschauungen.

Die Whigs hatten hauptsächlich die großen Geschlechter und höheren Geistlichen sowie die Bevölkerung der Handelsstädte hinter sich, die Tories den niederen Adel, die niedere Geistlichkeit und die Bauern; jene waren die Vertreter der städtischen, diese der ländlichen Interessen.

1681 — 2. Jan. 1683 — 21. Juli 1683 — 16. Febr. 1685

Nach Auflösung des vierten Parlaments machte sich nun, nicht zum wenigsten infolge der Sehnsucht nach Ruhe, eine starke toristische Strömung geltend, die durch whigistische Verschwörungen noch gesteigert wurde. So konnte der König noch energischer vorgehen; infolgedessen entwich Shaftesbury nach Holland, wo er bald starb, Russel aber wurde hingerichtet. Der König regierte tatsächlich absolutistisch, und als er nach Empfang der katholischen Sterbesakramente starb, folgte ihm der Mann, um dessen Thronrecht so heiß gestritten war: sein katholischer Bruder Jakob von York.

Jakob II. 1685—1688 † 1701

§ 287. Jakob II. Der neue König Jakob II. erklärte zwar, daß er Staat und Kirche in ihrer gesetzlichen Verfassung erhalten wolle; in Wahrheit aber plante er die Rückführung des Katholizismus und die Stärkung der Königsmacht. Nach seines Bruders Vorgang wollte er sich dabei auf Frankreich stützen, sonst aber verfolgte er sein Ziel mit viel größerer Energie, war auch weit härter und rücksichtsloser als Karl II. Zunächst schien die Lage für ihn nicht ungünstig. Es erregte allerdings Mißstimmung, daß er am Hofe öffentlich katholischen Gottesdienst halten ließ; aber das von ihm berufene Parlament war durchaus toristisch gesinnt, und das schottische bot sogar die Hand zu grausamer Verfolgung der presbyterianischen Covenanters. Gefestigt wurde dann Jakobs Stellung noch durch den Ausgang der Unternehmungen des Grafen von Argyle und des Jakob von Monmouth.

1685

Argyle — 30. Juni 1685 — Monmouth — 5. Juli 1685 — 18. Juli

Argyle, ein strenger Covenanter, war nach Holland geflohen und landete nun mit etwa 300 schottischen Flüchtlingen in Schottland, um eine Erhebung der Hochländer zu bewirken, wurde aber gefangen genommen und hingerichtet. Angetrieben von englischen Emigranten verließ auch Jakob von Monmouth Holland, erschien im westlichen England und ließ sich in Taunton zum König ausrufen; er wurde indes bei Sedgemoor geschlagen und als Gefangener nach London gebracht. Hier überlieferte trotz kniefälligen Bittens der harte Oheim den volksbeliebten Prinzen dem Henker; darauf durchzog der Oberrichter Jeffreys die westlichen Grafschaften und wütete in den „blutigen Assisen" mit brutaler Härte gegen die Teilnehmer der Erhebung, von denen etwa 300 hingerichtet, 800 als Sklaven nach Westindien geschafft wurden. Zum Lohne für seine entsetzliche Blutarbeit erhielt Jeffreys die Würde des Lordkanzlers.

Nach Niederwerfung dieser Gegner glaubte der König, mit seinen Plänen mehr hervortreten zu können. Er stützte sich dabei auf das Dispensationsrecht und machte außerdem das ihm zustehende Suprematsrecht über die anglikanische Kirche geltend.

Dispensationsrecht und Suprematsrecht

Auf Grund des Dispensationsrechts ernannte er, um sich der Armee zu versichern, trotz der Testakte eine Reihe Katholiken zu Offizieren; als das Parlament, das nicht königsfeindlich, sondern durchaus toristisch gesinnt war, verlangte, daß dazu wenigstens nachträglich seine Genehmigung eingeholt werde, vertagte er es. Durch eine besondere, von Jeffreys berufene Kommission ließ er dann die Gesetzmäßigkeit des Dispensationsrechts aussprechen, begünstigte nun überall den Katholizismus und verfolgte anglikanische Geistliche,

die ihren Glauben als den allein richtigen erklärten. Dabei machte er ihnen gegenüber das Suprematsrecht geltend, das dem englischen König in der anglikanischen Kirche zustand, und verlangte kraft dieses Rechtes von der Geistlichkeit unbedingten Gehorsam. Es war zwar ein innerer Widerspruch, daß ein katholischer König das tun konnte, aber nach dem geltenden Recht war eben der englische König supremum caput der Kirche; daß er selbst sich vom Papste losgesagt haben müsse, war nicht ausgesprochen. Jakob wollte nun das Suprematsrecht, das einst den Abfall vom Papst bewirkt hatte (§ 77), zur Rückführung des Katholizismus benutzen. Dazu war nötig, der Staatskirche den Alleinbesitz der Ämter zu entziehen, d. h. von der Testakte nicht bloß in einzelnen Fällen zu dispensieren, sondern sie zu beseitigen. Dies sollte geschehen durch Verkündigung der Gewissensfreiheit, und der König war klug genug, konsequenterweise in diese Gewissensfreiheit auch die Puritaner einzuschließen, so wenig Sympathie er an sich für sie haben mochte. So trat er mit William Penn, dem Oberhaupt der Quäker (§ 236), in nahe Beziehung; beide fanden sich zusammen in dem Gedanken, die Alleinherrschaft der Hochkirche zu brechen, indem allen kirchlichen Richtungen Duldung gewährt würde. Das war zweifellos ein hohes, an sich durchaus berechtigtes Ziel; das Verhängnisvolle war nur, daß es erreicht werden sollte unter Verletzung der bestehenden Rechtsordnung ohne die verfassungsmäßig notwendige Zustimmung des Parlaments (§ 285).

Toleranzerklärung 17. Febr. 4. April 1687

Jakob erließ zuerst für Schottland, dann für England kraft königlicher Machtvollkommenheit eine Toleranzerklärung, worin den Katholiken und Quäkern (Presbyterianern) unter Aufhebung aller Strafbestimmungen Glaubensfreiheit gewährt und der Zutritt zu allen Ämtern ohne die durch die Testakte vorgesehene Eidesleistung (§ 285) eröffnet wurde. Der König stellte sich damit über das Gesetz, tat also den entscheidenden Schritt zum Absolutismus.

Weitere Pläne

Juli 1687

Weiterhin empfing er im Widerspruch mit dem Gesetz, das die Anwesenheit eines päpstlichen Abgesandten in England verbot, mit großem Pomp einen päpstlichen Nuntius und verstand es, immer mehr Katholiken, Dissenters und Anhänger der Indulgenz in einflußreiche Stellen, auch bei den Stadtverwaltungen, zu bringen unter Absetzung streng gesinnter Anglikaner. Dadurch hoffte er auch die Wahlen zu einem neuen Unterhaus in seinem Sinne beeinflussen zu können, während er das Oberhaus durch Ernennung neuer Mitglieder, durch einen sogenannten Peerschub, gefügig machen wollte. Im Notfall dachte er daran, das katholische Irland gegen das widerspenstige England aufzubieten; die Vorbereitungen dazu sollte sein Vertrauter Richard Talbot, Herzog von Tyrconnel, den er zum Statthalter Irlands ernannt hatte, treffen. Ehe all diese Pläne reifen konnten, brach der offene Konflikt aus.

Konflikt

4. Mai 1688

20. Mai

8. Juni 1688

30. Juni 1688

Auf Betreiben des Jesuiten Petre, der im geheimen Rat des Königs sehr einflußreich war, erging der Befehl, die Indulgenzerklärung in allen Kirchen zu verlesen; da beschlossen die anglikanischen Bischöfe, sich dem nicht zu fügen und den König durch eine Adresse um Rücknahme des Gebotes zu bitten. Der König wies die sieben Bischöfe, die diese Adresse überreichten, sehr ungnädig ab; trotzdem unterblieb aber die Verlesung der Indulgenz, oder die Gemeinde verließ, wo sie versucht wurde, die Kirche. Aufs höchste erbittert befahl der König, gegen die sieben Bischöfe Anklage zu erheben und ließ sie vorläufig in den Tower abführen. Auf dem Wege dorthin erwies ihnen das Volk die größte Verehrung und erflehte knieend ihren Segen; ihre Freisprechung wurde dann wie ein Siegesfest mit allgemeinem Jubel und Glockengeläut gefeiert.

Geburt des Thronfolgers

10. Juni 1688

Das alles zeigte, wie gering in Wahrheit die Erfolge des Königs bisher gewesen waren; daß aber die oppositionelle Stimmung jetzt stärker hervortrat, hing auch mit der soeben erfolgten Geburt eines Thronfolgers zusammen. Da der König nur zwei, protestantisch erzogene, Töchter erster Ehe hatte, von denen die ältere, Maria, an Wilhelm III.

von Oranien vermählt war (Stammbaum 3), so hatte man damit gerechnet, daß sein Regierungssystem mit seinem Tode von selbst verschwinden werde; diese Hoffnung war nun zerstört, und das gab das Signal zur Revolution.

2. Die Vollendung der parlamentarischen Monarchie.

Gesamtlage Europas

§ 288. Die „glorreiche" Revolution. Der Ausbruch und der Erfolg der neuen Revolution wurden aber nicht bloß durch die inneren Vorgänge in England bestimmt, sondern auch durch die Gesamtlage Europas. Wir wissen, daß sich damals eine große Koalition gegen das erdrückende Übergewicht Frankreichs bildete (§ 281); nach seiner Geschichte hätte England hierbei auf Seite der Verbündeten stehen müssen. Das englische Volk war denn auch mit der franzosenfreundlichen Politik seines Königs ebensowenig zufrieden, wie mit seiner kirchlichen Haltung; andererseits lag es auch im Interesse der europäischen Feinde Frankreichs, England auf ihre Seite zu ziehen. Das aber war möglich, wenn Wilhelm III. von Oranien oder seine Gemahlin, die bisher die meiste Aussicht auf die Nachfolge in England gehabt hatte, den englischen Thron besteigen würden. So berührten sich die Interessen der antifranzösischen Koalition mit den Wünschen, die jetzt in England lauter als je erhoben wurden.

Wilhelm III. von Oranien

Wilhelm III. war anfangs aus monarchischem Interesse ein Anhänger der Stuarts gewesen und stand als Calvinist zunächst in einem gewissen Gegensatze zur Hochkirche. Schon seit längerer Zeit aber war eine Verbindung mit den Whigs angeknüpft worden. Dabei ließ sich Wilhelm von dem Gedanken leiten, daß für den Kampf gegen das katholische Frankreich, den er für seine Lebensaufgabe hielt, ein Umschwung in England unbedingt nötig sei. Zur Überwindung der einer Verbindung mit den Whigs entgegenstehenden Schwierigkeiten aber hatte besonders Gilbert Burnet mitgewirkt. Dieser war, wie seine berühmte Geschichte der englischen Reformation beweist, ein entschiedener Gegner des Katholizismus, vertrat aber sonst die Ansicht der Latitudinarier (Weitherzigen), erstrebte also einen Ausgleich zwischen Hochkirche und Presbyterianismus. Unter Jakob II. war er wegen seiner antipäpstlichen Gesinnung nach Holland entwichen; hier gewann er das Vertrauen Wilhelms III. und überzeugte ihn, daß die parlamentarische Monarchie und die anglikanische Kirche für England eine historische Notwendigkeit seien, daß aber dabei der Calvinismus geduldet werden könne. So hatte sich Wilhelm schon 1687 öffentlich gegen die von Jakob II. beliebte Anwendung des Dispensationsrechtes, für Aufrechterhaltung der Testakte und für Duldung der Dissenters, aber gegen Duldung der Katholiken ausgesprochen. Ein persönliches Bedenken Wilhelms III., daß er etwa als „Prinzgemahl" in eine ihm peinliche Stellung kommen würde, beseitigte seine Gemahlin selbst durch den Hinweis auf die Schriftworte: „Frauen, gehorchet euren Männern in allen Dingen."

Burnet 1643—1715

Landung Wilhelms III. 1688

Drei Wochen nach der Geburt des Prinzen von Wales, den man mit Unrecht für untergeschoben erklärte, erging von einer Reihe englischer Lords die Einladung an Wilhelm III., noch im Laufe des Jahres mit Heeresmacht nach England zu kommen: dann werde sich die Nation für ihn erheben. Wilhelm III. war auch entschlossen, dem Rufe zu folgen. Die dem Unternehmen zunächst nicht sehr geneigten Generalstaaten wurden dafür gewonnen durch die Besorgnisse, die Ludwigs XIV. kölnische Pläne weckten (§ 281), und durch den Hinweis auf dessen Einvernehmen mit Jakob II.; sie förderten es eifriger, als der Einmarsch der französischen Truppen in die Pfalz (§ 281) sie von der Sorge vor einem unmittelbaren Angriff Frankreichs auf die Niederlande befreite. Dazu erhielt Wilhelm Hilfsmannschaften von Brandenburg unter Führung des Marschalls Schomberg (§ 278) und nahm auch sonst deutsche Krieger und flüchtige

Sept. 1688

Hugenotten in seinen Dienst. So **landete Wilhelm III.** im November 1688 in Torbay an der Küste von Devonshire; auf dem Hauptmast seines Schiffes wehte die englische Flagge mit der Inschrift: „Für die protestantische Religion und ein freies Parlament." 5. (15.) Nov. 1688

Flucht Jakobs

Jakob hatte versucht, durch Zugeständnisse die drohende Gefahr zu beschwören; jetzt wollte er an der Spitze der Truppen dem Oranier entgegentreten, mußte aber erkennen, daß er sich auf die Truppen nicht verlassen konnte, und kehrte nach London zurück. Von Tage zu Tage mehrte sich der Anhang Wilhelms, und ohne nennenswerten Kampf näherte er sich der Hauptstadt. Da auch Verhandlungen erfolglos blieben, sandte Jakob in der Nacht des 19. Dezembers zunächst seine Gemahlin mit dem Prinzen von Wales nach Frankreich; in der folgenden Nacht **flüchtete er selbst**, nachdem er das große Reichssiegel in die Themse geworfen hatte. Er wurde indes von einigen Fischern an der Küste festgehalten und genötigt, nach London zurückzukehren. Das war Wilhelm III., der schon in Windsor angekommen war, sehr wenig erwünscht, und so verließ Jakob unter seiner Zustimmung oder, wenn man will, auf seine Veranlassung die Hauptstadt wieder: einige Stunden darauf **hielt Wilhelm III. seinen Einzug**. Er forderte die Lords auf, nun die nötigen Schritte zur Sicherung der Verfassung und der Religion zu tun; die Tories wollten das auch jetzt noch unter Mitwirkung Jakobs. Dieser aber weigerte sich, in die Berufung eines Parlaments unter Aufhebung der Toleranz zu willigen, und begab sich nun ungehindert nach Frankreich. Hier wurde er von Ludwig XIV., der ihm in St. Germain eine Hofhaltung ermöglichte, nach wie vor als rechtmäßiger König Englands behandelt. 9. (19.) Dez. 1688 — 16. (26.) Dez. — Wilhelm in London 18. (28.) Dez. — 21. (31.) Dez. — 23. Dez. (2. Jan. 1689

Wilhelm III. 1689–1702 — Maria 1689–1694

§ 289. Wilhelm III. und Maria. Die „glorreiche" Revolution war ohne Blutvergießen gelungen; nun galt es den Neubau des Staates aufzuführen. Dabei stießen in der zusammentretenden Konvention (d. i. ein nicht von einem Könige berufenes Parlament) die Whigs nnd Tories scharf aufeinander. In den Beschlüssen über die **Erledigung und Neubesetzung des Thrones** siegten der Sache nach die Whigs; doch wurde den Beschlüssen eine Fassung gegeben, die den toristischen Ansichten entgegenkam.

Kompromißbeschlüsse 28. Jan. 1689 (7. Febr.)

In dem Beschluß über die Thronerledigung wurde erklärt: König Jakob habe durch seinen Versuch, die Verfassung dieses Königreiches zu vernichten, indem er den **ursprünglichen Vertrag zwischen König und Volk gebrochen** und auf den Rat der Jesuiten und anderer gottlosen Leute die Grundgesetze verletzt habe, sowie durch Entweichung aus dem Königreiche **der Regierung entsagt**, und der Thron sei dadurch erledigt. Whigistisch ist hier der Hinweis auf die Entstehung des Staates durch Vertrag (eine Theorie, die im nächsten Jahre John Locke wissenschaftlich behandelte, § 361) und auf den Vertragsbruch, toristisch die künstliche Konstruktion eines freiwilligen Verzichtes auf die Krone. Diesem Beschluß wurde dann am folgenden Tage der weitere hinzugefügt, daß es nach der Erfahrung mit der Sicherheit und Wohlfahrt dieses protestantischen Königreichs **unverträglich sei, von einem papistischen König regiert zu werden**. Bei der Frage der Neubesetzung des Thrones wollten die Tories nur das Erbrecht gelten lassen und deshalb die Krone an Jakobs Tochter Maria übertragen; da Wilhelm erklärte, daß er dann nach Holland zurückkehren werde, kam man zu dem Ausweg, die **Krone Wilhelm und Maria gemeinsam zu übertragen**, doch sollte Wilhelm allein die Regierungsgewalt bis zu seinem Tode (also auch dann, wenn seine 13. (23.) Febr.

Gemahlin vor ihm sterben würde) zustehen. Zugleich wurde, um die vielumstrittenen Freiheiten zu sichern, die Erklärung der Rechte (declaration of rights) erlassen und vom König genehmigt. Darin wurde erklärt, daß das Dispensationsrecht nicht ferner ausgeübt, daß ohne Bewilligung des Parlaments keine Steuern und Abgaben erhoben, kein stehendes Heer errichtet werden dürfe; daß eine öftere Einberufung des Parlaments nötig sei, daß die Gerichte von der Regierung unabhängig, die Minister dem Parlament ohne königliches Begnadigungsrecht verantwortlich seien. In kirchlicher Beziehung hielt man an der Uniformitäts- und der Testakte fest, doch wurde in einer Duldungsakte den protestantischen Dissenters, die den Huldigungseid leisteten, Freiheit des Gottesdienstes zugestanden; den Katholiken dagegen blieb diese Wohltat versagt.

Erklärung der Rechte

Auch in Schottland trat eine Konvention zusammen, erklärte Jakob für abgesetzt, erließ eine Forderung der Rechte, die der englischen im ganzen entsprach, jedoch die Wiederherstellung der presbyterianischen Kirchenordnung unter Aufhebung der Episkopalkirche forderte, und bot dem englischen Königspaare die Krone an. Wilhelm nahm an, nachdem die Abgesandten erklärt hatten, daß eine Religionsverfolgung nicht eintreten solle.

Schottland

März 1689

11. Mai

So wurden in England und Schottland die festen Formen der parlamentarischen Monarchie als Ergebnis langer Parteikämpfe aufgestellt um dieselbe Zeit, wo sonst in Europa der Absolutismus triumphierte. In kirchlicher Hinsicht kehrten beide Länder zu der Ordnung zurück, in der die Reformation bei ihnen entstanden war; in beiden aber trat der neue König für die Duldung der davon abweichenden Protestanten ein.

Parlamentarische Monarchie

Völlig gesichert freilich war das neue Königtum noch nicht; vielmehr drohte ihm Gefahr durch Erhebungen in Schottland und Irland. Dort erklärte sich ein Teil der Hochländer unter Führung des Marquis von Dunden für Jakob, doch blieb die Bewegung, als Dunden in einem für die Rebellen siegreichen Kampfe fiel, auf die Berglande beschränkt; sie verlor in dieser Isolierung das Bedenkliche, konnte aber erst im Jahre 1692 völlig unterdrückt werden.

Erhebung in Schottland

Juli 1689

Weit größere Bedeutung gewann die Erhebung in Irland. Wir wissen, daß der alte nationale Haß der irischen Kelten gegen die Angelsachsen seit Cromwell neue Nahrung gefunden hatte durch die wirtschaftliche und kirchliche Entwicklung, nämlich durch Übertragung der Landgüter an englische Großgrundbesitzer und die Einführung der Hochkirche (§ 237). Mit diesem Hasse hatte Jakob II. schon als König gerechnet, jetzt bewirkte der von ihm eingesetzte Statthalter Tyrconnel (§ 287) die Erhebung Irlands und lud den vertriebenen König ein, nach Irland zu kommen. Ein solches Unternehmen entsprach den Wünschen Ludwigs XIV., da für seinen Kampf gegen die europäische Koalition die Entthronung Wilhelms III. der größte Gewinn gewesen wäre. Deshalb rüstete er für Jakob, und der Kampf um die englische Krone wurde ein Teil des dritten Raubkrieges (§ 282). Mit französischer Hilfe landete Jakob an der Südküste Irlands und konnte bald in Dublin einziehen. Das hier zusammentretende irische Parlament verlangte die Rückgabe der unter Cromwell eingezogenen Güter, ächtete etwa 2500 englische Kolonisten und erstrebte die völlige Losreißung von England. So weit freilich hatte Jakob nie gehen wollen; er hätte am liebsten einen Ausgleich zwischen den Iren und den englischen Ansiedlern herbeigeführt, wollte aber jedenfalls die Verbindung Irlands mit England aufrechterhalten. Trotzdem gab er im Interesse seines Kampfes gegen Wilhelm III. den Forderungen des Parlaments nach.

Erhebung in Irland

März 1689

Mai 1689

Da Irland bis auf Londonderry und Enniskillen, wo sich die „Sachsen" (Williamiten) in tapferer Verteidigung behaupteten, den Jakobiten zufiel und Marschall Schomberg mit den wenigen Truppen, die er nach Irland hinüberführte, nichts ausrichten konnte, schienen Jakobs Aussichten während des Winters recht günstig. Das aber wurde anders, als Wilhelm III. im nächsten Jahre selbst in Irland erschien. In der heißen Schlacht am Boynefluſſe gewann er einen vollständigen Sieg, nicht zum wenigsten durch die Tapferkeit des Marschalls Schomberg, der hier sein vielbewegtes (§ 245, 272, 278) Feldherrnleben endete. Jakob gab nach dieser Niederlage seine Sache verloren und kehrte nach Frankreich zurück, die Iren setzten den Kampf noch fort, bis im nächsten Jahre ihr letzter Stützpunkt, Limerick, kapitulierte.

Sept. 1689

Schlacht am Boynefluß. 11. Juli 1690

1691

Irland wurde von den Engländern wie ein erobertes Land mit brutaler Härte behandelt. Die anglikanische Kirche blieb trotz der geringen Anzahl ihrer Bekenner Staatskirche; den Katholiken wurde zwar freie Religionsübung zugestanden, aber sie blieben vom Parlament und allen Ämtern ausgeschlossen und durften auch keine Schulen errichten. Weitaus der größte Teil des Grund und Bodens gehörte englischen Grundbesitzern, die ihre irischen Pächter nach Möglichkeit aussogen; kein Katholik durfte ein Grundstück von einem Protestanten erwerben; wurde aber der Sohn eines katholischen Grundbesitzers protestantisch, so erhielt er noch bei Lebzeiten des Vaters dessen Besitz. Durch derartig skandalöse Gesetze suchte man die anglikanische Kirche zu verbreiten. Das irische Parlament gewährte dem irischen Volke keinen Schutz, da in ihm nur Anglikaner saßen. Wie auf den hier berührten Gebieten, so wurden die Iren auf allen systematisch unterdrückt; es ist deshalb erklärlich, daß ihr Haß gegen die Engländer bestehen blieb: er hat sich bis heute erhalten.

Behandlung Irlands

Durch den irischen Aufstand war England in den Krieg gegen Frankreich eingetreten; damit begann die gemeinsame, von Wilhelm III. als König und Generalstatthalter geleitete auswärtige Politik Englands und der Niederlande (der Seemächte). Während nun Wilhelm nach dem Festland ging, um persönlich an dem Kriege teilzunehmen (§ 282), faßte Ludwig XIV. den Plan, Jakob II. auf der französischen Flotte nach England zurückzuführen. Admiral Tourville erhielt den Befehl, die Landung in England durch eine Seeschlacht zu erzwingen. Indes das Unternehmen scheiterte, da die französische Flotte von der englisch-holländischen, die unter Lord William Russels Oberbefehl stand, bei La Hogue (Hougue) vollständig geschlagen wurde.

Flottenangriff Frankreichs

Die Schlacht begann etwa in der Mitte des Kanals mit einem gewaltigen Geschützkampf der beiden Admiralschiffe „Soleil royal" und „Britannia", wobei der „Soleil royal" kampfunfähig wurde. Als dann auch die übrigen französischen Schiffe zur Flucht genötigt wurden, wandte sich ein Teil nach dem Hafen von La Hougue (an der Ostküste der Halbinsel Cotentin), mußte aber hier auf den Strand laufen. Die Engländer folgten, und es gelang ihnen, die französischen Schiffe in Brand zu stecken; nach dem Schauplatze des letzten Kampfes hat die Schlacht den Namen empfangen.

29. (19.) Mai 1692

31. Mai zum 1. Juni 1692

Der Jubel der Engländer über diesen glänzenden Sieg war vollauf berechtigt: seitdem beherrschte die englische Flotte das Meer, war Wilhelms Krone gesichert. Der Verlauf des Landkrieges und der Frieden von Ryswyk, den wir schon kennen (§ 282, 283), bestätigte diesen Erfolg. Wilhelm III. hatte Englands auswärtige Politik im Geiste Elisabeths und Cromwells geleitet und damit das europäische Ansehen des Staates, das unter der unwürdigen Abhängigkeit der Stuarts von Frankreich sehr gelitten hatte, wieder gehoben. Im Innern aber wurden inzwischen die

1697

parlamentarische Monarchie weiter ausgebaut und die Finanzen geordnet.

1690 Das Parlament bewilligte dem Königspaare eine Zivilliste auf Lebenszeit, die übrigen Steuern auf vier Jahre; als dann neue Steuern notwendig wurden, behielt es sich die jährliche Kontrolle der Ausgaben vor. Damit 1694 hing die Triennialbill zusammen, nach der das Unterhaus alle drei Jahre neugewählt werden, aber jedes Jahr zusammentreten sollte.

Bank von England 1694 Sehr wertvoll für die englischen Finanzen war die Gründung der Bank von England. Als eine Kriegsanleihe aufgebracht werden sollte, bildete der Schotte Paterson mit englischen Kapitalisten und hugenottischen Flüchtlingen nach dem Muster der Georgbank in Genua (II, § 327) eine Gesellschaft, die jene Anleihe übernahm. Zur Sicherheit wurden Staatseinkünfte angewiesen, und die Bank erhielt das Recht, „Noten" auszugeben, die als Zahlungsmittel anerkannt wurden. Die Bank schuf eine feste Grundlage für den englischen Staatskredit um dieselbe Zeit, wo Frankreich dem finanziellen Ruin entgegenging (§ 283), und wurde mit der Zeit der Mittelpunkt des gesamten Geldverkehrs nicht nur Englands, sondern der Welt.

28. Dez. 1694 Der Tod der Königin Maria änderte an Wilhelms Stellung 1696 nichts; die Entdeckung einer jakobitischen Verschwörung festigte sie nur noch. 30. Juli 1700 Als dann der Sohn seiner Schwägerin Anna, Wilhelm von Glocester, starb Thronfolgeordnung und damit die Möglichkeit näher rückte, daß die katholischen Stuarts 12. Febr. 1701 zurückkehren könnten, beschloß das Parlament, daß nach Annas kinderlosem Tode die englische Krone auf die Kurfürstin Sophie von Hannover (eine Enkelin Jakobs I., Stammbaum 3) und ihre Nachkommen übergehen solle, doch müsse der Thronfolger der anglikanischen Kirche angehören. Mußte der calvinische Wilhelm diesen Zusatz als Kränkung empfinden, so hatte er doch noch die Genugtuung, England an der Seite der Niederlande und Österreichs in den Spanischen Erbfolgekrieg eintreten zu sehen (§ 317). Be- 19. März 1702 vor dieser Krieg wirklich ausbrach, ist Wilhelm III. gestorben; ihm gebührt der Ruhm des Vorkämpfers gegen Frankreichs Übergewicht und des Vollenders der englischen Verfassung.

Anna 1702—1714 **§ 290. Anna.** Wilhelms Nachfolgerin Anna hatte stuartsche Neigungen, hielt aber trotzdem an der auswärtigen Politik Wilhelms fest. Das war hauptsächlich das Werk des zum Lord Marlborough erhobenen John Churchill und seiner Gemahlin; die letztere (Sarah Jennings) war Annas Hofdame und Freundin, beherrschte die unselbständige Königin vollständig und wirkte im Sinne ihres Gemahls und der whigistischen Partei. Lord Marlborough hat etwa zehn Jahre lang die englische Politik geleitet und zugleich die englischen Heere im Spanischen Erbfolgekriege geführt. An anderer Stelle (§ 317 ff.) werden wir uns mit diesem für ganz Europa so überaus wichtigen Kriege und seinen Folgen zu beschäftigen haben; England gewann durch ihn Gibraltar, Menorca, Akadien, Neufundland und die Hudsonbailänder.

Union Englands und Schottlands 1. Mai 1707 Aus der inneren Geschichte dieser Zeit ist wohl der wichtigste Vorgang die völlige Union Englands und Schottlands zu einem Königreich Großbritannien. Vom 1. Mai 1707 an erhielten sie ein gemeinsames Parlament und bildeten ein Zollgebiet; doch wurde zur Sicherung der schottischen Presbyterialkirche eine kirchliche Schutzakte erlassen. Die Union brachte den Schotten vor allem wirtschaftliche Vorteile durch Teilnahme an dem entstehenden englischen Welthandel und an der englischen Kolonisation; und diese Rücksicht überwand denn auch die im letzten schottischen Parlament, das im Winter 1706/07 tagte, vorhandenen partikularistischen und jakobitischen

Neigungen. Die Aussichten der Stuarts mußten natürlich geringer werden: ein Landungsversuch Jakobs (III.) scheiterte kläglich (§ 319). 1708

Sturz der Whigs

Anna hatte einen Preis auf seinen Kopf setzen müssen, war aber dann doch bemüht, ihm die Thronfolge zu verschaffen. Eine gewisse Aussicht dazu schien sich zu bieten nach dem Sturze der whigistischen Partei. Im englischen Volke, das eine Beendigung des langen Krieges und der damit verbundenen Auflagen herbeisehnte, wuchs die toristische Strömung; ein Streit der Königin mit der Lady Marlborough (diese hatte ihr ein Paar Handschuhe verweigert) und eine daran anknüpfende Hofintrigue bewirkten die Entfernung der Lady vom Hofe; an ihre Stelle trat Lady Masham, die im Sinne der Tories wirkte. Die Königin berief Lord Bolingbroke und andere Tories in das Ministerium. Wie das auf die große Politik wirkte, werden wir später sehen (§ 320); der Wunsch der Königin, ihrem Stiefbruder das Reich zu hinterlassen, ließ sich aber doch nicht durchsetzen: der Friede von Utrecht erkannte 1713 die Thronfolge des Hauses Hannover an, und auch alle weiteren Bemühungen der Königin und Bolingbrokes waren vergeblich. Die Erörterung der Thronfrage mußte für Anna besonders schmerzlich sein, da sie siebzehnmal Mutter gewesen war und alle ihre Kinder sowie auch ihren Gemahl, Georg von Dänemark († 8. Nov. 1708), überlebt hatte.

Als Königin Anna am 1. August 1714 starb, bestieg Georg I. von Hannover den englischen Thron und begründete die bis 1837 währende Personalunion zwischen Hannover und Großbritannien.

3. Der englische Kolonialbesitz.

§ 291. Während die europäische Stellung Englands nach der Rückkehr der Stuarts stark gefährdet war und erst seit der glorreichen Revolution neu gefestigt wurde, nahmen seine kolonialen Unternehmungen im ganzen einen günstigen Fortgang.

Nordamerika

Dies gilt zunächst für Nordamerika. Unter Karl II. wurde 1663 in dem südlichen Kolonialgebiet (§ 241) die Kolonie Carolina begründet, sodann wurde Neu-Niederland (mit Neu-Schweden) während des zweiten holländisch-englischen Seekrieges erobert und im 1664 Frieden von Breda an England abgetreten (§ 223). Karl II. überwies das Gebiet seinem 1667 Bruder Jakob von York, und diesem zu Ehren wurde die Kolonie und ihre Hauptstadt Neu-Amsterdam in New York umgetauft; dabei wurde aber New Jersey als besondere 1664 Kolonie abgetrennt. Wie einst die Puritaner (§ 241) wanderten nun viele Quäker (§ 236), um der kirchlichen Bedrückung zu entgehen, nach Nordamerika aus und wandten sich den neu gewonnenen Gebieten zu. Die ersten erschienen 1675 am Delaware; dann erwarb ihr Oberhaupt William Penn (§ 287), der Sohn des Eroberers von Jamaika (§ 239), weite 1681 Landstriche westlich des Delaware, und die hier entstehende neue Kolonie erhielt nach ihm den Namen Pennsylvanien (Penns Waldland). Er ging 1682 selbst dorthin und gründete 1683 Philadelphia (Stadt der Bruderliebe); da in Pennsylvanien völlige Glaubensfreiheit galt und eine sehr freie Verfassung bestand, hatte die Kolonie viel Zuzug und blühte schnell auf; 1691 wurde Delaware von ihr getrennt. Mit der Erwerbung der früher niederländischen und schwedischen Gebiete war die Verbindung zwischen den alten südlichen Kolonien (Virginien und Maryland) und den Neuenglandkolonien des Nordens (Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, wozu 1680 New Hampshire trat) hergestellt (§ 241). Die ganze Küste war nun englisch; am Ende des Jahrhunderts gab es elf Kolonien: Massachusetts, New Hampshire, Rhode Island, Connecticut, New York, New Jersey, Delaware, Pennsylvanien, Maryland, Virginien, Carolina), deren Zahl sich Anfang des 18. Jahrhunderts durch die Teilung in Nord- und Südcarolina (1729) und durch die Gründung von Georgien (1733) auf 13 vermehrte. Nach Norden schloß sich das französische Kolonialgebiet (Canada) an, von dem aus die Franzosen auch nach dem Mississippi ins Hinterland der englischen Kolonien vordrangen. Wir wissen, daß es zwischen Engländern und Franzosen um Akadien und um das Recht des Pelzhandels in den Hudsonbailändern (hierfür entstand 1669 eine englische Gesellschaft) zu Streitigkeiten kam, in denen wie im gleichzeitigen dritten Raubkriege die Franzosen ihren Besitzstand be-

haupteten (§ 274); erst durch den Spanischen Erbfolgekrieg errang England ihnen gegenüber einen großen Erfolg (§ 320).

Verfassung der Kolonien

Die **Verfassung** der englischen Kolonien ruhte im ganzen auf dem ja auch im Mutterlande herrschenden Grundsatz der Selbstverwaltung unter Aufsicht des Staates; als Muster diente die 1621 für Virginien erlassene Verfassung (§ 241). Der **Gouverneur** wurde von dem Begründer der Kolonie ernannt; das war entweder die Krone oder eine Gesellschaft oder auch ein einzelner Unternehmer. Da aber die Gesellschaften und Unternehmer im Laufe der Zeit fast überall ihre Rechte an die Krone übertrugen, so wurden auch deren Kolonien zu Kronkolonien; die Kolonisten wählten eine **Volksvertretung** (assembly), und diese wieder wählte einen dem Gouverneur zur Seite stehenden **Rat** (council). Mit kleinen Verschiedenheiten in der Art ihrer Einsetzung (Ernennung eines Teils der Mitglieder des Rats durch die Krone, Bildung des Parlaments aus Volksvertretern und Rat) finden sich überall diese drei Regierungsorgane. Sehr früh entstanden Streitigkeiten darüber, wie weit die Gesetzgebung der kolonialen Parlamente vom Mutterland abhängig sei, auch über die Frage, ob das Mutterland die Kolonien ohne deren Zustimmung besteuern dürfe. In **wirtschaftlicher** und **sozialer** Beziehung bestand, wie schon gesagt (§ 241), ein Gegensatz zwischen den nördlichen Kolonien mit gemäßigtem und den südlichen mit heißem Klima. Dort siedelten sich zahlreiche Europäer als freie Bauern an; hier trieben wenige Großgrundbesitzer Plantagenbau mit Hilfe eingeführter Negersklaven. Den Handel mit den Kolonien suchte sich das Mutterland nach den Grundsätzen der Navigationsakte (§ 223) vorzubehalten; dabei begünstigte man die Erzeugung der Rohstoffe, suchte aber eine eigne Industrie in den Kolonien nicht aufkommen zu lassen. Es geschah das zum Vorteil der englischen Industrie, die damals, auch durch die hugenottische Einwanderung, einen bedeutenden Aufschwung nahm, doch erregte dieses Verfahren bei den Kolonisten große Verstimmung.

Wirtschaft

Ostindien

Nächst Nordamerika war **Ostindien** das für die Zukunft wichtigste Kolonialgebiet Englands. Karl II. hatte 1661 als Mitgift seiner portugiesischen Gemahlin **Bombay** erhalten (§ 284); da es ihm indes zu viel Geld kostete, überließ er es 1668 der **Englisch-ostindischen Kompagnie**. Sonst waren deren Fortschritte freilich recht gering und ihre Lage nicht sehr günstig. Aus der hinterindischen Inselwelt mußte sie vor den Holländern immer mehr zurückweichen, sie räumte 1684 Bantam auf Java und hatte nun nur noch eine Station im Westen Sumatras (Fort Marlborough); in **Vorderindien** aber erschienen die Engländer wie alle Fremden bei der großen Macht der einheimischen Herrscher doch immer nur als geduldet. Da faßte Josia Child, der die Kompagnie in London leitete, den Plan, größeren Territorialbesitz zu erobern; dazu wurden 1685 im Einvernehmen mit der Krone zehn Kriegsschiffe ausgesandt. Nun aber nahm damals die Macht des **Großmoguls** nach außen einen großen Aufschwung, indem Aurungseb (1658—1707) durch die Eroberung von Bidschapur und Golconda dem Reiche die weiteste Ausdehnung gab (§ 432). Gerade während dieses geschah, begannen die von Child angeregten kriegerischen Unternehmungen. Sie scheiterten jedoch vollständig; die Engländer wurden in Bombay von einer Flotte des Großmoguls hart bedrängt und mußten den Frieden durch Geld und durch eine demütige Bitte um Verzeihung erkaufen. Dann aber kam ihnen zustatten, daß Aurungseb gegen Aufstände und gegen das von Siwadschi († 1680) gegründete Mahrattenreich (§ 432), das eine national-religiöse Auflehnung des Hindutums gegen den Mohammedanismus bedeutete, schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Die Kompagnie gewann **Calcutta** und errichtete hier das Fort William. Gegen Ende des Jahrhunderts bestanden in Indien die drei Präsidentschaften Bombay, Madras und Calcutta. In der Heimat waren inzwischen schon lange gegen die Monopolstellung der Gesellschaft heftige Angriffe erhoben worden. Im Jahre 1698 wurde eine zweite ostindische Kompagnie gegründet, doch ging die alte aus dem Konkurrenzkampf siegreich hervor: beide Kompagnien vertrugen sich 1702 und verschmolzen 1708.

1686, 1687

1690

1696

Westafrika

In **Westafrika**, wohin Engländer schon seit den Zeiten Elisabeths gefahren waren, gewann eine 1662 gegründete westafrikanische Kompagnie die kurländischen Niederlassungen (§ 249) und griff ohne Kriegserklärung die holländischen an. Das gab den Anstoß zu dem zweiten holländisch-englischen Seekriege (§ 223); die Kompagnie vermochte aber ihre Eroberungen nicht zu behaupten und löste sich bald auf. Eine neue, 1672 gegründete Afrika-Kompagnie übernahm von ihr Cape Coast Castle und Fort James (an der Mündung des Gambia), gründete noch eine Reihe weiterer Stationen und betrieb hauptsächlich den Negerhandel. **Tanger**, das Karl II. 1661 als Mitgift seiner Gemahlin erhalten hatte, überließ er, weil es zu kostspielig war, 1684 den Mauren; heute (1907) wird man diesen Schritt in England mehr als je bedauern.

1664

B. Die Niederlande.

§ 292. Die Staatenpartei und Wilhelm III. Die Kolonien. Wir haben den Vereinigten Niederlanden eine zusammenhängende Darstellung bis zum Frieden von Breda gewidmet (§ 223); ihre weiteren Schicksale sind so eng mit den schon behandelten europäischen Ereignissen verknüpft, daß wir hier auf diese Darstellung verweisen können. Im Innern bestand der Gegensatz zwischen der Staatenpartei und der oranischen Partei fort. Während der ersten statthalterlosen Periode leitete der Ratspensionär Johann de Witt den Staat; er brachte gegen Ludwig XIV. die Tripelallianz zustande (§ 269), sorgte für die Flotte, ließ aber das Landheer verfallen. Es geschah das im Interesse der herrschenden Staatenpartei; wußte man doch, daß die Armee oranisch gesinnt war. Als nun die Niederlande dem Angriff Ludwigs XIV. beim Beginn des zweiten Raubkrieges wehrlos erlagen, erhob sich das niedergehaltene Volk und bewirkte, daß Wilhelm III. von Oranien zum Generalstatthalter erhoben wurde (§ 271).

1667

Erste statthalterlose Periode 1650—1672

Wilhelm III. 1672—1702

Die Erregung des Volkes entlud sich dann in einer entsetzlichen Bluttat. Johanns Bruder Cornelius de Witt wurde fälschlich eines Mordanschlags gegen Wilhelm III. beschuldigt und gefangen gesetzt. Trotz der Folter blieb er dabei, daß er unschuldig sei, wurde aber zur Verbannung verurteilt. Als nun Johann seinen Bruder aus dem Gefängnis abholen wollte, drang der Pöbel in das Gebäude ein, schleppte beide auf die Straße, ermordete sie unter furchtbaren Mißhandlungen und schändete auch noch die Leichen, bevor sie an den Galgen gehängt wurden. Eine Bestrafung der Mörder erfolgte nicht.

21. Juli 1672

20. Aug. 1672

Wie Wilhelm III. den Kampf gegen Frankreich führte, wie er die englische Krone gewann und im dritten Raubkriege der Vorkämpfer Europas gegen Frankreichs Übergewicht wurde, ist schon erzählt worden (§§ 272f., 281ff., 288f.). Er hatte bei dieser Politik mit mancher Gegnerschaft in den Generalstaaten zu ringen; trotz solcher Hemmnisse gelang es ihm aber, die Niederlande auch zur Teilnahme an dem Spanischen Erbfolgekriege zu bestimmen (§ 317). Seit Wilhelm III. englischer König geworden war, leitete der Ratspensionär Anton Heinsius die niederländischen Angelegenheiten in seinem Sinne; er blieb auch der Leiter des Staats und setzte Wilhelms Politik fort, als nach Wilhelms Tode die zweite statthalterlose Periode der niederländischen Geschichte begann. Diese Periode fand, wie die erste, ihr Ende, als neue Gefahren von Frankreich drohten (§ 343, 374).

1689

Heinsius geb. 1641 gest. 1720

Zweite statthalterlose Periode 1702—1747

Die Niederlande haben unter Wilhelm III. in den europäischen Verwicklungen eine weit höhere Bedeutung erlangt, als ihnen die Größe ihres Landes zuzugestehen schien. Das war das Werk Wilhelms III.; aber es hat dabei auch mitgewirkt die Stellung, die die Niederlande als Handels- und Kolonialmacht schon vorher gewonnen hatten (§ 224). Diese Stellung haben sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im ganzen behauptet, doch trat ihnen England immer mehr als ebenbürtiger Konkurrent zur Seite, während der französische Mitbewerb seit dem Rückgang der französischen Volkswirtschaft (§ 283) und der Niederlage der Flotte bei La Hogue (§ 289) weniger gefährlich wurde. Noch besaßen sie von allen Nationen die meisten Handelsschiffe (§ 224); noch war die Amsterdamer Börse die erste Geldmacht, wenn auch seit der Gründung der Bank von England (§ 289) die Londoner schnell an Bedeutung wuchs.

Kolonialmacht

Das wichtigste holländische Kolonialgebiet blieben die hinterindischen Inseln. Hier stieg die Macht der Holländisch-ostindischen Kompagnie immer höher, indem immer mehr

Indien

einheimische Fürsten genötigt wurden, ihr Protektorat anzuerkennen. Das taten von kleineren abgesehen 1667 der Herrscher von Makassar, wodurch die Holländer auf Celebes festen Fuß faßten, und etwa gleichzeitig mehrere Fürsten in Sumatra. Um 1680 gewann die Kompagnie unter Benutzung von Streitigkeiten einheimischer Herrscher die Oberhoheit über die Reiche Bantam und Mataram auf Java, 1683 die über das mächtige Reich Ternate auf den Molukken. Das Monopol der Kompagnie in Java, Celebes und auf den kleinen Sundainseln war nun gesichert; die Engländer räumten 1684 ihre letzte auf Java noch behauptete Station (§ 291). In den Jahren 1651 bis 1702 hat die Kompagnie neben 11 dividendenlosen Jahren siebenmal 12½, fünfmal 15, sechsmal 20, einmal 22½, siebenmal 25, zweimal 27½, zweimal 30, dreimal 33⅓, einmal 33½, einmal 35, fünfmal 40, einmal 60 Prozent Dividende verteilt. — Im Vergleich zu dem indischen Besitz sind die übrigen Kolonien der Holländer unbedeutend; erwähnt mag noch werden, daß sie in Guayana durch den Frieden von Breda (§ 223) Surinam erhielten: damit hatten sie die Engländer hier verdrängt; gern hätten sie nun auch ihren anderen Nachbarn, den Franzosen (§ 274), Cayenne abgenommen; das ist ihnen aber nicht gelungen.

Surinam 1667

Drittes Kapitel.

Deutschland von 1648 bis 1700. Die Gründung des brandenburgisch-preußischen und des österreichisch-ungarischen Staates.

Ohnmacht des Reiches

§ 293. Überschau und Vorblick. Seit dem Westfälischen Frieden war, wie früher ausgeführt (§ 216), das Deutsche Reich als Ganzes zu völliger Ohnmacht verurteilt: es fehlte eine auch nur einigermaßen leistungsfähige Zentralgewalt; fremde Staaten hatten wertvolle Grenzlande erworben und besaßen das Recht, sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands einzumischen; wirtschaftlich hatte es furchtbar gelitten, und auch seine geistige Entwicklung unterstand fremden Einflüssen.

Bedeutung der Einzelstaaten

Bei der Schwäche der Reichsgewalt kam für die Zukunft Deutschlands alles auf die Einzelstaaten an*). Das zeigte sich zunächst in den Beziehungen zum Ausland. Im Westen des Reiches gab es keinen größeren Staat: deshalb machte sich hier die Zerrissenheit Deutschlands am verhängnisvollsten geltend. Ludwig XIV. vermochte unter Benutzung der mannigfachen Sonderinteressen und der ihm durch den Westfälischen Frieden zustehenden Rechte Bündnisse mit deutschen Fürsten zu schließen und jede einheitliche deutsche Gegnerschaft zu hindern. Da zudem der Blick des Kaisers wegen der habsburgischen Hausinteressen mehr nach dem Osten als nach dem Westen gerichtet war, die Gesamtlage Europas Ludwigs XIV. Vorgehen begünstigte, so sind seine Erfolge im Elsaß nur zu erklärlich.

Westen

Osten

Anders lagen die Dinge im Osten. Hier haben Brandenburg-Preußen und Österreich nicht nur weitere Einbußen verhütet, sondern sogar Erfolge gegen die benachbarten Großmächte errungen. Sie stiegen dabei selbst zu Großmächten auf, und dieses Aufsteigen ist die wichtigste Tatsache der deutschen Geschichte jener Zeit und wurde auch für Europa von größter Bedeutung.

Brandenburg

Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst, kräftigte seinen Staat durch Schaffung eines tüchtigen Heeres und Besserung der Verwaltung im Geiste des Absolutismus, erlangte durch das Eingreifen in den schwedisch-polnischen Krieg die Souveränität in Preußen, gewann

*) Deshalb bringt dieses Kapitel, anknüpfend an Band II, § 321, auch einen kurzen Überblick über die bedeutenderen Einzelstaaten.

durch die Teilnahme am zweiten Raubkrieg und die Siege über Schweden zwar nicht das erstrebte Vorpommern, wohl aber ein höheres Ansehen in Europa. Die Verteidigung Kleves und die Rückeroberung Vorpommerns war ein speziell brandenburgisches Interesse, aber es war auch zugleich ein deutsches. In diesem Zusammenfallen liegt jetzt und später das, was man die deutsche Mission Preußens genannt hat: sie ist nicht so zu verstehen, als habe Preußen unter Verzicht auf eigene Interessen deutsche Politik getrieben, sondern besteht darin, daß die egoistisch-preußische Politik zugleich den Lebensfragen Deutschlands diente. Daß der Große Kurfürst auch an überseeische Unternehmungen dachte, steigerte sein Ansehen und zeigt seinen weiten Blick, obgleich diese Unternehmungen keinen dauernden Erfolg brachten. In den Beziehungen der deutschen Staaten untereinander gewann Brandenburg eine führende Rolle, indem es in gewissem Sinne an die Stelle Kursachsens trat. Noch unter Moritz hatte Kursachsen an der Spitze des deutschen Fürstentums und des Protestantismus dem katholischen Kaisertum gegenübergestanden (§ 69 ff.). Wir wissen, daß es dann seit Kurfürst August streng lutherisch geworden war und sich dem Kaiser angeschlossen hatte (§ 177 ff.); besonders deutlich war das im Anfange des Dreißigjährigen Krieges hervorgetreten (§ 194). Damit rückte als Vorkämpferin des Protestantismus und des Fürstentums zunächst die calvinische Pfalz an seine Stelle; nach deren Niederlage im Dreißigjährigen Kriege (§ 196) aber ging diese Führung auf Brandenburg über. Dieses war auch deshalb hierzu besonders geeignet, weil es wegen des calvinischen Bekenntnisses seines Fürstenhauses und des lutherischen der Untertanen auf Aussöhnung und Vertretung beider protestantischen Richtungen angewiesen war. Der Übertritt des sächsischen Kurfürsten zum Katholizismus war nicht die Ursache, sondern der Abschluß dieser Entwicklung. Daß aber mit dem Eintritt Brandenburgs in die historische Stellung Sachsens eine Rivalität zwischen beiden Staaten entstand, ist begreiflich; sie wurde noch erhöht, weil Brandenburg die von Sachsen so lange erstrebten Stiftslande Magdeburg und Halberstadt erlangte. — Alles in allem hob der Große Kurfürst seinen Staat sehr und wurde ihm in seiner europäischen und deutschen Politik der Wegweiser einer großen Zukunft: das, was er schon erreicht hatte, fand seinen Ausdruck in der Königskrönung seines Sohnes.

Kursachsen

Dieser Gründung der brandenburgisch-preußischen Großmacht ging parallel die der österreichisch-ungarischen. Nach der Abwehr des türkischen Angriffs gewannen die Habsburger Ungarn und Siebenbürgen. Wir haben die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Vorgangs schon gekennzeichnet (§ 264); hier mag hervorgehoben werden, daß die habsburgische Monarchie damit anfing, aus Deutschland hinauszuwachsen; ebenso geschah das, als sie durch den Spanischen Erbfolgekrieg auch italienische Lande erwarb. Selbstverständlich wollte sie aber auch die erste deutsche Macht bleiben und blickte deshalb mit Mißgunst auf die Erfolge Brandenburgs: so bahnte sich der folgenschwere Gegensatz der beiden gleichzeitig aufstrebenden Staaten an.

Österreich-Ungarn

Die Rangerhöhung der Hohenzollern steht aber in dieser Zeit nicht vereinzelt da; auch andere deutsche Fürstenhäuser gewannen damals Königskronen: ein pfälzischer Wittelsbacher bestieg den schwedischen, ein kursächsischer Wettiner den polnischen, ein hannoverscher Welfe den

Erwerbung auswärtiger Kronen

Unterschied gegen die preußische Krone

englischen Thron. Zwischen diesen Kronen und der preußischen Königskrone bestanden jedoch sehr wesentliche Unterschiede. Zunächst entstanden

1. Personalunion — Realunion

hier überall nur Personalunionen, während Brandenburg und Preußen zu *einem* Staate wurden. Sodann aber waren die Königskronen von

2. Alte Kronen — neue Krone

Schweden, Polen und England *alte* Kronen mit einer langen europäischen Vergangenheit; es handelte sich um Staaten, die an Bedeutung die deutschen Lande der neuen Herrscher überragten. Diese traten also in den Bann einer alten *nichtdeutschen* Tradition, und so weit die neuen auswärtigen Verbindungen auf die deutschen Stammlande zurück-

3. Undeutsche — deutsche Aufgaben

wirkten, wurden diese Anhängsel der fremden Staaten und in deren Dienst gestellt. Daß etwas Ähnliches auch für die Erwerbung Ungarns durch Österreich gilt, haben wir schon gesagt. Ungarn hatte zwar seine Selbständigkeit längst eingebüßt und überragte die Stammlande der Habsburger nicht, zumal mit diesen tatsächlich die Kaiserkrone verknüpft war; aber der Schwerpunkt der österreichischen Interessen wurde doch immer mehr nach dem europäischen Südosten verlegt: Österreich übernahm hier eine sehr wichtige weltgeschichtliche Aufgabe, die Befreiung der christlichen Untertanen vom türkischen Joche; aber diese Untertanen waren keine Deutschen, und Österreich entfremdete hier den speziell deutschen Interessen in ähnlicher Weise wie durch seine italienischen Besitzungen. Im Gegensatz zu alledem gewannen die Hohenzollern in Preußen eine *neue Krone*, war das Land, nach dem sie benannt wurde, *kein alter europäischer Großstaat*; es *überragte das deutsche Stammland nicht*, war mit diesem schon seit etwa 100 Jahren verbunden und *zog es nicht in den Dienst ausländischer Interessen*. Die neue Würde verstärkte nur das Gewicht der Pflichten, die die Hohenzollern bisher schon gehabt hatten: die Rückgewinnung der in der Zeit der deutschen Schwäche verlorenen Deutschordenslande mit ihren deutschen Städten und deutschen Bauern, sowie die Erhaltung des Deutschtums gegen das Polentum. Auch hier fielen wieder die speziell brandenburgisch-preußischen Interessen mit den deutschen zusammen: *der Staat der Hohenzollern wuchs nicht* wie die übrigen *aus Deutschland hinaus*, sondern *zog das verlorene Deutschland in Deutschland hinein*.

Frage einer neuen Einheit:

Die Tatsache, daß Brandenburg-Preußen in seiner auswärtigen Politik jetzt und später mit seinen egoistischen zugleich deutsche Interessen wahrte, mußte natürlich bedeutungsvoll werden auch für die wichtigste innerpolitische Zukunftsfrage des deutschen Volkes, für die Frage, ob und wie die staatliche Zerrissenheit ausmünden könne in eine neue Einheit.

a) Nicht das alte Kaisertum

An sich hätte man ja daran denken können, daß diese in einer *Mehrung der kaiserlichen Rechte* zu suchen sei, also von den Habsburgern ausgehen müsse. Dem aber stand zunächst entgegen, daß, wie schon gesagt, die habsburgischen Hauptinteressen außerhalb Deutschlands lagen und den deutschen vielfach zuwiderliefen. Dazu kam die Tatsache, daß die Habsburger die Kaiserkrone trugen und Vorkämpfer des Katholizismus waren. Hatten sich die deutschen Fürsten schon im 15. Jahrhundert einer zentralistischen Reichsreform widersetzt (II, § 332), so mußte jetzt erst recht jeder Versuch, ihre Selbständigkeit zugunsten der alten Kaisermacht zu beschränken, aussichtslos erscheinen. Es wäre das ja einem Verzicht auf die mühsam errungene und im Westfälischen Frieden anerkannte Souveränität gleichgekommen, da nach dem alten Reichsrecht der Kaiser der einzige

Souverän war. So mußte eine Einheitsform gefunden werden, bei der die Souveränität der Einzelstaaten unangetastet blieb; das aber war der freiwillige Zusammenschluß der souveränen Einzelstaaten zum Bundesstaat, d. h. der föderalistische Weg, den man schon im 15. Jahrhundert hatte beschreiten wollen (II, § 332). Die Führung auf diesem Wege konnte der Territorialstaat Österreich schon deshalb nicht übernehmen, weil sein Erzherzog die Kaiserkrone trug. Auch wenn man auf die mit ihr verbundene politische Tradition verzichtet und bundesstaatliche Gedanken gehegt hätte, mußte ganz von selbst jede Einheitsform unter österreichischer Führung als eine Wiederbelebung der alten deutschen Monarchie mit nur einem Souverän erscheinen. Dazu aber kam noch, daß die Habsburger an dem katholischen Charakter der Kaiserkrone festhielten und als Vertreter einer katholischen Politik dem geistigen Fortschritt des deutschen Volkes entgegenstanden. Dieser ruhte auf dem Protestantismus, und ihm freie Zukunftsbahn geschaffen zu haben, war ein gegen Österreich erkämpfter Gewinn des Dreißigjährigen Krieges. Nur im Gegensatz zu dem katholischen und kaiserlichen Österreich war der Weg zum deutschen Bundesstaat zu beschreiten. Damit schieden, von anderen Ursachen abgesehen, als mögliche Führer auch das strengkatholische Bayern und auch Sachsen aus. So führt die Betrachtung der inneren Politik wie die der auswärtigen auf Brandenburg-Preußen als den Staat der deutschen Zukunft.

b) Bundesstaat

A. Deutschland nach dem Westfälischen Frieden.

§ 294. Verfassung. Der Westfälische Friede besiegelte die Umgestaltung der Reichsverfassung, die seit dem Ausgang der Stauferzeit begonnen hatte; das Reich löste sich tatsächlich in einen lockeren Bund souveräner Staaten auf.

Der Theorie nach blieb der Kaiser der oberste Herr des Reiches, ja der Welt; seine tatsächliche Macht aber war sehr gering. Die eigentliche Regierung war überall den Reichsständen zugefallen, und deren Belehnung war nur eine leere Form; eine Stütze fand der Kaiser nur noch in den kleinsten und am wenigsten leistungsfähigen Territorien, in den geistlichen, städtischen und ritterschaftlichen. Seine „Reservatrechte" beschränkten sich in der Hauptsache auf die Besetzung einiger Stellen bei den Reichsgerichten, auf Gewährung gewisser Privilegien, auf Verleihung von Rangerhöhungen und ähnliches; in allen wichtigen Fragen (Vertretung nach außen, Bildung eines Heeres, Erhebung von Steuern usw.) war er an die Mitwirkung des Reichstages gebunden.

Kaiser

Der Reichstag war ursprünglich eine periodisch berufene Fürstenversammlung gewesen, allmählich aber kamen die Fürsten nicht mehr selbst, sondern schickten Gesandte, und so wurde der Reichstag zu einem Gesandtenkongreß, der seit 1663 ständig in Regensburg tagte. Verglichen mit der heutigen Reichsverfassung entsprach er nicht dem Reichstage, sondern eher dem Bundesrate. Da die Reichstagsgesandten nach Instruktionen stimmten, waren die Verhandlungen (es gab ja weder Eisenbahn noch Telegraph) äußerst schwerfällig. Gegliedert war der Reichstag in die drei Kollegien der Kurfürsten, Fürsten und Städte (II, § 314). Die Zahl der Kurfürsten stieg durch den Westfälischen Frieden auf acht: davon waren fünf (Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Bayern) katholisch, drei (Sachsen, Brandenburg, Pfalz) protestantisch. Im Fürstenrat hatten die geistlichen und weltlichen Fürsten Virilstimmen (Einzelstimmen); dazu kamen die vier Kuriatstimmen der wetterauischen,

Reichstag

schwäbischen, fränkischen, westfälischen Grafenbank und die zwei Kuriatstimmen der nichtgefürsteten schwäbischen und rheinischen Prälaten. Jede Kuriatstimme entstand durch Sonderabstimmung der betreffenden Bank und galt gleich einer Virilstimme. Das Fürstenkolleg zählte mit einigen Schwankungen ungefähr 100 Stimmen; etwas über die Hälfte war katholisch. Das Kollegium der Reichsstädte, das zuerst 1489 auftritt (II, § 314), erlangte durch den Westfälischen Frieden die volle Gleichberechtigung mit den beiden andern; es umfaßte 51 Städte, von denen die meisten protestantisch waren. — Die Aufstellung der „Propositionen", d. h. der Beratungsgegenstände, war Sache des Kaisers, doch konnten auch die Stände Anträge stellen. Innerhalb der Kollegien erfolgten Mehrheitsbeschlüsse; ein Reichsbeschluß konnte aber nur durch Übereinstimmung aller drei Kollegien (zuerst mußten sich die Kurfürsten und Fürsten einigen, dann ging die Sache an die Städte) und durch Zustimmung („Ratihabition") des Kaisers zustande kommen. Über Religionsfragen sollte, auch in den Kollegien, nicht nach Stimmenmehrheit, sondern durch gütlichen Vergleich entschieden werden (§ 215); die Reichsstände traten dann in ein corpus evangelicorum unter Kursachsen und ein corpus catholicorum unter Mainz auseinander (itio in partes). — Zur Vorbereitung wichtiger Angelegenheiten wurden paritätisch bestellte Reichsdeputationen gebildet, bestehend aus den Kurfürsten und einigen anderen Reichsständen.

Reichskammergericht

Die Gerichtsbarkeit in den Territorien war Sache der Landesherrn; das Reichskammergericht (II, § 333) hatte nur zu urteilen über Landfriedensbruch und in den Streitigkeiten der Reichsunmittelbaren, soweit diese nicht durch Schiedsgerichte („Austräge" II, § 251), von denen übrigens an das Reichskammergericht appelliert werden konnte, entschieden wurden; weiter war es für Reichsmittelbare zuständig bei Rechtsverweigerung und als Appellationsinstanz in Zivilsachen, falls die Landesherren nicht ein privilegium de non appellando (II, § 295) besaßen. Vom Kaiser ernannt wurden der Vorsitzende („Kammerrichter") und die zwei, später vier Senatspräsidenten; die Beisitzer (Assessoren), deren Zahl durch den Westfälischen Frieden auf 50 festgesetzt wurde (tatsächlich waren es nur 18, später 25), wurden teils vom Kaiser, teils von den Ständen präsentiert und vom Gericht selbst ernannt; es sollten zur Hälfte Katholiken, zur Hälfte Protestanten sein. Zur Erhaltung des Gerichts dienten die Gerichtsgebühren und eine besondere, freilich recht unregelmäßig eingehende Reichssteuer („Kammerzieler"). Da das Gericht ungenügend besetzt war, häuften sich die unerledigten Prozesse; es vermochte seine Aufgabe nicht zu erfüllen. Seinen Sitz hatte es seit 1527 in Speier, von 1693 bis 1806 in Wetzlar. — Konkurrierend stand neben dem Reichskammergericht der Reichshofrat, der außerdem in Reichslehnsachen, kaiserlichen Reservatrechten und in den italienischen Angelegenheiten zuständig war. Die Beisitzer ernannte hier ausschließlich der Kaiser, doch sollten darunter auch Protestanten sein; dies Gericht erschien dem Kaiser als der eigentliche Ausdruck seiner Gerichtshoheit.

Reichshofrat

Reichsheer

Ein Reichsheer wurde nur im Fall eines Reichskrieges gebildet aus den Kontingenten der Reichsstände, für die die auf dem Wormser Reichstag von 1521 (§ 34) festgesetzte Wormser Matrikel galt. Das „Simplum" (einfaches Aufgebot) bestand aus 4000 Reitern und 20 000 Fußgängern, und es wurde nun die Aufstellung von zwei, drei usw. Simpla beschlossen; der monatlich nötige Sold hieß „Römermonat", und der Reichstagsbeschluß lautete auf so und so viele Römermonate. Einigermaßen kriegstüchtig waren nur die Kontingente der größeren Stände, die winzigen Abteilungen der kleinen waren völlig untauglich, und im ganzen fehlte der Reichsarmee jede einheitliche Schulung.

Reichsfinanzen

In fast noch größerem Verfall befanden sich die Finanzen des Reiches. Eigne Einnahmen hatte es mit Ausnahme der erwähnten Kammerzieler nicht; im Bedürfnisfalle war es auf die „Römermonate" angewiesen, deren Beträge auch nur ungenügend eingingen.

Während das Reich als Ganzes nicht mehr leistungsfähig war, erstarkte die Macht der Landesherren in ihren Territorien. Von der kaiserlichen Oberhoheit waren sie befreit, gegen ihre Untertanen wußten sie ihre landesherrlichen Rechte zu wahren (II, § 256). Der dem Zeitalter eigne Zug zum Absolutismus kam ihnen zustatten. Im stehenden Söldnerheere und im Beamtentum schufen sich die Landesherren starke Stützen, und die Rechte der Landstände wurden möglichst herabgedrückt. In den größeren Territorien begann damit ein neues staatliches Leben; nach außen besaßen die Landesherren seit dem Westfälischen Frieden das Bündnisrecht. Die Klausel, daß solche Bündnisse nicht gegen diesen Frieden und das Reich gerichtet sein dürften, wurde bald nicht mehr beachtet.

Macht der Landesherren

Als Ganzes genommen erschien der verfassungsmäßige Zustand Deutschlands den Staatsrechtslehrern der Zeit so sonderbar, daß der berühmte Samuel Pufendorf (§ 364,3), der unter dem Namen Severinus de Mozambano eine Schrift „über die Staatsform des Deutschen Reichs" veröffentlichte, das Reich als ein „Monstrum" bezeichnete, daß Oxenstjerna von einer confusio divinitus conservata sprach. Das Wesen eines Bundesstaates war eben noch nicht klar erkannt, und das Problem, die Selbständigkeit der Einzelstaaten mit einer starken Zentralgewalt zu verbinden, noch ungelöst; auch waren die Einzelstaaten vielfach zu winzig und zur Lösung staatlicher Aufgaben unfähig, ihre Zahl viel zu groß.

Beurteilung

1632–1694

§ 295. Der wirtschaftliche Zustand. Schlimmer noch als für die Verfassung des Deutschen Reiches waren die Folgen des Krieges für das Wirtschaftsleben des deutschen Volkes. Jene Auflösung der Reichsverfassung war doch der naturgemäße Abschluß einer langen Entwicklung und wäre auch ohne den Krieg eingetreten; der wirtschaftliche Niedergang aber wurde weit unmittelbarer durch den entsetzlichen Krieg hervorgerufen und traf Deutschland um so schmerzlicher, als der Welthandel zwar in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts schon eine für Deutschland unvorteilhafte Wendung genommen hatte (§ 138, 159), im übrigen aber die Lage noch durchaus günstig, der Wohlstand groß gewesen war (§ 175). Der Niedergang zeigte sich besonders in der Entvölkerung des Landes, in der Verwüstung der Äcker und in der Lähmung von Industrie und Handel; dazu trat dann die geistige und moralische Verwilderung.

Niedergang durch den Krieg

Daß der Krieg so entsetzliche Wirkungen gehabt hat, das lag an dem früher geschilderten (§ 198) Charakter der Heere, an der langen Dauer des Krieges und daran, daß er in der Hauptsache nicht von deutschen, sondern von fremden Mächten geführt wurde. Natürlich haben dabei nicht alle Gegenden Deutschlands gleichmäßig gelitten, manche sind ganz verschont geblieben, manche nur vorübergehend betroffen; es ist deshalb auch unmöglich, die für ganz Deutschland eingetretenen Verluste anzugeben, aber die für einzelne Gegenden übermittelten Schäden weisen doch, auch wenn Übertreibungen untergelaufen sind, auf einen geradezu entsetzlichen Rückgang der Gesamtkultur hin.

Bei dem Zustand der Heere konnte weder bei den Truppen noch bei den Offizieren von wirklich idealen Motiven die Rede sein; der Korpsgeist und die Anhänglichkeit an den Feldherrn mußte diese ersetzen, im übrigen war der Krieg ein Geschäft, das seinen Mann nähren und einen möglichst großen Gewinn bringen sollte. Dazu diente zunächst der Sold; da aber die Kriegsherren zumeist nicht imstande waren, den Sold zu zahlen, waren die Heere auf Beute und Kontributionen angewiesen. Dabei ging alle Kriegszucht zugrunde, und je länger der Krieg dauerte, um so mehr verwilderten die Truppen,

Art d. Kriegführung

zumal der Troß der Heere immer größer wurde. Schließlich war die Landverwüstung Selbstzweck, und die Drangsalierung der Bevölkerung gewährte ein bestialisches Vergnügen. Nur die schwedischen Truppen waren, solange ihr großer König lebte, besser gewesen; nach dessen Tode verwilderten sie genau so, wie die übrigen. Mit Schaudern wendet man sich von den Roheiten ab, die eine entmenschte Soldateska an wehrlosen Bewohnern verübt hat. Man machte Schnitte in die Fußsohlen und streute Salz hinein, schnitt Ohren, Nasen und Zungen ab, goß Jauche in den Hals, trieb Nägel in den Kopf, schändete Frauen und Mädchen, schnitt ihnen die Brüste ab und warf lebende Kinder in den Backofen. Dazu kam die furchtbare Verwüstung der Äcker und das Niederbrennen der Dörfer. Ein Unterschied zwischen Freund und Feind wurde kaum gemacht; man erwog höchstens, wie lange man selbst in der Gegend noch hausen oder ob man der feindlichen Truppe den künftigen Aufenthalt unmöglich machen wollte. Erhöht wurde die Notlage noch durch verheerende Seuchen.

Rückgang der Bevölkerung

Unter diesen Umständen trat überall ein großer Rückgang der Bevölkerung ein. Sicher zu schätzen ist dieser natürlich nicht; für ganz Deutschland wird von einem Rückgang auf die Hälfte oder ein Drittel gesprochen; im einzelnen liegen noch traurigere Angaben vor. In Böhmen sank, wie schon gesagt (§ 195), die Bevölkerung von 4 Millionen auf 800 000, in Württemberg soll sie von 313 000 auf 65 000, in Augsburg von 80 000 auf 18 000, in Frankenthal von 18 000 auf 324, in der Grafschaft Henneberg um 70 Prozent zurückgegangen sein; Glogau hatte vor dem Kriege 2500 ansässige Bürger, nach dem Kriege noch 20, in Chemnitz waren von 937 Häusern 339, in Schweidnitz von 1300 1182 unbewohnt. Auf dem Lande waren zahlreiche Gebäude, ja ganze Dörfer vernichtet; in Bayern sollen in dem einzigen Jahre 1646 100 Dörfer niedergebrannt sein, in Württemberg zählte man 36 000 zerstörte Häuser usw.

Landwirtschaft

Unter den Verwüstungen litt natürlich die Landwirtschaft besonders stark. Zahlreiche Äcker blieben ohne Bestellung; es fehlte an Arbeitskräften, auch an Arbeitsneigung, da man nie wußte, ob man auch ernten würde. Dazu ging der Viehstand gewaltig zurück. Früher blühende Gefilde blieben noch lange wüste.

Gewerbe und Handel

Wenn die städtische Bevölkerung hinter den Mauern weniger Drangsale erlitt, so hatte sie doch schwere Kontributionen aufzubringen, so ging doch das Gewerbe und der Handel sehr zurück. Weder die Auffindung des Seewegs nach Ostindien noch die Ausbreitung der türkischen Herrschaft über die Levante und die Südküsten des Mittelmeeres waren zunächst vermögend gewesen, im Reformationsjahrhundert den italienisch-deutschen Handel zu vernichten; die Fugger und Welser hatten an dem neuen überseeischen Verkehr Anteil gehabt (§ 32), und nach dem Abschluß des Augsburger Friedens hatte die Handels- und Gewerbtätigkeit einen neuen Aufschwung genommen, als der ganze Westen Europas durch Philipps II. Religionseifer von blutigen Kriegen heimgesucht war. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts begann dann aber die Blüte des holländischen und englischen Handels (§ 138, 159); nun machte sich die den neuen atlantischen Häfen gegenüber ungünstige binnenländische Lage der oberdeutschen Städte mehr geltend als bisher: sie vermochten infolge der Verschiebung der Handelsstraßen ihren Anteil am Welthandel nicht zu behaupten. Dazu ging auch gleichzeitig der hanseatische Handel zurück: die bisher beherrschten Staaten emanzipierten sich, die Holländer und daneben auch die Engländer drangen sogar in die Ostsee ein. Was hier begonnen hatte, wurde durch den Dreißigjährigen Krieg vollendet. Gerade die reichen süddeutschen Städte hatten unter ihm furchtbar gelitten, und wenn auch Schweden nicht einen großartigen Eigenhandel begründete, so beherrschte es doch politisch die Ostsee und faßte an der Nordseeküste Fuß. Die Hanse umfaßte nur noch Lübeck, Hamburg und Bremen, und der sehr schwach besuchte letzte Hansetag vom Jahre 1669 war völlig be=

deutungslos. Nur Hamburg, das von dem Kriege unberührt blieb, hat, zunächst eben durch die Fremden, einen Aufschwung genommen (§ 159). Von den Binnenstädten trieben nur Frankfurt und Leipzig noch lebhafteren Handel. Im ganzen kehrte Deutschland, dessen Wirtschaftsleben im 15. und 16. Jahrhundert durch eine große Kapitalfülle geldwirtschaftlich befruchtet war (§ 32), und das zeitweilig im Mittelpunkt des Welthandels gestanden hatte durch die Vernichtung seiner Kapitalien und durch den Ausschluß vom Weltverkehr auf einen engen, mehr naturwirtschaftlichen Wirtschaftsbetrieb zurück; erst im 19. Jahrhundert ist das, freilich für manche Aufgaben schon zu spät, anders geworden.

Moralischer und geistiger Niedergang

Mit dem wirtschaftlichen Niedergang verband sich auch der moralische und geistige. Die während des Krieges herangewachsene Generation war daran gewöhnt, bedrückt zu werden oder selbst zu bedrücken; zu bürgerlicher Arbeit mußte sie erst wieder erzogen werden. Die Geisteskultur des Reformationsjahrhunderts ging unter. Die Kunst verschwand fast ganz, und in der Literatur herrschte die Nachahmung des Fremden.

§ 296. Vorgänge im Reiche bis zur Wahl Leopolds I. Zur Durchführung der Bedingungen im Westfälischen Frieden (Räumung der Gebiete usw.) tagte vom April 1649 bis Juli 1651 ein Kongreß in Nürnberg; es gelang ihm, die meisten Streitpunkte bis 1651 zu erledigen, doch wurde Hinterpommern erst 1653 von den Schweden geräumt. Um hierzu die Unterstützung des Kaisers zu finden, stimmte auch Brandenburg auf dem Kurfürstentage zu Augsburg (1653) der Kaiserwahl Ferdinands (IV.), des Sohnes des Kaisers, zu. Nach diesem Erfolge machte der Kaiser auf dem Reichstage in Regensburg (1653–1654) den Versuch, seinen Einfluß zu stärken; er beantragte, daß die von ihm ernannten neuen Fürsten (Lobkowitz, Piccolomini usw.) in das Fürstenkolleg aufgenommen würden, und daß bei Reichssteuern die Mehrheitsbeschlüsse für die nicht bewilligenden Stände bindend sein sollten. Der Reichstag lehnte jedoch die letztere Forderung ab und nahm jene Fürsten nur unter der Bedingung auf, daß sie unmittelbare fürstenmäßige Reichsgüter besäßen; zugleich beschloß er, daß zur Herstellung der Parität im Kurfürstenkollegium abwechselnd einer der evangelischen Kurfürsten zwei Stimmen führen sollte, und daß die Stände verpflichtet sein sollten, ihren Landesherren die zur Landesverteidigung nötigen Mittel zu bewilligen. Während also das Fürstentum sich selbst militärisch stärkte, trat es einer Kräftigung der Kaisermacht entgegen: das ist das charakteristische Merkmal dieses „jüngsten Reichstagsabschieds". Er wird so genannt, weil dieser Reichstag der letzte war, der geschlossen wurde. 1663 wurde der „immerwährende Reichstag" eröffnet (§ 294), der bis 1806 getagt hat. Zur Opposition hatte unter Waldecks Einfluß (§ 298) auch Brandenburg gehört. Von Waldeck ging nun der Gedanke einer Fürstenkonföderation unter brandenburgischer Führung aus: es kam jedoch nur zu einem Bündnis zwischen Brandenburg und den braunschweigischen Herzögen (1655); etwa gleichzeitig schloß der Erzbischof von Köln eine ähnliche Konföderation (1654) mit einigen katholischen Fürsten. Beide Konföderationen sind bedeutungslos geblieben; wichtiger wurde ein Bund, der in Weiterbildung des Kölner Bundes bei Gelegenheit der neuen Kaiserwahl geschlossen wurde.

Reformversuche

Konföderation

Ferdinand III. † 2. April 1657

Der 1653 gewählte Kaisersohn starb schon 1654; als Ferdinand III. ihm in den Tod nachfolgte, dachten der Erzbischof von Mainz Johann Philipp von Schönborn und der französische Minister Mazarin daran, dem Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern die Krone zu verschaffen. Dieser lehnte jedoch ab; flüchtig wurde nun an Ludwig XIV. gedacht; dann aber Ferdinands Sohn Leopold I. einstimmig gewählt (18. Juli 1658), doch mußte er, wie wir wissen (§ 221), in der Wahlkapitulation versprechen, keinen Feind Frankreichs zu unterstützen. Kurz darauf kam zwischen Frankreich und einigen deutschen Fürsten (Mainz, Köln, Pfalz-Neuburg, Hessen-Kassel, Braunschweig, Schweden) die rheinische Allianz zustande (Rheinbund 16. Aug. 1658), der in den nächsten Jahren noch mehr Fürsten beitraten. Man hoffte damit dem

Reiche den Frieden zu erhalten, förderte aber zugleich das Ansehen Frankreichs. Als Ludwig XIV. den Devolutionskrieg vorbereitete, gelang ihm die Erneuerung der 1667 ablaufenden Allianz nicht, doch vermochte er mit einzelnen deutschen Fürsten Bündnisse abzuschließen (§ 268). Die darauf folgenden Kämpfe im Westen haben wir schon besprochen, mit denen im Norden und Südosten müssen wir uns nun in anderem Zusammenhange beschäftigen.

B. Die Gründung des brandenburgisch-preußischen Staates.

§ 297. Brandenburg von 1499 bis 1640. In unserer bisherigen Darstellung sind natürlich auch die Geschicke Brandenburgs oft berührt worden; unter Hinweis darauf geben wir hier einen kurzen zusammenfassenden Überblick seiner Geschichte (Stammbaum 8a). Sie zeigt im Anfang des 16. Jahrhunderts einen heilsamen Aufschwung der landesherrlichen Macht, der aber sehr bald wieder abgelöst wird durch eine Steigerung der ständischen Rechte. Das 17. Jahrhundert bringt dann zwar wichtige Erwerbungen im Osten und am Rhein, doch führen die Wirren des großen Krieges bis 1640 zu einer völligen Zerrüttung des schwankend geleiteten und durch das ständische Übergewicht innerlich geschwächten Staates.

Joachim I. 1499—1535

Joachim I. Nestor (II, § 321) hat sich um sein Land ein großes Verdienst erworben, indem er energisch gegen den gewalttätigen, auf sein Fehderecht pochenden Adel einschritt; er ließ eine größere Anzahl adliger Landfriedensbrecher hinrichten, förderte das Wohl der Städte und trat für die Bauern ein. Der Besserung der Rechtspflege diente auch die neue Organisation des Kammergerichts (1516); außer dem Vorsitzenden (Kanzler) erhielt es zwölf Beisitzer, von denen vier vom Kurfürsten, acht von den Ständen unter Bestätigung des Kurfürsten ernannt wurden; die Parteien wurden durch Advokaten vertreten, für die armen Leute sollte ein vom Staate besoldeter Advokat tätig sein. Der Kurfürst begünstigte die Anstellung gelehrter Richter, verfügte, daß zur Ergänzung des Landrechts (also subsidiär) das römische Recht herangezogen werden sollte, und regelte in der constitutio Joachimica (1527) das Erbrecht. Durch all das hob er das landesherrliche Ansehen und kam den Bedürfnissen der Zeit entgegen; dagegen widersetzte er sich diesen durch sein starres Festhalten am Katholizismus. Er hatte humanistische Neigungen und betätigte sie durch Gründung der Universität Frankfurt (1506), hielt auch kirchliche Reformen für nötig, verwarf aber jede Reform, die nicht von den Organen der Kirche ausgehe. Luthers Auftreten erschien ihm revolutionär, er betrieb in Worms (1521, § 34) und Augsburg (1530, § 50) Gewaltmaßregeln gegen den Protestantismus, schloß 1533 mit seinem Bruder, dem Erzbischof Albrecht von Mainz, und anderen katholischen Fürsten in Halle ein Bündnis gegen die Schmalkaldner und unterdrückte die protestantischen Regungen in seinem Lande. Er empfand den Übertritt seines Vetters, des Hochmeisters Albrecht (§ 47) (1525), sehr schmerzlich und war empört, als seine eigne Gemahlin Elisabeth, die Schwester Christians II. von Dänemark, sich offen der neuen Lehre zuwandte (1527); er drohte ihr mit Zwangsmaßregeln, so daß sie Zuflucht bei ihrem Oheim Johann von Sachsen suchte. Die Universität Frankfurt, deren erster Rektor Konrad Wimpina (§ 26) war, wurde ein Hauptsitz des Katholizismus und gelangte deshalb Wittenberg gegenüber nicht zu rechter Blüte. Seinen kirchlichen Ansichten entsprechend hielt der Kurfürst in der auswärtigen Politik zu Karl V. Für die Zukunft wichtig wurde der Vertrag, den er in Grimnitz mit den Herzögen Georg und Barnim X. von Pommern schloß (1529); darin wurde die Lehnshoheit über Pommern aufgegeben, das brandenburgische Erbrecht beim Aussterben des Mannesstammes der pommerschen Herzöge dagegen anerkannt. Im Widerspruch mit dem Achilleischen Hausgesetz (II, § 321) und der Goldnen Bulle (II, § 295) bestimmte der Kurfürst, daß sein jüngerer Sohn Johann die Neumark, Sternberg, Kottbus und Krossen, sein älterer Joachim die übrigen Lande mit der Kurwürde erhalten solle; beide verpflichtete er eidlich, dem katholischen Glauben treu zu bleiben.

Joachim II. 1535—1571; Johann von Neumark 1535—1571

Der Wunsch Joachims, den Katholizismus über seinen Tod hinaus zu sichern, ging jedoch nicht in Erfüllung. Zuerst (1537) trat Johann von Neumark (Hans von Küstrin), bald (1539) auch Kurfürst Joachim II. zum neuen Glauben über (§ 59); doch suchte Joachim kirchlich und politisch eine Mittelstellung einzunehmen. Er erließ die manches Katholische beibehaltende märkische Kirchenordnung (1540), trat im Schmalkaldischen Kriege auf die Seite des

Kaisers und vermittelte im Verein mit dem Kurfürsten Moritz die Unterwerfung Philipps von Hessen (§ 65), er nahm dann das Augsburger Interim an (§ 67), beteiligte sich nicht an dem Vorgehen Moritzens gegen den Kaiser, ließ aber seinen gewandten Kanzler Lamprecht Distelmeyer an dem Passauer Vergleich (§ 70) und dem Augsburger Religionsfrieden (§ 72) mitwirken und führte danach die Reformation in seinem Lande vollständig durch. Die Bistümer Havelberg, Lebus und Brandenburg brachte er unter landesherrliche Verwaltung, indem in den beiden ersteren 1553 und 1555 sein Enkel Joachim Friedrich, in letzterem 1560 sein Sohn Johann Georg Administrator wurde. An drei Stellen eröffnete er seinem Hause wichtige Anwartschaften. Er erreichte, daß 1551 sein Sohn Friedrich, nach dessen Tode 1552 sein zweiter Sohn Sigismund und 1567 sein Enkel Joachim Friedrich zum Erzbischof (Administrator) von Magdeburg erwählt wurde, schloß 1537 einen Erbvertrag mit Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau (wobei der Kurprinz mit dessen Tochter und ein Sohn des Herzogs mit einer Tochter des Kurfürsten verlobt wurden) und erhielt 1569 vom Polenkönig Sigismund die Mitbelehnung mit Preußen. Der dunkelste Punkt seiner Regierung war seine Finanzverwaltung: sie führte zur Erhöhung der ständischen Macht. Joachim war ein leichtlebiger, prachtliebender und verschwenderischer Herr und machte viel Schulden, aus denen ihn auch die Finanzkünste seines Münzmeisters, des Juden Lippold, nicht retten konnten. So mußte er sich an die Stände wenden. Diese übernahmen wiederholt die Schulden des Kurfürsten, benutzten aber die Gelegenheit zur Beschränkung der landesherrlichen Macht, indem sie durchsetzten, daß die Steuererhebung ihrer Kontrolle unterstellt wurde. — Die Haltung Johanns von Neumark wich vielfach von der des Bruders ab; er trat entschiedener für die protestantische Sache ein, wirkte bei dem Fürstenbund gegen Karl V. mit (§ 69) und war ein sehr sparsamer Fürst.

Johann Georg 1571—1598

Johann Georg vereinigte, da sein Oheim Johann ohne männliche Erben starb, die Marken wieder und suchte die Mißstände der väterlichen Regierung zu beseitigen. Er ließ den Juden Lippold, weil er den Kurfürsten bezaubert habe (Betrug konnte man ihm nicht nachweisen), unter entsetzlichen Grausamkeiten hinrichten, war sehr sparsam und erwirkte von den Ständen neue Steuern zur Schuldentilgung, mußte ihnen dafür aber weitere Zugeständnisse (z. B. Erweiterung der gutsherrlichen Rechte) machen, so daß sie fast zu Mitregenten des Landes wurden.

Joachim Friedrich 1598—1608

1599/1603

Joachim Friedrich schloß nach langen Verhandlungen mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach-Bayreuth und seinen Stiefbrüdern, denen der Vater Teile der Marken vermacht hatte, den Geraer Hausvertrag. Danach behielt der Kurfürst die Marken ungeteilt, seine Stiefbrüder Christian und Joachim Ernst aber erhielten, als Georg Friedrich starb (1608), die Fürstentümer Bayreuth und Ansbach (Stammbaum 8**a**), wo ihre Nachkommen bis 1791 regierten. Die Vormundschaft über den geisteskranken Albrecht Friedrich von Preußen, die Georg Friedrich geführt hatte, wurde dem Kurfürsten vom Polenkönig zuerkannt. Das schlesische Herzogtum Jägerndorf, das Georg Friedrichs Vater Georg 1524 gekauft hatte, überließ der Kurfürst 1607 seinem zweiten Sohne Johann Georg; sein dritter Sohn Christian Wilhelm wurde 1599 an des Vaters Stelle Administrator von Magdeburg. Für die auswärtigen Geschäfte, die Finanzverwaltung und die Landesverteidigung errichtete der Kurfürst den „Geheimen Rat".

1604

Johann Sigismund 1608—1619

Johann Sigismund gewann, wie früher näher dargelegt ist (§ 180), durch den Vertrag von Xanten (1614) Kleve, Mark und Ravensberg und nach dem Tode seines Schwiegervaters (1618) das Herzogtum Preußen. Damit wurden im Westen und Osten die Grenzpfähle gesteckt, zwischen denen sich der brandenburgisch-preußische Staat ausdehnen sollte; mit seinen eignen Grenzen verteidigte er nun auch die deutschen. Diese Erwerbungen verursachten große Kosten, und so mußte der Kurfürst sich immer wieder um Geldbewilligungen an die Stände wenden; führte das zu manchen Mißhelligkeiten, so wurde die Lage weiter erschwert durch des Kurfürsten Übertritt zum Calvinismus (1613), der bei den Ständen Ärgernis erregte.

Georg Wilhelm 1619—1640

Georg Wilhelm war ein schwacher, unentschlossener Fürst und ließ sich vollständig von dem katholischen Grafen Adam von Schwarzenberg leiten. Dieser erstrebte im Innern eine Stärkung der landesherrlichen Macht im Geiste des Absolutismus, nach außen in dem großen Kriege Neutralität unter Hinneigung zum Kaiser; er war deshalb der erzwungenen schwedischen Allianz nicht geneigt und eröffnete schließlich den Krieg gegen Schweden. Diese Politik ist dem Lande unheilvoll geworden, und Schwarzenberg ist deshalb sehr hart getadelt worden. Gewiß ist die katholische Gesinnung des leitenden Ministers für Brandenburg damals nicht vorteilhaft gewesen, aber man darf bei dem Urteil über seine Politik doch nicht vergessen, daß die Neutralität auch von anderen Räten und den Ständen gebilligt wurde, daß in den Beziehungen zu Schweden die protestantischen Inter-

Beurteilung der Politik Schwarzenbergs

essen mit den politischen Interessen Brandenburgs nicht zusammenfielen (§ 202), daß eine Mehrung der landesherrlichen Macht eine Notwendigkeit war, daß aber die Stände sich dem widersetzten, deshalb für größere Truppenbewilligungen nicht zu haben waren und ein tatkräftiges Eingreifen in die großen Kämpfe der Zeit unmöglich machten. Trat dieser Gegensatz erst allmählich hervor, so wirkte anfangs in ähnlicher Weise die Feindschaft der lutherisch gesinnten Stände gegen den Calvinismus und ihre kurzsichtige Sparsamkeit. Sie waren nicht geneigt, für den calvinistischen Friedrich V. von der Pfalz (Böhmen), obgleich er Georg Wilhelms Schwager war (Stammbaum 10a), Opfer zu bringen und gewährten auch dann keine Mittel zur Aufstellung von Truppen, als Brandenburgs Neutralität weder von Mansfeld noch von Wallenstein (§ 199) geachtet wurde. Der Kurfürst mußte zulassen, daß sein Oheim Johann Georg von Jägerndorf in den Sturz des Winterkönigs verwickelt wurde und sein Land an Österreich verlor (§ 196). Nach dem Erlaß des Restitutionsedikts und der Ankunft Gustav Adolfs komplizierte sich die Lage, da der Kurfürst wegen jenes Ediktes, das auch die eingezogenen brandenburgischen Bistümer und die Anwartschaft auf Magdeburg bedrohte, Gegner des Kaisers sein mußte, auf der anderen Seite aber durch Gustav Adolfs pommersche Pläne schwer geschädigt wurde. Der Versuch, im Verein mit Sachsen noch immer neutral zu bleiben (§ 202), scheiterte mit dem Falle Magdeburgs, durch den auch der Oheim des Kurfürsten seine Würde als Administrator verlor. Aber auch jetzt noch kam Brandenburg nicht zu einem vollen Anschluß an Schweden, obgleich Gustav Adolf die Vermählung seiner Tochter Christine mit dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm anbot. Nach der Schlacht von Nördlingen lenkte Schwarzenberg durch Anschluß an den Prager Frieden (§ 210) in die kaiserfreundliche Neutralität zurück; indem der Kurfürst dabei kaiserlicher Generalissimus wurde, geriet er jedoch in eine schiefe Stellung. Das Land wurde nun von den Schweden furchtbar heimgesucht, und darin änderte sich auch nichts, als beim Tode des letzten Pommernherzogs (§ 212) Truppen zum Kriege gegen Schweden geworben wurden. Diese mußten auch dem Kaiser Treue schwören, was die landesherrliche Stellung des Kurfürsten beeinträchtigte, und erhöhten vorerst nur den auf dem Lande lastenden Druck. Der Kurfürst entzog sich allen Widerwärtigkeiten durch die Übersiedelung nach Preußen, Schwarzenberg aber, der an seiner Statt regierte, versuchte nun den Absolutismus durchzuführen. Die Stände verweigerten ihm aber die Mittel zur Kriegführung, und so blieben die Marken von den Schweden, die rheinischen Besitzungen von den Holländern, die den Kurfürsten als Freund des Kaisers angriffen, besetzt. Die Notlage der Bevölkerung war fürchterlich; und als der Kurfürst in Königsberg starb, schien sein durch inneren Zwiespalt zerrissener, von den Fremden ausgesogener Staat der Auflösung nahe.

1631 — 1635 — 1637 — 1. Dez. 1640

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 1640—1688 geb. 16. Febr. 1620, gest. 9. Mai 1688

§ 298. Die Anfänge des Großen Kurfürsten (1640—1655).

Unter so schwierigen Verhältnissen trat Georg Wilhelms Sohn, **Friedrich Wilhelm**, die Regierung an; daß es ihm gelang, seinen Staat zu hohem Ansehen zu erheben, bekundet sein wohlverdienter Beiname: der „**Große Kurfürst**“.

Friedrichs Wilhelms Jugend

Geboren am 16. Februar 1620, wurde er im Alter von 14 Jahren (1634) auf Veranlassung seiner Mutter, der trefflichen Elisabeth Charlotte von der Pfalz, einer Enkelin Wilhelms I. von Oranien (Stammbaum 10a und 4), nach den Niederlanden gesandt. Hier hat er in der Beobachtung eines blühenden Staatswesens und im Verkehr mit dem Generalstatthalter Friedrich Heinrich von Oranien und anderen niederländischen Staatsmännern eine sehr gute Schule durchgemacht; er gewann einen weiteren Blick, als ihm die Heimat geben konnte, und ein Verständnis für große wirtschaftliche und politische Fragen. Er lebte hier im Kreise der Gegner des katholisch-habsburgischen Systems und wurde ebenso ein Gegner der Politik Schwarzenbergs, wie es seine pfälzische Mutter war. Damit wurde er auch dem Vater verdächtig, und dieser rief ihn, als die klevischen Stände ihn als Statthalter erbaten, zurück, nahm ihn mit nach Königsberg und hielt ihn von allen Regierungsgeschäften fern.

1638

Erste Ziele

Nach seinem Regierungsantritt mußte er zunächst darnach streben, Herr in seinem Staate zu werden, die Fremden aus seinem Lande zu entfernen und seine Untertanen aus der entsetzlichen Not des Krieges zu erlösen. Die Frage, ob Schwarzenberg bei Fortsetzung seiner Politik gegen Schweden und gegen die Stände schließlich Erfolg gehabt haben würde, wird kaum zu beantworten sein; jedenfalls hat der Bruch mit seinem System dem Lande schließlich keinen Schaden gebracht. Der Kurfürst suchte seinem Lande möglichst bald den so notwendigen **Frieden** zu ver-

schaffen, sich von Österreich los zu machen und mit Schweden zu verständigen, zwischen beiden eine selbständige Stellung zu gewinnen, den allgemeinen Frieden auf Grundlage der Duldung aller Konfessionen zu erreichen und in den territorialen Fragen die brandenburgischen Interessen möglichst zu wahren.

Die Maßnahmen des Kurfürsten und Schwarzenbergs Politik

Bei den unendlichen Schwierigkeiten der Lage ging er sehr vorsichtig, fast tastend vor; eine gewisse Unsicherheit in seinen „Anfängen" ist leichtverständlich. Er blieb zunächst in Preußen, um die Belehnung von Polen zu erreichen und ließ Schwarzenberg als Statthalter in den Marken, ergriff aber Maßregeln, die dessen Politik entgegengesetzt waren. Er kam dabei dem Wunsche der gegen Schwarzenberg erbitterten märkischen Stände entgegen und fand einen Helfer in dem Obersten Konrad von Burgsdorff, der schon bisher ein Gegner Schwarzenbergs gewesen war. Er befahl eine Reduktion der Truppen, unter deren Zuchtlosigkeit das Land so schwer litt, und eine Einschränkung der Feindseligkeiten gegen Schweden; auf Burgsdorffs Rat entließ er die Truppen, die dem Kaiser den Treueid geschworen hatten. Das alles entsprach dem System Schwarzenbergs nicht, doch wurde ein offner Konflikt durch dessen Tod vermieden. (Schwarzenberg, gest. 14. März 1641) Die Verhandlungen mit Schweden, bei denen auch der Gedanke einer Vermählung mit der Königin Christine wieder aufgenommen wurde, führten zu einer Waffenruhe und zum Rückzug der Schweden aus einem Teile der Marken. Inzwischen hatte der Kurfürst die Belehnung mit Preußen erlangt und kam nach Berlin; (1641, 1643) er erreichte von den Ständen, deren Rechte er zu wahren versprach, Geldbewilligungen und beschloß nun auf Burgsdorffs Rat, um Schweden gegenüber mit mehr Nachdruck auftreten zu können, die Werbung eines neuen, nur ihm zur Treue verpflichteten Heeres, ein Vorgang, den man aber nur mit starker Einschränkung als eine Rechtfertigung Schwarzenbergs ansehen kann. Weiter erreichte er durch Verhandlungen, namentlich mit Holland, die Entfernung der fremden Truppen aus seinen rheinischen Besitzungen und vermählte sich, nachdem sich der schwedische Heiratsplan zerschlagen hatte, mit Luise Henriette, der Tochter (1646) Friedrich Heinrichs von Oranien. Bei den in Regensburg begonnenen, in Münster und Osnabrück beendeten Friedensverhandlungen trat er energisch für allgemeine Amnestie ein (§ 214), setzte die Aufnahme der Reformierten in den Religionsfrieden durch und erwarb Hinterpommern und für den Verzicht auf Vorpommern die Stiftslande Halberstadt, Minden (1648) und Kammin sowie die Anwartschaft auf Magdeburg; das letztere fiel ihm nach dem Tode des damaligen Administrators August von Sachsen zu (§ 215). (1680) Das waren Erfolge, wie man sie 1640 kaum erhoffen konnte.

G. F. v. Waldeck, geb. 1620 gest. 1692

In den nächsten Jahren begannen innere Reformen, die dem Kurfürsten die Mittel zu einer tatkräftigeren Politik schaffen sollten. Bei diesen wirkte besonders mit der Graf Georg Friedrich von Waldeck (§ 310), der 1651 in brandenburgische Dienste trat und nach Burgsdorffs Entlassung der erste Ratgeber des Kurfürsten wurde; (1653) doch waren die Erfolge zunächst nicht sehr groß.

Gedanke eines Fürstenbundes

In der deutschen Politik trat Waldeck der kaiserfreundlichen Haltung, durch die der Kurfürst die Schweden endlich (1653) zur Räumung Vorpommerns brachte (§ 296), entgegen und faßte den Gedanken, ein gegen Habsburg gerichtetes Bündnis deutscher Reichsstände unter brandenburgischer Führung zustande zu bringen. Wir wissen, daß auch hier der Erfolg gering war (§ 296); aber es muß doch ausgesprochen werden, daß Waldecks Gedanke sich in der Richtung bewegte, in der Brandenburg schließlich an die Spitze Deutschlands treten sollte.

Souveränität in Preußen

§ 299. Erwerbung der Souveränität in Preußen, Steigerung der landesherrlichen Macht. Regierung im Innern (1655—1672). Inzwischen wurde das Interesse des Kurfürsten durch den schwedisch-polnischen Krieg von diesen deutschen Fragen abgelenkt. Wir wissen, daß der Kurfürst, gestützt auf die Tüchtigkeit seiner Truppen, die sich besonders in der Schlacht bei Warschau zeigte, (1656) in einer geschickten und zielbewußten, ausschließlich durch den Vorteil bestimmten Politik sich zwischen den Parteien zu behaupten vermochte, die polnische Lehnshoheit über Preußen beseitigte und im Frieden von Oliva die Anerkennung (1660) seiner Souveränität in Preußen erreichte (§ 247).

Ziele der inneren Politik

Während des Krieges und mehr noch in den auf den Friedensschluß folgenden Jahren nahmen die schon begonnenen inneren Reformen einen

erfolgreichen Fortgang. Die unter der Herrschaft des Kurfürsten vereinigten Lande standen noch ohne inneres Band nebeneinander: jedes bildete einen Staat für sich, hatte seine eigenen Stände, die durchaus partikularistisch gesinnt waren. Es galt ihnen gegenüber die landesherrliche Macht zu heben, einen einheitlichen monarchistischen Staat zu bilden und allmählich ein gemeinbrandenburgisches Staatsbewußtsein großzuziehen. Es galt ein staatliches Beamtentum zu schaffen, die Finanzen auf sichere Grundlage zu stellen und ein leistungsfähiges Heer einzurichten. In alledem vertrat der Kurfürst das Wohl des Gesamtstaates, die ihm widerstrebenden Stände engherzige landschaftliche oder ständische Sonderinteressen. Den Bauern gegenüber hat er die Adelsrechte zwar nicht eingeschränkt, sondern bestätigt; trotzdem aber hatte er nicht Unrecht, wenn er erklärte, daß er für „Gott und das Volk" kämpfe; eben deshalb glaubte er sich auch berechtigt, im Dienste des Ganzen das bestehende Recht zu verletzen.

O. v. Schwerin, geb. 1616 gest. 1679 — Unter den Männern, die ihm zur Seite standen, ist an erster Stelle der Freiherr Otto von Schwerin zu nennen, der 1658 Präsident des Geheimen Rates wurde (Waldeck war mit dem Vertrage von Wehlau nicht einverstanden gewesen und deshalb in schwedische Dienste getreten, § 310). Auf militärischem und politischem Gebiete war tätig der Erbprinz (1660 Fürst) Johann Georg II. von Anhalt-Dessau. Um die Entwicklung der Artillerie und des Geniewesens erwarb sich der Generalfeldmarschall Otto Christoph von Sparr große Verdienste, um die Schulung der Reiterei Georg von Derfflinger. Dieser war als Sohn eines armen protestantischen Bauern in Oberösterreich geboren; seine Jugendschicksale sind unbekannt, Schneidergeselle aber, wie oft erzählt wird, ist er nicht gewesen. Er ist in schwedischen Diensten während des Dreißigjährigen Krieges bis zum Generalmajor aufgestiegen, ließ sich etwa 1646 bei Küstrin nieder, wo er durch seine Vermählung ein Landgut besaß, und trat 1655 als Generalwachtmeister in brandenburgische Dienste, wurde 1670 Generalfeldmarschall und ist 1674 vom Kaiser in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden.

(J. G. v. Anhalt-Dessau geb. 1627 gest. 1693 — Sparr geb. 1599 gest. 1668 — Derfflinger geb. 1606 gest. 1695)

Kampf mit den Ständen — Überall, in Kleve, in den Marken, in Magdeburg, hatte der Kurfürst mit den Ständen zu ringen, am erbittertsten war der Kampf in Preußen. Hier wollten die Stände unter Führung des Generalleutnants Albrecht von Kalkstein und des Königsberger Schöppenmeisters Hieronymus Roth die neue Souveränität nicht anerkennen; sie hofften dabei auf polnische Hilfe. Um den Widerstand zu brechen, kam der Kurfürst selbst 1662 mit Truppen nach Königsberg, ließ Roth verhaften und nach der Festung Peitz bringen, wo er bis zu seinem Tode (1678) verblieb. Im nächsten Jahre huldigten dann die Stände, aber die Streitigkeiten gingen noch viele Jahre fort. Da der Verdacht hochverräterischer Verbindungen mit Polen bestand, ließ der Kurfürst den nach Polen entflohenen Christian Ludwig von Kalkstein, den Sohn Albrechts, in Warschau durch den brandenburgischen 1670 Residenten von Brand wider alles Völkerrecht festnehmen und über die preußische Grenze 1672 schaffen; hier wurde er gefoltert, zum Tode verurteilt und schließlich hingerichtet.

Heer — Die während des schwedisch-polnischen Krieges geworbenen Truppen, zu deren Erhaltung ziemlich gewaltsam Kontributionen erhoben worden waren, entließ der Kurfürst zum größten Teil auf Verlangen der Stände, aber er erreichte doch von den Ständen Bewilligungen, durch die ein zunächst kleines stehendes Heer (miles perpetuus) gehalten werden konnte. Dieses Heer brachte er allmählich auf 30000 Mann. — Als wichtigste Steuer zur Erhaltung des Heeres diente bisher die Kontribution, eine direkte, hauptsächlich auf dem Grund und Boden ruhende Steuer. Der Kurfürst wollte sie nach holländischem Muster durch eine indirekte Steuer (eine Verbrauchssteuer auf Lebensmittel), die sogenannte Akzise, ersetzen; doch erhob sich dagegen lebhafter Widerstand, so daß für das flache Land die Kontribution beibehalten wurde. Den Städten wurde die Erhebung der Akzise an deren Stelle freigestellt; sie erkannten bald die Vorteile der Neuerung, die sie nun als „Eingebung Gottes" bezeichneten, und führten sie seit 1667 allmählich ein. Die Steuer wurde weniger drückend empfunden, als die Kontribution, und machte den Kurfürsten unabhängiger von ständischer Bewilligung. Bei den Domänen wurde allmählich das Verpachtungssystem an Stelle der Eigenwirtschaft durchgeführt. Die Gesamteinnahmen stiegen

(Marginal: Akzise)

während der Regierung des Kurfürsten auf das siebenfache. — Die Verwaltung lag in den Händen der Kreiskommissare (die Kreise waren Wahlbezirke der Ritterschaft für die Ausschußlandtage), deren Ernennung ursprünglich von den Ständen, allmählich aber nach Vorschlag der Stände durch den Kurfürsten erfolgte: sie wurden also aus ständischen staatliche Beamte und hießen seit 1701 Landräte. Für die Militärverwaltung wurden den Kreiskommissaren die Oberkriegskommissare übergeordnet und diesen wieder der Generalkommissar. In den Städten wurde für die Akzise ein Steuerkommissar als landesherrlicher, ein Akzisendirektor als städtischer Beamter bestellt. Die Verwaltung der Domänen und der Regalien geschah durch die Kammer, an deren Spitze ein Hofkammerpräsident stand. Zentralstelle der gesamten Regierung war der Geheime Rat, bei dem seit 1651 neunzehn Departements bestanden; dem Kurfürsten unmittelbar zur Seite stand das Geheime Kabinett. Alles in allem wurde der ständische Einfluß auf die Verwaltung allmählich zurückgedrängt, doch behauptete die Ritterschaft den Bauern gegenüber alle ihre gutsherrlichen und patrimonialen Rechte.

Verwaltung

Der wirtschaftlichen Entwicklung seines Landes wandte der Kurfürst großes Interesse zu; er huldigte den Anschauungen des Merkantilismus, aber ohne die der Landwirtschaft schädliche Einseitigkeit (§ 266). Er war bemüht, die Bodenkultur in den verwüsteten Marken wieder zu heben, zog dazu auch viele fremde Kolonisten, namentlich Holländer ins Land, unterstützte sie bei Anschaffung ihres Inventars und gewährte ihnen Steuerfreiheit für einige Jahre; auf der „Holländerei" der Kurfürstin bei Berlin wurden die ersten Kartoffeln in der Mark angebaut. Daß auch die Städte wieder aufblühten, beweist am besten der wachsende Ertrag der Akzise. Der Kurfürst suchte das heimische Gewerbe durch Einfuhrverbote zu heben; sehr wertvoll für die Entwicklung der Industrie war auch die Aufnahme flüchtiger Hugenotten (§ 278). Den Handel förderte der Kurfürst durch den Bau von Straßen, durch die Anlegung des Friedrich-Wilhelm-Kanals, durch den der Handel von Schlesien nach der Nordsee über Berlin geleitet wurde, und durch Einrichtung einer von Memel bis Kleve gehenden Reitpost. Wirkten hierbei die in Holland empfangenen Anregungen nach, so auch bei dem Gedanken, sein Land am Welthandel teilnehmen zu lassen (§ 301). Dazu schuf er zuerst eine kleine brandenburgische Flotte; sie bestand 1664 aus zwei, 1677 während des schwedischen Krieges (§ 300) aus 18 Schiffen. Einen Teil davon hatte der Kurfürst von dem Holländer Benjamin Raule gemietet; als er diesem dann 1684 neue Kriegsschiffe abkaufte, war die brandenburgische Flotte gegründet.

Wirtschaftspolitik

1685

1662—1668

1654

Auf kirchlichem Gebiete vertrat der Kurfürst den Grundsatz der gegenseitigen Duldung der Konfessionen. Die Gleichberechtigung der Reformierten setzte er trotz des Widerstandes, den ihm in Preußen und in den Marken die Lutheraner bereiteten, durch, doch scheiterte der Versuch, einen Ausgleich zwischen beiden Bekenntnissen herbeizuführen; zu den widerspenstigen Geistlichen gehörte auch der als Liederdichter berühmte Paul Gerhardt, der aus Berlin weichen mußte (§ 254). Die katholische Kirche ließ er in dem Stande, in der er sie vorgefunden. Den vertriebenen Hugenotten gewährte er Aufnahme; sie haben auch das geistige Leben in Brandenburg befruchtet. Auch sonst hat er für die geistige Bildung manches getan, z. B. durch die Fürsorge für die höheren Schulen Berlins und durch Berufung Samuel Pufendorfs (§ 364).

Kirchenpolitik

§ 300. Der Krieg gegen Frankreich und Schweden. Die innere Kräftigung seines Staates gab nun dem Kurfürsten die Möglichkeit zu einer tatkräftigen äußeren Politik. Nach 1660 hielt er sich zunächst von größeren Unternehmungen fern. Er sandte ein Hilfskorps zu dem ersten Türkenkriege Leopolds (§ 303), beendigte den langen Streit mit Pfalz-Neuberg über die Jülich-Klevische Erbschaft durch einen Vertrag, der die

Auswärtige Politik bis 1672

1663

1666 1614 vorgenommene Teilung (§ 180) endgültig bestätigte, und blieb in dem Devolutionskriege (§ 269) neutral. Dann aber griff er energisch in den zweiten Raubkrieg ein und führte den Krieg gegen Schweden mit glänzendem Erfolge.

Krieg gegen Frankreich u. Schweden

Als Ludwig XIV. den Krieg gegen Holland vorbereitete, widerstand der Kurfürst dessen Bundeslockungen und zog den Holländern zur Hilfe (§ 271). Er mußte zwar den Frieden von Vossem (1673) schließen, sagte sich aber davon wieder los und rückte siegreich bis in das südliche Elsaß (§ 272). Hier erschien er als der Vorkämpfer Deutschlands, mußte aber infolge des Einfalls der Schweden zurück (§ 273). Nachdem er sich die Unterstützung der Niederlande gesichert hatte, zog er in Eilmärschen von Franken, wo seine Truppen den Winter zugebracht hatten, nach der Mark und besiegte die überraschten Schweden in der Reiterschlacht bei Fehrbellin.

Fehrbellin 28. (18.) Juni 1675

21. (11.) Juni Als der Kurfürst in Magdeburg eintraf, standen die Schweden unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Karl Gustav Wrangel hinter der Havel von Brandenburg bis Havelberg, ohne Kunde von der Ankunft des Kurfürsten. In größter Eile und Heimlichkeit ging Derfflinger gegen Rathenow, das Zentrum dieser Stellung, vor und überrumpelte die 25. (15.) Juni Stadt. Den nun nach Norden abziehenden Schweden, die Waldemar Wrangel, der Bruder des erkrankten Feldmarschalls, führte, folgten die Brandenburger; Prinz Friedrich von 28. (18.) Juni Hessen-Homburg (mit dem silbernen Beine) warf sie bei Linum, wo sie Halt gemacht hatten, zurück; dann entspann sich bei Hakenberg ein lange unentschiedener Kampf. Der Angriff war vom Kurfürsten befohlen worden, obgleich er nur etwa 6000 Reiter gegen 4000 Reiter und 7000 Mann Fußvolk hatte und obgleich auch Derfflinger abriet; er endete nach heißem Ringen mit dem Abzug der Schweden auf Fehrbellin. Der Kurfürst war selbst mitten im Kampfe: eine schwedische Kugel tötete den neben ihm reitenden Stallmeister von Froben, eine zweite flog nahe an dem vom Kurfürsten gerittenen Schimmel vorbei; deshalb bestimmte der Reitknecht Uhle den Kurfürsten, das Pferd mit ihm zu tauschen, und ritt auf des Kurfürsten Pferd unverletzt aus der Schlachtreihe heraus. (Die Erzählung, daß Froben den Kurfürsten veranlaßt habe, mit ihm das Pferd zu tauschen, und auf dem Schimmel des Kurfürsten getötet sei, ist unhistorisch.) Ein letzter Angriff des Prinzen von Homburg auf die den Rückzug der schwedischen Infanterie deckenden Reiter mißlang; wegen dieses Mißerfolges (nicht wegen des erfolgreichen Angriffs bei Linum, denn diesen hatte er durchaus nicht in jugendlichem Ungestüm gegen den Befehl des Kurfürsten, sondern mit dessen Zustimmung unternommen) entstand zwischen dem Prinzen und dem Kurfürsten eine Verstimmung, die den Prinzen veranlaßte, die Armee zeitweilig zu verlassen. Eine wirkliche Verfolgung war bei der Erschöpfung der Brandenburger nicht möglich; Fehrbellin wurde erst am nächsten Tage besetzt.

Weitere Siege gegen Schweden

Von größter Bedeutung für Brandenburg war der moralische Eindruck dieses glänzenden Sieges. Die militärische Leistungsfähigkeit der brandenburgischen Armee hatte sich bewährt, der Glaube an die schwedische Überlegenheit war erschüttert; so erklärten das Reich, Dänemark und die Niederlande an Schweden den Krieg. Damit stand der Kurfürst im Mittelpunkt eines Weltkampfes gegen das schwedische Übergewicht. Noch im Jahre 1675 eroberte er Wolgast und Wollin, während dänische und deutsche Truppen nach Bremen-Verden eindrangen und Wismar besetzten. Im nächsten Jahre eroberte die dänische Flotte unter Niels Juel Wisby, kämpfte dann zwar bei Bornholm unglücklich, gewann aber im Verein mit der holländischen unter Cornelius Tromp, dem Sohne Martins (§ 223), — gleichzeitig kämpfte de Ruyter im Mittelmeer (§ 273) — einen 11. Juni 1676 glänzenden Seesieg südlich von Öland über die Schweden; auch die junge brandenburgische Flotte (§ 299) nahm an diesen Kämpfen ruhmvollen Anteil. Nun landeten die Dänen unter König Christian V. in Schonen; da erwachte mit der Größe der Gefahr die Tatkraft Karls XI. von Schweden,

und ihr war es zu danken, daß die Schweden bei Halmstad und Lund und im folgenden Jahre bei Landskrona Siege erfochten. Der Angriff auf Schonen war damit abgewiesen; zur See aber erlitten die Schweden durch den dänischen Admiral Niels Juel eine neue Niederlage in der Kjögebucht südlich von Kopenhagen. Seitdem war ihre Verbindung mit Deutschland unterbrochen, und das kam dem Großen Kurfürsten sehr zustatten.

Aug. 1676
Dez. 1676
Juli 1677
Juli 1677

Dieser hatte inzwischen Anklam und Demmin erobert und nötigte nun das seit Juli belagerte und tapfer verteidigte Stettin zur Ergebung. Im nächsten Jahre erzwang er mit 210 Schiffen und 140 Booten die Landung auf Rügen und eroberte die Insel in wenigen Tagen, wobei Tromp die Bewegungen der brandenburgischen Schiffe leitete, Derfflinger die Truppen kommandierte; dann nahm er Stralsund und schließlich auch Greifswald.

30. Aug., 20. Okt. 1676
23. Dez. 1677
23. Sept. 1678
25. Okt.
16. Nov.

Aus ganz Pommern waren die Schweden verjagt; da kam die Nachricht, daß sie mit Zustimmung Polens von Livland her in Preußen eingefallen seien. Sofort wandte sich der Große Kurfürst dorthin; in Gewaltmärschen folgte er trotz der Winterkälte den abziehenden Schweden und führte seine Truppen (die Infanterie in Schlitten) über das Eis des Frischen und des Kurischen Haffes, um den Schweden den Rückzug abzuschneiden. Das gelang zwar nicht vollständig, aber es kam doch nur ein dürftiger Rest der Schweden in vollständiger Auflösung nach Riga zurück, von den Brandenburgern bis in die Nähe der Festung verfolgt.

Nov. 1678
Jan. 1679

Friedensschlüsse

Diese Feldzüge in Pommern und Preußen waren glänzende Waffentaten, die die Bewunderung der Welt erregten: der erstrebte Preis aber sollte dem Kurfürsten entgehen. Im Nymweger Frieden ließen ihn seine Verbündeten im Stich (§ 273); er stand nun mit Dänemark, auf das nicht viel zu rechnen war, den Schweden und Franzosen allein gegenüber. Dazu zeigte sich bei Österreich, Sachsen und Bayern Mißgunst gegen das aufstrebende Brandenburg, während Braunschweig den Schweden Bremen-Verden wieder auslieferte. Schon rückten die Franzosen gegen Minden vor: da schloß der Kronprinz notgedrungen den Frieden von St. Germain-en-Laye, in dem er das eroberte Vorpommern bis auf ein kleines Stückchen am rechten Oderufer (Kammin und Bahn) den Schweden zurückgeben mußte. Darauf schloß auch Dänemark mit Schweden den Frieden von Fontainebleau auf Grund des früheren Besitzstandes. Schweden behauptete nochmals seine Stellung, dankte das aber nicht der eigenen Kraft, sondern nur dem Bündnis mit dem übermächtigen Frankreich: die größere Kraft hatte Brandenburg bewiesen.

29. Juni 1679
Sept. 1679

Bündnis mit Frankreich

§ 301. Die letzten Jahre des Großen Kurfürsten. Die Erbitterung über die Haltung seiner Verbündeten, vor allem über die des Kaisers, veranlaßte den Kurfürsten zu einer völligen Änderung seiner auswärtigen Politik. Er schloß mit Ludwig XIV. das Geheimbündnis von St. Germain. Er verpflichtete sich, den Franzosen Durchzug zu gestatten und im Fall einer neuen Kaiserwahl seine Stimme dem französischen König oder dem Dauphin oder einem Frankreich genehmen Kandidaten zu geben; dafür erhielt er Subsidien und die französische Unterstützung für seine Ansprüche auf Jägerndorf und Elbing. Er sprengte damit, und das war das Wichtigste, das französisch-schwedische Bündnis und hoffte nun mit französischer Hilfe Pommern gewinnen zu können. Wir

25. Okt. 1679

wissen, welchen Wert dieses Bündnis für Ludwig XIV. bei den Reunionen und beim Abschluß des Regensburger Waffenstillstandes gehabt hat (§ 280); dem Kurfürsten hat es den erhofften Gewinn nicht gebracht. Der französische Gesandte in Berlin, Marquis v. Rébenac, verabredete zwar mit 1683 dem Kurfürsten und dem Dänenkönig ein Angriffsbündnis gegen Schweden, wobei jener Vorpommern, dieser Bremen erwerben sollte, aber Ludwig XIV. 1684 versagte nach Abschluß des Regensburger Stillstandes diesem Abkommen die Bestätigung.

Kolonîale Unternehmungen

Der Rückhalt, den er von dem französischen Bündnis erwartete, bestärkte den Kurfürsten in seinen überseeischen Unternehmungen. Er ließ spanische Schiffe wegen rückständiger Subsidien kapern und gründete dann Kolonien an der afrikanischen Küste.

Auf den Rat Raules (§ 299) sandte er 1680 zwei Schiffe nach der Westküste Afrikas; 1681 eines davon kaperten die Holländer, das andere gelangte glücklich nach Guinea. Der Kapitän schloß Verträge mit drei Negerhäuptlingen, und der Kurfürst erteilte nun einer 1682 afrikanischen Handelskompanie, die ihren Sitz in Pillau hatte, einen Freibrief. Am 1. Januar 1683 legte der Major v. d. Gröben den Grund zu dem Fort Groß-Friedrichsburg bei dem Kap der drei Spitzen; weiter wurden die Forts Sophie Luise, Dorotheenschanze und Taccarary errichtet, dazu die Insel Arguin (nördlich der Senegalmündung) besetzt. Der Sitz der Gesellschaft wurde nach Emden, wo der Kurfürst mit Zustimmung der ostfriesischen Stände einen Stützpunkt für seine Flotte schuf, verlegt. Trotzdem kam sie gegen die Eifersucht der großen Kolonialmächte, namentlich der Holländer, nicht auf: Brandenburg war seiner ganzen Lage nach für Kolonialunternehmungen noch nicht fähig; Friedrich Wilhelm I. 1720 hat die Kolonien an die Holländer verkauft. Als dann das neue Deutsche Reich in die Reihe der Kolonialmächte eintrat, ist eines der alten Geschütze aus Groß-Friedrichsburg in die Berliner Ruhmeshalle gebracht und legt dort Zeugnis ab von dem weiten Blick des Großen Kurfürsten. Erwähnt mag noch werden, daß er auch für die Freiheit Hamburgs gegen Dänemark energisch eintrat (§ 312).

Umschwung gegen Frankreich

Seitdem der Kurfürst erkannt hatte, daß Ludwig XIV. ihm nicht zu Schwedisch-Pommern verhelfen würde, löste er allmählich seine Be- 1685 ziehungen zu Frankreich. Er schloß eine neue Allianz mit den Niederlanden, 8. Nov. 1685 eröffnete den Hugenotten durch das Potsdamer Edikt eine Zufluchtsstätte in seinen Landen, nahm den Marschall Schomberg (§ 278) in seine Dienste 1686 und sandte dem Kaiser Hilfstruppen für den Türkenkrieg. Weiter verzichtete 22. März 1686 er in einem Vertrage mit dem Kaiser auf seine Ansprüche auf Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau (§ 297) gegen Abtretung des Schwiebuser Kreises und verpflichtete sich, bei der Abwehr eines Angriffs auf Glieder des Reichs (Kurpfalz § 281) mitzuhelfen, für die Erbrechte des Kaisers auf Spanien einzutreten und dem Sohne des Kaisers seine Kurstimme zu geben. Damit war der Kurfürst vollständig zur antifranzösischen Politik zurückgekehrt und entwarf schon einen Plan zum Marsch auf Paris, hat aber den Ausbruch des Krieges nicht mehr erlebt.

Familienzwist

Die österreichische Diplomatie glaubte bei jenem Vertrage besonders geschickt vorgegangen zu sein, da sie kurz vorher von dem Kurprinzen das geheim gehaltene Versprechen erlangt hatte, bei seiner Thronbesteigung den Schwiebuser Kreis gegen eine Geldentschädigung wieder zurückzugeben. Dieser unerhörte Vorgang hängt mit den Zwistigkeiten in der kurfürstlichen Familie zusammen. Die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea Testament von Holstein, war bemüht, den Kindern, die sie dem Kurfürsten geboren hatte, eine fürstliche 1686 Stellung zu sichern; und der Kurfürst wies ihnen in seinem Testament die Einkünfte einiger Landesteile (Halberstadt, Minden, Ravensberg) an, doch ohne Souveränitätsrechte. Der Kurprinz kannte dieses Testament nicht, fürchtete aber, daß seine Rechte beeinträchtigt werden würden, und so wurde sein Verhältnis zur Stiefmutter und zum Vater sehr gespannt. Nach der Thronbesteigung Friedrichs III. ist das Testament als den Hausgesetzen widersprechend für ungültig erklärt worden, und die Stiefbrüder Friedrichs haben gegen Erhöhung ihrer Apanagen auf ihre Ansprüche verzichtet.

Bedeutung des Großen Kurfürsten

Am 9. Mai 1688 starb der Große Kurfürst. Der Staat, den er in voller Auflösung überkommen hatte, war durch ihn im Innern gefestigt und zu einer achtunggebietenden Stellung in Europa erhoben. Die landesherrliche Gewalt war gekräftigt, die Finanzen in guter Ordnung, das Heer kriegstüchtig und siegesgewohnt, das Staatsgebiet bedeutend vergrößert, die Abhängigkeit vom Ausland beseitigt, und in die europäischen Fragen hatte der Kurfürst entscheidend eingegriffen. Der brandenburgisch-preußische Staat war über die Bedeutung eines Territorialstaates hinausgewachsen, und wo der Kurfürst seine Ziele nicht voll erreicht hatte, da hat er ihm die Wege für eine bessere Zukunft gewiesen. Die vielerörterte Frage, wieweit der Kurfürst deutsch-nationale Politik getrieben hat, ist durch unsere Darstellung schon beantwortet. Gewiß fühlte er sich als Deutscher, sein Wort: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist" war keine leere Phrase; aber in seiner Politik ließ er sich leiten von brandenburgischen Interessen. Das ist kein Tadel, sondern ein Lob, genau so, wie es ein Lob für Gustav Adolf ist, daß er sich von schwedischen Interessen leiten ließ (§ 202). Wir betonen nochmals, daß die brandenburgischen Interessen zumeist mit den deutschnationalen Interessen zusammenfielen, und daß eben darauf die deutsche Mission des Staates beruht (§ 293). In den vielfachen Wandlungen seiner Politik suchte er die für seine Ziele zweckdienlichsten Mittel, und wenn man ihn als „den ersten großen Schüler Machiavellis unter den Hohenzollern" bezeichnet hat, so enthält auch das keinen Vorwurf.

Friedrich III. (I.) 1688—1701—1713

§ 302. Friedrich III. (I.). Der neue Kurfürst blieb in den großen europäischen Fragen der Politik treu, die der Vater zuletzt befolgt hatte. Er unterstützte Wilhelm III. von Oranien bei der Erwerbung und Behauptung der englischen Krone (§ 289), nahm an dem Kriege gegen Frankreich teil (§ 282) und sandte dem Kaiser Hilfstruppen für den Türkenkrieg (§ 307). Wie er hierbei an dem guten Einvernehmen mit dem Kaiser festhielt, so gab er auch nach längerem Widerstreben den Schwiebuser Kreis zurück, womit allerdings seine schlesischen Ansprüche wiederauflebten. (1695) Trotz alledem brachte ihm der Ryswyker Friede (§ 283) keinen Gewinn.

Danckelmann geb. 1643 gest. 1722

Im Zusammenhang damit steht der Sturz Eberhard von Danckelmanns. Er war der Erzieher des Kurfürsten gewesen und von ihm mit der Leitung der Regierung betraut worden. Seine Geschäftsführung war auf allen Gebieten vortrefflich, aber die altadligen Mitglieder des Geheimen Rats haßten ihn als Emporkömmling, und auch die Kurfürstin war ihm nicht gewogen, weil er im brandenburgischen Interesse welfischen Wünschen entgegentrat. Der Ryswyker Mißerfolg erschütterte seine Stellung beim Kurfürsten, und so bat er um seine Entlassung. Der Kurfürst gewährte sie, ließ ihn aber dann verhaften. (1697) Obgleich ihm in dem Prozeß keine Schuld nachgewiesen werden konnte, blieb er bis 1707 in Gefangenschaft und erlangte erst durch Friedrich Wilhelm I. seine volle Freiheit zurück; (1713) das ihm widerfahrene Unrecht konnte aber damit nicht wieder gut gemacht werden. — An Dankelmanns Stelle trat Kasimir von Kolbe, Reichsgraf von Wartenberg, der mit dem Feldmarschall Graf Wartensleben und dem Oberhofmarschall Graf Wittgenstein das sogenannte Dreigrafenministerium bildete. Wartenberg kam der Verschwendung und Prunkliebe des Kurfürsten sehr entgegen, war selbst sehr habgierig und ließ in der Verwaltung eine weitgehende Korruption einreißen. Erst durch den Einfluß des Kronprinzen wurde er 1711 gestürzt.

Kunst und Wissenschaft

Sophie Charlotte geb. 20. Okt. 1668, gest. 1. Febr. 1705

Danckelmann hat wesentlichen Anteil an der Pflege von Kunst und Wissenschaft gehabt, durch die der brandenburgische Staat und speziell Berlin damals zu einer Zentralstätte geistigen Lebens wurde. Der Kurfürst selbst hatte Interesse dafür, noch größeres aber seine Gemahlin Sophie

Charlotte von Hannover. Samuel Pufendorf schrieb die Geschichte des Großen Kurfürsten, Andreas Schlüter schuf dessen Reiterstandbild, das Schloß wurde umgebaut, das Zeughaus und die lange Brücke erbaut. In Halle 1696 wurde eine Universität gegründet, an der eine freiere Wissenschaft (Thomasius, Francke) im Gegensatze zu der Leipziger und Wittenberger Orthodoxie Pflege fand; in Berlin wurde eine Akademie der bildenden Künste und eine Gesellschaft der Wissenschaften unter dem Vorsitz von Leibniz errichtet. Einen Kreis gelehrter Männer sammelte die Kurfürstin um sich in Lietzenburg, das nach ihr dann Charlottenburg genannt wurde. (Vgl. über all das § 261, 262, 360, 364).

Erwerbung der Königskrone

Der Kurfürst nahm an diesem künstlerischen Leben nicht bloß aus wirklichem Interesse teil, sondern auch, weil es seiner Neigung zur Entfaltung von Glanz und Pracht entsprach. Diese Neigung wirkte mit bei der Erwerbung der Königskrone, doch sprachen dafür auch sehr wichtige andere Gründe. Die Königskrone war die weithin sichtbare Anerkennung der Bedeutung, die der Staat durch den Großen Kurfürsten erlangt hatte, rückte ihn in die Reihe der europäischen Mächte und gab ihrem Träger eine weit größere politische Bewegungsfreiheit, als der Kurfürst von Brandenburg besaß. So war es nicht bloß Eitelkeit, nicht bloß Eifersucht auf die Königskronen der Welfen und Wettiner (§ 341, 314), wenn der Kurfürst so eifrig nach der Königskrone strebte. Er glaubte aber, sie nur mit Zustimmung des Kaisers erreichen zu können, und diese Rücksicht war mitbestimmend für seine schon besprochene österreichfreundliche Politik. Trotzdem war man in Wien den Wünschen Friedrichs nicht geneigt; erst die Rücksicht auf den Spanischen Erbfolgekrieg (§ 317) führte zum Ab- 16. Nov. 1700 schluß des sogenannten Krontraktats, in dem der Kurfürst seine Hilfe für diesen Krieg und sonstige Unterstützung Österreichs zusagte, der Kaiser aber der Annahme der Königswürde zustimmte. Friedrich nahm sie nicht als Kurfürst von Brandenburg, sondern als souveräner Herzog von Preußen an, und so fand denn in Königsberg mit ausgesuchter Pracht 18. Jan. 1701 die Krönung zum König in Preußen statt. Der König setzte sich und seiner Gemahlin selbst die Krone auf, am Tage vorher stiftete er den Schwarzen Adlerorden. Der Titel „in Preußen" wurde mit Rücksicht auf Polen gewählt, dem ja Westpreußen noch gehörte.

Das dem Kaiser gegebene Versprechen hat der neue König erfüllt; die preußischen Truppen haben an den Kämpfen gegen Frankreich ruhmvollen Anteil genommen (§ 319). Der Gewinn, der daraus dem Staate erwuchs, war nicht groß (§ 320), er bestand eigentlich nur in der endgültigen Regelung der oranischen Erbschaft. Auf der anderen Seite wurde aber Preußen durch die Unterstützung des Kaisers zunächst an einem tatkräftigen Eingreifen in den Nordischen Krieg (§ 321 ff.), der seine Interessen viel näher berührte, gehindert.

Oranische Erbschaft

Nach dem Tode Wilhelms III. von Oranien hätte seine Erbschaft auf Grund eines Testaments Friedrich Heinrichs an dessen Enkel, den preußischen König Friedrich, fallen müssen; doch entstanden Schwierigkeiten, weil Wilhelm III. den Wilhelm Friso, das Haupt der oranischen Seitenlinie (Stammbaum 4), als Erben eingesetzt hatte. Trotzdem nahm 1702 Friedrich zunächst Mörs und Lingen in Besitz und erlangte dann auch Neuenburg 1707 (am Jura); die Grafschaft Orange fiel durch den Utrechter Frieden an Frankreich, das sie 1713 schon lange besetzt hatte, dafür aber erhielt Preußen Obergeldern. — Durch Kauf von dem 1707 Grafen Solms erwarb Friedrich die Grafschaft Tecklenburg.

C. Die Türkenkriege von 1663 bis 1699. Die Gründung des österreichisch-ungarischen Staates.

§ 303. Der erste Türkenkrieg Leopolds (1663—1664) und das Ende des Krieges um Kreta. Leopold I. 1658—1705 Unter Leopold I. hat das Deutsche Reich, wie wir wissen, im Westen viel schwere Verluste erlitten; wir haben bei der Darstellung der französischen Erfolge immer darauf hinweisen müssen (§ 280 u. ö.), daß eine ihrer wichtigsten Ursachen in den Kriegen zu suchen ist, die Leopold als Kaiser und Landesherr gleichzeitig gegen die Türken zu führen hatte. Sie hängen zusammen mit dem Aufschwung, den die Türkei unter Mohammed IV. durch die Großwesire Mohammed Köprili (1656—1661) und seinen Sohn Achmed Köprili (1661—1676) nahm. Wir wissen, daß ein Krieg mit Venedig um Kreta ausgebrochen und daß es zu einem Zusammenstoß der türkischen und österreichischen Interessen in Siebenbürgen gekommen war (§ 253). Erster Türkenkrieg 1663—1664 Wegen der Unterstützung, die Österreich dem Johann Kemeny von Siebenbürgen gewährt hatte (§ 253), eröffnete nun Achmed Köprili den Krieg gegen Österreich, indem er mit 120000 Mann gegen das österreichische Ungarn marschierte und die Grenzfestung Neuhäusel 27. Sept. 1663 eroberte. Der Kaiser mußte die Hilfe des rheinischen Bundes und damit auch Frankreichs (§ 268) annehmen und erlangte außerdem vom Reichstag Unterstützung. Durch diese rheinbündlerischen (unter Hohenlohe), französischen (unter Coligny) und Reichstruppen (unter Leopold Wilhelm von Baden und Graf Waldeck § 310) verstärkt, vermochte der kaiserliche Feldherr Montecuccoli einen glänzenden Sieg bei St. Gotthard an der 1. Aug. 1664 Raab zu gewinnen. Trotz des Sieges schloß aber der Kaiser sehr schnell den ungünstigen Frieden von Eisenburg (Vasvár), in dem er den 10. Aug. 1664 Türken Neuhäusel und Großwardein überließ und den von der Türkei als Fürsten von Siebenbürgen eingesetzten Michael Apafy (§ 253) anerkannte. Er schloß diesen Frieden, durch den der ungarische Besitz der Türken seine größte Ausdehnung erreichte, auch deshalb, weil er die unbequeme Hilfe Frankreichs los sein wollte.

Ende des Krieges um Kreta Die Türken wandten nun ihre ganze Kraft auf die Beendigung des Krieges um Kreta (§ 253). Achmed Köprili übernahm selbst die Leitung der Belagerung Kandias; 1666 auf der anderen Seite erhielten die Venetianer Hilfe durch kaiserliche, päpstliche, französische und braunschweigische Truppen. Aber diese Hilfe vermochte keine Rettung mehr zu bringen: die Stadt wurde wie einst Malta (§ 119) mit der größten Tapferkeit verteidigt, aber fast zu einem Trümmerhaufen verwandelt: so entschloß sich denn der venetianische Admiral Franz Morosini sie gegen freien Abzug den Sept. 1669 Türken zu übergeben. Damit war die Insel Kreta nach 24 Jahren von den Türken erobert; im Frieden von Salona fügte sich Venedig in 1671 diesen Verlust. Im nächsten Jahre brach dann ein Krieg der Türkei gegen Polen aus, durch den die Türkei trotz einiger Niederlagen 1672—1678 Podolien gewann (§ 314). Sie hatte mithin nach allen Seiten Erfolge zu verzeichnen.

§ 304. Der ungarische Aufstand. Verschwörung in Ungarn Der Friede von Eisenburg erregte in Ungarn schon deshalb Verstimmung, weil der Kaiser ihn ohne Genehmigung des ungarischen Reichstags geschlossen hatte. Da man nun von dem Minister Lobkowitz, dem man absolutistische Neigungen zuschrieb,

auch sonst Beeinträchtigung der Landesrechte fürchtete (die deutschen Besatzungen wurden nicht zurückgezogen, die Protestanten in ihrer Religionsübung beeinträchtigt), so entstand in Ungarn eine Magnatenverschwörung, [1666] deren letztes Ziel die Beseitigung der habsburgischen Herrschaft war. Beteiligt waren u. a. der Palatin Franz Wesselenyi, der aber Anfang des nächsten Jahres starb, der Banus von Kroatien Peter Zriny, der mit dessen Tochter Helene vermählte Franz I. Rakoczy (der Sohn Georgs II. Rakoczy, § 253), Nadasdy, Frangipani und der steirische Graf Tattenbach; dabei erstrebte Zriny für sich die Krone Ungarns, für seinen Schwiegersohn Rakoczy das Fürstentum Siebenbürgen. Die Rebellen rechneten auf Frankreich und die Türkei; Ludwig XIV. aber suchte damals mit dem Kaiser in gutem Einvernehmen zu bleiben (§ 268), und Achmed Köprili wollte während des Kriegs um Kandia in Ungarn Ruhe haben. Von Konstantinopel aus erhielt Lobkowitz Kunde von der Verschwörung, sandte Truppen nach Ungarn und ließ Nadasdy, Zriny, Frangipani und Tattenbach, deren Verhaftung gelang, als Hochverräter verurteilen und hinrichten. [1671]

[Bestrafung Ungarns] Lobkowitz wollte nun die Gelegenheit benutzen, um die Selbständigkeit Ungarns zu brechen und den Protestantismus zu unterdrücken. Es ergingen harte Strafgerichte, es wurden neue Steuern ohne Bewilligung des Reichstags auferlegt, den Führern der kaiserlichen Truppen wurde eine Ausnahmegewalt übertragen, an Stelle des Palatins wurde ein Gouverneur (der Großmeister des Deutschen Ordens v. Ampringer) eingesetzt, protestantische Geistliche wurden abgesetzt und auf die Galeeren gebracht, die Kirchen den Protestanten entzogen. Ungarn schien dasselbe Schicksal erleiden zu sollen, wie Böhmen nach der Schlacht am Weißen Berge (§ 195). [Aufstand] Da rotteten sich in Nordungarn Volkshaufen zusammen und begannen, unterstützt von Michael Apafi und den nach Siebenbürgen geflüchteten ungarischen Emigranten, einen wilden Kleinkrieg gegen die kaiserlichen Truppen. [Okt. 1674] Die Entlassung des Ministers Lobkowitz (§ 273) änderte nichts an dieser Lage, und nun gewannen die Rebellen, die mit dem alten Namen (II, § 377) Kuruczen bezeichnet wurden, auswärtige Hilfe. Inzwischen war nämlich der zweite Raubkrieg ausgebrochen; Ludwig XIV., dem die seinen Feinden entstehenden Rückenangriffe sehr erwünscht waren (§ 273), schloß Bündnis mit Apafi und den Kuruczen [1677] und bestimmte den Polenkönig Johann Sobiesky, der soeben den Krieg gegen die Türken beendet hatte (§ 314), Werbungen für die Rebellen zu gestatten; günstig gesinnt war ihnen auch der neue türkische Großwesir Kara Mustafa (1676—1683). Dazu erhielten sie in dem Grafen Emmerich Tököly einen sehr tüchtigen und ehrgeizigen Führer. [1678] Durch den Nymweger Frieden (§ 235) schien Österreich zwar freie Hand gegen Ungarn zu bekommen, indes wie gefährlich die Lage im Westen noch blieb, zeigten Ludwigs XIV. Reunionen (§ 279).

[Verständigungsversuch] Unter diesen Umständen beschloß die österreichische Regierung den Ungarn gegenüber einzulenken. Während Straßburg dem Deutschen Reiche entrissen wurde, verhandelte sie mit den Ungarn auf dem nach Ödenburg berufenen Reichstage. [1681] Sie ernannte an Stelle des Gouverneurs wieder einen Palatin (Paul Esterházy), versprach die eigenmächtig eingeführten Steuern abzuschaffen, die Ämter nur an Einheimische zu verleihen, die deutschen Truppen allmählich zurückzuziehen und den Protestanten eine wenn auch nicht unbedingte Religionsfreiheit zu gewähren. Indes diese

Zugeständnisse kamen zu spät. Tököly, der sich damals mit Helene Zriny, der Witwe des 1676 verstorbenen Franz Rakoczy, vermählte und damit die Ansprüche und Hoffnungen dieses Hauses übernahm, ließ sich von der Türkei mit Ungarn belehnen, und der Sultan, bei dem auch Ludwig XIV. zum Kriege schürte, rüstete zum Angriff auf Österreich. 1682

§ 305. Die Schlacht am Kahlenberge (1683). So begann der zweite Türkenkrieg Leopolds I., der ihm so große Erfolge bringen sollte. An sich kam der Krieg dem Kaiser damals ungelegen, weil man in Deutschland wegen der Reunionen an einen Kampf gegen Frankreich dachte (§ 280). Als Bundesgenossen hatte der Kaiser außer einigen Reichsfürsten, zu denen aber Brandenburg nicht gehörte (§ 301), zunächst nur den Papst Innocenz XI.; und dessen Einfluß ist es zu danken, daß wenigstens Johann Sobiesky von Polen sich dem Kaiser anschloß. An dem Tage, an dem das Bündnis mit Polen unterzeichnet wurde, brach Mohammed IV. von Adrianopel, wo er seine Truppen gesammelt hatte, auf; er begleitete seine Truppen bis Belgrad und übertrug dann Kara Mustafa die Führung. Der kaiserliche Feldherr Karl IV. (V.) von Lothringen vermochte mit seinen 35 000 Mann die 230 000 Mann starke türkische Armee nicht aufzuhalten, und so erschienen Mitte Juli die ersten türkischen Reiter vor Wien: die zweite (die erste war 1529, § 43) Belagerung Wiens durch die Türken begann.

Zweiter Türkenkrieg Leopolds 1683—1699

31. März 1683

1. Mai

14. Juli

Der kaiserliche Hof war am 7. Juli nach Linz übergesiedelt; die Verteidigung der Stadt leitete Rüdiger von Starhemberg; es standen ihm, nachdem die Besatzung durch Freiwillige aus der Bürgerschaft und der Studentenschaft verstärkt war, etwa 22 000 Mann zur Verfügung. Die Feinde lagerten mindestens 160 000 Mann stark im Halbkreis südlich der Donau; nördlich der Donau stand Karl von Lothringen; er verhinderte hier die völlige Einschließung und wies die Scharen Tökölys bei Preßburg zurück. Die Türken bedrängten die Stadt sehr hart; sie beschossen sie, legten Minen an und stürmten, sobald eine auffliegende Mine eine Lücke in die Wälle gerissen hatte. Anfang September nahmen sie einige Bastionen; dazu brachen in der Stadt Krankheiten aus, Munition und Lebensmittel schwanden dahin. Indes Starhemberg und der Bürgermeister Liebenberg ließen den Mut nicht sinken, und sie wurden belohnt: im Augenblick der höchsten Not verkündeten Raketen vom Kahlenberg die Ankunft des Entsatzheeres.

Belagerung Wiens 14. Juli—12. Sept. 1683

Den Oberbefehl über dieses Heer, das etwa 76 000 Mann stark war und sich aus Polen, Österreichern, Sachsen, Bayern und fränkisch-schwäbischen Kreistruppen zusammensetzte, führte Johann Sobiesky von Polen; die einzelnen Abteilungen standen unter Karl von Lothringen, Johann Georg III. von Sachsen, Max II. Emanuel von Bayern und Georg Friedrich von Waldeck. Die Türken hatten versäumt, die Ausläufer des Wiener Waldes zu besetzen; hierher zog das Entsatzheer und führte, von den Höhen des Leopoldberges und Kahlenberges herabsteigend, den Kampf gegen die Türken, der nach heißem Ringen mit dem vollständigen Siege der Christen endete.

Schlacht am Kahlenberge

12. Sept. 1683

Das Hauptverdienst an dem Siege hatten die Deutschen, die Polen waren sogar bei einem türkischen Vorstoß zurückgewichen; trotzdem nahm Sobiesky den Ruhm des Siegers für sich in Anspruch. Jubelnd begrüßt zog er am nächsten Tage in die befreite Stadt ein, am 14. September kam auch der Kaiser. Die im türkischen Lager gemachte Beute war ungeheuer (nebenbei sei bemerkt, daß sich darunter auch große Massen Kaffee befanden, und daß seitdem dessen Genuß in Wien aufkam und von da nach Deutschland drang). Kara Mustafa wurde auf Befehl des Sultans in Belgrad erdrosselt.

13. Sept.

25. Dez.

Die Schlacht am Kahlenberge rettete Deutschland von einer furchtbaren Gefahr, aber sie war darüber hinaus von weltgeschichtlicher Bedeutung. Sie eröffnete, wie schon gesagt (§ 264), die Periode europäisch-

asiatischer Beziehungen, in der die mohammedanische Macht allmählich nach dem Osten zurückgedrängt wurde, d. h. die Periode der orientalischen Frage, in der wir noch heute stehen.

Krieg in Ungarn

§ 306. Die Eroberung Ungarns, Siebenbürgens und Moreas (1683—1688). Die Kaiserlichen folgten den nach Ungarn abziehenden Türken, besiegten sie bei Parkány und eroberten Gran; durch einen Amnestieerlaß zog der Kaiser sodann viele Anhänger Tökölys auf seine Seite und schloß mit Polen, Venedig und dem Papste die heilige Liga. Damit bekundete er, daß er gewillt war, den Türkenkrieg fortzusetzen und schloß deshalb mit Ludwig XIV. den Regensburger Stillstand (§ 280). Bei dieser Entscheidung bestimmte ihn neben anderen Gründen auch die Erwägung, daß Erfolge im Osten seinen Hausinteressen mehr zugute kommen mußten als Erfolge im Westen. Und nun begann ein glänzender Siegeszug.

9. Okt. 1683 — 25. Okt. 1683 — 1684 — 31. März 1684 — 15. August

Im Jahre 1685 eroberten die Kaiserlichen Neuhäusel, besiegten ein türkisches Heer bei Gran und bedrängten (unter General Caraffa) die Kuruczen im nördlichen Ungarn. Im nächsten Jahre schloß sich Rußland dem Kriege gegen die Türkei an; zugleich sandte der Große Kurfürst, der damals sein Bündnis mit Frankreich löste (§ 301), dem Kaiser 8000 Mann unter General von Schöning zu Hilfe. Karl von Lothringen begann im Juni die Belagerung Ofens; die Stadt wurde von Abdurrhaman Pascha tapfer verteidigt, schließlich aber, nachdem die Entsatzversuche des Großwesirs Ibrahim abgewiesen waren, durch Sturm erobert. 145 Jahre hatte die Hauptstadt Ungarns unter der Herrschaft des Halbmondes gestanden; nicht die Magyaren, sondern Österreicher, Bayern, Sachsen und Brandenburger haben sie befreit. Noch in demselben Jahre erlitten die Türken eine Niederlage bei Szegedin, und im nächsten gewannen Karl von Lothringen, Max Emanuel von Bayern und Ludwig von Baden über Ibrahim den Sieg bei Harsany unweit Mohacz. In der Nähe der Stelle, wo vor 161 Jahren die türkische Herrschaft über Ungarn begründet worden war (§ 43), brach sie jetzt zusammen.

19. Aug. 1685 — 16. Okt. — Juni 1686 — Aug. — 2. Sept. — 19. Okt. — 12. Aug. 1687

Ungarn und Siebenbürgen habsburgisch

Die kaiserliche Regierung suchte nun die errungenen Siege zu einer dauernden Regelung der ungarischen Verhältnisse zu benutzen. Sie war klug genug, die harten Strafurteile, die der von General Caraffa in Eperies eingesetzte Gerichtshof über die oberungarischen, meist protestantischen Rebellen ausgesprochen hatte, wesentlich zu mildern, und erreichte, daß der nach Preßburg berufene Reichstag die Erblichkeit der ungarischen Krone im habsburgischen Mannesstamme aussprach. Zugleich wurde dem ungarischen Adel das ihm nach der Goldnen Bulle zustehende Widerstandsrecht (II, § 375) entzogen, andererseits aber die in Ödenburg (§ 304) gemachten Versprechungen erneuert. Damit war die österreichisch-ungarische Monarchie begründet; sie wurde geweiht durch die Königskrönung Josephs, des ältesten Sohnes Leopolds. Ergänzt wurden diese Erfolge durch die Beschlüsse des Landtages in Hermannstadt, der Siebenbürgen dem Schutze des Kaisers unterstellte. Kurz zuvor hatte Caraffa das von Helene Tököly tapfer verteidigte Munkacs erobert und damit die Kuruczen ihres letzten Stützpunktes beraubt.

Okt. 1687—Jan. 1688 — 8. Dez. 1687 — Mai 1688 — Jan. 1688

Morea

Aber nicht nur die Kaiserlichen, auch die Venetianer hatten in diesen Jahren glänzende Erfolge errungen. Franz Morosini, der Verteidiger Kandias (§ 303), landete mit einem venetianischen Heer, in

dem sich viele deutsche Söldner, namentlich Braunschweiger und Sachsen, unter Führung des Grafen Otto Wilhelm von Königsmark befanden, an der Küste Moreas, eroberte die Halbinsel bis auf die Festung Malvasia, 1685 drang dann in Mittelgriechenland ein und nahm auch Athen. 1687

Bei der Beschießung der Akropolis schlug eine venetianische Bombe in das im Parthenon untergebrachte türkische Pulvermagazin; dadurch wurde die Mitte des damals noch gut erhaltenen Tempels in der Weise zerstört, wie es die heutige Ruine zeigt. Die vier Marmorlöwen vom Piräus wanderten als Siegeszeichen nach Venedig und stehen noch heute am Eingang des Arsenals; wie die vier bronzenen Pferde (II, § 226) künden auch sie die Großtaten der Markusrepublik, während eine auf einem der Löwen angebrachte normännische Inschrift von einem normännischen Raubzug des 11. Jahrhunderts berichtet. Morosini erhielt den Beinamen der „Peloponnesier" und die Würde des Dogen.

§ 307. Das Ende des Türkenkrieges (1688—1699). Mit dem Jahre 1688 beginnt der dritte Abschnitt des Türkenkrieges. Die Eroberung Ungarns war vollendet: nun öffnete die Einnahme Belgrads durch Max Emanuel von Bayern den Kaiserlichen den Weg nach der Balkanhalbinsel. Sollte er beschritten werden? Bedenklich war, daß gleichzeitig Ludwig XIV. seine Truppen in Deutschland einrücken ließ und damit den dritten Raubkrieg begann (§ 281). Es drohte mithin der 1684 vom Kaiser vermiedene Doppelkrieg. Indes die Gesamtlage Europas hatte sich, wie wir wissen (§ 281), gegen 1684 sehr wesentlich verändert, nicht zum wenigsten durch die in Ungarn errungenen Erfolge. So beschloß denn der Kaiser, trotz des französischen Krieges auch den türkischen fortzusetzen; man faßte sogar den großartigen Plan, die Christen der Balkanhalbinsel vom türkischen Joch zu befreien. Die jüngsten Vorgänge im Osmanischen Reich (Mohammeds IV. gewaltsame Entthronung, § 428) schienen einem solchen Unternehmen günstig zu sein.

Angriff auf die Balkanhalbinsel

6. Sept. 1688

Ludwig von Baden drang also von Belgrad aus in Serbien ein, siegte in zwei Schlachten bei Batotschina und Nisch und eroberte Widdin. Zugleich erließ er einen Freiheitsruf an die Bevölkerung; und ähnlich suchte General Piccolomini, der bis Prischtina vorgedrungen war, in Verbindung mit dem Patriarchen von Ipek einen Volksaufstand zu erregen. Die Lage Österreichs auf der Balkanhalbinsel erschien damals auch deshalb aussichtsreich, weil es nicht, wie später im 19. Jahrhundert, mit der Rivalität anderer Großmächte zu rechnen hatte.

1689

30. August, 24. Sept.

14. Okt.

Da trat ein Umschwung im türkischen Reiche ein. Der von den Janitscharen erhobene Sultan Suleiman III. (1687—1691, § 428) ernannte Mustafa Köprili, Achmeds Bruder, zum Großwesier. Dieser erneuerte das Bündnis mit Ludwig XIV. und wußte den alten kriegerischen Geist nochmals zu entflammen. Zuerst gelang es, die Österreicher aus Südserbien zu verdrängen und damit jede Insurrektion des Landes unmöglich zu machen; dann rückte Emmerich Tököly, den der Sultan nach Michael Apafis Tode (15. April 1690) zum Fürsten von Siebenbürgen ernannte, von der Walachei her in Siebenbürgen ein und erreichte nach einem Siege die Anerkennung des Landtags. Während Ludwig von Baden ihn wieder aus dem Lande jagte, eroberte Mustafa Köprili, nachdem Widdin und Nisch genommen waren, schließlich auch Belgrad. Von da versuchte er nun auch wieder nach Ungarn selbst vorzudringen, verlor aber gegen Ludwig von Baden in der großen Schlacht bei Slankamen Sieg und Leben. Die Befreiung der Südslawen war also mißlungen, Ungarn und Siebenbürgen aber behauptet.

Umschwung zugunsten der Türkei

Nov. 1689

1690

8. Okt. 1690

19. Aug. 1691

4. Dez. 1691 Für Siebenbürgen erließ nun der Kaiser das Diploma Leopoldinum, in dem er alle Glaubensbekenntnisse und die drei Nationen (Magyaren, Szekler und Sachsen) in ihren Rechten anerkannte; man begünstigte von Wien auch damals besonders die Sachsen, in denen man eine Hauptstütze der habsburgischen Herrschaft sah. Nachdem Michael Apafi II., der Sohn Apafis I., 1697 auf die Fürstenwürde verzichtet hatte, war die „Revindikation" Siebenbürgens für die ungarische Krone vollzogen.

Obgleich nach Mustafas Tod unter dem unbedeutenden Sultan Achmed II. (1691—1695) die Leistungsfähigkeit der Türkei wieder zurückging, haben die Kaiserlichen in den nächsten Jahren doch keine Erfolge errungen. Der Krieg gegen Frankreich erforderte größere Anstrengungen. Ende 1691 Ludwig von Baden wurde nach dem Rhein abberufen (§ 282), und seine Nachfolger, auch Friedrich August der Starke von Sachsen, der von 1695 bis 1697 den Oberbefehl führte, standen ihm an Tüchtigkeit nach. Als nun der neue Sultan Mustafa II. (1695—1702, § 428) wieder persönlich 1695 zu Felde zog, errang er bei Lugos über die Kaiserlichen einen vollen 1696 Sieg und brachte ihnen unweit Temesvar schwere Verluste bei. Im 1697 nächsten Jahre legte August der Starke den Oberbefehl nieder, um den polnischen Thron zu besteigen (§ 314); an seine Stelle trat Prinz Eugen von Savoyen.

Eugen von Savoyen geb. 18. Okt. 1663 gest. 21. April 1736 Prinz Eugen war in Paris am 18. Oktober 1663 als jüngster Sohn des Prinzen Eugen Moritz und der Olympia Mancini, einer Nichte Mazarins, geboren (§ 221 und Stammbaum 17). Zu dem geistlichen Stande, für den er bestimmt war, hatte er keine Neigung; Ludwig XIV. aber versagte dem kleinen Abbé (schon mit 10 Jahren hatte er die Einkünfte einer Abtei erhalten) die erbetene Aufnahme in die französische Armee. Da trat er in kaiserliche Dienste und nahm unter Karl von Lothringen an der Schlacht am Kahlenberge und dann unter Ludwig von Baden an den Kämpfen in Ungarn teil; bei 1688 Belgrad wurde er schwer verwundet. In den nächsten Jahren kämpfte er auf dem italieni- 1697 schen Kriegsschauplatze und erhielt jetzt auf Empfehlung Rüdigers von Starhemberg den Oberbefehl gegen die Türken. Er wurde der erfolgreichste Träger der österreichischen Orientpolitik und, von seinen Soldaten vergöttert, einer der populärsten Feldherrn des Kaiserhauses.

Sein erster großer Erfolg war der glänzende Sieg, den er über 11. Sept. 1697 Mustafa II. bei Zenta an der Theiß gewann. Die türkische Armee, die doppelt so stark als die österreichische gewesen war, wurde vernichtet; der Feldzug in Ungarn war endgültig zugunsten Österreichs entschieden.

In Griechenland hatten die Venetianer 1688 den Versuch gemacht, Negroponte (Euböa) zu nehmen; da das nicht gelang, mußten sie auch 1690 Athen wieder aufgeben. Sie eroberten nun zwar noch Malvasia; als aber 1694 Franz Morosini in Nauplia starb und ein von seinem Nachfolger unternommener Zug nach Chios keinen Erfolg hatte, erlahmte der Krieg. — Von den übrigen Feinden der Türkei hatten die Polen den Krieg sehr lau geführt (§ 314), die Russen 1696 Asow erobert (§ 316).

Friedensschluß Nach der Schlacht von Zenta und dem Ryswyker Frieden (§ 283) hätte der Kaiser den Krieg gegen die Türken mit verstärkter Kraft führen und den Plan der Befreiung der Südslawen wieder aufnehmen können. Indes er wollte für die große Frage der spanischen Erbschaft freie Hand haben, berührte sie doch die habsburgischen Interessen weit mehr, als 1684 die Frage der Reunionen. Damals hatte er, um Ungarn erobern zu können, mit Frankreich Frieden geschlossen (§ 280), jetzt wünschte er, um für einen Feldzug gegen Frankreich unbehindert zu sein, den Frieden mit der Türkei. Da nun England und Holland in gleichem Sinne bei 1698 dem Sultan wirkten, so wurde zunächst ein Waffenstillstand und dann 26. Jan. 1699 der Friede von Karlowitz abgeschlossen. Die Pforte trat Ungarn und Siebenbürgen mit Ausnahme des Temesvarer Banats an Österreich,

Morea an Venedig, Podolien an Polen und Asow an Rußland ab. Damit war der Rückzug des Osmanischen Reiches aus Europa besiegelt und der 1687 gegründete österreich-ungarische Staat anerkannt.

Friede mit Rußland 1700

Die Auslieferung Tökölys verweigerte der Sultan, verlieh ihm vielmehr ein Landgut bei Nikomedien. Hierhin folgte ihm seine Gemahlin Helene, die nach der Einnahme von Munkacs (§ 306) als Gefangene nach Wien gebracht, dann aber gegen einen österreichischen General ausgewechselt war. Sie starb schon 1703; im nächsten Jahre folgte ihr der Gemahl in den Tod nach; an der Erhebung seines Stiefsohnes Franz II. Rakoczy (§ 318) hatte er keinen Anteil mehr.

1704

§ 308. Die österreichisch-ungarische Monarchie. Durch die Vereinigung der österreichischen Ländergruppe mit Ungarn erhielt die Monarchie der deutschen Habsburger einen wesentlich anderen Charakter. Bisher war sie trotz der Erwerbung Böhmens und des Streifens von Ungarn doch in der Hauptsache der erste deutsche Territorialstaat, die eigentliche Großmacht unter den deutschen Staaten gewesen, gehoben dadurch, daß der Landesherr zugleich die Kaiserkrone trug; ihre europäische Stellung ruhte hauptsächlich auf dem Besitz der Kaiserkrone, auf dem Zusammenhang mit der Monarchie der spanischen Habsburger und auf der engen Beziehung zum Katholizismus. Jetzt wurde der österreichisch-ungarische Staat als solcher, auch abgesehen von der Kaiserkrone, zur europäischen Großmacht. Selbstverständlich wurde nach wie vor seine Stellung gehoben durch die Verbindung mit der Kaiserkrone; natürlich läßt sich auch im einzelnen nicht auseinanderhalten, wie weit sein Einfluß ohne das Ansehen der Kaiserkrone reichte, und wo deren Gewicht begann; aber es muß doch betont werden, daß der Staat nun an sich eine Großmacht war. Hierbei war auch wichtig, daß er zugleich eine weltgeschichtliche Aufgabe, die Befreiung der Südslawen, übernahm, und daß damit sein Schwerpunkt aus Deutschland hinaus nach dem Südosten rückte (§ 293).

Veränderte Stellung der habsburgischen Monarchie

Für die innere Geschichte der habsburgischen Lande kam es nun, wie bei allen aus mehreren Teilen zusammengesetzten Staaten (§ 299), hauptsächlich darauf an, ob es gelingen würde, die einzelnen Teile zu einem monarchischen Einheitsstaat zusammenzuschließen. Es handelte sich dabei erstens um das Verhältnis der einzelnen Länder untereinander, und hier ist wieder zu unterscheiden das Verhältnis Ungarns zu den österreichisch-böhmischen Landen und das Verhältnis der letzteren untereinander. Zweitens handelte es sich um die Abgrenzung der landesherrlichen und ständischen Macht; diese Abgrenzung war nicht bloß wichtig für die Stellung des Landesherrn in den einzelnen Ländern, sondern für den Zusammenhalt der Gesamtmonarchie, da ja die Stände hier wie überall (§ 299) den landschaftlichen Partikularismus vertraten.

Zusammenschluß der Teile der Monarchie

Daß die Magyaren ihr Wahlrecht verloren und Ungarn Erbreich wurde, war für dessen dauernde Verbindung mit den übrigen habsburgischen Landen zweifellos ein Gewinn; indes blieb diese Verbindung doch in der Hauptsache eine Personalunion, auch wurden die ständischen Rechte nicht wesentlich beschränkt. Die absolutistischen Pläne eines Lobkowitz und Caraffa waren gescheitert. Ungarn behielt seine Sonderverfassung und seine Sonderrechte und hatte zu deren Behauptung eine starke Stütze in dem nationalen Gegensatz, der es von Österreich trennte.

Ungarn 1687

Etwas größeren Erfolg hatten die Bemühungen, die übrigen habsburgischen Lande enger zusammenzuschließen. Hier war wichtig, daß die beim Tode Ferdinands I. (1564) unter drei Linien geteilten (§ 181) Erblande seit dem Tode des Matthias (1619) unter Ferdinand II. wieder vereinigt waren; allerdings gelang es Ferdinands Bruder Leopold, seine Stellung als Landesverweser Tirols (§ 181) 1625 in die eines Landesherrn zu verwandeln; doch erlosch diese neue Tiroler Seitenlinie bereits 1665 (Stammbaum 1), und damit fiel Tirol

Die übrigen Lande

an Leopold I. zurück. Weiter war wichtig, daß Böhmen nach der Schlacht am Weißen Berge seine Sonderstellung einbüßte; durch die „verneuerte Landesordnung" von 1627, mit der die 1628 für Mähren erlassene völlig übereinstimmte, wurde das Erbrecht des Hauses Habsburg in männlicher und weiblicher Linie verkündet und die Macht der Stände sehr stark eingeschränkt. Die Annäherung an die Erbländer wurde auch dadurch gefördert, daß die deutsche Sprache der tschechischen gleichgestellt wurde, eine Bestimmung, die 1644 von Ferdinand III. dahin ergänzt wurde, daß alle Räte des Prager Appellationsgerichts der deutschen Sprache mächtig sein sollten. In der deutschen Sprache sah man ein geistiges Band, das die österreichischen und böhmischen Länder umschließen sollte.

10. Mai 1627

Landesherrliche und ständische Gewalt

Seine besonderen Stände behielt Böhmen, wie alle übrigen Kronlande; die Regierung bemühte sich aber, überall deren Macht zu mindern. Wir wissen (§ 181), daß die katholische Reaktion in diesem Sinne wirkte. Ein weiteres Mittel war die Schaffung eines Staatsbeamtentums; in Böhmen bot dazu die verneuerte Landesordnung eine günstige Gelegenheit, sonst freilich stieß man auf starken Widerspruch der Stände und auf die ungebrochenen Herrenrechte (Patrimonialrechte), die der Adel über die Bauern übte. Endlich diente der landesherrlichen Gewalt die Errichtung eines stehenden Heeres. — Als zentrale Behörden sind zu nennen der Geheime Rat, der sich seit Leopold I. in die Geheime Konferenz umwandelte, die Hofkanzlei, die aber nicht in Ressortministerien, sondern in landschaftliche Behörden zerfiel (in die österreichische, böhmische, ungarische und siebenbürgische Hofkanzlei, zu denen nach dem Utrechter Frieden (§ 320) noch der italienische und der niederländische Rat hinzutraten), die Hofkammer für die Finanzverwaltung (doch bestanden neben der Wiener bis 1714 noch eine Grazer und Innsbrucker Hofkammer) und der Hofkriegsrat. Der Versuch, einen gesamtösterreichischen Reichstag zu errichten, scheiterte.

D. Überblick über die wichtigsten der übrigen deutschen Staaten.

Kursachsen

Ernestiner: Friedrich der Weise 1486—1525
Johann der Beständige 1525—1532
Johann Friedrich 1532—1547
Albertiner: Moritz 1547—1553
August I. 1553—1586
Christian I. 1586—1591
Christian II. 1591—1611
Johann Georg I. 1611—1656
Johann Georg II. 1656—1680
Johann Georg III. 1680—1691
Johann Georg IV. 1691—1694
August der Starke 1694—1733

§ 309. Kursachsen, sächsische Herzogtümer, Schwarzburg, Reuß, Anhalt. Die Geschichte Kursachsens (Stammbaum 9 a, b) bis zum Westfälischen Frieden ist im Zusammenhang der deutschen Geschichte erzählt worden. Die ernestinischen Kurfürsten gewannen eine führende Stellung unter den deutschen Fürsten als Vorkämpfer der Reformation; der erste albertinische Kurfürst wußte diese Stellung im Kampf gegen den Kaiser noch zu steigern (§ 70); dann aber ging seit August I. infolge des engherzigen Luthertums und durch Anlehnung an Österreich diese Führung zuerst auf die Pfalz, dann auf Brandenburg über (§ 177). Im Innern blühte seit „Vater" August das trefflich verwaltete Land herrlich auf (§ 71), litt aber darauf schwer unter den Stürmen des großen Krieges. Johann Georg I. schloß sich in ihm zuerst dem Kaiser, dann Gustav Adolf an und gewann 1635 die Ober- und Niederlausitz als böhmische Lehen (§ 210). Kurz vor seinem Tode teilte er seine Länder unter seine vier Söhne, so daß neben Kursachsen die Linien Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz entstanden; doch starb Weißenfels 1746, Merseburg 1738 und Zeitz 1718 wieder aus. Diese Teilung machte damals die Bildung eines albertinischen Einheitsstaats unmöglich; aber auch davon abgesehen, bewahrten in Kursachsen die vom Adel beherrschten Stände ihre einem Einheitsstaat hinderliche Macht; mit den Lausitzen bestand eigentlich nur Personalunion. Johann Georg II. liebte ein glanzvolles Hofleben nach dem Muster Ludwigs XIV. und schloß sich mit einigem Schwanken im ganzen an Frankreich an. Sein kriegerisch gesinnter Sohn Johann Georg III. schuf ein stehendes Heer und hatte an dem Türkenkriege ruhmvollen Anteil (§ 305); er starb in Tübingen bei der Rückkehr vom Kriege gegen Frankreich. Johann Georg IV. glich in der Neigung zur Prachtentfaltung seinem Großvater. Darin übertraf ihn noch sein Bruder Friedrich August I. der Starke. Er wurde mit Unterstützung Österreichs und Rußlands 1697 zum König von Polen gewählt (als solcher August II.) und trat dabei in Wien zum Katholizismus über (§ 314). Dieser Glaubenswechsel vollendete die seit August I. begonnene Entwicklung: die Führung des deutschen Protestantismus und des deutschen Fürstentums gegen den katholischen Kaiser war endgültig verloren. In Sachsen wurde an den kirchlichen Verhältnissen nichts geändert, die landesbischöflichen Rechte übertrug der Kurfürst den „in evangelicis" beauftragten Geheimräten. Trotzdem ist die Verbindung mit Polen für Sachsen nicht vorteilhaft gewesen, da das Land dadurch in den Nordischen Krieg hineingezogen wurde (§ 323) und für die polnischen Pläne seines Fürsten schwere Opfer bringen mußte. Ebenso schwere Opfer forderte die Prachtliebe des Kurfürsten; sie zeigte sich in einem glänzenden, festereichen, eleganten und geschmackvollen Hofleben und in großartigen Bauten (Zwinger, Japanisches Palais, Augustusbrücke, Moritzburg, Pillnitz) und Sammlungen (Museum

Augusteum, Gemäldegalerie, Grünes Gewölbe, Sammlung orientalischen Porzellans). Wie der Kurfürst hierin Ludwig XIV. nachahmte, so auch in der sittlichen Skrupellosigkeit, mit der er sich schönen Frauen hingab. Während seine Gemahlin, die fromme Christiane von Bayreuth, sich von ihrem Gemahl zurückzog und in Pretzsch (bei Wittenberg) lebte († 1727), spielten am Hofe die schnell wechselnden Maitressen (Aurora von Königsmark, die Türkin Fatime, die Fürstin Lubomirska, die Gräfin Cosell u. a.) die erste Rolle. Hofleben und Politik kosteten viel Geld. Da nun die Stände in Bewilligungen schwierig waren, suchte der Kurfürst ihre Macht einzuschränken und führte nach brandenburgischem Muster eine Akzise (§ 299) ein; außerdem aber hat er manche Rechte (z. B. die auf Lauenburg an Hannover) und den Petersberg bei Halle (an Brandenburg) verkauft. Trotz alle dem gehört August der Starke zu den populärsten Gestalten der sächsischen Geschichte; es erklärt sich das daraus, daß alles an ihm, auch das Verwerfliche, einen Zug ins Große hatte. Dazu kommt, daß die aus seiner Prachtliebe in dem „Augusteischen Zeitalter" entstandenen Bauten und Sammlungen noch heute bewundert werden und Dresden sehr verschönert haben. Endlich fallen in seine Zeit manche wirtschaftliche Fortschritte; so gewann die Tuch- und Leinenindustrie an Ausdehnung, es entstanden Samt- und Seidenfabriken, vor allem aber wurde 1709 das Meißner Porzellan durch den Apotheker Böttcher erfunden, während bisher Porzellan nur aus China bezogen werden konnte. Unter Friedrich August II. blieb die Personalunion mit Polen bestehen. Er beseitigte die Maitressenwirtschaft und hat im Verein mit seinem Minister, dem Grafen Brühl, die Kunst, besonders auch durch Heranziehung italienischer Meister, sehr gefördert, so daß Dresden das „deutsche Florenz" wurde. Im übrigen freilich war die innere und äußere Politik Brühls, von dem sich der Kurfürst völlig leiten ließ, für Sachsen unheilvoll; davon wird an anderer Stelle die Rede sein (§ 377). Mit Friedrich Augusts Tode hörte die Verbindung mit Polen auf. Das Land hatte unter dem Siebenjährigen Kriege schwer gelitten; es war deshalb ein Glück, daß nun ruhige Zeiten kamen. Die Kurfürsten Friedrich Christian und Friedrich August III. der Gerechte, für den bis zur Mündigkeit (1768) sein Oheim Xaver die Regierung führte, widmeten sich mit Ernst und Erfolg der Wohlfahrt ihres Landes (§ 399); 1806 erhielt Friedrich August die Königskrone.

Friedrich August II. 1733—1763

Friedrich Christian 1763

Friedrich August III. 1763—1827

Sächsische Herzogtümer

Die ernestinische Linie des wettinischen Hauses hat eine große Anzahl tüchtiger Fürsten hervorgebracht, ist aber seit der Wittenberger Kapitulation (§ 64) nicht wieder zu größerer politischer Macht aufgestiegen. Das wurde schon verhindert durch die fortwährenden Teilungen, die am bequemsten aus Stammbaum 9a zu ersehen sind. Unter den Söhnen Johann Friedrichs I. des Großmütigen, der 1547 die Kurwürde verlor, erfuhr der Besitz des Hauses Veränderungen durch den Naumburger Vertrag (§ 64) und durch die Grumbachschen Händel (§ 177). Infolge jener Händel kamen die Lande Johann Friedrichs II. des Mittleren (Gotha) an seinen Bruder Johann Wilhelm (Weimar), mußten aber 1572 an die beiden Söhne Johann Friedrichs zurückgegeben werden; durch diese und die beiden Söhne Johann Wilhelms entstanden die vier Linien Koburg, Eisenach, Altenburg und Weimar. Von ihnen starb Koburg 1633, Eisenach 1638, Altenburg 1672 aus; in der Linie Weimar regierten seit 1605 acht Brüder gemeinsam (einer von ihnen war Bernhard, der berühmte Feldherr des Dreißigjährigen Krieges); 1640 teilten, nachdem fünf davon gestorben waren, die drei überlebenden Wilhelm (Weimar), Albert (Eisenach) und Ernst der Fromme (Gotha); da aber Albert 1644 kinderlos starb, blieben nur die Linien Weimar und Gotha. Nach Wilhelms Tode (1662) spaltete sich die Linie Weimar in vier Äste, die aber 1741 wieder vereinigt wurden. An die Gothaer Linie fiel 1672 Altenburg; nach dem Tode Ernsts des Frommen (1675), der einer der besten Landesherren seiner Zeit gewesen war, teilten 1680 seine sieben Söhne, doch starben drei davon kinderlos; es blieben die Linien Gotha, Meiningen, Hildburghausen und Koburg (Saalfeld); nach dem Aussterben der Gothaer Linie (1825) entstanden durch eine neue Teilung 1826 die noch heute blühenden drei Linien Meiningen-Hildburghausen, Altenburg, Koburg-Gotha. Mitglieder der letzteren bestiegen die Throne von Belgien (1831), Portugal (1853), Bulgarien (1887) und Großbritannien (1901). — Die Verdienste der ernestinischen Fürsten liegen hauptsächlich auf kulturellem Gebiet; vor allem wurde Weimar unter Karl August der Sitz der aufblühenden deutschen Literatur.

1554

1567

Schwarzburg

Der nächste gemeinsame Stammvater der beiden heute bestehenden Linien des Hauses Schwarzburg ist Graf Günther XL. († 1552), der wegen seines Reichtums den Beinamen „Mit dem fetten Maule" erhielt und die Reformation einführte. Seine vier Söhne teilten; doch starben zwei 1583 und 1599 kinderlos, und so blieben nur die Linien Arnstadt und Rudolstadt. Die Arnstadter Linie spaltete sich 1642 in Arnstadt, Sondershausen und

Ebeleben, von denen Arnstadt 1669, Ebeleben 1681 wieder erlosch. Sondershausen wurde 1697 vom Kaiser zum Reichsfürstentum erhoben; dasselbe geschah für Rudolstadt 1711. Dagegen protestierte Kursachsen als Lehnsherr, verzichtete aber dann in dem Hauptrezeß von 1719 auf seine Lehnshoheit.

Reuß

In Reuß teilten 1564 die drei Söhne Heinrichs XVI. († 1535) und stifteten die ältere (Untergreiz), mittlere (Obergreiz) und jüngere (Gera) Linie, von denen aber die mittlere 1616 wieder erlosch. Beide Linien wurden 1673 in den Reichsgrafenstand erhoben und haben noch vielfach geteilt. Heinrich XI. vereinigte 1768 wieder alle Besitzungen der älteren Linie (Greiz) und wurde 1778 Reichsfürst. In der jüngeren Linie, die 1647 in Gera, Saalburg (Schleiz) und Lobenstein zerfiel, hat erst 1848 die Linie Schleiz, die 1806 die Fürstenwürde erhielt, alle Besitzungen vereinigt (Gera erlosch 1802, Lobenstein-Ebersdorf verzichtete 1848, erlosch 1853), doch besteht noch eine nicht regierende Linie Reuß-Köstritz.

Anhalt

Das Haus Askanien besaß im Anfang der Neuzeit noch Sachsen-Lauenburg und Anhalt. Sachsen-Lauenburg erlosch 1689, und das Gebiet fiel an Hannover. In Anhalt entstanden 1603 die Linien Dessau, Bernburg, Plötzkau, Köthen und Zerbst. Als Köthen 1665 ausstarb, folgte hier die Plötzkauer Linie und überließ Plötzkau an Bernburg. Der Dessauer Linie gehörten an Johann Georg II. und Leopold I., der alte Dessauer, die sich im brandenburgischen Dienste hervorgetan haben (§ 299, 350). Da die Zerbster Linie 1793 (das von ihr 1667 erworbene Jever fiel an die Zarin Katharina II. von Rußland, die Schwester des letzten Fürsten von Anhalt-Zerbst) ausstarb, die Köthener 1818, die Bernburger 1863 erlosch, vereinigte schließlich die Dessauer Linie ganz Anhalt; alle Linien hatten 1806 und 1807 die Herzogswürde erhalten.

Mecklenburg

§ 310. Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, Hannover, Nassau, Hessen, Waldeck, Lippe. In Mecklenburg (Stammbaum 15) bestanden 1611 unter Adolf Friedrich I. und Johann Albrecht II. (es sind das die Herzöge, die 1628 durch Wallenstein abgesetzt und 1632 wieder eingesetzt wurden) die Linien Schwerin und Güstrow, von denen die letztere 1695 erlosch. Die Schweriner Linie zerfiel nach Adolf Friedrichs Tode (1658) in die Linien Schwerin, Grabow und Strelitz. Als Christian Ludwig von Schwerin 1692 ohne Erben starb, folgte ihm Friedrich Wilhelm von Grabow, doch erhob dagegen Adolf Friedrich II. von Strelitz Protest. Der Streit, in dem der Kaiser für den Grabower, Schweden, Brandenburg und Hannover für den Strelitzer eintraten, endete 1701 durch den Hamburger Teilungsvertrag, in dem Friedrich Wilhelm Schwerin und Güstrow behielt, Adolf Friedrich II. zu Strelitz noch Ratzeburg erhielt. Beide Linien erhielten 1815 die großherzogliche Würde.

Oldenburg

Von den Söhnen Dietrichs des Glücklichen von Oldenburg (Stammbaum 5) wurde der älteste, Christian I., der 1448 den dänischen Thron bestieg und 1460 Schleswig-Holstein erhielt, der Stammvater der königlich dänischen Linie; der jüngere, Gerhard, folgte in Oldenburg. Die dänische Linie spaltete sich durch die Teilung Schleswig-Holsteins (1544 und 1580) in die königliche Linie, von der sich noch mehrere Nebenlinien (besonders Sonderburg-Augustenburg, Beck-Glücksburg, Glücksburg, Plön) abzweigten, und die herzogliche (Holstein-Gottorp). Die gräflich-oldenburgische Linie erlosch 1667; das Land kam an Dänemark, doch wurden andere Ansprüche erst 1676 beseitigt (§ 312). Das 1575 mit Oldenburg vereinigte Jever fiel 1667 an Anhalt-Zerbst und dann durch Katharina II. 1793 an Rußland. Aus der Linie Holstein-Gottorp stammte Adolf Friedrich, der 1751 König von Schweden wurde (§ 345), und Zar Peter III. von Rußland (1762, § 390). Des letzteren Sohn, Zar Paul I., überließ Holstein 1773 an Dänemark und erhielt dafür Oldenburg, schenkte dies aber sofort seinem Holstein-Gottorper Verwandten Friedrich August. Seitdem ist Oldenburg (nunmehr als Herzogtum) wieder von Dänemark getrennt; 1829 wurde es Großherzogtum.

Braunschweig, Hannover

Das welfische Haus (Stammbaum 11) zerfiel im Anfang des 16. Jahrhunderts in die Linie Grubenhagen und in die durch die mittlere Teilung (1409) entstandenen Linien Mittel-Lüneburg und Mittel-Braunschweig (Wolfenbüttel) (II, § 321); von letzterer hatte sich noch eine Linie Calemberg abgeweigt, die bis 1584 bestand. Die Linie Grubenhagen erlosch 1596, die Linie Mittel-Braunschweig (ihr gehörte Heinrich II, der Gegner der Reformation an, § 60) 1634. Durch die neue Teilung (1635) entstanden nun innerhalb der Linie Mittel-Lüneburg die Linien Neu-Braunschweig (Braunschweig-Wolfenbüttel) und Neu-Lüneburg (Braunschweig-Lüneburg), deren gemeinsamer Stammvater Ernst der Bekenner († 1546), ein eifriger Förderer der Reformation, war. Die erstere starb 1884 aus, die letztere erlangte 1692 die Kurfürstenwürde (Hannover) und bestieg 1714 den englischen Thron (§ 341). Die Personalunion mit England dauerte bis 1837; Hannover wurde 1815 Königreich und fiel 1866 an Preußen.

Nassau

Die Walramsche Linie (II, § 243) des Hauses Nassau hatte sich 1355 in die Linien Wiesbaden (Idstein) und Weilburg gespalten. Erstere erlosch 1605. Dadurch wurde Ludwig II. von Weilburg der alleinige Herr aller Walramschen Lande; indes schon 1629 teilten seine Söhne wieder, und es entstanden die Linien Saarbrücken, Idstein und Weilburg II. Idstein erlosch 1721, Saarbrücken spaltete sich 1659 in Usingen, Ottweiler (bis 1728) und Saarbrücken II (bis 1723). Von der Usinger Linie, die 1728 die Idsteiner, Ottweiler und Saarbrücker beerbte, trennte sich 1735 abermals eine Saarbrücker Linie (III) ab, die bis 1797 bestand. 1806 wurde Friedrich August von Usingen Herzog, doch erlosch die Linie mit seinem Tode 1816; das Land fiel an Friedrich Wilhelm von Weilburg, der damit alle nassauischen Gebiete in Deutschland vereinigte. Nassau fiel 1866 an Preußen, doch wurde der letzte nassauische Herzog 1890 Großherzog von Luxemburg, da in diesem seit 1815 mit den Niederlanden verbundenen Lande salisches Erbrecht galt, die Niederlande aber damals auf die Königin Wilhelmine übergingen. — Die Ottonische Linie spaltete sich (Stammbaum 4) 1516 in die Linien Breda und Dillenburg. Die erstere erbte 1530 das Fürstentum Oranien (Orange bei Avignon), erlosch aber 1544. Ihre Besitzungen fielen an Wilhelm von der Dillenburger Linie, der damit die ältere Linie Oranien stiftete; er ist der Vorkämpfer der Niederländer gegen Philipp II. gewesen, und seine Nachkommen stehen im Mittelpunkt der europäischen Geschichte; die Linie erlosch 1702. Der Bruder Wilhelms I. von Oranien, Johann von Nassau-Dillenburg, wurde der Stammvater der Linien Siegen, Dillenburg, Dietz und Hadamar. Von diesen erlosch Hadamar 1711, Siegen 1743, Dillenburg 1739; die Linie Dietz beerbte 1702 die Linie Oranien und gewann 1747 die Erbstatthalterwürde und 1815 die Königskrone der Niederlande.

Hessen

In Hessen (Stammbaum 14) entstanden nach dem Tode Philipps des Großmütigen (1567) die beiden Linien Kassel und Darmstadt. Von der Kasseler Linie spalteten sich ab die Linie Rotenburg-Rheinfels (erloschen 1834) und die noch bestehenden nicht regierenden Linien Philippsthal und Barchfeld, sowie die ebenfalls nicht regierende landgräfliche Linie; das Land wurde 1803 zum Kurfürstentum erhoben und kam 1866 an Preußen. Die Darmstädter Linie erhielt 1622 eine Seitenlinie in Homburg, die bis 1866 bestand.

Waldeck

Das Haus Waldeck (älterer Zweig der Grafen Schwalenberg) zerfiel 1487 in die Linien Wildungen I und Eisenberg I; die erste Wildunger Linie erlosch 1598, aber die alte Eisenberger teilte wieder in Eisenberg und Wildungen. Die neue Eisenberger Linie erlosch 1692 mit dem berühmtesten Waldecker, dem 1688 zum Fürsten erhobenen Georg Friedrich. [Er trat 1641 in die Dienste der Niederlande, 1651 in die Brandenburgs und wurde 1653 der erste Ratgeber des Großen Kurfürsten. Als solcher schlug er eine antihabsburgische Politik ein und plante den Fürstenbund (§ 296); in der Schlacht bei Warschau befehligte er die Reiterei, trat aber 1658 in schwedische Dienste, als der Große Kurfürst von Schweden zu Polen überging (Vertrag von Wehlau § 247). Nun kämpfte er mit Karl X. gegen Dänemark, trat 1662 die Regierung seines Landes an, nahm als Reichsfeldmarschall an der Schlacht bei St. Gotthard teil (§ 303), führte vor Wien 1683 die Kreistruppen (§ 305) und kämpfte in Ungarn mit. 1688 wurde er als Stellvertreter Wilhelms III. Generalkapitän der Niederlande und kämpfte hier gegen Frankreich (§ 282)]. Die neue Wildunger Linie hatte 1625 Pyrmont, wo der jüngere Zweig der Grafen Schwalenberg ausstarb, erhalten und wurde 1712 in den Reichsfürstenstand erhoben.

geb. 1620
gest. 1692

Lippe

Das Haus Lippe zerfiel 1621 in die Linien Detmold, Brake und Schaumburg, doch erlosch Brake 1709 wieder. Von der Detmolder Linie zweigte sich 1627 die nicht regierende Linie Biesterfeld ab, die sich 1736 in die Linien Biesterfeld und Weißenfeld spaltete. [Aus der Schaumburger stammte der berühmte General Wilhelm († 1777), der im Siebenjährigen Krieg bei der englischen Armee mitfocht, 1761 die Führung der portugiesischen Truppen gegen Spanien übernahm, auf der Festung Wilhelmstein im Steinhuder Meer eine Kriegsschule errichtete (ihr berühmtester Schüler ist Scharnhorst) und sein Land wirtschaftlich und geistig sehr hob.] Die Detmolder Linie erhielt 1789, die Schaumburger 1807 die Fürstenwürde.

Bayern

§ 311. Bayern, Pfalz, Württemberg, Baden, Hohenzollern, Lothringen. In Bayern (Stammbaum 10b) sind seit Albrecht IV. dem Weisen, der die bayerischen Lande mit Ausnahme des an die Pfalz überlassenen Neuburg wieder vereinigte (II, § 321) und 1506 das Primogeniturgesetz einführte, keine dauernden Teilungen mehr vorgekommen. Das hat der Machtstellung der bayerischen Wittelsbacher sehr genützt; sie gewannen auch dadurch eine große Bedeutung, daß sie die entschiedenen Vorkämpfer (zeitweilig sogar entschiedener als die Habsburger, § 175) des Katholizismus wurden, ohne deshalb den deutschen Fürstenrechten etwas zu vergeben und die zentralistischen Pläne des Kaisers zu fördern (§ 180). Wilhelm IV. der Standhafte nahm an dem Kampfe gegen Ulrich von

Albrecht IV
1467—1508

Wilhelm IV.
1508—1550

Württemberg, den Gemahl seiner Schwester Sabine, teil (§ 56), trat gegen die Reformation auf und berief 1547 die Jesuiten, unter ihnen Peter Canisius (§ 111), nach Ingolstadt.

Albrecht V. 1550—1579

Albrecht V. der Großmütige trat anfangs milder gegen die Reformation auf, verfolgte aber dann eine strengkatholische Politik (§ 178). Er begünstigte Kunst und Wissenschaft, begründete die Münchner Bibliothek und Gemäldesammlung und berief 1556 den Musiker Orlando di Lasso nach München, der wie sein Zeitgenosse Palestrina als „Fürst der Tonkunst" bezeichnet wurde (§ 190). Albrecht V. vermählte sich 1546 mit Ferdinands I. Tochter Anna, eine Ehe, die zwei Jahrhunderte später bei der österreichischen Erbfrage eine wichtige Rolle spielen sollte (§ 370).

Wilhelm V. 1579—1597 † 1626

Maximilian I. 1597—1651

Unter Wilhelm V. dem Frommen und Maximilian I., zu dessen Gunsten Wilhelm 1597 auf die Regierung verzichtete, wuchs noch der Einfluß der Jesuiten. Maximilian gehörte zu den bedeutendsten Fürsten seiner Zeit; er hat die Stellung Bayerns sehr gehoben und wurde der größte Vertreter der Politik, die den Protestantismus unterdrücken, aber dabei zugleich die Rechte des Fürstentums dem Kaiser gegenüber mehren wollte. Er eroberte Donauwörth, wurde Oberhaupt der katholischen Liga (§ 180) und griff entscheidend in den Dreißigjährigen Krieg ein (Schlacht am Weißen Berge, Entlassung Wallensteins usw.); er gewann dabei die Kurwürde (1623) und einen Teil der Oberpfalz (1628). Das alles war von weltgeschichtlicher Bedeutung und ist im Zusammenhang der allgemeinen Geschichte behandelt worden. Das Doppelziel, dem er nachstrebte, brachte ihn bei den Friedensverhandlungen in nahe Beziehungen zu Frankreich (§ 214), und dieses Verhältnis hat unter seinen Nachfolgern noch sehr lange angedauert. Mazarin dachte daran, dem Sohne Maximilians Ferdinand Maria die Kaiserkrone zu verschaffen; dieser lehnte jedoch ab (§ 296).

Ferdinand Maria 1651—1679

Max II. Emanuel 1679—1726

Unter Maximilian II. Emanuel nahm dann die bayerische Politik wieder einen höheren Flug. Als Gemahl der Kaisertochter Maria Antonie trat er zu Leopold I. in nahe Beziehung, kämpfte ruhmvoll gegen die Türken (Wien, Belgrad) und Franzosen und wurde 1691 durch Karl II. von Spanien zum Statthalter der spanischen Niederlande ernannt. Seine Gemahlin hatte zwar in dem Heiratsvertrage ihre Rechte auf Spanien ihren Stiefbrüdern übertragen, doch war ihr der Erwerb der Niederlande in Aussicht gestellt worden. Indes bald eröffneten sich dem wittelsbachischen Hause noch größere Aussichten, als Karl II. den Sohn Max Emanuels, Joseph Ferdinand, zum alleinigen Erben der spanischen Monarchie erklärte (§ 317). Allerdings brachte das den Kurfürsten in Gegensatz zum Kaiser, und so schloß er denn, als der Tod des Kurprinzen (1699) die Hoffnungen auf Spanien vereitelte, Bündnis mit Ludwig XIV., um die spanischen Niederlande und Tirol zu erwerben. Wir werden später darzustellen haben, daß ihm dies nicht gelungen ist, ja daß er zeitweilig sogar aus Bayern vertrieben wurde (§ 318). Durch den Frieden von Rastatt erhielt er seine Lande zurück; die Freundschaft mit dem Kaiser aber wurde durch die Vermählung des Kurprinzen Karl Albert mit Josephs I. Tochter Maria Amalie wiederhergestellt.

1722

Karl Albert 1726—1745

Bayern hatte unter den Kriegen und dem verschwenderischen Hofhalt Max Emanuels schwer zu leiden gehabt; es war deshalb ein Glück, daß Karl Albert zunächst sparsam wirtschaftete. Doch lenkte er bald in die Prunksucht des Vaters zurück und griff dann, wie wir sehen werden (§ 370 ff.), in die große Politik ein, indem er im Bunde mit Frankreich Ansprüche auf Österreich erhob und die Kaiserkrone erwarb.

Maximilian III. Joseph 1745—1777

Sein Sohn Maximilian III. Joseph verzichtete zum Heile seines Landes auf die Politik des Vaters und führte für seine Untertanen eine Zeit ruhigen Gedeihens herbei. Da mit ihm der Mannesstamm der bayerischen Wittelsbacher erlosch, fiel Bayern an Karl Theodor von der Pfalz.

Pfalz

Der ältere (pfälzische) Zweig des Hauses Wittelsbach (Stammbaum 10 a) hat, abweichend von dem Verfahren des bayerischen, noch oft Teilungen vorgenommen.

Ludwig V. 1508—1544

Friedrich II. 1544—1556

Ottheinrich 1556—1559

Von den Linien, die die Söhne König Ruprechts (II, Stammbaum VII) gestiftet hatten, bestanden im Jahre 1500 noch Kurpfalz (Heidelberg) und Simmern, die letztere gespalten in Simmern und Zweibrücken. Die kurpfälzische (Heidelberger) Linie erlosch mit Otto Heinrich. Dieser hatte aus der Erbschaft seiner Mutter Neuburg (die junge Pfalz) erhalten, überließ es aber, als er Kurfürst wurde, der Zweibrücker Linie; er führte in all seinen Landen das Luthertum ein und war ein Gönner der Künste, wie der Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses noch heute bezeugt.

Friedrich III. 1559—1576

Das Kurfürstentum fiel bei seinem Tode an Friedrich III. von der Linie Simmern (zweite Kurlinie). Dieser trat zum Calvinismus über und wurde im Gegensatz zu dem lutherischen Kursachsen der Vertreter einer tatkräftigen protestantischen Politik (§ 177); sein Sohn Johann Kasimir zog den Hugenotten zu Hilfe, sein Sohn Christoph fiel auf der Mooker Heide (§ 131) für die Freiheit der Niederlande.

Ludwig VI. 1576—1583

Friedrich IV. 1583—1610

Diese energische Politik wurde von seinem Sohn Ludwig VI., der das Luthertum wieder zur Herrschaft brachte, nicht fortgesetzt (§ 179), wohl aber von Johann Kasimir, der bis 1592 die Vormundschaft für Friedrich IV. führte, und von

diesem selbst. Der Calvinismus wurde wiederhergestellt (§ 179); Friedrich IV. vermählte sich mit Luise Juliane, einer Tochter Wilhelms von Oranien, trat an die Spitze der Union (§ 180) und übernahm damit an Stelle Kursachsens die *Führung der deutschen Protestanten*. Das Schicksal seines Sohnes *Friedrichs* V., der 1620 König von Böhmen wurde, ist im Zusammenhang des Dreißigjährigen Krieges erzählt worden; er verlor 1623 seine Würde und sein Land. Infolge des Westfälischen Friedens erhielt sein Sohn *Karl Ludwig* die Kurpfalz zurück und eine achte Kur. Er hat in einer verständigen und sparsamen Regierung viel dazu beigetragen, die schweren Schäden des Krieges zu heilen; durch die Vermählung seiner Tochter Elisabeth Charlotte mit Philipp von Orleans trat er in nähere Beziehung zu Frankreich (§ 275). Mit seinem Sohne *Karl* erlosch die Linie Simmern, und die Kurpfalz fiel nun an *Philipp Wilhelm* von *Pfalz-Neuburg*.

Friedrich V. 1610—1623 † 1632

Karl Ludwig 1649—1680

Karl 1680—1685

Die dritte Hauptlinie des Hauses, die Linie *Zweibrücken*, hatte sich nämlich inzwischen vielfach gespalten. Zunächst war 1514 eine Linie Veldenz entstanden, die aber 1694 wieder erlosch. Sodann hatten sich 1569 die drei Linien *Neuburg*, *Zweibrücken* und *Birkenfeld* gebildet. Von diesen spaltete sich die Neuburger 1614 in *Neuburg* und *Sulzbach*. Stifter dieser jüngeren Neuburger Linie war jener Wolfgang Wilhelm, der 1614 zum Katholizismus übertrat und Jülich und Berg erwarb (§ 180). Sein ebenfalls katholischer Sohn *Philipp Wilhelm* erbte 1685 die Kurpfalz (dritte Kurlinie); gegen ihn erhob Ludwig XIV. für Elisabeth Charlotte Ansprüche, und das Land litt nun fürchterlich unter der französischen Verwüstung (§ 282). Unter *Johann Wilhelm* und *Karl Philipp* hatten die Protestanten der Pfalz auf Grund der Ryswyker Klausel (§ 283) schwere Bedrückungen zu erdulden; jener residierte zumeist in Düsseldorf, wo er die Gemäldegalerie begründete, dieser seit 1720 in Mannheim, das seiner Prachtliebe viel zu danken hatte.

Philipp Wilhelm 1685—1690

Johann Wilhelm 1690—1716

Karl Philipp 1716—1742

Da Karl Philipp kinderlos starb, fiel die Pfalz an *Karl Theodor* von *Sulzbach* (vierte Kurlinie), der 1777 auch *Bayern* erbte. Die Pläne Kaiser Josephs I., Teile Bayerns durch einfache Abtretung oder in Austausch gegen die österreichischen Niederlande (Königreich Burgund) zu erwerben, stießen nicht auf den Widerstand des Kurfürsten, wohl aber auf den Karl Augusts und Maximilians von Zweibrücken und wurden mit Hilfe Friedrichs des Großen vereitelt (§ 395, 396).

Karl Theodor 1742—1777 —1799

Die 1569 entstandene Linie Zweibrücken, aus der drei Könige Schwedens (§ 313, 321) hervorgegangen waren, war 1731 ausgestorben und beerbt worden von dem älteren Ast, der ebenfalls 1569 entstandenen Linie *Birkenfeld*, die sich nun nach *Zweibrücken* nannte. Aus dieser Linie stammte *Maximilian* IV., der seit 1795 Pfalzgraf von Zweibrücken war und 1799 nach Karl Theodors Tode die *Kurpfalz* und *Bayern* erbte. Damit waren *alle wittelsbachischen Lande*, soweit sie nicht (links vom Rhein) an Frankreich gekommen waren, *vereinigt*. Maximilian erhielt 1806 den Königstitel; von ihm stammt die königliche Linie seines Hauses ab. Die daneben bestehende, nicht regierende, herzogliche Linie ist der jüngere Zweig der Linie Birkenfeld; ihre Mitglieder führen seit 1799 den Titel „Herzog von Bayern."

Maximilian IV. (I.) 1799—1825

In *Württemberg* (Stammbaum 12) führte der zeitweilig vertriebene Herzog Ulrich die Reformation ein (§ 56); sein Sohn *Christoph*, einer der besten Regenten der Zeit, vollendete dies Werk und betrieb eine energische protestantische Politik. Seitdem ist Württemberg der festeste Hort des Luthertums in Süddeutschland. Die 1534 zugestandene (§ 56) Oberlehnshoheit Österreichs wurde 1599 abgelöst. Die schlimmen Seiten des absolutistischen Regiments lernte Württemberg kennen unter dem sittenlosen und verschwenderischen Eberhard Ludwig, der sich von seiner Maitresse (Grävenitz) beherrschen ließ und Frankreich nachahmte, sowie unter Karl Alexander, unter dem der Hofjude Süß Oppenheimer das Land furchtbar aussog. Besser wurde die Lage erst in der späteren Regierung *Karl Eugens* (§ 399). Sein Neffe Friedrich erhielt 1806 die Königskrone; dessen Brüder begründeten die nichtregierenden herzoglichen Seitenlinien.

Württemberg

Ulrich 1498—1550

Christoph 1550—1568

Eberhard Ludwig 1677—1733

Karl Alexander 1733—1737

Karl Eugen 1737—1793

Christoph I. von *Baden* (Stammbaum 13) teilte 1515 unter seine drei Söhne Bernhard III., Philipp I. und Ernst; die Brüder beerbten jedoch Philipp I. schon 1533 und teilten 1535 wieder; so entstanden die beiden Linien *Baden-Baden* und *Baden-Durlach*. Der katholische Eduard Fortunatus von Baden-Baden, der sehr schlecht regierte, verlor 1594 sein Land an den evangelischen Ernst Friedrich von Baden-Durlach; doch wurde das Land, nachdem Ernst Friedrichs Bruder Georg Friedrich 1622 bei Wimpffen besiegt war (§ 196), auf Verlangen des Kaisers 1622 an Eduards katholischen Sohn Wilhelm zurückgegeben. Wilhelms Enkel Ludwig (1677—1707), vom Volke der „Türkenlouis" genannt, war der berühmte Reichsfeldherr in den Kriegen gegen die Türken und Franzosen; mit seinem zweiten Sohne erlosch 1771 die Linie Baden-Baden. Das Land fiel an Karl Friedrich von Baden-Durlach, der damit ganz Baden vereinigte und 1806 Großherzog wurde.

Baden

Hatte schon sein Großvater Karl III. Wilhelm, der Gründer von Karlsruhe (1715), seinen Staat sehr gehoben, so geschah das noch weit mehr durch die treffliche Regierung Karl Friedrichs, durch den Baden zu einem Art Musterstaat wurde.

Hohenzollern

Die Grafen von **Hohenzollern** (Stammbaum 8 b) zerfielen seit 1576 in die Linien **Hechingen, Sigmaringen** und **Haigerloch**. Die letztere erlosch 1634, die beiden andern wurden 1623 in den Reichsfürstenstand erhoben und traten 1849 ihre Lande an Preußen ab. Die Linie Hechingen starb 1869 aus; die Linie Sigmaringen besteht noch, ihr entstammt König Karl von Rumänien.

Lothringen

Karl II. (III.) 1545—1608

Karl III. (IV.) 1625—1675

In **Lothringen** (Stammbaum 16) regierte seit 1508 Anton, der Stifter der deutschen Linie seines Hauses (II, § 321, Stammbaum XII). Er war ein Gegner der Reformation und nahm teil an dem Kampfe gegen die Bauern (§ 40). Unter seinem Enkel Karl II. (III.), der mit Claudia, einer Tochter Heinrichs II. von Frankreich, vermählt war, setzten sich die Franzosen durch die Erwerbung von Metz, Toul und Verdun inmitten seines Landes fest; damit beginnt ihr Streben, sich auch Lothringens zu bemächtigen. Da Karl III. (IV.) seinem Schwager Gaston von Orleans gegen Ludwig XIII. einem Rückhalt gewährte und den Kaiser gegen die mit Frankreich verbündeten Schweden unterstützte, so wurde **Lothringen 1634 von Frankreich besetzt** (§ 219). Der Herzog übergab darauf seinem Bruder Franz die Regierung und verließ das Land, um in fast abenteuernder Weise bald hier bald dort im Dienste der habsburgischen Politik die Franzosen zu bekämpfen. Durch den Pyrenäenfrieden (1659) erhielt er sein Land zurück, mußte aber 1661 einige Abtretungen an Frankreich machen (§ 268). Da ihm die Verhaftung durch die Franzosen drohte, verließ er 1670 das Land wieder, das abermals von den Franzosen besetzt wurde (§ 270). Er nahm nun an dem zweiten Raubkriege teil (§ 272) und starb 1675; Lothringen hatte unter seiner Regierung furchtbar zu leiden, aber er hat doch ehrenwert gegen den übermächtigen Nachbar gerungen und hat verhindert, daß Lothringen schon damals eine Beute Frankreichs wurde. Sein Neffe **Karl IV. (V.)** setzte die Feindschaft gegen Frankreich fort, blieb auch nach dem Nymweger Frieden in Wien (§ 273), vermählte sich mit Eleonore, der Schwester Leopolds I., und bewährte sich als kaiserlicher Feldherr gegen die Türken. Sein Land hat erst sein Sohn **Leopold** durch den Ryswyker Frieden (§ 283) zurückerhalten. Ihm folgte sein Sohn **Franz** III. Stephan; auf Grund des Wiener Friedens (§ 332) willigte dieser in die Abtretung Lothringens an **Stanislaus Leszczynski**, erhielt dafür Toskana und wurde als Gemahl der Maria Theresia römisch-deutscher Kaiser. Stanislaus stand natürlich ganz unter französischem Einfluß; nach seinem Tode fiel Lothringen an Frankreich.

Karl IV. (V.) † 1690

Leopold 1697—1729

Franz III. Stephan 1729—1736

Stanislaus Leszczynski 1736—1766

Viertes Kapitel.

Der Norden und Osten Europas bis 1700.

A. Skandinavien und Polen.

Friedrich III. 1648—1670

§ 312. Dänemark als unumschränkte Monarchie (1648—1699). Das Jahr 1660, das den Krieg gegen Schweden beendete (§ 247), leitete für die innere Entwicklung Dänemarks den dem herrschenden Zeitgeist entsprechenden Sieg der **absoluten Monarchie** ein.

Absolutismus

Wie schon gesagt, wurde zunächst durch das Zusammenwirken von König und Bürgertum die Wahlmonarchie in eine Erbmonarchie umgewandelt (§ 248). Dieser gegen die übermäßig große Macht des Adels gerichtete Schlag wurde ergänzt durch die Abschaffung der Domanialpachtungen und durch die Rücknahme der Krongüter sowie durch die Heranziehung von Bürgerlichen für die hohen Regierungskollegien. Den Abschluß der Verfassungsänderung brachte das 1665 von dem Kanzleisekretär Peter Schumacher verfaßte, aber erst 1670 bei der Krönung des neuen Königs veröffentlichte **Königsgesetz**: darin verpflichtete der König alle seine Nachfolger, die absolute Königsgewalt unverbrüchlich zu wahren, bei dem lutherischen Glauben zu beharren und daran festzuhalten, daß die Krone in der männlichen und nach deren Absterben auch in der weiblichen Linie erblich sei.

1665, 1670

Der neue König Christian V. erhob Schumacher zum Grafen von Griffenfeld und ernannte ihn zum Großkanzler, stiftete den Danebrogorden und schuf durch Rangerhöhungen einen neuen Adel, der den Bauern gegenüber große Rechte erhielt. Der dänische Adel wurde wie der französische (§ 275) immer mehr zum Hofadel, zumal Christian V. auch in der Hofhaltung (Feste usw.), Ludwig XIV. zum Vorbild nahm. Christian V. 1670–1699

Daß der Adel trotzdem den aus niederem Stande emporgestiegenen (er war der Sohn eines Weinhändlers) Grafen von Griffenfeld haßte, ist nicht verwunderlich; und in der Tat gelang es ihm, die Eifersucht des Königs gegen den zu mächtigen Minister zu wecken. So wurde dieser trotz seiner großen Verdienste wegen angeblich hochverräterischer Verbindung mit dem Auslande zum Tode verurteilt; vom König zu lebenslänglicher Kerkerhaft begnadigt, 1676 wurde er nach 23 Jahren freigelassen, starb aber noch in demselben Jahre. 1699

Gegen den Rat seines Kanzlers griff Christian V. während des zweiten Raubkrieges das mit Frankreich verbündete Schweden an, als der Große Kurfürst den Sieg bei Fehrbellin gewonnen hatte (§ 300). Er hoffte dabei die 1658/60 (§ 247) verlorenen südschwedischen Lande zurückzugewinnen und wurde zugleich bestimmt durch seine Feindschaft gegen Christian Albrecht von Holstein-Gottorp, den er gern seiner Lande beraubt hätte.

Die nie ganz ruhenden Streitigkeiten zwischen der dänischen und holstein-gottorpischen Linie hatten damals neue Nahrung erhalten durch das Erlöschen der in Oldenburg regierenden gräflichen Linie (Stammbaum 5). Gemeinschaftliche Erben waren Dänemark und Holstein-Gottorp; zugleich aber erhob Joachim Ernst von Schleswig-Holstein-Plön Ansprüche. Griffenfeld brachte diesen dahin, auf seine Rechte zugunsten Dänemarks zu verzichten, und damit fiel Oldenburg an Dänemark. Darüber erbittert, schloß sich Christian Albrecht von Holstein-Gottorp an Schweden an, und deshalb besetzten die Dänen sein Land. Streit um Oldenburg 1667 1676

Den Verlauf des im Bündnis mit Brandenburg und den Niederlanden gegen Schweden geführten Krieges haben wir schon erzählt (§ 300). Der Einfall der Dänen nach Schweden mißlang, dagegen siegte die dänisch-holländische Flotte; die Entscheidung erfolgte jedoch nicht durch die kriegerischen Ereignisse, sondern durch den Machtspruch Ludwigs XIV.: im Frieden von Fontainebleau (§ 300), der durch den schwedisch-dänischen Frieden von Lund bestätigt wurde, wurde der Zustand vor dem Kriege wiederhergestellt. 1675–1679 2. Sept. 1679

Auch Christian Albrecht von Holstein-Gottorp sollte sein Land zurückerhalten, indes es entstanden bald neue Zwistigkeiten, so daß er erst 1684 unter Vermittlung des Kaisers, Brandenburgs, Sachsens und Schwedens zurückkehrte. Nach seinem Tode (1694) verschärfte sich die Spannung, als sein Sohn Friedrich IV. sich mit einer Tochter Karls XI. von Schweden vermählte und schwedische Truppen ins Land rief. Diese Verhältnisse haben dann mitgewirkt beim Ausbruch des Nordischen Krieges (§ 321). Spannung mit Holstein-Gottorp

Ein Anschlag Dänemarks auf Hamburg wurde hauptsächlich durch den Großen Kurfürsten vereitelt, der erklärte, „es gelte ihm fast gleich, ob Berlin oder Hamburg belagert werde". — An den überseeischen Unternehmungen beteiligte sich Dänemark durch die 1671 gegründete Westindische Kompagnie, die die Inseln St. Thomas und St. John in Westindien besetzte. 1686

§ 313. Schweden als unumschränkte Monarchie. (1660–1697.)

Karl XI. 1660–1697

Schweden hatte unter Karl X. seine größte Ausdehnung erreicht und seine Großmachtstellung im Frieden von Oliva bewahrt, befand sich aber in großer finanzieller Bedrängnis (§ 247). Da war es nun ein Unglück für das Land, daß der neue König Karl XI. unmündig war und also zunächst eine vormundschaftliche Regierung eintreten mußte.

Diese übernahmen die Königin-Mutter Hedwig Eleonore von Holstein und ein Reichsrat, in dem der schwedische Hochadel den Ausschlag gab. Es ist begreiflich, daß dieser von der Rückforderung (Reduktion) der Domänen, ohne die eine Gesundung der Finanzen unmöglich war (§ 246), nichts wissen wollte. So dauerte die Finanznot fort, und deshalb mußte

auch die auswärtige Politik unter dem Gesichtspunkt der Subsidien geführt werden. Diese Rücksicht gab den Ausschlag bei dem Abschluß der Tripelallianz mit Holland (§ 269) und des französischen Bündnisses (§ 270) gegen Holland.

1672 Als nun Karl XI. die Regierung selbst übernahm, hatte er infolge dieses Bündnisses zunächst den unglücklichen Krieg gegen Brandenburg und Dänemark zu führen, aus dem Schweden nur durch Ludwigs XIV. Hilfe ohne wesentliche Einbuße hervorging (§ 300). Karl XI. hatte sich schon während dieses Krieges tatkräftig für die Ehre des Staates eingesetzt (§ 300); er war entschlossen, nun auch mit Energie an die Heilung der inneren Schäden heranzutreten, und hielt sich deshalb von weiteren auswärtigen Verwicklungen fern. 1675—1679

Reduktionen Die wichtigste Aufgabe war, wie gesagt, die „Reduktion" der Domänen. Der hohe Adel widerstrebte natürlich, aber der König fand bei den Bürgern und Bauern, der Geistlichkeit und dem niederen Adel Rückhalt und hat das Werk mit harter Energie durchgeführt. Wie Colbert (§ 266) scheute auch er dabei im Dienste der Staatsraison nicht vor Verletzung mancher Rechtstitel zurück. Alles, was jemals der Krone gehört hatte, wurde zurückgefordert; viele Adelsfamilien sind dabei schwer geschädigt worden (die Jahresrente der eingezogenen Güter betrug im ganzen 3 Millionen Reichstaler), aber die finanzielle Lage des Staates wurde wesentlich gebessert, zumal auch durch willkürliche Aufrechnung der gezahlten Zinsen die Staatsschuld auf die Hälfte herabgesetzt wurde. Die „Reduktion" wurde widerrechtlich auch auf die festländischen Besitzungen ausgedehnt; der Wortführer des darüber erbitterten livländischen Adels war Reinhold Patkul (§ 321). — Ergänzt wurde diese Maßnahme dadurch, daß das absolute Königtum wie überall so auch in Schweden die Wohlfahrt und Macht des Landes zu heben suchte. Durch hohe Schutzzölle im Sinne des Merkantilismus wurde die Industrie gefördert; der für Schweden so wichtige Bergbau wurde gepflegt, Kanäle und Straßen gebaut und die Bauern gegen den Adel geschützt. Weiter wurde ein königstreuer Beamtenstand geschaffen und das Heerwesen verbessert. Letzteres geschah durch die „beständige Rottierung", die jeder Landschaft eine bestimmte Truppenzahl auferlegte und zu deren Stellung auch den Adel heranzog. — Als der Reichstag von 1693 in der „Souveränitätserklärung" anerkannte, daß der König als souveräner Fürst nach Gutdünken befehlen könne, daß er den Reichstag nicht zu berufen brauche und niemand auf Erden verantwortlich sei, war der Absolutismus vollendet, aber bereits über das berechtigte Maß hinausgeschritten. Trotz allem Heilsamen, was Karl XI. geschaffen hat, lag hierin der Keim des Niedergangs.

Sonstige Reformen

Absolutismus

§ 314. Polen unter der vollen Herrschaft des Adels. (1669—1697). Während in Dänemark und Schweden der Absolutismus triumphierte, blieb in Polen die Adelsherrschaft bestehen. Nach der Thronentsagung 1668 Johann Kasimirs, des letzten Wasa-Königs, fiel bei der Königswahl jede Rücksicht auf ein Erbrecht fort (§ 249); es folgte ein sieben Monate währender Wahlkampf, in dessen Verlauf der Reichstag das für die Wertschätzung der polnischen Krone charakteristische Gesetz erließ, daß in Zukunft kein König mehr abdanken dürfe. Schließlich wurde nicht einer der fremden Bewerber (Prinz Condé, der Pfalzgraf von Neuburg, Karl von Lothringen), sondern ein einheimischer Edelmann, Michael Wisniowiecki, erhoben. Seine Regierung war kläglich. Das unselige Parteitreiben ging fort, so daß zwei Reichstage durch das Liberum veto (§ 249) zerrissen wurden, und dazu kam ein unglücklicher Türkenkrieg. Er wurde veranlaßt durch die Unzufriedenheit der saporogischen (Dnjepr-) Kosaken, die durch den Frieden von Andrussow (§ 249) in zwei Teile zerrissen waren und

Michael 1669—1673

ihre Wiedervereinigung anstrebten. Ihr Hetman Doroschenko trat mit der Türkei in Verbindung, und der tatkräftige Großwesir Achmed Köprili ergriff gern die Gelegenheit, um wie in Kreta und in Siebenbürgen (§ 253, 303) so auch gegen Polen die türkische Macht zu erweitern. Türkische Truppen rückten in Podolien ein, und König Michael überließ im Frieden von Budziak Podolien und die Oberhoheit über die Kosaken den Türken. Die Erbitterung über diesen schimpflichen Frieden bewirkte eine nationale Erhebung der Polen, bei der auch der vom Papste geschürte Kreuzzugseifer gegen die Ungläubigen mitwirkte. Der von Michael schlecht behandelte Großkronfeldherr Johann Sobiesky setzte durch, daß der Reichstag den Frieden verwarf, und gewann über die Türken den Sieg bei Choczim.

Sept. 1672

11. Nov. 1673

Am Tage vor dieser Schlacht starb Michael, und nun wurde Johann Sobiesky gewählt. Da er französisch gesinnt war, gewann Ludwig XIV. dadurch einen Verbündeten im Rücken seiner Feinde (§ 273). Zunächst freilich wurde Sobiesky durch den Türkenkrieg in Anspruch genommen. Er besiegte die Türken, die in verheerendem Siegeszuge nach Galizien eingedrungen waren, bei Lemberg und behauptete sich im nächsten Jahre bei Zurawna gegen ein weit überlegenes türkisches Heer. Da nun den Türken ein Krieg mit Rußland drohte (§ 315) und Ludwig XIV. für den Frieden wirkte, um Sobiesky gegen Österreich freizumachen (§ 304), entschloß sich der Sultan zu einer Ermäßigung der harten Bedingungen von Budziak. In dem vorläufigen Abkommen von Zurawna, das durch den Frieden von Konstantinopel bestätigt wurde, behielt die Türkei den größten Teil Podoliens, verzichtete aber auf die Oberhoheit über die Kosaken.

Johann III. Sobiesky 1674—1696

Aug. 1675

1676

Okt. 1676

März 1678

Der durch die Türkennot geweckte national-religiöse Aufschwung führte zwar nicht zu einer Besserung der inneren Lage des Staates, bewirkte aber, daß Sobiesky trotz seiner Beziehungen zu Frankreich und Ungarn beim Beginn des großen Türkenkrieges mit Leopold I. ein Bündnis schloß und ruhmvollen Anteil an der Schlacht am Kahlenberge hatte (§ 305). Nach der Eroberung Grans (§ 306) kehrte er indes nach Polen zurück und setzte den Krieg in Podolien und der Moldau fort, ohne jedoch größere Erfolge erringen zu können. Es hinderten ihn daran auch die vielen Streitigkeiten im Innern, unter denen er schwer zu leiden hatte. Dazu wirkten französische Einflüsse für eine schwächliche Kriegführung. Trotzdem brachte wegen der sonstigen Niederlagen der Türkei der Friede von Karlowitz Podolien an Polen zurück (§ 307).

1683

1699

Sobiesky war schon drei Jahre vorher gestorben. Bei der neuen Königswahl stießen die europäischen Gegensätze schroff aufeinander. Frankreich trat für den Prinzen Ludwig von Conti, Österreich für den sächsischen Kurfürsten Friedrich August den Starken ein, nachdem dieser (1. Juni 1697) zum Katholizismus übergetreten war; andere Bewerber (Jakob Sobiesky, Leopold von Lothringen, Karl Philipp von Pfalz-Neuburg, Max Emanuel von Bayern, Ludwig von Baden) kamen nicht ernsthaft in Betracht. Am Tage der Wahl rief der Erzbischof von Gnesen den Prinzen Conti, der Bischof von Kujavien den Kurfürsten August zum König aus. Letzterer kam sofort mit sächsischen Truppen nach Krakau, beschwor die pacta conventa und ließ sich als August II. in Krakau krönen. Um dieselbe Zeit erschien Prinz Conti mit einer französischen Flotte vor Danzig; die Stadt nahm ihn indes nicht auf, und Conti segelte wieder ab, als

17. Juni 1696

17. Juni 1697

15. Sept.

August II. 1697—1733

eine sächsische Armee heranrückte. Die Anwesenheit sächsischer Truppen war den Polen sehr unerwünscht, und nach dem Karlowitzer Frieden wurde festgesetzt, daß August II. außer einer Leibwache von 1200 Mann keine fremden Truppen im Lande halten dürfe: seine Macht dem Adel gegenüber blieb sehr gering. 1699

B. Das Aufsteigen Rußlands.

Michael Romanow 1613—1645

§ 315. Die ersten Romanows (1613—1682). Durch die Erhebung des Michael Romanow hatte die russische Nation sich ihre staatliche Selbständigkeit und ihrem Glauben gerettet (§ 174). Nach außen mußte der neue Zar zwar Abtretungen an Schweden und Polen machen (§ 174), im Innern aber gelang es, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Dabei erwarb sich große Verdienste Michaels Vater Philaret, Patriarch von Moskau, der bis zu seinem Tode (1632) eine Art Mitregentschaft übte. Auf Michael folgte sein Sohn Alexej, unter dessen Regierung der Einfluß der europäischen Kultur wuchs, die Macht des Zaren stieg und auch nach außen wieder Erfolge errungen wurden.

Alexej 1645—1676

1649 Wertvoll war die Einführung eines Reichsgesetzbuchs (Uloshenie), das im wesentlichen auf Grund der Gesetze der byzantinischen Kaiser und der Ukase früherer Großfürsten zusammengestellt war. 1650 Weniger heilsam war die Errichtung der Kammer der geheimen Angelegenheiten, die, aus untergeordneten Beamten bestehend, die Ausführung der kaiserlichen Befehle überwachen sollte und durch das Geheimnisvolle ihres Wirkens das Volk in Furcht und Schrecken hielt. Eine wichtige Änderung trat im Heerwesen ein. Die Strelitzen (§ 173) bildeten, da sie verheiratet waren und die Söhne in den Stand des Vaters eintraten, eine Heergemeinde mit mancherlei Vorrechten und waren sehr selbstbewußt; deshalb errichtete Alexej neben ihnen neue Regimenter, die durch Aushebung und Einstellung von Freiwilligen gebildet und von fremden Offizieren in europäischer Weise ausgebildet wurden. Wie hier so begünstigte er auch sonst die europäischen Einwanderer, deren Hauptsitz die Vorstadt Sloboda (§ 173) bei Moskau war.

Kirchenspaltung

Die Neuerungen des Zaren erregten bei den Altrussen viel Mißstimmung, und diese wirkte auch mit bei der in der russischen Kirche eintretenden Spaltung. Der Patriarch Nikon von Moskau erkannte, daß die gebräuchlichen kirchlichen Texte und Vorschriften (der Stoglawnik, § 173) den altgriechischen nicht immer entsprachen, auch durch ungebildete Abschreiber entstellt waren; er ließ deshalb eine Revision der Texte vornehmen und verlangte eine bessere Bildung der russischen Geistlichkeit. Die neuen Formeln fanden aber bei der ungebildeten, von den niederen Geistlichen aufgehetzten Masse Widerspruch. Nun hatte Nikon den Zorn des Zaren erregt, weil er in der Regierung eine ähnliche Stellung erstrebte, wie sie Philaret gehabt hatte. So benutzte Alexej die vorhandene Mißstimmung, um den Patriarchen zu stürzen, obgleich er in den kirchlichen Fragen mit ihm übereinstimmte. 1666 Ein von ihm nach Moskau berufenes Konzil der griechischen Kirche, an dem auch die Patriarchen von Antiochia und Alexandria teilnahmen, entsetzte Nikon seiner Würde, nahm aber dann die von ihm aufgestellten kirchlichen Texte und Vorschriften an. Die Beschlüsse dieses letzten allgemeinen Konzils der griechischen Kirche wurden nun maßgebend für die orthodoxe russische Kirche; die Anhänger des Alten wurden als „Abtrünnige" (Raskolniki) bezeichnet und verfolgt. Es handelte sich bei dem Gegensatz fast nur um Äußerlichkeiten, aber die Raskolniken waren von glühendem Fanatismus erfüllt und traten auch politisch in einen gewissen Gegensatz zur Regierung, während die Orthodoxen bei ihr eine Stütze suchten und ihr deshalb auch gefügig sein mußten. So erfuhr das Zarentum auch hieraus eine Stärkung.

1667 Im Frieden von Andrussow gewann Alexej die polnischen Grenzgebiete (Smolensk usw.) zurück und erhielt dazu noch Kiew und die Ober-

hoheit über die saporogischen Kosaken östlich des Dnjepr (§ 249). Ein Aufstand der **Donschen Kosaken** (§ 168) wurde unterdrückt, ihr Führer Stenka Rasin unter Peinigungen getötet. Wichtiger für die Zukunft Rußlands waren die Fortschritte in **Sibirien**. 1667–1671

Nach den ersten Erfolgen Jermaks (§ 173), der 1581 Sibir genommen hatte und 1584 im Kampfe gegen die Tataren umkam, waren die Kosaken rasch weiter vorgedrungen; 1587 wurde Tobolsk, 1604 Tomsk, 1618 Jenisseisk, 1632 Jakusk, 1648 Ochotsk, 1652 Irkutsk gegründet. Gegen Mitte des Jahrhunderts war fast ganz Sibirien bis an den Großen Ozean für Rußland gewonnen. Sibirien

Unter Alexejs Sohn **Feodor III.** brach in Zusammenhang mit der unter den saporogischen Kosaken Polens entstandenen Bewegung (§ 314) ein Krieg gegen die **Türken** aus. Nach erbitterten, im ganzen für Rußland günstigen Kämpfen bei Tschigirin gab die Türkei im Frieden von **Radzin** alle Ansprüche auf die Kosaken (Ukraine) auf. Feodor III. 1676–1682 Febr. 1681

Eine für die innere Entwicklung Rußlands sehr wichtige Maßregel war die Beseitigung des **Mjestnitschestwo**, d. h. der Einrichtung, wonach die Anstellung von Adligen nach dem Range der Familien erfolgen mußte, also kein Bojar einem Beamten oder Offizier zu gehorchen brauchte, dessen Vorfahren eine niedrigere Stellung eingenommen hatten, als die seinigen. Eine besondere Behörde (Rasrjäd) führte die hierfür gültigen Ranglisten. Nachdem zuerst für die Strelitzenoffiziere die in Westeuropa übliche Rangordnung und Beförderungsweise eingeführt worden war, wurde auf einer Versammlung von Bojaren usw. unter Vorsitz des reformfreundlichen Fürsten Wasilij Galizyn die Aufhebung des Mjestnitschestwo beschlossen und die Rasrjädbücher sofort verbrannt. Dadurch wurde der persönlichen Tüchtigkeit der Weg geöffnet, das Einströmen westeuropäischer Kultur erleichtert und die zarische Macht von einer sehr lästigen Schranke befreit.

§ 316. Die Anfänge Peters des Großen. Während so unter den ersten Romanows Rußland sich in aufsteigender Linie bewegt hatte, trat bei Feodors Tode zunächst eine Krisis ein. Sie wurde hervorgerufen durch die Rivalität der Familien **Miloslawskij** und **Narischkin**, mit der sich der Gegensatz zwischen Alt- und Neurussentum verband. Da Feodors Bruder Iwan geisteskrank war, wurde sein erst zehnjähriger Stiefbruder Peter zum Zaren ausgerufen. Obgleich seine Mutter Natalie Narischkin dabei nicht formell zur Regentin ernannt wurde, war das doch ein Erfolg der Narischkin; dagegen erhoben sich die Misloslawskijs, die Verwandten von Alexejs erster Gemahlin, in Verbindung mit deren Tochter Sophie, also der Stiefschwester Peters (Stammbaum 7). Gestützt auf die durch Verkürzung ihres Soldes erbitterten Strelitzen, die einen wilden Tumult erregten und mehrere höhere Offiziere und Beamten ermordeten, setzten sie durch, daß **Iwan II. und Peter gemeinsam zu Zaren, Sophie aber zur Regentin** erhoben wurde. Erschien das als ein Sieg des Altrussentums, so war die sehr energische Sophie doch weit davon entfernt, sich in dessen Dienst zu stellen. Ihr erster Ratgeber war ihr Günstling Wasilij Galizyn, den wir als reformfreundlich kennen (§ 315); auch die Reaktionsbestrebungen der Raskolniken (§ 315) hat sie tatkräftig unterdrückt. In der auswärtigen Politik schloß sie sich dem großen Kriegsbund gegen die Türken an (§ 305). Galizyn unternahm zwei Feldzüge nach der Krim, hatte dabei aber keinen Erfolg. Darüber machte ihr nun Peter Vorwürfe und widersetzte sich einer Ehrung des heimkehrenden Günstlings. Die tiefere Ursache seines Vorgehens aber bestand darin, daß Sophie den Titel „Selbstherrscherin von ganz Rußland“ angenommen hatte, also mehr als 27. April 1682 Sophie Regentin 1682–1689 1687, 1689

Regentin sein wollte, Peter aber für sich die volle Zarenmacht erstrebte. Daraus ergab sich ein unvermeidlicher Konflikt.

Sophie und Peter

8. Aug. 1689

Ob Sophie einen Anschlag gegen den ihrem Ehrgeiz im Wege stehenden Stiefbruder geplant hat, steht dahin; jedenfalls entwich Peter aus Preobraschensk bei Moskau, seinem gewöhnlichen Wohnort, nach dem nahen Troitzko- (Dreifaltigkeits-)Kloster, das leicht verteidigt werden konnte. Von hier erließ er als Zar in ähnlicher Weise Befehle, wie gleichzeitig Sophie von Moskau aus. Allmählich mehrte sich nun die Zahl seiner Anhänger; sein Hauptratgeber war damals Boris Galizyn, ein Vetter Wasilijs; zu ihm kamen u. a. der Patriarch Joachim, obgleich er ein Anhänger des Altrussentums war, und General Gordon, mit ihm die Ausländer der deutschen Vorstadt (§ 315). Nun verlangte und erreichte Peter die Auslieferung der bedeutendsten Anhänger der Sophie; eine größere Anzahl wurde hingerichtet, Wasilij Galizyn kam auf Fürsprache seines Vetters mit der Verbannung davon. Sophie, von allen verlassen, mußte sich wohl oder übel der Forderung des Bruders fügen und sich in ein Kloster zurückziehen.

Ende Sept.

Peter I. der Große 1689—1725

Damit war Peter Alleinherscher, doch wurde Iwan bis zu seinem Tode (1696) als Zar behandelt. Peters große Ziele wurden die Einführung der abendländischen Kultur nach Rußland und die Erweiterung der russischen Grenzen bis zur Ostsee und zum Schwarzen Meere. Beide hingen auf das engste zusammen; das letztere ergab sich aus der ungünstigen geographischen Lage des russischen Staates, der damals nur am Weißen Meere (in Archangel), also an einer für den Verkehr wenig geeigneten Stelle, das Meer berührte, sonst aber vom Meere ausgeschlossen war. Diese Ziele traten aber natürlich erst allmählich hervor; in den ersten Jahren seiner Alleinherrschaft übte Peter noch keinen durchgreifenden Einfluß aus, sondern überließ die Regierungsgeschäfte dem Boris Galizyn und seinem Oheim Lew Narischkin, die sie auch während der Europareise des Zaren führten. Die Bedeutung dieser Jahre liegt in der Schulung, die Peter selbst durchmachte.

Entwicklung Peters

Geboren am 30. Mai (9. Juni) 1672, hatte Peter unter der Regierung Feodors und unter der Regentschaft Sophiens mit seiner Mutter zumeist in Preobraschensk gelebt. Seine Neigung war auf das Technische und auf das Militärwesen gerichtet. Zur Zeit der Sophie begann er (jedoch ohne Mitwirkung Leforts, den er erst später kennen lernte) mit Altersgenossen Soldatenspiele in Preobraschensk und Semenowsk (danach tragen noch heute die vornehmsten russischen Garderegimenter ihren Namen) und forderte dazu seit 1688 auch Truppen aus Moskau. Unter altem Gerümpel fand er ein englisches Boot; ein Holländer, Karsten Brand, richtete es ihm wieder her und benutzte es in Gemeinschaft mit ihm zu kleinen Fahrten auf einem Teiche (dieses Boot wird noch heute in Petersburg als „Großvater der russischen Flotte" aufbewahrt). Nach dem Staatsstreich trat Peter in nähere Beziehung zu Patrick Gordon und Franz Lefort. Gordon war ein vielseitig gebildeter Schotte aus vornehmer Familie, der 1660 in russische Dienste getreten und bis zum General aufgestiegen war; er wurde der Berater des Zaren in allen ernsten, namentlich auch militärischen Dingen und leitete u. a. die Manöver, in denen die Spielregimenter gegen die Strelitzen kämpften. Lefort stammte aus Genf, war 1675 nach Rußland gekommen und wurde ein intimer Freund des Zaren, mit dem er auch die Freuden der Geselligkeit genoß. Durch beide kam nun der Zar in enge Berührung zu den Ausländern der deutschen Vorstadt von Moskau (Sloboda, § 173). Es ist diese zu vergleichen mit den Fremdenniederlassungen in den chinesischen Städten (im Sinne der orthodoxen Russen war sie eine Art Ghetto); es wohnten hier hauptsächlich Deutsche, Holländer und Engländer, also Vertreter nicht des katholisch-romanischen oder katholisch-polnischen, sondern des fortschrittlichen protestantisch-germanischen Geistes. Hier herrschte ein reges geistiges Leben, wurde die Wissenschaft und Kunst gepflegt, das Handwerk geübt; hier erfreute man sich einer freieren Geselligkeit, an der auch Damen teilnahmen. Es war für das orthodoxe Altrussentum ein geradezu ungeheuerlicher Schritt, daß der Zar hier fast täglich erschien, mit den „Ketzern" ganz ungezwungen verkehrte und bei ihnen zu Tische saß: es war nicht ganz, aber doch beinahe so, als wenn heute ein Kaiser von China täglich in den fremden Niederlassungen verkehren würde. In der deutschen Vorstadt lernte der Zar die westeuropäische Zivilisation kennen; durch den niederländischen Gesandten Baron Keller gewann er dabei ein besonders lebhaftes

Gordon geb. 1635 gest. 1699

Lefort geb. 1653 gest. 1699

Interesse für die Vorgänge in den Niederlanden und England. Auf zwei Reisen nach Archangel, dem Eingangshafen für europäische Waren (§ 173), trat er mit holländischen und englischen Kaufleuten und Schiffern in Verkehr und ließ sich in der Schiffahrtskunst unterrichten. Neben der Ausbildung seiner neuen Regimenter interessierte den Zaren eben hauptsächlich das Seewesen, und so ließ er sich denn auf einem See bei Moskau von Karsten Brand die ersten Schiffe bauen. 1693, 1694

Die Neuerungen bewährten sich, als Peter den Krieg gegen die Türken wieder aufnahm. Ein erster Angriff auf Asow scheiterte zwar; als aber ausländische Ingenieure herangezogen wurden und die Stadt mit einer auf dem Don nach dem Muster eines holländischen Schiffes erbauten Flotte auch von der See angegriffen wurde, gelang die Eroberung. Damit gewann Rußland den Zugang zum Schwarzen Meere. Noch bevor aber der Friede geschlossen war, in dem die Türken Asow abtraten (§ 321), unternahm Peter seine berühmte Reise nach Europa, deren Hauptzweck das Studium des Seewesens war. Asow 1695 1696 1700

Sie erfolgte in der Form einer Gesandtschaft an die europäischen Staaten, als deren Zweck die Festigung der Freundschaft und die Förderung der gemeinchristlichen Interessen gegen den Islam angegeben wurde. Führer der Gesandtschaft, die aus mehr als 200 Personen bestand, war Lefort; der Zar nahm unter dem Namen Peter Michailowitsch teil und blieb das auch, als auf der Reise sein Inkognito tatsächlich nicht aufrecht erhalten wurde. Der Aufbruch von Moskau geschah am 10. März 1697; die Reise ging über Riga, Mitau, Libau und Pillau nach Königsberg. Hier bereitete der prachtliebende Kurfürst Friedrich III. dem Zaren einen prunkvollen, festereichen Empfang. Dabei machte Peter zugleich ernste Studien über das Artilleriewesen. Von Pillau ging es zu Schiff nach Kolberg, dann über Berlin, Ilsenburg, wo Peter die Eisenwerke besichtigte und den Brocken bestieg, Koppenbrügge, wo er mit Sophie Charlotte von Brandenburg (§ 302) und ihrer Mutter zusammentraf, nach Amsterdam (7. Aug.). Er eilte sofort nach dem nahen Zaandam, wohnte hier (allerdings nur acht Tage) in dem noch jetzt gezeigten Hause eines Schmieds, den er in Moskau kennen gelernt hatte, und arbeitete als Zimmermann auf einer Schiffswerft. In Amsterdam, wohin er am 15. August übersiedelte, besuchte er industrielle Anlagen aller Art, erhielt durch den Bürgermeister Witsen, der in Rußland gewesen war, Lehrer für Mathematik, Schiffsbaukunst, Astromie, Anatomie usw., besuchte Museen und Laboratorien, gewann einen tiefen Einblick in das wirtschaftliche und politische Leben und arbeitete auf den Werften der Ostindischen Kompagnie etwa 4½ Monate (mit einigen Unterbrechungen, die durch den Besuch benachbarter Städte veranlaßt wurden) als Zimmermann an der Fregatte „Peter und Paul". Dabei bewegte er sich wie früher in Sloboda und Archangel ohne Zeremoniell unter Arbeitern, Handwerkern und Gelehrten und lernte überall, wo er lernen konnte. Mit nur wenigen Begleitern besuchte er dann England (7. Jan. 1608), wohin ihn Wilhelm III. eingeladen hatte. In England setzte er seine Studien fort, wohnte einem Seemanöver bei, warb mehrere hundert Techniker und Handwerker und sandte viele Waren (Ausrüstungsmaterial für die Flotte usw.) nach Rußland. Ende April kehrte er nach Holland zurück und reiste nun über Kleve, Bielefeld, Hildesheim, Halberstadt, Halle, Leipzig, Dresden und Prag nach Wien. Hier kam er am 16. Juni an. Er hatte mehrere Unterredungen mit Kaiser Leopold I., den er vergeblich zur Fortsetzung des Türkenkrieges (§ 307) zu bestimmen suchte, und beabsichtigte noch nach Venedig zu gehen, um auch hier den Türkenkrieg zu betreiben und zugleich den Bau von Galeeren kennen zu lernen. Da erhielt er die Nachricht von dem Aufstande der Strelitzen; das bestimmte ihn zur schnellen Abreise nach Moskau (19. Juli). Auf dem Wege dorthin traf er in Rawa mit August dem Starken zusammen, wobei das gemeinsame Vorgehen gegen Schweden (§ 321) verabredet wurde; am 25. August war er wieder in Moskau. Reise nach Europa 1697—1698

Das Verhalten des Zaren hatte in der Masse des russischen Volkes, wo man die Fremden und „Ketzer" ebenso haßte, wie heute in China, große Unzufriedenheit geweckt. Weil das Altrussentum sich auf die Strelitzen stützen konnte, hatte der Zar diese vor seiner Abreise nach dem Süden und an die polnische Grenze verlegt und die Hauptstadt den neuen Regimentern unter ausländischen Offizieren anvertraut. Während seiner Abwesenheit entstand nun ein Aufstand der Strelitzen, dessen Ziel die Ausrottung der Fremden und die Erhebung der Sophie war; wie weit diese selbst und die Miloslawskijs Strelitzenaufstand

beteiligt waren, steht nicht sicher fest. Die Strelitzen marschierten gegen die Hauptstadt, wurden aber noch vor Peters Rückkehr von Gordon geschlagen und zum großen Teil gefangengenommen. Über die Gefangenen verhing nun der Zar ein furchtbares Strafgericht, bei dem er eine ähnliche barbarische Grausamsamkeit zeigte wie einst Iwan der Schreckliche: weit über 1000 sind nach entsetzlichen Folterqualen hingerichtet worden. Sophie mußte Nonne werden, die Strelitzenregimenter aber wurden aufgelöst.

Juni 1698 — Sept. — 1699

Mit der Europa-Reise waren die Lehr- und Wanderjahre Peters abgeschlossen. Er begann nun seine Reformarbeit, trat zugleich ein in den Nordischen Krieg (§ 321 ff.) und erhob Rußland zur europäischen Großmacht.

Fünftes Kapitel.

Der Spanische Erbfolgekrieg und das Ende der französischen Vorherrschaft.

§ 317. Bedeutung und Ursprung des Spanischen Erbfolgekrieges. Das achtzehnte Jahrhundert wird eröffnet durch zwei große Kriege, in denen Frankreich und Schweden, d. h. die beiden Mächte, die durch den Dreißigjährigen Krieg ihre Vormacht im Westen und Nordosten Europas begründet hatten, diese Stellung verloren. Frankreich hatte schon im 17. Jahrhundert Einbußen erlitten durch die Thronbesteigung Wilhelms III. in England (§ 288), durch die Niederlage der Türkei (§ 307), durch den Verlauf des dritten Raubkrieges (§ 283); aber es war doch aus diesem Kriege der europäischen Koalition gegenüber noch ohne schwere Verluste hervorgegangen. Nun schien es, als ob die Bourbonen durch Erwerbung der spanischen Gesamtmonarchie ein Reich im Sinne Karls V. gründen könnten; gegen diese die Selbständigkeit des übrigen Europa und die Handels- und Kolonialinteressen der Seemächte bedrohende Gefahr bildete sich eine Koalition, deren wichtigste Mitglieder Österreich und die Seemächte waren. Der Krieg verlief für Frankreich ungünstig und beseitigte sein Prestige: es bestieg zwar ein bourbonischer Prinz den spanischen Thron; aber das geschah nicht infolge französischer Siege, und es geschah unter Bedingungen, die Spanien aus der Reihe der Großmächte strichen und der französischen Krone keinen Zuwachs an Macht brachten. Es stiegen empor England, dessen See- und Kolonialmacht beträchtlich wuchs, und Österreich, das wertvolle Nebenlande in Europa erhielt. Für das europäische Staatensystem aber trat an die Stelle der Vorherrschaft eines Staates (Spaniens von 1500—1659, Frankreichs bis 1700) der Gedanke des europäischen Gleichgewichts.

Frankreichs Einbußen im 17. Jahrh. — Ende d. Vorherrschaft

Spanische Erbschaft

Die Friedensschlüsse von Ryswyk und Karlowitz (§ 283, 307) waren schon erfolgt mit Rücksicht auf die große Frage der spanischen Erbschaft. Zu Spanien gehörten außer den Kolonien damals noch die südlichen Niederlande, Mailand, Neapel, Sizilien und Sardinien. Bei der Kinderlosigkeit Karls II. (§ 243) war die Erbschaft schon lange Gegenstand diplomatischer Verhandlungen gewesen; dies um so mehr, als auf Grund der Verwandtschaft ungefähr gleichwertige Ansprüche von Österreich und Frankreich erhoben werden konnten.

Sowohl Ludwig XIV. als Leopold I. waren Söhne spanischer Prinzessinnen (der Schwestern Philipps IV.) und mit Schwestern Karls II. vermählt (Stammbaum 1). Die nach Frankreich verheirateten Prinzessinnen hatten zwar auf ihr Erbrecht verzichtet, doch

setzte sich Ludwig bekanntlich (§ 268) über solche Bedenken hinweg; und so konnten hier der Sohn und die Enkel Ludwigs in Frage kommen. Für Österreich sprach, daß das Erbrecht ausdrücklich anerkannt und daß das spanische und österreichische Herrscherhaus habsburgischen Geschlechts war. Aus der Ehe Leopolds mit der Schwester Karls II. war nur eine Tochter (Marie Antonie) hervorgegangen; sie war vermählt mit Max Emanuel von Bayern, und ihr einziger Sohn Joseph Ferdinand war sonach der bestberechtigte Erbe, wenn man außer acht ließ, daß Maria Antonie bei ihrer Vermählung auf ihr Erbrecht zugunsten ihrer Stiefbrüder (Joseph und Karl), der Söhne Leopolds I. aus dessen dritter Ehe mit Eleonore von Pfalz-Neuburg, verzichtet hatte (§ 311). Im übrigen konnten diese ein Erbrecht nicht von der Schwester Karls II., sondern erst von dessen Tante ableiten. Daneben erhob auch Viktor Amadeus II. von Savoyen Ansprüche als Urenkel einer Schwester Philipps III. (Stammbaum 1 und 17).

Haltung der Seemächte

Natürlich wurde aber die Rechtsfrage zur Machtfrage, und da kam viel auf die Haltung der damals unter Wilhelm III. vereinigten (§ 289) Seemächte, Englands und der Niederlande, an. Hier wünschte man, daß die spanische Monarchie weder mit der französischen noch mit der österreichischen unmittelbar vereinigt würde, weil dadurch eine erdrückende Übermacht entstanden wäre, die die „Freiheit Europas" gefährdet hätte; außerdem aber standen für die Seemächte noch wichtige Handelsinteressen auf dem Spiele. Bei dem wirtschaftlichen Verfall Spaniens beherrschten sie den Handel mit Spanien und seinen Kolonien völlig; dieser Zustand war bedroht, wenn in Spanien eine andere Großmacht zur Herrschaft kam, insbesondere dann, wenn Frankreich dort sein Schutzzollsystem einführte und die spanischen Kolonien mit den seinigen vereinigte. Zweitens aber wünschte man in England und Holland, daß die Frage ohne Krieg erledigt würde. Eine solche friedliche Erledigung erstrebte auch Ludwig XIV., da er die alten Verbündeten nicht mehr hatte (§ 280, 281) und die finanzielle Lage Frankreichs sehr ungünstig war (§ 283). Deshalb ließ er sich auf Teilungsverträge mit den Seemächten ein, ohne jedoch die Hoffnung auf ganz Spanien völlig aufzugeben. Gegen eine vom Ausland befohlene Teilung Spaniens aber bäumte sich der spanische Stolz auf in der Erkenntnis, daß damit das Todesurteil über den Rest der Großmachtstellung Spaniens gesprochen würde.

Haltung Ludwigs XIV.

Erster Teilungsvertrag 11. Okt. 1698

In dem ersten geheimen Teilungsvertrag zwischen den Seemächten und Frankreich wurde bestimmt, daß der bayerische Kurprinz Joseph Ferdinand Spanien, Belgien und die Kolonien, Erzherzog Karl Mailand, der französische Dauphin Neapel und Sizilien, der Herzog von Savoyen einige Stücke Mailands erhalten sollte. Demgegenüber setzte Karl II. im Einvernehmen mit der in Spanien herrschenden Stimmung durch Testament den bayerischen Kurprinzen zum alleinigen Erben der spanischen Gesamtmonarchie ein. Damit wären die Seemächte auch einverstanden gewesen, und schon rüstete sich Joseph Ferdinand zur Reise nach Spanien, als er plötzlich an den Pocken (nicht durch ein „Sukzessionspulver") starb. Nun vereinbarten die Seemächte und Frankreich einen zweiten Teilungsvertrag, nach welchem Spanien, Belgien und die Kolonien an Österreich, die italienischen Gebiete an Frankreich fallen sollten. Der Kaiser stimmte dem nicht zu und suchte in Madrid die Einsetzung seines zweiten Sohnes Karl zum Erben von ganz Spanien zu erwirken; dasselbe erstrebte Ludwig trotz des Teilungsvertrages für seinen zweiten Enkel Philipp von Anjou. Daß beide Monarchen jüngere Prinzen ihres Hauses, die voraussichtlich in Österreich und Frankreich nicht zur Krone berufen sein würden, als Prätendenten aufstellten, geschah mit Rücksicht auf die oben angegebenen Wünsche der Seemächte. Da die französische Diplomatie geschickter arbeitete und auch der Papst für Frankreich eintrat, so setzte Karl II. in seinem zweiten Testamente Philipp von Anjou zum Erben aller seiner Lande ein unter der Bedingung, daß sie nie mit Frankreich vereinigt würden.

Erstes Testament 28. Nov. 1698

6. Febr. 1699

Zweiter Teilungsvertrag Juni 1699

Zweites Testament 3. Okt. 1700

1. Nov. 1700

Einige Wochen darauf starb Karl II. Ludwig XIV. nahm trotz der Bedenken einiger seiner Minister im Namen seines Enkels die Erbschaft an, getrieben von dem Ehrgeiz, der ihn von jeher beseelt hatte.

Philipp V. wurde als König ausgerufen und erschien Anfang des nächsten Jahres in Spanien, von den Spaniern als Vertreter der nationalen Einheitsidee jubelnd begrüßt. [Jan. 1701]

[Bildung der antifranzösischen Allianz] Damit war ein Krieg zwischen Frankreich und Österreich unvermeidlich geworden. Der Kaiser hatte zunächst für sich von den Reichsfürsten hauptsächlich Hannover, dessen von vielen Fürsten bestrittene Kurwürde (§ 282) nur durch den Kaiser durchgesetzt werden konnte, und Preußen, das für Anerkennung der Königskrone Hilfe zusagte (§ 302). Wichtiger aber war natürlich, wie sich die Seemächte verhalten würden. Hier waren zwar Wilhelm III. und Heinsius (§ 292), die sich durch Verletzung des Teilungsvertrages von Ludwig XIV. betrogen sahen, zum Kriege geneigt, bei der Bevölkerung aber herrschte zunächst sehr wenig Kriegslust. Da führte der Übermut Ludwigs XIV. eine Wendung herbei. Er ließ sich von Max Emanuel von Bayern, der noch von Karl II. zum Statthalter der spanischen Niederlande ernannt worden war, die sogenannten Barrière-Festungen (§ 283) ausliefern, da ein Schutz der spanischen Niederlande gegen Frankreich jetzt keinen Sinn mehr habe. [Febr. 1701] Ferner sandte er ein Heer nach Mailand, schloß Bündnisse mit Max Emanuel von Bayern und dessen Bruder, dem Erzbischof Joseph Clemens von Köln, behielt auch seinem Enkel Philipp ausdrücklich das Erbrecht in Frankreich vor, traf Maßregeln zugunsten des französischen Handels in den spanischen Kolonien und begünstigte nach wie vor den vertriebenen Jakob II. (§ 289). Das alles änderte die Stimmung in Holland und England, und da nun außerdem Prinz Eugen den italienischen Feldzug erfolgreich eröffnete (§ 318), so kam im Haag die Große Allianz zwischen den Seemächten und Österreich zustande. [7. Sept. 1701] Als ihr Zweck wurde festgesetzt die Verhinderung einer Vereinigung Spaniens und Frankreichs unter einem Herrscher, die Eroberung Belgiens und der italienischen Besitzungen für Österreich, die der Kolonien für England-Holland. [Ziele der Allianz] Eine Verschiedenheit der Ziele lag insofern vor, als die Seemächte an sich Philipps V. spanische Thronbesteigung nicht bekämpften (nur sollte Spanien nie an Frankreich fallen), der Kaiser aber die spanische Krone für sein Haus erstrebte.

Unmittelbar nach diesem Abschluß erhöhte Ludwig den englischen Kriegseifer noch, indem er am Krankenbette Jakobs II. († 16. Dez. 1701) dessen Sohn Jakob (III.) Eduard als englischen König anerkannte, obgleich kurz zuvor das englische Parlament die Thronfolge der Welfen beschlossen hatte (§ 289). [17. Sept. 1701] Durch Ludwigs Vorgehen wurde der Stolz der Engländer tief verletzt, und das war wichtig, weil Wilhelm III., die eigentlich treibende Kraft der Allianz, vor Beginn des großen, für die „Freiheit Europas" zu führenden Krieges starb. [19. März 1702] In England folgte die Königin Anna; auf sie übte ihre Freundin Sarah Jennings (Lady Marlborough) maßgebenden Einfluß aus; und deren Gemahl, Lord Marlborough, der Führer der Whigs, vertrat nun Wilhelms Ideen (§ 290). Dasselbe tat in Holland Anton Heinsius; mit dem Prinzen Eugen zusammen bildeten sie das „europäische Triumvirat".

[Deutschland] Von den deutschen Fürsten standen, wie gesagt, Max Emanuel von Bayern, dem Ludwig XIV. große Erwerbungen (die Pfalz, Belgien) und die Königswürde versprach, und der Erzbischof von Köln auf Seiten Frankreichs, Preußen und Hannover auf der des Kaisers; Sachsen wurde durch den Nordischen Krieg in Anspruch genommen (§ 321 ff.). Sonst regten sich Neutralitätsbestrebungen, doch wurde schließlich der Reichskrieg an Philipp von Spanien [28. Sept. 1702]

erklärt; außerdem schloß England mehrfach Subsidienverträge und nahm deutsche Söldner in Dienst.

§ 318. Der Krieg bis zum ersten großen Erfolg der Verbündeten (1704). Noch vor dem Abschluß der großen Allianz begann der Krieg in Oberitalien. Hier hatte Ludwig, auf dessen Seite auch die Herzöge von Savoyen und Mantua standen, Mailand und Mantua besetzen lassen. Da die Franzosen den Weg durch das Etschtal sperrten, führte Prinz Eugen seine Truppen auf sehr schwierigen Seitenwegen (durch das Val d'Arsa) in die Poebene. Er besiegte ein französisches Korps bei Carpi, drängte den Marschall Catinat ohne Schlacht nach Mailand zurück, besiegte dessen Nachfolger, Marschall Villeroi, bei Chiari und nahm ihn in Cremona gefangen. Trotz alledem gelang es dann dem neuen französischen Oberfeldherrn, dem Marschall Vendôme, nach der unentschiedenen Schlacht bei Luzzara, Oberitalien zu behaupten, da die kaiserlichen Truppen sehr schlecht versorgt wurden und Prinz Eugen Anfang des nächsten Jahres nach Wien ging, um als Vorsitzender des Hofkriegsrats die jammervolle Heeresverwaltung zu bessern. In Italien trat an seine Stelle Guido von Starhemberg.

Oberitalien

Anfang 1701

9. Juli 1701

1. Sept. 1701

Febr. 1702

15. Aug. 1702

1703

Am Niederrhein hatte Joseph Clemens den Franzosen die Festungen seines Erzbistums überlassen. Vor den anrückenden Holländern und Preußen entwich er zwar nach Frankreich, sonst aber wurde bis 1703 weder hier noch gegen die 1702 in Belgien einmarschierten Franzosen ein entscheidender Schlag geführt. Selbst als Marlborough, neben Eugen der bedeutendste Feldherr der Zeit, den Oberbefehl übernahm, beschränkten sich die Erfolge auf die Einnahme einiger Städte (Bonn u. a.); er sah sich fortwährend gehindert durch die Lässigkeit der niederländischen Behörden. Überhaupt litt die Kriegführung der Allianz jetzt und später unter vielköpfiger Zerfahrenheit, während Ludwig XIV. den Vorteil der einheitlichen Führung hatte und trotz des gleichzeitigen Camisardenkrieges (§ 278) eine große Tatkraft entfaltete.

Niederrhein

1701

Belgien

1703

So ging denn auch von Frankreich das erste größer angelegte Unternehmen aus. Am Mittel- und Oberrhein hatte der Reichsfeldherr Ludwig von Baden, der berühmte Türkensieger (§ 307), die Grenzwacht gegen die Franzosen an den von ihm angelegten Stollhofener Linien erfolgreich gehalten. Da begann in seinem Rücken Max Emanuel, mit dem der Kaiser bisher noch verhandelt hatte, den Krieg mit der Einnahme der Festung Ulm, und nun vermochte Marschall Villars durch die Schwarzwaldpässe nach Bayern vorzudringen. Dieser Erfolg gab den Anstoß zu einem Doppelangriff auf Tirol, von Norden her durch französisch-bayerische Truppen unter Max Emanuel, von Süden durch die Armee Vendômes. Max Emanuel gelangte bis Innsbruck und hoffte schon Tirol für sich erwerben zu können. Da brach ein Volksaufstand los: Max Emanuel mußte nach Bayern, Vendôme, der bis Trient gekommen war, nach Italien zurück. Wenn so dieser Vorstoß auf Tirol abgeschlagen wurde, so behauptete sich Max Emanuel doch gegen die vom Rhein heranrückenden Reichstruppen in dem Treffen von Höchstädt und eroberte Passau, während gleichzeitig die Franzosen am Rhein Fortschritte machten.

Angriff auf Tirol

Sept. 1702

1703

2. Juli 1703

20. Sept. 1703

4. Jan. 1704

Seit der Eroberung Passaus waren die kaiserlichen Erblande unmittelbar bedroht. Das aber war um so gefährlicher, als abermals ein

Aufstand in Ungarn

Aufstand in Ungarn ausgebrochen war. Die österreichische Regierung machte wieder den Versuch, den Protestantismus zu unterdrücken, suchte eine Verwaltung nach deutsch-österreichischem Muster einzuführen und legte Steuern ohne Zustimmung der Stände auf. An die Spitze des dadurch bewirkten Aufstandes trat Franz II. Rakoczy, der Sohn Franz' I. und der Helene Zriny (§ 304, 307). Ludwig XIV. schien somit die Vorteile zurückzugewinnen, die ihm früher die gegen seine Feinde gerichteten Rückenangriffe gewährt hatten (§ 273, 280).

1703

Savoyen

Günstig für ihn blieb auch die Lage in Oberitalien. Viktor Amadeus II. von Savoyen trat zwar, verletzt durch französische Rücksichtslosigkeiten, der großen Allianz bei, obgleich er zwei Töchter mit bourbonischen Prinzen (Philipp V. und dessen Bruder Ludwig von Bourgund) verheiratet hatte (Stammbaum 2 und 17); indes Vendôme hatte bereits die savoyischen Truppen entwaffnet und fast das ganze Land besetzt. — Noch vor Savoyen schloß sich Peter II. von Portugal den Feinden Frankreichs an. Es geschah das auf Betreiben Englands, das den Handel mit Spanien behaupten und deshalb Spanien selbst erobern wollte. Dazu proklamierte es nun Leopolds Sohn als Karl III. zum König von Spanien. So günstig das für den Kaiser erscheinen mußte, so ging er hierauf doch nur ungern ein, weil er dabei England gegenüber für sich und seinen ältesten Sohn Joseph auf Spanien verzichten mußte.

Nov. 1703

Portugal

Mai 1703

Portugal schloß damals mit England auch den nach dem englischen Gesandten Methven genannten Methvenvertrag, durch den es in wirtschaftliche Abhängigkeit von England geriet (§ 245).

27. Dez. 1703

Erfolge der Verbündeten in Süddeutschland 1704

Am Anfang des Jahres 1704 war noch nirgends eine Entscheidung erfolgt, doch waren für den Kaiser die französisch-bayerische Stellung in Süddeutschland und der Ungarnaufstand recht bedrohlich. Es wurde deshalb vereinbart, daß Prinz Eugen an Stelle Ludwigs von Baden die Verteidigung der Rheinlinie (Stollhofener Linien) übernehmen, Ludwig von Baden und Marlborough die Franzosen und Bayern aus Bayern verdrängen sollten. Vereint besiegten beide denn auch die Bayern am Schellenberge bei Donauwörth. Da nun aber der französische Marschall Tallard Verstärkungen nach Bayern führte, marschierte auch Eugen dorthin; und nun gewannen er und Marlborough über Bayern und Franzosen den großen Sieg bei Höchstädt (oder Blindheim). Infolgedessen wichen die Franzosen und Max Emanuel über den Rhein zurück; die Verbündeten folgten und eroberten Trier und Landau. Die Schlacht bei Höchstädt war der erste große Erfolg der Allianz; er bewirkte auch, daß der Kriegseifer in Holland stieg, und stärkte die Stellung Marlboroughs seinen toristischen Gegnern gegenüber.

2. Juli 1704

13. Aug. 1704

Einnahme v. Gibraltar

Ungefähr um dieselbe Zeit errangen die Engländer in Spanien einen Erfolg, dessen sie sich noch heute freuen. Der von ihnen proklamierte König Karl III. fuhr auf einer englisch-holländischen Flotte in Lissabon ein, um von hier aus mit portugiesischer Hilfe einen Landangriff auf Spanien zu machen. Dieses Unternehmen hatte keinen Erfolg; dagegen landete die englische Flotte unter Admiral Rooke an der Südspitze der Halbinsel, und hier bemächtigten sich die Engländer durch einen kühnen, von dem Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt geleiteten Handstreich der Festung Gibraltar. Eine französische Flotte, die den wichtigen Platz zurückerobern sollte, zog sich nach der unentschiedenen Seeschlacht bei

21. Juli 1704

Malaga wieder zurück, und der Belagerung durch ein französisch-spanisches Landheer widerstand Prinz Georg erfolgreich sieben Monate lang. Seitdem haben die Engländer Gibraltar nicht wieder herausgegeben. Aug. 1704 1704—1705

§ 319. Die Siege der Verbündeten bis 1710. Anfang des nächsten Jahres starb Kaiser Leopold I. Er hatte stets auf das Glück Österreichs vertraut, und in der Tat war unter ihm sein Staat, ohne daß er persönlich dazu sehr viel getan hatte, mächtig emporgestiegen (§ 308). Es folgte ihm sein ältester Sohn Joseph I., der lebhafteren Geistes und von größerer Energie als der Vater, auch kirchlich toleranter war. Er setzte den großen Krieg fort und entfaltete zunächst in den Österreich näher berührenden Fragen mehr Tatkraft. Er wollte die ungarischen Rebellen durch einige Zugeständnisse gewinnen und schien andererseits an die Einverleibung Bayerns zu denken. 5. Mai 1705 Joseph I. 1705—1711

Bayern stand infolge der Schlacht von Höchstädt unter österreichischer Verwaltung; gegen den von den österreichischen Beamten geübten Druck entstand nun eine Erhebung der Bauern unter dem Rufe: „Lieber bayrisch sterben als kaiserlich verderben". Mehrere tausend Oberbayern zogen auf München, wurden aber von den Kaiserlichen zurückgeworfen und auf dem Friedhofe von Sendling (vor München) in der Christnacht (Mordweihnacht) niedergemacht. Die Sage berichtet dabei von dem riesenstarken Schmied von Kochel (Balthasar Mayr), der ein Stadttor Münchens gesprengt habe und bei Sendling als heldenmütiger Verteidiger der Fahne gefallen sei. Nach Niederwerfung des Aufstands sprach der Kaiser mit Zustimmung der Kurfürsten über Max Emanuel und den Erzbischof von Köln die Reichsacht aus und erklärte sie ihrer Lehn für verlustig. Erhebung in Bayern 25. Dez. 1705 1706

In den großen Kriegsereignissen brachte das Jahr 1706 den Verbündeten auf allen Kriegsschauplätzen große Erfolge. Während des Jahres 1705 hatte Marlborough, gehindert durch Konflikte mit Ludwig von Baden und den Holländern, an der Mosel und in Belgien keine Fortschritte machen können; nun besiegte er den Marschall Villeroi und Max Emanuel bei Ramillies, konnte die wichtigsten Städte der spanischen Niederlande besetzen und rief hier überall Karl III. als König aus. Gleichzeitig gewannen die Verbündeten auch in Italien die Oberhand. Hier wurde im Jahre 1705 Savoyens Hauptstadt Turin belagert, und Prinz Eugen, der Entsatz bringen wollte, bei Cassano zurückgewiesen. Mit Beginn des nächsten Jahres erhielt Eugen Verstärkungen durch preußische und andere deutsche Truppen, zugleich wurde nach der Schlacht von Ramillies der tüchtige Vendôme zur Verteidigung der französischen Nordgrenze abberufen. Sein Nachfolger, Philipp von Orleans (der spätere Regent), und Marschall Marsin führten die am Mincio stehenden Truppen nach Turin zurück, um sie mit der Belagerungsarmee zu vereinigen. So konnte auch Eugen dorthin vorrücken und gewann nun den glänzenden Sieg bei Turin, an dem die Preußen unter Leopold von Anhalt (dem „alten Dessauer") ruhmvollen Anteil hatten. Die Reste der französischen Truppen wichen nach Frankreich; ganz Oberitalien fiel in die Hände der Kaiserlichen, und im folgenden Jahre wurde auch Neapel erobert. Hier, wie in Sizilien und Sardinien, wurde Karl III. als König ausgerufen, und General Daun, der Turin verteidigt und Neapel erobert hatte, nötigte auch den Papst Clemens XI. zu dessen Anerkennung. Endlich zog der Kaiser das durch das Aussterben des Herzogshauses erledigte Mantua ein. Siege der Verbündeten 1706 23. Mai 1706 16. Aug. 1705 7. Sept. 1706 1707 1708

Wie in den spanischen Nebenländern, so triumphierte die Sache Karls III. 1706 auch in Spanien; hier allerdings nur vorübergehend. Es wirkte dabei mit der alte Gegensatz zwischen Katalonien und Kastilien. In Katalonien hoffte man auf Wiederherstellung der alten Sonderrechte Erfolge in Spanien

36*

(§ 242), und als nun eine englische Flotte unter Lord Peterborough erschien und die Zitadelle von **Barcelona** in einem kühnen Ansturm, bei dem Georg von Hessen fiel, erobert war, empfing Karl III. die Huldigung der katalonischen Hauptstadt. Der Versuch eines französischen Heeres und einer französischen Flotte, Barcelona zurückzuerobern, scheiterte, und nun konnte ein portugiesisch-seemächtliches Heer unter dem portugiesischen General Las Minas und dem Engländer Galway von Portugal her **in Madrid einrücken**. Dieser Erfolg dauerte indes nicht lange. Wie sich die Katalanen gegen Kastilien erhoben hatten, so flammte nun der kastilianische Stolz gegen den von den Katalanen und den Fremden gestützten König auf. Philipp V. war zwar ein Schwächling, aber die Fürstin **Orsini**, die Oberhofmeisterin seiner Gemahlin, verstand es, dieses spanische Nationalgefühl zu schüren. Es kam hinzu, daß sich Karl III. mit dem stolzen Peterborough, der ihn seine Abhängigkeit von England fühlen ließ, überwarf, und daß auch Peterborough und Galway nicht einig waren. Peterborough brach deshalb zu spät nach Madrid auf; er vereinigte sich zwar noch mit Galway, dann aber mußten die Verbündeten in der Richtung auf Valencia zurückweichen, und **Philipp V.** konnte im Triumph nach Madrid **zurückkehren**. Ein im nächsten Jahre unternommener Versuch der Verbündeten, abermals gegen Kastilien vorzugehen, wurde von einem französisch-spanischen Heere unter dem Herzoge von **Berwick**, einem natürlichen Sohne Jakobs II., bei **Almansa** zurückgewiesen. Barcelona hielt zwar an Karl III. fest, die Engländer bemächtigten sich 1708 auch noch der Insel Menorca: das übrige Spanien aber blieb im Besitz Philipps V.

14. Okt. 1705 — Mai 1706 — 27. Juni 1706 — Gegenschlag — 27. Okt. 1706 — 25. April 1707

Ungarn — Inzwischen war Franz II. Rakoczy 1704 in **Siebenbürgen** als Fürst ausgerufen worden, auch hatten die **ungarischen** Stände mit ihm 1705 eine „Konföderation" geschlossen, deren letztes Ziel die Lossage von Habsburg war. Siebenbürgen wurde indes nach dem Siege im **Zsibopasse** von den Kaiserlichen zurückgewonnen, und mit den Ungarn knüpfte Joseph I. Verhandlungen an; er versprach die alten Rechte Ungarns zu achten, wollte jedoch nicht darein willigen, daß Ungarn wieder Wahlreich werde. Deshalb setzten die Konföderierten den Kampf fort, doch minderte sich allmählich ihre Zahl, und nach dem Siege des kaiserlichen Generals Heister bei **Trentschin** war die Kraft des Aufstandes gebrochen. Die letzten Rebellen fügten sich freilich erst auf dem **Konvente von Szathmar** darein, daß Ungarn habsburgisches Erbreich blieb; doch behielt es seine selbständige Verfassung.

Nov. 1705 — 1708 — 1711

Lage im Jahre 1707 — Überblicken wir nun die Gesamtlage im Jahre 1707, so ergibt sich, daß die Sache des Kaisers in Belgien und Italien infolge der großen Siege des vorigen Jahres günstig stand, daß aber die spanischen Erfolge zum größten Teile wieder verloren und der ungarische Aufstand noch nicht gebrochen war. Ein Angriff auf Toulon, der von einer englischen Flotte und einem österreichisch-savoyischen Landheer (unter Eugen und Viktor Amadeus) unternommen wurde, mißlang, und am Rhein vermochte Marschall **Villars**, nach dem Tode Ludwigs von Baden (4. Jan. 1707), die Stollhofener Linien zu erobern und bis Stuttgart vorzudringen. Eine ernste Sorge bereitete dem Kaiser außerdem der Gang des Nordischen Krieges, insbesondere der Einmarsch Karls XII. nach Sachsen (§ 323); er mußte damit rechnen, daß sich Preußen vom spanischen Kriege zurückziehen würde, da der Nordische Krieg seine Interessen viel näher berührte; dazu aber suchte Frankreich den Schwedenkönig zu einem Angriff auf Österreich zu gewinnen. Deshalb machte der Kaiser im Altranstädter Vertrage Zugeständnisse zugunsten der schlesischen Protestanten und war sehr froh, als Karl XII. sich gegen Rußland wandte (§ 324).

1707 — Sept. 1707

Das Jahr 1708

Für das Jahr 1708 machte Ludwig XIV. große militärische Anstrengungen. Die Vereinigung Schottlands und Englands zu einem Staate veranlaßte ihn, Jakob (III.) mit einer französischen Flotte nach Schottland zu senden; wir wissen jedoch, daß dies Unternehmen scheiterte (§ 290). Nach Belgien schickte Ludwig bedeutende Truppenmassen unter Vendôme und seinem Enkel Ludwig von Burgund; zugleich sollte Marschall Berwick an der Mosel gegen Eugen, Max Emanuel am Oberrhein gegen die Reichsarmee kämpfen. Als die Franzosen in Belgien einige Erfolge hatten, marschierte Prinz Eugen dorthin und gewann im Verein mit Marlborough die Schlacht von Oudenaarde; infolgedessen fiel ganz Belgien wieder in die Hände der Verbündeten. Von den übrigen Unternehmungen dieses Jahres mag noch die Einnahme der Insel Menorca durch die Engländer und der Sieg der Kaiserlichen bei Trentschin (siehe oben) erwähnt werden.

11. Juli 1708

Friedensverhandlungen

Wegen dieser Niederlagen und wegen der finanziellen Notlage seines Landes, die durch eine Mißernte noch gesteigert wurde, begann Ludwig XIV. Friedensverhandlungen und bequemte sich zu großen Zugeständnissen. Er war bereit, auf Spanien mit allen Nebenländern zu verzichten, ja selbst Straßburg herauszugeben; als aber die Verbündeten die beleidigende Forderung stellten, daß er selbst seinen Enkel aus Spanien vertreiben sollte, da brach er die Verhandlungen ab und rüstete mit Anspannung aller Kräfte seines Volkes. Aber auch diesmal entsprach der Erfolg den Anstrengungen nicht. Es kam zu der mörderischen Schlacht bei Malplaquet, in der Eugen und Marlborough zwar keinen vollen Sieg errangen, aber die Franzosen doch zum Rückzug nötigten. Ungünstig für Frankreich war es auch, daß nach der Schlacht von Poltawa in der Haager Konvention die Neutralität Norddeutschlands ausgesprochen wurde (§ 325) und also Preußen bei der großen Allianz verblieb. Dazu erlosch der ungarische Aufstand (siehe oben), und zugleich herrschte in Frankreich eine fürchterliche Hungersnot. All das bestimmte Ludwig XIV., abermals Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Jetzt war er sogar bereit, Geld zur Vertreibung seines Enkels aus Spanien zu geben; indes die Verbündeten hielten daran fest, daß er ihn selbst zur Aufgabe Spaniens zwingen müsse.

11. Sept. 1709

1710

Kastilien gegen Karl III.

§ 320. Umschwung und Friedensschlüsse. Da trat inmitten der Notlage Frankreichs eine Wendung zu dessen Gunsten in Spanien ein. Die Engländer machten hier für Karl III. große Anstrengungen, weil dieser ihnen in für England sehr günstigen Verträgen den Handel mit Spanien und den spanischen Kolonien überantwortete. Zunächst siegten denn auch Lord Stanhope und Guido von Starhemberg bei Zaragoza und führten Karl III. nach Madrid, dann aber mußten sie bald wieder vor der Erhebung der Kastilianer und den jetzt von Vendôme geführten Truppen Philipps V. nach Barcelona zurück. Dadurch wurde klar, daß der Widerstand der Kastilianer gegen die Erhebung Karls III. nicht zu überwinden war.

Aug. 1710

Umschwung in England: 1. Sturz der Whigs

Dieser Mißerfolg beschleunigte den sich in England anbahnenden Umschwung. Die Handelsvorteile, für die der Krieg geführt wurde, kamen hauptsächlich den kaufmännischen (whigistischen) Kreisen zugute, die Lasten aber ruhten auf dem ganzen Volke. Nun entstand allmählich eine starke toristische Strömung, die sich auf die landwirtschaftlichen Kreise stützte

und die Beendigung des Krieges forderte. Auch die Königin neigte im Herzen zu den Tories (§ 290) und war bisher hauptsächlich durch den Einfluß ihrer Hofdame und Freundin Lady Marlborough bei der whigistischen Politik festgehalten worden. Dieser Einfluß verlor an Kraft, seitdem Abigail Hill (später mit Lord Masham vermählt) die Gunst der Königin gewann. So kam es, daß ein Streit zwischen der Königin und der Lady Marlborough den Anstoß zu einem Ministerwechsel gab: zwei Tories, Robert Harley (Lord Oxford) und St. John (Lord Bolingbroke) wurden ins Ministerium berufen. Nun begannen geheime Verhandlungen mit Frankreich; die Parlamentswahlen ergaben eine toristische Mehrheit; und dazu kam, daß Kaiser Joseph I. ohne männlichen Nachkommen starb. Sein Bruder Karl (III.), dem die spanische Monarchie bestimmt war, wurde der Erbe seiner Kronen: setzte man nun den Kampf für ihn erfolgreich fort, so drohte die Vereinigung der österreichischen und spanischen Länder; gerade das aber hatten die Seemächte von vornherein verhindern wollen (§ 317).

Aug. 1710

2. Tod Josephs I. 17. April 1711

Karl VI. 1711—1740

Nachdem die Präliminarien zwischen England und Frankreich vereinbart waren, wurde Marlborough seiner Würden entsetzt und vor dem Parlamente des Unterschleifs angeklagt. Vergebens suchte Prinz Eugen durch persönliche Einwirkung in London den Frieden zu hindern. Ende Januar 1712 trat der Friedenskongreß in Utrecht zusammen, und Anfang des nächsten Jahres vereinigten sich England und Frankreich, dessen Übermut mit dem Glück wiedergekehrt war, zu dem Utrechter Frieden, welchem die Niederlande, Preußen, Savoyen und Portugal beitraten.

Okt. 1711

Friede von Utrecht 11. April 1713

Spanien und die Kolonien verblieben dem bourbonischen König Philipp V. mit der Bedingung, daß die spanische und französische Krone nie vereinigt werden dürften, weshalb Philipp für sich und seine Linie feierlich allen Erbansprüchen auf den Thron Frankreichs entsagte. Holland erhielt außer einigen Handelsvorteilen das Besatzungsrecht in den sogenannten Barrièrefestungen (§ 283), Preußen das Oberquartier von Geldern, die Souveränität über Neufchatel und Valengin und die Bestätigung seiner Königswürde, Savoyen außer einigen mailändischen Landschaften die Insel Sizilien mit dem Königstitel (sieben Jahre später mußte es diese Insel mit Sardinien vertauschen § 330). England erlangte von Frankreich Neuschottland (Akadien), Neufundland und die Hudsonsbai, nebst der Anerkennung seiner protestantischen (hannöverschen) Thronfolge, von Spanien Gibraltar und Menorca und einen vorteilhaften Neger-handel-Traktat (Assiento), wonach einer englischen Gesellschaft das ausschließliche Recht zustand, gegen eine mäßige Abgabe jährlich fünftausend Neger nach dem spanischen Indien zu verkaufen. Frankreich mußte die Festungswerke von Dünkirchen schleifen und sollte in Spanien keine Handelsvergünstigungen erhalten, die über den Zustand unter Karl II. hinausgingen.

Karl VI. und das Deutsche Reich traten dem Utrechter Frieden nicht bei und setzten den Kampf noch einige Zeit fort. Als aber die Franzosen nach dem Siege bei Denain und einigen erfolgreichen Feldzügen in den Niederlanden nunmehr ihre ganze Kriegsmacht an den Rhein rücken ließen und u. a. Landau wegnahmen, überzeugte sich der Kaiser, daß er allein in Verbindung mit den saumselig gestellten Reichstruppen (der Nordische Krieg hatte inzwischen nach Norddeutschland übergegriffen [§ 326]) den Krieg gegen Frankreich nicht fortführen könne, und gab daher seine Einwilligung zu dem Rastatter Frieden, den Eugen und der Marschall Villars auf die von England in Utrecht festgesetzten Bedingungen abschlossen und dem dann auch das Deutsche Reich zu Baden im Aargau beitrat.

Juli 1712

1713

Friede zu Rastatt 7. März 1714

Baden 7. Sept. 1714

Österreich bekam darin die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand und das später (§ 330) gegen Sizilien vertauschte Sardinien sowie Mantua, das der Kaiser nach dem Erlöschen des Fürstenhauses 1708 eingezogen hatte (§ 319). Gegen das Reich wurde die im Ryswyker Frieden bestimmte Grenzlinie nebst der (von den Engländern als „skandalös“ bezeichneten, aber umsonst angefochtenen) Religionsklausel (§ 283) aufrecht erhalten; an eine Rückgabe des Elsasses, zu der Ludwig früher bereit gewesen war, war nicht mehr zu denken, selbst Landau blieb französisch. Die Kurfürsten von Bayern und Köln erhielten ihre Länder und Würden zurück.

Den größten Gewinn aus dem Kriege zog England, dessen maritime Stellung im Mittelmeer sehr gestärkt wurde, und das an der Mündung des Lorenzstromes festen Fuß faßte; daneben hatte Österreich territorialen Gewinn in Italien und Belgien davongetragen. Frankreich hatte schließlich noch viel günstigere Bedingungen erlangt, als es hatte hoffen können, aber seine Vorherrschaft war vernichtet, und in der Aufteilung der spanischen Monarchie triumphierte der Gedanke des europäischen Gleichgewichts.

Sechstes Kapitel.

Der Nordische Krieg. Der Sturz Schwedens und das Aufsteigen Rußlands.

§ 321. Bedeutung und Ursprung des Nordischen Krieges. Wie schon gesagt (§ 317), ging dem großen spanischen Erbfolgekrieg ein großer Krieg gegen Schweden parallel. Er hatte für den Nordosten Europas eine ähnliche Bedeutung wie jener für den Westen. Beides waren Koalitionskriege gegen den vom Dreißigjährigen Kriege her führenden Staat. Und wie dort die Vorherrschaft Frankreichs gebrochen wurde, so hier die Schwedens. Beeinflußt haben sich die beiden Kriege jedoch sehr wenig.

Lage Schwedens

Schweden hatte unter Karl XI. seine deutschen Besitzungen nur mit französischer Hilfe behaupten können, war aber durch ihn innerlich sehr gekräftigt. Sein staatskluger Despotismus hatte der Krone unumschränkte Gewalt verliehen; die Einziehung des entfremdeten Kronguts (§ 313), verbunden mit der Sparsamkeit des Monarchen, hatte die Staatskasse gefüllt und die Abtragung der Schulden wie eine gute Ausrüstung des Heeres und der Flotte möglich gemacht. Im Besitze der Küstenländer und der Städte Wismar, Stralsund, Stettin, Riga und Reval, beherrschte Schweden die Ostsee und deckte die Armut des eigenen Landes durch einträgliche Zölle; befanden sich ja die Mündungen der Weser, Oder, Düna und Newa in seinem Gebiet! Mit neidischen Blicken betrachteten die benachbarten Fürsten das Übergewicht Schwedens, und als nach Karls XI. Tode die Regierung an dessen fünfzehnjährigen Sohn Karl XII. gelangte und dieser mit Hilfe des Staatsrats Piper die von dem Vater bestellte vormundschaftliche Regierung beiseiteschob und mit Einwilligung der Stände die unbeschränkte Königsgewalt in die eigene Hand nahm, schien der günstige Zeitpunkt gekommen, die schwedische Übermacht zu brechen.

Karl XII. 1697—1718 geb. 27. Juni 1682 gest. 11. Dez. 1718

Wie sollte ein junger, unerfahrener König imstande sein, die drei Beherrscher von Rußland, Polen und Dänemark, die einen auf Eroberungslust gegründeten Bund gegen Schweden schlossen, im Kriege zu bestehen? Für Peters des Großen Ziele (§ 316) mußte der Zugang zur Ostsee noch viel wertvoller sein als der zum Schwarzen Meere; deshalb lenkte er seit

Bündnis gegen Schweden

Peter d. Gr. 1689—1725

seiner Zusammenkunft mit August dem Starken (§ 316) seine Blicke auf die schwedischen Ostseeprovinzen und schloß Frieden mit der Türkei, die dabei Asow abtrat. Friedrich August II. (der Starke) von Polen und Sachsen trachtete nach dem Besitze von Livland und wurde darin bestärkt durch Reinhold Patkul, der unter Hinweis auf die Unzufriedenheit des livländischen Adels (§ 313) die Eroberung für leicht erklärte. Der Dänenkönig Friedrich IV., hoffte die durch den Frieden von Kopenhagen (§ 247) eingebüßten Landschaften wiederzugewinnen und zugleich das dem Herzog Friedrich IV. von Holstein-Gottorp, einem Schwager Karls XII., gehörige Schleswig (§ 312) zu erobern.

1700 | August der Starke 1697—1733 | Friedrich IV. 1699—1730

Angriffe der Verbündeten

§ 322. Karls XII. Siegeszüge bis 1704. Nach Abschluß der Bündnisse rückte Friedrich August mit einem sächsischen Heer an die Grenze von Livland und bedrohte Riga, indes die Russen Anstalten trafen, in Esthland einzufallen, und Friedrich IV. den Herzog von Holstein-Gottorp mit Krieg überzog. Aber wie erstaunte Europa, als der junge Schwedenkönig plötzlich große Tatkraft entwickelte! Schnell setzte er mit seinem tapfern Kriegsheer und einer durch englische und holländische Schiffe vermehrten Flotte nach der Insel Seeland über, marschierte gegen Kopenhagen und verbreitete, wie einst Karl X. (§ 247), solchen Schrecken unter den Dänen, daß König Friedrich nach wenigen Wochen im Frieden von Travendahl dem Bündnis gegen Schweden entsagte und die Selbständigkeit des Herzogs von Holstein anerkannte.

Karl XII. gegen Dänemark | 1700 | 18. Aug. 1700

Karl gegen Rußland und Polen

Nach diesem Erfolge richtete Karl seine Waffen mit gleicher Schnelligkeit gegen seine anderen Feinde. Mit achttausend Mann schlug er das etwa fünfmal stärkere Heer der Russen vor Narwa (an der Grenze Esthlands), nutzte nun aber den Sieg nicht aus, weil er die Russen unterschätzte und vorerst den Polenkönig züchtigen wollte. Deshalb zog er im nächsten Jahre durch Livland, überschritt unterhalb Riga die Düna, ohne daß die Sachsen ihn aufhalten konnten, besetzte Kurland und bedrohte die Polen mit einem Kriege, wenn sie nicht ihren König absetzen würden. Die polnische „Republik" erklärte, daß sie Friedrich Augusts Einfall in Livland weder gebilligt noch unterstützt habe, wies aber die Forderung des Schwedenkönigs zurück und bat um Anerkennung ihrer Neutralität. Allein Karl beharrte bei seinem Vorhaben, den Kurfürsten von Sachsen der polnischen Krone zu berauben. Ohne sich auf Unterhandlungen mit ihm einzulassen, rückte er in Polen ein und hielt in kurzer Zeit seinen Einzug in Warschau. August gelang es nun mit einigen Adelshäuptern eine Konföderation zu schließen, indes Karl XII. siegte bei Klissow über das sächsisch-polnische Heer (ein Sieg, der seinem Schwager, dem Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, das Leben kostete) und nahm auch Krakau. Darauf verfolgte er seinen Gegner nach Polnisch-Preußen, alle Friedensanträge Friedrich Augusts zurückweisend, siegte über die Sachsen bei Pultusk und brachte den größten Teil der Republik in seine Gewalt, so daß er nun die Entthronung des Kurfürsten mit mehr Erfolg betreiben konnte. Die den Sachsen feindlich gesinnte Partei, zu der jetzt auch der Kardinal Primas Radziejowski übertrat, erklärte auf einem Reichstage (Konföderation) zu Warschau den König August II. (der Starke) der Krone verlustig, weil er Polen in einen unheilvollen Krieg verwickelt und gegen die Kapitulation (§ 314) sächsische Truppen ins Land gezogen habe. Hierauf wurde in einer von schwedischen Soldaten umstellten Wahl-

30. Nov. 1700 | 1701 | Mai 1702 | 19. Juli 1702 | 1. Mai 1703 | 16. Febr. 1704

versammlung Karls Schützling Stanislaus Leszczynski, Woiwode von Posen, zum König ausgerufen. Den ursprünglichen Plan, einem der unweit Breslau wohnenden Söhne Johann Sobieskys (§ 314) die väterliche Krone zuzuwenden, hatte Friedrich August durch deren plötzliche Verhaftung und Wegführung nach Leipzig zu vereiteln gewußt. Die Stellung des Königs Stanislaus war indes noch keineswegs gesichert; die sächsische Partei unter den Polen bildete die Gegenföderation von Sandomierz, und auch Peter der Große rüstete für Friedrich August. 12. Juli 1704

Die Halsstarrigkeit, mit der Karl die Entthronung des Polenkönigs betrieb, war ein schwerer Fehler, da die Russen dadurch die Möglichkeit gewannen, sich in den Ostseeprovinzen festzusetzen. Nachdem sie einige schwedische Befestigungen an der Mündung der Newa (in Ingermanland) erobert hatten, legte Peter hier den Grund zu der neuen Hauptstadt St. Petersburg, die nach Westen blicken und die teilweise Erbschaft des alten hanseatischen Nowgorod (II, § 301) antreten sollte. Im nächsten Jahre bemächtigten sich die Russen nach der Einnahme von Dorpat und Narwa auch Livlands und Esthlands und behaupteten es trotz des Sieges, den die Schweden bei Gemauerthof gewannen. Besetzung der Ostseeprovinzen durch die Russen 27. Mai 1703 1704 1705

§ 323. Karl XII. in Polen und Sachsen. (1704—1707.) Inzwischen bemühte sich Karl, den von ihm erhobenen Stanislaus in ganz Polen zur Anerkennung zu bringen, und zog zu dem Zwecke überall im Lande herum. Bald nach der Königswahl rückte er auf höchst beschwerlichen Märschen nach Galizien und eroberte Lemberg. Dies benutzte Friedrich August zu einem raschen Zuge nach Warschau, das auch wirklich in seine Gewalt geriet und für seinen Abfall gezüchtigt wurde. Als aber Karl eilig der Hauptstadt zur Hilfe zog, mußten die Sachsen wieder weichen, wobei jedoch ihr Feldherr Matthias von der Schulenburg nach dem Treffen bei Punitz einen so meisterhaften Rückzug veranstaltete, daß sie, ohne von den nacheilenden Schweden Schaden zu leiden, über die Oder entkamen. Karl setzte darauf die Krönung des Stanislaus durch und wandte sich dann mitten im Winter nach Litauen, wo er trotz unsäglicher Schwierigkeiten, welche ihm die Jahreszeit, die Armut des Landes und die überlegene Zahl der Feinde bereiteten, die Russen zum Weichen brachte. Von Litauen zog er nach Wolhynien und beschloß nun, seinen Feind in dessen Stammlande aufzusuchen. Karl in Polen 1704 Okt. 1704 Okt. 1705 Anf. 1706 Juli 1706

Der schwedische Feldherr Renskjöld hatte die Sachsen bei Fraustadt an der polnisch-schlesischen Grenze aufs Haupt geschlagen; mit ihm vereinigte sich Karl, rückte, ohne die Neutralität des Landes zu achten, durch Schlesien in die Lausitz ein und stand bald im Herzen von Sachsen. Er nahm sein Hauptquartier in Altranstädt bei Leipzig, und hier unterzeichneten die Abgesandten des Kurfürsten den Frieden von Altranstädt, nach dem August für sich und seine Nachkommen der polnischen Krone entsagen, sein Bündnis mit dem Zaren lösen, die Söhne Sobieskys in Freiheit setzen und den Livländer Patkul dem Schwedenkönig ausliefern sollte. August weilte damals in Polen und unterstand dem Einflusse Rußlands; damit er Zeit gewinne, sich diesem Drucke zu entziehen, sollte der Friedensschluß zunächst geheim bleiben. Menschikow erschien in Polen und besiegte den schwedischen General Mardefeld bei Kalisch; August aber führte die sächsischen Truppen nach der Heimat, hatte mit Karl eine Zusammenkunft in Altranstädt und ließ nun den Frieden veröffentlichen. Die Schuld an dem 13. Febr. 1706 Zug nach Sachsen 24. Sept. 1706 29. Okt. 1706 Dez. Jan. 1707

Friedensschluß schob er indes auch jetzt noch auf seine Unterhändler, bestrafte sie mit lebenslänglichem Gefängnis und zögerte mit der Ausführung der Friedensbedingungen. Infolgedessen blieb die feindliche Kriegsmacht ein ganzes Jahr in Sachsen zum großen Schaden des Landes, das neben den Einquartierungen und Kriegssteuern noch durch die fortdauernde Verschwendung des Dresdener Hofes schwer zu leiden hatte.

Karl und August der Starke

Auch persönlich bildeten die beiden Fürsten, die sich nun seit Jahren bekämpften, einen bemerkenswerten Gegensatz. Der in fürstlicher Pracht und Herrlichkeit auftretende Friedrich August war das Muster eines eleganten Kavaliers nach der Mode von Versailles, war der gefeierte Held der Damen und veranstaltete trotz der Notlage seines Volkes die glänzendsten Feste. Karl dagegen war eine einfache Soldatennatur; seine Mäßigkeit ging so weit, daß er sich aller geistigen Getränke enthielt und im Felde mit der geringen Kost des Heeres sich begnügte; Sommer und Winter trug er dieselbe einfache Kleidung, einen langen mit Messingknöpfen versehenen Soldatenrock und große Reiterstiefel, auf Märschen und im Kampf unterzog er sich den größten Beschwerden, weiblichen Umgang mied er, das Getöse der Schlacht ging ihm über Opern, Hoffeste und Konzerte. Es ist für beide charakteristisch, daß August dem Schwedenkönig seine Maitresse Aurora von Königsmark (§ 309) zu Unterhandlungen zusandte, Karl aber diese Vermittlerin ablehnte.

Patkul

Traurig war das Schicksal, das Reinhold Patkul (§ 321) traf. Nachdem er den Kriegsbund gegen Schweden vermittelt hatte, war er in russische Dienste getreten und weilte als russischer Gesandter in Dresden. Er geriet mit den sächsischen Räten in Konflikt, und auf deren Veranlassung wurde er auf dem Königstein gefangen gesetzt, als er an einem Frieden zwischen Schweden und Rußland arbeitete. Jetzt wurde er an Karl XII. ausgeliefert, als Hochverräter zum Tode verurteilt und unter entsetzlichen Folterqualen hingerichtet.

1705 — April 1707 — 10. Okt.

Karl XII. u. Ludwig XIV.

Während Karl in Sachsen weilte, bemühte sich Ludwig XIV. mit ihm in einen Waffenbund zu treten, und die Besorgnisse der Gegner Frankreichs waren so groß (§ 319), daß Marlborough persönlich in Altranstädt erschien. Indes Karl haßte als eifriger Protestant den französischen König wegen der Gewaltmaßregeln gegen die Hugenotten und war bemüht, die Hoffnungen der schlesischen Protestanten, die in ihm einen zweiten Gustav Adolf sahen, zu erfüllen. Die österreichische Regierung hatte nämlich eifrigst an der Unterdrückung des Protestantismus in Schlesien gearbeitet; Karl zwang nun den Kaiser zu einem Vertrage, durch den der kirchliche Zustand von 1648 gewährleistet und den Protestanten Duldung (vier Gnadenkirchen) und bürgerliche Gleichberechtigung zugesichert wurde: damit wandte der Kaiser die Gefahr einer schwedischen Einmischung in den Spanischen Erbfolgekrieg ab (§ 319).

1. Sept. 1707

Zug nach Rußland

§ 324. Karls XII. Feldzug gegen Rußland. Nachdem sich das schwedische Heer in Sachsen gründlich erholt hatte, beschloß Karl seine Waffen gegen Rußland, seinen letzten Feind, zu kehren. Der Zar war von banger Sorge erfüllt wegen eines Angriffs auf die Ostseeprovinzen und das neugegründete Petersburg; indes Karl entschied sich für einen Marsch auf Moskau. Er nahm Grodno und Wilna, setzte im Juni über die Beresina und schlug den Weg nach Smolensk ein. Bis jetzt war alles gut gegangen; da ließ sich der König zu einer Änderung seines Zieles bestimmen, und damit trat der Wendepunkt in seinem Kriegsglück ein. Der Kosakenhetmann Mazeppa, der sich von Rußlands Oberherrlichkeit freimachen wollte, hatte ihm eine Erhebung der Kosaken in Aussicht gestellt, und es war ein vereinter Angriff auf Moskau (durch Karl, durch den von Kurland heranziehenden schwedischen General Lewenhaupt, durch die Polen und die Kosaken) verabredet worden. Das war ein groß angelegter Plan. Nun aber meldete Masеppa, daß die Kosaken nur abfallen würden, wenn Karl selbst unter ihnen erschiene; und darauf ent-

Sept. 1707 — 1708 — Mazeppa

schloß sich dieser zu dem höchst beschwerlichen Marsch in die von ungeheuren Wäldern und Sümpfen durchschnittene Ukraine.

Marsch nach der Ukraine

Es war ein schwerer Fehler, daß Karl damit den aussichtsreichen Vorstoß auf Moskau aufgab und seine rückwärtigen Verbindungen gefährdete; er verschlimmerte den Fehler noch, indem er nicht einmal die Ankunft Lewenhaupts, der mit frischen Truppen, mit Kleidung und Nahrungsmitteln für das ermattete Heer in Anmarsch war, abwartete. So erhielten die Russen die Möglichkeit, ihre ganze Macht gegen diesen zu richten; er erwehrte sich ihrer in dem Treffen von Ljesna, vermochte aber doch nur nach Aufopferung seiner ganzen Artillerie, alles Gepäcks und aller Vorräte mit einem geringen Heer den rastlos vorwärts eilenden König zu erreichen. Die Lage der Schweden wurde nun immer schwieriger. Auf die herbstlichen Regengüsse, welche Krankheiten erzeugten und die Wege zerstörten, folgte ein äußerst harter Winter; dennoch setzte Karl, allen Vorstellungen zum Trotz, seinen Marsch fort, obwohl Mazeppas Verheißungen sich als unwahr erwiesen und die Kosaken wenig Lust zeigten, sich der russischen Schutzherrlichkeit zu entziehen: mit verblendetem Starrsinn rannte Karl in sein Verderben. Im Mai schritt er zur Belagerung des festen Poltawa, konnte aber bei dem Mangel an Geschütz wenig ausrichten. Zum Schutze der Stadt erschien zuerst Menschikow, dann Peter selbst; er zwang Karl zu der Schlacht von Poltawa, und diese entschied wider die Schweden. Renskjöld, der an Stelle des am Fuße verwundeten Königs die Schlacht leitete, geriet in Gefangenschaft. Karl XII. wurde aus dem stolzen Überwinder dreier Könige ein hilfloser Flüchtling, der sich nur durch die angestrengteste Flucht mit etwa zweitausend Begleitern (darunter Mazeppa, der aber noch in demselben Jahre Gift nahm) auf türkisches Gebiet zu retten vermochte. Lewenhaupt sammelte den Rest der Flüchtigen; da aber bei dem Mangel an Nahrung und Geschütz kein Rückzug möglich war, ergab er sich mit 16000 Mann. So wurde das heldenmütige Heer, gleich bewundernswürdig im Dulden wie im Handeln, vernichtet. Rußlands Eintritt in den Kreis der Großmächte war entschieden; Peter hatte recht, wenn er schrieb, daß erst jetzt der Grundstein der Newastadt endgültig gelegt sei.

Okt. 1708 — 1708/1709 — 1709 — Poltawa 8. Juli 1709

Karl in Bender

§ 325. Karl XII. in der Türkei. Karl wurde von den Türken ehrenvoll aufgenommen und lebte in seinem Lager vor Bender als Gastfreund des Sultans in unbeschränkter Freiheit. Der Gedanke, als Besiegter ohne Heer in seine Staaten zurückzukehren, war seiner stolzen Seele unerträglich; er hoffte die Türken zu einem Kriege gegen Rußland zu bestimmen und dann an ihrer Spitze die Staaten seines Feindes zu durchziehen. Während er die Türken für diese Pläne zu gewinnen suchte, gingen jedoch alle von ihm bisher errungenen Erfolge verloren.

Erfolge der Gegner

Um die Zeit der Schlacht von Poltawa hatten seine drei Gegner das frühere Bündnis erneuert. Friedrich August bemächtigte sich nach Vertreibung Stanislaus Leszczynskis wieder des polnischen Thrones; Zar Peter dehnte seine Eroberungen an der Ostsee über Esthland, Livland und einen Teil von Finnland aus, und der König von Dänemark landete an der Küste von Schonen, wo er allerdings von einem kleinen Heer abgehärteter Bauernburschen unter Stenbocks Oberbefehl in dem Treffen bei Helsingborg wieder zurückgedrängt wurde. Es bestand nun die Möglichkeit, daß der Krieg nach den deutschen Besitzungen Schwedens übergriff. Das wäre

Juli 1709 — Aug. 1709 — 1710 — März 1710

den Verbündeten der Großen Allianz sehr unerwünscht gewesen, weil dann Preußen und Hannover in den Nordischen Krieg verwickelt und also vom Spanischen Erbfolgekrieg abgezogen worden wären. Es war deshalb ein Gewinn für sie, daß die Alliierten des Nordischen Krieges geneigt waren, das Deutsche Reich und also auch die schwedischen Besitzungen in Deutschland für neutral zu erklären; im sogenannten Haager Konzert verkündeten die Seemächte und der Kaiser diese Neutralität (§ 319); Karl XII. nahm jedoch diese Erklärung nicht an, weil sich die Hoffnungen, die er auf die Türkei setzte, zu erfüllen schienen.

März 1710

Die Türkei gegen Rußland

Es gelang seinem Bevollmächtigten in Konstantinopel, dem gewandten Polen Poniatowski, die Einsetzung eines kriegslustigen Großwesirs und die Kriegserklärung gegen Rußland zu erwirken. Infolgedessen mußte der Zar seine Unternehmungen in den baltischen Provinzen einschränken und führte ein Heer nach der Moldau; er verließ sich dabei in ähnlicher Weise auf die Verheißungen des Hospodars (Fürsten) Demetrius Kantemir wie Karl auf die Mazeppas und wurde wie dieser getäuscht. Durch das in die Moldau einrückende türkische Heer kam das russische am Pruth in eine so mißliche Lage, daß es in türkische Gefangenschaft geraten wäre, hätte sich nicht der Großwesir zum Abschluß des Friedens von Husch bestimmen lassen. Peter versprach Asow zurückzugeben, die Festungswerke von Taganrog zu schleifen, sich in Polen nicht einzumischen und dem Schwedenkönig den Durchzug durch seine Staaten zu gestatten; dafür erlangte er den freien Abzug seines Heeres. Der Großwesir hat sich bei diesem Friedensschluß wohl sicher bestechen lassen; ob aber, wie gewöhnlich erzählt wird, diese Bestechung von Peters Gemahlin Katharina ausgegangen ist, muß dahingestellt bleiben. Karl XII. war wütend; auch der Sultan war unzufrieden und entließ den Großwesir; indes zu einer tatkräftigen Wiederaufnahme des Krieges kam es trotz zweimaliger Kriegserklärung nicht, und im Jahre 1713 wurde zu Adrianopel der endgültige Friede geschlossen.

Nov. 1710

12. Juli 1711

März 1713

Seit dem Abkommen von Husch hatte Karls Aufenthalt in der Türkei keinen Sinn mehr; trotzdem blieb er selbst dann noch, als ihm die Pforte die Gastfreundschaft kündigte. Er ließ sich das Reisegeld zahlen und blieb dennoch; da sandte die Pforte schließlich Truppen gegen ihn. Diese erstürmten sein Lager bei Bender, steckten sein Haus, in dem er sich tapfer verteidigte, in Brand und nahmen ihn bei einem wütenden Ausfalle gefangen. Aber noch mehrere Monate verharrte er in türkischer Gefangenschaft: sein Eigensinn bewirkte, daß man anfing, ihn für geistesverwirrt zu halten. Erst als er hörte, daß auch die deutschen Besitzungen bis auf Stralsund und Wismar in den Händen der Feinde seien und die Schweden mit dem Gedanken umgingen, einen Reichsverweser zu ernennen, verließ er nach fünfjährigem Aufenthalt die Türkei und langte nach einer vierzehntägigen, ohne alle Unterbrechung meist zu Pferde fortgesetzten Reise durch Ungarn und Deutschland plötzlich vor den Toren Stralsunds an.

8. Febr. 1714

27. Nov. 1714

§ 326. Karls XII. Ende. Unter großen Anstrengungen, aber mit geringem Erfolge, hatten indessen die Schweden ihren Feinden Widerstand geleistet. Nach Beseitigung der von den Türken drohenden Gefahr drangen die Russen in Finnland weiter vor; eine russische Flotte gewann bei Hangöudd den ersten Seesieg, den die russische Geschichte zu verzeichnen hat, und ein russisches Landheer schlug die Schweden bei Storkyra unweit Åbo. Besser behaupteten sich die Schweden gegen Dänemark:

Die Lage im Norden

1714

Stenbock siegte bei Gadebusch über ein weit stärkeres dänisches Heer, eroberte und verbrannte Altona, geriet aber dann bei Tönning in Kriegsgefangenschaft. Nun aber mehrte sich die Zahl der Feinde. Die im Haager Konzert für die deutschen Besitzungen Schwedens verkündete Neutralität kam nicht zur Geltung; vielmehr erschienen die Russen vor Stralsund und Stettin, während die Dänen das schwedische (Erzbistum) Bremen besetzten. Diese Vorgänge berührten preußische und hannöversche Interessen. Deshalb bemächtigte sich Hannover des ehemaligen Bistums Verden und trat damit in den Kampf gegen Schweden ein. Der neue Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. aber, der infolge des Utrechter Friedens freie Hand für den Nordischen Krieg bekam (§ 320), schloß zunächst, als sich Stettin den Russen ergab, mit General Menschikow den Vertrag von Schwedt, wonach die Stadt gegen Erstattung der Belagerungskosten vorläufig an Preußen übergeben wurde. Er war damals noch bereit, auf Schwedens Seite zu treten, wenn Karl XII. ihm Vorpommern bis zur Peene überlassen würde. Als der Schwedenkönig diesen auch von Frankreich unterstützten Vorschlag ablehnte und nach seiner Rückkehr gegen Preußen auftrat, schloß sich Friedrich Wilhelm den Feinden Schwedens an. Ungünstig für Schweden war endlich auch der Thronwechsel in England (§ 341); Kurfürst Georg von Hannover konnte als englischer König weit energischer für eine Vergrößerung seines Stammlandes wirken und sicherte diesem in einem Vertrage mit Rußland und Preußen die Erwerbung von Bremen und Verden.

20. Dez. 1712 | 1713 | Okt. 1713 | Nov. 1714

Karls XII. Rückkehr

Unter so ungünstigen Verhältnissen erschien Karl XII. in Stralsund und nahm den Kampf wieder selbst auf. Trotz der größten Anstrengungen vermochte er sich aber der gewaltigen Übermacht gegenüber nicht zu behaupten. Nachdem die Preußen unter Leopold von Dessau Rügen erobert hatten, mußte Karl Stralsund aufgeben und nach Schweden übersetzen. Anfang des nächsten Jahres unternahm er einen erfolglosen Angriff auf Norwegen, und bald darauf ging Wismar, die letzte schwedische Besitzung auf deutschem Boden, verloren.

Nov. 1715 | 22. Dez. 1715 | April 1716

Görtz

Noch immer aber wollte der starrsinnige König von einem Frieden nichts hören, und in der Tat schien die Gewandtheit seines Ministers Georg Heinrich von Görtz, der aus holsteinischen in schwedische Dienste getreten war, dem Lande einige Erleichterung bringen zu können. Bedenklich allerdings war das Mittel, mit dem Görtz der Finanznot abzuhelfen suchte, indem er den König veranlaßte, geringhaltiges Geld (Nottaler) prägen zu lassen und zum vollen Nennwert auszugeben; es war ein Verfahren ähnlich dem von Law in Frankreich geübten (§ 334). Richtig dagegen war das Streben des Ministers, mit den feindlichen Mächten zu Sonderverträgen zu gelangen. Die Möglichkeit dazu ergab sich aus dem Mißtrauen, das unter den Verbündeten herrschte, vor allem aus der Besorgnis, mit der die übrigen auf die wachsende Macht Rußlands blickten. Peter schien in Mecklenburg, dessen Herzog Karl Leopold mit seinen Ständen in Konflikt lag und sich mit des Zaren Nichte Katharina Iwanowna vermählte (§ 331), festen Fuß fassen zu wollen und sandte außerdem starke Truppenmassen nach Seeland, um von dort mit den Dänen einen Angriff auf Schonen zu unternehmen; auch seine zweite Europareise (§ 346) schien auf weitergehende Pläne hinzudeuten. Der argwöhnische Dänenkönig nötigte den Zaren, seine Truppen aus Seeland zurückzuziehen; dieser sandte sie

Differenzen zwischen den Verbündeten

nach Mecklenburg (§ 331), worin wieder Georg von England eine Bedrohung seiner Ansprüche auf Bremen-Verden erblickte. An die aus alledem entspringenden Verstimmungen knüpfte Görtz an. Er suchte den Zaren zu einem Separatfrieden zu bewegen und leitete zugleich mit dem spanischen Minister Alberoni ein Komplott zur Rückführung der Stuarts auf den englischen Thron ein (§ 341).

Karls XII. Angriff auf Norwegen

1718

Jan. 1719

11. Dez. 1718

Allein noch ehe die Verhandlungen mit Peter zu Ende geführt waren, brach Karl XII., der nur Krieger, nicht Staatsmann, nur Soldat, nicht Feldherr war, und den die innere Unruhe rastlos vorwärts trieb, abermals mit zwei Heeresabteilungen in Norwegen ein. Die kleinere unter Armfeld richtete ihre Angriffe auf Drontheim, mußte jedoch bei eintretender Kälte unverrichteter Sache abziehen und erlag auf dem Rückzug über die menschenleeren, mit Schnee und Eis bedeckten Berge dem Froste und dem Hunger. Schon vorher hatte der König, der das zweite Heer gegen Christiania führen wollte, den Tod gefunden. Mitten im Winter belagerte er die den Weg nach Christiania sperrende Grenzfestung Friedrichstein bei Friedrichshall; als er hier bei nächtlicher Weile an eine Brustwehr gelehnt den Arbeitern in den Laufgräben zusah, ward er getötet.

Nach der Überlieferung soll der König durch Meuchelmord gefallen sein, und zwar soll dieser Mord veranlaßt worden sein durch den über die Militärdespotie Karls erbitterten schwedischen Adel. Neuere Forschungen haben aber ergeben, daß diese Annahme unrichtig ist; der König ist durch eine aus der Festung abgeschossene Geschützkugel in die linke Schläfe getroffen und im Beisein seiner Offiziere sofort tot zusammengebrochen.

Aristokratische Verfassungsänderung

§ 327. Verfassungsänderung in Schweden und Friedensschlüsse.

Die nächste Folge des Todes Karls XII. war eine Verfassungsänderung, durch die der schwedische Adel die ihm durch Karl XI. (§ 313) entrissenen Rechte wiedergewann.

Ulrike Eleonore 1719—1720 † 1741

Friedrich v. Hessen-Kassel 1720—1751

Da Karl XII. kinderlos war, hatte der Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, der Sohn der älteren Schwester Karls (Stammbaum 6), das meiste Anrecht auf den Thron; indes er wagte nicht, sich sofort als König ausrufen zu lassen. So stellte denn der nach Stockholm berufene Reichstag die Wahlmonarchie wieder her und wählte unter Umgehung des meistberechtigten Erben Karls XII. jüngere Schwester Ulrike Eleonore und nach deren Verzichtleistung ihren Gemahl, den Erbprinzen (1730 Landgrafen) Friedrich von Hessen-Kassel, zum König. Eben weil das Königspaar minderberechtigt war, mußte es sich auch noch weitere Beschränkungen der Königsmacht durch die Errichtung eines aristokratischen Reichsrats gefallen lassen.

Reichsrat

13. März 1719

Als ständiger Ausschuß der Reichsstände, denen die oberste Machtvollkommenheit und Staatshoheit (Souveränität) beigelegt wurde, sollte der Reichsrat nur diesen verantwortlich sein. Dies hatte zur Folge, daß nach und nach alle Regierungsgewalt in die Hände des nach Stimmenmehrheit entscheidenden Reichsrats kam und die Königswürde zu einer machtlosen Ehre herabsank. Schwedens Verfassung wurde eine drückende Oligarchie; der Reichsrat, in dem der König nur zwei Stimmen hatte, entschied über alle Regierungsangelegenheiten und besetzte die obersten Stellen im Heer, in der Justiz und in der Verwaltung. — Als erstes Opfer der zur Macht gelangten Adelspartei fiel Karls verhaßter Ratgeber Görtz. Ohne der ihm vorgeworfenen Staatsverbrechen überführt zu sein, ward er durch ein höchst parteiisches Gerichtsverfahren zum Tode verurteilt und grausam hingerichtet.

Friedensschlüsse

Nov. 1719

Berechtigter war trotz der unvermeidlichen Zugeständnisse das Streben der neuen Regierung, dem erschöpften Lande den Frieden zu verschaffen. Noch im Jahre 1719 erfolgte der Friedensschluß mit Hannover-Eng-

land, im nächsten Jahre folgten die mit Polen-Sachsen, Preußen und Dänemark und im Jahre 1721 zu Nystad endlich der mit Rußland. Schweden verlor die Ostseeprovinzen und seine deutschen Besitzungen mit Ausnahme Wismars und Vorpommerns nördlich der Peene; es büßte nicht nur seine Vormacht ein, sondern schied auch aus der Reihe der Großmächte. An seine Stelle trat Rußland.

Jan., Febr., Juli 1720
Sept. 1721

Georg I. von England erwarb gegen Entrichtung einer Million Taler das Herzogtum Bremen und Verden für sein Stammland Hannover, Friedrich Wilhelm I. von Preußen behielt für zwei Millionen Taler das von ihm besetzte Stettin und Vorpommern bis an die Peene, nebst den Inseln Usedom und Wollin. Dänemark erlangte die in Schleswig gelegenen Besitzungen des Herzogs von Holstein-Gottorp und den Verzicht Schwedens auf die Befreiung vom Sundzoll; gegen die alten Grundrechte, wonach Schleswig und Holstein vereint und ungeteilt bleiben sollten (II, § 320), verband Friedrich IV. das Herzogtum Schleswig mit Dänemark und unterwarf es widerrechtlich dem dänischen Königsgesetz (§ 312). August II. wurde als König von Polen anerkannt. Peter der Große von Rußland erreichte die Abtretung der Provinzen Ingermanland, Esthland, Livland und eines Teils von Karelien gegen Rückgabe von Finnland und gegen eine Entschädigung von zwei Millionen Talern.

Siebentes Kapitel.

Europa unter der Herrschaft der Gleichgewichtspolitik (1715—1740).

§ 328. Überschau und Vorblick. Durch die großen Kriege am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts war die politische Lage Europas gründlich verändert. Frankreich hatte sein allbeherrschendes Übergewicht verloren; Schweden hatte nicht nur seine Vormacht-, sondern auch seine Großmachtstellung eingebüßt; Spanien war seiner europäischen Nebenländer beraubt und auf seine Halbinsel beschränkt; die Türkei hatte Ungarn preisgeben müssen und war kaum noch zu fürchten. Den größten Gewinn aus diesen Verschiebungen hatten Österreich, Rußland und England gezogen. Österreich war weit nach Südosten vorgedrungen und schien die Schutzmacht der Südslawen zu werden; es war außerdem die herrschende Macht in Italien geworden und hatte hier und in Belgien Ausgangspunkte auch für überseeische Unternehmungen gewonnen. Rußland hatte sich durch die Erwerbung der Ostseeprovinzen die Fenster nach Europa geöffnet und war zur europäischen Großmacht aufgestiegen. England hatte seine Handelsherrschaft, seine See- und Kolonialmacht glänzend weiterentwickelt, es hatte in Nordamerika einen Teil des französischen Kolonialbesitzes erworben und die alten Kolonialmächte Portugal und Spanien in wirtschaftliche Abhängigkeit gebracht. Dabei hatte es, wie später noch oft, aus seiner insularen Lage Nutzen gezogen: die Kontinentalstaaten waren der Kriegsschauplatz auch für die von England geführten Kriege, und England vermochte auf Kosten seiner in die Kriege verwickelten kontinentalen Rivalen seine Seemacht ungestört zu entwickeln. Auch der von England proklamierte Gedanke des Gleichgewichts war für die Weiterentwicklung der englischen Macht nicht hinderlich. England war eben See- und Handelsmacht; das Gleichgewicht aber bezog sich auf den Kontinent, und je mehr sich die kontinentalen Mächte die Wage hielten, um so ruhiger konnte sich die englische Seemacht ausbreiten.

Rückgang v. Frankreich, Schweden, Spanien und der Türkei

Aufsteigen von Österreich, Rußland, England

Gleichgewicht

Beherrscht hat der Gleichgewichtsgedanke die europäische Politik zunächst bis 1740. Es ist das ein Zeichen für die Abspannung, die als natürliche Folge der großen Kriege eingetreten war; zugleich aber dafür, daß wirklich große Staatsmänner fehlten. Zuerst versuchten die Türkei und Spanien an den Ergebnissen der großen Kriege zu rütteln; dort endete das mit einem weiteren Erfolg der Politik des Prinzen Eugen, hier mit dem Siege des Gleichgewichts. Das spanische Herrscherhaus gab aber den Gedanken, wieder nach Italien vorzudringen, nicht auf; dazu kam die österreichische Erbfolgefrage und dann, anknüpfend an die polnische Thronfolge, die an sich damit kaum zusammenhing, der wieder auflebende Gegensatz zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg. Charakteristisch für die Behandlung all dieser Angelegenheiten ist, daß die Neigung zu einer kriegerischen Erledigung sehr gering war: jedenfalls wollte niemand mit vollem Einsatz der staatlichen Existenz kämpfen. Europa war eben ermüdet, und so wurden all diese Fragen weniger durch die Waffen als durch Kongresse und diplomatische Verhandlungen entschieden. Hierbei gewann neben England allmählich Frankreich wieder eine führende Stellung, zuletzt durch sein vermittelndes Eingreifen in der orientalischen Frage, die mit einer Schwächung Österreichs und Stärkung Rußlands endete.

Wegen der engen Wechselbeziehungen, die in den genannten Vorgängen zwischen den europäischen Staaten bestehen, ohne daß einer, wie bisher, die Führung hat, werden wir zuerst diese gesamteuropäischen Fragen behandeln und dann ergänzend einen kurzen Überblick über die Einzelstaaten geben. Dabei ist in Deutschland am wichtigsten die innere Erstarkung Preußens, das sich für große Aufgaben vorbereitet.

A. Die europäischen Fragen.

Türkischer Angriff auf Venedig

§ 329. Angriff der Türkei auf den Karlowitzer Frieden (1716–1718). Die Türkei ertrug die Verluste des Karlowitzer Friedens (§ 307) sehr schmerzlich. Es war ihr gelungen, durch das Abkommen von Husch das damals verlorene Asow zurückzugewinnen (§ 325); noch vor dem Abschluß des Nordischen Krieges machte sie den Versuch, den Venetianern Morea wieder abzunehmen. Die treibende Kraft dabei war der kriegerische Großwesier Damad Ali Pascha; den Vorwand zum Kriege bot die Aufnahme flüchtiger Montenegriner auf venetianischem Gebiete. Der Anfang entsprach den türkischen Hoffnungen. In schnellem Siegeszuge gelang dem Großwesir die Eroberung Moreas; fast noch mehr aber wurde Venedig durch das von der Türkei erlassene Verbot des Handels mit venetianischen Waren getroffen. (1715)

Beginn des Krieges mit Österreich

In ihrer Not wandten sich nun die Venetianer an Österreich und fanden hier einen mächtigen Fürsprecher in dem Prinzen Eugen, dem eigentlichen Vorkämpfer der österreichischen Orientpolitik. Er wies darauf hin, daß die Türken Korfu angreifen und dann auch das österreichische Neapel bedrohen würden. Da nun damals durch den Tod Ludwigs XIV. (§ 334) die Besorgnis vor neuen Verwicklungen im Westen beseitigt schien, (1715) so schloß Österreich ein Bündnis mit Venedig und forderte von (April 1716) der Türkei die Wiederherstellung des Karlowitzer Friedens. Die Türkei antwortete mit der Kriegserklärung und sandte ein Landheer unter dem

Großwesir gegen Ungarn, eine Flotte unter Kara Mustafa gegen Korfu; dazu wurde Franz II. Rakoczy, der seit Unterdrückung der ungarischen Rebellion (§ 319) zuerst nach Polen, dann nach Frankreich entwichen war, von der Pforte nach Konstantinopel eingeladen und als Prätendent für Ungarn und Siebenbürgen aufgestellt. Diesen großen Anstrengungen entsprachen indes die Erfolge nicht.

Korfu Korfu verteidigte der uns aus dem Nordischen Kriege bekannte (§ 323) deutsche Graf Matthias von der Schulenburg, der durch Eugens Vermittlung in die Dienste Venedigs getreten war und 18000 Mann deutscher Söldner geworben hatte. Es gelang ihm, alle Angriffe der Türken auf Korfu abzuweisen; als dann noch die trüben Nachrichten vom ungarischen Kriegsschauplatz eintrafen, gab Kara Mustafa die Belagerung auf. (Juli, Aug. 1716) In Ungarn gewann Prinz Eugen über den Großwesir, der selbst verwundet wurde und bald darauf starb, den glänzenden Sieg bei Peterwardein und eroberte Temesvar. (Ungarn; 5. Aug. 1716; Okt.) Dieser Erfolg bewirkte, daß zahlreiche Freiwillige zu Eugens Fahnen strömten und der Krieg einen deutschnationalen Charakter erhielt. Die Hoffnungen sollten nicht getäuscht werden. Prinz Eugen besiegte im nächsten Jahre den neuen Großwesir Chalil Pascha in der Schlacht bei Belgrad und eroberte diese vielumstrittene Donaufestung: Waffentaten, die seitdem im Volksmund mit Eugens Namen unlösbar verknüpft sind. (16. Aug. 1717; 22. Aug.) Die Österreicher überschritten dann die Donau und hätten wohl den schon einmal (§ 307) begonnenen Kampf für die Befreiung der christlichen Südslawen wieder aufgenommen, wenn nicht Spanien den Anschlag auf Süditalien unternommen hätte (§ 330). Mit Rücksicht hierauf kam es unter Vermittlung der Seemächte zum Frieden von Passarowitz, in dem Österreich den Banat, die kleine Walachei (bis zur Aluta) und den größten Teil Serbiens erhielt, Venedig auf Morea verzichten mußte, aber Korfu, Cerigo und einige wichtige albanesische Küstenplätze, sowie seinen Handel behauptete. (21. Juli 1718) Der Passarowitzer Friede ist der glänzendste, den Österreich je mit den Türken geschlossen hat: er wies auf die großen, noch heute ungelösten Aufgaben der Zukunft hin.

Franz Rakoczy war mit diesem Frieden natürlich preisgegeben. Er erhielt ein türkisches Jahrgeld und weilte bis zu seinem Tode (1735) in Rodosto am Marmarameer.

§ 330. Spaniens Angriff auf den Utrechter Frieden (1717—1720). (Elisabeths u. Alberonis Pläne) Philipp V. war einst vom spanischen Volke als Vertreter der spanischen Gesamtmonarchie begrüßt worden (§ 317); der Utrechter Friede hatte diese Hoffnungen zerstört (§ 320). Dem unfähigen Könige lag der Gedanke, hieran zu rütteln, fern; wohl aber faßten seine zweite Gemahlin Elisabeth von Parma und der große Minister Alberoni (§ 336) den Plan, durch Rückgewinnung der verlorenen italienischen Nebenlande die alte Mittelmeerstellung Spaniens wiederherzustellen und außerdem Elisabeths Erbansprüche auf Parma und Toskana (§ 336) zu sichern. Aber auch darüber hinaus wurde der Utrechter Friede nicht beachtet, indem Philipp V. nach Ludwigs XIV. Tode Anspruch auf die Regentschaft in Frankreich erhob (§ 334). Um England zu beschäftigen, plante Alberoni eine stuartische Erhebung (§ 341), dazu war Österreich noch von dem Türkenkriege in Anspruch genommen: so schien die Lage für Rückgewinnung der italienischen Besitzungen günstig zu sein.

Eine spanische Flotte landete plötzlich in Cagliari auf Sardinien und bemächtigte sich der Insel. Das war eine Gefährdung des Utrechter Friedens, also des Gleichgewichts; deshalb schlossen Frankreich, dessen Regent sich durch Philipps Ansprüche bedroht sah, England, das durch die Unterstützung der Stuarts beleidigt war, Holland und der Kaiser die Quadrupelallianz. Alberoni hoffte demgegenüber in Anknüpfung an Pläne des Grafen Görtz (§ 326) auf ein Bündnis mit Schweden, Rußland und Preußen, rechnete auf Fortsetzung des Türkenkrieges und sandte eine spanische Flotte nach Sizilien. Obgleich sich diese Palermos und Messinas bemächtigte, scheiterten Alberonis Pläne. Der Kaiser schloß den Frieden von Passarowitz (§ 329), die englische Flotte besiegte die spanische am Kap Passaro, Karls XII. Tod (§ 326) vereitelte die Görtzischen Ideen, und das stuartische Unternehmen gegen Schottland schlug fehl. Als dann noch französische Truppen in Spanien einrückten, wurde Alberoni entlassen: damit war die Großmachtpolitik Spaniens aufgegeben, und Philipp V. schloß nun mit den Alliierten den Frieden vom Haag. Der Utrechter Friede wurde wiederhergestellt, jedoch bekam Österreich Sizilien und gab dafür Sardinien an Piemont, dessen Herzog seitdem den Titel „König von Sardinien" führte; der einzige Erfolg Elisabeths bestand darin, daß ihr Sohn Don Carlos die Anwartschaft auf Parma und Toskana erhielt.

1717 | 1718 | 1718 | 22. Aug. 1718 | 11. Dez. 1718 | Dez. 1719 | Jan. 1720

§ 331. Die Verhandlungen über die Pragmatische Sanktion. Die Ostendische Handelsgesellschaft und die Thronfolge in Parma und Toskana (1721—1732). Die Quadrupelallianz überlebte ihren Erfolg nicht lange. Nach Alberonis Sturz vollzog sich eine Annäherung zwischen Spanien und Frankreich: im Zusammenhange damit stand die Verlobung Ludwigs XV. mit der vierjährigen Tochter Philipps V. Dem neuen spanisch-französischen Bündnis trat auch England bei; seine Spitze richtete sich gegen den Kaiser, nach dessen italienischen Provinzen Spanien strebte, und dessen Handelspolitik die Seemächte beunruhigte.

1721

Handelspolitik Karls VI.

Karl VI. wollte nämlich Triest und Fiume, die er 1719 zu Freihäfen erklärte, zum Mittelpunkte des Levantehandels machen und förderte eine in Ostende gegründete ostindische Handelsgesellschaft. Es waren für Österreich aussichtsvolle Unternehmungen; um so bedauerlicher war es, daß Karls weitere Politik in dieser Frage nicht ausschließlich von sachlichen Motiven bestimmt wurde, sondern weit mehr durch die Rücksicht auf die Regelung der österreichischen Thronfolge.

1722

Pragmatische Sanktion

Schon im Jahre 1713 hatte er nämlich bestimmt, daß, falls er ohne männliche Nachkommen bleibe, seinen Töchtern das Erbrecht vor den Töchtern seines älteren Bruders Joseph (Stammbaum 1) zustehen solle. Diese sogenannte Pragmatische Sanktion war erlassen worden, als Karl überhaupt noch kinderlos war; sie gewann Bedeutung nach der Geburt der Maria Theresia. Seitdem war Karl bemüht, ihr nicht nur die Anerkennung der Stände seiner Lande, sondern auch die des Deutschen Reichs und der europäischen Großmächte zu verschaffen. In Deutschland kam es besonders auf Preußen, Sachsen und Bayern an; und hier wurde die Lage erschwert, als sich 1719 Josephs I. ältere Tochter Maria Josepha mit dem sächsischen Kurprinzen Friedrich August und 1722 deren Schwester Maria Amalia mit dem bayerischen Kurprinzen Karl Albert vermählte. Beider Verzicht auf ihr österreichisches Thronrecht hatte

13. Mai 1717

praktisch nicht viel zu bedeuten. Um so wertvoller für den Kaiser war es, daß sich das gegen ihn gerichtete spanisch-französisch-englische Bündnis wieder löste. Königin Elisabeth strebte danach, ihren Söhnen Fürstentümer zu verschaffen, vorerst Parma und Toskana, auf die sie ein Erbrecht besaß (§ 336). Auf Rat des Ministers Ripperda suchte sie das im Anschluß an Österreich zu erreichen. Da nun um dieselbe Zeit Spanien durch die Rücksendung der mit Ludwig XV. verlobten Infantin (§ 335) von Frankreich schwer beleidigt wurde, so kam es zu einem spanisch-österreichischen Bündnis. (April/Mai 1725) Spanien erkannte die Handelsgesellschaft in Ostende an und erhielt Aussicht auf Wiedergewinnung Gibraltars; ob schon damals weitergehende Pläne (Heirat Maria Therefias mit Don Carlos) vereinbart worden sind, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls fühlte sich England bedroht und schloß zur „Aufrechterhaltung des Gleichgewichts" mit Frankreich und Preußen das Bündnis von Herrenhausen. (Sept. 1725) Als Antwort darauf garantierte Spanien die pragmatische Sanktion (Nov. 1725) und erhielt nun das Versprechen der Vermählung des Don Carlos mit Maria Theresia. Diesem Erfolge Karls VI. folgte bald ein zweiter. Preußen hatte in Herrenhausen Unterstützung für seine Ansprüche auf Jülich-Berg (siehe unten) erwartet; da es diese nicht fand, so schloß Friedrich Wilhelm I., dessen Charakter (§ 350) die Verbindung mit Österreich an sich mehr zusagte, mit dem Kaiser den Vertrag von Königswusterhausen, (Okt. 1726) der zwei Jahre darauf in Berlin bestätigt und ergänzt (1728) wurde. Der König erkannte die pragmatische Sanktion an, während der Kaiser ihm Berg zusicherte; schon vorher hatte Österreich auch ein Bündnis mit Rußland geschlossen. (Aug. 1726)

Im Vertrauen auf das österreichische Bündnis begann nun Spanien die Belagerung Gibraltars; (1727) sonst aber hatte niemand Neigung zum Kriege (§ 328). In Frankreich war der einer Vermittlung geneigte Kardinal Fleury Minister geworden (§ 335), in Österreich wirkte besonders Prinz Eugen gegen die engere Verbindung mit Spanien. Der Kaiser wollte sich für Spanien nicht mit England verfeinden und bekundete auch, daß er die versprochene Heirat Maria Theresias mit Don Carlos nicht verwirklichen wolle. Deshalb schloß Spanien (Ripperda war inzwischen 1726 gestürzt) mit England und Frankreich den Vertrag von Sevilla, (1729) in dem Spanien auf Gibraltar verzichtete, aber die Zusicherung erhielt, auf englischen und französischen Schiffen Truppen nach Parma und Toskana hinüberbringen zu dürfen. So unerwünscht das auch dem Kaiser war, zum Kriege kam es trotzdem nicht. Als der letzte Herzog von Parma starb, schloß England in Wien einen neuen Vertrag mit dem Kaiser, dem dann auch Holland und Spanien beitraten. (1731) Gegen Anerkennung der pragmatischen Sanktion stimmte der Kaiser der Thronfolge des Don Carlos in Parma und seiner Anwartschaft auf Toskana zu und löste die Ostender Kompagnie auf, obgleich sich diese günstig entwickelt hatte. Das handelspolitische Zugeständnis war für England die Hauptsache; in Ostende hatte für Österreich und Deutschland die Möglichkeit bestanden, noch rechtzeitig an dem überseeischen Handel Anteil zu gewinnen: der Kaiser opferte diese Aussichten dem habsburgischen Familieninteresse. Im nächsten Jahre erlangte er hierfür eine weitere Sicherung, indem durch Preußens Vermittlung das Reich mit Ausnahme von Bayern, Sachsen und Kurpfalz die Pragmatische Sanktion (Jan. 1732)

anerkannte. Den „Dank vom Hause Österreich" erfuhr Preußen, indem der Kaiser von nun an immer deutlicher zu erkennen gab, daß er Preußen nur einen kleinen Teil von Berg (ohne Düsseldorf) zugestehen wollte.

Jülich-Berg Die preußischen Ansprüche auf Jülich-Berg ruhten auf einem Erbvertrage, der 1666 bei der endgültigen Teilung der Jülich-Klevischen Erbschaft (§ 300) zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg geschlossen war. Sie mußten praktisch werden beim Tode des Kurfürsten Karl Philipp († 1742); dieser aber wollte dem Vertrage zuwider all seine Lande an Pfalz-Sulzbach vererben (Stammbaum 10 a). — Hineinspielten in die erörterten Verhandlungen auch Mecklenburg die Wirren in Mecklenburg-Schwerin. Herzog Karl Leopold war mit seinen Ständen in 1716 Streitigkeiten geraten und suchte nach seiner Vermählung mit Katharina Iwanowna Rückhalt an Rußland. Peter der Große legte Truppen nach Mecklenburg (§ 326); da übertrug der Kaiser auf Antrag der mecklenburgischen Stände die Exekution gegen den Herzog an Hannover 1719 (England) und Braunschweig-Wolfenbüttel. Die Russen zogen ab, der Herzog wurde vertrieben und das Land von hannöverschen Kommissaren verwaltet. Georg von Hannover-England schien es erwerben zu wollen; da erhob Preußen Widerspruch, und so wurde durch den Kaiser des Herzogs Bruder Christian Ludwig (Stammbaum 15) als Administrator eingesetzt. 1728 Da auch jetzt noch hannöversche Truppen im Lande blieben und der vertriebene Herzog sich der Herrschaft wieder bemächtigen wollte, rückten 1733 preußische Truppen ein, bewirkten den Abzug der Hannoveraner und sicherten Christian Ludwig die Verwaltung, die dieser 1747 nun bis zum Tode Karl Leopolds führte.

Polnische Königswahl

§ 332. Der polnische Thronfolgekrieg und der Wiener Friede (1733—1735).

Den nächsten Anlaß zu neuen Konflikten gab der Tod 1. Febr. 1733 Friedrich Augusts II. von Sachsen-Polen. Die Mehrheit des Adels schwur, nur einen Einheimischen wählen zu wollen, und erhob unter dem 13. Sept. 1733 Einfluß Frankreichs den einst von Karl XII. eingesetzten Stanislaus Leszczynski (§ 322), der inzwischen Schwiegervater des französischen Königs geworden war (§ 335). Eine solche Verstärkung des französischen Einflusses suchten Rußland und Österreich zu hindern und begünstigten deshalb Friedrich Augusts gleichnamigen Sohn, als dieser dem Kaiser die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion, der Zarin Anna die Belehnung ihres Günstlings Biron mit Kurland (§ 249) zusicherte. Unter dem Drucke eines in Polen einrückenden russischen Heeres wurde Friedrich August III. 5. Okt. 1733 von einer neuen Wahlversammlung als König ausgerufen. Stanislaus floh von Warschau nach Danzig; da ihm aber hier nur einige wenige französische Schiffe zu Hilfe kamen, vermochte er sich gegen die Russen 1734 nicht zu behaupten, entwich in Bauerntracht nach Königsberg und ging dann nach Frankreich.

Polnischer Erbfolgekrieg 1733—1735 Hier hatte Kardinal Fleury (§ 335) die alte antihabsburgische Politik nicht so sehr Leszczynskis wegen wieder aufgenommen, als aus Besorgnis, daß infolge der geplanten Ehe zwischen Maria Theresia und Franz Stephan von Lothringen dieses seit langem erstrebte Grenzland Frankreich entgehen könnte. Deshalb erklärte er den Krieg an Österreich und schloß ein Bündnis mit Savoyen und Spanien, indem er beiden Gewinne in Aussicht stellte. Damit begann der sogenannte polnische Erbfolgekrieg, in dem es sich in erster Linie gar nicht um Polen handelte; er führte zu einer schweren Niederlage des Kaisers.

1733 Auf dem deutschen Kriegsschauplatz besetzten die Franzosen Lothringen und Kehl 1734 und eroberten auch Philippsburg, das Prinz Eugen wegen der schlechten Beschaffenheit seiner Truppen nicht decken konnte; in Oberitalien mußten die Kaiserlichen vor den Franzosen und Piemontesen die Lombardei bis auf Mantua räumen, und in Süditalien eroberten die 1735 Spanier Neapel und Sizilien. Das Erscheinen eines russischen Heeres am Rhein war ein Beweis, daß Rußland europäische Großmacht geworden war, änderte aber an der militärischen Lage nichts.

Inzwischen führten nämlich die geheimen Verhandlungen zwischen Frankreich und Österreich zum Abschluß des **Präliminarfriedens von Wien** unter folgenden Bedingungen.

Friede von Wien Okt. 1735

August III. wurde als König von **Polen** anerkannt, der Kaiser trat **Neapel-Sizilien** an **Don Carlos** als spanische Sekundogenitur (d. h. es durfte nie mit Spanien vereinigt werden) und einige Grenzgebiete an Sardinien ab. Dafür erhielt er **Parma-Piacenza** und die Anerkennung der **Pragmatischen Sanktion**; ferner sollte der für Maria Theresia in Aussicht genommene Gemahl **Franz Stephan** von Lothringen (die Vermählung fand am 12. Februar 1736 statt) nach dem Aussterben der Mediceer **Toskana** erhalten. **Lothringen** sollte er dann an Stanislaus **Leszczynski** überlassen mit der Bestimmung, daß es bei dessen Tode an **Frankreich** falle. Wohl oder übel mußten Spanien und Sardinien zustimmen; endgültig wurde der Friede erst nach dem Tode des letzten Mediceers (§ 339) in dem Wiener Vertrage von 1738.

1737

Der Wiener Friede ist so recht bezeichnend für die damalige Politik, die vom grünen Tisch aus die Länder und Völker nach dem Gleichgewicht verteilte. Er war ein großer **Triumph Frankreichs**, das einmal wieder fast wie zur Zeit Ludwigs XIV. (§ 273) durch geheime Verständigung die Friedensbedingungen diktierte und außerdem das so lange ersehnte deutsche Grenzland Lothringen erlangte. Wieder gab der Kaiser das deutsche Interesse preis, um seinem Hause italienische Gebiete zu retten.

§ 333. Der österreichisch-russische Türkenkrieg (1736—1739). Seit dem Ende des Nordischen Krieges waren Rußland und die Türkei von den persischen Angelegenheiten stark in Anspruch genommen worden (§ 346, 428); während des polnischen Erbfolgekrieges hatte die französische Diplomatie vergebens versucht, die Türkei zu einem Kriege gegen Rußland aufzureizen, um dieses vom Rheine fernzuhalten. Jetzt nahm nun **Rußland** die auf das Schwarze Meer gerichtete Politik Peters des Großen (§ 316) wieder auf, indem es selbst den **Krieg gegen die** soeben mit einem Kriege gegen Persien (§ 428) beschäftigte **Türkei** begann. Die Russen nahmen **Asow** und öffneten sich durch die Eroberung von Perekop den Zugang zur Halbinsel Krim. **Österreich** stand noch in Bündnis mit Rußland und erklärte den Krieg, da man die Gelegenheit für günstig hielt, das Vermächtnis des gerade damals (1736) gestorbenen Prinzen Eugen zu vollenden. Während nun aber die Russen auch ferner erfolgreich kämpften, verlief der Feldzug für Österreich ungünstig; jene hatten in Münnich einen tüchtigen Feldherrn, diesem fehlte der Prinz Eugen. Die Russen nahmen Otschakow am Schwarzen Meere und drangen andererseits nach der Moldau vor; hier siegten sie bei Stawutschane und eroberten Choczim und Jassy. Die Österreicher nahmen zwar Nisch und bewirkten eine Erhebung der Serben und Albanesen; indes der Großwesir warf den Aufstand nieder und zwang die Österreicher, über die Donau zurückzugehen. Als dann der österreichische Feldmarschall Wallis bei **Kroczka** (unweit Belgrad) geschlagen wurde, beschloß man in Wien, den Kampf aufzugeben. In dem unter französischer Vermittlung geschlossenen **Frieden von Belgrad** trat Österreich Serbien und die kleine Walachei, die Eroberungen von Passarowitz (§ 329), wieder an die Türkei ab; Rußland, das nun ebenfalls unter französischer Vermittlung Frieden schloß, mußte sich trotz seiner Siege mit der Erwerbung von Asow begnügen.

Rußland u. Österreich gegen die Türkei

1736 — 1737 — 1738 — 1739 — 1737 — 1738 — 1739 — 18. Sept. 1739 — 28. Dez. 1739

Am schmerzlichsten war das Ergebnis für Österreich, das damit den großen Gedanken der Befreiung der christlichen Südslawen aufgab: die in Belgrad festgesetzte Grenze blieb bis 1878 unverändert. **Rußland** hatte

zwar keinen nennenswerten Territorialgewinn davongetragen, trat aber doch für die Hoffnungen der Südslawen allmählich an die Stelle Österreichs. In Konstantinopel überwog damals der Einfluß Frankreichs, das zum Lohn für seine Dienste neue Handelsvorteile und eine Bestätigung seines „Protektorats“ über die orientalischen Christen (§ 250) erlangte. Aber auch sonst hatte die kluge Vermittlungspolitik Fleurys Frankreichs Ansehen, das schon im Wiener Frieden gestiegen war, von neuem gehoben.

B. Die Einzelstaaten.

1. Frankreich.

Lage beim Tode Ludwigs XIV.

§ 334. Ludwigs XIV. Tod. Die Regentschaft Philipps von Orleans. Bald nach dem Ende des Spanischen Erbfolgekrieges starb Ludwig XIV., nachdem er 72 Jahre französischer König gewesen war und 54 Jahre selbst regiert hatte. Ein inhaltreiches Leben war abgeschlossen: Ludwig hatte der Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt, und doch hatte er sich selbst überlebt. Er hatte Frankreich zur ersten Macht Europas erhoben und dann erleben müssen, daß es von dieser Höhe tief herabsank, und daß seine alten Feinde, Österreich und vor allem England, machtvoll emporstiegen. Schlimmer noch war der Ruin im Innern. Die wirtschaftliche Blüte, die Ludwig im Verein mit Colbert geschaffen hatte, war dahin; das geistige Leben, dessen Mittelpunkt einst der König gewesen war, war geknickt oder schlug dem Königtum feindliche Bahnen ein. Es waren eben die Lichtseiten des werdenden Absolutismus entschwunden und nur die Schattenseiten des alternden geblieben (§ 264). So begrüßte das französische Volk den Tod seines größten Königs mit Äußerungen der Freude und beschimpfte sogar den Leichenzug.

1. Sept. 1715

Eine ungeheure Schuldenlast drückte das Land, die Kräfte des Volkes wurden über Gebühr durch hohe, ungleich und ungerecht verteilte Steuern in Anspruch genommen, Adelstitel, Ämter und Würden wurden verkauft, der Wohlstand war verschwunden, die Seeherrschaft befand sich in den Händen der Engländer, die Kriegslasten und die Verfolgung der Hugenotten hatten die wirtschaftliche Tätigkeit gelähmt, ganze Provinzen waren entvölkert, allenthalben herrschten Hunger und Krankheit. „Wir bestehen nur noch wie ein Wunder,“ sagte Fénelon, „der Staat ist eine alt gewordene, ruinierte Maschine, die unter dem früheren Anstoß fortkriecht, um unter dem ersten Schlage zusammenzubrechen.“ Seit der Jesuitismus über die Hugenotten und den Jansenismus gesiegt hatte und eine bigotte Frömmigkeit Mode geworden war, lag ein Druck auch auf dem geistigen Leben, und wo es sich in der Aufklärung wieder regte, suchte es nun neue Mittelpunkte und wandte sich gegen den König. Das sittliche Leben der oberen Stände aber war durch das vom Hofe gegebene Beispiel verdorben.

Zu dem öffentlichen Unglück kam nun für den König noch das Unglück in seiner Familie: auch hier überlebte er sich gewissermaßen selbst. In den Tagen, wo er sich vor seinen Feinden demütigen mußte, sah er in schneller Folge ins Grab sinken seinen Sohn Ludwig, seinen Enkel Ludwig, Herzog von Burgund, auf den man die größten Hoffnungen gesetzt hatte, seinen Urenkel, den Herzog von Bretagne, und seinen dritten Enkel Karl, Herzog von Berry. So ging denn die Krone über auf seinen jüngsten Urenkel Ludwig XV. Da dieser erst fünf Jahre alt war, so übernahm Philipp von Orleans, Ludwigs XIV. Brudersohn, die Regentschaft. Die Verfügung Ludwigs XIV., wonach Philipp nur der Vorsitzende eines Regentschaftsrates sein sollte, zu dessen Mitgliedern Ludwig auch seine natürlichen Söhne bestimmt hatte, wurde unter Zustimmung des Parlaments beseitigt.

13. April 1711
18. Febr. 1712
18. März 1712
4. Mai 1714
Ludwig XV. 1715–1774 geb. 15. Febr. 1710, gest. 10. Mai 1774

Philipp Regent 1715—1723

Philipp von Orleans und sein früherer Lehrer, der von ihm zum Minister und vom römischen Stuhl zum Kardinal erhobene Abbé *Dubois*, waren geistreiche und talentvolle, aber höchst sittenlose Männer. Philipp hatte das lebhafteste Interesse für Kunst und Wissenschaft, unterstützte deren Jünger und beschäftigte sich gern mit philosophischen Spekulationen; er hätte sich als Maler, Musiker und Gelehrter hervortun können, und er tat sich hervor als Heerführer. Er war wohl der begabteste Prinz des französischen Königshauses, aber nach dem Ausspruch seiner Mutter, der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte (§ 275), hatte eine vernachlässigte Fee allen seinen großen Gaben gleich große Laster hinzugefügt. Schon in der Jugend war er verführt worden und in schlimme Gesellschaft geraten. Der Regent und seine als *Geräderte* (roués) gebrandmarkten Genossen führten ein üppiges Schlemmerleben und setzten sich über Glauben, Sitte und Anstand hinweg. Dabei hatte Philipp den Ehrgeiz, wie in edlen Bestrebungen, so auch im Laster es allen zuvorzutun. Er verbrachte die Nächte in wüsten Orgien und glaubte seine Kräfte durch den Trunk erneuern zu können, zerrüttete sie aber dadurch nur noch mehr; er kannte keine sittlichen Schranken und prahlte damit, daß ihn das Jenseits nicht kümmere. Seine Ausschweifungen stürzten ihn in ein frühes Grab. Wenige Monate nach dem plötzlichen Tode des Ministers Dubois (10. Aug. 1723) wurde er in den Armen einer Geliebten durch einen Schlaganfall dahingerafft (7. Dez. 1723). „Die Dame verfiel in Wahnsinn; das Volk sah einen Faust in ihm, dessen Pakt mit dem Bösen in dieser Stunde abgelaufen sei.“ Soll er doch gesagt haben, er glaube nicht an Gott, wohl aber an den Teufel und habe versucht, sich mit ihm zu verbünden.

Inneres

In der *inneren Regierung* schränkte der Regent die absolutistische Zentralisation ein wenig ein. Zum Dank für die Anerkennung seiner Regentschaft gab er dem Parlament das Recht zurück, gegen die Edikte des Königs vor der Registrierung Vorstellungen zu erheben (§ 267), ferner errichtete er sechs Ratskollegien für verschiedene Zweige der Verwaltung und gestattete den Städten wieder die freie Wahl ihrer Beamten (§ 283). Mit Eifer widmete er sich der schwierigsten Aufgabe, der Ordnung der Finanzen; wie in den Zeiten Colberts (§ 266) wurde dazu eine besondere Kommission ernannt, die nun die Staatsschuldscheine etwa auf die Hälfte ihres Wertes herabsetzte und gegen die Steuerbeamten und Steuerpächter mit großer Strenge vorging. Indes die Notlage wurde damit noch nicht gehoben. Da machte der Schotte *John Law*, den der Regent beim Hazardspiel kennen gelernt hatte, den Vorschlag, nach dem Muster der Banken von London und Amsterdam eine *Zettelbank* zu errichten, um durch Ausgabe von Banknoten, hinter denen der Staatskredit stehe, den Geldumlauf zu erhöhen und so den Wohlstand zu steigern. Der Gedanke war an sich richtig. Law erhielt zunächst das Privileg zur Errichtung einer *Privatbank* auf Aktien (1716); und diese erwarb sich durch gute Geschäftsführung schnell Vertrauen, befruchtete Handel und Verkehr und bewirkte, daß der Wechselzinsfuß von 30 Prozent auf 6, ja auf 4 Prozent herabging. Wegen dieser Erfolge wurde die Bank bald in eine „*königliche*“ umgewandelt (1718). Das Unheil begann, als Law zur Ausbeutung der Kolonie Louisiana (§ 274) die *Mississippi-Gesellschaft* gründete und in engste Verbindung mit der Bank brachte. Die Bank übernahm den größten Teil der Mississippiaktien; man erhoffte von dem Unternehmen fabelhafte Gewinne, ganz Frankreich kaufte die schnell im Kurse steigenden Aktien. Die Bank erhielt die Generalpacht aller Steuern, das Tabaksmonopol, das Münzregal, übernahm den Senegalhandel (§ 274) und erhielt das Privileg der in Verfall geratenen Ostindischen Kompagnie (§ 274). Sie gewährte dafür dem Staate ein Darlehn von 1500 Millionen Livres zu 3 Prozent und ermöglichte so dem Regenten die Tilgung seiner Schulden und die Beseitigung der hochverzinslichen Staatsschulden, für die Banknoten und Mississippiaktien gegeben wurden; fortdauernd erfolgten neue Ausgaben von Aktien und Banknoten. Ganz Frankreich war von einem Taumel erfaßt, die Aktien stiegen auf das Zwanzigfache ihres ursprünglichen Wertes; alle Depositengelder wurden in Banknoten umgewechselt; schließlich betrug der chimärische Wert der Aktien achtzigmal so viel, als alles in Frankreich umlaufende Geld.

Laws Zettelbank — Mississippi-Gesellschaft

Der Krach 1719 Indes die gehofften Gewinne blieben aus; das 1717 gegründete New-Orleans gedieh nicht, und das gesuchte Gold wurde nicht gefunden. Aber auch davon abgesehen begann sich das Mißtrauen zu regen: im Parlament kam es zu stürmischen Auftritten, der Kurs der Aktien sank, man fing an, die Banknoten zur Auszahlung zu präsentieren. Um die Bank zu stützen, ernannte der Regent Law zum Generalkontrolleur der Finanzen (Finanzminister) und erließ ein ungeheuerliches Edikt, das den Besitz von mehr als 500 Livres in Metallgeld als Verbrechen erklärte. Es war vergebens. Der Sturm auf die Bank wurde immer ärger; die Herabsetzung des Wertes der Aktien und Banknoten erhöhte nur die Unruhe und mußte wieder zurückgenommen werden. Law legte das Ministerium nieder, und am 20. Oktober 1720 wurden die Banknoten außer Kurs gesetzt. Das war nicht nur ein Bankkrach, sondern ein Staatsbankerott. Die Wut des Volkes trieb den Urheber des Unglücks zur Flucht nach Venedig, wo er 1729 in Armut starb, und bedrohte auch den Regenten. Die Regierung entwertete etwa ein Dritteil der von der Bank ausgegebenen Effekten und gewährte für den Rest eine einprozentige Staatsrente. Das französische Volk hatte ungeheuere Verluste erlitten; die Schuldenlast des Staates war zwar verringert, der Staatskredit aber war erschüttert, und die Ausgaben konnten doch nicht mit den Einnahmen in Einklang gebracht werden.

1720

Auswärtiges In der auswärtigen Politik stand der Regent in einem Gegensatz zu Philipp V. von Spanien. Deshalb trat er der gegen Alberonis Pläne gerichteten Quadrupelallianz bei (§ 330). Nach dessen Sturz erfolgte eine Annäherung an Spanien; sie fand ihren Ausdruck in der Verlobung Ludwigs XV. mit der vierjährigen Tochter Philipps V.

1721

§ 335. Die Anfänge Ludwigs XV. Kardinal Fleury. Mit dem Tode Philipps von Orleans hörte die Regentschaft auf, da Ludwig XV. schon vorher für mündig erklärt war. Die Leitung der Geschäfte übernahm Ludwig Heinrich von Bourbon-Condé, der Enkel des großen Condé. Um die Thronaussichten der verhaßten Orleans, die bei der Kränklichkeit des Königs und der Jugend seiner spanischen Braut groß erschienen, zu vereiteln, bewirkte er, daß die Infantin nach Spanien zurückgesandt wurde, und vermittelte die Vermählung des Königs mit Marie Lesczynska, der Tochter des polnischen Titularkönigs Stanislaus Lesczynski (§ 322). Bourbon wurde indes schon 1726 vom Hofe verwiesen und durch den Erzieher des Königs, Kardinal Fleury, ersetzt. Dieser bemühte sich mit Erfolg, dem Staate die so nötige innere Ruhe zu verschaffen, suchte deshalb zwar jeden Krieg zu vermeiden, aber durch geschickte Diplomatie Frankreichs Einfluß zu mehren. Er sicherte seinem Staate im Wiener Frieden die Erwerbung des so lange begehrten Lothringens (§ 332) und trat 1739 als Vermittler zwischen Österreich, Rußland und der Türkei auf (§ 333). Schon hierbei hatte er den alten Gegensatz gegen Österreich wieder aufgenommen; ihm folgte er auch bei seiner Teilnahme an dem österreichischen Erbfolgekriege, mit der er zugleich die noch ältere Feindschaft gegen England von neuem betätigte (§ 371 ff.).

7. Dez. 1723 — 1725 — Minister Fleury 1726–1743

9. Febr. 1743 Ehe dieser doppelte Krieg beendet war, starb Fleury, und nun erst übernahm Ludwig XV. selbst die Regierung. Er wurde von seinem Volke als der „Vielgeliebte“ begrüßt, bewies aber nur zu bald, daß die auf ihn gesetzten Hoffnungen nichtig waren. Er bekundete höchstens für die auswärtige Politik einiges Interesse, bekümmerte sich aber um die inneren Fragen nicht und lebte im übrigen seinem Vergnügen. Dabei

erreichte die Verschwendung und Sittenlosigkeit den höchsten Grad; das Schicksal des Reiches hing schließlich von den Maitressen ab.

Das gilt noch nicht für die erste Maitresse, die Marquise von Mailly, wohl aber für die Herzogin von Chateauroux, die für eine energische Kriegführung gegen England-Österreich wirkte und zugunsten des stuartschen Prätendenten eintrat (§ 342), noch mehr für die **Marquise von Pompadour**. Geboren 1721, hatte Jeanne Antoinette Poisson 1741 den Finanzpächter Le Normand d'Etioles geheiratet und wurde 1745 Maitresse des Königs. Sie bezog Prachtgemächer im Schloß, wurde zur Marquise Pompadour erhoben und von ihrem Gatten geschieden. Sie verstand es, den König durch Amüsement zu beherrschen, scheute sich auch nicht, ihm immer wieder jüngere Schönheiten zuzuführen, wenn diese nur ihre Macht nicht gefährdeten; sie wußte Künstler, denen sie Aufträge verschaffte, und Gelehrte für sich zu gewinnen; vor allem aber übte sie den maßgebenden Einfluß auf die Besetzung der höchsten Beamtenstellen und damit auf die Politik. Bei ihr wurde Ministerrat gehalten, und auch die fremden Gesandten verhandelten mit ihr. Sie ernannte die Minister Bernis (1757) und Choiseul (1758) und trägt sehr wesentlich Schuld an dem verhängnisvollen Kriege gegen Preußen. Einige Jahre nach dem Tode der Pompadour (1764) wurde die Gräfin **Dubarry** Maitresse des fast 60 Jahre alten Königs; sie war eine vornehme Dirne gewesen und wurde nun mit dem Grafen Dubarry vermählt; in die Politik mischte sie sich nicht, weil sie dazu zu ungebildet war, gab sich aber zum Werkzeug der Priesterpartei her. Die Zustände am Hofe wurden nun noch unwürdiger.

Pompadour geb. 1721 gest. 1764

1768

2. Spanien und Portugal.

§ 336. Spanien unter Philipp V. Auf den schwachen und unselbständigen Philipp V. von Spanien hatte zuerst die Fürstin Orsini (§ 319), die Hofdame seiner Gemahlin Maria von Savoyen, den maßgebenden Einfluß geübt. Nach Marias Tode vermittelte sie Philipps Vermählung mit **Elisabeth Farnese** von Parma in der Hoffnung, auch diese beherrschen zu können. Indes Elisabeth entfernte sofort die Orsini vom Hofe und übertrug die Leitung der Geschäfte dem Giulio **Alberoni**, dem Sohne eines armen Winzers aus der Gegend von Piacenza, der als Geistlicher emporgekommen war, mit dem farnesischen Hofe in Verbindung gestanden hatte und zum Kardinal erhoben wurde. Er war einer der bedeutendsten Staatsmänner, die Spanien gehabt hat. Während er bemüht war, die Kräfte des Staates zu heben, z. B. die Flotte zu bessern, umspannten die Kombinationen seiner auswärtigen Politik gleichzeitig Italien, die Türkei, Schweden, England und Frankreich. Wir wissen, daß er im Verein mit der Königin Elisabeth die alte Macht Spaniens wiederherstellen wollte, daß aber dieser Versuch zu seinem Sturze führte und im Haager Frieden scheiterte (§ 330). Einige Jahre darauf verzichtete Philipp in einem Anfall von Schwermut zugunsten seines ältesten Sohnes Ludwig auf die Regierung; da dieser aber noch in demselben Jahre starb, setzte Elisabeth durch, daß Philipp den Verzicht zurücknahm.

Philipp V. 1701—1746

1714

Alberoni Minister 1714—1719 † 1752

1724

Tatsächlich regierte nun die Königin; sie strebte vor allem danach, ihren für den spanischen Thron nicht in Frage kommenden Söhnen (in Spanien mußte Philipps Sohn erster Ehe folgen) Fürstentümer zu verschaffen. Sie dachte dabei an Parma-Piacenza und Toskana; auf jenes konnte sie als Nichte des kinderlosen Herzogs Anton, auf dieses als Urenkelin einer Schwester Ferdinands II. (Stammbaum § 122) Anspruch erheben. Diese Bestrebungen unterstützte der neue Minister **Ripperda** (1725 bis 1726), der als niederländischer Gesandter nach Spanien gekommen, hier in spanische Dienste und zum Katholizismus übergetreten war und das Vertrauen der Königin gewonnen hatte. Wie sich diese Dinge mit anderen Fragen verknüpften, wissen wir (§ 331). Das Ergebnis war für Spanien

Königin Elisabeth

nicht ungünstig, da Don Carlos 1735 Neapel-Sizilien erhielt, allerdings unter Verzicht auf Parma-Piacenza und Toskana (§ 332). Unter der Leitung des Ministers Patiño suchte dann die bourbonische Regierung den Handel mit den Kolonien, der durch den Assientovertrag (§ 320) und mehr noch durch Schmuggel immer mehr in englische Hände gekommen war, wieder an sich zu bringen; sie beanspruchte wieder das Recht, englische Schiffe zu durchsuchen und begünstigte den Handel des bourbonischen Frankreich. Darüber kam es zu einem Seekrieg zwischen Spanien und England, in welchem ersteres französische Unterstützung fand. Dieser Krieg ging über in den österreichischen Erbfolgekrieg, in dem Elisabeth ihre alten Pläne wieder aufnahm. Im Aachener Frieden erlangte sie für ihren Sohn Don Philipp Parma-Piacenza als bourbonische Tertiogenitur (§ 374). Philipp V. hat diesen letzten Erfolg der Bestrebungen seiner Gemahlin nicht mehr erlebt. Er war wieder in Schwermut verfallen, aus der ihn nur der Gesang des italienischen Kastraten Carlo Farinelli herausreißen konnte; zwei Jahre vor dem Aachener Frieden ist er gestorben, Elisabeth überlebte ihn 20 Jahre.

1738

1748

Philipp † 9. Juli 1746

Elisabeth † 11. Juli 1766

In den inneren Verhältnissen Spaniens traten zwar keine durchgreifenden Besserungen ein, doch machte sich immerhin ein frischerer Luftzug bemerkbar. Die Einheit des Staates wurde durch Aufhebung der Sonderrechte Aragons, die durch dessen Übertritt zur Karl (§ 319) verwirkt erschienen, und durch Vereinigung der aragonischen Cortes mit den kastilischen hergestellt. Dazu regte sich eine gewisse Opposition gegen den kirchlichen Druck, der auf dem geistigen Leben lastete. In Madrid, Barcelona und Valladolid wurden Akademien gegründet, die Aufklärungsideen machten sich geltend, und der Freimaurerorden fand Anhänger.

Johann V. 1706—1750

§ 337. Portugal unter Johann V. Während des Spanischen Erbfolgekrieges war Portugal durch den Methvenvertrag in wirtschaftliche Abhängigkeit von England geraten (§ 318); die Hoffnung auf Gewinnung spanischer Grenzdistrikte erfüllte sich aber nicht. Noch vor dem Ende des Krieges starb Peter II. (§ 245), und es folgte ihm sein Sohn Johann V.

Die Regierung dieses Königs war unheilvoll, weil die Abhängigkeit von England bestehen blieb und Johann den Staat vollständig an die Geistlichkeit auslieferte. Die reichen Schätze der brasilianischen Goldminen befruchteten nicht die portugiesische Volkswirtschaft, sondern kamen den Engländern zugute oder wurden aufgewandt für ein glänzendes Hofleben im Stile Ludwigs XIV. und mehr noch für klerikale Zwecke. Der von Jesuiten erzogene König strebte vor allem danach, den hierarchischen Glanz seines Landes zu heben, stattete Klöster und kirchliche Institute mit größter Freigebigkeit aus und begründete mit päpstlicher Zustimmung das „Patriarchat“ von Lissabon. Ein Denkmal seiner Regierung ist der Prachtbau von Mafra, eine Vereinigung von Kirche, Kloster und Palast. Zum Lohn für seine Verdienste verlieh ihm der Papst den Titel „rex fidelissimus“ (allergläubigster König); Portugal war fast zu einem geistlichen Staat unter jesuitischer Herrschaft geworden.

3. Die italienischen Staaten bis zum Ende des Jahrhunderts.

Italien unter habsburgischem und bourbonischem Einfluß

§ 338. Allgemeine Lage. Oberitalien. Die spanische Vorherrschaft in Italien (§ 121) war seit dem Zusammenbruch der spanischen Macht um die Mitte des 17. Jahrhunderts erschüttert. Ludwig XIV. machte

Versuche, in Italien Fuß zu fassen (§ 279); durch den Spanischen Erbfolgekrieg gewann indes Österreich den vorwiegenden Einfluß (§ 320). Bald aber trat das spanische Haus Bourbon wieder als Rivale auf und führte seine Prinzen auf italienische Throne (§ 336). Seitdem hielt sich der habsburgische und bourbonische Einfluß das Gleichgewicht; zu einer nationalen Staatenbildung kam es nicht. Der einzige Staat, der wenigstens eine einheimische Dynastie hatte, war Savoyen-Piemont. Mit ihm wollen wir deshalb auch unseren Überblick beginnen.

Savoyen war unter Karl Emanuel II. ganz unter französischen Einfluß geraten (§ 122). Sein Sohn Viktor Amadeus II. (Stammbaum 17) hat es verstanden, während des Spanischen Erbfolgekrieges diese Abhängigkeit zu brechen und Montferrat nebst einigen mailändischen Grenzgebieten sowie Sizilien mit dem Königstitel zu gewinnen (§ 320); an dessen Stelle erhielt er dann Sardinien (§ 330); seitdem führte er den Titel eines Königs von Sardinien. Zustatten kam ihm dabei, wie einst dem Hause Burgund (II, § 317) und wie dem Großen Kurfürsten, die Lage zwischen den rivalisierenden Großmächten. Viktor Amadeus war aber nicht nur darauf bedacht, sein Reich zu mehren; er verbesserte auch die Rechtspflege, entriß dem Adel die lange besessenen Kronländereien, gründete die Universität Turin, hob den Schulunterricht und ordnete die kirchlichen Verhältnisse durch ein Konkordat mit Rom. In einem Alter von 64 Jahren übergab er seinem Sohne die Regierung und vermählte sich mit der Gräfin San Sebastino; aber verstimmt, daß man seinem Rat nicht in allem folgte, und von seiner ehrgeizigen Gemahlin aufgereizt, widerrief er im nächsten Jahre seine Thronentsagung, wurde jedoch auf den Vorschlag des Ministers d'Ormea gefangen weggeführt und lebte noch dreizehn Monate streng überwacht erst im Schlosse von Rivoli, dann in Moncarlier. Die Gräfin endete im Kloster. Karl Emanuel III. erwarb im österreichischen Erbfolgekriege einige Landstriche vom Herzogtum Mailand und suchte durch geordneten Staatshaushalt und durch Heranziehung der Geistlichkeit zu den Steuern die großen Ausgaben zu decken, die die Heranbildung eines tüchtigen Heeres nach preußischem Muster verursachte. Dabei war er auf Abstellung und Erleichterung der Feudallasten bedacht und traf manche gute Einrichtung, ohne die reformierende Hast vieler gleichzeitigen Fürsten und Minister (§ 397, 403, 411) zu teilen. Schon damals sah Österreich in Savoyen den künftigen Hauptgegner seiner italienischen Herrschaft. Viktor Amadeus III. setzte des Vaters Werk fort, gewährte aber der Geistlichkeit zu großen Einfluß.

(Randnotizen: Sardinien — Viktor Amadeus II. 1675—1730 † 1732 — 1720 — 1730 — † 1. Nov. 1732 — Karl Emanuel III. 1730—1773 — Viktor Amadeus III. 1773—1796)

Für die auswärtige Politik Venedigs waren, wie früher (§ 122), so auch im 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts die Beziehungen zur Türkei besonders wichtig. Die Türkenkriege waren nicht ruhmlos für die Republik, da ihr Reichtum die Unterhaltung einer trefflichen Seemacht und eines tapfern Söldnerheers möglich machte, aber sie endigten doch mit dem Verluste der Besitzungen in den östlichen Teilen des Mittelmeers. Nach einem fünfundzwanzigjährigen Kriege fiel die Insel Kreta in die Hände der Osmanen (§ 303) und die peloponnesische Halbinsel, welche die Republik im Frieden von Karlowitz (§ 307) gewann, mußte sie im Passarowitzer Frieden wieder abtreten; nur Korfu und Dalmatien wurden durch die tapfere Verteidigung Schulenburgs gerettet (§ 329). Im Innern gelang es den Nobili, die aristokratische Verfassung gegen jede Neuerungssucht zu behaupten, aber der Stillstand, der dadurch über das öffentliche Leben kam, zerstörte im Volke alle Kraft und allen Unternehmungsgeist. Es kam hierzu, daß auch die Nobili sich nicht mehr mit dem alten Eifer (§ 122) in den Dienst des Staates stellten, sondern einem Genußleben frönten, daß ihre Reihen keine nennenswerte Auffrischung aus dem Bürgerstande erfuhren, daß viele Familien verarmten. Die wirtschaftliche Blüte ging eben immer mehr zurück nicht nur wegen der Verlegung des Welthandels an den Atlantischen Ozean (II, § 326), sondern auch infolge der Konkurrenz, die Venedig in seinem eigensten Gebiet durch die von der österreichischen Regierung begünstigten Häfen Triest und Fiume (§ 331) erhielt.

(Randnotizen: Venedig — 1669 — 1699 — 1718)

Genua war vermöge seiner Lage nicht imstande, ein so abgeschlossenes Sonderleben zu führen als Venedig. Es mußte seine aristokratischen Formen mildern (§ 122) und wurde viel mehr hineingezogen in die Kämpfe der Großmächte. Savoyen, Österreich und Frankreich strebten nach dem Besitz der Stadt. Es gelang den Genuesen zwar, ihre Unabhängigkeit zu wahren, auch die Österreicher, die unter Browne während des österreichischen Erbfolgekrieges die Stadt besetzt hatten, wieder zu vertreiben; bagegen vermochten sie Korsika nicht zu behaupten. Die Härte, mit der die adligen Kaufherren die Insel ausbeuteten, führte zu einer Erhebung der kriegerischen Einwohner. Nach einem wechselvollen Kampfe, während dessen ein deutscher Abenteurer Baron Theodor von Neuhof aus Westfalen,

(Randnotizen: Genua — 1746—1747 — 1730)

1736–1737, 1788, 1755, 1768, 1769

falen, sich auf einige Zeit zum König von Korsika aufschwang, riefen die Genuesen endlich die Franzosen zu Hilfe, und diese vermittelten einen Waffenstillstand. Als Genua dann während des österreichischen Erbfolgekrieges in Bedrängnis geriet, erhoben sich die Korsen von neuem und verteidigten sich mit großer Tapferkeit, besonders seitdem Pasquale Paoli an ihre Spitze getreten war. Genua verzweifelte schließlich an einem Erfolg und trat die Insel als Entschädigung für die Kriegskosten an Frankreich ab. Dieses sandte nun größere Truppenmassen und brachte die Insel zur Unterwerfung. Paoli fand Schutz in England und wirkte jetzt für den Anschluß an Frankreich; er trat auch den Befreiungsplänen Napoleons entgegen und starb erst 1807.

Mantua, Modena, Parma, Karl 1731–1735, Philipp 1748–1765, Ferdinand 1765–1804

In Mantua-Montferrat starb 1708 das Haus Gonzaga-Nevers (§ 203) aus: Montferrat kam an Piemont, Mantua an Österreich (§ 319), das durch den Utrechter Frieden auch Mailand erhielt (§ 320). — Modena blieb unter der Herrschaft des Hauses Este; der letzte Herzog Herkules III., dessen Gemahlin die Erbin von Massa-Carrara war, wurde 1796 entsetzt. — In Parma starb 1731 mit Herzog Anton der Mannesstamm der Farnese aus (Stammbaum § 122); das Herzogtum kam erst an den Sohn seiner Nichte Elisabeth, Karl von Spanien-Bourbon (§ 336), wurde dann, als dieser 1735 Neapel erhielt, österreichisch (§ 332) und fiel 1748 an Karls Bruder Philipp (§ 336). Unter Philipps Sohn und Nachfolger Ferdinand, für den bis zu seiner Volljährigkeit der freisinnige Staatsmann Wilhelm du Tillot die Regentschaft führte, brach wie in den übrigen romanischen Staaten ein Streit mit dem Papste aus, in dessen Verlauf die Jesuiten verjagt wurden.

Toskana, Ferdinand II. 1621–1670, Cosimo III. 1670–1723, Johann Gasto 1723–1737, Franz Stephan 1737–1765

§ 339. Mittelitalien. Das Großherzogtum Toskana war bis zum Anfang der Regierung Ferdinands II. zu hoher Blüte emporgestiegen (§ 122); durch ihn trat aber dann eine verhängnisvolle Wendung ein. Seine Vorgänger hatten es verstanden, sich zwischen Österreich-Spanien und Frankreich selbständig zu halten und große Reichtümer zu erwerben. Ferdinand ließ sich durch seine Mutter, die Erzherzogin Maria Magdalene, und durch schmeichelhafte Ehrenzugeständnisse auf die Seite des Hauses Habsburg ziehen und half diesem mit seinen Schätzen. So floß der angesammelte Reichtum in die leeren Taschen der Spanier und Österreicher. Dazu kam noch, daß Ferdinand der Geistlichkeit immer größere Macht einräumte; endlich schlugen verkehrte Maßregeln inbezug auf Kornhandel und Getreidesteuer, verbunden mit Pest und Mißwachs, dem Lande tiefe Wunden. Trotz des äußeren Glanzes ging Toskana von nun an dem Verfall entgegen. Cosimo III., von Mönchen und Geistlichen erzogen, hielt die Verherrlichung der Kirche, die Bekehrung der Ketzer und die Bereicherung des Klerus für seine höchste Regentenpflicht. Zu dem Zwecke wurden sehr drückende Steuern erhoben; die Not stieg so sehr, daß hungernde Bauern das Land durchstreiften und in Florenz tumultuierende Massen Arbeit und Brot verlangten. Kläglich sah es dabei in der Herrscherfamilie selbst aus. Die Großherzogin (Margarete Luise von Orleans) ließ sich nach einer dreizehnjährigen Ehe scheiden und führte in Paris ein Leben in niedrigster Sinnenlust; der Erbprinz Ferdinand starb 1713 vor dem Vater an den Folgen von Ausschweifungen. Mit Cosimos zweitem Sohn Johann Gasto erlosch das mediceische Herrscherhaus. Erbansprüche hatte Elisabeth von Parma, Königin von Spanien (§ 336); indes noch vor Johann Gastos Tod waren die europäischen Mächte im Wiener Frieden (§ 332) übereingekommen, daß Franz Stephan von Lothringen das Großherzogtum erhalten solle. Dieser Bestimmung entsprechend wurde Franz Stephan, der sich 1736 mit der Kaisertochter Maria Theresia vermählt hatte, Großherzog, weilte aber nur einmal kurze Zeit in Florenz. Von nun an stand Toskana unter dem Einfluß Österreichs, trotz der Bestimmung, daß es nie mit dem Kaiserreich unter einem Regenten vereinigt werden solle. Auf Franz Stephan, der den kaufmännischen Geist der Mediceer besaß, aber die Einkünfte Toskanas oft zum Vorteil Österreichs verwendete, folgte sein zweiter Sohn Leopold, unter dem das Großherzogtum wieder bessere Zeiten erlebte. Er regierte, wie sein Bruder Joseph II. (§ 397), im Sinne der aufgeklärten Selbstherrschaft. Die Adligen wurden zu den Steuern herangezogen, die Steuerpachtungen abgeschafft, die Binnenzölle beseitigt, die Rechtspflege verbessert und manche andere Reformen eingeführt. Weiter hob Leopold die Inquisition auf, knüpfte die Veröffentlichung päpstlicher Erlasse an das Placet des Staates, verminderte die Zahl der Klöster, wirkte gegen die Heiligenverehrung und verlangte von den Geistlichen eine bessere Bildung. Diese Kirchenpolitik erregte wie die seines Bruders (§ 398) beim Klerus und beim Volke den größten Anstoß und erwies sich als undurchführbar: trotz allem Guten, was er geschaffen und gewollt hatte, wurde ihm von seinen Untertanen weder Liebe nach Anerkennung zuteil. Erfolglos war eine Synode in Pistoja, auf der (zur Zeit der Emser Punktationen § 400) eine Anzahl toskanischer Prälaten eine Beschränkung der päpstlichen Gewalt, Abschaffung abergläubischer Zeremonien und

Leopold 1765–1790, 1786

andere kirchliche Reformen forderte. Bei seiner Thronbesteigung in Österreich übergab er Toskana seinem zweiten Sohne **Ferdinand Joseph.**

Ferdinand III. 1790—1824

Der **Kirchenstaat** krankte an unheilbaren Wunden, die das geistliche Regiment dem Wohlstand, der Tätigkeit und der Freiheit der Einwohner schlug. Auch das **kirchliche Ansehen** der Päpste und ihr **Einfluß auf die Politik** der Großmächte gingen zurück. Die Versuche, die christlichen Staaten gegen die Türkei zu vereinigen, hatten sehr geringen Erfolg (§ 305), und die Verfügungen über Neapel-Sizilien und Parma erfolgten trotz der Lehnsansprüche des Papstes ohne dessen Mitwirkung. **Innocenz X.** (§ 121), der den Westfälischen Frieden verwarf, schädigte durch das Kornmonopol der päpstlichen Kammer den römischen Ackerbau und gab durch seine Abhängigkeit von den Ratschlägen der Donna Olympia Maldachini, Witwe seines Bruders, den Gegnern Veranlassung zum Spott. Seine Nachfolger, besonders **Alexander VII.**, der den Triumph hatte, die geistreiche Tochter Gustav Adolfs auf dem Kapitol zu empfangen (§ 246), und dessen dritter Nachfolger, der strenge **Innocenz XI.**, hatten Kämpfe mit Ludwig XIV. zu bestehen, der die staatlichen Hoheitsrechte der Kirche gegenüber energisch wahrte (§ 268, 276); erst **Innocenz XII.**, einem wohlmeinenden Fürsten, der sich Kirchenzucht und Armenpflege angelegen sein ließ, gelang die Herstellung des Friedens mit Frankreich. **Clemens XI.** widersetzte sich nach dem Siege von Turin (§ 319) den Österreichern, um die habsburgische Macht in Italien nicht zu groß werden zu lassen, wurde aber durch kaiserliche Truppen, die in den Kirchenstaat einrückten, zur Anerkennung Karls (III.) gezwungen; fruchtlos war auch sein Protest gegen den Königstitel des Kurfürsten von Brandenburg; und endlich unterlag er in einem Streit über die Kirchenhoheit in Sizilien der weltlichen Macht. **Benedikt XIII.** behielt auch auf dem päpstlichen Thron die Sitteneinfalt und Lebensweise eines Dominikanermönchs bei; **Clemens XII.** wendete sein Augenmerk hauptsächlich auf die Vermehrung der Kunstschätze und auf die Bereicherung der vatikanischen Bibliothek. **Benedikt XIV.**, ein gelehrter und wohlwollender Herr von einfacher, edler Sitte, suchte die Würde der Kurie gegen die katholischen Fürsten durch verständiges Nachgeben aufrechtzuerhalten. **Clemens XIII.** vermochte den Jesuitenorden nicht gegen die Verfolgungen Pombals und der bourbonischen Höfe zu schützen (§ 403, 404); **Clemens XIV.** (**Ganganelli**), ein freisinniger Mann, machte seine Regierung denkwürdig durch Aufhebung des Jesuitenordens (1773). Sein Nachfolger **Pius VI.** suchte umsonst die Würde und Macht des Papsttums zu verteidigen (IV, § 27).

Kirchenstaat
Innocenz X. (Pamfili) 1644—1655
Alexander VII. 1655—1667
Clemens IX. 1667—1669
Clemens X. 1670—1676
Innocenz XI. 1676—1689
Alexander VIII. 1689—1691
Innocenz XII. 1691—1700
Clemens XI. 1700—1721
Innocenz XIII. 1721—1724
Benedikt XIII. 1724—1730
Clemens XII. 1730—1740
Benedikt XIV. 1740—1758
Clemens XIII. 1758—1769
Clemens XIV. 1769—1774
Pius VI. 1774—1799

§ 340. Unter-Italien. Zwei Jahrhunderte (seit 1504, II, § 334)) stand **Neapel**, mehr als vier Jahrhunderte (seit 1282, II, § 238) **Sizilien** unter spanischer Herrschaft. Sie wurden von Vizekönigen regiert und teilten mit Spanien alle Leiden und Mißgeschicke. Die alte ständische Verfassung wurde allmählich beseitigt, hohe Besteuerung vernichtete den Wohlstand des Landes. Denn außer den Ausgaben, welche die eigene Staatsverwaltung erforderte, wanderten noch große Summen nach Madrid in die königliche Kasse und nach Rom in den Säckel des Papstes, der noch immer die alten lehnsherrlichen Rechte (II, § 113) über Unteritalien geltend machte. Schlimmer aber als alle Steuern war die Anhäufung des Grundbesitzes in den Händen des Adels und des Klerus. Sowohl in Neapel als in Sizilien gehörten nach und nach wohl zwei Dritteile des ganzen Grund und Bodens der toten Hand. Der Bürgerstand war arm, der Bauernstand unfrei und gedrückt; eine unwissende, träge und sittenlose Priesterschaft ließ das geistige Leben verkommen, indem sie durch Beförderung eines blinden sinnlichen Aberglaubens, einer laxen Moral und einer erschlaffenden Werkheiligkeit das Volk in geistiger Verdumpfung und in Unkenntnis über alle höheren Dinge hielt. Die Erhebungen in Palermo, Neapel (§ 242) und Messina (§ 273) zeigten die vorhandene Mißstimmung. Die durch den Spanischen Erbfolgekrieg und den Haager Frieden aufgerichtete Herrschaft Österreichs änderte an den traurigen Zuständen nichts; besser wurde es erst, als Neapel-Sizilien in **Karl III.** einen eigenen König erhielt. Nun war es nicht mehr Nebenland eines Großstaates, das in dessen Interesse ausgebeutet wurde; Karl III. bemühte sich zum Segen seiner Untertanen zu regieren und wurde dabei durch seinen Minister Tanucci unterstützt. Die Macht des Adels und der Geistlichkeit wurde vermindert und die Finanzen gebessert; mehrere Prachtbauten (Theater S. Carlo, Palast in Caserta) stammen aus dieser Zeit, ebenso die Aufdeckung von Herculaneum und Pompeji. Als Karl König von Spanien wurde (§ 404), übertrug er das Land seinem noch unmündigen Sohne **Ferdinand IV.** (I.) Für ihn regierte zunächst Tanucci; er hob zahlreiche Klöster auf, wies die Jesuiten aus, arbeitete an einem allgemeinen Gesetzbuch und führte andere Reformen im Geiste der Aufklärung ein. Indes dieser glückliche Zustand dauerte nicht lange, nach Tanuccis Sturz begann die tyrannische Regierungsweise eines für höhere Interessen unfähigen Königs und einer leidenschaftlichen Königin (Marie Karoline von Österreich, IV, § 29).

Neapel-Sizilien
1647, 1675
Karl III. 1735—1759
Ferdinand IV. (I.) 1759—1825
1777

4. England und die Niederlande.

Georg I. 1714—1727

§ 341. England unter Georg I. Der Spanische Erbfolgekrieg hatte Englands Ansehen in Europa wesentlich gehoben, ihm mit Gibraltar und Menorca eine wichtige Stellung im Mittelmeer verschafft, seinen amerikanischen Kolonialbesitz an die Lorenzbai vorgeschoben und durch die Anerkennung der hannoverschen Thronfolge zugleich die parlamentarische Verfassung gesichert. Unter den beiden ersten Königen des Hauses Hannover, Georg I. und Georg II., erlangten diese Verfassungsinstitutionen solche Festigkeit, daß die persönlichen Eigenschaften der Herrscher wenig Einfluß auf den Gang der Begebenheiten übten. Die Könige wurden immer mehr abhängig von der Gewalt der öffentlichen Meinung und der nationalen Interessen und erschienen mehr und mehr als bloße „Würdenträger eines von inneren Kräften bewegten und im Gange erhaltenen Gemeinwesens". Es wirkte dabei mit die Notwendigkeit, die Krone im Einvernehmen mit der Nation gegen stuartsche Anschläge zu sichern. Diese Anschläge aber hingen mit den europäischen Fragen zusammen, und hier suchte, wie schon gesagt (§ 328), die englische Regierung ernste Verwicklungen fernzuhalten. Sie wollte Frieden, weil ihr Hauptaugenmerk auf die Entwicklung des Handels und der Industrie gerichtet war; und auf diesem Gebiete gewann England in der Tat vor Europa einen gewaltigen Vorsprung; es sammelten sich in England große Reichtümer an, allerdings in verhältnismäßig wenigen Händen und unter Schädigung der Landwirtschaft und Schwächung des Mittelstandes.

Stuartsche Pläne

Da das Torykabinett (Bolingbroke, § 290, 330) unter Königin Anna auch nach dem Utrechter Frieden noch für die Stuarts gewirkt hatte, ersetzte Georg I. es durch ein whigistisches Ministerium, an dessen Spitze Robert Walpole stand. Die entlassenen Minister wurden wegen Übereilung des Utrechter Friedens und Begünstigung des Prätendenten als Hochverräter angeklagt; Bolingbroke war nach Frankreich entwichen, ließ sich von Jakob (III) (§ 317) zum Minister ernennen und betrieb eine jakobitische Erhebung in Schottland und Nordengland. Indes das Unternehmen scheiterte. Ehe Jakob in Schottland landete, waren seine Anhänger von den englischen Truppen bereits geschlagen; er wurde zwar noch zum König ausgerufen, mußte aber bald nach Frankreich fliehen. Die Verschwörung, die im nächsten Jahre der Baron Görtz und Alberoni anstifteten (§ 326), schlug ebenfalls fehl.

Dez. 1715

Jan. 1716

Parlamentarische Regierung

Diese Vorgänge mußten Georg I. um so mehr zu einer parlamentarischen Regierung bestimmen, als er den Engländern persönlich fremd blieb. Er besaß weder geistige noch sittliche Vorzüge, lebte am liebsten in Hannover und gelangte nicht einmal zum fertigen Gebrauch der englischen Sprache. Deshalb nahm er an den Sitzungen des Ministeriums nicht teil, und das minderte seinen politischen Einfluß. Das Ministerium beschloß ohne den König. Die Minister aber wurden der Majorität des Parlaments entnommen, und diese Parteiregierungen erhielten eine größere Festigkeit durch das Gesetz, das siebenjährige Parlamente (an Stelle der dreijährigen, § 289) einführte: Walpole ist mit einer kurzen Unterbrechung 25 Jahre leitender Minister gewesen.

1716

1714—1717, 1720—1742 † 1745

Wirtschaft

Die Erhaltung des Friedens ermöglichte einen ungeahnten Aufschwung von Handel und Industrie, zumal auf einen glücklichen Krieg an und für sich eine gesteigerte wirtschaftliche Tätigkeit zu folgen pflegt. Und dieser Aufschwung wurde auch durch eine hereinbrechende Krisis nicht wesentlich beeinträchtigt. John Blunt, der Direktor der 1711 für den Negerhandel gegründeten Südsee-Gesellschaft, kaufte die Staatspapiere auf und gab dafür Aktien seiner Gesellschaft, und nun begann ein ähnlicher Schwindel wie unter Law in Frank-

1720

reich (§ 334); die Aktien stiegen auf 1000 Prozent, um dann schnell wieder zu fallen. Walpole, der eben wegen des Vorgehens der Südseegesellschaft zurückgetreten war, übernahm in dieser Krisis wieder das Ministerium und gewährte den Aktienbesitzern 33 Prozent. Damit erlitten diese zwar schwere Verluste, aber bei weitem nicht so schwere als in Frankreich; und die glänzende wirtschaftliche Lage ließ die Krisis bald überwinden. Walpole verstand es auch, durch Aufhebung der Einfuhrzölle für Rohstoffe und der Ausfuhrzölle für Fertigfabrikate Industrie und Handel zu beleben.

Georgs I. sittliches Verhalten erregte berechtigten Anstoß. Als hannöverscher Kurprinz hatte er sich mit Sophie Dorothea, der Tochter Georg Wilhelms von Celle und der französischen Edeldame Eleonore d'Olbreuse, vermählt (Stammbaum 14). Nachdem sie ihm zwei Kinder (Georg und Sophie Dorothea, später vermählt mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen) geboren hatte, verstieß er die ihm unebenbürtig scheinende Gemahlin. Diese ließ sich darauf in ein Liebesverhältnis mit dem Grafen Königsmark ein, wurde, nachdem ihr Geliebter bei Seite geschafft (wahrscheinlich ermordet) war, geschieden und bis zu ihrem Tode (1726) auf dem Schlosse Ahlden (Prinzessin von Ahlden) unter Aufsicht gestellt. Georg I. aber lebte mit zwei Maitressen (der Baronin von Kielmannsegge und Melusine von Eberstein) in ehelicher Gemeinschaft. Darüber entstand ein Zerwürfnis mit dem Thronfolger, der das Verfahren gegen seine Mutter mißbilligte. *Häusliches* *1694*

§ 342. England unter Georg II. Der Thronwechsel änderte nichts an der englischen Politik; auch unter Georg II. blieb zunächst Walpole leitender Minister. Der wirtschaftliche Aufschwung nahm seinen Fortgang und führte allmählich zur Bildung einer neuen Geldaristokratie. *Georg II. 1727—1760*

Während die Tories die Grundlage ihrer wirtschaftlichen und sozialen Stellung im Grundbesitz sahen, bemächtigten sich die Whigs des Handels und der Industrie; es ist ein Gegensatz ähnlich dem, wie er zur Zeit des Aristides und Themistokles in Athen bestand. Die Whigs benutzten aber dann ihre großen Kapitalien zum Ankauf von Landgütern; damit verschwanden die kleinen Grundbesitzer immer mehr: sie suchten Unterschlupf in der Industrie oder wurden zu Pächtern. Die Regierung wurde zugunsten der Kapitalisten geführt; der Grundbesitz wurde wenig, das mobile Kapital gar nicht besteuert, die Staatslasten durch Verbrauchszölle auf die Massen gelegt. Um sich in der Macht zu behaupten, d. h. die Mehrheit im Parlament zu behalten, scheute dieser whigistische Geldadel bei den Parlamentswahlen nicht vor Bestechungen zurück. Es waren Zustände, wie sie sich später bei den Trusts in Nordamerika wiederfinden. *Neue Geldaristokratie*

Sehr wichtig für die industrielle Entwicklung wurden bald neue Erfindungen. Im Jahr 1769 konstruierte James Watt aus Greenock in Schottland, der sich in Glasgow zum Instrumentenmacher ausbildete, die Dampfmaschine, die durch die Anwendung auf Schiffe und Lokomotiven eine neue Periode des Weltverkehrs schuf; und um dieselbe Zeit erfand nach jahrelangem Nachsinnen der Barbier Arkwright den Spinnstuhl, die Spinnmaschine und die Maschinenweberei für Wolle, Baumwolle und Flachs. — Als Theoretiker der neuen Zeit aber begründete Adam Smith, Professor in Glasgow, durch sein berühmtes Werk: „Untersuchung über die Ursachen des Reichtums der Nationen" eine neue Epoche der Volkswirtschaftslehre, indem er die freie Entwicklung und Bewegung der Menschenkräfte als die Hauptquelle des Reichtums eines Staates aufstellte. *Erfindungen* *Watt 1736—1819* *Arkwright 1732—1792* *Smith 1723—1790*

Die auswärtige Politik bis zum Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges kennen wir schon. Nur ungern war Walpole in dem Handelskonflikt mit Spanien von diplomatischen Verhandlungen zum Kriege übergegangen (§ 336); während des österreichischen Erbfolgekrieges trat diese Notwendigkeit noch entschiedener an England heran, und der neue Minister Cateret (seit 1742) war einer aktiven Politik mehr geneigt als Walpole. Dabei kreuzte sich jedoch die Politik des englischen Ministeriums mit der persönlichen des Königs; jenes hatte vor allem die Fragen des Handels und der Kolonien, also den Gegensatz gegen Frankreich im Auge, dieser dachte zuerst an sein Stammland Hannover. Die Einzelheiten der *Auswärtiges* *1738*

Entwicklung werden uns an anderen Stellen beschäftigen; hier mag nur erwähnt werden, daß England erst im Bunde mit Österreich (§ 371 ff.), dann unter dem großen Minister William Pitt im Bunde mit Preußen (§ 381 ff.) gegen Frankreich kämpfte und damit seine Alleinherrschaft in Nordamerika erreichte (§ 386).

Stuartsche Erhebung

Im Zusammenhang mit dem österreichischen Erbfolgekriege (§ 374) wurde der letzte Versuch zur Rückführung der Stuarts unternommen. Jakob (III.) war nach dem Utrechter Frieden, der ihm die französische Hilfe entzog nach Rom gegangen, wo ihm der Papst Unterhalt gewährte und den Titel „Ritter von St. Georg" verlieh. Durch „Weinen und Beten" suchte er das verlorene Erbe zurückzugewinnen, erregte aber zugleich durch sein liederliches Leben viel Anstoß und vermochte sich auch nicht aufzuraffen, als jetzt die schottischen Jakobiten eine neue Erhebung planten. Dagegen folgte sein ritterlicher und mutiger Sohn **Karl Eduard** den von Schottland an ihn herantretenden Lockungen. Er reiste nach Frankreich in der Hoffnung, dort Hilfe zu finden. In der Tat wurde ihm, besonders auf Fürsprache der Herzogin von Chateauroux (§ 335), eine französische Flotte zur Verfügung gestellt; indes ein Sturm vereitelte das Unternehmen, und nun hielt Frankreich nach dem Tode der Herzogin mit weiterer Hilfe zurück. Da faßte Karl Eduard den abenteuerlichen Plan, allein die Krone zu gewinnen. Mit wenigen (sieben) Begleitern landete er in Schottland, fand unter den katholisch gesinnten Hochländern Anhänger und ließ seinen Vater zum König ausrufen. Durch sein ritterliches Wesen, die Annahme nationaler Sitten in Kleidung und Lebensweise gewann er sich die Herzen der Männer und noch mehr die der Frauen; er konnte in Edinburg einziehen, besiegte ein englisches Heer und machte nun einen Einfall nach England. Jetzt rüstete auch Frankreich, das bisher nur Geld gegeben hatte. Da aber erklärten die Schotten in Derby (bis dahin war Karl vorgedrungen), daß sie nicht weiter marschieren würden; sie fürchteten die englischen Gegenmaßregeln, wollten auch gar nicht, daß ihr König die englische Krone gewänne; er sollte eben schottischer Nationalkönig sein. So mußte Karl den Rückzug antreten; er siegte nochmals bei Falkirk, wurde aber dann vom Herzog Wilhelm von Cumberland bei **Culloden** (unweit Inverneß) geschlagen. Damit war sein Unternehmen gescheitert. Da die englische Regierung einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, mußte er von Eiland zu Eiland flüchten, sich in Schluchten und Felstälern verborgen halten, bis er endlich auf einem französischen Schiffe nach Frankreich entkommen konnte. Der Friede von Aachen (§ 374) vertrieb ihn von dort; im Opernhaus wurde er verhaftet und über die italienische Grenze geschafft. Gegen seine Anhänger war inzwischen furchtbar gewütet; Martialgerichte und bills of attainder (§ 230) wurden zu Hilfe gerufen, um die Schuldigen zu treffen; der achtzigjährige Lord Lovat starb auf dem Blutgerüste; Hinrichtungen und Gütereinziehungen nahmen kein Ende. Darauf wurden die alten Clanverbände aufgelöst, Schottland mit England fester vereinigt und die englische Kultur dorthin verpflanzt. Öde Gegenden wurden angebaut, die Industrie fand Eingang, der Wohlstand wuchs, aber die alte Poesie des Lebens schwand dahin.

(Randnotizen: 1744; Dez. 1744; 1745; Sept.; Jan. 1746; 27. April 1746; Okt. 1746; 1748)

Aussterben der Stuarts

Die Erinnerungen des Volkes hafteten noch lange an den Stuarts, namentlich auch an Karl Eduard, obgleich das spätere Leben des Wollüstlings nur zu geeignet war, das Interesse zu mindern, das sein mutvolles Unternehmen und seine romantische Rettung überall geweckt hatten. Er nahm den Namen eines Grafen von Albany an und vermählte sich, 52 Jahre alt, in Florenz mit der zwanzigjährigen Fürstin Luise von Stolberg-Gedern, behandelte sie aber schlecht, so daß sie sich auf Rat ihres Freundes, des Dichters Alfieri (IV, § 80) 1780 von ihm trennte. Durch Trunksucht heruntergekommen, starb Karl Eduard am 31. Januar 1788 in Rom; sein Vater war ebenda am 1. Januar 1766 gestorben; mit seinem Bruder, dem Kardinal Heinrich, erlosch am 13. Juli 1807 der Mannesstamm der Stuarts.

(Randnotiz: 1772)

§ 343. Die Niederlande bis 1790. Während England machtvoll aufstieg, sanken die Niederlande von ihrer früheren Höhe herab. Der Spanische Erbfolgekrieg war das Abendrot ihrer geschichtlichen Größe; er brachte außer dem Barrièretraktat keinen Gewinn. In der Folgezeit schwand bei der Bevölkerung der kriegerische Geist immer mehr, man lebte nur dem Handelsgewinn, und dabei lief England den Niederländern den Rang ab. Dazu wuchs in der **statthalterlosen Zeit** der Partikularismus der Einzelstaaten. Während des österreichischen Erbfolgekrieges wurde dann **Wilhelm IV.**, bisher Statthalter von Fries-

(Randnotiz: 1702—1747)

land und Groningen, infolge der französischen Invasion in Belgien (§ 374) erblicher Generalstatthalter; 1751 folgte ihm sein Sohn Wilhelm V. Trotz dieses Umschwungs gewannen die Niederlande keine Bedeutung mehr für die europäische Politik; sie galten eigentlich nur noch etwas durch ihren Reichtum, durch ihren Handel und ihre Kolonien, lebten also mehr von ihrer großen Vergangenheit als von den Leistungen der Gegenwart. Wilhelm IV. 1747—1751 Wilhelm V. 1751—1806

Das aber hing zusammen mit der Parteiung im Innern und mit dem Übergewicht des allein auf Gewinn bedachten Handelsgeistes der kaufmännischen Aristokratie, die jeder kriegerischen Verwicklung abhold war und trotz des enorm wachsenden Reichtums Heer und Flotte verfallen ließ. Obgleich Wilhelm IV. zum Könige nur der Name zu fehlen schien, blieb der alte Gegensatz zwischen den Oraniern und der aristokratischen Staatenpartei bestehen und trat nach Beseitigung der von Frankreich drohenden Gefahr und nach Wilhelms IV. Tode wieder schärfer hervor. Für den erst dreijährigen Wilhelm V. führte seine Mutter Anna, eine Tochter Georgs II. von England, die Regentschaft; ihr stand nach dem Wunsche ihres Gatten der zum Generalkapitän ernannte Ernst von Braunschweig-Wolfenbüttel zur Seite; nach Annas Tode übernahm dieser bis zur Mündigkeit Wilhelms V. die Vormundschaft und blieb auch dann dessen Ratgeber auf Grund eines mit ihm abgeschlossenen gesetzwidrigen Vertrags, der Konsultationsakte. Anna und Ernst neigten zu England, die kaufmännische Aristokratie bewirkte jedoch, daß die Niederlande während des Siebenjährigen Krieges neutral blieben: so wurden sie bei den Friedensverhandlungen nicht zugelassen. Zugleich machte sich der französische Einfluß geltend, und unter der Einwirkung der Aufklärungsideen entstand eine demokratische Partei, deren Anhänger sich als „Patrioten" bezeichneten und wie die Aristokraten Gegner der Oranier waren. Die militärische Schwäche der Niederlande zeigte sich nun, als ihnen England den Krieg erklärte (§ 407), als Josef II. die Räumung der Barrièrefestungen und die Öffnung der Schelde forderte (§ 397, 398), als Friedrich Wilhelm II. für die Rechte seiner Schwester eintrat (§ 401). Der verhaßte Ernst von Braunschweig legte 1784 seine Ämter nieder und verließ das Land. 1751 1759 1766 1780 1782, 1785 1787

5. Skandinavien.

§ 344. Dänemark bis 1746. Friedrich IV. hatte durch den Nordischen Krieg den Gottorpschen Teil von Schleswig gewonnen und Schleswig dem dänischen Königsgesetz unterworfen (§ 327). Wie er hierbei die Rechte der schleswigschen Stände nicht achtete, so regierte er auch sonst im Geiste des Absolutismus, führte ein glänzendes Hofleben, förderte aber dabei das Wohl seines Volkes. Er hob auf den Staatsgütern die Leibeigenschaft auf, verfügte, daß die Gutsbesitzer ihre Bauern und Pächter nicht gegen deren Willen von den Gütern vertreiben oder verkaufen dürften, und daß sie ihnen gegen eine Entschädigung Freizügigkeit gewähren sollten, suchte Industrie und Handel zu fördern und tat manches für Hebung der Volksbildung. Friedrich IV. 1699—1730 1702

Auf diesem Wege folgte ihm sein Sohn Christian VI. nicht. Streng kirchlich gesinnt suchte er das öffentliche Leben auf diesen Ton zu stimmen. Durch eine „Sabbatsordnung" wurde der zweimalige Besuch des Gottesdienstes befohlen und alle Vergnügungen verboten; das Theater, für das damals Ludwig Holberg, der Vater der neueren dänischen Literatur (§ 359), seine beliebten Lustspiele schrieb, wurde geschlossen. Daneben wurde aber, namentlich durch den Einfluß der stolzen Königin Sophia Magdalena, einer Prinzessin von Brandenburg-Kulmbach, das Hofleben äußerst zeremoniell gestaltet und der Adel sehr bevorzugt. Scheinheiligkeit und Standeshochmut reichten sich infolgedessen die Hand. Die Maßregeln zugunsten des Bauernstandes wurden eingestellt, dagegen tat der König sehr viel für die Wissenschaft und den Handel, begünstigte vor allen die Handelsgesellschaften, die für Ost- und Westindien begründet waren. Christian VI. 1730—1746

§ 345. Schweden unter der Adelsherrschaft (1720—1771). Nach dem auf Karls XII. Tod folgenden Staatsstreich (§ 327) herrschte in Schweden der Adel ebenso unbedingt, wie in Polen, und nützte seine Macht zum eignen Friedrich I. 1720—1751

Vorteil aus. Friedrich I., träge und wollüstig, besaß nicht die Energie, dagegen anzukämpfen; der Adel selbst zerfiel in die Parteien der Hüte (unter Graf Gyllenborg) und Mützen (unter Graf Horn), von denen jene sich von Frankreich, diese von Rußland bestechen ließen. Beim Anfang des österreichischen Erbfolgekrieges setzte Frankreich durch seine Anhänger eine schwedische Kriegs- 1741 erklärung gegen Rußland durch, um dieses vom Anschluß an Österreich ab- 1742 zuhalten (§ 370). Die Schweden wurden bei Willmanstrand geschlagen und 1743 bei Helsingfors zur Kapitulation genötigt; im Frieden von Åbo mußten sie Finnland bis zum Fluß Kymene an Rußland abtreten und Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp, einen Vetter des Schwagers der Zarin Elisabeth (Stamm- Adolf Friedrich baum 5, 6 und 7), als schwedischen Thronerben anerkennen. Unter Adolf 1751—1771 Friedrich erstrebte seine Gemahlin Luise Ulrike, eine Schwester Friedrichs des Großen, eine Stärkung der Königsmacht, vermochte aber ihren Gemahl nicht zu energischem Vorgehen hinzureißen. Der Versuch der „Mützen“, die sich unter dem Einfluß der Königin zur Hofpartei umwandelten, die Königsmacht 1756 zu heben, endete mit der Hinrichtung des Grafen Horn und der Herrschaft der „Hüte“, die nun als Verteidiger der Adelsfreiheiten erschienen. Sie bewirkten, daß Schweden gegen den Wunsch des Königs als Bundesgenosse Frankreichs am Siebenjährigen Kriege teilnahm (§ 381); indes die erbärmliche Kriegführung, durch die Schweden den letzten Rest seines alten militärischen Ruhms einbüßte, führte nach dem Frieden zum Sturz der „Hüte“. Nun herrschten die russisch gesinnten Mützen, bis Bauernaufstände ausbrachen und Adolf Friedrich durch 1769 die Drohung, die Krone niederzulegen, einen außerordentlichen Reichstag dahin brachte, die dem Monarchen widerstrebenden Räte zu entlassen. Durch einen Staatsstreich eine gründliche Besserung zu versuchen, dazu konnte sich der König indes nicht entschließen.

6. Rußland und Polen.

§ 346. Peters des Großen Ausgang. Durch den Nordischen Krieg hatte Peter Rußland zur europäischen Großmacht erhoben, ihm den Weg nach dem Westen eröffnet. Zum Zeichen des nannte er sich nun nach europäischer Weise „Kaiser“, aber er vergaß deshalb nicht, daß für Rußlands Macht auch der asiatische Osten von höchster Bedeutung war: eigentlich lag ja hier die wichtigste Kulturaufgabe des Reiches. Von Astrachan aus bestanden schon lange Handelsbeziehungen zu Persien (§ 173); jetzt boten die Thronwirren im persischen Reiche (§ 430) eine günstige Gelegenheit Persischer Krieg zur Erweiterung der russischen Macht. Mit der Absendung einer starken 1722—1723 Flotte von Astrachan begann Peter den Krieg gegen Persien. Die Russen nahmen Derbent, Rescht und im nächsten Jahre Baku. Einer weiteren Ausbreitung der russischen Macht schien indes die Pforte ent- 1723 gegentreten zu wollen; deshalb schloß Peter mit Persien Frieden. Er erhielt Derbent, Baku, Ghilan und Masenderan, also die West- und Südküste des Kaspischen Meeres, mußte dann aber in einem Abkommen mit 1724 der Türkei darein willigen, daß nur die Westküste (Daghestan, Schirwan mit Derbent und Baku) bis zur Mündung des Kur russisch wurde, Eriwan und Tiflis den Türken zufiel (§ 428). Indes auch so war ein wichtiger Schritt nicht nur zur Erwerbung des Kaspischen Meeres, sondern Sibirien auch zu der der Kaukasusländer geschehen. Auch in Sibirien drangen die Russen immer weiter (§ 315) vor. Dabei gerieten sie zum ersten Male in einen Konflikt mit China; sie mußten hier die chinesischen Forderungen 1689 im Vertrage von Nertschinsk erfüllen und das Amurgebiet an China überlassen (§ 433). Dagegen eroberten die Kosaken 1697 Kamtschatka;

dann befuhr der Däne Bering im Auftrag Peters des Großen die nach ihm benannte Straße und landete 1741 auch in Alaska.

Inneres

Im Innern hat Peter während der Kriege seine Reformarbeit energisch fortgesetzt; zwei Ziele verfolgte er dabei: die Einführung europäischer Kultur und die Vollendung der absoluten Zarenmacht. Unter seinen Gehülfen ist besonders zu nennen Alexander Menschikow, der, als Sohn eines Stallknechts geboren, wahrscheinlich zuerst Pastetenbäcker gewesen war, durch Lefort in den Dienst des Zaren kam und nach Leforts und Gordons Tode (§ 316) zum ersten Ratgeber und Feldherrn Peters aufstieg. Für die Übertragung westeuropäischer Kultur waren auch wichtig die zahlreichen Fremden, namentlich Holländer und Deutsche, die der Zar ins Land zog, wozu noch die in Rußland bleibenden gefangenen Schweden kamen.

Menschikow geb. 1672 gest. 1729 oder 1730

1699

Petersburg

St. Petersburg, das der europäischen Kultur näher lag als Moskau, machte Peter 1712 zu seiner Residenz; er baute die Admiralität, befestigte Kronstadt, legte die Lustschlösser Peterhof und Oranienbaum an und zwang seinen Adel, sich dort anzusiedeln; um auch die heiligen Traditionen dorthin zu verpflanzen, gründete er ein Kloster des Alexander Newskij (II, § 374) und ließ das Bild der Muttergottes von Kasan nach Petersburg bringen.

Wirtschaft

Durch Anlegung von Kanälen und Landstraßen erleichterte er den innern Verkehr seines unermeßlichen Reiches; mit den Seestaaten des Auslandes wurden direkte Handelsverbindungen angeknüpft. Gewerbe und Manufakturen erfreuten sich besonderer Begünstigungen, und neuerschlossene Bergwerke förderten den innern Reichtum des Landes zutage. Dies hatte zur Folge, daß am Ende des zweiundzwanzigjährigen Nordischen Krieges der russische Staat nicht nur schuldenfrei war, sondern das Finanzwesen sich in so gutem Zustande befand, daß der Kaiser unmittelbar nachher den Krieg gegen Persien, hauptsächlich für Handelszwecke, unternehmen konnte. — Die Verwaltung des Reichs gewann durch Peter eine neue Gestalt im Sinne des Absolutismus. An die Stelle des alten Bojarenhofs trat der vom Kaiser ernannte Senat als oberstes Reichsgericht und Zentralstelle der Finanz- und Heeresverwaltung; in den Ukasen wurde nicht mehr wie früher der Zustimmung der Bojaren zu dem Willen des Souveräns gedacht. Zehn neue Regierungskollegien mit bestimmtem Geschäftskreis leiteten die Verwaltung in den Provinzen. Eine nach französischem Muster eingerichtete Polizei sicherte die Hauptstadt, doch ließ Peter die geheime Inquisitionskanzlei (§ 315) bestehen. Fest geregelt, aber nicht gebessert wurde die Lage der Leibeignen; die Herren erhielten sogar die Befugnis, „die Bauern nicht bloß mit der Scholle zu verkaufen (§ 174), sondern sie auch zu jeder beliebigen Haus- und Fabrikarbeit zu verwenden". — Daneben betrieb Peter die Errichtung von Schulen, auch für das Volk, mehr allerdings für die höheren Stände; selbst eine Akademie der Wissenschaften wurde in Petersburg gegründet. Der Gedanke, für das ganze Reich ein allgemeines Gesetzbuch zu schaffen, kam nicht zur Durchführung. Vollendet wurde der zarische Absolutismus durch die Aufhebung der Patriarchenwürde und die Errichtung der Heiligen Synode als oberster Kirchenbehörde, deren Mitglieder der Kaiser ernannte. Von nun an stand in Rußland Kirche und Staat unter dem gleichen Regiment: der Cäsaropapismus war begründet.

Absolutismus

1721

Wie viel Peter auch für Kultivierung seines Landes tat, er selbst blieb bis an das Ende seines Lebens ein der Völlerei und rohen Sinnengenüssen ergebener Despot. Eine zweite, in Begleitung der Kaiserin Katharina unternommene Reise, die über Danzig, Stettin, Kopenhagen, Amsterdam nach Paris ging, bewies, wie weit noch die russischen Sitten hinter der europäischen Zivilisation zurückstanden; und Peters Verfahren gegen seinen Sohn Alexej zeugte von der harten Gemütsart des Machthabers.

1716–1717

Alexej

Alexej (geb. 1690) war der Sohn von Peters erster Gemahlin Eudoxia Lapuchin, die der Zar 1698 verstoßen hatte. Er neigte dem Altrussentum zu und äußerte sich mißbilligend über die Neuerungen des Vaters. Umsonst suchte ihn Peter durch einen Aufenthalt in

1711 Dresden und durch die Vermählung mit einer deutschen Fürstentochter, der Charlotte Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel, der europäischen Kultur zu gewinnen. Alexej blieb bei seinem Sinn, umgab sich mit Freunden des alten Zustandes und sprach davon, daß er die Residenz wieder nach Moskau verlegen werde. Als Peters zweite Gemahlin Katharina 1715 einen Sohn (Peter) geboren hatte, verlangte der Zar, daß Alexej sich vollständig ändern oder auf den Thron verzichten und Mönch werden solle. Dieser erklärte sich zum Schein damit einverstanden, entwich aber während des Vaters zweiter Europareise mit seiner Ge- 1716 liebten Afrosinja (seine Gemahlin war 1715 gestorben) nach Wien und unter dem Schutz seines Schwagers Karls VI. nach Neapel. Der Zar verlangte seine Auslieferung und bewog 1718 den Sohn zur Rückkehr. Er mußte nun verzichten und erhielt das Versprechen der Verzeihung unter der Bedingung, daß er die Mitschuldigen seiner Flucht nenne. Nachdem auf Grund seiner Angaben eine Reihe Hinrichtungen erfolgt waren, wurde Alexej, um noch mehr Namen zu erpressen, zweimal in grausamer Weise geknutet und dann zum Tode ver- 26. Juni 1718 urteilt. Kurz darauf starb er im Gefängnis, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht hingerichtet, auch nicht vergiftet, sondern an den Folgen der Knutung.

Das Verfahren gegen Alexej hängt zusammen mit der Tatsache, daß Peters Reformen im russischen Volke sehr wenig Anklang fanden, daß der schon lange **bestehende Gegensatz zwischen Alt- und Neurussentum** sich verschärfte. Es fehlten im russischen Volke noch die rechten Anknüpfungspunkte; eben deshalb hatte Peter den lebhaften Wunsch, sein Werk über seinen Tod hinaus zu sichern: diesem Wunsche opferte er seinen Sohn. Aus ihm floß auch der nach dem Tode seines zweiten Sohnes Peter (1719) erlassene Ukas, 1722 der dem regierenden Zaren das Recht zusprach, den **Nachfolger zu ernennen**. Dieser Erlaß war verhängnisvoll, da er die Legitimität beseitigte 1724 und die Thronfolge unsicher machte. **Peter** ließ seine Gemahlin Katharina 8. Febr. (28. Jan.) 1725 krönen, hatte aber noch keine weiteren Bestimmungen über die Thronfolge getroffen, als er unerwartet **starb**.

Katharina geb. 15. April 1679 (oder 1684) Peters zweite Gemahlin war zu Jakobstadt in Kurland als Tochter eines Bauern (Samuel Skawronskij) geboren, der bald nach Marienburg in Livland übersiedelte; hier heiratete sie 1702 einen schwedischen Dragoner, geriet aber noch in demselben Jahre bei der Einnahme Marienburgs in russische Gefangenschaft und in den Besitz Menschikows. Bei ihm sah sie Peter und machte sie zu seiner Geliebten; 1703 trat sie zur griechischen Kirche über, wobei sie den Namen **Katharina** Alexejewna erhielt, 1707 vermählte sich Peter heimlich mit ihr, 1711 erklärte er sie zu seiner Gemahlin.

§ 347. Peters Nachfolger bis 1741. Peters Tod führte eine Reihe stürmischer Thronwechsel herbei, in denen das Alte mit dem Neuen rang.

Katharina I. 1725—1727 Die altrussische Partei wünschte die Erhebung von Alexejs Sohne Peter; **Menschikow** jedoch verschaffte seiner ehemaligen Dienerin, der Kaiserin **Katharina**, den Thron und führte in ihrem Namen ein unumschränktes Regiment als Oberhaupt des 1726 errichteten „Geheimen Rats", der über dem Senat stehen sollte. Als Katharina starb, rief Menschikow auf Grund ihres Testaments, dessen Echtheit freilich angezweifelt wurde, Alexejs unmündigen Peter II. 1727—1730 Sohn **Peter II.** zum Zaren aus, führte für ihn die Regentschaft und dachte ihn mit seiner Tochter Maria zu vermählen. Da bewirkte Iwan **Dolgorucky**, Peters II. Jagdgefährte, den Sturz des übermütigen Emporkömmlings. Menschikow brachte mit seiner Familie den Rest seiner Tage in Sibirien zu. Die Dolgoruckys herrschten nun als Leiter des Geheimen Rats ebenso unumschränkt wie Menschikow, regierten aber im altrussischen Sinne und verlegten die Residenz nach Moskau. Indes noch ehe die beabsichtigte Vermählung des Kaisers mit einer Schwester Iwan Dolgoruckys zustande kam, starb Peter II., und es erfolgte ein Staatsstreich, der an den schwedischen von 1719 erinnert (§ 327). Wie dort der Adel durch Erhebung einer minderberechtigten Königin seine eigne Herrschaft zu begründen suchte, so auch hier. Gegen das Erbrecht, das für Peters des Großen Enkel Peter sprach, erhob der Geheime Rat Peters des Großen Anna 1730—1740 Nichte **Anna** Iwanowna, verwitwete Herzogin von Kurland (§ 249), auf den Thron, zwang sie aber zur Unterzeichnung einer Wahlkapitulation, durch die

Rußland zur Wahlmonarchie erklärt und die absolute Zarenmacht Einschränkungen unterworfen wurde. Anna jedoch zerriß im Vertrauen auf den Wunsch des Volks und des niederen Adels, die mit Neid die Übermacht jener aristokratischen Familien betrachteten, diese Kapitulation, stellte die absolute Zarenmacht wieder her und lenkte zurück in die Bahnen Peters des Großen. Ihre Hauptratgeber wurden ihr Günstling, der kurländische Edelmann Johann von Büren (**Biron**), und zwei Deutsche, **Ostermann** und **Münnich**. Die Dolgorucky und Galizyn wurden vom Hofe entfernt, der Geheime Rat wurde beseitigt, die Residenz wieder nach Petersburg verlegt und die Regierung einem kaiserlichen Kabinett übertragen. In ihm leitete Ostermann die äußern Angelegenheiten, während der talentvolle, in Eugens Schule gebildete Münnich für Heer und Marine trefflich sorgte. Auch nach außen hin entfaltete Rußland wieder mehr Tatkraft. Während des polnischen Erbfolgekrieges erschien ein russisches Heer am Rhein; in Polen bestieg der russisch-österreichische Kandidat den Thron (§ 332); weiter gelang es der Zarin, ihrem Günstling Biron das Herzogtum Kurland zu verschaffen und dadurch dies Land ganz von Rußland abhängig zu machen (§ 249); am meisten Ruhm aber ernteten die Russen in dem mit Österreich gemeinschaftlich geführten Türkenkriege (§ 333). Hier entwickelte Münnich großes Talent und hohen Mut, opferte aber Tausende von Menschen seinen kühnen Plänen. Er eroberte die Krim und besetzte die Moldau, und wenngleich der schimpfliche **Friede**, den Österreich übereilt in **Belgrad** abschloß (§ 333), auch Rußland zur Herausgabe des Eroberten zwang (mit Ausnahme der wiedergewonnenen Stadt **Asow**), so hatte doch Münnich den Weg gezeigt, wo Rußland seine Grenzen ausdehnen könne.

1737

1739

Anna ernannte zu ihrem Nachfolger den erst einige Monate alten Sohn ihrer Nichte gleichen Namens, **Iwan III.** (Stammbaum 7); während seiner Minderjährigkeit sollte **Biron** die Regentschaft führen. Allein Münnich, des übermütigen Emporkömmlings müde, bewirkte dessen Sturz; Iwans Eltern (Anna und ihr Gemahl Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg) übernahmen die Regentschaft und verliehen Münnich die Würde eines Premierministers; Biron wurde nach Sibirien verbannt. Nun aber entstand Zwiespalt zwischen Münnich und Ostermann, und das begünstigte einen neuen Staatsstreich, bei dem der französische Gesandte Marquis de la Chétardie insgeheim seine Hand im Spiele hatte. Da das „Fremden-Regiment" beim Beginne des österreichischen Erbfolgekrieges seiner Mehrheit nach zu Österreich neigte, unterstützte er durch Geld die Bestrebungen der Altrussen, die es zu stürzen beabsichtigten. Lestocq, der Leibarzt der Elisabeth, der jüngsten Tochter Peters, stand an der Spitze einer Verschwörung, die dieser den Thron zuwenden wollte. Mit Hilfe der kaiserlichen Garde, welche Elisabeth durch gemeine Vertraulichkeit gewonnen hatte, wurde in einer einzigen Nacht die Revolution beendet, die **Elisabeth** zur Herrschaft führte. Iwan wurde 1756 in den Kerker der Festung Schlüsselburg gesperrt und fristete, für wahnsinnig erklärt, bis 1764 ein trauriges Dasein; seine Eltern wurden 1744 nach Cholmogory am Weißen Meer verbannt, wo Anna 1746, Anton Ulrich 1774 starb; Münnich und Ostermann wurden nach Sibirien geschickt; dieser starb dort schon 1747, jener wurde 1762 zurückgerufen. Unter Elisabeth erreichte die schon unter Anna und ihrer Nichte am Petersburger Hof eingerissene Sittenlosigkeit den höchsten Gipfel. Wie in Frankreich die Maitressen, so herrschten in Rußland die Favoriten. Elisabeth überließ sich und das Reich ihren Günstlingen und folgte selbst in den wichtigsten Staatsangelegenheiten ihren Leidenschaften. Nach außen hatte sie zunächst den unter ihrem Vorgänger ausgebrochenen Krieg gegen Schweden zu beenden; es geschah durch den Frieden von Abo, durch den sie Finnland bis zum Kymenefluß erhielt (§ 345). Im österreichischen Erbfolgekrieg neigte Elisabeth anfangs zu den Feinden Österreichs, denen sie ihre Erhebung verdankte, dann aber leitete **Bestuschew** die auswärtige Politik im österreichischen Sinne und führte Ruß-

Iwan III. (VI.) 1740—1741

Dez. 1741

Elisabeth 1741—1762

1743

land zum Kriege gegen Preußen (§ 379); Lestocq, der in Preußens Interesse gewirkt hatte, wurde 1748 nach Sibirien verbannt.

Friedrich August II. der Starke 1697—1733

§ 348. Polen unter den beiden sächsischen Königen. Friedrich Augusts II. Plan, nach seiner Wiedereinsetzung (§ 325) mit Hilfe seiner Sachsen und seiner Bundesgenossen die Königsmacht in Polen zu heben, scheiterte an dem Widerstande des Adels. Eine allgemeine Konföderation zwang ihn, die sächsischen Truppen aus dem Reiche zu entfernen. Desto besser gelang sein Vorhaben, durch Einführung eines gesteigerten Luxus sich den Adel mehr zu eigen zu machen und den kriegerischen Sinn zu brechen. Die von Paris nach Dresden und von Dresden nach Warschau verpflanzte Prachtliebe, Schwelgerei und Üppigkeit zerstörte die letzte sittliche Kraft des polnischen Adels und wirkte um so nachteiliger, als äußere Verfeinerung mit innerer Roheit gepaart war. Bestechlichkeit wurde so allgemein, daß sie aufhörte, ein entehrendes Laster zu sein; von der europäischen Kultur übernahm Polen vor allem den äußern Firnis, den Weibereinfluß und die (durch Gründung des weißen Adlerordens genährte) Eitelkeit. Und während sonst in Europa die konfessionellen Gegensätze zurücktraten, gesellte sich in Polen zu den übrigen Gebrechen noch Verfolgungssucht gegen Andersdenkende; die von den Jesuiten geleitete Adelsaristokratie suchte den Dissidenten, die als Anhänger der Schweden galten, alle kirchlichen und bürgerlichen Rechte zu entreißen. Ein auf einem außerordentlichen Reichstage verfassungswidrig durchgeführtes Gesetz verbot ihnen, Kirchen zu bauen; und als in der protestantischen Stadt Thorn der allgemeine Haß gegen die friedenstörenden Umtriebe der Jesuiten sich in einem Volksaufstand wider das Jesuitenkollegium Luft machte, bewies der Orden seine Macht durch die furchtbare Rache, die er an der Stadt nahm. Der erste Bürgermeister Rösner und neun evangelische Bewohner Thorns starben auf dem Schafott; auch die letzte der Hauptkirchen der Stadt, die den Evangelischen noch geblieben war, mußte den Katholiken eingeräumt werden. Kurz vor dem Tode Friedrich Augusts II., der zugunsten seiner ehemaligen Glaubensgenossen keine Schritte zu tun wagte, um nicht den Schein einer geheimen Anhänglichkeit an Luthers Lehre auf sich zu ziehen, wurden alle Dissidenten durch Reichstagsbeschluß sowohl von der Nationalrepräsentation als von allen Staatsämtern ausgeschlossen.

1717 · 1724 · 1733

Friedrich August III. 1733—1763

Die Wirren, die nach dem Tode Friedrich Augusts eintraten, den polnischen Erbfolgekrieg und den Wiener Frieden haben wir schon kennen gelernt (§ 332). Unter Friedrich August III. überwog in Polen der russische Einfluß vollständig; die inneren Zustände besserten sich nicht. Der sogenannte Pazifikationsreichstag erklärte jeden für infam und vogelfrei, der fremde (also auch sächsische) Truppen ins Land führe, und verschärfte noch die harten Dissidentengesetze.

1736

Liberum veto

Wir haben früher gesehen (§ 249), daß durch das Liberum veto eigentlich die Anarchie der verfassungsmäßige Zustand des Staates, der Adelsrepublik, wurde; wie es seitdem zuging, dafür spricht die Tatsache, daß innerhalb fünfzig Jahren (1652—1704) nur sieben Reichstage zum Abschluß gekommen, 48 „zerrissen" sind. Zur Korrektur dieses Zustandes diente eine Einrichtung, die man als verfassungsmäßigen Staatsstreich bezeichnen könnte; es sind das die Konföderationen. In ihnen griff der Adel, der allein die Nation bildete, unmittelbar in das Staatsleben ein. Eine Konföderation war eine Adelsvereinigung zur Durchsetzung bestimmter Zwecke; sie umfaßte zunächst eine Landschaft, dann das ganze Reich, verkündete ihr Ziel, wandte gegen die Gegner Waffengewalt an und übernahm in ihrem Machtbereich alle staatlichen Funktionen. Sie forderte den König zum Beitritt auf, und der konföderierte Reichstag entschied nun nach Stimmenmehrheit; die Konföderation vergewaltigte also den ordentlichen Reichstag und den ganzen Staat. Es kam aber auch vor, daß zwei einander feindliche Konföderationen entstanden; dann mußten die Waffen entscheiden.

Konföderationen

Adel

All das wurde dadurch erleichtert, daß der polnische Adel aus 30 bis 40 Familien (Pane) mit mehr als fürstlichem Reichtum, etwa 15—20000 selbständigen mittleren Grundbesitzern und einer Million Szlachtizen bestand; die letzteren besaßen nichts als ihre Adelsvorrechte, wurden von den Magnaten unterhalten und standen deren politischen Zwecken jeder=

zeit zur Verfügung. Unter August III. war der Hochadel in zwei Parteien gespalten; an der Spitze der einen, französisch gesinnten, standen die Potocki, an der der anderen, die sich auf Rußland stützte, die Czartoryski. Konstanzia Czartoryska heiratete den Stanislaus Poniatowsky; ihr Sohn wurde Gesandter in Petersburg und Geliebter der Großfürstin Katharina (§ 392). Die Czartoryski gewannen allmählich das Übergewicht über die Potocki, wie schon daraus erhellt, daß sie und ihr Anhang einfach als „die Familie" bezeichnet wurden. Von dem Reichtum und dem Luxus des Hochadels zeugt die Tatsache, daß Fürst Karl Radziwill einst ein Fest gab, dessen Kosten auf 2 Millionen polnische Gulden geschätzt wurden, und daß er als Mitglied einer Konföderation 7—10000 Mann Truppen stellte. Die auf Lebenszeit angestellten Beamten wurden dem Adel entnommen, die höchsten vom Reichstage ernannt, manche Stellen waren so gut wie erblich. Die mit Grundbesitz reich ausgestattete Kirche war mit dem Adel aufs engste verbunden, die hohen Kirchenämter waren in den Händen des Adels, den Unterricht, soweit davon die Rede sein konnte, leiteten die Jesuiten. Die Bauern waren leibeigen, dem Stumpfsinn und Branntweingenuß verfallen, dem Adel gegenüber völlig rechtlos. Einen wirklichen Bürgerstand gab es nicht (Gnesen soll 1744 nur 60, Bromberg 1772 nur 500 Einwohner gehabt haben); eine Industrie war nicht vorhanden; den Handel besorgten die Juden, die in ihrer Unterwürfigkeit dem Adel sehr bequem waren: der Hofjesuit und der Hofjude waren die steten Begleiter des Pan. — Am Adel und am Jesuitismus ist Polen zugrunde gegangen; beide hinderten jeden geistigen und materiellen Aufschwung des Volkes. Von der großen sozialen Aufgabe jedes Königtums, dem Schutze der Schwachen, konnte hier bei der Machtlosigkeit der Krone nicht die Rede sein.

Kirche

Bauern

Bürger

Juden

7. Österreich und Preußen.

§ 349. Österreich unter Karl VI. Die auswärtige Politik Karls VI. haben wir schon besprochen. Die Großmachtstellung des österreichisch-ungarischen Staates wurde durch die Erwerbungen des Utrechter (§ 320) und des Passarowitzer Friedens (§ 329) wesentlich gehoben; in der Folgezeit aber konnten diese Errungenschaften nicht vollständig aufrechterhalten werden. In Italien wurde allerdings der Verlust Neapel-Siziliens durch die Erwerbung Parmas und tatsächlich auch Toskanas (§ 332) ausgeglichen; was an räumlicher Ausdehnung etwa verloren ging, wurde ersetzt durch die räumliche Konzentration der österreichischen Besitzungen. Im Südosten dagegen bedeutete der Friede von Belgrad einen verhängnisvollen Rücktritt von der großen Aufgabe der Befreiung der christlichen Südslawen (§ 333). Beeinflußt wurde die auswärtige Politik Karls VI., wie wir wissen, durch seine wirtschaftlichen Pläne und sein Streben, seiner Tochter Maria Theresia die Nachfolge in Österreich-Ungarn zu sichern. Nachdem die Pragmatische Sanktion 1720 von den Ständen der österreichischen und böhmischen Lande, 1722 von denen Ungarns und Siebenbürgens angenommen war, erlangte er durch manche Zugeständnisse, daß sie von den meisten Staaten anerkannt wurde (§ 331). Dabei gab er die von Ostende aus begonnenen atlantischen Unternehmungen preis, an der Förderung des Levantehandels dagegen hielt er fest: Triest und Fiume (§ 331) wurden Rivalinnen des absterbenden Venedig.

Karl VI. 1711—1740

Im Innern blieb der lockere Verband der österreichisch-böhmisch-ungarischen Monarchie (§ 308) bestehen: Karl VI. wurde 1712 in Ungarn und 1723 auch in Böhmen gekrönt. Man suchte die Macht der Stände einzuschränken, doch blieb ihnen der Einfluß auf die Verwaltung und die Finanzen. Nur in der Entwicklung eines stehenden Heeres trat während der Türkenkriege die landesherrliche Gewalt mehr hervor; es wurde bedeutend vermehrt, und neben dem Heer wurde 1725 im Zusammenhang mit den levantischen Handelsplänen eine Kriegsflotte geschaffen. Auf wirtschaftlichem Gebiete mag noch die Kolonisation der südöstlichen Grenzlande Slawonien und Syrmien erwähnt

Innere Politik

werden; die militärische Organisation der Militärgrenze (§ 181) blieb bestehen, und es wurden neben Serben und Albanesen auch deutsche Ansiedler herangezogen. In religiöser Beziehung hielt man an den katholischen Tendenzen fest: nicht bloß durch den Salzburger Erzbischof Firmian wurden die Protestanten verfolgt (§ 350), auch in den österreichischen Alpenländern wurden sie bedrückt und selbst in Schlesien trotz des mit Karl XII. getroffenen Abkommens (§ 323). Es herrschten eben die Jesuiten, und diese drangen auch nach Ungarn und Siebenbürgen und beeinträchtigten hier die Protestanten, obgleich deren Rechte verfassungsmäßig (§ 307) gesichert waren. Im ganzen war das innere Leben in Österreich einer Stagnation verfallen; das Heer war schlecht gerüstet und hatte sich in dem letzten Türkenkriege seit Eugens Tode nicht mehr bewährt, die Finanzen waren in Zerrüttung.

Am 20. Oktober 1740 **starb Karl VI.** Seine Tochter Maria Theresia (geb. 13. Mai 1717) hatte eine vielseitige Bildung genossen und sich am 12. Februar 1736 mit Franz Stephan von Lothringen vermählt; für ihre große Aufgabe war sie am meisten gerüstet durch ihre natürliche Begabung und ihre Arbeitslust.

Friedrich I. (III.) 1688—1701 —1713 gest. 25. Febr. 1713

§ 350. Preußen unter Friedrich Wilhelm I. Friedrich I. hatte durch die Erwerbung der Königskrone kundgetan, daß der Staat des Großen Kurfürsten über die Stellung eines deutschen Territorialfürstentums hinausgeschritten war, hatte dem neuen Königshofe einen besonderen äußeren Glanz verliehen und Berlin zum Sitz von Kunst und Wissenschaft erhoben (§ 302). Durch all das, in Verbindung mit der leichtfertigen Verwaltung Wartenbergs (§ 302) und der Teilnahme am Spanischen Erbfolgekriege, waren die Finanzen des Staates stark in Anspruch genommen.

Friedrich Wilhelm I. 1713—1740

Sein Sohn Friedrich Wilhelm I. war von ganz anderer Geistesart, als der Vater. Eine gesunde, derbe, rauhe Soldatennatur, allem äußeren Schein und feineren Schmuck des Lebens abgeneigt, den Blick auf das Nächstliegende, Praktische gerichtet, voll einfach bürgerlicher Tugend, sparsamer Wirtschaftlichkeit und patriarchalischen Sinnes in einer Zeit, wo Volksbedrückung und Genußsucht als das gute Recht der Fürsten angesehen wurde, ein Mann von nüchterner Realität, unzugänglich für die Lockungen einer weitausgreifenden, ehrgeizigen Politik: so hat Friedrich Wilhelm I. die Kräfte gesammelt, die es seinem Sohne ermöglichten, seinen Staat zur europäischen Großmacht zu erheben und die damit verbundene schwere Prüfungszeit zu bestehen.

Hofleben

Das Hofleben änderte sich vollständig: es wurde bürgerlich. Alles, was an Luxus grenzte, wurde verbannt, die Dienerschaft auf das Notwendigste beschränkt, jeder überflüssige Aufwand vermieden. Kleidung und Hausgeräte waren einfach; die Juwelen und kostbaren Gerätschaften, die der Vater erworben hatte, verkaufte der Sohn und bezahlte von dem Erlös die Schulden. Die Mahlzeiten bestanden aus Hausmannskost, die Königin und die Prinzessinnen mußten sich mit häuslicher Arbeit beschäftigen. Der König hielt auch die an vielen Höfen herrschende Sittenlosigkeit fern und blieb seiner Gemahlin treu; aber diese und die Prinzessinnen litten unter dem tyrannischen Hausregiment des Königs sehr, und seine Tochter Wilhelmine (mit Friedrich von Bayreuth vermählt) hat sich in ihren Memoiren dafür gerächt. An Stelle des geistreichen Kreises, den Friedrich I. und seine Gemahlin um sich versammelt hatten, trat das Tabakskollegium. In einem einfachen Zimmer saßen der König und seine Freunde auf hölzernen Schemeln, rauchten aus Tonpfeifen, tranken schweres Bier und trieben oft recht unfeine Scherze. Zu diesen Freunden des Königs

gehörten vor allem der General und Minister Friedrich Wilhelm **von Grumbkow**, der kaiserliche Gesandte Friedrich Heinrich **von Seckendorff** und Fürst **Leopold I. von Anhalt-Dessau** (der alte Dessauer). Sie haben auch politisch den König am meisten beeinflußt.

Autokratisches Regiment

Wie im Hause, so war der König auch im Staate **strenger Autokrat.** „Gehorchen und nicht räsonieren" war ein beliebter Bescheid auf Eingaben. Alles zitterte vor dem zornigen Herrn, der alles selbst beobachtete und leitete, der, selbst von unermüdlicher Arbeitskraft, an die Leistungsfähigkeit seiner Beamten die höchsten Ansprüche stellte, der alle vom Minister bis zum Lakaien in heftigster Weise behandelte, wohl auch mit dem Stock dreinfuhr. Mag er dabei auch oft ungerecht gewesen sein, im ganzen hat sein gesunder Sinn doch das Richtige getroffen.

Verwaltung

Er erzog sich ein pflichttreues **Beamtentum**, gewährte den Beamten festen Gehalt, hob ihre soziale Stellung und schuf auf den alten Grundlagen die **Verwaltungsorganisation**, die bis zu den Zeiten des Freiherrn von Stein (IV, § 64) bestanden hat.

Dem König zur Seite stand das **Geheime Kabinett** und unter diesem der **Geheime Rat.** Die oberste Verwaltungsbehörde wurde das **Generaldirektorium**, in dem der König die bisher getrennte Zivil- und Militärverwaltung [in Weiterbildung der früheren Verwaltung (§ 299) hatte Friedrich I. das Hofkammerkollegium und das Generalkriegskommissariat eingerichtet] 1723 vereinigte. Von seinen fünf Abteilungen war die eine für das Justizwesen bestimmt, die vier anderen waren Oberbehörden der Provinzen; doch hatte jede auch noch allgemeine Staatsangelegenheiten zu erledigen: es bestand also eine Verquickung von Provinzial- und Ressortministerien. In den für die Provinzen errichteten **Kriegs- und Domänenkammern** wurde ebenfalls die früher getrennte Zivil- und Militärverwaltung (Oberkriegskommissariate, Amtskammer § 299) vereinigt; unter ihnen standen die Steuerräte für die Polizei- und Steuerverwaltung in den Städten, die Landräte für Verwaltung des Landes außerhalb der Städte, die Departementsräte für die königlichen Domänen. Das Wesentliche war, daß hier die gesamte Verwaltung in den Händen landesherrlicher Beamten lag im Gegensatz z. B. zu Österreich, wo es noch viel ständische Beamte gab (§ 308). Auch die städtische Selbstverwaltung durch den Stadtrat wurde dadurch eingeschränkt, daß der König die Mitglieder des Stadtrats nach Vorschlag der Städte ernannte.

Beschränkung der Feudalrechte

Wie der König in dieser Beamtenorganisation die Staatsidee zur Geltung brachte, so trat er auch sonst den widerstrebenden Feudalgewalten entgegen. Der **Adel** war von der direkten Steuer befreit, weil er früher die Lehnsreiterei gestellt hatte; der König verfügte nun, daß die Stellung der (nicht mehr gestellten) Ritterpferde abgelöst werden sollte durch eine jährliche Geldzahlung. Damit war tatsächlich die Steuerfreiheit des Adels aufgehoben; auch wurden die Lehnsgüter zu vollem Eigentum erklärt. Trotzdem protestierte der Adel gegen die Besteuerung; dabei antwortete der König auf eine Eingabe mit den berühmt gewordenen Worten: „Ich komme zu meinem Zweck und stabiliere die Souveraineté und **setze die Krone fest wie einen rocher de bronze.**" In der Tat galt es, die Krone zum festen Punkt im Staatsleben zu machen und die Autorität der Junker zu vernichten.

Finanzen

Bei dieser Beseitigung feudaler Vorrechte kamen auch finanzielle Rücksichten in Frage. Im übrigen ruhten die **Finanzen** auf den alten Grundlagen: der Akzise, der Kontribution und den Domänen (§ 299). Eine großartige Tat war es, daß der König 1713 die königlichen Privatgüter zu Staatsgütern erklärte. Der König verstand es, die Staatseinnahmen durch sparsame Verwaltung auf jährlich 7 Millionen zu heben und einen Schatz von mehr als 10 Millionen Talern zu sammeln.

Heer

Neben das Beamtentum stellte der König als zweite Stütze des Staates das **Heer**; er vermehrte es von 38000 auf 83000 Mann, sorgte für eine treffliche Ausbildung, stellte das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht auf und erzog einen tüchtigen Offiziersstand.

Zum größten Teil bestand das Heer aus geworbenen Söldnern; daneben aber verkündete der König 1733 den Satz, daß „jeder Untertan für die Waffen geboren" sei, und führte das Kantonsystem ein. Danach wurde jedem Regiment ein Rekrutierungsbezirk (Kanton) zugewiesen; indes kam der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht wegen der vielen Ausnahmen, die gemacht wurden, und wegen der Willkür der Aushebung tatsächlich noch nicht zur Geltung; dazu wurden die Ausgehobenen nur ungern Soldaten und blieben, verglichen mit den Söldnern, „unsichere Kantonisten"; sie waren 20 Jahre dienstpflichtig, wurden aber jährlich nur 2—3 Monate eingezogen. Das Offizierkorps suchte der König hauptsächlich aus dem einheimischen Adel zu ergänzen, der dadurch ein neues Arbeitsfeld erhielt. Eigenartig war des Königs Vorliebe für „lange Kerle", die er in das Potsdamer Leibregiment einstellte und deren Länge er noch durch die langen Blechmützen erhöhte. Bewundert wurde die stramme Zucht, der Drill, die Exaktheit im Exerzieren, Feuern usw.; allerdings wurde diese Ausbildung nur durch barbarische Strafen (Spießrutenlaufen usw.) erzielt. — In allen militärischen Dingen wurde der König besonders unterstützt von dem Fürsten Leopold I. von Dessau, dessen Charakter dem des Königs verwandt war. Dieser derbe, aber leutselige und mit gesundem Mutterwitz begabte Kriegsmann, der sich als Feldherr schon bewährt hatte (§ 319), der für die Verbesserung des Heeres unermüdlich tätig war (er hat z. B. den Gleichschritt und den eisernen Ladestock eingeführt), war der Abgott seiner Soldaten, die ihn für kugelfest hielten, und wurde als „alter Dessauer" darüber hinaus eine der populärsten Figuren der deutschen Geschichte; populär auch durch seine Vermählung mit Anna Luise (Annaliese), der Tochter des Apothekers Föhse.

Leopold I. von Dessau geb. 1676 gest. 1747

Wirtschaft

Auf wirtschaftlichem Gebiete hat der König viel geleistet; am meisten Interesse hatte er für die Landwirtschaft, ohne deshalb Gewerbe und Industrie zu vernachlässigen. Scharf schied er in der wirtschaftlichen Tätigkeit die einzelnen Stände, indem er dem Adel den Großgrundbesitz, den Bauern die kleinen Landgüter, den Bürgern Handel und Gewerbe zuwies.

Zur Hebung der Landwirtschaft trug wesentlich bei die Einführung langer Pachtungen auf den Domänen; dadurch wurde der Antrieb zu intensiver Ackerkultur vergrößert. Der König wünschte außerdem einen freien Bauernstand; er hob deshalb die Hörigkeit auf den Domänen auf; für die Herrengüter konnte er das nicht erreichen, aber er verpflichtete die Gutsherren zur besseren Behandlung ihrer Bauern und verbot das „Bauernlegen", d. h. die Austreibung der Bauern ohne rechtlichen Grund. Sehr wichtig war sodann die innere Kolonisation. Bruchgegenden wurden entwässert, auch sonst unkultivierte Lande urbar gemacht und fremde Ansiedler herangezogen. Zu ihnen gehören die vertriebenen Salzburger. Erzbischof Firmian von Salzburg wollte seine katholischen Untertanen zum Katholizismus zwingen und rief, als er Widerstand fand, kaiserliche Truppen herbei. Da trat Friedrich Wilhelm für deren Auswanderungsrecht ein und bewirkte, daß der Erzbischof das Emigrationspatent erließ. Etwa 20000 wanderten aus und fanden Aufnahme in Ostpreußen, wo zahlreiche wüste Hufen, aber auch Dörfer, Domänen und Städte neu besiedelt wurden. Die Industrie suchte der König im Geiste des Merkantilismus durch hohe Schutzzölle und Ausschließung fremder Produkte zu fördern. Zur Hebung der Industrie trug auch bei die Sorge für den Wiederaufbau der vom Dreißigjährigen Kriege noch zerstörten Häuser in den Städten; er erklärte, daß Baustellen, die nicht wieder bebaut würden, vom Staate eingezogen werden sollten. Der Handel litt unter dem Schutzzollsystem, jedoch erreichte der König durch einen Handelsvertrag einen starken Export von Tuchen nach Rußland im Austausch gegen russische Rohprodukte. Die vom Großen Kurfürsten gegründeten afrikanischen Kolonien gab er in klarer Erkenntnis ihrer Unhaltbarkeit auf (§ 301).

1719

1731

Wissenschaft, Schulpflicht

Für Wissenschaft und Kunst hatte der König wenig Interesse. Er war ein Feind der in den vornehmen Kreisen herrschenden französischen Bildung. Den Etat der Berliner Akademie ermäßigte er auf die lächerliche Summe von 300 Talern, dagegen verkündete er den Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht, die neben der allgemeinen Wehrpflicht das preußische Volk für den Staat erzogen hat. Er sorgte für die Errichtung zahlreicher Volksschulen und förderte die Universität Halle, um auf ihr (es wirkten dort A. H. Francke und Thomasius, § 360) Lehrer heranzubilden. Halle blieb denn auch ein Sitz einer freieren Wissenschaft.

1717

So unsympathisch das herrische, tyrannische Verfahren des Königs auch sein mag: für den inneren Ausbau der preußischen Monarchie hat

er Großes geleistet, und nicht mit Unrecht hat man ihn den „größten inneren König Preußens" genannt. Viel weniger Interesse und Verständnis besaß er für die auswärtige Politik. Der bei seinem Regierungsantritt zu Ende gehende Spanische Erbfolgekrieg brachte nur geringen Gewinn; in den Nordischen Krieg griff er noch ein und erlangte Pommern bis zur Peene mit der so wichtigen Odermündung (§ 327). Den dann folgenden Kreuz- und Quergängen der europäischen Diplomatie war seine gerade Natur nicht recht gewachsen. Er ließ sich hauptsächlich durch seine Ansprüche auf Jülich-Berg (§ 331) leiten; daneben bestimmte ihn seine Hinneigung zum Kaiser, in der ihn der österreichische Gesandte von Seckendorff, der Genosse des Tabakskollegiums, festhielt.

Auswärtige Politik

Da Georg I. bei einem Besuche in Berlin in dem Charlottenburger Vertrage (1723) Unterstützung der Ansprüche auf Jülich-Berg zugesagt hatte, trat der König dem Herrenhauser Bündnis (§ 331) mit England und Frankreich bei (1725). Hierbei wirkten mit die Heiratspläne der Königin Sophie Dorothea. Sie war eine Tochter Georgs I. und erstrebte eine Doppelheirat zwischen ihren Kindern und den Kindern ihres Bruders Georg (II). Dessen Sohn Friedrich Ludwig sollte sich mit ihrer Tochter Wilhelmine, seine Tochter Amalie mit dem preußischen Kronprinzen Friedrich vermählen. Indes Georg I. wollte diese Heiraten benutzen, um den König in einen schärferen Gegensatz zu Österreich zu treiben und trat außerdem sehr hochfahrend auf. So schloß sich der König in Wusterhausen (§ 331) wieder an den Kaiser an (1726). Der Versuch Englands, die Entlassung des von Seckendorff bestochenen Grumbkow zu bewirken, erbitterte den König noch mehr; dazu kamen die Händel in Mecklenburg (§ 331). Unter Seckendorffs Mitwirkung wurde nun die Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen Friedrich von Bayreuth vermählt (1731) und der preußische Kronprinz mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern verlobt (1732). Als dann aber die Pragmatische Sanktion durch das Reich (gegen die Stimmen von Bayern, Kurpfalz und Sachsen) anerkannt war (1732), nahm Österreich auf Preußen keine Rücksicht mehr. Karl VI. schloß mit Frankreich und England ein gegen die preußische Sukzession in Jülich-Berg gerichtetes Bündnis; doch verstand sich schließlich Frankreich dazu, dem Preußenkönig den größten Teil von Berg zuzugestehen (1739).

§ 351. Friedrichs des Großen Jugend und Thronbesteigung.

König und Kronprinz

Im Zusammenhang mit diesen politischen Vorgängen stehen auch die Zerwürfnisse in der Familie des Königs; doch ist der innerste Grund für die Entfremdung zwischen dem Könige und dem Kronprinzen in der Charakterverschiedenheit beider zu suchen.

Der am 24. Januar 1712 geborene Kronprinz Friedrich wurde zuerst von der Frau von Rocoules, einer geflüchteten Hugenottin, erzogen; als er sieben Jahre alt war, erhielt er zu Gouverneuren den General von Finckenstein und den Obersten von Kalckstein, zum Lehrer den französischen Emigranten Duhan. Der Prinz sollte zur Gottesfurcht und Sparsamkeit erzogen werden, der Unterricht Religion, Französisch, Rechnen, neuere Geschichte und Geographie umfassen; in einer Kadettenkompagnie sollte der Prinz Liebe zum Soldatenstande lernen; bis auf die Minute wurde seine Beschäftigung geregelt. Hatte der Prinz nun schon durch Frau von Rocoules, die nicht einmal Deutsch konnte, eine Vorliebe für die französische Sprache gewonnen, so wurde diese noch erhöht durch Duhan, zumal dieser ihn in die Schätze der französischen Literatur einführte. Daneben fand der Prinz Gefallen am Flötenspiel, in dem er dann Unterricht bei dem 1741 nach Berlin berufenen Dresdner Kapellmeister Quanz nahm. Gegen die pedantische Erziehungsweise des Vaters, auch gegen die von ihm geforderte Frömmigkeit bäumte sich der genial veranlagte Prinz auf, der soldatische Zwang war ihm zuwider, und er begann ein regelloses Leben. Bei einem Besuche des üppigen Dresdner Hofes (1728) erlag er den an ihn herantretenden Verlockungen; nach seiner Rückkehr entfremdete er dem Vater immer mehr und fand dabei einen Rückhalt an seiner Mutter und seiner Schwester Wilhelmine (§ 350). Die Erbitterung des Königs über die Art, wie man in England die Heiratspläne der Königin ausnutzen wollte, trug nicht dazu bei, das Verhältnis in der königlichen Familie zu bessern. Da faßte der Prinz den Plan, nach England zu fliehen. Bei einer Reise, die er mit dem Vater nach dem Rheine machte, sollte die Flucht mit Hilfe der Leutnants von Katte und von Keith ausgeführt werden. Indes die Sache wurde verraten; der Prinz wurde festgenommen (Aug. 1730)

und nach Küstrin gebracht; auch Katte wurde verhaftet, während Keith rechtzeitig fliehen konnte. Das Kriegsgericht verurteilte Keith wegen Desertion zum Tode, Katte wegen des Versuchs der Desertion zu lebenslänglichem Gefängnis, erklärte sich aber für nicht kompetent, über den Kronprinzen zu urteilen. Der König verwandelte das über Katte gefällte Urteil in Todesstrafe und ließ ihn vor dem Fenster des Kronprinzen hinrichten. Über den Kronprinzen ist kein Todesurteil gesprochen worden, doch hat ihn der König vom Throne ausschließen wollen. Auch das unterblieb, zum Teil auf Verwendung Seckendorffs: der Kronprinz mußte in einem Neueid unbedingten Gehorsam versprechen und wurde der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin zugeteilt, um dort als Auskultator zu arbeiten. Wie der König schrieb, sollte er lernen, „daß kein Staat bestehen könne sonder Wirtschaft und gute Verfassung, und daß ohnstreitig das Wohl des Landes davon dependiere, daß der Landesherr alles selbst verstehet und ein Wirt und Ökonomus ist". Da er sich allmählich in diese Schule hineinfand und ernst arbeitete, erlaubte ihm der König, zur Hochzeit seiner Schwester nach Berlin zu kommen, gab ihm die Uniform zurück und ernannte ihn zum Obersten in Neu-Ruppin, damit er nun auch den militärischen Dienst kennen lerne. Schon vorher hatte ihn der König gegen seinen Willen mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern verlobt; im nächsten Jahre fand die Vermählung statt; doch entfremdeten die Gatten durch die Schuld Friedrichs trotz der Verehrung, mit der Elisabeth zu ihm aufblickte. Nach der Rückkehr aus dem polnischen Erbfolgekrieg (§ 332), während dessen der Kronprinz am Rhein den Prinzen Eugen kennen gelernt hatte, erhielt er vom Vater Schloß Rheinsberg bei Neu-Ruppin. Hier führte er nun im Kreise gebildeter und freidenkender Freunde (Kaiserling, Jordan, Fouqué u. a.) ein dem Studium gewidmetes Leben, gewürzt durch geistvolle Geselligkeit und Musik. Er las französische und antike Schriftsteller, beschäftigte sich viel mit Philosophie (namentlich der Wolffs, § 360), wurde Anhänger der Aufklärung und trat mit deren vielbewundertem Vorkämpfer Voltaire in Briefwechsel. Hier entstand sein berühmter Antimacchiavell, in dem er Macchiavelli (II, § 331) den Vorwurf macht, die Moral aus der Politik gestrichen zu haben, aber doch zugeben muß, daß ein Fürst gezwungen sein kann, Verträge nicht zu halten; wichtiger als diese Erörterung ist es aber, daß der König sich der Ansicht der Aufklärer, wonach der Staat durch Vertrag entsteht und der König vom Volke eingesetzt wird (§ 369), anschließt und daran den in seinen Schriften öfter wiederkehrenden Satz knüpft: „Der König ist der erste Diener seiner Völker." Damit verkündete er das Programm des aufgeklärten Absolutismus.

27. Okt. 1730 — 6. Nov. 1730 — 17. Nov. — Nov. 1731 — April 1732 — 1733 — 1734 — 1736 — 1739

Übrigens entsprach die Betätigung dieser Theorie durchaus der Betätigung des Pflichtgefühls seines Vaters. Beider Beziehungen waren denn auch immer besser geworden; sie lernten sich gegenseitig schätzen. Der Sohn hatte in der Schule des Vaters dessen Lebenswerk würdigen gelernt und für seine eigene Entwicklung viel gewonnen; der Vater hielt den Sohn nicht mehr für unwürdig des Throns; in seiner Erbitterung über die Haltnng des Kaisers sagte er: „Hier ist einer, der mich rächen wird."

Am 31. Mai 1740 starb Friedrich Wilhelm I., und der 28jährige **Friedrich II.** bestieg den Thron. Den neuen Geist kündigten seine ersten Maßregeln an. Als erster Fürst verfügte er die Abschaffung der Folter, und kurz darauf erschien der berühmte Erlaß: „In meinem Staate müssen alle Religionen tolerieret werden — jeder hat das Recht, nach seiner Fasson selig zu werden," ein Wort, das sich an erster Stelle gegen den Bekehrungseifer der Geistlichkeit richtete. Für die auswärtige Politik rüstete er sich durch Vermehrung der Armee unter Aufhebung des Riesenregiments; er wußte, daß ihm der Tod Karls VI. schwere Kämpfe bringen mußte.

3. Juni 1740 — 22. Juli

Achtes Kapitel.

Die deutsche Literatur von 1660 bis 1740, die des übrigen Europa bis 1800. Kunst des Rokoko.

A. Die schöne Literatur.

1. Die deutsche Literatur bis Gottsched.

§ 352. Volkstümliche Richtungen. Nicht sofort und überall fiel Opitzen (§ 254) der Sieg zu.

Im Süden zunächst machten die Heidelberger (§ 254) die Abkehr von der volkstümlichen Kunst nicht mit, ja Zinkgref ging öffentlich gegen den bekehrten Opitz vor (§ 254). Unbeirrt verfolgte ferner die Prosasatire ihren volksbeliebten Weg, z. B. in den Gesichten von Moscherosch (§ 254) und in den romanhaften Erzählungen des Satirikers Balthasar Schupp aus Gießen, der als landgräflicher Hofprediger die Friedenspredigt in Münster gehalten hat. Berührt er sich auch als Anwalt der Muttersprache mit dem Haupte der Schlesier, so ist er ihm im Kampfe gegen hochtrabende Gelehrsamkeit ganz entgegen. Neben den maßvolleren Moscherosch, aber mit Schweinichen (§ 183) auf gleiche Stufe stellt den Schultheißen von Renchen, Christoffel von Grimmelshausen sein vielgenannter Abenteuerlicher Simplizissimus, die in der Art der pikarischen Romane (§ 95) gehaltene Lebensgeschichte des „seltsamen Vaganten Melchior Sternfels von Fuchshaim" aus dem großen Kriege. Die in ihrer Derbheit erschütternde Wahrheit dieses ungemein lebensvollen Zeitbildes hat mehr als literarische Bedeutung. Ein vielerfahrener Mann, der mit offenem Auge die Wirbel und Strudel einer unerhört ereignisvollen Zeit betrachtet hat, schildert aus der Fülle seiner Erlebnisse den Entwicklungsgang des Helden, Wahrheit und Dichtung künstlerisch vermengend, mit überraschender Seelenkenntnis und so, daß in dem Gemälde trotz aller individuellen Schicksale und trotz des grauenvollen geschichtlichen Hintergrundes die ewig menschlichen Züge der Hauptgestalt deutlich und verständlich werden. Wie andere schrieb Grimmelshausen unter verschiedenen Decknamen bald als Samuel Greiffensohn von Hirschfeld, bald als Hermann Schleifheim von Sultzfort u. a. Ehe er sich mit den „Simplizianischen Schriften" seiner Gegenwart zuwandte, huldigte er dem Geschmacke des Tages mit gelehrten Moderomanen, z. B. Dem fliegenden Wandersmann nach dem Monde, Dietwalds und Amelindens anmutiger Lieb- und Leidsgeschichte u. a.

Schupp 1610—1661

Grimmelshausen um 1625—1667

Auch der Norden versagte hier und da Opitzen die Heeresfolge. Der Professor der Dichtkunst in Rostock, Peter Lauremberg, war zur neuen Kunstauffassung bekehrt; sein Bruder Johann Lauremberg dagegen verfiel mit Veer olde beröhmede Schertzgedichte sogar in die verpönte Mundart. Andere schlossen sich an Flemings liedartige Dichtweise an, und der zur Schwärmerei neigende Stifter der deutschgesinnten Genossenschaft von Zesen (§ 254), ein arger Vielschreiber, kehrte zur lateinischen Dichtung zurück. Viel Kummer bereiteten ihm die Verleumdungen und Verdächtigungen des ränkesüchtigen religiösen Eiferers Johann Rist, des ergebensten und fruchtbarsten, aber auch seichtesten Opitzjüngers im Norden. Obschon seine zahlreichen Gedichte und Kirchenlieder größtenteils wässerige Reimereien sind, stellte ein mächtiger Anhang diesen „nordischen Apoll" sogar seinem Meister gleich.

Joh. Lauremberg 1590—1658

von Zesen 1619—1689

Rist 1607—1667

§ 353. Die zweite Schlesische Dichterschule. Schon der Name der zweiten Schlesischen Dichterschule deutet darauf hin, daß wesentliche Unterschiede zwischen ihr und ihrer Vorgängerin nicht bestehen; nur werden die maßvollen und wohlbegründeten Forderungen des Meisters jetzt mißverständlicherweise und unleidlich in die Höhe geschraubt und ihre Erfüllung im Übermaße der Unnatur gesucht. Opitz hatte der landläufigen Plumpheit und Roheit das Gesetz der Feinheit, des abgemessenen und würdevollen Ausdruckes, der geschmackvollen Auswahl auch der Gedanken entgegengesetzt. Seine Nachfolger verstanden ihn dahin, den Wert der Dichtung mache eine gespreizte, mit rednerischen Zutaten aller Art überladene Sprache aus, die ängstlich die gang und gäben Bezeichnungen vermeidet, eine verstandesmäßig erklügelte, aber innerlich hohle Gewaltsamkeit der Empfindungen, deren kalte Glut nicht einmal durch reichliche Beigaben von

Zweite Schlesische Dichterschule

sinnlich-lüsternen, ja unmenschlichen Darstellungen Wärmekraft gewinnt, der den Italienern abgelernte Einschlag von witzelnden und geistreichelnden Einfällen (concetti), endlich als letzter Zierat eine breitspurige Gelehrsamkeit, kurz also das, was man Schwulst nennt. Auch den Ruhmestitel, gegenüber der nüchternen Art Opitzens der Einbildungskraft wieder zu ihrem Rechte verholfen zu haben, machen bereits Fleming (§ 254) und der ältere Gryphius (§ 254) der jüngeren Schule streitig. Ihr Oberhaupt ist Christian Hofmann von Hofmannswaldau aus Breslau, der Marinis (§ 259) Unwahrheit und Geschmacklosigkeit als erster in Schlesien ausbreitete, von wo sie sich zum größeren Unheile unseres Schrifttums bald überallhin verbreiteten.

Hofmannswaldau 1618—1679

Hofmannswaldau war ein welterfahrener, vielgereister vornehmer Herr, der sich übrigens gegen Angriffe wegen seiner ebenso glatten und zierlichen als schlüpfrigen Heroiden oder Briefen von Liebenden in Ovids Manier mit Fug auf sein tadelloses Leben berufen konnte mit dem Satze, poetisch werde eins gesagt, im Leben ein anderes gemeint. Er starb als erster Ratsherr seiner Vaterstadt. Eine wahrhaft verhenkerte Vorstellungskraft lieferten und gestalteten die Stoffe in Daniel Kaspar von Lohensteins unvollendetem Romane Großmütiger Feldherr Arminius und in den Trauerspielen Sophonisbe, Agrippina, Kleopatra, Ibrahim Pascha u. a. In der schlechtverhüllten Lüsternheit seiner Lyrik steht er noch über Hofmannswaldau. Für diese mit Gelehrsamkeit und Ziererei vornehmtuerische, auf Sinnenreiz berechnete, dabei in der Form sehr gewandte Art fand man die Bezeichnung „galant". Und diese galante Art hat Lohenstein in den sogenannten heroischen Roman hineingetragen. Er traf damit den Geschmack der verbildeten, innerlich stumpfen, um so mehr aber auf Äußerlichkeiten gerichteten Zeit. Jetzt wird der Roman zur Ablagerungsstätte für bunten Krimskrams aus Geschichte, Erdkunde und Altertumsforschung. An wirkliche Ereignisse im fernen Indien knüpfte Heinrich Anselm von Ziegler und Klipphausen aus Radmeritz, der in der Asiatischen Banise oder Blutigem, doch mutigem Pegu die Befreiung der schönen Banise aus der Gewalt des Schreckensherrschers Chaumigrem durch den Prinzen Balakia breit, aber nicht ohne Kraft erzählt. Vielgelesen waren ferner die bändereichen Werke des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, Die durchlauchtigste Syrerin Aramena und Die Römische Oktavia. Als Mitglied des Palmenordens (§ 254) dichtete der Herzog Christfürstliches Davids-Harpfen-Spiel. Mehrere Stücke daraus gingen in den Liederschatz der protestantischen Kirche über, von der er später abfiel. Seine Singspiele endlich lassen deutlich den Umschwung erkennen, der sich seit seinem Vorfahren Heinrich Julius (§ 183) auch in Braunschweig vollzogen hatte. In der Masse ähnlicher Erzeugnisse bleibt die Insel Felsenburg von Gottfried Schnabel, der unter dem Namen Gisander schrieb und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Hofagent in Stolberg lebte, darum bemerkenswert, weil diese mit dem Auge des Dichters erschaute Robinsonade mit ihrem Gemälde einer idealen Lebensgemeinschaft als Mittelglied von Campanella (§ 191, 1) und Morus (§ 90) zu Hallers (§ 354) politischen Romanen überleitet.

Lohenstein 1635—1683

Ziegler-Klipphausen 1653—1697

Anton Ulrich v. Braunschweig 1633—1704

Schnabel

Unter den zahlreichen Angehörigen der zweiten Schlesischen Schule trat der Freiherr Aßmann von Abschatz als Bearbeiter des Pastor fido des Guarini (§ 189) einigermaßen hervor. In Gedichten schlug er natürliche, auch vaterländische Töne an, ohne dadurch den Mangel dichterischer Anlage auszugleichen. Sie blieb ebenso dem gemäßigten Christian Gryphius, dem Sohne des Dramatikers, in den Poetischen Wäldern und dem schon manierierteren Heinrich Mühlpfort in Teutschen Gedichten versagt. Am ehesten noch hatten die jüngeren Schlesier mit dem geistlichen Liede Erfolg. Noch immer schöpfen unsere Gesangbücher aus des Schweidnitzer Oberpredigers Benjamin Schmolck(e) Heiligen Flammen und Saitenspiel. Freilich steht unvergessenen Chorälen, wie „Habe deine Lust am Herrn", „Himmelan geht unsre Bahn", „Was Gott tut, das ist wohlgetan" mancherlei Weichliches und Gekünsteltes gegenüber. Hans von Assigs geistliche Lieder lassen von der Leichtfertigkeit seiner weltlichen Dichtung nichts ahnen. Auch Abschatz zählt zu dieser Gruppe.

Abschatz 1646—1699

Christian Gryphius 1616—1664

Mühlpfort 1639—1681

Schmolck 1672—1737

Assig 1650—1694

Der Satiriker der Schlesischen Schule wurde der schleswigsche Rektor Joachim Rachel. Von Geburt Ditmarsche und dann Schüler Laurembergs ging er von der volkstümlichen Richtung ganz ins gelehrte Lager über. Persius und Juvenal geben die Muster für seine regelrecht abgefaßten Satiren, denen verständige Beobachtung manche gute Bemerkung einflicht, aber Natürlichkeit und Leben mangeln. Unabhängig von den Schlesiern erstand ein berufener Satiriker in dem Leipziger Studenten Christian Reuter, dem der Unwille

Rachel 1618—1669

Reuter

gegen seine Wirtin die Feder in die Hand drückte. Daß er wegen des Romans Schelmuffkys wahrhafftige, curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande, in hochdeutscher Frau-Muttersprache eigenhändig und sehr artig an den Tag gegeben von E. S., sowie ähnlich gerichteter Dramen halber 1699 von der Universität Leipzig verwiesen wurde, spricht für die Wirksamkeit seiner Satire, mehr noch die vielfache Nachahmung, die er fand. In einer anderen Gestalt dieser Zeit pflegt man nur den Spaßmacher aus Schillers Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager zu sehen. Für diesen war allerdings Abraham a Santa Clara, eigentlich Ulrich Megerle, aus Schwaben, zuletzt Hofprediger und Augustinerprovinzial in Wien, mit seiner Türkenpredigt „Auf, auf! Ihr Christen" das Vorbild. Aber seine volkstümliche, packende und eindringliche Beredsamkeit zielte nicht auf die billigen Erfolge niederer Komik ab; sie war vielmehr die geschickt gewählte Hülle für ernste und freimütige Mahnungen an hoch und niedrig. Neben seinem Hauptwerke Erzschelm Judas oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeschreibung des Ischariotischen Bösewichts sind Mercks, Wien!, Lösch Wien! und Huy und Pfuy der Welt die besten Offenbarungen seiner eigentümlichen Art.

Abraham a Sta. Clara 1644–1709

Eine Sonderstellung in der Schlesischen Schule nimmt Friedrich von Logau ein, der im Dienste der Herzöge von Brieg den Dreißigjährigen Krieg miterlebte.

Logau 1604–1655

Anfänglich Opitzen ohne Vorbehalt anhänglich, konnte er nach der Erschütterung und Läuterung seines Gemütes durch das nationale Unglück mit den spielerischen, nach dem Auslande schielenden Nachfolgern des Meisters nichts gemein haben. Aus dem zerstörenden Jammer über Deutschlands Niedergang und Elend rettete sich sein empfindsames Herz in satirische Zeit- und Weltbetrachtung, deren Niederschlag die in ihrer Gesamtheit kurz vor seinem Tode veröffentlichten Salomons von Golaw Sinn-Getichte drey Tausend bildeten. Bekanntlich hat Lessing dem Gedächtnisse dieses wackeren, verständigen und weitblickenden deutschen Mannes das gebührende Denkmal gesetzt.

Die Reihe der Schlesier schließt Johann Christian Günther als ihr Landsmann, weniger als ihr Kunstverwandter ab, zu den ihn höchstens einige Erstlingswerke stempeln könnten. Sonst erscheint er durchweg als ebenso selbständiger wie berufener Dichter, der aber durch Schicksal und eigene Schuld nie zur Reife gedieh.

Christian Günther 1695–1723

Bekannt ist Goethes Urteil über Günther. Schon dem Knaben wurde der unausrottbare Hang zur Dichtkunst eine Qual, zugleich trat der sinnliche Zug in seiner Natur unheilvoll hervor, der dann den jungen Studenten alles Haltes beraubte. Einmal zur Verzeihung gewonnen, sagte sich später der strenge Vater von dem rückfälligen Sohne los, dessen frühen Untergang nun Hunger und Not, der Mißerfolg seiner Bewerbung um das Amt eines Hofpoeten in Dresden, enttäuschte Liebe und sittliche Verwilderung beschleunigten.

§ 354. Gegner der Schlesischen Schulen. Die Schweizer. Von drei Seiten erfuhr die Schlesische Schule im Anfange des 18. Jahrhunderts heftige Angriffe. Der Zittauer Gymnasialrektor Christian Weise stimmte wohl Opitzens Grundlehren, besonders dem Satze vom Zwecke der Poesie und seiner Forderung verstandesmäßiger Nüchternheit zu, eben darum mußte er aber dem überhobenen Treiben der jüngeren Schlesier in allen Stücken abhold sein. Ihrer „galanten" Dichtung setzte er schroff das „Naturelle" entgegen, einen Begriff, der ihn im Schauspiel wie in der Lyrik zur schlichten Wiedergabe der Wirklichkeit und zur Volksdichtung zurückführte. Obenan stand ihm der lehrhafte Zweck, enger gefaßt: die Rücksicht auf die Erziehung seiner Schüler, denen die Komplimentierkomödie sogar Anstandsformen beibringen sollte. Mit Recht sträubte sich sein gesundes Gefühl gegen die „hohe affektierte Dunkelheit", aber sein eigener niedriger Begriff von der Dichtkunst ließ ihn im Versemachen eine Beschäftigung sehen, „mit der jeder, der sich hernach in der Welt mit Ehren wollte sehen lassen, einige Nebenstunden zubringen müsse," und verführte ihn zu einem handwerksmäßigen Betriebe, zu dem er seine Schüler durch die Lehre von den 12 Fundgruben der Stoffsammlung befähigen zu können meinte. Von Regeln mochte er wenig wissen; lieber keine, so warnte er, als zu viel, und einzige Gesetzgeberin des Ausdrucks war ihm die ungekünstelte Sprachrichtigkeit.

Christ. Weise 1642–1708

Seine Fruchtbarkeit — 55 Schauspiele sind erhalten — und einigermaßen auch seine lockere Kunstansicht erklären sich aus der Pflicht, die ihm sein Amt auferlegte, jährlich drei

Stücke für Schulaufführungen zu schreiben. So bearbeitete er geistliche Stoffe wie Triumphierende Keuschheit, Beschützte Unschuld, oder griff mit Masaniello, Karl Stuart u. a. in die Weltgeschichte; anderes, z. B. Bäuerischer Macchiavel, Verkehrte Welt, war freie Erfindung. Auch als Satiriker in lyrischen Gedichten, wie Überflüssige Gedanken der grünenden Jugend, Reife Gedanken, Der grünenden Jugend notwendige Gedanken, im Roman, so in Den drei Erznarren der ganzen Welt und Den drei klügsten Leuten der ganzen Welt, endlich als Kirchenlieddichter kam Weise von der Nüchternheit nicht los.

Weise ist in allem das Widerspiel der vornehmen, volksfremden Herren in Schlesien. Nicht ohne dichterische Gaben, dazu federgewandt, brachte er zwar die Schulkomödie noch einmal zur Blüte, auch über Sachsens Grenzen hinaus, opferte aber dem Streben nach Natürlichkeit, dem Realismus, auch den letzten Rest volkstümlicher Kunst, was er durch den Abstieg in die niedrigste Komik mit Hanswurst und „Pickelhäringswitz" büßte. Das bescheidene Ausmaß seiner künstlerischen Forderungen endlich zog jene allerwärts wuchernde Mittelmäßigkeit groß, die in ihrer Selbstgenügsamkeit ein bedenkliches Hindernis jedes Aufschwungs werden sollte.

Die Hofpoeten

Den zweiten Stoß gegen die Schlesier führten die sogenannten Hofpoeten, die ihre Vorbilder in Frankreich suchten, die Poetik des Horaz und des Boileau (§ 358) dem Regelwerk Opitzens entgegenstellten und in Oden, Fest- und Gelegenheitsgedichten, Satiren usw. dem Marinismus der Schlesier glatte Form und gebildete Sprache vorzogen. Sie fanden um so günstigeren Boden, als eben damals französische Bildung und Sprache an den Fürstenhöfen und beim Adel zur Herrschaft gelangten. Auch diese Gruppe rekrutierte sich wie die Schlesier aus der vornehmen Welt.

Canitz 1654—1699 · Besser 1654—1729 · König 1688—1744 · Neukirch 1665—1729

Der preußische Geheime Staatsrat Freiherr von Canitz war in seinen kalten Gedichten doch schlicht und frei von Schwulst; nicht so der Brandenburger, dann Dresdner Oberzeremonienmeister Johann von Besser. An der Aufgabe dieser Dichter, den Prunk höfischen Lebens zu verewigen, scheiterte auch Bessers später geadelter Nachfolger in Dresden, von König, der durch sein unvollendetes Manöverepos August im Lager zu eigentümlicher Berühmtheit gelangt ist. Durch Canitz wurde auch Benjamin Neukirch, zuletzt Prinzenerzieher und Hofrat in Ansbach, für die französische Manier gewonnen.

Wernike 1661—gegen 1720

Einen dritten Angriff gegen die Schlesier unternahm von Hamburg aus der geborene Elbinger Christian Werni(g)ke, der später im dänischen Gesandtschaftsdienste nach Paris ging.

Hunold 1680—1721

Sein geistreicher Spott setzte den Schlesiern arg zu, selbst dem besonnenen Logau, dessen Sinngedichten er seine französisch-witzigen Epigramme oder Überschriften entgegenstellte. Dadurch rief er die Operndichter Hunold und Postel, die in Hamburg das Banner der Schlesier hochhielten, auf den Plan. Hunold hatte als „Menantes" satirische Romane, Theatralische, galante und geistliche Gedichte geschrieben. Mit dem Törichten Pritschmeister wandte er sich gegen Wernike, wie dieser mit dem Heldengedicht Hans Sachs genannt gegen Postel (Stelpo), dessen epische Versuche, Homerübersetzung u. a. mit Hunolds Satire zusammen den trüben Bodensatz der Schlesischen Kunst darstellen.

Hamburg war überhaupt der Mittelpunkt des geistigen Lebens im Norden. Hier zeitigte der Wohlstand eine Blüte der Oper (§ 365). Hier rangen die literarischen Richtungen mitunter heftig um den Sieg.

Hagedorn 1708—1781 · Anakreontik · Nik. Götz 1721—1781

Dem natürlichen Frohsinne Friedrichs von Hagedorn, der in seiner Vaterstadt Hamburg als Vertreter einer englischen Handelsgesellschaft behaglich lebte, mußte die heitere und gewählte Art besonders zusagen. In der Fabel und der Erzählung in Versen war Lafontaine sein Vorbild, im Lied und in der Epistel Horazens Lebensweisheit. Auch mit anmutigen, leichten Liedern verfiel der Verfasser der Moralischen Gedichte nicht in Leichtfertigkeit und gelangte zu einer Berühmtheit, um die seine Nachfolger, die Anakreontiker Gleim (§ 418), Peter Uz (§ 418) und Nikolaus Götz vergeblich warben.

Mit einer Übertragung der zahlreichen, unter des griechischen Sängers Anakreon Namen überlieferten und seiner wenigen echten Scherz-, Trink- und Liebeslieder trat dieser Hallische Dichterkreis vor die Öffentlichkeit. Die eigenen

Gedichte der Anakreontiker entbehrten der Wahrheit — sie flossen aus dem Verstande, nicht aus dem Selbsterlebnisse —, auch des bedeutenden Gehaltes, doch verstanden diese Dichter ihre eintönigen Stoffe durch mannigfaltige Behandlung und gefeilte Form anmutig und für eine Schar von Nachahmern vorbildlich zu machen.

Immerhin stand dem Vorsitzenden des Ansbacher Konsistoriums Uz (§ 418) eine Theodicee im Sinne Leibnizens und eine Reihe Kirchenlieder mehr an, als der Sieg des Liebesgottes. Und der badische Superintendent Götz gebrauchte wenigstens die Vorsicht, seine Gedichte durch Ramler (§ 418) veröffentlichen zu lassen. Übrigens ließ selbst Friedrich II. die Elegie Mädcheninsel gelten. Der unter den Idyllikern (§ 418) zu nennende Ewald von Kleist zeigte anfangs ebenfalls anakreontische Anwandlungen. Doch wandte er sich bald der beschreibenden Dichtung zu, die bei ihm freilich mit Empfindung durchtränkt ist. Den schicksalschweren Zwiespalt zwischen seinen dichterischen Neigungen und seinem Offizierberufe vermochte er aus eigener Kraft nicht zu beheben; so soll er den Tod gesucht haben, den er bei Kunersdorf (§ 384) in heldenhafter, aber qualvollster Weise fand. Deutet schon sein Frühling auf englischen Einfluß hin, so bekannte sich der gewöhnlich den Bremer Beiträgern zugerechnete Johann Elias Schlegel (§ 418) bereits offen zu dem von Gottsched verfehmten Shakespeare, ohne indessen in seinen Trauerspielen Hermann, Kanut, Trojanerinnen usw. von der durch den Leipziger Kunstrichter verlangten Regelmäßigkeit abzuweichen. Schlegel ging mit dem sächsischen Gesandten nach Kopenhagen und fand dann eine Stelle an der Ritterakademie in Sarö. Daraus erklärt sich die Anlehnung an dänische Muster in seinen Lustspielen, von denen der Triumph der guten Frauen allgemeinen Beifall erntete, sowie seine schriftstellerischen Bemühungen um das dänische Theater. Auch der hamburgische Ratsherr und spätere kaiserliche Pfalzgraf Heinrich Brockes schloß sich den Engländern, namentlich Pope und Thomson, an. Anfangs Bewunderer Marinis (§ 259), dessen Bethlehemitischen Kindermord er übersetzte, und dem Zeitgeschmacke mit dem Oratorium Der für die Sünden der Welt gemarterte sterbende Jesus huldigend, wandte er sich mit dem umfangreichen Lehrgedichte Irdisches Vergnügen in Gott der englischen Art zu. Frommer Sinn, freudige Versenkung in die Natur und eine nie ganz abgestreifte Gelehrsamkeit befähigten ihn vor anderen für die schildernde Naturdichtung (§ 418), die Musik und Malerei mit der Dichtkunst verbinden wollte und die Natur in all ihren Wirkungen und Erscheinungen mit Liebe und einer Art Andacht bis ins kleinste malte.

Ewald v. Kleist 1715—1759

J. E. Schlegel 1718—1749

Brockes 1680—1747

Bald wurde die beschreibende Lehrdichtung zur meistgepflegten Gattung, und wenn sie auch in den Gemütern eine nicht unbedenkliche Weichheit und Empfindsamkeit erzeugte, hat sie doch ebendadurch für Klopstocks Messias den Boden bereitet.

Lehrgedicht

Als „Widerhall von Brockes und Vorklang von Haller“ wird der Dichter des Lobes der Gottheit, der Ode auf die Musik u. a. Friedrich Drollinger aus Baden bezeichnet, der als badischer Archivar in Basel lebte. Aus der Unnatur der Schlesischen Schule rang sich gleich ihm Albrecht von Haller an englischen Vorbildern zu einer reineren, innerlicheren Kunst empor. In Bern geboren, wirkte er zuerst als Arzt in seiner Vaterstadt, dann als Professor der Medizin und Naturwissenschaft in Göttingen, zuletzt in verschiedenen öffentlichen Stellungen wieder in Bern. Mit ihm trat ein Gelehrter von europäischem Rufe in die deutsche Literatur ein, deren Ansehen in der Schweiz er mit dem Versuche Schweizerischer Lieder und freimütigen Satiren sicherte, der seine kritische Tätigkeit im Deutschen Bernerischen Spektator, auch in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ aufzuhelfen suchte und für die er mit den politischen Romanen Usong, Alfred König der Angelsachsen, Fabius und Cato, ein Wegweiser in neue Gebiete wurde. Sein gefeiertstes Werk bleibt jedoch sein beschreibendes Gedicht Die Alpen, in dem malerische Bilder der erhabenen Gebirgswelt aufgerollt, die schlichten Sitten des Volkes absichtsvoll geschildert und die Reize einfachen Naturlebens gepriesen werden, kräftig und würdig, wenn auch in ungelenken Versen. Ein ernster, bisweilen finsterer Mann, der in der Strenggläubigkeit die Ruhe der Seele fand und als starrer Verfechter der christlichen Lehre auftrat, versuchte sich Haller auch im philosophischen Gedichte mit dem Liede Vom Ursprunge des Übels.

Drollinger 1688—1742

Haller 1708—1777

In der Schweiz überhaupt fand die Literatur um diese Zeit eine Stätte rührigster Pflege. Hier wie in Hamburg war erst der französische Geschmack maßgebend gewesen. In Zürich namentlich waren Gottscheds Bestrebungen (§ 355)

Die Schweizer

mit Beifall begrüßt worden. Schließlich fanden sich der Süden und der Norden im Kampfe gegen den französelnden Gottsched und für englische Anschauungen zusammen.

Moralische Wochenschriften

Von der Kritik gingen die Schweizer aus; ihr geistiges Rüstzeug entlehnten sie den englischen „Moralischen Wochenschriften" (§ 357), namentlich dem Spectator und dem Tatler, die in Deutschland vielfache Nachfolge fanden. Massenhaft erschienen solche sittlichen und ästhetischen Zwecken zugleich dienende Zeitschriften, an ihrer Spitze Der Vernünftler, zunächst in Hamburg; die Schweizer schlossen sich mit den Discoursen der Mahlern an, und selbst Gottsched glaubte mit den Vernünftigen Tadlerinnen für seine Gedanken erfolgreich werben zu können; die gleiche Absicht leitete die Bremer Beiträger (§ 418) bei der Herausgabe ihrer Neuen Beyträge zum Vergnügen des Witzes und Verstandes. Für die Schweizer wurden, wie bereits für Haller bemerkt ist, insbesondere Milton und Pope (§ 357) von größter Bedeutung. Darin lagen vorerst ruhende Anlässe zum Bruche mit dem Leipziger Literaturgebieter (§ 355). Je offener aber dieser in das französische Fahrwasser einlenkte, um so mehr lockerte sich das Einvernehmen mit ihm, bis 1740 Breitinger mit der Kritischen Dichtkunst und Bodmer mit der Abhandlung Vom Wunderbaren in der Poesie ihm die Heeresfolge aufkündigten.

Breitinger 1701—1776
Bodmer 1698—1783

In ihrer Vaterstadt Zürich wirkten Johann Jakob Breitinger als Gymnasiallehrer und Johann Jakob Bodmer (§ 418) als Professor und Mitglied des Großen Rates. Gebildet und selbständig in ihrem suchenden Eifer um die echte Kunst, vertraten sie in den „Discoursen der Mahlern" entschiedener als der zurückhaltende Drollinger ihre besonders von den Engländern übernommenen Ansichten. Breitingers Kritische Dichtkunst behandelte „die poetische Malerei in Absicht auf die Erfindung, den Ausdruck und die Farben". Denn ihm wie Bodmern „ist die Dichtung redende Malerei, die der Einbildungskraft Bilder gibt, durch die sie auf alle Sinne wirkt, nicht regelrecht, sondern phantasiegemäß wie der Maler durch seine farbenreichen Gemälde. Darum müssen des Dichters Bilder und Vorstellungen erhaben und wunderbar sein, und seine einzige Regel ist die poetische Hitze, die äußerste Passion, mit der er für seinen Gegenstand erfüllt ist." — Das war ungefähr das Gegenteil dessen, was Gottscheds Rationalismus (§ 355) und der von ihm auf den Schild gehobene Klassizismus Frankreichs (§ 358) wollten. Bodmer entlehnte seine Waffen überall her. Mit Übersetzungen griff er auf Homer zurück. Mit Breitinger brachte er das deutsche Mittelalter zu Ehren und nahm Gottscheden die Herausgabe der Minnesinger und des Nibelungenliedes vorweg. Schließlich führte ihn freudigste Bewunderung Klopstocks in die Reihen der Seraphiker (§ 418). Mögen nun Bodmers eigene Erzeugnisse, Dramen und Patriarchaden hinter den Gesetzen wahrer Kunst noch weiter als hinter seinen eigenen Forderungen zurückbleiben, so kommt doch ihm und dem nur theoretisch tätigen Breitinger ein wesentlicher Anteil an der Niederlage der französischen Regelmäßigkeit und ihres Verfechters Gottsched zu. Die Anschauungen beider Schweizer wurden von ihrem Landsmanne Johann Georg Sulzer, der als Gymnasiallehrer und Mitglied der Königlichen Akademie in Berlin lebte, in der Allgemeinen Theorie der schönen Künste, einer Fundgrube von allerlei Wissenswertem, zusammengefaßt und, nach aufklärerischen Ideen nicht eben wesentlich gemodelt, auch dann noch vertreten, als Lessings Geistesschärfe mit Irrtum und Mißverständnis auf diesem Felde aufgeräumt hatte.

Sulzer 1720—1779

Gottsched 1700—1766

§ 355. Gottsched. All diese zersplitterten Bestrebungen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts konnten eine Klärung wohl vorbereiten, aber nicht herbeiführen. In hohem Grade kam Johann Christoph Gottscheds Lebenswerk dieser Aufgabe bei. Er ging aus der Aufklärung (§ 360) hervor, und nur im Zusammenhange mit dieser Geistesrichtung läßt sich sein Streben und Wirken richtig verstehen und gerecht beurteilen. Der Ausbau ihres Lehrgebäudes nach Seiten der Ästhetik ist sein Verdienst.

Gottsched war in Juditten in Ostpreußen geboren. Aus Furcht vor den Werbern Friedrich Wilhelms I. entrann der hochgewachsene Student nach Leipzig, wo er seit 1724 an der Universität Vorlesungen hielt, später ordentlicher Professor wurde und in dieser Stellung sich zum Gebieter des literarischen Geschmackes aufschwang. 1735 verehelichte er sich mit der geistvollen Adelgunde Kulmus (1713—1762), seiner „geschickten Freundin" und getreuen Gefährtin, als alles ihn verließ. Wie die meisten und zudem besten Männer dieser

Übergangszeit kam Gottsched von der Philosophie und der Kritik zur Dichtkunst. Als junger Universitätslehrer begründete und leitete er die Deutsche Gesellschaft, die erste Pflanzschule seiner Kunstansichten. Mit der Unermüdlichkeit und Arbeitskraft, die ihm sein Leben lang nicht abhanden gekommen sind, setzte er sich dann für die Verbreitung des Wolffischen Systems (§ 360) ein. Angewandter Rationalismus war bereits die Ausführliche Redekunst, ferner der grundlegende Versuch einer kritischen Dichtkunst für Deutsche; zuletzt faßte er Wolffs Philosophie zusammen in dem Auszuge Erste Gründe der gesamten Weltweisheit. Durch Wolff war ihm die einheitliche Betrachtungsweise übermittelt worden. Auf die Dichtung übertragen, mußte sie auch das Drama in ihren Bereich ziehen, und zwar um so eingehender, als diese Gattung nach Opitz Stiefkind der Theoretiker gewesen, bei Gottscheds Mustern aber, den Franzosen, zu höchstem Ansehen gelangt war. So sammelte er in der Deutschen Schaubühne eine Reihe mustergültiger Dramen, eine weitere Anzahl mit näheren Angaben verzeichnete der Nötige Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Kunst. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten wie in Gedichten und Schauspielen, namentlich dem Sterbenden Cato, erscheint Gottsched unverkennbar als Schüler der Franzosen. Aber einmal gab ihm die vaterländische Kunst nichts an die Hand, worauf er sich bei dem Aufstiege aus der Verkommenheit unserer Dichtung, aus schlesischem Überschwange, aus der Verderbnis des ästhetischen Gefühls durch die Oper, aus der Formlosigkeit und Zoterei der Fastnachtspiele und der Posse, aus der Niedrigkeit des Volksliedes hätte stützen mögen. Sodann sah er im französischen Schauspiele nur das wiedererstandene Drama der Alten. Beide waren ihm nur Mittel für seinen letzten und höchsten Zweck, ein dem Auslande ebenbürtiges deutsches Theater. Mit warmem Herzen sann er darüber nach, wie der Sprache und dem Schrifttume Deutschlands aufzuhelfen sei. „Für Deutsche" schrieb er die Kritische Dichtkunst; Zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit steuerte er Beiträge bei. Neben die Grundlegung einer deutschen Sprachkunst traten Neudrucke mittelalterlicher Schriftwerke, wie Reineke Fuchs, und einen Gedanken Gottscheds hat Johann Christoph Adelung, erst Gymnasiallehrer in Erfurt, dann Oberbibliothekar in Dresden, mit dem Versuche eines vollständigen, grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart verwirklicht. Und zweifellos bezeichnen die Sprachreinheit und Sprachrichtigkeit, die logische Klarheit in der Ausgestaltung des Stoffes, endlich die planvolle Ordnung und Gliederung der dichterischen Vorwürfe Gottscheds einen wahrhaften Fortschritt, mochte auch in seiner verstandesmäßigen Gedankenarbeit kein Raum für Klopstocks schwärmerische Erhabenheit und Miltons weiche Empfindsamkeit bleiben. Freilich wie er selbst dem Irrtume erlag, genaue Kenntnis der Seelenvorgänge ersetze das eigene, innere Erlebnis, so meinte man bald allgemein, mit der bloßen formalen Fertigkeit das Wesen der Dichtkunst erschöpft zu haben; es wurde in die Befolgung von Regeln gesetzt, und Regeln ließen sich erlernen. Nun schoß die Versemacherei ins Kraut wie einst in den Tagen Opitzens. Ihm gleicht Gottsched auch in der klugen Wahl der Mittel zum Siege. Mit Hof und Adel stellte er sich besonders durch Gelegenheitsgedichte auf guten Fuß. Ängstlich mied er jeden Anstoß bei der Geistlichkeit. Überallhin verschaffte er sich persönliche Beziehungen. Im ganzen Reiche gediehen Absenker seiner Schule. Auch der vaterländische Zug war ihm mit dem Schlesier gemein und empfahl ihn dem gesinnungsvollen Teile des Volkes. Schnell erkannte er die Brauchbarkeit der „Zeitschriften", gab selbst mehrere heraus und wurde damit Vorbild für andere. Als Professor der Beredsamkeit schulte er sich in zahlreichen Hörern ebensoviel Jünger, die dann an verschiedenen Hochschulen in seinem Geiste wirkten und Mittelpunkte neuer literarischer Gesellschaften wurden. Durch besondere Lehrbücher verschaffte er sich auch in den niederen Schulen Eingang. Und die auf diesen Grundlagen begonnene Herrschaft sicherten und vollendeten endlich sein Einfluß und sein Ansehen als gediegener Kenner und gemeinverständlicher Vertreter der ebenso handlichen wie ausgiebigen Wolffischen Philosophie. Für die Dichtkunst im allgemeinen waren ihm Horaz und Boileau, für das Schauspiel insbesondere die französischen Klassiker Regel und Richtschnur. Dem Theater vor allem galt, wie erwähnt, sein rührender Eifer. Von Veltheims Bande (§ 254) hatte sich die Truppe der Karoline Neuberin abgezweigt, die, in Reichenbach i. V. geboren, ihren kränklichen Vater verließ und als Schauspielerin den Primaner Neuber heiratete. Hochstrebenden Sinnes verschmähte sie Possen und Hanswurstiaden. So sehr sie aber in Braunschweig, Leipzig, wo sie sich der Jugendstücke Lessings annahm, und Petersburg gefeiert worden war, starb sie doch in Not und vergessen zu Laubegast. Gottsched gewann sie für die Aufführung klassischer Stücke auch in Leipzig. Der Erfolg war überraschend. 1737 schwindet der Hanswurst von der Bühne, etwa um dieselbe Zeit in Dresden das italienische und französische Lustspiel und schließlich fast allerorten die Oper.

Adelung 1732—1806

Karoline Neuber 1727—1750

Um 1740 stand Gottsched auf der Höhe seines Wirkens und seines Ruhmes, da erschütterte Stoß auf Stoß seine Machtstellung.

Zuerst warfen die Schweizer (§ 354), die sich in der Stille gerüstet hatten, dem Ahnungslosen den Fehdehandschuh hin. Die Neuberin vermag ihre verletzte Eitelkeit nicht zu bemeistern. Sie gewinnt es über sich, ihren ehemaligen Schützer im Allerkostbarsten Schatze als Tadler dem Gelächter preiszugeben, und Brühls Sekretär Rost, einst auch Gottscheds Parteigänger, besingt den unwürdigen Vorgang in der Satire Das Vorspiel. Er und die Neuberin waren des vom Hofpoeten Canitz (§ 354) beeinflußten spottsüchtigen und leichtfertigen Dresdner Hofes sicher. Gottscheds Klagen wurden höhnisch abgefertigt. In Leipzig behauptete sich das gottschedfeindliche Singspiel Der Teufel ist los unter allgemeinem Beifalle auf der Bühne, und Rost führte einen zweiten gehässigen Streich mit dem Schreiben des Teufels an Herrn G., Kunstrichter der Leipziger Bühne. Zu diesem Unglimpfe an der Wirkungsstätte Gottscheds kam auch von anderwärts der aus dem Hasse auf den selbstherrlichen und dünkelhaften Diktator geborene Widerspruch. Der leidenschaftliche Satiriker Liscow, erst im Dienste seines vertriebenen Herzogs Leopold von Mecklenburg, dann Sekretär bei Brühl in Dresden, von wo er wegen verletzender Äußerungen über Brühl und das Steuerwesen verwiesen wurde, stellte sich auf Seite der Schweizer. Der Berliner Gymnasiallehrer Pyra lieferte den Erweis, daß die G*ttsch*dische Sekte den Geschmack verderbe. Immer einsamer wurde es um den einstigen Alleingebieter in ästhetischen Dingen. Um so lauter gebärdete sich die Gegnerschaft. Noch hielten sich die Bremer Beiträger (§ 418), die zwar nicht auf Gottsched eingeschworen, doch bedeutsam von ihm angeregt waren, zurück, bis der Abdruck der ersten Gesänge des Messias in ihrer Zeitschrift den Abfall offenkundig machte. Der ungeheuere Erfolg der „sehr affischen" (seraphischen) Dichtung raubte Gottscheden auch den letzten Halt; seine Kampfesweise verliert nunmehr alle Würde. Es war nur eine lächerliche Herausforderung aller gefühlvollen Kunstfreunde, wenn er den Freiherrn von Schönaich wegen des Heldenliedes Hermann zum Dichter krönte. Freilich zählte dieser sächsische Leutnant zu den wenigen Getreuen und besaß sogar den Mut, gegen Klopstock Die ganze Ästhetik in einer Nuß, gegen Lessing und Haller ein komisches Epos Gnissel zu schreiben. Als sich dann zuletzt der einsichtige Möser (§ 364) im Harlekin oder Verteidigung des Grotesk-Komischen des Hanswurstes als der volkstümlichen Gestalt im Lustspiele wieder annahm, fand er Lessings Zustimmung, der in den Literaturbriefen Gottscheds Einfluß endgültig und damit überhaupt das letzte Hindernis nationaler Dramatik beseitigt hat.

Rost 1717—1765

Liscow 1701—1760

Pyra 1715—1744

Schönaich 1725—1805

2. Das übrige Europa.

§ 356. Die Literatur in den Niederlanden. Das Widerspiel der drei holländischen Klassiker (§ 255) bildet Jakob Cats, der mit seinen volkstümlich-lehrhaften Erzählungen in Versen dem Geschmacke seiner Landsleute so erfolgreich entsprach, daß „Vater Catsens Buch" nicht minder verbreitet und gelesen war als die Bibel.

Die Lyrik hatte gute Vertreter, z. B. Jonctys. Das Liebeslied pflegten Starter und Jan van Heemskerk. Selbst der namhafte Philolog Daniel Heinsius, ein Schüler Scaligers (§ 191,2) und Erklärer vieler alter Schriftwerke, vertraute seine Empfindungen wie lateinischen und griechischen Versen so auch der Muttersprache an. — Die Dichtung des Antonides van der Goes, namentlich sein Preislied auf Amsterdam, Ystroom, zeigt die Vorzüge und Schattenseiten seines Meisters van den Vondel. Ebenfalls viel Innigkeit wußte Jeremias de Decker in seine kleinen Lieder zu legen.

Ganz brach lag das epische Gebiet, will man nicht Ansätze zu erzählender Dichtung in der lehrhaft-satirischen Abart bei Jakob van Westerbaen und Joachim Audaen, die auch politische Töne anschlugen, und in der Pest in Neapel von Renier Anslo sehen.

Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts überschwemmt die Niederlande der französische Klassizismus, der schon vor der Ankunft der flüchtigen Hugenotten Boden gewonnen hatte, durch sie aber wesentlich gefördert und dann durch den Holländer Andreas Pels besonders für die Bühne auch theoretisch begründet wurde.

Cats 1577—1660

Jonctys 1600—1654

van Heemskerk 1597—1656

Daniel Heinsius 1580—1655

van der Goes † 1684

de Decker † 1635

Westerbaen † 1670

Audaen † 1692

Anslo 1622—1669

Pels † 1681

§ 357. Die Literatur in England. Dem schaffensfreudigen, in unbefangener Daseinslust schwelgenden Leben, das § 185 besprochen ist, hatte schließlich das Verbot aller Theateraufführungen durch das Parlament im Jahre 1642 ein jähes Ende bereitet. In jenem Gesetze kam nur der vollständige Wandel, der

durch die politischen Vorgänge (§ 230 ff.) in der Stimmung mehr noch des Volkes als der höheren Gesellschaft eingetreten war, zur Erscheinung. Die Schlacht von Naseby (1645, § 232) hat dann bekanntlich endgültig gegen die Hofpartei für die Puritaner, damit aber zugleich gegen unbestreitbar übersteigerte Genußfreudigkeit und ästhetisches Wohlbehagen für einen übertriebenen, gegen alles Irdische verknöchert grausamen Ernst entschieden. Vor allem büßte für die Vergangenheit die frohsinnige Dichtkunst. Was konnte sie auch Gutes und Nützliches bieten, das die Bibel nicht besser geboten hätte! Und was die Bibel nicht bot, war schädlich. Doch gestattete Cromwell dem William Davenant wenigstens eine Art moralischer Aufführungen.

Davenant 1606—1668

Davenant, selbst Verfasser von Schauspielen und Opern, wurde nach der Rückkehr der Stuarts (§ 284) der Neubegründer der englischen Bühne, der später in Otway und Lee, zunächst aber in John Dryden bei Hofe genehme Dichter erstanden. In seinen zierlichen, gefeilten Trauer- und Lustspielen, für die er wieder die Versform annahm, ist Dryden ganz Nachahmer der Alten und der Franzosen. Mit diesem geschmeidigen, schmeichlerischen Hofdichter, der zuerst Cromwell durch ein Loblied zu gewinnen suchte, dann Karl II. verherrlichte, schließlich mit Jakob II. zum Katholizismus übertrat und nun seine früheren Glaubensgenossen verhöhnte, gipfelt die Richtung, die als Cavalier Poets den puritanischen Rundköpfen (§ 230) gegenübergestellt zu werden pflegt.

Otway 1652—1685; Lee 1657—1693; Dryden 1631—1700; Die Cavalier Poets

Das stutzerhafte, adelstolze Junkertum gewahrte an den sauertöpfischen, bäurischen Eiferern des Lächerlichen nur zuviel. Das war der erste Stoff ihrer Dichtung, die später unter dem Drucke des Mißgeschickes und der Verfolgung allerdings auch würdigeren Gehalt gewann.

An der Spitze dieser Kavaliere steht Carew; ihm schließen sich an John Suckling, Richard Lovelace, John Cleveland und Richard Fanshawe. Den erbittertsten Hohn goß aber über die frömmelnden Gegner Samuel Butler aus. Sein unvollendetes Epos in der Art des Don Quixote, Hudibras, trotz alles satirischen Scharfblickes und alles wirkungsvollen Witzes in der Ausführung doch ein wahres Zerrbild des Puritanertums, läßt Butler in Politik, Glauben und Kunst als das Widerspiel des tiefreligiösen Anhängers der Volksherrschaft John Milton erscheinen. Nach unselbständigen Jugendwerken begann Milton seine auf Reisen bis nach Italien gereifte Überzeugung in freiheitfordernden Schriften auszusprechen. Deshalb von dem volksfreundlichen Parlamente zum Staatssekretär ernannt (§ 236), rechtfertigte er in der Defensio pro populo Anglicano die Hinrichtung Karls I. Die Abfassung dieses Buches soll ihm das Augenlicht gekostet haben; jedenfalls kostete sie ihm die Freiheit. Als er diese zurückerlangt hatte, ging er an sein Hauptwerk Das verlorene Paradies, das, in seinen Wirkungen unberechenbar, ihm die Unsterblichkeit und seinem Vaterlande sein klassisches Epos verlieh. Weit hinter diesem gefeierten Heldengedichte bleibt seine Fortsetzung Das wiedergewonnene Paradies, während die früher veröffentlichte Lyrik: Odes, Sonetts, Songs, Psalms, Miscellanies für echt dichterische Anlage und L'Allegro and il Penseroso (Frohsinn und Schwermut) von philosophischer Betrachtungsweise zeugen. In Milton trieb der kunstfeindliche Puritanismus seine einzige literarische Blüte, aber es war eine Blüte von eigentümlicher Schönheit.

Carew † 1639; Suckling 1608—1641; Butler 1612—1680; Milton 1608—1674

In Dryden (s. vorher) war die französische Regelrichtigkeit mit ihrer Gefolgschaft, der verstandesmäßigen Nüchternheit und Kritik, in England zur Herrschaft gelangt. Zwar sah er noch bei Lebzeiten sich selbst und seine Stücke auf der Bühne dem wirkungsvollsten Spotte preisgegeben; aber die ihm eigene Mischung von kühlem Verstande und zweifelsüchtiger Weltbetrachtung entsprach dem Zeitgeiste zu sehr, als daß sich seine Art nicht hätte in einer Reihe Nachfolger widerspiegeln sollen.

Unter ihnen ist Alexander Pope zu größtem, in seiner Heimat noch fortlebendem Ansehen gelangt. Witzig und gewandt, entzückte er mit dem Lockenraube weiteste Kreise, während der in Versen abgefaßte Essay on Criticism seinen Beruf zum Kunstrichter dartun und The Dunciade seine Neider und Nörgler als Dummköpfe (dunce) bloßstellen sollte. Außer philosophischen Abhandlungen z. B. Essay on Man, Moral Essays veröffentlichte er eine Homerübersetzung, die freilich vom Geiste des alten Griechen wenig spüren läßt, so hoch sie heute noch den Engländern steht.

Pope 1688—1744

Bedenklicher wurde eine zweite Eigentümlichkeit der Dichtung Drydens. Bereits er hatte nämlich, in verwerflicherer Weise freilich Davenant (s. oben),

der sittlichen Verwilderung vor- und in die Hände gearbeitet, die, besonders bei Hofe wuchernd, als Gegenschlag auf das Puritanertum aufgefaßt werden muß. Die Bühne vor allem war die Lehrmeisterin einer um so mehr herausfordernden Zuchtlosigkeit, als gerade die Frauenrollen mit den ärgsten Zoten verbrämt wurden. So namentlich im Lustspiele, von dessen Dichtern William Wycherley und William Congreve durch ihre an Molière (§ 358) geschulte Technik noch am ehesten den sittlichen Tiefstand vergessen lassen.

Bühne — Wycherley 1640—1715 — Congreve 1670—1729

Die Abkehr von diesem Treiben wurde vorbereitet und wesentlich gefördert durch die Moralischen Wochenschriften.

Moralische Wochenschriften — Hobbes 1588—1679 — Locke 1632—1704

Hobbes (§ 260) hatte zuerst die mittelalterliche Denkweise in Glauben und Kirche bekämpft und das Recht der Vernunft verfochten. Ihm folgten Locke und Newton (§ 361, 364, 6), dieser für seine Person gleichwohl streng offenbarungsgläubig. Schnell verbreitete sich nun der Sinn für Philosophie und wissenschaftliches Denken. Unter seinem Banner fanden sich Moralisten, Deisten, Naturforscher und Mathematiker, die sogenannten Freidenker (§ 361), zusammen. Eingang bei der gebildeten Welt erschloß dieser Denkgläubigkeit vor anderen der witzige und geistreiche Lord Shaftesbury, der mit der kritischen Schärfe seines Lehrers Locke die gewählte Darstellungsweise der Franzosen vereinte. Ein ernster Geist begann die Zeit zu erfüllen. Schließlich erstreckte er seine Untersuchung auch auf die bürgerlichen Zustände, deren hergebrachte Einrichtungen und Begriffe als Mißbräuche und Vorurteile verdammt wurden. Vor allem aber galt es, Bildung und Aufklärung zum Gemeinbesitze zu machen. Den ersten Versuch, die philosophische Sittenlehre, Fragen der Politik und des Gemeinschaftslebens, Kunst und Schrifttum in allen verständlicher Form zu behandeln, machte 1709 der allen Schlüpfrigkeiten abholde Lustspieldichter Steele mit The Tatler (Schwätzer, Plauderer). Mit Addison gab er dann 1713 den Guardian (Aufseher) heraus, ein Jahr nach dem Erscheinen des vortrefflichen Spectator (Zuschauer), der, trotz der Hunderte von teilweise bloß abgeschriebenen Nachfolgern in England und besonders in Deutschland, unerreicht geblieben ist.

Shaftesbury 1671—1713 — Steele 1671—1729

Mit diesen Bemühungen ging Hand in Hand die Pflege der ungebundenen Rede. Für sie wurden Steele und Addison, von dessen Dichtungen später zu sprechen ist, vorbildlich. Als Nachzügler der philosophischen Richtung erscheint Graf Chesterfield in den Briefen an seinen Sohn; nur daß die überaus geschmackvolle Schreibweise des geistvollen Menschenkenners den sittlichen Unwert seiner Lebensregeln nicht zu verschleiern vermag.

Addison 1672—1719 — Chesterfield 1694—1773

In mannigfacher Gestalt gedieh der Roman.

Roman — Defoe 1661—1731

Neben den Reiseroman, den Defoe mit seinem unvergänglichen, in alle Kultursprachen übersetzten und immer wieder nachgeahmten Robinson vielleicht auf Grund der Erlebnisse des schottischen Matrosen Selkirk schuf, traten die Familienromane sentimentaler Art bei Richardson und, mehr an die Wirklichkeit angelehnt, bei Fielding, Smollet und Lawrence Sterne. Zeichnete Richardson in Pamela, Clarissa Harlowe und Sir Charles Grandison etwas blutleere, weibliche und männliche Ideale im Vollbesitze aller Tugenden und Vollkommenheiten, liebenswürdig selbst in der Gemeinheit, so bewegen sich bei Fielding in Tom Jones, Geschichte eines Findlings, bei Smollet in Roderick Random, Peregrine Pickle, The Adventures of Ferdinand Fathom und of Sir Lancelot Greaves usw., dann in Sternes allbekannter Empfindsamen Reise und in dem gewagten Romane Tristram Shandy die Gestalten in satirischem Lichte, aber mit mehr Naturtreue auf einer mittleren Linie zwischen Engelsgüte und Teufelstücke. Am Ende dieser Reihe steht die viel, auch von unserem Goethe, gepriesene Idylle des empfindungsreichen Oliver Goldsmith (IV, § 80) Vicar of Wakefield.

Richardson 1689—1761 — Fielding 1707—1754 — Smollet 1721—1771 — Sterne 1713—1768

Ungemildert durch Humor und Empfindsamkeit entfaltete sich die dritte Art der neuen Prosaschriftstellerei, die Satire.

Satire — Swift 1667—1745

Ihr anerkannter Meister ist Jonathan Swift aus Dublin. Dieser politisierende Geistliche war kein lauterer Charakter. Sein Ehrgeiz ließ ihn erst die herrschenden Whigs mit einer gehässigen Streitschrift gegen die Tories unterstützen, aus deren siegreichem Lager er dann jene mit Hohn und Spott überschüttete. Unsittlich war auch sein Goethen in Stella vorschwebendes Doppelverhältnis zu Esther Johnson und Esther van Homrigh. Seine Satiren sind von verletzender Bitterkeit. Battle of the Books (Bücherschlacht) entscheidet den Kampf der Neuzeit gegen die Vergangenheit zugunsten der klassischen Bildung. The Tale of the Tube (das Märchen von der Tonne) gibt sich als Verteidigung der anglikanischen Kirche gegen die übrigen Bekenntnisse, trifft aber im Grunde das Christentum überhaupt. Am bekanntesten ist der komische Reiseroman Travels of Gulliver (Gullivers

Reisen), ein ungemein witziges, aus genauester Kenntnis der englischen Zustände entworfenes Gemälde menschlicher Torheiten, dessen Eindruck durch die zur Schau getragene Absichtslosigkeit nur noch gewinnt. Leider wird es vielfach zum Zerrbild, erschaut mit dem Auge eines Menschenfeindes. Swift starb in Geistesumnachtung. Der ihm sehr nahe stehende Gelehrte Arbuthnot gilt als Mitverfasser der History of John Bull. Daher soll der Spitzname des englischen Volkes stammen.

Arbuthnot 1658—1735

Als Mann der Wissenschaft anerkannt wegen seines grundlegenden Wörterbuches der englischen Sprache, wegen seiner Shakespeare-Ausgabe und Shakespeare-Studien und seiner Lebensbilder der berühmtesten englischen Dichter, dazu als Kritiker maßgebend und einflußreich durch die Zeitschriften The Rambler (der Herumtreiber) und The Idler (der Müßiggänger), endlich auch Bühnendichter mit Irene, suchte Johnson das Vorbild für seine Satiren London und The Vanity of Humain Wishes bei Juvenal. In die Politik griff auch er ein mit zwei Parteischriften und dem Romane Rasselas, Prince of Abyssinia.

Johnson 1709—1784

Viel Aufsehen erregten die an Swifts treffsichere Schärfe gemahnenden, in musterhafter Sprache abgefaßten Juniusbriefe (Letters of Junius) aus den Jahren 1769—1772, voll giftiger Ausfälle auf König und Minister, Staatsmänner und Richter. Der offenbar verbitterte Verfasser ist noch heute nicht völlig sicher festgestellt. Vieles deutet auf Philipp Francis (§ 405) hin.

Für das ernste Schauspiel wurde die französische Dichtweise Gesetz durch Addisons Cato, zu dessen künstlerischem Werte die allgemeine Bewunderung in keinem Verhältnisse steht. Mehr Beachtung verdienten die ebenfalls erwähnten Steele-Lustspiele, mögen sie auch ihr Sondergepräge in dem scharf hervorgekehrten Gegensatze zur damaligen Sittenlosigkeit haben.

Schauspiel

Aus Popes witziger Verständigkeit wies Thomson einen Ausweg; aus seinen Jahreszeiten, tiefempfundenen Naturschilderungen eines für echte Schönheit empfänglichen, schwermütigen Betrachtungen zuneigenden Dichters, sprach zuerst wieder die Wahrheit des Gefühls. Anders steht es mit dem allegorischen Castle of Indolence und mit den Trauerspielen in französischem Geschmacke. Bei seinem Volke setzte er sich ein unvergängliches Denkmal mit dem Nationalliede Rule Britannia. Vertiefter noch wiederholt sich seine Art bei Young, der in entschlossenster Abkehr von allem Sinnenkitzel fast zum Schwärmer wird. Seine Nachtgedanken sind philosophische Betrachtungen über Leben und Tod, Dies- und Jenseits im schwermütigen Tone des alten Volksliedes. — Als Merkwürdigkeit mag noch Thomas Chatterton erwähnt werden, ein Wunderknabe, der bereits mit zehn Jahren alle Welt durch sein Erstlingsgedicht Christus kommt zum Jüngsten Gericht überraschte. Er stammte aus einer armen Lehrersfamilie, hatte sich aber schon als Kind für das Mittelalter begeistert. Das größte Aufsehen erregte er mit der Herausgabe der Dichtungen des Thomas Rowley, eines Priesters aus dem 14. oder 15. Jahrhunderte, die er irgendwo gefunden haben wollte. Bald stellte sich heraus, daß Rowley sein Dasein nur einem Einfalle Chattertons verdankte, der seine Gedichte unter jenes Namen veröffentlicht und ihre altertümelnde Sprache gefälscht hatte. Er schrieb dann noch einen Operntext The revenge (Rache); das Drama Godwyn blieb unvollendet. Da die Gedichte keinen Verleger fanden, geriet Chatterton in äußerste Not und nahm darum Gift.

Thomson 1700—1748

Young 1681—1765

Chatterton 1752—1770

§ 358. Die Literatur in Frankreich. Zur Entstehung der klassischen Literatur Frankreichs unter der Regierung Ludwigs XIV. haben vor anderen zwei Einflüsse zusammengewirkt. Zur Abhängigkeit vom Altertum (§ 187) trat die Abhängigkeit vom Hofe (§ 275). Jene zwang der Dichtkunst ein mehr eigensinniges als wissenschaftlich begründetes, bis in Einzelheiten durchgearbeitetes Regelwerk auf. Aus dem Griechentume und namentlich aus Horazens Briefe an die Pisonen, der auch den Untertitel De arte poetica trägt, abgeleitete, zum guten Teile aber mißverstandene oder rein äußerlich gefaßte Vorschriften stellten ein förmliches Gesetzbuch dar, das dann in dem Gedichte L'art poétique von Boileau, dem législateur du goût, Dasein und Gestalt gewann. Quelle des künstlerischen Schaffens ist jetzt nicht mehr der Überschwang des Gefühls, sondern der Verstand. Kenntnis der Regeln, ausgebreitete Gelehrsamkeit und nüchterne Denkrichtigkeit machen den Dichter. Die gebieterisch-maßgebende Strenge der Akademie (§ 257), der neuen Wächterin über Reinheit der Sprache und der Form, trug das Ihre dazu bei, der Regelrichtigkeit die ausschließliche Herrschaft zu sichern, alle Schlichtheit der Empfindung zu ersticken und die Abkehr von

Klassizismus

der Natur fast allenthalben in französischen Landen durchzusetzen. — Gefördert wurde der Bruch mit dem volkstümlichen Kunstschaffen durch die Teilnahme des Hofes an der Dichtung. Wie er, liebt sie Prunk und Pracht; nach ihm, vor allem nach der Person des Königs schielt sie wie das ganze Zeitalter; um seine Gunst zu gewinnen, fügt sie sich dem Zwange kalter Regeln, erkennt sie Höflinge als Kunstrichter an, modelt sie sogar die Ideen ihrer Schöpfungen nach Menschen und Verhältnissen der Zeit. Huldvoll wird ihr Frondienst angenommen, ihre Fügsamkeit mit gesteigertem Anteile vergolten. Die Dichtkunst ist eben hoffähig geworden, und selbst ein Richelieu besitzt den unglücklichen Ehrgeiz, zu ihren Priestern und Kennern zu zählen.

Weit genug haben diese Einwirkungen den Klassizismus von dem Bereiche echter Kunst abgedrängt. Anderseits verdankt er wesentlich ihnen eine Verfeinerung und Ausbildung in dem Maße, daß er mit der Unwiderstehlichkeit der Hochflut bald die dichterischen Gefilde fast ganz Europas zu überschwemmen vermochte.

Drama

Mit ihren Grundlehren glaubte diese klassische Richtung an Aristoteles anzuknüpfen, dessen erfahrungsmäßig gewonnenen Betrachtungen in der Poetik sie für das Drama das Gesetz der drei Einheiten, der Einheit der Handlung, des Ortes und der Zeit, entnahm. Darnach hatte sich die Handlung ohne Unterbrechung an demselben Orte und in dem kurzen Zeitraume eines Tages abzuspielen. Es ist unschwer abzusehen, welche Fesseln diese Forderung eigensinnig festgehalten, dem schaffenden Künstler auferlegen, und zu welchen Unwahrscheinlichkeiten sie bei einigermaßen verwickelten und umfassenden Stoffen nötigen mußte. Die Gegenstände der dramatischen Bearbeitung wurden gewöhnlich der griechischen und der römischen Geschichte, auch dem Morgenlande entlehnt, aber die Helden traten mit der Feinheit der französischen Gesellschaft und mit den Sitten des Hofes auf, eine Vermischung von Vergangenheit und Gegenwart, die mitunter an das Lächerliche streifen mußte. Und da Ton und Bildung der vornehmen Kreise in die Dichtung übertragen wurden, konnte es nicht fehlen, daß kaltes Pathos und hohle Deklamation häufig an die Stelle der Natürlichkeit und der wahren Empfindung traten. Aber die Schönheit von Form und Sprache, die Glätte des Verses — der Gebrauch des Alexandriners (II § 355) war Gesetz —, die kunstmäßige Anlage entzückten ganz Europa und verschafften dem französischen Geschmacke überall den Sieg.

P. Corneille 1606—1684

Gleich bei dem ersten Dichter dieses Zeitraums machte die Akademie eine Probe auf ihre Macht, freilich ohne Erfolg; Pierre Corneille aus Rouen, der seinen Landsleuten verdientermaßen Le grand Corneille heißt, brachte nach weniger beachteten Erstlingsstücken, wie Medée, 1636 sein Hauptwerk Cid zur Aufführung. Heute steht fest, daß er sich darin auffällig eng an den Spanier Guillen de Castro angeschlossen hat. Bei den für Bühnenwirkungen sehr empfänglichen Franzosen aber fand der etwas romantische Stoff in einer dem Euripides und dem Seneca nachgeahmten Form und in Corneilles prunkvoller Darstellung außerordentlichen Anklang.

Chapelain 1595—1674 G. de Scudéry 1601—1667 M. de Scudéry 1607—1701

Um so mehr hatten die Akademie und Richelieu daran auszusetzen. Jene ließ also durch Jean Chapelain eine Kritik des Cid vom klassischen Standpunkte aus veröffentlichen, und ein recht mittelmäßiger Kopf, George de Scudéry, dessen bekanntere Schwester Madeleine de Scudéry durch ihre breiten Romane im Geschmacke der Zeit einen Namen und viele Nachfolger gewann, schrieb tadelnde Bemerkungen zum Cid. Doch der Beifall des Volkes wandelte sich nicht, wohl aber Corneille selbst. Denn was nun folgte, trägt alles deutlich das Gepräge des Klassizismus. In Frankreich gilt Corneille als der Schöpfer des französischen Schauspiels, und von seinen 33 Bühnenstücken wurden Horace, Cinna, Rodogune, Polyeucte zu den mustergültigen Werken gerechnet. Über seine frühere Dramatik lautet das wohl allgemeine Urteil abfälliger, und Lessing hat bekanntlich geäußert, jedes Stück des großen Corneille besser machen zu können.

Aus den Alten hatte Corneille die Lehre geschöpft, daß Nebensachen nicht auf die Bühne gebracht werden dürften, um das Gemüt nicht zu zerstreuen. Ihm kam es darauf an, die großen Antriebe, die eine Begebenheit innerlich beleben, den Kampf zwischen Liebe und Ehre, hervorzuheben und die Gestalten

der alten Romantik in einer dem Sinne seiner Zeit gemäßen Weise zu vergegenwärtigen. Das war das Geheimnis seines Erfolges.

Sein Cinna steht in engster Beziehung zu den herrschenden Anschauungen von Königtum und höchster Gewalt. In ihm „erscheinen die republikanischen Stürme und Zwistigkeiten, aus denen gehässige Leidenschaften und blutige Ereignisse entspringen, im Gegensatze zur Monarchie, die, nachdem sie einmal begründet ist, keiner Gewaltsamkeiten zur Sicherung ihrer Zukunft bedarf; die Fabel des Stückes beruht auf dem Widerstreite der Rachsucht, die die Nachkommen der Besiegten erfüllt, und der Milde, mit der der Fürst sie entwaffnet". Im Polyeucte stellt der Dichter die siegreiche Wahrheit der christlichen Ideen vor Augen und berührt darin die damals viel besprochenen Streitigkeiten über Gnade, Vorherbestimmung und Freiheit; im Nicomède wird die Idee ausgeführt, „daß die Nationalfreiheit, das oberste aller Güter, vom Fürsten um jeden Preis verteidigt werden müsse", während in Mort de Pompée die schwache und verräterische Gewalt eines kleinen Fürsten und seiner Minister, die ihr Verfahren mit empörenden Grundsätzen beschönigen, um so verächtlicher hervortritt. Rodogune beruht auf der Leidenschaft, „die den Zweck des Lebens in dem Besitze der Gewalt erblickt, alle durch die Sitte gebotene Zurückhaltung sprengt, aller Verhüllung entsagt und das innerste Wesen hervorkehrt, bis auch endlich die, mit der sie streitet, sich das Herz faßt, zu lieben und zu hassen, und dem Sohne Rache an seiner Mutter zum Preise ihrer Liebe setzt. Es entstehen Situationen, die zu den gräßlichsten gehören, die jemals auf der Bühne vorgekommen sind, aber eine Ader in dem nationalen Charakter und selbst in den Stimmungen der Zeit berühren". Überhaupt zeigen die Frauen bei Corneille eine Mischung ehrgeiziger Teilnahme an den öffentlichen Dingen mit persönlicher Leidenschaft, Liebe oder Rachsucht. Zuweilen erscheinen sie als Verteidigerinnen des Volkstums, wie Sophonisbe und die Fürstin in Viriathe. In allen seinen Stücken rollt der Dichter das Bild „einer Welt voll großartig angeregter und energischer Naturen" vor uns auf; sein Sinn war, „nicht allein durch Schrecken und Mitleid, sondern auch durch Bewunderung den ethischen Zweck der Tragödie, die Reinigung der Leidenschaften, zu erreichen". Mag so auch in seiner Dichtung manches Gemachte, Gesuchte, ja Unnatürliche, mögen Spitzfindigkeiten und leere Prunkrednerei darin mit unterlaufen: unter den Großen dramatischer Kunst weisen ihm Stärke der Empfindung, Kraft der Leidenschaft, Schärfe des Denkens und glanzvolle Rede, namentlich auch die schlagende Gegenrede seinen unanfechtbaren Platz an.

Unter Corneilles Lustspielen pflegt Dem Lügner (Le Menteur) der Preis zuerkannt zu werden.

Th. Corneille 1625—1709

Thomas Corneille wird von seinem größeren Bruder unverhältnismäßig verdunkelt. Und doch erlebte sein Trauerspiel Timocrate 80 Aufführungen nacheinander, und die Reinheit der Sprache in seinen 42 Stücken stellt ihn noch über Pierre.

Immerhin liegt seine eigentliche Bedeutung auf wissenschaftlichem Gebiete. Seine Ergänzung zum Wörterbuche der Akademie ist das Werk eines selbständigen Forschers und das Erdkundliche und geschichtliche Gesamtwörterbuch wurde der Vorläufer der Diderotschen Enzyklopädie (§ 362).

Racine 1639—1699

Seine vollendetsten Werke verdankt aber der Klassizismus dem Racine. Jean Racine, geboren in Laferté-Milon, wurde bei den Jansenisten (§ 277) erzogen, von denen er eine ebenso gründliche Kenntnis namentlich des griechischen Altertums, wie innerliche Frömmigkeit mit fortnahm. Gelegenheitsgedichte zu Hoffesten verschafften ihm einen Ehrensold von Ludwig XIV., der ihm später als seinem Sekretär sogar Wohnung im Schlosse anwies, zuletzt aber, durch eine politische Schrift des Dichters gegen die Abgabenlast verstimmt, seine Huld entzog.

Racines erste Stücke, wie die beifällig aufgenommene Thébaïde, verraten deutlich der Einfluß Corneilles. In Andromaque und Britannicus zuerst äußert sich Racines eigentümliche Kunst, den Kampf der Leidenschaften im Menschenherzen, den Zwiespalt zwischen Gefühl und Wirklichkeit mit überzeugender Wahrheit und künstlerischer Anschaulichkeit darzustellen, frei und unbeengt von Vorbildern. Die Ausdrucksmittel dieser Kunst sind gewählteste Form, Schönheit der Sprache und eine in ihrem gleichmäßigen Flusse unübertreffliche Rede in wohlklingenden Versen. Aller Maßlosigkeit abhold, weiß der Dichter, was bei

seinem Vorgänger als gewaltsam, verschroben, auch schauerlich erscheint, zu würdevoller Kraft und erhabener Größe abzustimmen. Er erschüttert nicht, er ergreift. Und nicht zuletzt beruht der ausgeglichene Gesamteindruck seiner Werke auf ihrer alle Teile ins Gleichgewicht setzenden, durchweg klaren Anlage. Verdankt er diese Vorzüge dem Studium der Griechen, deren Kunst er unter seinen Zeitgenossen am nächsten kam, so wurde auch der fromme Sinn, den ihm der Verkehr mit Port Royal (§ 277) eingepflanzt hatte, in seiner Dramatik fruchtbar, ließ ihn unbeirrten Auges die Verderbnis der Zeit erkennen und mit dem strafenden Worte des Sehers den Umschwung voraussagen. Als nun gar 1677 seine Phèdre ganz unverdient abgünstige Beurteilung erfuhr, steigerte sich die Innerlichkeit Racines zur Bühnen- und Weltflucht. Und es bedurfte des unabweisbaren Andringens der Maintenon, um noch zwei Stücke, jetzt aber religiösen Charakters, Esther und Athalie, entstehen zu lassen. Diese darf mit Phèdre als Racines Meisterwerk gelten im Gegensatz zur französischen Auffassung, die der Iphigénie den Preis zuerkennen will.

In beiden biblischen Dramen ist man geneigt, politische Anspielungen auf den mächtigen Minister Louvois, der in Ungnade gefallen war, in Athalie auf Wilhelm III. und auf Jakobs II. jugendlichen Sohn zu erkennen. Mit mehr Recht wird der Farbenreichtum und die Lebensfülle des Gemäldes vom Neronischen Hofe in Britannicus auf die Erfahrung des Dichters von den französischen Zuständen unter Ludwig XIV. zurückgeführt. Bérénice vermag sich als schmeichlerische Huldigung für die erste Geliebte des Königs (Maria Mancini, § 221) nicht zu verleugnen. Den von der Herzogin von Orleans beiden großen Dichtern aufgegebenen Gegenstand dieses Stückes bildet der Verzicht des Kaisers Titus auf eine leidenschaftliche Neigung. Corneille legt den Nachdruck auf die politischen und nationalen Triebfedern, Racine dagegen faßt den inneren Streit mehr als Gegensatz zwischen Vernunft und Pflicht und schildert vor allem die Bewegungen und Stürme der Seele bei der Notwendigkeit der Trennung. Aus zuverlässiger Kenntnis des Altertums und mit geschichtlicher Treue ist das Zeitbild in Mithridate erschaut. — Racines einziges Lustspiel Les plaideurs im Stile des Aristophanes knüpft an ein komisches Erlebnis des Dichters selbst an, dem eine verliehene Pfründe nichts als einen Prozeß eingetragen hatte.

Hinter diesen Größen bleiben Zeitgenossen und Nachfolger weit zurück.

Pradon † 1698

Thomas Corneille ist erwähnt. Die Phèdre von Jean Pradon konnten nur Neid und Feindschaft über Racines gleichnamiges Stück setzen. Auch der geistreiche, vielseitige Voltaire (§ 362) erreichte ein Menschenalter später seine Vorgänger weder im Trauer- noch im Lustspiele. Ihn hinderten Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit an sorgfältiger Ausarbeitung, was der Formvollendung Abbruch tat, und der Mangel innigeren religiösen Gefühls und ernster sittlicher Grundsätze benahm seinen Bühnenwerken die Gediegenheit und die Würde der älteren Dramatik. „Mit Vergnügen wirft seine Muse das tragische Gewand von sich und erscheint mit frivoler Geberde.“ Geist, Witz und Talent vermochten nicht den Mangel an Empfindungstiefe zu verdecken, so sehr auch seine Eitelkeit ihn glauben machte, daß diese Eigenschaften, die er in hohem Maße besaß, hinreichten, alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Voltaire 1694—1778

In Zaïre und Alzire sucht Voltaire durch christliche Gesinnung zu rühren, er, der Zeit seines Lebens das Christentum bekämpfte. La mort de César durfte nicht aufgeführt werden, da es staatsgefährlich erschien. Mérope sucht die Erhabenheit des griechischen Dramas ohne Einmengung eines romantischen Liebesverhältnisses zu erneuern; im Oreste dagegen ist die alte Sage entstellt und gefälscht. Oedipe und Brutus leiden unter des Verfassers Mangel an gründlicher Kenntnis des Altertums, und im Mahomet, der die Gefahren des Wahnglaubens oder des Offenbarungsglaubens überhaupt schildern sollte, wird ein großer geschichtlicher Charakter auf schnöde Art verzerrt.

Diderot 1712—1784

Im wesentlichen war Voltaire noch auf klassischen Pfaden gewandelt. Eine neue Zeit kündigt sich erst in der Theorie und in den Dramen von Denis Diderot (§ 362) an. In der Poétique hat er seine selbstgefundenen Grundsätze niedergelegt, durch die er in bewußten Gegensatz zur bisherigen Kunst trat und Lessings Bundesgenosse gegen die akademische Richtung geworden ist. Diese würdigte im Grunde nur Könige, Fürsten und die großen Gestalten der Sage und Geschichte des tragischen Heldentums, Diderot wurde durch seine Stoffe der Vater des bürgerlichen Schauspiels.

An Stelle erhabener Leidenschaften und überspannter Seelenzustände machte er das natürliche Empfinden, das Rührselige und eine mittlere Sittlichkeit bühnenfähig. In der Überzeugung endlich, die Menschen seien nur selten für den reinen Ernst des Trauerspiels wie für den reinen Scherz des Lustspiels empfänglich, stellte er zwischen beide die Comédie sérieuse, die bald zur Comédie larmoyante, dem weinerlichen Rührstücke, entartete. Die erfolgreiche Probe auf seine Theorie mit Le fils naturel und Le père de famille, dazu sein zahlreicher Anhang bis zu Iffland und Kotzebue in Deutschland, behoben jeden Zweifel an dem Niedergange der großen Kunst, wenigstens an der Stätte ihrer Geburt, wo nun die flotte, aber gefährliche Muse eines Beaumarchais (IV, § 80) stürmisch bejubelt wurde.

Molière 1622—1673

Gleichzeitig mit dem ernsten Drama erstand dem Lustspiele sein unübertroffener Meister in Jean Baptiste Poquelin, gewöhnlich kurz Molière genannt, wie er sich selbst als Schauspieler getauft hatte. Diesen Stand hatte er nämlich nach dem Besuche des Jesuitenkollegs in seiner Vaterstadt Paris gegen die Rechtsanwaltschaft eingetauscht. Als Hofschauspieler und Leiter des Königlichen Theaters ist er an den Folgen eines Blutsturzes gestorben, der ihn auf der Bühne befiel. Dem Toten versagte der Erzbischof von Paris das ehrliche Begräbnis.

Auch Molière ist Schüler der Alten, namentlich des Plautus und Terenz. Daneben studierte er Rabelais (§ 96) und das spanische Intrigenstück (§ 258), in dem die Anlage, die Verwickelung der Fäden und die Begebenheiten die Hauptsache sind. So ausgerüstet und von der hohen Warte des verstehenden, vorurteilslosen Beobachters herab das menschliche Treiben verfolgend und durchforschend, wurde er der Vater des Charakterlustspiels. Ungewöhnliche Menschenkenntnis und weitherziges Verständnis seiner Zeit mit all ihren Schwächen und Gebrechen, größte Sorgfalt in der Gestaltung seiner vielfach typischen Helden, wie des Menschenfeindes, des Geizhalses, Tartüffs und der Blaustrümpfe, endlich natürliche Leichtigkeit in der Behandlung des Verses verleihen seinen Dichtungen ihre selten wieder erreichte Vollendung, sowie ihre echt französische Anmut.

Nicht alle seine Stücke haben Anspruch auf gleiche Anerkennung. Schnell entworfene Gelegenheitsdramen, wie La princesse d'Elide, L'amour médecin, Les fâcheux stehen neben unvergänglichen Musterwerken. Dazu zählen Les précieuses ridicules (Blaustrümpfe), worin die herrschende Ziererei, gespreizte Geistreichelei und die verlogene Höflichkeit dem Spotte preisgegeben werden. L'école des maris und L'école des femmes stellen die Ergebnisse einer verkehrten Behandlung der Frauen dar. Die albernen Beurteilungen dieses Stückes geißelt die Posse Critique de l'école des femmes. Le misanthrope wurde von Bedeutung für den Streit Rousseaus und Alemberts über die Errichtung eines Theaters in Genf, wobei jener das Stück ebenso einseitig sophistisch tadelte, wie dieser es verteidigte. Das Komische und Lächerliche eines taktlosen Wahrheitsfreundes inmitten einer unwahren Welt und eines ungeschickten Vertreters der Aufrichtigkeit des Gefühls im gewöhnlichen Verkehr des Lebens wird freilich für die große Masse nicht recht faßlich sein. Zu ihrer Belustigung dienten die Possen Le médecin malgré lui, Le bourgeois gentilhomme, Les fourberies de Scapin (Schelmenstreiche des S.). Nachdem Molière in L'avare und Les femmes savantes Gebrechen der Zeit behandelt hatte, schuf er im Tartuffe das vollendetste seiner Stücke. Die Scheinheiligkeit der Frömmler und Mucker, die unter der Maske der Religion eigennützige und weltliche Absichten und sinnliche Begierden verbergen, wird hier in so anschaulicher Weise dargestellt, daß sich in den höheren Kreisen ein heftiger Sturm gegen das Stück erhob und es eines Königlichen Befehles bedurfte, um die Aufführung durchzusetzen. Eine zutreffende Schilderung dieser Verhältnisse bietet Das Urbild des Tartüffe von Gutzkow (IV § 287).

Regnard 1647—1702

Wie anderer, so läßt sich auch Molières Größe erst an dem Abstande recht bemessen, der seine Nachfolger von ihm trennt. Am ehesten noch käme Regnard als berufener Dichter in Betracht, der sich mit Le légataire universel und Le joueur noch heute auf der Bühne behauptet. Auch sein abenteuerreiches Leben — von Seeräubern gefangen, war er mehrere Jahre Sklave; nach seiner Befreiung trieb ihn enttäuschte Liebe in Europa umher bis nach Lappland — hat ihn bekannt gemacht. Sonst ist vielleicht nennenswert Legrand wegen des Roi de Cocagne (Schlaraffenland) und der als Romanschriftsteller vielgenannte René Lesage mit Turcaret gegen die Bedrückungen durch das habsüchtige Unternehmertum. Aber so wenig wie sie, vermochte Voltaire (§ 362) den Verfall des heiteren Bühnenstückes zu hemmen oder zu verschleiern. Immerhin verdankte er seiner Princesse de Navarre einen Sitz in der Akademie.

Legrand † 1728

Lesage 1668—1747

Boileau 1636—1711

Einer der angesehensten Dichter in Ludwigs XIV. Zeit war Boileau-Despréaux. Seine Bedeutung für das klassische Schrifttum, das ihn als den „Gesetzgeber des Geschmackes" anerkannte, seine Verdienste um Sprache und Stil durch die Art poétique sind bereits gewürdigt. Durchdringender Verstand, scharfe Beobachtungsgabe und treffender Witz überwiegen in ihm Gefühl und Vorstellungsvermögen. Doch zeigt er in Le lutrin (Chorpult) epische Anlagen. Freimütig rügt er in Satiren und Episteln die Erbärmlichkeiten der Dichterlinge und die Gebrechen der Zeit; ebenso freimütig wirft er den Jesuiten in Glaubens- und Geschmacksfragen den Fehdehandschuh hin; um so anstößiger sind in den Oden, die mit den Satiren ihm den Ehrennamen des französischen Horaz erwarben, niedrige Schmeicheleien gegen den König, seinen Gönner. Freilich hat das ganze Zeitalter an Schweifwedelei nichts zu tadeln gefunden. Doch hat Boileaus Haltlosigkeit nachweisbar dazu beigetragen, daß heute das Urteil auch über sein Lebenswerk wider Gebühr abfällig lautet.

Epik

Zwar hatte kein Geringerer als Richelieu zur Pflege des Epos angeregt; aber alle Versuche auf diesem Felde, z. B. La Pucelle von Jean Chapelain, blieben unbeachtet. Erst Voltaire (§ 362) brachte durch die Henriade nach der Meinung der Franzosen auch dieser Gattung die Vollendung. Der Held des in England entstandenen Gedichtes ist Heinrich IV. Läßt nun auch die Wahl des Stoffes an sich vermuten, daß Voltaire auch hier einen Kampf gegen priesterliche Unduldsamkeit beabsichtigte, so tritt doch diese Idee aus der geschichtlich treuen Schilderung des Bürgerkrieges in wohllautenden Alexandrinern und mit all ihren allegorischen Gestalten kaum deutlich hervor. Das komische Epos La Pucelle dagegen kann auch die mildeste Auffassung nur als eine schwer entschuldbare Verirrung bezeichnen.

Wenn auch nicht in Versen geschrieben, gehören doch nach ihrem echt epischen Charakter und der dichterisch gehobenen Sprache die Aventures de Télémaque des Erzbischofs von Cambrai, de la Motte Fénelon, hierher.

Fénelon 1651—1715

Dieser angesehene Kirchenfürst verdankte seinen Abhandlungen über Erziehung die Berufung zum Lehrer der Enkel Ludwigs XIV. (§ 275). Zwar erscheint seine Duldsamkeit in Glaubensdingen heute in minderem Glanze als früher, aber Neigung zu verinnerlichter Auffassung des Katholizismus, die ihm Angriffe und Verdächtigungen selbst durch seinen ehemaligen Freund Bossuet (§ 276, 364, 3) zuzog, und männlicher Freimut mitten in der zeitgenössischen Heuchelei und Schmeichelei bleiben seine unbestrittenen Tugenden. Fénelon leitete aus der Religion, deren Verquickung mit der weltlichen Macht er mißbilligte und die er als unmittelbares Verhältnis der Seele zu dem göttlichen Urquell ansah, die Grundsätze einer verfassungsmäßigen Regierungsform ab, empfahl die Einberufung der Stände und erklärte die Verwaltung des Staates nach festen Gesetzen für Gewissenssache des Herrschers. Nicht der Glanz und die Größe des Staates, sondern die Wohlfahrt seiner Angehörigen ist das Ziel der Regierung. Kriege zum Zwecke der Eroberung oder wegen fürstlicher Ruhmbegier verdammt er auf das entschiedenste. Alle Staaten gehören einer großen Gemeinschaft an, daher sind alle Kriege Bürgerkriege. — Auch Télémaque ist aus solchen menschenfreundlichen Überzeugungen heraus geschrieben. Dieser an Homers Odyssee anknüpfende Fürstenspiegel sollte den Erben des Thrones die Pflichten des Herrschers vor Augen stellen und ihn so vor den Irrwegen bewahren, auf die Ludwig durch Herrsch- und Ruhmsucht geführt worden war. Seinem kriegerischen, verfolgungswütigen, prunkliebenden und unbeschränkten Königtume setzt Fénelon das Idealbild einer friedlichen, duldsamen, Gesetzen unterworfenen und auf Förderung eines unschuldigen, einfachen Volkslebens gerichteten Staatsverwaltung entgegen. Noch war der Druck des Buches nicht beendet, da wurde es als Satire auf Ludwig, namentlich auf des neidischen Bossuet Betreiben, verboten, dafür aber nach des Königs Tode über 150 mal aufgelegt und in alle europäischen Sprachen übersetzt.

Lafontaine 1621—1695

Weitester Verbreitung und außerordentlicher Beliebtheit erfreuten sich auch Lafontaines Fabeln.

Wie sein Leben ungeregelt war, so schwankte seine Schriftstellerei zwischen Schlüpfrigkeit in den Contes und gewinnender Naivetät in den Fables, die freilich nicht alle für Schul- und Kinderbücher geeignet sind, sich aber gerade einer Welt voll Unnatur durch leichte, anmutige Behandlung, durch die naturnachahmende Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, endlich durch die Freiheit von allem gezwungenen, förmlichen und steifen Wesen empfehlen mußten, überall hin verbreitet wurden und der gesamten Fabeldichtung der Folgezeit das Vorbild gaben.

Wie die Verhältnisse lagen, konnte eine wahre Gefühlsdichtung nicht gedeihen. Was dazu gerechnet werden mußte, erschöpft sich in verstandesmäßig ausgeklügeltem Witze und in dem Gebrauche der gekünstelten Formen des Südens, außer Oden nnd Sonetten namentlich im Madrigal und Rondeau. Bezeichnend nannte man diese Lyrik Vers de société, und diese Gesellschaft war nicht der Boden, in dem Innigkeit des Gefühls hätte Wurzel schlagen können.

Lyrik

Aus der langen Reihe von Dichtern mögen genannt werden Villart de Grécourt, auf der Kanzel ein bedenkenloser Satiriker und durch seine Contes anrüchig als Kleinmaler sinnlicher Auftritte, und der Neffe Corneilles Bernard le Boimer de Fontenelle, sein langes Leben hindurch unermüdlich für die Wissenschaft und auf verschiedenen Gebieten der Dichtkunst tätig. Mit Oden behauptete sich der mürrische, als angeblicher Verfasser von Satiren auf hochgestellte Personen ausgewiesene Jean Baptiste Rousseau, der Günstling des Prinzen Eugen, hart neben dem gefeierten Boileau. Die Idylle fand ihre Vertreter unter anderen in Antoinette Deshouillières und in Bernard, dessen Le hameau Bürgers Vorbild im Dörfchen wurde. Der Nachahmer Vergils in Homme de champs (Landmann), einem in Frankreich noch heute bewunderten Lehrgedichte, Jacques Delille, erhob sich mit dem auf Robespierres Wunsch gedichteten, schwungvollen Dithyrambe sur l'immortalité de l'âme doch weit über die gedankenleere Mittelmäßigkeit dieses Zeitraums.

Grécourt 1684—1743
Fontenelle 1657—1757
J. B. Rousseau 1670—1741
Deshouillières 1633—1694
Bernard 1710—1775
Delille 1732—1813

Schon früh fand die Abart des Epos, der Roman, in Frankreich Pfleger und Liebhaber.

Roman

Im Anfange dieses Zeitraums vollzog sich der folgenschwere Übergang von den breiten, aus Geschichte und Rittertum schöpfenden, also romantischen Erzählungen de la Calprenèdes und der Scudéry (s. oben) zum Zeitromane, wie in Princesse de Clèves und anderen von der weder in ihren Stoffen noch in ihren Darstellungsmitteln wählerischen Gräfin Madeleine de Lafayette. Der komische Roman steht gleich in seinen Anfängen auf ziemlicher Höhe. Sein Schöpfer wurde der ehemalige Gatte der Maintenon (§ 275), Paul Scarron, mit seinem Roman Comique, einem sehr witzigen Spiegelbilde des spießbürgerlichen Lebens in französischen Provinzialstädten. Nichts aber erreichte den Erfolg von René Lesages pikarischen Romanen (§ 95) nach spanischen Mustern, Le diable boiteux (der hinkende Teufel) und Gil Blas de Santillane. Beide sind mit so viel Freiheit und Geschick den Vorlagen nachgebildet, dazu mit einer Menge Anspielungen auf Personen, Zustände und Geschichten von Paris durchsetzt, daß die Herkunft der Stoffe aus der Fremde fast spurlos verwischt und höchstens dem Forscher erkennbar wird.

Calprenède † 1663
Gräfin Lafayette 1634—1693
Scarron 1610—1660
Lesage 1668—1747

Bald aber streifte diese literarische Form den Charakter der behaglichen Unterhaltung und harmlosen Belustigung ab und ward zum Gefäße für Schmutz und gepfefferte Zweideutigkeiten.

Dieses Treiben begann mit den Romanen des Jolyot de Crebillon, wurde unter anderen vom Marquis de Sade fortgesetzt, dessen Name in unschöner Weise in der Bezeichnung wollüstiger Unnatur fortlebt, und erreichte seine Vollendung bei Rétif de la Bretonne.

Crebillon 1707—1777
de Sade 1740—1814
Rétif de la Bretonne 1746—1805

Zwei neue Anstöße erhielt die Prosa durch den Kampf der Bekenntnisse und durch das Aufblühen des Zeitungwesens. Hier kommen nur die literarischen Zeitschriften in Betracht. Unter ihnen stehen obenan das im Sinne der katholischen Kirche und des Hofes geleitete Journal des savants und das jesuitische Journal de Trevoux seit 1665. Beiden bot der freisinnige Protestantismus die Spitze in den durchaus wissenschaftlich gehaltenen Nouvelles de la république des lettres, deren Herausgeber Leclerc (Clericus) und Bayle waren.

Lit. Zeitschriften

Pierre Bayles Hauptwerk ist Dictionnaire historique et critique, in dem er seine gelehrten Forschungen an Namen aus Welt-, Kirchen- und Literaturgeschichte anknüpft. Bei aller Ruhe und Gewissenhaftigkeit der Untersuchung muß dieses Buch, das ein treuer Spiegel der zweifelsüchtigen Geistesrichtung des unerbittlichen Wahrheitsuchers ist, auch starke Überzeugungen beirren und vielfach zum Unglauben anregen. Darum hat es von jeher bei fast allen Parteien heftigsten Tadel geerntet. Ergriffen von den Leiden der wegen ihres Bekenntnisses Verfolgten, verfaßte Bayle die berühmte Schrift Über religiöse Duldung, deren Wert er an sich erfahren hatte, und worin er seine Vernunftgründe durch Sprüche und Beweise aus der Bibel unterstützte.

Bayle 1647—1706

Pascal 1623—1662

Auch im katholischen Lager entstand dem Jesuitismus eine heftige Gegnerschaft durch den Jansenismus (§ 277), dessen literarische Führung Blaise Pascal hatte, der bedeutendste Mann in dem Kreise, dessen Mittelpunkt Port Royal (§ 277) war.

Sein Hauptwerk, Lettres provinciales, wie es gewöhnlich kurz bezeichnet wird, eigentlich Lettres écrites à un provincial, wird noch heute wegen des vortrefflichen Stils, der feinen Ironie und des witzigen, gewandten Vortrags viel gelesen und bildet in der Prosaschriftstellerei einen Markstein. Der gelungene Spott auf die sogenannte Kasuistik und die sittenverderbenden Lehren der Jesuiten schadete dem Orden mehr als alle bis dahin gegen ihn gerichteten Angriffe. Im Gegensatze zu Cartesius (§ 260) behauptet Pascal die Unzulänglichkeit der Vernunft, die letzten Gründe und Ursachen der Dinge zu erkennen, darum aber die Notwendigkeit einer göttlichen Offenbarung und mithin die Wahrheit der christlichen Religion, die sich für ihn nicht mit kirchlicher Rechtgläubigkeit deckt. Bruchstücke dieses großen, unvollendeten Werkes enthält das nach seinem Tode von Freunden herausgegebene, geistvolle Buch Pensées sur la religion, aus dem alles sorgfältig ausgemerzt war, was den inzwischen abgeschlossenen „Kirchenfrieden" und das bessere Verhältnis zur Geistlichkeit hätte stören können. — In Pascals Geiste wirkten Antoine Arnauld (§ 277), dessen Veröffentlichungen 45 Bände füllen, Nicole und andere Gesinnungsgenossen. Alle zeichneten sich durch Klarheit und Schärfe des Denkens aus. Dadurch sind alle von Port Royal ausgegangenen oder angeregten Werke Muster der französischen Prosa geworden und die dort verfaßten Lehrbücher über Grammatik, Rhetorik, Logik und Mathematik hatten bedeutenden Wert. — Erwähnenswert ist noch Quesnels (§ 277) Bearbeitung des Neuen Testaments mit angefügten moralischen Betrachtungen. Denn dieses Werk ist zwar zum volksbeliebten Erbauungsbuch geworden, rief aber die ganze Geistlichkeit auf den Plan. Es wurde verdammt und mit ihm sogar Sprüche aus der Bibel und Sätze der Kirchenväter. Nun begann der Streit mit erneuter Heftigkeit und hat dann bekanntlich mit der Vernichtung Port Royals geendet.

Arnold 1612—1694

Quesnel 1634—1719

In diese Zeit fällt auch die Blüte der Kanzelberedsamkeit.

Fléchier 1632—1710

Bourdaloue 1632—1704

Als ihr gefeiertster Vertreter gilt Bossuet (s. vorher), dem weder Fléchier trotz seiner bewunderten Oraisons funèbres, noch Bourdaloue mit seiner eindringlichen Dialektik die Palme zu entreißen vermochten.

1. Rußland

§ 359. Die Literatur im übrigen Europa. Mit dem Christentume kam das von Cyrill und Method (II, § 84) in der Mitte des 9. Jahrhunderts aufgestellte Alphabet und das Altbulgarische als Kirchensprache nach Rußland, als die sich jenes noch heute behauptet. Aus seiner nahen Verwandtschaft mit der kleinrussischen Mundart erklärt sich seine Gemeinverständlichkeit. Erst zur Zeit Peters des Großen setzte die Bewegung ein, die dem Großrussischen zur Stellung und Geltung der Schriftsprache verhalf.

Für die älteste Zeit muß ein großer Reichtum an volkstümlichen Liedern vorausgesetzt werden. Sie sind wohl schon infolge des Einbruches der Tataren insgesamt verloren gegangen, wenn man nicht in dem Gedicht vom Heereszuge Igors gegen die Polowzer und in dem Heldenliede von Wladimir dem Heiligen kümmerliche Reste jenes ausgebreiteten Volkssanges zu sehen hat. Auch die Kirche förderte, wie anderwärts, die nationale Dichtung nicht, wohl aber weckte sie eine rege Tätigkeit auf dem Gebiete der Legende, Erzählung von Heiligen, der Kirchengeschichte und von Andachtsbüchern. Ihr verdankt man das älteste erhaltene Sprachdenkmal, das Evangelium von Ostramir (um 1000).

Ein weiteres Hindernis für die Entwicklung eines nationalen Schrifttums war der Druck und Einfluß Polens von Litauen und besonders von Kiew aus. Erst nachdem die Grenzlande mit Kiew russisch geworden waren (§ 249, 315), gelangte Kleinrußland zu einer gewissen Selbständigkeit, an der Großrußland durch den Kiewer Gelehrten Simon von Polozk und Dmitri Rostowsky Anteil gewann, so daß aus dieser Zeit bereits von Ansätzen zu Schauspielen berichtet wird.

Simon von Polozk † 1682

Rostowsky † 1709

Die gewaltsamen Eingriffe Peters des Großen in den Entwicklungsgang Rußlands drängten auch die Literatur aus den nationalen Pfaden und öffneten fremdländischen Mustern und Kunstauffassungen Tür und Tor. Seitdem ist Rußland in literarischer Hinsicht abhängig vom Westen geblieben, so daß mit

Recht gesagt worden ist: „Die russische Literatur ist kein inländisches, sondern ein exotisches, aus dem Auslande herübergepflanztes Gewächs.“ Einen Wandel in diesen Verhältnissen brachte erst der Gegensatz gegen die Regierung Nikolaus I.

Kantemir 1708—1744
Lomonossow 1711—1765
Sumarakow 1718—1777
Knjaschnin 1740—1791
Derschawin 1743—1823
Kapnist 1756—1823
Wisin † 1792

Der Aufschwung, den die russische Literatur unter Peter nahm, hatte seinen ersten Vertreter in dem Fürsten Kantemir. Gleich bei ihm zeigen sich Wirkungen der vom heimatlichen Boden losgelösten Bildung. Die Erkenntnis der Rückständigkeit Rußlands äußert sich nämlich bei ihm in Satiren. Der in Deutschland gebildete, trotzdem deutschfeindliche Fabel- und Liederdichter Lomonossow hat wesentliche Verdienste um die Verskunst, vor allem aber um den Ersatz des Kirchenslawischen als der Schriftsprache durch die großrussische Landessprache. Sein Zeitgenosse, der Molièreübersetzer Sumarakow, der sich gern den russischen Voltaire nennen hörte, segelte ganz im französischen Fahrwasser. Theaterdichter wie er war der freisinnige Knjaschnin, der zuerst den Umschwung in der Politik und in dem Geschmacke Katharinas II. empfinden sollte. Anfangs eine freigebige Gönnerin der Bildung und Aufklärung, bekehrte sie sich unter dem Eindrucke der französischen Staatsumwälzung zum Rückschritte und scheute selbst vor harten Maßregeln gegen die ehemals gehegte Literatur nicht zurück. So wurden Knjaschnins Stücke im Stile des Klassizismus von der Bühne ausgeschlossen. Glücklicher als er gewann Derschawin die Gunst des Hofes und durch seine vielübersetzte Ode An Gott europäische Berühmtheit. — Im Lustspiele folgte Kapnist seinen Vorgängern, der Kaiserin Katharina selbst und dem stark satirischen Denis von Wisin. Da kam mit Karamsin (IV, § 80) die Romantik.

2. Polen

Unter den slawischen Völkern haben die Polen die reichste, vielleicht aber am wenigsten ursprüngliche Literatur. Auch ihre klangvolle und geschmeidige Sprache hat sich in schwerem Kampfe mit dem von der Kirche geförderten Latein zur Herrschaft als Schriftsprache durchringen müssen. Spärlich sind die Sprachdenkmäler aus ältester Zeit. Ein vielgesungenes Marienlied ist indessen mindestens ein Jahrhundert jünger, als die Übersetzungen aus den Psalmen von 1290.

Kadlubek † 1223
Bogufal † 1253
Dlugosz 1415—1480
Das goldene Zeitalter
Sarbiewski 1595—1640
Janicki 1516—1543
Rej 1507—1568
Kochanowski 1530—1584
Klonowicz 1532—1608
Miaskowski 1589—1622
Grochowski 1590—1616

Bereits nach 1100 hatte mit Gallus die lateinische Annalistik eingesetzt, die, von Kadlubek und Bogufal fortgeführt, in dem Kronkanzler Janko von Czarnikau einen wissenschaftlichen Vertreter fand und in der Historia Poloniae des Bischofs Dlugosz ihren Höhepunkt erreichte am Vorabende des goldenen Zeitalters. Wie über Nacht bricht die Blütezeit der polnischen Literatur an. Sicherlich war aber wenigstens die Sprache in stetigem Fortschritte zur Schriftsprache herangereift und zu klassischem Ausdrucke vervollkommnet worden, wenn sich auch vorerst das Latein noch behauptete, wie in der Lyrik Sarbiewskis, in den Elegien des preisgekrönten Dichters Janicki und bei dem „polnischen Catull“, dem Erzbischof von Gnesen Krzyki. Den klassischen Charakter verdankt das Schrifttum der Anlehnung an das Altertum und an das Ausland. Zwar verrät die derbe, ungezügelt phantastische Dichtung von Nicolaj Rej weder in Schauspiel noch Lyrik oder Lehrgedicht wie Das Leben eines ehrlichen Mannes etwas von Einflüssen fremder Kunst. Aber schon Kochanowski und Klonowicz bekunden, jener in Psalmen, dramatischen Versuchen, Totenklagen (Treny), dieser in seinen zornerfüllten Satiren gegen die Adelswirtschaft (Flis, Judasbeutel und Victoria deorum) eingehendes Studium der Griechen und Römer, daneben der Franzosen. Weiter zählen zu den Klassikern der vaterlandsliebende Miaskowski, der das Sonett einführte, und der volkstümliche Grochowski.

Mit der Gegenreformation kamen die Jesuiten (§ 169, 170) ins Land und mit ihnen das Latein, das bald zu erneuter Geltung gelangte.

Potocki 1622—1693
Twardowski 1600—1660
Opalinski 1609—1655

Wohl halten einzelne Dichter noch an der klassischen Überlieferung fest, aber sie vermögen sich doch nicht vor Geziertheit und Schönrednerei zu bewahren, so die Epiker Potocki in Wojna Chocimska (der Krieg bei Choczim), Twardowski im Werk Gottes oder Befreiung Wiens. Scharf und ernst erscheint Opalinski in seinen Satiren. Sonst setzte sich die lateinische Sprache allenthalben durch, bis ihr und ihrem Beschützer, dem Jesuitismus, ein kraftvoller Widersacher im Orden der Piaristen erstand. Ihre redlichen Bemühungen konnten indessen kaum erfolgreich sein, da sie gleichzeitig gegen die lateinische Dichtung und gegen den in fast ganz Europa siegreichen Klassizismus der Franzosen ihre Waffen kehren mußten. Und tatsächlich wurde schließlich etwa von 1750 an bis ans Ende des ersten Viertels im folgenden Jahrhundert die Kunst der Zeit Ludwigs XIV. das bewunderte Vorbild für die polnische Literatur.

3. Dänemark und Norwegen

Gemeinsamer Entwicklungsgang im Schrifttume wie engste Verwandtschaft der Sprachen mag es rechtfertigen, wenn der kurze Überblick die Literaturen **Dänemarks und Norwegens** in zusammenfassender Darstellung behandelt.

Nur wenige ihrer Denkmäler aus der Zeit vor 1600 sind erhalten. Vielleicht das älteste Aktenstück in skandinavischer Sprache ist ein Verkaufsbrief der Bäuerin Marie Anna Innstochtor über ihr Besitztum im damals dänischen Malmö. Er stammt aus dem Jahre 1285. Außerdem sind nur einige isländische Briefe erhalten. In das 15. Jahrhundert gehen ein Rosenkranz der Jungfrau Maria, Reimchroniken, Spruchsammlungen und Gesetzbücher zurück. Wichtig für die Entstehung der Schriftsprache wurde die Psalmenübersetzung von Christen Pedersen, wichtiger noch die auf königlichen Befehl erfolgte Übersetzung der Bibel von 1550. Um diese Zeit begann auch eine ausgedehnte geistliche Dichtung: Lieder, Erbauungsbücher, selbst Schauspiele. Die reiche Volksepik, der später vornehmlich Sorterups Sammeleifer nachging, ist ein freilich nicht rein erhaltenes Erbe aus dem unerschöpflichen Schatze altnordischen Heldensanges.

Pedersen 1480—1554
Sorterup † 1722

Den ersten Aufschwung nahm die Literatur im 17. Jahrhunderte durch die auch als Sprachförderer verdienten Anders Arreboe, Bording und Bischof Kingo. Diesen Vorläufern folgten im goldenen Zeitalter der Norweger Ludwig Holberg und Johannes Ewald.

Arreboe 1587—1637
Bording † 1677
Kingo 1634—1703

Holberg steht an der Schwelle der dänisch-norwegischen Literatur. Ein kraftvoller Satiriker und packender Schilderer von Sitten und Zuständen, verstand er besonders durch Lustspiele in seinen Landsleuten den Sinn für ihr Volkstum zu wecken. Auch der Sprache widmete er ausgesuchte Sorgfalt. Er war eben mit all seinem Fühlen und Denken auf die Heimat gerichtet, durch und durch national. Erfreuen sich darum noch heute seine zahlreichen Stücke, wie Der politische Kannegießer, Die Wochenstube, größter Beliebtheit und allgemeinen Beifalls, so ist es anderseits sein eigenstes Verdienst, daß von französischem Einflusse in beiden nordischen Ländern fast nichts wahrzunehmen ist. Nur Ewald (IV, § 80) verrät ein Schwanken. Echte Satiren sind Holbergs komisches Epos Peder Paars und der Roman in lateinischer Sprache Niels Klims unterirdische Reise.

Holberg 1684—1754
Ewald 1743—1781

4. Schweden und Finnland

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrscht in der **schwedischen** Literatur durchweg der französische Klassizismus. Einen mächtigen Rückhalt fand er am König Gustav III. Wasa und an der von ihm zur Reinigung und Ausbildung der Schriftsprache gegründeten Akademie.

Gustav III. 1746—1792

Mit ihrem fürstlichen Dramatiker, dessen Stücke, wie Gustav Wasa, Gustav Adolf, Ebba Brahe, Helmfelt ihre Stoffe wenigstens der heimischen Geschichte entnehmen, teilen sein Hofdichter Kellgrén, die Grafen Gyllenborg und Oxenstjerna, auch Adlerbeth und andere die Bewunderung für das Ausland. Unbeirrt von der akademischen Mode sang Bellmann seine frischen, zum Teil recht ausgelassenen Trink- und Liebeslieder, die er meist selbst in Musik setzte. Sie stehen höher als seine dramatischen Kleinigkeiten und seine erbauliche Dichtung. Die Sammlungen seiner Lyrik erschienen unter dem Titel Fredmanns Briefe und Fredmanns Lieder. In dem Streben, unabhängig von fremdem Regelwerke zu bleiben, begegnete er sich mit dem gefühlvollen Lidner, den Lustspieldichtern Hallmann, dem in dem Stücke Gelegenheit macht Diebe sein bester Wurf gelang, Kexel und Envallson. Dagegen stand das Lustspiel unter französischem Einflusse, so bei Wallenberg, der aber als Erzähler durch den Reisebericht Mein Sohn auf der Galeere volkstümlich geworden ist.

Kellgrén 1751—1795
Gyllenborg † 1808
Oxenstjerna 1750—1818
Bellmann 1741—1795
Lidner † 1793
Hallmann 1732—1800
Kexel 1748—1796
Envallson † 1806
Wallenberg 1746—1778

Später als anderswo äußerte die Romantik ihre befreienden Wirkungen in Schweden.

5. Italien

Den reineren Bestrebungen, die Chiabrera (§ 259) in **Italien** durch die Abwendung von Petrarcas leerer Formvollendung und durch den Anschluß an die Kunst der Alten angeregt hatte, blieb die Schule der „Pindaristen" in den Gedichten der Günstlinge Christinens von Schweden (§ 246), Alessandro Guidi und Benedetto Menzini, treu.

Guidi 1650—1712
Menzini † 1705

Die Glut und Wahrheit der Empfindung jedoch, die das Wesen echter Lyrik ausmachen, kamen erst in Vincenzo da Filicajas Poesie Toscane zu ergreifendem Ausdrucke. Vaterlandsliebe und fast grimmiger Freimut verliehen diesem berufenen Sänger die Stimmung und den Schwung der Gedanken, durch die seine Oden, z. B. auf das belagerte Wien, und das dem tiefsten Schmerze über den Verfall des Vaterlandes entstammende Sonett Italia!

Filicaja 1642—1707

ihn auf einsamer Höhe in seiner Zeit zeigen. Denn auch seinen jüngeren Strebensgenossen Zappi vermochte sein Vorbild nicht aus der Mittelmäßigkeit herauszuheben.

Zappi 1667—1719

Auf dramatischem Gebiete stehen Oper und Melodram im Vordergrunde (§ 190).

Beide entsprachen sowohl der musikalischen Anlage des Volkes wie seiner Empfänglichkeit für Sinnenreiz in vollem Maße. Von Rinuccinis Daphne ist § 189, 190 gesprochen. Auch Apostolo Zeno und der ruhmgekrönte Pietro Metastasio (§ 365) sind doch zuerst Musiker. Sein Nachfolger im Amte des Hofdichters zu Wien, Giambattista Casti widmete ebenfalls seine Kräfte anfangs dem musikalischen Drama, nur bevorzugte er vor seines Vorgängers ernster, heroischer Oper die opera buffa (komische Oper). Glücklicher war er jedoch mit Novelle galanti in Stanzen voll Mutwillen und Leichtfertigkeit nach Boccaccios Art und mehr noch mit dem satirischen Tierepos Gli animali parlanti (die redenden Tiere), das bissige Beziehungen auf Hof- und Staatsleben, auf die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse und Ideen der Zeit enthielt.

Zeno 1669—1750

Casti 1721—1803

Das eigentliche Drama, das durch Goldoni und Gozzi (IV, § 80) hochentwickelte Lustspiel, wie das Trauerspiel, das durch Scipio Maffeis berühmte Merope und mehr noch durch die kraftvollen geschichtlichen Stücke des Vittorio Alfieri (IV, § 80) einen gewissen Aufschwung nahm, verdankte dem Einflusse der französischen Bühnendichtung immerhin kunstmäßigere Form und geschlossenen Bau, freilich auch den klassischen Regelzwang, dem sich noch Alfieri fügte und erst Pindemonte (IV, § 80) zu entziehen wagte.

Drama

Maffei 1675—1755

Die magyarische Sprache steht mit dem Finnischen in der Völkerfamilie Europas allein da als Zweig des altai-uralischen Sprachstammes. Bis zur Regierung Kaiser Josephs II. blieb sie in der Hauptsache auf die unteren Schichten des Volkes beschränkt. Behörden, Kirche und Schule gebrauchten das mit dem Christentume überkommene Latein; die Kreise der Bildung sprachen deutsch oder französisch. Erst der Widerstand gegen die Josephinischen Einheitsbestrebungen (§ 397) weckte mit dem Nationalbewußtsein auch die Liebe und Pflege der angestammten Sprache, die bekanntlich neuerdings für den nationalen Ehrgeiz Gegenstand einer geradezu gewalttätigen Fürsorge geworden ist.

6. Ungarn

Schon hiernach wird es verständlich sein, daß sich Sprachdenkmäler aus ältester Zeit fast nicht erhalten haben, wenn auch eine recht mannigfaltige Volksdichtung aus dem reichen Schatze der Hirten-, Zigeuner-, Schlachten-, Trink- und Liebeslieder erschlossen werden muß. Einige kirchliche Stücke, wie Bibelübersetzung, Gebete, Heiligengeschichten und Verwandtes, sind neben dem Liede von der Eroberung Pannoniens die einzigen Zeugnisse für den Gebrauch der magyarischen Sprache im Mittelalter. Einen ersten Aufschwung brachte ihr die Reformation. Da erblühte eine kirchliche Lyrik. Magyarisch schrieb auch der Kardinal Pezmany seine Streitschriften, ebenso die Dichter Balassa phantasievolle Blumengedichte, Tinodi schlichte Lieder von den Türkenkriegen, der Baron Wladislaw Amadé, der geistliche Sänger Paul Raday und der Jesuit Faludy.

Pezmany 1570—1637

Balassa 1551—1594

Tinodi † 1550

Amadé 1703—1764

Faludy 1704—1779

3. Die Literatur im Kampfe um die Aufklärung.

§ 360. Allgemeines. Der Rationalismus in Deutschland. Pietisten. Mystiker. Die geistige Bewegung, die am Ende des 17. und während des 18. Jahrhunderts durch Deutschland, England und Frankreich geht, kann ihrer Herkunft nach nicht von der Reformation getrennt werden. Luther hatte den ersten Schritt aus mittelalterlichem Seelendrucke und geistiger Dumpfheit heraus in ein Reich der Freiheit, freilich einer sehr eng umschriebenen Freiheit, getan. Menschliche Autorität und die das Gewissen bindende Geltung der Überlieferung in Glaubenssachen waren beseitigt; um so nachdrücklicher blieb der Anspruch, alleinige und einzig lautere Quelle der Heilswahrheit zu sein, der Bibel gewahrt. In der Folgezeit geschah kein Fortschritt, vielmehr erfolgte ein förmlicher Rückfall in geistige Gebundenheit, der bedenklich an die Unfreiheit in der alten Kirche mahnte. Selbständigkeit des Denkens wurde wiederum verdächtig. Die Philosophie hatte freilich schon in Luthers Augen nur das Recht zu dienen, jetzt sah sie sich fast zur Unfruchtbarkeit und Abhängigkeit der Scholastik ver-

urteilt. Die Glaubensgegensätze, die den Protestantismus spalteten und im Kampfe mit der Gegenreformation entwaffneten, Wortklauberei, die sogar die Einzelbekenntnisse in sich zersetzte (§ 176), kamen hinzu. Die politischen Verhältnisse endlich setzten dem Unheile die Krone auf. So verknöcherte der Glaube, der Buchstabe herrschte.

Vor 1700 nun bereitet sich ein weiterer, über die Reformation hinausführender Schritt vor; das 18. Jahrhundert tat ihn.

Pietismus

Spener 1635—1705

Francke 1663—1727

So trostlos die Erstarrung des Glaubens war, endlich mußte sie doch ihren Gegensatz heraustreiben: den unbezwinglichen Drang nach Innerlichkeit. Hierin liegt die geschichtliche Notwendigkeit des **Pietismus**, der in Philipp Jakob **Spener** sein Haupt und in August Hermann **Francke** einen ebenso überzeugten wie tatkräftigen Vertreter fand.

Anfangs war das Streben und die Wirksamkeit der **Pietisten**, wie man sie nach ihrer übertrieben zur Schau gestellten **Frömmigkeit** im äußeren Leben nannte, höchst wohltätig. Wollten sie doch dem Protestantismus die von Luther erstrittenen Errungenschaften zurückgeben. Sie redeten in der Sprache der Bibel zum Gemüte des Volkes und kämpften für Glaubensfreiheit gegen den Druck der strenggläubigen Theologen und Konsistorien wie für Erweckung wahrer Religiosität im Herzen des Volkes. Als aber ihre Gegner endlich, überwunden vom Geiste der Zeit, verstummten, da „verlor der Pietismus mit dem freien reformatorischen Geiste seine Energie und erschien als mattherzige Gefühlsreligion, die nächst der Scheu vor jeder weltlichen Freude und Herrlichkeit das Christentum unter dem alleinigen Gesichtspunkte des natürlichen Sündenelendes und der Rechtfertigung durch den Versöhnungstod auffaßte". Ein hochmütiger Sektengeist, entsprossen dem Glauben an eine geistige Wiedergeburt, trat an die Stelle der früheren Herzenseinfalt und bewirkte, daß der Pietismus in einem sittlich entnervenden Sündenbewußtsein ohne freudige Glaubenskraft, in einer einseitigen, verängsteten und weltflüchtigen Lebensführung verkam.

Der Vater des Pietismus, **Spener**, war in Rappoltsweiler geboren. Nach dem Studium der Theologie und Wappenkunde wirkte er in Frankfurt. Hier ging ihm zuerst ein Licht über die Verödung des inneren Glaubenslebens auf. Deshalb hielt er die collegia pietatis (erbauliche Zusammenkünfte) erst in seinem Hause, später in der Kirche ab. Sie sollten durch erbauliche Auslegung der Bibel und durch christlich Gespräch fromme Innigkeit wecken, was der Buchstabenglaube eben nicht vermochte, während die Pia desideria und die **Allgemeine Gottesgelahrtheit** auf eine Erneuerung der ganzen Kirche und auf die Erziehung des geistlichen Standes zur Gottseligkeit abzielten. Als Oberhofprediger in Dresden erfuhr Spener vor anderen die heftigsten Angriffe von den Rechtgläubigen, obwohl er durch Wort und Tat, durch Predigt, Katechisation und Erbauungsschriften, besonders durch die, ebenso wie die neue **Universität von Halle**, ganz unter seinem Einflusse stehende **Leipziger Gesellschaft** zur Auslegung und frommen Nutzanwendung der Heiligen Schrift die apostolische Einfalt der Kanzelrede, tatkräftiges Christentum und Glaubensinnigkeit zu fördern suchte. Theologischem Wortkrame war er freilich abgesagter Feind. Schließlich mußte er den Gegnern weichen und ist in Berlin, wohin ihm der Haß folgte, als Probst gestorben. — Unter seinen Schülern ist der bekannteste **Francke**. Seinen Namen verewigen die „Franckischen Stiftungen" in Halle, die mehrerlei Schulen und Wohltätigkeitsanstalten, namentlich das berühmte Waisenhaus umfassen. Damit in Verbindung setzte er die Cansteinische Bibelanstalt und ein Seminar für Missionare. Seine Erfolge waren außerordentlich und gleich bedeutsam sein Wirken als Menschenfreund, Theolog und Erzieher, wenn auch auf diesem Gebiete seinen Vorzügen (z. B. der Erkenntnis, die Krone alles Unterrichts sei Bildung des Herzens und Gemütes, oder der Betonung der sachlichen Kenntnisse) mancherlei Irrtümer, wie der Ersatz der alten Klassiker durch das Neue Testament als Lesestoff, ein übertriebenes Maß von Religionsstunden und religiösen Übungen, gegenüberstehen. Mit Spener sah er es eben als seine höchste Aufgabe an, die Menschen zu selbsttätiger Empfängnis einer Gottesoffenbarung fähig zu machen, die in unendlich vielfältiger Strahlenbrechung sich dem Herzen vermitteln sollte. Francke, ein geborener Lübecker, war auch mehrfach umhergetrieben worden. Ehe er in Halle einen gesicherten Wirkungskreis fand, hatte ihn die eifernde Rechtgläubigkeit gezwungen, die Professur in Leipzig, dann ein geistliches Amt in Erfurt aufzugeben. — Von ähnlichem Geiste war der gottesfürchtige und tugendhafte Gottfried **Arnold** beseelt, der in **Geistlichen Liedern** der Glätte der Franzosen religiöses Gefühl entgegensetzte und in seiner **Unpartheiischen Kirchen- und Ketzerhistorie** das bestehende Kirchentum und die rechtgläubige Schuldogmatik be-

Arnold 1665—1714

kämpfte, indem er zu beweisen suchte, „daß das wahre und weltveredelnde Christentum sich von jeher außerhalb der herrschenden und rechtgläubigen Kirche sein Hütten gebaut" habe. Das Buch erregte einen Sturm von Beifall und Widerspruch. Im Leben der Gläubigen und in der Historie und Beschreibung der mystischen Theologie, der er eine Zeitlang innig angehangen hatte, zeigt er, wie reich das gottbegeisterte Leben derer ist, die nach einem höheren religiösen Ziele streben. Durch seine Ketzerhistorie wurde Lorenz von Mosheim zu einem gleichbetitelten Werke und zu lateinisch geschriebenen Abhandlungen angeregt, die den Grund für die wissenschaftliche Kirchengeschichte geschaffen haben.

Mosheim 1694—1755

Unter der Form einer Gemeindeverfassung erscheint der Pietismus in der vom Grafen Nikolaus Ludwig Zinzendorf gegründeten Herrnhuter Brüdergemeinde.

Zinzendorf 1700—1760

Herrnhuter

Böhmische und mährische Brüder (II, § 318), die, vor österreichischer Verfolgungswut flüchtend, sich auf des Grafen Gütern in der Lausitz niedergelassen und das Dorf Herrnhut gegründet hatten, bildeten die Grundlage der von Zinzendorf selbst eingerichteten Religionsgemeinschaft. Dem Lehrbegriffe nach schloß sie sich dem Augsburger Bekenntnisse an, gab sich aber eine eigentümliche politisch-kirchliche Verfassung und führte eine auf genauer Überwachung und Kenntnis aller Mitglieder beruhende strenge Kirchenzucht ein. Die sanfte, etwas tändelnde und mit sinnlichen Bildern und Gleichnissen (von den Wunden des Lammes, das der Welt Sünde trägt, u. ä.) überfüllte Sprache der Herrnhuter gab ihren Reden und Liedern, die der unmittelbare Erguß des Herzens sein sollten, ein mattes, süßliches Gepräge. Um den verschiedenen protestantischen Bekenntnissen den Zutritt zu erleichtern, gestattete Zinzendorf drei Arten (Tropen) des Lehrbegriffs, den mährischen, lutherischen und reformierten. Denn das Wesen der Brüderunität sollte nicht in einem besonderen Lehrbegriffe, sondern in der christlichen Färbung und religiösen Innerlichkeit, namentlich in der traulichsten Liebe zum Heilande bestehen. Der deutsche Bestandteil in der Brüdergemeinde bildete mehr das heimatliche Stilleben aus, der mährische aber, dem Leiden und Wirken für den Herrn zur andern Natur geworden waren, ergriff die Pilgerschaft, um dem Heilande Seelen zu gewinnen. Glaubensboten (Missionare) trugen die Ansichten der Herrnhuter ins Ausland und unter die Heiden Westindiens, Afrikas und Amerikas. Diese Heidenbekehrung wurde eine wesentliche Aufgabe des Gemeindelebens. Die Herrnhuter verpflanzten ihr geruhiges Haus-, Familien-, Handwerker- und Industrieleben unter die heidnischen Naturvölker, um ihnen erst Beispiel und Grundlage für ein höher gesittetes, nach göttlicher Anordnung eingerichtetes Christenleben in Familie und in Arbeit darzubieten.

Die Verfassung der Herrnhuter Kirchgemeinde ist den ersten Christengemeinden nachgebildet. Älteste, Bischöfe und Diakonen sind die Vorsteher der Gemeinde, die aus mehreren, nach Alter, Geschlecht und ehelichem Stande getrennten Chören besteht. Jeder Chor hat einen eigenen Chorherrn zur Leitung der Seelsorge und der Andachtsübungen. Die ganze Brüderunität wird durch die von der Generalsynode ernannte und aller vier bis zehn Jahre ergänzte Ältestenkonferenz verwaltet. — Streng wird die Kirchenzucht gehandhabt. Unsittliche werden zuerst durch ernste Ermahnungen zur Besserung aufgefordert; bleiben diese wirkungslos, so erfolgt der Ausschluß vom Abendmahle und endlich Ausstoßung aus dem Gemeindeverband. Strenge, auf häufiger Andachtsübung und Abendmahlsfeier beruhende Kirchlichkeit, verbunden mit Arbeitsamkeit, Reinlichkeit und Mißachtung weltlicher Mode- und Spielsucht wie Lustbarkeit ist das Mittel zur Bewahrung kirchlichen Sinnes und sittlichen Wandels. Die Geschlechter werden getrennt gehalten und die Ehen nur mit Bewilligung der Ältesten geschlossen. — Handel, Gewerbfleiß und Sparsamkeit erzeugten Wohlstand. Eine unter Leitung der Ältestenkonferenz stehende Sparkasse dient der Mission und den Unitätsinteressen. — Auf Erziehung der Jugend zu frommen, sittlichen und tätigen Menschen ist die Brüdergemeinde mehr bedacht als auf wissenschaftliche Ausbildung.

Auch in der katholischen Kirche regten sich die Kräfte. Hier galt es zunächst, verlorene Gebiete zurückzuerobern, nicht minder aber den Besitzstand innerlich zu befestigen durch den Kampf gegen bemerkbare Erschlaffung im Bekenntniseifer und gegen die religiöse Gleichgültigkeit.

Bewegungen im Katholizismus

Jenes Ziel mußte bekanntlich unerhörte Maßregeln, das Verbot nichtkatholischer Gottesdienste und des Genusses der Sakramente, Landesverweisungen (Salzburg 1731, § 350), gewaltsame Bekehrungen, Bedrückungen ausgesuchtester Art (Pfalz 1720, § 311), Verlockungen zum Übertritte, namentlich auch den Glaubenswechsel fürstlicher Personen, rechtfertigen. Dem inneren Ausbau diente u. a. die Stiftung des Trappistenordens 1664 durch den

französischen Abt La Rancé im Kloster La Trappe, im Grunde eine Erneuerung des Cisterzienserordens, nur mit verschärfter Enthaltsamkeit, die sich selbst auf den Trost des Gesprächs und der Wissenschaft zu erstrecken hat. — Für das verwahrloste Volksschulwesen in Frankreich gründete de la Salle den Orden der Schulbrüder (Frères Ignorantins), namentlich zur Ausbildung künftiger Lehrer. Durch den berüchtigten Sittenlehrer de Liguori aus Neapel, „dem der Wille des Papstes der Wille Gottes war", entstand die Congregazione del San Redentore (K. vom heil. Erlöser), nach deren Namen sich seine Anhänger Redemptoristen oder nach ihrem Stifter Liguorianer nannten. Hauptsächlich sollte Heidenbekehrung und Unterricht ihre Aufgabe sein, doch wurden sie „als eine befreundete Abart der Jesuiten später ihre Zuflucht und Hoffnung". Zu den Vereinen ohne Gelübde gesellten sich die Geschwisterschaften zur Anbetung des Herzens Jesu und Marias, „eine sinnliche Verehrungsweise, die, von den Jesuiten auf Anregung liebeschwärmender Nonnen empfohlen und endlich in Rom zugestanden, in einzelnen Ortschaften eingeführt wurde".

Liguori 1696—1787

Während man so im katholischen Lager geschäftig war, durch immer neue Bollwerke sich immer mehr abzuschließen, trugen sich großangelegte, geistesfreie Protestanten mit entgegengesetzten Plänen. Mit den Pietisten hatten sie den Abscheu vor dem Hader der Kirchenmänner, der rabies theologorum, gemein. War aber das Absehen dieser mehr auf den einzelnen gerichtet, auf seine Erweckung zu gottseligem Leben, so faßte jene Richtung das große Ganze ins Auge. Es galt nichts Geringeres als die Wiedervereinigung der getrennten Bekenntnisse durch einen Ausgleich, eine mildere Auslegung der Unterscheidungslehren.

Calixtus 1586—1656

Zuerst nahm der Theologieprofessor in Helmstedt, Georg Calixtus, eigentlich Callisen, diesen Gedanken aus der späteren Reformationszeit wieder auf. Dem edeln, vielseitig gebildeten Manne, der sittlichen Wandel über den Buchstabenglauben stellte, schien die Kircheneinigung möglich durch die Rückkehr zur allgemeinen Lehre der ersten Jahrhunderte. Die Katholiken versagten dem redlichen und bestgewappneten Gegner ihre Achtung nicht, die protestantische Rechtgläubigkeit aber bezichtigte ihn des Synkretismus (Religionsmengerei), verdächtigte ihn namentlich nach dem Übertritte einiger seiner Schüler als verkappten Papisten und nötigte ihn nach dem Religionsgespräche zwischen Lutheranern und Reformierten zu Thorn 1645 bei seinem Fürsten Schutz zu suchen. Ein Menschenalter nach ihm kam Leibniz (§ 364, 1) auf den Plan des Zusammenschlusses zurück, entwickelte seine Gedanken darüber in dem versöhnlich gehaltenen Systema theologicum und trat zu seiner Verwirklichung mit katholischen Führern, wie Pélisson und Bossuet (§ 364, 3), in brieflichen Verkehr. Das brachte ihm von seinen Glaubensgenossen den nämlichen Vorwurf, den sein Vorgänger erfahren hatte, anderseits die Erkenntnis ein, daß nach unerschütterlicher Auffassung der Katholiken die Protestanten nur als verirrte Abtrünnige galten, die lediglich durch reumütige Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche Versöhnung erlangen könnten. — Gleich erfolglos verliefen die von Brandenburg eingeleiteten Verhandlungen (§ 299) zwischen dem evangelischen und dem reformierten Bekenntnisse.

Leibniz 1646—1716

Aufklärung

Die dritte geistige Strömung hat ihre Quelle in Leibnizens (§ 364, 1) Philosophie. Die Aufklärung oder der Rationalismus, wie sie genannt worden ist, war dem Arbeitsfelde nach die umfassendste, in den Wirkungen die weitesttragende und örtlich die verbreitetste Bewegung dieser Zeit. Sie zog nicht allein den Kirchenglauben, sondern fast alle Gebiete des Lebens, Kunst, Wissenschaft, Gesellschaft, Erziehung usw., in den Kreis ihrer Betrachtung. Wie ihre Anfänge bei Leibniz, so sind ihre Ausläufer bei Kant und Hegel zu suchen, und die Weisheit der erlauchtesten Fürsten dieses Jahrhunderts befruchtete sich an den Ideen der Aufklärung. Endlich arbeiteten sich bei dieser vermeintlichen Befreiung der Vernunft Deutschland, England und Frankreich einander vor und in die Hände. Denn die Herrschaft der Vernunft (ratio) ist Ziel und Losung der Aufklärung. Daß sie dabei Vernunft mit Verstand verwechselte, darin liegt der Grund zu all ihren Irrtümern.

Unabhängig von Lehrmeinungen, Satzungen und von jeder Art Überlieferung, also auch von der in der Bibel überlieferten, nach den Supranaturalisten auf unmittelbarer göttlicher Eingebung beruhenden Offenbarung sollte jetzt die Vernunft selbstherrlich alles durchdringen, prüfen und je nachdem verwerfen oder zur Anerkennung bringen. Sie wurde

Richterin in allen Fragen, Gesetzgeberin für Glauben, Kunst und Wissenschaft, einzige Quelle der Wahrheit. Das war der vollkommene Bruch mit allem, was bis dahin Geltung besaß und beansprucht hatte, ein Bruch, der, wie leicht ersichtlich, nur aus protestantischem Bewußtsein heraus erfolgen konnte. Der lichte Tag der Erlösung aus Geisteszwang und mittelalterlicher Rückständigkeit schien anzubrechen, jubelnd begrüßt von der wie betäubten Zeit. Denn freilich gab es damals des Zwanges und Wustes viel.

Was die Anstöße zu solchem Umschwunge angeht, so ist bereits erwähnt, daß Leibniz für die Vernunftgläubigen in Deutschland zum Wegweiser wurde. In England hatten die großen Entdeckungen Newtons (§ 364, 6) und die Philosophie Lockes (§ 364, 1), die durch ihren beharrlich durchgeführten Anschluß an die menschliche Erfahrung in gleichem Maße einleuchtete, wie gefestigt erschien, die bisherige Weltanschauung ins Wanken gebracht und die Zweifelsucht in die Zeit geworfen, die dann durch die Freidenker (§ 361) ihr Gepräge und ihre Geistesrichtung erhielt. Frankreich endlich folgte zunächst nur den englischen Anregungen. Bald aber traten esprit und Spottsucht der Freigeister an die Stelle des hohen Wahrheitsdranges, zogen voreilig aus einseitigen Voraussetzungen einseitige, darum eben gefährliche Folgerungen und haben schließlich gewiß Thron und Altar erschüttert, ebenso gewiß aber auch den Grund zur Freiheit im vollen Umfange ihres Begriffes gelegt.

Der deutsche Rationalismus

Seinem Wesen und Ursprunge nach erscheint der Rationalismus als Gegner des Supernaturalismus. Dieser bestand auf unbedingter Wortgläubigkeit und verdammte jeden Zweifel an der übernatürlichen, unmittelbaren Offenbarung Gottes in der Heiligen Schrift. Zur Erkenntnis dieser Offenbarung gelangt nach ihm die natürliche, von der Sünde (Erbsünde) getrübte Vernunft nimmer. Eben dieser menschlichen Vernunft (ratio) wahrten dagegen die Rationalisten oder Denkgläubigen auch in Glaubensdingen das Recht der Prüfung. Sie meinten durchaus innerhalb des Christentums zu stehen, faßten es aber zunächst als Sittenlehre, nicht als Glaubenslehre und hoben deshalb die drei Ideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als seinen Kern mit allem Nachdrucke hervor. Die philosophische Begründung und Begriffsbestimmung dieses Verstandeschristentums im Unterschiede zum Bibelchristentume gab Kant in der Abhandlung Die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft. Bald griff der Kampf gegen das Alte auf die Gebiete der Philosophie, der Geschichtschreibung, der Staats-, der Natur- und der Erziehungswissenschaft über. Verlor die Leidenschaft der Angreifer mitunter alles Maß und erniedrigte sie sich sogar zu leerem Spotte, so verschlossen sich wiederum die verknöcherten Verteidiger des Überkommenen jeder neugewonnenen Einsicht, fielen wohl auch in mittelalterliche Schwärmerei zurück. Solch dunkelm Treiben gegenüber erkannte es die Aufklärung um so mehr als ihre Aufgabe, der Masse des Volkes zum Mitbesitze an den Errungenschaften und Ergebnissen der Wissenschaft zu verhelfen, auch die bisher von den befreienden Wohltaten der Bildung ausgeschlossenen Schichten „aufzuklären", um dadurch dem Aber- und Wahnglauben, altüberlieferten Vorurteilen in kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Dingen, sowie Irrtümern aller Art zu steuern. Vielen mußte dies Beginnen wie ein Versuch, den Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel zu leihen, und darum als äußerst gefährlich vorkommen. Bei ihnen begegnete die Aufklärung erbitterter Feindschaft, und tatsächlich lastet auf ihr die tragische Schuld, im lautersten menschenfreundlichen Wollen die Kraft der Bildung überschätzt und da, wo sie auf gereinigtem und gefestigtem Grunde ein lichteres Gebäude des Glaubens, eine vernünftige Ordnung des öffentlichen und bürgerlichen Daseins, endlich für das sittliche Leben verstandesmäßig gerechtfertigte und begriffliche Schranken zu errichten gedachte, vielfach nur das Alte zertrümmert zu haben, ohne einen Ersatz dafür schaffen zu können. Der überzeugte Glaube an die Allmacht der Vernunft ist die Seele dieser geistigen Bewegung. Eine wahre Leidenschaft für die Ausbreitung des Wissens und Denkens erfaßte die

Menschen bis zum Throne hinauf. Denkrichtigkeit und gesunder Menschenverstand werden die höchsten Richter, alles Ahnungsvolle, alles, was aus dem Glauben und der freien Phantasie stammt, gilt als Wahn, als zwecklos, ja als Hindernis für Geistesfreiheit. Rein verständig, klar und durchsichtig sollte auch die Dichtung werden; der Einbildungskraft bot sie keine Stätte mehr. Damit war die Brücke zur französischen Regelmäßigkeit geschlagen.

Thomasius 1655—1728

Den Anschluß an sie empfahl gleich der Mann, den man als Vater dieser Richtung bezeichnen darf, Christian Thomasius aus Leipzig in dem Diskurs, welchergestalt man den Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle, freilich nicht ohne wuchtige Vorbehalte. Denn im Studium des Auslandes erkannte er nur ein Mittel, die Deutschen zu verfeinerter Selbständigkeit zu erziehen, und auf sprachlichem Gebiete hat er den Gebrauch des Deutschen selbst für die Lehrsäle der Hochschulen entschieden und durch seine Monatsschrift Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen auch für die Kritik und Unterhaltungsblätter durchgesetzt. Schiller nennt ihn einen Mann von Geist und Kraft, der die Pedanterie seines Zeitalters, wiewohl selbst noch pedantisch genug, angreift, den Zeitgenossen gegenüber einen philosophischen, ja schönen Geist. Wirklich lag Thomasius Zeit seines Lebens gegen Abgelebtes und Verknöchertes, gegen Gelehrtendünkel und die Reste mittelalterlicher Roheit zu Felde. Die Scholastik in jeder Gestalt war ihm der Feind. Ohne jede Einseitigkeit in seiner Bildung trug er mit seiner Monatsschrift dem Bildungsbedürfnisse weiter Kreise und bereits der gleichzeitigen Literatur Rechnung. Lohensteinischer Schwulst (§ 353) mußte seiner Nüchternheit ein Greuel sein. Seine am Alten haftenden Fachgenossen forderte der gründliche Kenner des Rechtes durch seine Abhandlung gegen die Hexenprozesse De crimine magiae und durch die Angriffe auf die Folter heraus. Auf Zeit verbündete er sich mit den Pietisten gegen die engherzige Wortgläubigkeit. Hierdurch besonders machte er sich in Leipzig unmöglich, gab aber durch seine Vorlesungen in Halle den Anstoß zur Gründung dieser Universität (§ 302). — An sie wurde von Leipzig weg

Wolff 1679—1754

auch der in Breslau geborene Christian Wolff, der bedeutendste Mitstreiter des Thomasius, berufen. Dieser Schüler Leibnizens (§ 364, 1), doch in vielen Fragen selbständige Denker unternahm es, in einer umfassenden, zusammenhängenden Darstellung der Philosophie sie als den einheitlichen Grund aller Wissenschaften zu erweisen. Diesem Zwecke dienten Vernünftige Gedanken 1. von den Kräften des menschlichen Verstandes und ihrem wichtigen Gebrauche in Erkenntnis der Wahrheit, 2. von Gott, der Welt, der Seele der Menschen, auch allen Dingen überhaupt, 3. von der Menschen Tun und Lassen zur Beförderung ihrer Glückseligkeit, 4. von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen, insonderheit vom gemeinen Wesen. Die Bedeutung dieser vier Werke für die Denkweise der Zeit, für die Vertiefung der Wissenschaft wie für die Ausbreitung des literarischen Interesses auch außerhalb der gelehrten Welt läßt sich schwer einschätzen. Jedenfalls hat erst Kant die Wolffische Philosophie abgelöst, mit der die Berliner Aufklärung stand und fiel; und in der Dichtkunst stehen Gottsched und seine Schule ganz, die Bremer Beiträger in ihren Anfängen und in gewissem Sinne selbst Lessing und sein Kreis auf Wolffs Schultern. Auch Wolff wurde ein Opfer der Unduldsamkeit. Auf eine Anzeige der Pietisten hin verwies ihn 1723 die Regierung des Landes. 1740 wurde er von Marburg zurückgerufen, später Kanzler der Universität Halle und geadelt. — Unter Wolffs zahlreichen Anhängern hat sich namentlich

Baumgarten 1714—1762

Gottlieb Baumgarten um die Weiterentwicklung und Verteidigung der Philosophie seines Meisters verdient gemacht. Insbesondere lebt er fort als Begründer der Wissenschaft vom Schönen, für die er den Namen Ästhetik erfand.

Rückwirkung auf die Theologie

Die Rückwirkungen des Rationalismus auf die Theologie äußerten sich in dreierlei Weise. Zunächst galt es, die Lehre der Kirche mit den Ergebnissen der philosophischen Forschung, der vorgeschrittenen Kritik und der wissenschaftlichen Auslegekunst (Exegese) in Einklang zu bringen. Das führte zu dem gemäßigt freien Standpunkte, auf den sich Semler in Halle, Michaelis in Göttingen, Ernesti in Leipzig, auch die Lehrer der Kirchengeschichte, Mosheim und Planck, stellten. — Einen Schritt weiter gingen die Berliner Theologen, an ihrer Spitze Spalding und der vielberufene Buchhändler, Schriftsteller und volkstümliche Philosoph Nicolai. — Beide Richtungen standen noch auf dem Boden des Christentums und christlicher Gläubigkeit. Dagegen atmeten die Schriften eines Dippel, Edelmann, Schmidt und

Bahrdt die Freigeisterei und den Materialismus der französischen Philosophen, entkleideten die Glaubensurkunden ihres ehrwürdigen Charakters und zogen sie ins Gemeine herab.

Die Mitglieder der gemäßigten Schule gehören sämtlich der Hochschullehrerschaft an. Semler, der Begründer der geschichtlichen Bibelkritik, war Professor der Theologie in Halle, der vielgeehrte, wissenschaftlich hervorragende, auch als Orientalist namhafte Michaelis in Göttingen, der als Kanzelredner gefeierte Mosheim erst in Kiel, dann in Helmstedt und zuletzt in Göttingen. Unter rationalistischen Einflusse steht seine Sittenlehre der Heiligen Schrift, ebenso seine Kirchengeschichte (s. vorher), mit der er für Planck in der Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs und diesen Zweig der Wissenschaft überhaupt vorbildlich geworden ist. Ernesti, „der deutsche Cicero“, wie er wegen seines mustergültigen Lateins genannt wurde, kam vom Studium des Altertums zum Rationalismus, der ihm die philologische Bibelerklärung verdankte. Der letzten Humanisten einer, war er erst Rektor der Thomasschule, dann Professor in Leipzig. Anerkannt sind seine Verdienste als Herausgeber klassischer Schriftsteller und als Jugendbildner (§ 364, 2).

Semler 1725—1791
Michaelis 1717—1791
Mosheim 1694—1755
Planck 1751—1833
Ernesti 1707—1781

All diese Männer achteten die Offenbarung, wollten sie aber auf Vernunft gründen; sie hielten die Bibel heilig, benutzten jedoch zu ihrer Erklärung die Hilfsmittel der Wissenschaft: Sprachforschung, Kritik, Altertumskunde usw., womit sie freilich die Heilige Schrift auf eine Linie mit anderen Werken der Vergangenheit stellten.

Die Berliner Theologen und Moralphilosophen waren im Kampfe mit der Freigeisterei des Hofes selbst Freidenker geworden, ohne sich doch vom protestantischen Lehrbegriffe loszusagen. Auch sie strebten den Offenbarungsglauben mit der Vernunft und mit den Tatsachen in Übereinstimmung zu bringen. Zu diesem Zwecke unterschieden sie zwischen wesentlichen Lehren des Christentums und dem, was Schulgelehrsamkeit hinzugefügt habe. Den englischen Deisten (§ 361) hatten sie ferner die Kunst abgelernt, durch faßliche Behandlung und gefällige Sprache weitere Kreise für religiöse Erörterungen zu erwärmen. Das war ihr großes Verdienst, größer noch das andere, daß sie die christliche Lehre dem gesunden Menschenverstande einleuchtend und die christliche Moral zur Richtschnur des Handelns machten. Daß sie dagegen nicht über ein bloßes Verstandeschristentum hinausgekommen sind, das lag an ihrer mißverständlichen Auffassung der Vernunft, deren Herrschaft auf Kosten des Gemüts, der Ahnung und der Phantasie errichtet wurde.

Im Vordertreffen der Berliner fochten der namentlich von Shaftesbury (§ 361) abhängige Oberkonsistorialrat Spalding und der ebenfalls stark von den Engländern beeinflußte Oberhofprediger Sack, ein Schüler Wolffs. Beiden stand die Offenbarung erst in zweiter Linie nach der Vernunft, der sie als eine Art „Fernglas“ sonst unerkennbare Wahrheiten erst erschließe. Beide schieden ferner alles Übernatürliche, alle Wunder usw. als Menschenwerk aus der Offenbarung aus und sahen endlich das Wesen des Christentums in einem sittlichen Wandel. Ihnen stand der Konsistorialpräsident Jerusalem nahe. Viel weiter führten dagegen kritische Anlage und durchdringende Denkkraft den vielgenannten Verfasser der Wolfenbütteler Fragmente (§ 421), Samuel Reimarus, der als Gymnasialprofessor in seiner Geburtsstadt Hamburg lebte. Rücksichtslos legte er den Widerspruch der göttlichen Offenbarung mit den Forderungen der Vernunft dar. Die Dreieinigkeit blieb ihm unfaßbar. Die Höllenstrafen vermochte er nicht mit der Güte Gottes zu vereinen. Die messianischen Weissagungen, den Ursprung des Christentums nach seiner Ansicht, deutete er auf die jüdische Erwartung eines weltlichen Fürsten und eines neuen Reiches. Anderseits kämpfte er überzeugt für den Deismus (§ 361) gegen Gottesleugner aller Art, und das persönliche Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele galten ihm als unumstößliche Wahrheiten. Von seinen Schriften ist die Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes, von der einzelne Abschnitte unter dem Titel Wolfenbütteler Fragmente durch Lessing von 1774 an der Öffentlichkeit bekannt wurden, die bedeutendste. Der Sturm, den sie weckte, sprach verständlich für ihre Bedeutung.

Spalding 1714—1804
Sack 1703—1786
Jerusalem 1709—1789
Reimarus 1694—1768

Eine Art Mittelpunkt für diese Bewegung und den ganzen rationalistischen Kreis bildete die 1765 begründete Allgemeine deutsche Bibliothek des Buchhändlers Christian Friedrich Nicolai in Berlin.

Nicolai 1733—1811

Vielseitig gebildet und selbst sehr federgewandt, dazu ein leidenschaftlicher Parteigänger der Aufklärung, verfolgte er aufmerksamen Auges den Gang der Dinge, in den er zuerst mit Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften eingriff. Bald hatte er sich mit einem förmlichen Stabe von gesinnungsverwandten Mitarbeitern umgeben, so Mendelssohn für die Bibliothek der schönen Wissenschaften, Lessing für die Briefe, die neueste Literatur betreffend (§ 421). Den Höhepunkt seines anfangs nicht ungünstigen Einflusses bezeichnete aber die Allgemeine deutsche Bibliothek, das eigentliche Bollwerk des Rationalismus. Mehr und mehr trat im Laufe der Zeit Nicolais aufklärerische Nüchternheit hervor, die sich eigensinnig gegen jeden Fortschritt und jede Belehrung verschloß, so daß er gegen Ende seines Lebens einsam war in seinem vergeblichen Kampfe. Aus der Menge seiner Werke verdient der satirische Roman Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker hervorgehoben zu werden. Dieses Lebensbild eines braven, durch Ketzerrichterei zugrunde gerichteten Dorfgeistlichen wird zum Spiegel der protestantischen Verfolgungssucht überhaupt und dadurch ein Beitrag zur Literatur gegen die herausfordernde Rechtgläubigkeit.

Dippel 1673—1734

Zur dritten Gruppe muß auch der abenteuerliche, zweideutige Dippel gezählt werden, obwohl er, wenn auch mit Unterbrechungen, dem Pietismus angehört hat.

Denn würdelos bekennt er, „von der Pietät nur eine fette Station und eine favorable Heirath gesucht zu haben. Immer in der Haut der Schalk und ein Feind des Kreuzes Christi" schlug sich dieser Democritus christianus nach seiner eigenen Bezeichnung mit aller Welt, mit dem starren Luthertum, mit den Pietisten und den Philosophen herum; in der Not warf sich seine Unstete auf Goldmacherei und Geheimwissenschaften; sogar ins Gefängnis brachte ihn seine Vielgeschäftigkeit, als er sich in Dänemark an politischen Umtrieben versuchte. — Geradezu roh urteilt Edelmann über die kirchlichen Fragen; jede übernatürliche Offenbarung leugnet er, die Bibel ist ihm ein „fürchterliches Götzenbild". Schließlich suchte und fand er Ruhe bei Spinoza. — Noch hämischer griff der als Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirne fortlebende Theolog, ein Mann ohne Schwung und Idealität in Leben und Gesinnung, die Bibel und alle Grundlagen des Christentums im keckten Volkstone an. — Das größte Aufsehen erregte aber die sogenannte Wertheimer Bibel aus dem Jahre 1735. Sie ist das Werk eines Predigersohnes Lorenz Schmidt aus Zella und enthält eine Übersetzung der fünf Bücher Moses unter dem eigentlichen Titel Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messias Jesus. Was nun den eiferndsten Zorn der kirchlichen Kreise erregte, dem Buche eine ungeheuere Bedeutung verlieh und seinen Verfasser ins Gefängnis brachte, das war der ehrliche und aus Überzeugung unternommene Versuch, die Bibel ganz im Sinne des Rationalismus mit seinen Um- und Ausdeutungen des Übernatürlichen und unter Beseitigung alles Wunderbaren und Vernunftwidrigen, dementsprechend in trockenster, lehrhafter Sprache zu verdeutschen. Das Unternehmen war selbst aufgeklärten Geistern bedenklich, schon darum, weil es als vernichtende Waffe gegen die ganze freigesinnte Richtung mißbraucht wurde. Schmidt seinerseits ließ sich durch nichts, auch durch Verfolgungen nicht, beirren. Er soll nach langem Umherschweifen in Wolfenbüttel die Übersetzung des Alten Testaments zu Ende geführt haben.

Edelmann 1698—1767

Bahrdt 1741—1792

Wertheimer Bibel

Lorenz Schmidt † 1751

Rechtgläubigkeit

Die Heftigkeit und Maßlosigkeit dieser grundstürzenden Richtung war nicht zuletzt mitverschuldet durch die Form, in der die Rechtgläubigkeit ihre Abwehr führte.

Als den typischen Vertreter dieser angeberischen Ketzerrichter und Zionswächter hat man sich gewöhnt den Hauptpastor von Hamburg, Melchior Goeze, anzusehen, einen übrigens gelehrten Mann, der im Bunde mit einer Schar unbedeutenderer „Mitstreiter in Gott" wider alles zu Felde zog, was an der lutherischen Lehre rüttelte oder von der kirchlichen Bibelerklärung abwich. Der leidenschaftliche Kampf, in den ihn Bekenntnistreue, aber auch herausfordernder Hochmut verwickelten, endete mit dem Siege seiner Gegner, namentlich Lessings, der ihn mit einer Reihe Fehdeschriften, 11 Antigoeze, Nöthige Antwort und anderen schließlich endgültig abtat. Gegen die rechthaberische Engherzigkeit, der die Seligkeit an Lehrformeln geknüpft war, wandte sich auch, wie erwähnt, Nicolais Roman Sebaldus Nothanker, schonte aber ebensowenig andere, dem Verfasser irgendwie mißfällig gewordene Personen, wie den süßlichen, tändelnden Dichter Johann Georg Jacobi als „Herrn von Säugling" und dessen mit gespreizter Vornehmheit auftretenden Bruder Friedrich Heinrich Jacobi, den schon seine Hinneigung zu Hamann (s. später) in Gegensatz zur Aufklärung bringen mußte. Die kenntliche Zeichnung der aus dem Leben genommenen Helden des Romans, nicht minder die beigegebenen Kupferstiche von Chodowiecki ver-

Goeze 1717—1786

J. G. Jacobi 1740—1814

F. H. Jacobi 1743—1819

halfen dem Werke zu mehreren Auflagen schnell nacheinander, steigerten aber auch die Wutausfälle der Getroffenen gegen den Aufklärer.

Eine andere Gegenströmung gegen die vernünftige Nüchternheit ging von Münster aus. Hier bildete sich um die katholische Fürstin Galizyn ein Kreis mystisch angelegter Denker.

Mystiker Fürstin Galizyn 1748—1806

Im Mittelpunkte stand neben der Fürstin selbst der „Magus aus dem Norden" Hamann, um sie der eben erwähnte Fr. H. Jacobi, der leicht bestimmbare Verfasser der philosophischen Romane Eduard Allwills Briefsammlung und Woldemar, in denen er seine Gefühlsphilosophie und seine sittlich-religiösen Betrachtungen niedergelegt hatte, der später zum Katholizismus übergetretene Friedrich Leopold Graf Stolberg (§ 419) und andere mehr. Beide, kirchlichem Dogmatismus wie der Aufklärung gleich abhold, machten Gefühl, Poesie und Mystik zur Grundlage wahrer Religiosität, bewunderten in der Bibel die Tiefe der morgenländischen Dichtung und betrachteten den christlichen Glauben als Quelle und Anfang aller Weisheit. Gegen die Berliner nahmen sie Gemüt und Einbildungskraft in Schutz. Als aber Jacobi den toten Lessing als Spinozisten verdächtigte, erhob sich Mendelssohn zu einer entschiedenen Abwehr, die freilich seine Körperkräfte unheilbar erschütterte. Über Hamann, der mit fast allen Größen der Blütezeit Beziehungen unterhielt, vgl. auch § 423.

Hamann 1730—1788

F. L. von Stolberg 1750—1819

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser gärenden Zeit ist der fromme Prediger Joh. Kaspar Lavater aus Zürich. In ihm laufen alle Fäden der religiösen Bildung und supranaturalistischen Anschauung zusammen. Durchdrungen von dem Glauben, daß Gott mit gläubigen Menschen in unmittelbarem persönlichem Verkehr stehe, daß die Zeit der Propheten und Apostel, „wo das Gebet Wunder wirkte und der Glaube Berge versetzte", noch gegenwärtig sei und der Mensch im Stande der Gnade göttliche Eingebungen erhalte, bezog er alles auf die Religion, sah in allem, was ihm begegnete, den Finger Gottes und steigerte zuletzt seine Gefühle bis zu den Schwärmereien der Mystiker, die in ihren religiösen Empfindungen den größten Genuß fanden. Unerschütterlich in dem Glauben an die Göttlichkeit der Heiligen Schrift, ließ er sich von dem ihn umgebenden Unglauben nur in der Überzeugung bestärken, er sei in die Welt gesandt, „um von der göttlichen Wahrheit Zeugnis zu geben". (Vgl. auch § 418.)

Lavater 1741—1801

Seine etwas zudringliche Vielgeschäftigkeit für das Reich Gottes kannte keine Grenzen, und da seine schlichte Innigkeit, unter der im Grunde seiner Seele freilich auch weltlicher Ehrgeiz und geistlicher Hochmut lagen, warm zum Herzen sprach, gelangte er zu hohem Ansehen und Einflusse, wurde sogar in weiten Kreisen bis zum russischen Hofe als Prophet und Heiliger verehrt. Auch Goethe war ihm anfangs brüderlich zugetan. Später führte der Übereifer des Schwarmgeistes zum Bruche. Aber noch sein tragischer Tod zeugte für seine allezeit betätigte Menschenliebe und verwischte die Erinnerung an die Schrullen und Wunderlichkeiten des seltsamen Mannes. Seinen Ruf begründete er durch erbauliche Schriften, Predigten und religiöse Dichtungen. Dagegen zogen ihm sein Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst und das Buch Pontius Pilatus oder der Mensch in allen Gestalten usw. heftige Angriffe zu, so von Wieland im Endymion, während der Bekehrungseifer, mit dem er den jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn dem Christentume zuführen wollte, mehr aber noch die Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und der Menschenliebe in vier prachtvoll ausgestatteten Bänden mit Kupferstichen dem witzigen Göttinger Mathematiker und Physiker Lichtenberg Anlaß zu spottgetränkten Gegenschriften gaben. Freilich war Lichtenberg in allem der Gegensatz zu Lavater: dieser körperlich wohlgebildet, jener verwachsen; Lichtenberg ebenso ungläubig und freidenkend, wie Lavater religiös und christlich; bei jenem beruhte alles auf Natur und Anlage, bei diesem war das meiste angebildet; Lavaters Wesen war voll Feierlichkeit, Würde und Salbung, Lichtenbergs Charakter war auf Verstand, Witz und Mutwillen aufgebaut. Er wäre der geeignete Mann gewesen, den humoristischen Roman der Engländer nach Deutschland zu verpflanzen. Denn in seinem Charakter vereinigten sich alle Launen, Stimmungen und Widersprüche eines Humoristen, und sein tiefer Blick in menschliches Seelenleben bekundete sich in den geistreichen Erklärungen der Hogarthschen (§ 368) Kupferstiche. Allein seine sonderbare Natur neigte, abgesehen von wissenschaftlichen Werken, mehr zu kleinen humoristischen und satirischen Abhandlungen, fliegenden Blättern und anderem, worin er alle Verkehrtheiten des

Lichtenberg 1724—1799

Tages, die überspannten Kraftgenies, Lavaters Prophetentum und Philadelphias prahlerische Taschenspielerkunststücke durchhechelte.

Jung-Stilling 1740—1817

Lavaters Gesinnungsgenosse, aber natürlicher und reicher in seinem Gemütsleben war Johann Heinrich Jung-Stilling aus Nassau. In seinem selbstverfaßten Jugendleben, dem Heinrich Stillings Jünglingsjahre, Wanderschaft, häusliches Leben und Lehrjahre folgten, zeigt er, wie er, der sinnige, phantasievolle Knabe, allmählich zu der empfindsamen, schwermütigen Weltanschauung und Strenggläubigkeit gelangt ist. Die merkwürdigen Schicksale seines Lebens, die ihn vom Schneidergewerbe zur Schulmeisterei, dann in Straßburg, wo er mit Goethe und Herder in Beziehung trat, zum Studium der Medizin, besonders der Augenheilkunde, endlich zur Professur der Staatswirtschaft in Marburg und Heidelberg führten, und die Hilfe, die ihm in jeder Not zuteil ward, befestigten in ihm den Glauben an einen besonderen göttlichen Schutz. In jedem Ereignisse, ja Zufalle sah er die Hand Gottes, mit dem er sich in persönlichem Verkehre glaubte, und zu Christus fühlte er eine persönliche Liebe. Sein Glaube bewahrte ihm auch unter allen Widerwärtigkeiten Sanftmut, Menschenliebe und Gottvertrauen. Bei allem Wunder- und Aberglauben, bei aller religiösen Absichtlichkeit sind seine Werke, namentlich seine Romane Florentin von Fahlendorn, Geschichte des Herrn von Morgenthau, Theobald oder die Schwärmer, nicht ohne Poesie und tiefes Gefühl. Reine Mystik schuf die Theorie der Geisterkunde und Szenen aus dem Geisterreich. Stilling starb in Karlsruhe als badischer Geheimrat.

Auch Herder (§ 423) trat gegen die verflachende Richtung Spaldings und der Rationalisten überhaupt auf den Plan. In den Fünfzehn Provinzialblättern an Prediger suchte er dem Christentume seine Weihe und dem Predigtamte die Würde des alten Priester- und Prophetentums zurückzugeben. Da er aber das Christliche im Reinmenschlichen, in der Humanität aufgehen ließ, ein poetisches Urchristentum, frei von allem Dogmatismus, als ideale Religion hinstellte und einer Weltkirche mit möglichst allgemeinem und einfachem Bekenntnisse das Wort redete, entging auch er Widersprüchen und Anfechtungen nicht.

Swedenborg 1688—1772

In eigentümlicher Weise verquickte sich Rationalismus mit mystischer Phantastik in Emanuel von Swedenborg, einem vielseitigen, durch gründliche Schriften über Mechanik und Bergbau ausgezeichneten Gelehrten, der in Stockholm die Kirche des neuen Jerusalems gründete.

Die Versenkung in die Geheimnisse der Natur, innere religiöse Kämpfe und das Studium der Bücher Jakob Böhmes (§ 191, 1) und geistesverwandter Grübler führten ihn zu dem Glauben, „des Umgangs mit Geistern gewürdigt zu sein, zu denen er, wahrscheinlich in magnetischen Zuständen, bald in den Himmel, bald in die Hölle verzückt wurde". Gewisse angeblich beglaubigte Fälle seines Fernsehens und Geisterverkehrs erregten solches Aufsehen, daß sich sogar Kant in den wahrscheinlich ironisch aufzufassenden Träumen eines Geistersehers mit der Sache befaßte. Durch eine von Gott selbst ausgehende Offenbarung fühlte sich Swedenborg schließlich berufen, „zur Rettung aus dem Verfalle des Christentums seit der Synode von Nicäa die Kirche des neuen Jerusalem zu gründen als das dritte Testament und die geistige Wiederkunft Christi". In Schweden sind seine Ansichten weit verbreitet; in Württemberg fand der nordische Seher ebenfalls Anhänger; in England und Amerika bildeten sich einzelne Kirchengemeinschaften nach seinen Grundsätzen, die auf einen „phantastischen Rationalismus" hinauslaufen, daher ein Teil seiner Jünger zu den „geheimnisvollen Erscheinungen der Natur und des Geisterlebens" hinneigte, während andere das Christentum als Vernunftreligion auffaßten.

Deismus

§ 361. Die englischen Freidenker (Deisten). Methodisten. Im Laufe des 18. Jahrhunderts erhob sich in England ein Ansturm gegen uralte Knechtschaft und verjährte Mißbräuche, gegen alles, was in Kirche und Staat den unverbrüchlichen Rechten des Geistes und Gemütes zuwiderlief. Die zum Selbstbewußtsein gelangte Vernunft empörte sich stolz und kühn gegen kirchliche Unfreiheit und Aberglauben, gegen die unbeschränkte Regierungsform und patriarchalische Willkür, gegen Standesrechte und Sonderstellungen aller Art. Der geoffenbarten Religion des Christentums stellte man einen dem Menschengeiste begreiflichen, auf die Wahrnehmung der Sinne, auf die Denktätigkeit des Verstandes oder auf das naturwissenschaftliche Forschungsverfahren und auf philo-

sophische Beweisführung gegründeten Vernunftglauben entgegen. Die Sittenlehre wurde nicht aus dem geoffenbarten Willen Gottes hergeleitet, sondern als Bestätigung und Vollendung des ursprünglichen Gefühls der Menschheit für Gerechtigkeit und Nächstenliebe aufgefaßt. An die Stelle des Königsrechts trat die Volkssouveränität; die Standesvorrechte des Adels und der Geistlichkeit wurden untergraben durch die Lehre von den Menschenrechten und der angeborenen Gleichheit aller. In der Hitze des Kampfes vergaß aber das kühne Geschlecht die Schranken der Vernunft und verstieg sich zu einer Höhe der Aufklärung, die für Vergangenheit und geschichtliche Entwicklung kein Verständnis und keine Achtung hatte, in der Religion nur Priestererfindung und im Staate nur einen zufälligen Vertrag erblickte.

Den Grund zur neuen Kulturbewegung legten *Newton* und *Locke*.

Newton 1642—1727

Isaak *Newtons* (§ 364, 6) Entdeckung der Schwerkraft (Gravitation) als des allwaltenden Prinzips im Weltall übte nicht nur auf die Naturwissenschaft und Himmelskunde, sondern auch auf die religiösen Anschauungen den mächtigsten Einfluß aus. „Die Welt stand von jetzt an als in sich ruhend und sich selbst erhaltend, als ein Werk ewiger, still waltender Gesetzmäßigkeit da. Die Wissenschaft begann sich jetzt von der Herrschaft der biblischen Vorstellungen zu befreien und ihren eigenen Weg zu verfolgen. Diese Lehre von der inneren unabhängigen Begründung des Weltalls schloß zwar nicht den Glauben an einen Schöpfer aus, wie denn Newton für seine Person immer ein strenger Anhänger der Offenbarung blieb und sich sogar viel mit den apokalyptischen Weissagungen beschäftigte, aber im Laufe der Zeit ward seine Ansicht von der Konstruktion des Alls auf die Natur des menschlichen Geistes übertragen, der als ebenso in sich bestehend von allen willkürlichen Einflüssen frei gedacht wurde, was auf das Verhältnis der Menschen zum Glauben und zuletzt auch zum Staate nicht ohne Rückwirkung bleiben konnte." Von solchen Grundsätzen ging zunächst John *Locke* aus, der Günstling und Freund des ränkesüchtigen Grafen *Shaftesbury* (§ 286), dessen Schicksale, namentlich seine Flucht nach Holland, er teilte. Er unterwarf Religion und Wissenschaft dem scharfen kritischen Verstande. Die später von Kant (§ 364, 1) vollendete Erkenntnistheorie ist für ihn der Ausgangspunkt. Die Untersuchung des Wesens und Umfanges des Verstandes, also seiner Kräfte und der ihm zugänglichen Gegenstände im Essai concerning humain understanding hatte das Ergebnis: allein aus der *Erfahrung* stammt alle Erkenntnis und alles Wissen, auch die Ideen, die keinesfalls angeboren sind. Die unmittelbare Wirkung der Gegenstände auf unsere Sinne bildet die *äußere* Erfahrung oder Empfindung und die Selbstbeobachtung des Geistes bei seiner Tätigkeit die *innere* Erfahrung oder Reflexion. So rein empfangend und aufnehmend wird der Verstand (die Vernunft) selbsttätig erst und nur durch die Verknüpfung und Weiterentwicklung der ihm übermittelten Ideen mit- und durcheinander. Ebendadurch aber setzt er sich der Gefahr des Irrtums aus. Denn zu seinem Verfahren kann er der Sprache nicht entraten. Ihre Wörter aber sind bloße Allgemeinbegriffe, denen nichts Wirkliches entspricht, bloße Notbehelfe des ordnenden (abstrahierenden) Verstandes, dem manche Wahrheiten überhaupt unerreichbar sind. Diese bietet allein die Offenbarung, die freilich, will sie Glauben beanspruchen, vor dem Verstande bestehen muß. Das vernünftige Christentum hat seinen Grund im Messiasglauben, und da alle Bekenntnisse ihn gemein haben, ist *Duldung sittliches Gebot*, das auch Nichtchristen gegenüber gilt, da auch diese sittliche Menschen sein können. Nur Gottesleugner und aus politischen Gründen die Katholiken schloß Locke aus. Das Rätsel der Willensfreiheit hat er nicht gelöst. In der Lehre vom Staate, den er aus einem Vertrage unter Gleichfreien zur Sicherung schon erworbenen Besitzes, nicht aber aus dem „Kriege aller gegen alle" (§ 260, 1) hervorgehen läßt, verficht er die Notwendigkeit einer Verfassung. — In seine Fußtapfen trat sein Zögling, der geistreich-witzige, weltmännisch gebildete und für Schönheit begeisterte Graf *Shaftesbury*, ein Enkel des erwähnten Staatsmannes. Aus dem Studium des Altertums, namentlich Platos, hatte er sich ein Ideal der Schönheit und Tugend gebildet, das sein ganzes Denken und Schreiben bestimmt. Das Schöne, so führt er in den vielübersetzten und ausgebeuteten *Charakteristiken von Menschen, Meinungen und Zeiten* aus, ist das Gute, und, wie nach ihm Schiller, sieht er den einzigen Weg zur Sittlichkeit in der ästhetischen Bildung und Erziehung. Diese sittliche Schönheit, die Tugend, besteht durchaus an und für sich, unzugänglich fremder Einwirkung, wie der Gewohnheit, Einbildungskraft oder auch Gottes, bedarf keiner Stütze, selbst nicht der Offenbarung; wie könnte auch die Bibel bei dem Streite unter ihren Auslegern von altersher als Regel und Richtschnur dienen? Gerade gegen die Religion, die durch

Locke 1632—1704

Shaftesbury 1621—1683

Shaftesbury 1671—1713

Hoffnung auf Lohn und Furcht vor Strafe die Tugend ihrer Erhabenheit entkleidet, wendet sich Shaftesbury mit leidenschaftlicher Schärfe und bitterer Ironie, während er selbst den Gottesleugner für fähig erklärt, die Tugend und Schönheit dem Schlechten und Häßlichen vorzuziehen. Dieses Schlechte nun sei ebenso Ursache des seelischen Elends, wie die Tugend Voraussetzung und Mittel zur Glückseligkeit. Denn Tugend und Laster tragen ihren Lohn in sich. In den Moralisten, einer Theodicee (Rechtfertigung des Weltschöpfers), sucht Shaftesbury vom optimistischen Standpunkte aus die Vollkommenheit der Welt gegen die trübselige Auffassung der Gottesgelehrten zu erweisen. Alles dreht sich hier um den Ursprung des Übels, das zwar als für den Verstand unerklärlich, aber im Wesen der Natur begründet bezeichnet wird. Alle Unvollkommenheit diene nur der höchsten, ewigen Vollkommenheit. Diese mit dem Auge des Geistes erschauen, hieße die göttliche Vollkommenheit selbst erschauen. Denn das Gute ist eben das Schöne.

Die bisher erwähnten Freidenker hatten mit ihren Anhängern an der Offenbarung festgehalten und nachgewiesene Widersprüche der Bibel mit der Vernunft durch richtige Auslegung zu beseitigen oder als Zutaten aus späterer Zeit zu erweisen gesucht.

Toland 1669 (1670) —1722

Innerhalb dieser Grenzen hielt sich anfangs auch der als Katholik geborene, dann übergetretene Toland im Christentum ohne Geheimnisse, von dem nur ein Teil erschienen ist. Wie für Locke u. a. ist für ihn die Vernunft höchste Richterin auch in Sachen des Christentums, das vernünftig und darum, nicht aber als Offenbarung, wahr ist. Was in ihm der Vernunft widerspricht, wird als Zusatz von fremder Hand erwiesen. Obwohl verhältnismäßig maßvoll, wurde sein Buch in Dublin vom Henker verbrannt; der Verfasser entzog sich der Haft durch die Flucht. Bald sollte sich in ihm eine grundstürzende Wandlung vollziehen.

Inzwischen hatten bereits die Deisten einen Schritt über Locke hinaus getan. Mit dem Glauben an die Offenbarung gaben sie auch die Lehre von der Dreieinigkeit preis und wollten nur ein höchstes Wesen als Gott, Deus, verehrt wissen. Daher ihr Name.

Collins 1676—1729

Collins und Lyons sind einig in der Erhebung der Vernunft zur alleinigen Quelle der Wahrheit; die Wunder werden geleugnet, und alle Offenbarung sinkt herab zu menschlicher Erfindung und Priestertrug. Nun stimmt auch Toland in diese Tonart ein. In den Letters to Serena, ein Deckname für die preußische Königin Sophie Charlotte (§ 302), läßt er nur noch seine Vernunft und was sie begreift, als Prüfstein wahrer Erkenntnis gelten. Die Echtheit der neutestamentlichen Schriften wird bestritten, der jüdische Charakter des Christentums nachgewiesen, der Glaube an einen persönlichen Gott, Jenseits, Unsterblichkeit usw. verworfen und ein neuer Pantheismus gepredigt. Nicht lange, und Toland war zum Materialisten geworden, der auch im Denken nur einen körperlichen Bewegungsvorgang im Gehirne erblickte. — Mehr mit Rücksicht auf englisches Kirchentum griff der spottsüchtige Tindall in seinem Buche Von den falschen Kirchen jede dem Staatswesen verbundene und weltlicher Güter bedürftige Kirchenverfassung an und lehrte im Christentum so alt als die Welt, dieses sei nichts anderes, als die von den jüdischen Zusätzen und Schlacken gereinigte Vernunftreligion der Urzeit. — Wie nun diese anfängliche Vernunftreligion überhaupt verfälscht werden konnte, das erörterte Morgan in dem Moralphilosophen. Nach ihm ging die Verderbnis von den Engeln aus, die für ihre Auflehnung gegen Gott auf die Erde verbannt wurden und hier die Menschen zu dem Glauben verführten, selbst Götter zu sein. Damit begann der Aberglaube, dessen Wachstum und Förderung durch die Priesterschaft aller Zeiten und Länder Morgan klarzulegen bemüht ist. Erst im Christentume erschien vorübergehend die wahre Religion wieder, wurde aber nur zu bald abermals getrübt und entstellt durch Juden und Priester, auch durch die Reformation nicht in ursprünglicher Reinheit hergestellt, die sie erst durch den Deismus zurückerlangt hat. — Ähnlich dachte Chubb, erst Handschuhmacher, dann „Lichtzieher", wie ihn seine Gegner gern betitelten, aber ein offener Kopf und ehrlicher Denker, an ein bereits von den Aposteln mißverstandenes (und daher durch Wunder und fremdartige Zusätze entstelltes) Christentum als Offenbarung des natürlichen Sittengesetzes, dessen Verletzung durch Reue versöhnt, durch ein künftiges Gericht gestraft wird. — Bescheiden und gemäßigt suchte Wollaston im Gemälde der natürlichen Religion eine reine Vernunftreligion, die das Streben sei, im eifrigen Suchen nach Wahrheit und in der Bildung der Vernunft das Glück zu finden, und keiner Offenbarung noch Sündenvergebung bedürfe, schlicht und ehrlich zu begründen. Seine Werke wurden viel gelesen und in französischer Übersetzung weit verbreitet und stark benutzt. Woolston deutete die Wunder

Tindall 1656—1733

Morgan † 1743

Chubb 1679—1744

Wollaston † 1724

Jesu allegorisch; er suchte nämlich darzutun, sämtliche Wunderberichte des Neuen Testaments, die Erzählung von der Auferstehung eingeschlossen, beruhten nicht auf Tatsachen, sondern wären von den Evangelisten nur ersonnen, um geistliche Wahrheiten zu versinnbildlichen. Peter Annet endlich wollte in der Auferstehung Jesu die Welt überzeugen, daß ein auf Geschichte gegründeter Glaube überhaupt nicht als wahre Religion gelten dürfe. — Kaum mehr gehört in den Rahmen dieser ernstgemeinten Forschungen die Unsittlichkeitslehre, die Bernard de Mandeville in der Bienenfabel seines Summenden Korbes vertrat. Französischen Geblütes, aber in Holland geboren, lebte er als Arzt in London. Er erzählt: im Bienenstaate ging es ebenso lasterhaft, ungerecht und schurkisch zu wie bei den Menschen; doch gedieh das Gemeinwesen bei, ja durch die Schlechtigkeit seiner Angehörigen zu größtem Wohlstande, zu Macht und Ruhm. Da erwacht wie über Nacht der Sinn für Redlichkeit und Ehrlichkeit. Sofort geht Verdienst, Wohlstand und politische Macht zurück. Um nun nicht wieder in die förderliche Unsittlichkeit von ehemals zurückzufallen, wandern die Bienen aus ihrem einst blühenden Staate in einen alten hohlen Baum. So die Fabel; und ihre Lehre? Genuß und Reiz des Erdenlebens vertragen sich nicht mit der Tugend. Laster erzeugen erst das Gedeihen und die politische Macht des Staates. Einfalt der Sitten setzt die Rückkehr zur Unkultur voraus. Damit war der hohe Vorzug der Aufklärung, das Gebot tadelloser Sittlichkeit, als ein Wahn hingestellt und verworfen. — Schon Geburt und Lebensstellung, mehr noch meisterhafte Behandlung der Sprache, genaue Kenntnis der vornehmen Welt und ihres Tones, endlich geistvoller Witz lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf Lord Bolingbroke, von dem sein Freund Voltaire sagte, er vereinige mit den Kenntnissen des Engländers alle Feinheiten eines Franzosen. Ein durch seine Schuld wandelvolles Leben führte diesen sittlicher und religiöser Grundsätze baren Parteigänger und eigenmächtigen Staatsmann jetzt auf den Ministersessel (§ 320), jetzt in die Verbannung (§ 341). Wandelvoll ist auch seine Philosophie, die sich nur in einem aristokratischen Zuge gleich bleibt, durch ihn aber gerade in Widersprüche gerät. Anfangs ging Bolingbroke mit den Deisten Hand in Hand. Den Glauben an einen Weltschöpfer gründete er auf die Gesetzmäßigkeit des Alls, die sich mit den Forderungen der Vernunft deckt und darum ihr erkennbar wird. Etwas Weiteres dagegen, z. B. über Unsterblichkeit usw., vermag sie nicht auszusagen. Auch das Christentum hat, gerade insofern es solche Aufschlüsse verheißt, seinen ursprünglichen Charakter als natürliche Religion und damit seine Wahrheit eingebüßt. Schuld daran tragen die Mißachtung der Vernunft durch die Gottesgelehrten und der Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken. Gleichwohl hält Bolingbroke eine Staatsreligion für unentbehrlich — zur Zügelung des Volkes. Damit ist freilich der wahrheitsuchende Deist zum Lehrmeister bloßer politischer Nützlichkeit geworden. Diese bestimmt auch seine Lehre vom Staate, in der er gegen die damals allerdings überaus verkommene Parlamentswirtschaft (§ 342) das erbliche, aber verfassungsmäßige Königtum auf den Schild hebt. Eigennutz und Selbstsucht sind ihm die ersten Triebfedern aller Handlungen. In den berühmten Briefen über das Studium der Geschichte bewies er gegen die Kirchlichgesinnten, daß derselbe Weltverstand, der die Geschichte jetzt lenke, sie immerdar gelenkt habe; gegen die Schulgelehrten, daß der unbefangene Blick eines verständigen Weltmannes tiefer in das Leben der Völker eindringe als ihre Gelehrsamkeit, und gegen die, die in der Ruhe das höchste Glück erblicken, daß Kämpfen und Ringen von der Freiheit unzertrennlich seien. Auf seinen Schultern stehen die englischen Schriftsteller der Zeit, wie Gibbon, Hume u. a. (§ 364, 3).

Annet † 1768

Mandeville 1670—1733

Bolingbroke 1678—1751

Wie der deutsche Rationalismus sein Gegenstück im Pietismus hat, so das englische Freidenkertum in den Methodisten.

Methodismus

John Wesley vereinigte mit seinem Bruder Charles Wesley eine Anzahl Oxforder Studenten zu einem Bunde, dessen Ziele gegenseitige Hilfe zur Heiligung, unablässiges Studium der Bibel und angewandtes Christentum waren. Bald erwuchs aus diesem Vereine eine Kirchengemeinschaft, für die Wesley seine aus eigener Anschauung gewonnene Kenntnis der Brüdergemeinde (§ 360) verwertete. Doch trennte er sich kurz darnach wiederum vom Herrnhutertume, wie von seinem ganz calvinistischen Mitarbeiter Whitefield, während er selbst in der Auffassung der Gnadenwahl (Prädestination) der milderen Ansicht des Holländers Arminius (§ 137), eigentlich Harmsen, beipflichtete. Darnach teilten sich die Methodisten, wie man sie wegen ihres „pedantisch heiligen Lebens" und nach ihren methodisch (planmäßig) herbeigeführten Bekehrungen nannte, in die Wesleyaner besonders in England und die Whitefieldianer in Nordamerika. 1835 übertrug Wilhelm Nast den Methodismus auf das Festland, wo er seine Sitze namentlich in Württemberg, Bremen und in der südöstlichen Schweiz hat. Dem Lehrbegriffe nach weichen die Methodisten von

John Wesley 1703—1791

Charles Wesley 1708—1788

Whitefield 1714—1740

Arminius 1560—1608

der englischen Hochkirche, der sie ein „Sauerteig gegen Erstarrung" sein wollten, im wesentlichen nur durch die Annahme ab, der Heilige Geist wirke noch heute unmittelbar fort in den plötzlichen „Erweckungen" (revivals) der Sünder und in der Berufung der so „Erweckten" zu „Begnadigten". Den Zwecken, für die Erweckung empfänglich zu machen und im Stande der Gnade zu erhalten, dienen innerhalb der Gemeinde eine strenge Überwachung der Mitglieder durch Mitglieder nach jesuitischem Muster und bei Außenstehenden häufige Gebetsversammlungen, in den Städten Revivals, auf dem Lande Camp meetings genannt, mit berechneter Einwirkung auf Gemüt und Einbildungskraft, bis sich die Gegenwart des Heiligen Geistes und der „Durchbruch zur Gnade" in jähem Aufschrei, gewaltsamen Bewegungen und krampfhaften Zuckungen offenbaren. Die zum guten Teile den Herrnhutern entlehnte Gemeindeverfassung sieht eine Generalkonferenz vor, die von den Bischöfen und Pfarrern mit den Reisepredigern gebildet wird. Vorsteher überwachen und leiten die nach Geschlecht und Lebensverhältnissen getrennten engeren Gemeinschaften, die immer nur wenig Angehörige umschließen. Die Kirchenzucht, allgemein bekannt durch die strenge Sonntagsheiligung, wird scharf gehandhabt. Bleiben Verweise erfolglos, so wird der Unverbesserliche ausgeschlossen.

Religiöse Innerlichkeit, gestärkt und vertieft durch die methodistischen Grundlehren: Verderbtheit des natürlichen Menschen, Erlösung durch Christi Tod und Wiedergeburt durch Buße, ferner sittlicher Wandel, endlich seelsorgerische Liebe zu den Geringen im Volke sicherten dem Methodismus außerordentliche Erfolge gerade in den niederen Schichten. Selbst den Sklaven brachten seine Prediger den Trost des Evangeliums und die Hoffnung auf Erlösung. So ging auch der heilige Kampf des Parlamentsmitgliedes William Wilberforce gegen den Menschenhandel vom Methodismus aus. Leider rief aber eben die Sklavenfrage neue Spaltungen hervor.

Wilberforce 1759—1833

Allgemeines

§ 362. Frankreichs kirchenfeindliche Literatur.

Nach englischem Vorbilde unterwarfen auch in Frankreich die philosophischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts Staat, Kirche und Gesellschaft einer schonungslosen Kritik, die um so verwegener und gefährlicher war, als der einzelne, unbekümmert um die Erfahrung und Geschichte, nur seine auf die eigene Vernunft gegründete Meinung zum Maßstabe für sein Urteil nahm. In diesem Glauben an sich liegt die Stärke wie die Schwäche der ganzen Richtung; andererseits erklären sich aus ihm die Gegensätze, die selbst unter den Bannerträgern des Ansturms gegen alles Bestehende obwalteten. Gemeinsam war ihnen das Ziel: Umsturz des verrotteten Alten in Glauben, Politik, Recht, Erziehung u. a. m. Aber wenn Voltaire aus kühler, verstandesmäßiger Erwägung die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit des Menschen behauptete, um so mehr jedoch im Namen des nämlichen gesunden Menschenverstandes seinen giftigen Spott und Witz über Offenbarung und Priestertum ergoß, so wurde Rousseau durch die Vorherrschaft des Gefühls in seinem Wesen zu einer Religion des Herzens geführt, die ihn freilich ebensosehr wie den Schüler der englischen Deisten, Voltaire, dem bestehenden Kirchentume entfremdete. In Diderots vorbehaltlosem Materialismus zog die kirchenfeindliche Literatur ihre letzten Folgerungen. Ähnlich entwickeln sich die Ansichten vom Staate. Nach der englischen Verfassung will Montesquieu die bestehenden Verhältnisse, deren Mißstände und Abgeschmacktheiten er in verbessernder Absicht darlegt, umgestalten. Auch Rousseau wandte sich mit dem „Gesellschaftsvertrag" gegen das unbeschränkte Königtum. Aber aus seiner Lehre von der Vollkommenheit und Reinheit eines erträumten Naturzustandes ergaben sich die Verwerflichkeit der Rechts- und Vermögensungleichheit und die Forderung, beide aufzuheben durch die Rückkehr zur ursprünglichen Gleichheit, unmittelbar als staatzerstörende Folgerungen. So mögen bei ihm die Anfänge des Sozialismus und Kommunismus zu suchen sein, als deren Vertreter schließlich Morelly u. a. Gütergemeinschaft, Gemeinbesitz von Grund und Boden sowie der Arbeitswerkzeuge verlangten. Umstürzlerisch waren auch die Lehren der Physiokraten und Ökonomisten. Das Merkantilsystem, für den allezeit geldbedürftigen Hof eine schätzbare Einnahmequelle, hatte den Gewerbfleiß und Handel auf

Quesnay 1694—1774

Kosten des Ackerbaues und der Landwirtschaft, die Städte zum Schaden der Dörfer bevorzugt (§ 264, 266). Jetzt erwies der königliche Leibarzt Quesnay den Grund und Boden als alleinigen Born des Reichtums, den Ackerbau als einzigen Mehrer der Gütermasse, zu der weder Handel und Handwerk, noch Kunst und Wissenschaft etwas beitrügen. Damit verschoben sich die wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnisse auf das bedrohlichste. Gegen politische und kirchliche Neuerung verhielt sich indessen die physiokratische Schule, der es echt wissenschaftlich um die Wahrheit zu tun war, geflissentlich ablehnend.

Enzyklopädisten

Ein unverkennbarer Zug dieser ganzen geistigen Bewegung ist das Bestreben, die neuen Wahrheiten zum Gemeingut zu machen, für sie die Welt zu erobern. Diesem Zwecke diente vor anderem die Enzyklopädie, 1745 begonnen und 1780 vollendet.

Diderot 1713—1784 · Alembert 1717—1783 · Condillac 1715—1780 · Holbach 1723—1789 · Grimm 1723—1807 · Helvetius 1715—1771 · La Mettrie 1709—1751 · St. Lambert 1718—1803 · Volney 1758—1820

In Form eines Wörterbuchs gibt dieses Sammelwerk in 35 Bänden, von denen zwölf die Bildertafeln enthalten, eine klare, Vorurteile und Aberglauben rückhaltlos zerstörende Übersicht des gesamten menschlichen Wissens vom Standpunkte des vielfach vorsichtig verschleierten Materialismus. An der Spitze des Unternehmens stand Denis Diderot. Nach dem Verzichte auf den geistlichen Stand widmete er sich, unbeirrt durch Armut und häusliches Ungemach der Philosophie, Mathematik und Physik, schrieb auch Romane und Schauspiele, die selbst Lessing hat gelten lassen. 1773 folgte er einem Rufe seiner hilfreichen Gönnerin Katharina II. nach Petersburg. — Ihm stand in der Leitung der Enzyklopädie der Mathematiker d'Alembert zur Seite. Unter beiden Führern arbeitete ein ganzer Stab von Gelehrten, wie Rousseau, Voltaire, Mallet, Marmontel, die sogenannten Enzyklopädisten, ein Parteiname, unter den schließlich auch bloße Geistesverwandte dieser philosophischen Schriftsteller einbegriffen wurden, besonders der atheistisch-materialistische Holbachklub, der aus den Lehren Condillacs und Lockes den positiven Inhalt ausschied und nur ihre verneinenden Ergebnisse beibehielt und verschmolz. Sein Begründer, Baron von Holbach, 1723 in der Pfalz geboren, aber in Paris erzogen, war der „Nährvater" der Enzyklopädisten. Seine menschlich schönen Eigenschaften verleugnen sich in dem anstößigen Système de la nature, das den unverhüllten Materialismus begründen soll, zu dessen wissenschaftlichem Ausbaue die Klubisten als Gäste auf Holbachs Landsitze sich vereinten. — Maßvoller gab sich ein anderer Deutscher, der spätere Reichsfreiherr Friedrich Melchior Grimm aus Regensburg. Als Vertrauter und literarischer Berichterstatter zahlreicher Fürstlichkeiten unterhielt er ausgedehnte Beziehungen, die ihn auch nach Petersburg führten. Als Diplomat und Schriftsteller gleichermaßen rührig, fördert er die Bestrebungen seiner Zeit doch mehr durch ihre Verbreitung als durch eigene Denkarbeit. — Claude Adrien Helvetius dagegen lenkte wieder ganz in die Bahnen Holbachs ein. Von deutschen Eltern in Paris geboren, wo sein Vater königlicher Leibarzt war, dann zu Reichtum und hohen Ämtern gelangt, ließ er sich durch seinen Ehrgeiz verleiten, die landläufigen Ideen zu dem unheilvollen Buch Sur l'esprit zu verarbeiten. — Wie er vom Eigennutze, so geht La Mettrie vom Sinnenglücke aus; doch gilt beiden die Wohlfahrt des einzelnen als bedingt von dem allgemeinen Nutzen, ein Satz, auf dem der Katechismus des Marquis von St. Lambert beruht. — Bestimmter noch als er leitet Volney alle Sittlichkeit aus den natürlichen Anlagen des Menschen als den Gesetzen seiner Entwicklung ab.

Buffon 1707—1788

Abseits von der geräuschvollen Tagesphilosophie, innerlich ihr aber kaum fremd, hielt sich Graf von Buffon, der künstlerisch veranlagte Beobachter und Schilderer der Natur in ihrer ganzen Erscheinung, ihrem Wesen, Wirken und ihrer Gesetzmäßigkeit.

Unter den Freidenkern, die mit der ausgesprochenen Absicht, was alt und morsch ist, zu zerstören, die Geister aus den Banden der Priesterherrschaft und die Leiber von dem Drucke der ständischen Vorrechte zu befreien, endlich die Unnatur in allen Verhältnissen zu beseitigen, den Kampf gegen Thron und Altar aufnehmen und die darum mit leidenschaftlichem Eifer die Zeitgenossen für ihre Überzeugung zu gewinnen trachten, haben drei Männer weltgeschichtliche Bedeutung erlangt.

Voltaire 1694—1778

François Marie Arouet de Voltaire (§ 358) war geboren am 25. November 1694 in Paris. Nach seiner Schülerzeit im Jesuitenkollegium Student der Rechte, bald aber Schriftsteller und als solcher im Verkehre mit einflußreichen Kreisen, büßte er 1717 seine Spottlust in der Bastille. Nach einer zweiten rechtswidrigen Haft 1726 ausgewiesen, schloß er sich in England

der Aufklärung an. 1728 veröffentlichte er die umgearbeitete Henriade, ein Preislied der Glaubensfreiheit und Duldsamkeit. Seinerzeit vielgerühmt, hat das Werk seinen Ruf nicht zu behaupten vermocht. Trotz der vollendeten Verse, trotz der Schönheit vieler Einzelstücke leidet die Dichtung unter dem Widerspruche, der in der Behandlung eines Stoffes aus der neueren Geschichte in der Weise und mit den Mitteln des alten Epos liegt. Nach Frankreich zurückgekehrt, trat Voltaire in Beziehungen zur Marquise von Chatelet, einer freigeistigen, etwas anrüchigen Frau. 1734 schrieb er die Englischen Briefe, in denen er seine Landsleute mit dem politischen und gesellschaftlichen Leben, den kirchlichen und religiösen Zuständen und namentlich mit der zweifelsüchtigen Religionsphilosophie der Engländer bekannt machte und zwar auf eine so dreiste, dabei aber geistreiche und witzige Art, zugleich mit so scharfen Seitenhieben auf Frankreich, daß er sich die Bewunderung der höheren Stände, der Fürsten und Hofleute von ganz Europa erwarb, sein Buch aber als „anstößig, der Religion, den guten Sitten und der Achtung vor der Obrigkeit zuwiderlaufend," durch den Henker verbrannt wurde. Nun lebte Voltaire auf dem Schlosse seiner Freundin, Cirey in Lothringen, literarischen Arbeiten und der Beschäftigung mit Mathematik und Physik. Nach dem Tode der Marquise folgte er der Einladung Friedrichs II. nach Sanssouci (§ 375). Drei Jahre hat das seltsame Verhältnis zwischen König und Denker bestanden. Mußte Friedrich den geistreichen Gelehrten bewundern: den Menschen vermochte er nicht zu achten. Nach ärgerlichen Zwischenfällen erfolgte 1753 die Trennung in leidlichem Frieden. Selbst die Verhaftung Voltaires in Frankfurt kurz nach der Abreise hat seinen späteren brieflichen Verkehr mit dem Könige nicht verhindert. In Paris fühlte sich Voltaire bald nicht mehr sicher. Darum erwarb er schließlich die reizende Herrschaft Ferney unweit Genf. Hier, in der „Herberge Europas", lebte er in beneidenswerter Unabhängigkeit, Gegenstand der Huldigung zahlreicher Besucher, eifrig bemüht, die Einwohner des Ortes durch Gewerbtätigkeit und Fleiß zum Wohlstande zu führen. 1778 durfte er sich noch einmal seines Ruhmes erfreuen. In Paris, wo er der Aufführung seiner „Irene" beiwohnen wollte, empfing ihn stürmischer Jubel. Unmittelbar danach ereilte ihn am 30. Mai der Tod.

Keiner der französischen Aufklärer hat nachhaltiger gewirkt als Voltaire, keiner aber auch ist gleich ihm gehaßt worden. Wurde doch 1814 sogar sein Grab im Pantheon geschändet. Dieser Haß galt zunächst dem Begründer und Vater des Freidenkertums, vielleicht in noch höherem Grade aber der Kampfesweise Voltaires, seinem schonungslosen Witze und seiner schneidenden Satire, die sich im Verneinen und Zersetzen erschöpften, wohl ein Zeichen, daß seine Natur höherer Sittlichkeit bar war. Gleichwohl hat er für die bedrückte Menschheit seiner Zeit Unberechenbares geleistet, und nur der Kenner der Geschichte vermag seine Verdienste ganz zu würdigen. In seinem Kampfe förderte ihn besonders zweierlei: die Vielseitigkeit seiner Bildung und die Herrschaft über jegliche Darstellungsform. In Prosa und Poesie, in rein wissenschaftlichen Werken wie in satirischen Romanen richtete sich seine boshafte Feder gegen alles, was ihm in Politik, Glauben und Gesellschaft als vernunftwidrig erschien. Und immer hat er, abgesehen von der Form, ein gewisses Maß innegehalten. Empfahl er als Regierungsform den aufgeklärten Despotismus, so haßte er als Deist die Gottesleugner, nicht minder grimmig die Anhänger des Offenbarungsglaubens, den er mit seinem fürchterlichen Gefolge des Glaubenshasses unerbittlich verfolgt in dem Rufe: écrasez l'infâme (nämlich superstition)! Auch das Urteil über den Menschen Voltaire hat sich durchaus von der üblichen einseitigen Verketzerung fernzuhalten. Friedrich II. hat ihn „eine nichtswürdige Seele" genannt; mit mehr Recht haben andere einen mephistophelischen Zug an ihm festgestellt. Aber der unbestreitbar eitle, aus Gewinnsucht mitunter unsaubere, nicht immer wahrheitsliebende Voltaire erkannte wissenschaftliche Gediegenheit auch bei dem Gegner gern an, übte Gastfreundschaft und Freigebigkeit in reichem Maße, bewies Innigkeit und Treue in seinem Verhältnis zur Chatelet, endlich echten Mannesmut, wo es das Leben oder wenigstens Gedächtnis Unschuldiger galt, wie des Jean Calas, des Sirven, des Generals Lally u. a. Zwei Monate vor seinem Tode schrieb er vierundachtzigjährig sein Glaubensbekenntnis nieder: „Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und mit Verwünschung des Aberglaubens."

Durch seine Briefe stand Voltaire mit den gepriesensten Fürsten Europas, mit Staatsmännern, Gelehrten und Feldherren in Verbindung. Allenthalben galt sein Urteil als maßgebend. Von seinen Dichtwerken ist noch besonders zu erwähnen das epische Zerrbild der Jungfrau von Orleans La Pucelle, eine geradezu schmutzige Satire, deren frecher Witz und boshafter Mutwille gegen Kirchenglauben und Sitte, Personen und Einrichtungen, die sonst mit Ehrfurcht betrachtet werden, sich auch damit weder entschuldigen noch erklären lassen, daß Voltaire eigentlich das höfische Treiben und das Klosterwesen treffen wollte. Als Geschichtschreiber hat Voltaire zunächst seine Bedeutung in der Klarheit der Darstellung und in der Anmut seines Stils, mehr noch in der kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise, die alle trockene Schulgelehrsamkeit verdrängte und die Kreise der Bildung für das Studium der Geschichte gewann, endlich aber und zumeist durch die Kritik der Quellen und der Überlieferung. Nichts ließ er ohne Prüfung gelten. Den notwendigen Maßstab gab die Vernunft; das Verständnis der Vergangenheit wurde vermittelt durch eingehende Kenntnis der Gegenwart. So hat Voltaires Kritik freilich sehr vieles beseitigt, anderseits aber der Geschichtsforschung eine feste Grundlage uud zuverlässige Leitsätze gebracht, auf denen sein Hauptwerk Essai sur les mœurs et l'esprit des nations et sur les faits principaux de l'histoire depuis Charlemagne jusqu'à Louis XIII. beruht. Mit ihm vereinte er das früher verfaßte Siècle de Louis XIV. und das spätere Siècle de Louis XV. Ursprünglich sollte der Essai nur Bossuets (§ 364, 3) Discours sur l'histoire universelle fortsetzen. Da dieser aber einseitig alles auf den Glauben begründete und alles zur Ehre des Christentums wendete, so legte Voltaire in einem besonderen Vorworte Philosophie de l'histoire seinen Standpunkt dar, von dem aus er den Zweifel rechtfertigt und alles Unheil im Mittelalter der Geistlichkeit zur Last legt. Der Essay ist die erste Weltgeschichte, die aus eines Verfassers Feder geflossen ist. Diesem rein wissenschaftlichen Werke gegenüber verdankt die Geschichte Karls XII. ihre allgemeine Verbreitung und Beliebtheit der ausschmückenden Erzählerkunst ihres Verfassers.

Montesquieu 1689–1755

Der Baron Montesquieu de la Brède, in Südfrankreich geboren, war später Präsident des Parlaments von Bordeaux und bereiste von 1726 an den Süden und Westen Europas. In England zum Anhänger des Verfassungsstaates geworden, ergänzte er die Aufklärung nach der politischen Seite hin, erwies sich aber auch in Philosophie, Geschichte und Naturforschung als gründlicher Denker und sprachgewandter Schriftsteller. Die Lettres persanes, ein angeblicher Reisebericht zweier Perser, sind eine ebenso ergötzliche wie kecke Satire auf den Kirchenglauben und das ganze Lehr- und Regierungssystem in Frankreich. In den geistreichen Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalls erscheint die Größe des Römerreichs bedingt durch Vaterlandsliebe, politische Freiheit und selbstvertrauende Tatkraft, der Verfall dagegen als eine Wirkung der Despotie und diese als Folge übermäßigen Wachstums. Die Ergebnisse dieser geschichtlichen Studien entwickelt der Geist der Gesetze theoretisch. Der Satz, staatliche Größe sei undenkbar ohne politische Freiheit, führt zur Untersuchung dieses Begriffs, die in dem Nachweise gipfelt: alle staatlichen und rechtlichen Einrichtungen sind durch Boden, Klima, Sitte, Bildung und Religion bestimmt; das Ideal der Staatsform sei die Republik, die aber ein hohes Maß von Bürgertugend voraussetze; anderseits schlage der Absolutismus zu leicht in Despotie um und sei als Ursache aller Entartung und Sittenverderbnis anzusehen; am besten entspreche dem Staatszwecke die verfassungsmäßige Alleinherrschaft nach englischem Muster mit scharfer Sonderung der drei Gewalten, der gesetzgebenden, ausführenden und richterlichen, und mit ständischer Gliederung.

Argenson 1694–1757

Im Gegensatze zu Montesquieu steht der Marquis d'Argenson. Er wollte die Königsgewalt stärken durch Kräftigung und Befreiung des Bürgertums auf Kosten des blutsaugerischen Adels und seiner volksschädlichen Vorrechte; Ämterkauf, Steuerfreiheit, das Generalpächtertum sollen abgeschafft und die Reichsstände durch Selbstverwaltung der Provinzen ersetzt werden.

Rousseau 1712–1778

Jean Jacques Rousseau, geboren zu Genf 1712 als Sohn eines Uhrmachers, erhielt, früh der Mutter beraubt, eine mangelhafte Erziehung. Wahllose Romanlektüre überreizte sein Gefühl und seine Einbildungskraft,

während sein Geist ohne gediegene Kenntnisse und rechte Belehrung blieb. Mit des Vaters Flucht begann für Rousseau ein vielbewegtes Leben, das er in seinen Bekenntnissen ohne Beschönigung erzählt. Beeinflußt von seiner Gönnerin, Madame de Warens, tritt er 1728 zum Katholizismus über, fristet aber sein ärmliches Dasein als Diener, Musiklehrer u. dgl. fort. Selbst des Diebstahls macht er sich schuldig. Endlich flüchtet er wieder zu der zärtlichen de Warens, trennt sich 1741 abermals von ihr und erlangt, nachdem er mit allerhand anderen Lebensplänen gescheitert ist, eine Stelle als Privatsekretär. Sein Verhältnis (1744) mit Therese Levasseur, seiner späteren Gattin, änderte an seiner kümmerlichen Lage nichts, schuf ihm aber doch Kraft und Ruhe zu seinen bedeutendsten Werken. 1754 trat er in Genf zum Calvinismus zurück. Bereits machten sich die krankhaften Züge in seiner Natur deutlicher und folgenschwer bemerkbar. Verfolgungswahnsinn, dazu ein Haftbefehl wegen des „Emil" vertrieben ihn aus Frankreich. Im Neuenburger Kanton unter dem Schutze Friedrichs II., dann auf der Petersinsel im Bieler See fand er ein kurzes Glück. Wieder irrt er umher, im Elsaß, in England und Frankreich. Schwer leidend vollendet er 1771 die „Bekenntnisse" in Paris, wo er inmitten wissenschaftlicher Forschungen 1778 verschied.

Gegenüber der reinen Verstandesmäßigkeit Voltaires erscheint Rousseau ganz vom Gefühle bestimmt. Im Gefühle wurzelte seine Herzensfrömmigkeit, die ihn gleich weit vom Materialismus, wie vom Deismus, freilich auch vom Offenbarungsglauben entfernte. Aus dem Gefühle stammte ebenso sein Haß gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung, die Quelle wie den Hort der naturwidrigen Ungleichheit der Menschen. Beide Züge wurden durch Jugendeindrücke stark entwickelt. Die religiöse Innerlichkeit war ein Erbteil vom Vater und von der calvinistischen Heimat Genf; auch die bürgerliche Gleichheit hat Rousseau dort bereits als Knabe eingesogen und umso leidenschaftlicher festgehalten, als er später den Druck der Klassenherrschaft in seiner ganzen Grausamkeit sattsam beobachtet und an sich selbst erfahren hat. Die Erkenntnis der schlimmen Folgen der Ungleichheit, die mit dem Eigentume beginnt und im Staatsvertrage das Volk vergewaltigt zugunsten bevorrechteter Kasten (Gespräch über die Ungleichheit), macht den mitfühlenden Rousseau zum Feinde der ganzen Kultur, des Ergebnisses jener Ungleichheit als Gesellschaftsform, Bildung, Kunst und Wissenschaft (Gespräch über die Künste und Wissenschaften). Beide Gespräche wurden als Preisschriften von der Akademie in Dijon gekrönt. Die alleinige Rettung aus der Verfahrenheit und Ungerechtigkeit der bestehenden Verhältnisse sieht nun Rousseau in der Rückkehr zur unterschiedlosen, daher unverdorbenen Natur. Nur war dieser ideale Naturzustand eine bloße, unerweisliche Annahme. Doch bleibt Rousseau die Anwendung seiner Theorien auf das Leben, damit den Neubau nach dem Zerstörungswerke nicht schuldig. Wie sich das empfindsame Naturleben und zwar zunächst im Verkehre eines Liebespaares gestalten müsse, seine entzückenden Vorzüge vor der verschrobenen Wirklichkeit, das schildert der Roman in Briefen, die Neue Heloïse, mit bestrickendem Reize der Darstellung und Sprache. Freilich befremdet, ja verletzt der Schluß der ersten Hälfte mit dem Fall Juliens, dessen herostratischen Eindruck die Fortsetzung nicht abzuschwächen vermag. Der Emil ist einer naturgemäßen Erziehung gewidmet. Hier spricht wahres Gefühl ernste Mahnworte zu Eltern und Erziehern. Der Einfluß ist unbeschreiblich gewesen, besonders auf die Frauen. Jetzt kehrte Liebe und Häuslichkeit wieder in die Familien ein, und im Mittelstande wenigstens trat Natur, Einfachheit und Sittlichkeit der Verschrobenheit, Unsittlichkeit und Übersättigung der höheren Kreise entgegen. Dadurch sühnte Rousseau die Sünde an seinen eigenen Kindern, die er in das Findelhaus brachte. In dem vielgelesenen Werke hat ein Abschnitt besondere Beachtung gefunden: das Glaubensbekenntnis eines savoyischen Vikars, in dem Rousseau das Christentum des Unwesentlichen

entkleidet, um seinen Kern zu retten, und eine Religion des Herzens und des Gefühls lehrt. Freidenker aller Richtungen, aber auch die rechtgläubigen Protestanten und Katholiken bekämpften dieses Manifest gleich heftig. Das Buch wurde von Henkershand verbrannt, sein Verfasser ausgewiesen.

Im Gesellschaftsvertrage befaßt sich Rousseau mit der Form des Staates, dessen Voraussetzung die Gleichheit aller, dessen Wesen die Volkssouveränität und dessen Zweck das leibliche Wohlbefinden der Gesamtheit ist. All das verwirklicht die Demokratie, nur verhehlt sich Rousseau die Schwierigkeiten ihres Bestandes nicht, ebensowenig gewisse Vorteile der Alleinherrschaft trotz ihrer notwendigen Selbsucht.

Außer Lust- und Schauspielen veröffentlichte Rousseau Opern, die er selbst komponierte, wie er denn auch als Musikschriftsteller mehrfach mit eignen, geistreichen Theorien hervorgetreten ist.

§ 363. Wirkungen der Kampfesliteratur. Die Wirkungen der Aufklärung waren außerordentlich. Namentlich die französischen Ideen fanden überall um so leichter Eingang, als Paris in allen Dingen den Ton angab, in den höheren Kreisen fast nur Französisch gesprochen und französische Literatur gelesen wurde, endlich gefällige Form und geistreiche Darstellung nirgends so entwickelt waren wie in Frankreich. Hier zunächst hatte die geistige Bewegung zwar alles, Weltleute und Geistlichkeit, Adel und Bürgertum, in ihren Bann gezogen, war aber nie zu der Tiefe und dem Ernste gelangt, die das Ringen in Deutschland zeigte, und schloß darum mit Zersetzung und Verneinung ab. Wie die Ehrfurcht vor dem Unerkennbaren, so schwand die Achtung vor den Lehren der Geschichte, vor Gesetz und Verfassung. Der berechtigte Kampf gegen verjährte Mißbräuche übersprang alle Schranken des Rechtes und der bürgerlichen Ordnung. Bekannt ist die weitere Entwicklung bis zur Staatsumwälzung. Diese brachte England zur Ernüchterung. Wohl waren hier vielleicht im weitesten Maße und in dauerhaftester Weise die Ergebnisse des Meinungsstreites fruchtbar geworden. Aber eben der Blick auf die Greuel jenseits des Kanals mahnte zur Besonnenheit und riet Stillstand, um die errungenen Güter sichern zu können. Deutschland war aus der Versonnenheit und aus einem inhaltsleeren Dasein kräftig aufgerüttelt. Auf politischem Gebiete weisen Friedrichs II. Regierung (§ 375) und Josephs II. edle Bemühungen (§ 397) deutlich auf den Einfluß der Aufklärung hin; in ihr liegen aber auch die Keime zu der Blüte von Kunst und Wissenschaft. Der in dieser Hinsicht neben Lessing verdienstvollste Wegweiser in eine neue Zeit, Gottsched, ist in anderem Zusammenhange (§ 355) gewürdigt. Und wenn auch das rationalistische Denken über dem Irrtume erkenntnistheoretischer Grundbegriffe strauchelt und straucheln mußte, so führt es doch in gerader Linie auf den, der die Ahnung der Aufklärer verwirklichte, auf Kant (§ 364, 1). Gerade die Starrheit seiner Sittenlehre wurzelt im Rationalismus. Dieser hat endlich sogar zur Vertiefung der Glaubensinnerlichkeit (mag sein: unbewußt und in gewissem Sinne ungewollt) den Anstoß gegeben.

Über die allgemeinen Folgen der Aufklärung für Philosophie, Recht, Geschichte, Erziehung usw. vgl. § 364. Obenan unter jenen Folgen steht indessen die Glaubensduldung, deren sich von da ab die meisten Staaten, freilich zum Teile in abgeschwächter Gestalt und nur vorübergehend, erfreuen durften, und die schließlich die Aufhebung des Jesuitenordens, ihres Todfeindes, unabweisbar machte, und zweitens die menschenwürdige Neuordnung der Staatsverfassungen. Von den Fürsten Preußens und Österreichs ist gesprochen. In Dänemark machte der in strenger Rechtgläubigkeit erzogene Struensee (§ 411) Ernst mit den Forderungen der Enzyklopädisten. Der französische Minister Choiseul überzeugte seinen König von der Unverträglichkeit jesuitischen Treibens mit der Wohlfahrt des Staates (§ 402). Karl III., König erst von Neapel, dann von Spanien, huldigte selbst der französischen Philosophie. Umso leichter wurden dem freisinnigen Staatsmanne Tanucci und in Spanien den gleichgesinnten Ministern Aranda, Grimaldi, Squilace u. a. ihre als notwendig erkannten Maßregeln (§ 404). Leopold II. verleugnete freilich als Kaiser die aufgeklärten Grundsätze, nach denen er als Großherzog

Toskana segensreich regiert hatte (§ 339, 398). Portugals Entlastung vom kirchlichen Drucke war das Werk Pombals (§ 403). Pasquale Paolis Herrschaft auf Korsika währte zu kurze Zeit, als daß seine Aussaat hätte reifen können (§ 338). Von deu befreienden Wirkungen der französischen Staatsumwälzung braucht hier nicht gesprochen zu werden.

Der Vorgang der katholischen Kabinette — Preußen und Rußland hielten sich abseits — vermochte schließlich den verständigen und gemäßigten Clemens XIV., einen „charaktergroßen, geistesstarken und makellosen" Papst, zu dem Entschlusse, 1773 den Jesuitenorden aufzuheben und seine Kollegien (Stifte) im Kirchenstaate zu schließen (§ 402 flg.). Allerdings äußerte der Jesuitengeneral Ricci: „Man verjagt uns wie Hunde, aber wie Adler werden wir wiederkommen." Und tatsächlich hörte nach der Auflösung des Ordens die Wirksamkeit der einzelnen Mitglieder keineswegs auf. Diese Exjesuiten verfolgten die Ziele der Gesellschaft beharrlich weiter, zunächst ohne rechten Erfolg, den erst der völlige Umschlag in den Anschauungen der Zeit und der allgemeine Rückfall in bereits abgetane Zustände mit sich gebracht haben. — Als Gegengewicht gegen die versteckte Arbeit der Exjesuiten stiftete Adam Weishaupt, der die Jesuiten auf dem Lehrstuhle für kanonisches Recht in Ingolstadt abgelöst hatte und schon darum Gegenstand ihres Hasses war, 1776 mit Zwack, später von Knigge, den sein Buch Über den Umgang mit Menschen bekannt gemacht hat, unterstützt, eine geheime Verbindung, den Orden der Illuminaten (Erleuchteten), der die Herrschaft der Vernunft befestigen, Glaubensgegensätze durch Verallgemeinerung wahrer Sittlichkeit aufheben und die „zeitliche wie ewige Wohlfahrt" der Menschheit befördern sollte.

Aufhebung des Jesuitenordens 1773

Weishaupt 1748—1830

Knigge 1752—1796

Illuminaten

Als Vorbild dienten für Weishaupt, der selbst bei den Jesuiten erzogen war, ihre Einrichtungen sowie die Ordnungen und Gebräuche der Freimaurer. Anfangs rein aufklärerisch, machte die Gesellschaft bald eine bedenkliche Schwenkung zur französischen Freigeisterei. Doch zeugt es für die Zeitgemäßheit und für die werbende Kraft ihrer Ideen, daß sie sich bis in den hohen Norden und in Rußland ausbreitete und zahlreiche Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, u. a. Karl August und mit ihm einer Angabe nach Goethe und Herder, dem Bunde angehört haben. 1784 gewann der Jesuitismus die Oberhand, wenn auch nur in Bayern. Die vertriebenen Illuminaten verloren sich in andere Staaten, zumeist sehr ehrenvoll aufgenommen und kräftig geschützt.

Auch gegen das Papsttum und seine Übergriffe in die Landeskirchen, sowie für zeitgemäße Änderungen im Kirchenwesen, endlich für Trennung von Rom durch Herstellung einer deutschen Nationalkirche wurden Stimmen laut, und zwar aus der katholischen Geistlichkeit selbst.

Die Wiedervereinigung der geschiedenen Bekenntnisse spricht das überallhin, auch in Übersetzungen verbreitete Buch Justini Febronii de statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis liber (später deutsch veröffentlicht als Buch vom Zustande der Kirche und der rechtmäßigen Gewalt des Papstes) in dem Zusatze zum Titel ad riuniendos dissidentes in religione Christianos als Ziel mit aller Offenheit aus. Verfasser war, wie erst spät an den Tag kam, der Weihbischof von Trier, Nikolaus von Hontheim. Ein dem sterbenden Greise abgepreßter Widerruf konnte die Wirksamkeit seiner Nachweisungen über die Entstehung der päpstlichen Gewalt nicht entkräften. Sein Buch wurde in Rom verbrannt.

Hontheim 1701—1790

Der Widerstand in hochkirchlichen Kreisen wuchs aber fort. Er zeigte sich in den im Zusammenhange der politischen Geschichte zu besprechenden Emser Punktationen. Die darin zutage tretenden Bestrebungen scheiterten (§ 400). Das gleiche Los hatte die Synode toskanischer Geistlicher in Pistoja, obwohl Leopold (§ 339) ihr seinen Schutz angedeihen ließ. In ihrem Bemühen, das päpstliche Kirchenrecht zu beschränken, abergläubische Gebräuche abzuschaffen, die Heilige Schrift zu verbreiten und die Landessprache beim Gottesdienste einzuführen, gab sich noch einmal der Geist der Konstanzer und der Baseler Kirchenversammlung kund. Der alte Gegensatz zwischen bischöflicher Gewalt und Kurie, der das 15. Jahrhundert so mächtig aufgeregt hatte, ward hier von neuem lebendig. Preußen, das aus der erzbischöflichen Bewegung einen engeren Anschluß der geistlichen Fürsten an Österreich befürchtete, suchte im Zwiste mit Rom zu vermitteln und erlangte als Lohn die Ernennung des aufgeklärten Karl Theodor von Dalberg zum Koadjutor von Mainz.

786

1787

B. Die Wissenschaften.

1. Philosophie

§ 364. Philosophie. Philologie. Geschichte. Erziehung. Recht. Himmelskunde. Zustimmung oder Gegensatz setzen das Denken dieses Zeitraums in Beziehung zum Idealismus des Descartes (§ 260). Im Widerspruche zu ihm behauptet Pascal (§ 358, 1) das Unvermögen der Vernunft, die letzten Ursachen und Gründe der Dinge zu erkennen, und darum die Notwendigkeit einer göttlichen Offenbarung. Eine mittlere Stellung nahm der im § 358,1 erwähnte Gegner der Jesuiten, Pierre Bayle, ein.

Bayle 1647—1706

Dieser wegen der Hugenottenverfolgungen in die Niederlande entronnene Gelehrte war einer der feinsinnigsten Kritiker und aufgeklärtesten Denker seiner Zeit. Seine Grundlehre, die menschliche Vernunft vermöge zwar Irrtümer aufzudecken, keineswegs aber die Wahrheit zu erkennen, hat seinen Untersuchungen einen zersetzenden Charakter aufgedrückt. Mit Freimut und überzeugender Gründlichkeit bekämpfte er alle Vorurteile in Kirche, Staat, Wissenschaft und Leben, unterwarf alles Bestehende in Sitten, Meinungen, Religion und politischen Einrichtungen seinem prüfenden Verstande und wurde so zum Vorkämpfer der Denk- und Glaubensfreiheit. Als solcher wies er kühn und mit umfassender Gelehrsamkeit den Widerspruch zwischen Denken und Glauben, Vernunft und Offenbarung nach und leitete daraus das Recht des Zweifels und für jede religiöse Überzeugung den Anspruch auf Duldung ab, sofern eine solche Überzeugung nur dem Staate nicht Gefahr drohe. Seine Schriften wirkten um so mehr, als er, ein Meister des Stils, selbst spröde Stoffe durch witzige Darstellung, auch durch Anekdoten anziehend zu behandeln wußte.

Fontenelle 1657—1757
St. Evremont 1613—1703
Leclerc 1656—1736
Malebranche 1638—1715

In seine Fußtapfen traten Fontenelle, der geistreiche Weltmann St. Evremont und vor allem der gleichfalls in Holland lebende Genfer Leclerc, mit Bayle Herausgeber der Nouvelles de la république des lettres (§ 358), der des Meisters Ansichten überbietend vom Zweifel zur Verneinung schlechthin überging. Umgekehrt zog den frommen Malebranche gerade der christliche Zug des Cartesianismus an.

In der Schrift Über die Erforschung der Wahrheit unterscheidet er zunächst Vorstellen und Wollen als die Tätigkeiten unseres Geistes. Von den Vorstellungen ist der Wille abhängig. Unsere Vorstellungen von der Körperwelt sind nur Gottes Vorstellungen von ihr, die wir in Gott erschauen. Er bewirkt also in uns das Wollen, gleichwie er auch die einzige Ursache der Bewegungen im Reiche der sinnlichen Dinge ist. Danach sind alle Erscheinungen in der Natur Handlungen Gottes und die Naturkräfte nur Willensäußerungen Gottes, der die Einheit der Dinge und des Denkens ist. Gotteserkenntnis ist daher die höchste Weisheit und ein sittlicher Wandel ihre Folge. — Damit war unverkennbar ein Schritt über Cartesius Standpunkt hinaus getan. Denn bei diesem bleiben die körperlichen und geistigen Substanzen getrennt nebeneinander und selbständig für sich. Jetzt waren sie in einem Höheren, in Gott verbunden. Zu einem gewissen Abschlusse brachten dann die von Descartes ausgehende Entwicklung Spinoza und Leibniz.

Spinoza 1632—1677

Von seinen Glaubensgenossen als Abtrünniger verstoßen, von den Christen aber als Gottesleugner gemieden, hat der Amsterdamer Jude Baruch (Benedikt) Spinoza in stiller Verborgenheit seine folgenschwere Gedankenarbeit in wissenschaftliche Form zusammengefaßt.

Für den von Cartesius unüberwundenen Dualismus setzt Spinoza einen Monismus, nach dem Gott (Deus) die alleinige Substanz ist, in der die Gegensätze Denken und Sein (Geist und Stoff) aufgehoben und zu bloßen Bestimmungen (Attributen) herabgesetzt sind. Ihrem Wesen und Ursprunge nach sind sie im Grunde dasselbe, darauf beruht ihre Möglichkeit, aufeinander zu wirken. Die Substanz nun ist Ursache ihrer selbst (causa sui), hat also an sich die Notwendigkeit, d. h. nichts anderes zur Voraussetzung als sich, und die Unendlichkeit. So nur durch sich bestehend und ewig, umfaßt und enthält sie als unendliches Denken (Geist) alle einzelnen und individuellen menschlichen Gedanken, Ideen usw., als unendliche Ausdehnung (Stoff, Materie) alle körperlichen Einzeldinge; sie ist das All-Eine und Allgemeine, das sich in allem Einzelnen und Besonderen als in seinen näheren Bestimmungen und Zuständen darstellt; allen körperlichen Dingen liegt die unendliche Ausdehnung und allen unendlichen Gedanken das unendliche Denken zugrunde. Beider Natur entsprechend gibt es keine Zufälligkeit, sondern nur Notwendigkeit, die in Gott allein mit Freiheit verbunden ist, aber nur insofern, als er die Substanz, causa sui, ist, während für seine Wirkungen in der natura naturata (der gewordenen Natur), die

aus ihm als natura naturans (der wirkenden Natur) hervorgegangen ist, also im Reiche der Gedanken wie in der Körperwelt und dem geschichtlichen Geschehen nur die Notwendigkeit, das Gesetz von Ursache und Wirkung, selbst für Gott unabänderlich, herrscht. Es gibt also keine Willensfreiheit (alles Wollen ist irgendwie, durch einen Beweggrund bedingt), kein Gut oder Böse und die seiende Welt darf weder als die beste noch als die schlechteste, sondern, weil notwendig, als die einzig mögliche begriffen werden. Diese Welt sub specie aeternitatis (unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit) zu betrachten, so also, daß alles Einzelne und Endliche in seinem Zusammenhange mit dem Weltganzen und darum als notwendig, klar und vollkommen erfaßt wird, darin besteht die wahre Erkenntnis und zugleich die menschliche Freiheit. Sie ist zugleich Gotteserkenntnis und als solche höchste Seligkeit, Quelle der Liebe zu Gott, endlich Trost und Glück der Sterblichen. — Anfangs wenig beachtet, hat Spinozas Pantheismus ein Jahrhundert später das Denken der tiefsten Geister, so Herders und Goethes, und ihrer philosophischen Zeitgenossen, namentlich Hegels und Schellings, auf das mächtigste beeinflußt, nicht zuletzt durch die zwingende Gewalt seines Denkverfahrens, das alles mit mathematischer Notwendigkeit aus einem obersten Grunde ableitet.

Leibniz 1646—1716

Spinoza hatte nicht zu erklären vermocht, wie aus der einen Substanz die Vielheit der Einzelnen hervorgehen könne. Diesen Widerspruch löste Leibniz.

Gottfried Wilhelm von Leibniz, der zuerst dem deutschen Geiste den Ruhm sicherte, vor allen geschickt zu sein, die Geheimnisse des Denkens zu ergründen, eröffnet die Reihe der großen deutschen Philosophen. Er war einer der vielseitigsten Gelehrten und scharfsinnigsten Denker aller Zeiten. Den Grund zu seiner Bildung legte er in seiner Vaterstadt Leipzig. Selbststudium, Reisen, längerer Aufenthalt in London und Paris, enger Verkehr mit den größten Geistern des Auslandes hoben ihn bald über alle seine Zeitgenossen empor. Einen Lehrstuhl in Altorf lehnte er ab. Lange Jahre seines bewegten, vielgeschäftigen Lebens verbrachte er als Bibliothekar in Hannover, wo er an der geistreichen Kurfürstin Charlotte eine wohlwollende Gönnerin fand. Die Berliner Akademie wurde auf seine Anregung gegründet (§ 302); verschiedene Höfe bezeigten ihm ihre Anerkennung durch Standeserhöhung, Titel und Ehrensold, alle gelehrten Gesellschaften durch Ernennung zum Mitgliede. — Leibniz war in allen Wissenschaften gleich bewandert und traf mit wunderbarem Takte und Scharfsinne stets das Richtige; an Fleiß und Tätigkeit kam ihm niemand gleich. Das Studium der Rechte, dem er sich zuerst widmete, führte ihn zu den gründlichsten Untersuchungen über Staats- und Völkerrecht; der Geschichtswissenschaft (364, 3) zeigte er durch seine umfassenden Quellenforschungen zur Geschichte des Hauses Braunschweig, wie viel noch für die vaterländische Geschichte aus dem Staube der Archive zu gewinnen sei; sein großartig angelegtes Werk Annalen des Deutschen Reiches, das beim Tode des Verfassers erst bis zum Jahre 1005 gediehen war, blieb zum großen Nachteile der Geschichtsforschung über ein Jahrhundert ungedruckt, bis der vaterländische Sinn späterer Tage es an die Öffentlichkeit zog. Für Mathematik und Naturwissenschaften begründete er eine neue Zeit: er erfand die Differentialrechnung, die er in der ersten, von Otto Mencke gegründeten Gelehrtenzeitschrift Acta eruditorum bekannt machte, und daß ihm der größte englische Physiker Newton (§ 364, 6) den zeitlichen Vorrang dieser wie anderer Erfindungen streitig machte, verbitterte ihm die letzten Tage seines Lebens. Von seinen theologischen Bestrebungen, die Einheit der Kirche wiederherzustellen, ist in § 360 gesprochen; seine scharfsinnige, aber von Spitzfindigkeiten und Scheingründen nicht freie Theodicee (vgl. unten) oder Beweis, daß die bestehende Welt die beste sei, durchaus im Sinne des Optimismus geschrieben, zeugt ebensowohl für seine theologische wie philosophische Bildung. Über Verbesserung der deutschen Sprache äußerte Leibniz vortreffliche Gedanken, wiewohl er selbst zumeist Lateinisch oder Französisch schrieb. — Eine zusammenhängende Darstellung seiner Philosophie hat Leibniz nicht gegeben. Sie muß also an der Hand seiner Einzelwerke versucht werden.

Gegen Spinoza setzt Leibniz das wahrhaft Seiende nicht als die eine Substanz, sondern als eine Vielheit solcher letzter Einheiten, Monaden, die von Gott geschaffen sind, einfach, darum unteilbar wie die Atome, ohne Ausdehnung gleich den mathematischen Punkten, keine der anderen gleich, für jede äußere Gewalt unzerstörbar, unveränderlich selbst füreinander — „sie haben keine Fenster" —, endlich die Grundlage aller Dinge. Diese ändern sich aber beständig, also müssen auch die Monaden veränderlich sein, aber nur aus sich heraus, nicht unter fremdem (äußerem) Einflusse. Diese Veränderungen sind ihre Vorstellungen, deren fortwährender Wechsel auf einen Trieb oder ein Streben zurückgeht. Der Ausschluß gegenseitiger Einwirkung schließt ferner zwar einen Zusammenhang der Monaden untereinander aus; doch besteht ein solcher ideeller Art, durch Gott vermittelt. Gott denkt nämlich jede Einzelmonade und zwar in Beziehung zu allen anderen, wodurch

jede zu jeder in ein bestimmes Verhältnis tritt, eben die Vorstellungen. Jede Monade ist demnach eine Welt im kleinen (Mikrokosmus), denn in jeder spiegelt sich das All (Makrokosmus), nur in jeder anders. Mit dieser unerschöpflichen Mannigfaltigkeit ist die größte Vollkommenheit der Welt gegeben. Je nach der Klarheit der Vorstellungen lassen sich unterscheiden die nackten oder schlafenden Monaden in Stein und Pflanze, die träumenden im Tiere, endlich die zu Bewußtsein und Vernunft erwachten Monaden, die Seelen, die mit Vorstellungen Gedächtnis und Empfindung verbinden. Jedes Ding ist aus Monaden gebildet; haben sie eine Zentralmonas als ihren Mittelpunkt, wie unser Körper an der Seele, dann entsteht ein Organismus. Da nie Monade auf Monade unmittelbar wirken kann, erklärt sich die doch unleugbare Übereinstimmung zwischen Seele und Leib nur aus der präſtabilierten Harmonie: es ist Gottes uranfängliche Fügung, daß sich die Vorstellungen aller Monaden, damit auch die Veränderungen der einen den Verhältnissen und Veränderungen der übrigen genau entsprechen.

In der Auffassung der Materie steht Leibniz ebenfalls dem Spinozismus schroff gegenüber. Die Monadenlehre kennt keine Ausdehnung; aber diese ist überhaupt nichts Wirkliches, so wenig wie Raum und Zeit, sondern ein Phänomen, eine unklare, wenn auch unentbehrliche Vorstellung in unserem Denken. Mit Raum wird nur das Nebeneinander der Dinge, mit Zeit ihr Nacheinander gemeint. Ein leerer Raum läßt sich nicht denken, „die Natur wirkt nicht sprungweise“. Um nun zu erklären, wie sich trotz der Veränderlichkeit der Monaden feste Körper bilden und behaupten können, nimmt Leibniz ein substantielles Band an, ein Bleibendes, das so wenig die Monaden ändert, als es von ihnen abhängig ist. — Gegen Locke (§ 361) vertritt Leibniz angeborene (der Anlage nach vorhandene) Ideen, die zur Klarheit und Deutlichkeit entwickelt werden müssen. Auf diesen beiden beruht die Wahrheit aller Vorstellungen. Als Grundlagen jeglicher Erkenntnis sind dem menschlichen Geiste die Sätze vom Widerspruch (A ist nicht = Nicht-A) und vom zureichenden Grunde (es besteht nichts ohne genügenden Grund für sein Bestehen) gegeben. Dieser Grund für das Weltall ist Gott; er schafft es durch sein Denken; er ist die Vollkommenheit schlechthin, frei von jeder Beschränkung. Darum kann nur ein Gott sein und „dieser eine genügt“. Nun sind wohl in seinem Denken, so führt die Theodicee aus, unzählige Welten möglich. Unter ihnen wählt er nach dem Satze vom zureichenden Grunde die aus, die den höchsten Anspruch auf Dasein hat, die vollkommenste Welt. So widerlegt Leibniz die Behauptungen Bayles (§ 358, 1). Das Übel endlich gehört als notwendige Schranke zu dem Wesen endlicher Dinge, ist also der Grund ihrer Mannigfaltigkeit und ihrer Harmonie, ebenso der menschlichen Willensfreiheit.

Gegenüber dem englischen Empirismus und Skeptizismus (§ 361), von denen jener meinte, durch genaue Erforschung der Sinnenwelt die Wahrheit erfahrungsmäßig in der Weise der Naturwissenschaft finden zu können, während dieser unter Verzicht auf die Erkenntnis der letzten Wahrheiten sich auf das Gebiet des Handelns beschränkte, gegenüber ferner dem französischen Materialismus (§ 362), der in der Natur ein bloßes Spiel von Kräften sah und alles Geistige leugnete, herrschte in unserem Vaterlande lange Zeit unangefochten die Philosophie Leibnizens, von Wolff (§ 360) gemeinverständlich dargestellt und in eigener Weise ausgebaut. Beide hatten, wie alle früheren Philosophen außer den Skeptikern, unerwiesene und unerweisliche Sätze zum Ausgangspunkte ihrer Denkarbeit genommen. Darin besteht ihr Dogmatismus. Ferner hatte der Rationalismus und somit auch Wolff die Vernunft mit der Kirchenlehre in Einklang zu bringen gesucht. Gerade diese vermittelnde Richtung mit ihrer seichten Nüchternheit vermochte weder der Strenggläubigkeit noch auf die Dauer dem aufstrebenden Geiste der Zeit zu behagen.

Popularphilosophen

Zwar stand eine stattliche Reihe begabter Männer noch im Dienste der Aufklärung, doch unterschied sie von den zünftigen Philosophen schon wesentlich gefällige Form, Ausschluß der herkömmlichen Schulausdrücke und auch selbständige Behandlung von Fragen echt menschlichen Interesses, wie in Moses Mendelssohns Phädon über die Unsterblichkeit der Seele, in Garves Schrift Über die Verbindung der Moral mit der Politik und in der Übersetzung von Ciceros Büchern Über die Pflichten, in Abbts Abhandlung Vom Tode fürs Vaterland. Ansprechend durch gefällige Darstellung und eindringlichen Inhalt, bedeutete diese volkstümliche Schriftstellerei einen Fortschritt der Denkwissenschaft doch ebensowenig, wie sie die Grundfesten der Leibniz-Wolffischen Schulphilosophie zu er-

M. Mendelssohn 1729—1786

Garve 1742—1798

Abbt 1738—1766

schüttern vermochte. Dazu waren die genannten Männer zu abhängig von fremden Meinungen und mehr Vermittler des Wissens als selbständige Forscher.

Kant 1724—1804

Der Schöpfer eines neuen Lehrgebäudes erstand unserem Volke und der Welt in Immanuel **Kant** in Königsberg, wo er geboren und seit 1770 Professor der Logik und Metaphysik war, daneben aber auch über Mathematik, Physik, physikalische Erdkunde u. a. las und schrieb. Anfangs fand seine Philosophie wegen ihrer Schwierigkeiten wenig Beachtung, hat aber dann zur völligen Umgestaltung der Wissenschaften überhaupt geführt. Der Abend seines Lebens wurde durch allerhand Maßregelungen, zu denen sich das Ministerium Wöllner (§ 401) verstand, bedauerlich getrübt, so daß Kant 1797 auf seine Lehrtätigkeit verzichtete.

In seinen Werken, unter denen die drei **Kritiken 1. der reinen** und **2. der praktischen Vernunft, 3. der Urteilskraft** als Grundsteine seines Gedankenbaues anzusehen sind, bestimmte Kant zuerst die Beschaffenheit und die Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens, stellte in der Moral den Urquell aller vernünftigen Religion fest und gab der Rechtslehre und der Ästhetik einen sicheren und einfachen Boden. Wissenschaft und Literatur, Leben und Dichtung, Philosophie, Theologie und das Recht haben gleichermaßen den Einfluß Kantischer Gedanken erfahren. Einer ihrer reg- und wirksamsten Verbreiter war Wielands Schwiegersohn, der ehemalige Jesuit **Reinhold**. Zuerst veröffentlichte er im „Deutschen Merkur“ **Briefe über die Kantische Philosophie**, später vertrat er als Universitätslehrer des Meisters Lehre in Jena und Kiel.

Reinhold 1758—1823

Kant selbst hat seine Philosophie den **kritischen Idealismus** oder **Kritizismus** genannt, weil er die Voraussetzungen und Grundlagen des Denkens, die der **Dogmatismus** seiner deutschen und außerdeutschen Vorgänger unbesehen oder willkürlich angenommen hatte, erst wissenschaftlich untersuchen zu müssen glaubte. So führte ihn aus dem Irrsale der herrschenden Schulmeinungen die glückliche Einsicht heraus, ehe etwas über die Gegenstände der Erkenntnis entschieden werden könne, gelte es eine Prüfung des Erkenntnisvermögens selbst. In der **Sinnlichkeit** als der Empfänglichkeit für äußere Eindrücke fand er dann die angeborenen Formen des Raums und der Zeit, in dem **Verstande** das Vermögen, mit Hilfe der Urteilsformen (Kategorien) die Mannigfaltigkeit der Erfahrung zur Einheit des Begriffs zu erheben, in der **Vernunft**, dem Schlußvermögen, die Idee des Unbedingten, Absoluten, in der **Urteilskraft** den Begriff der Zweckmäßigkeit und im **Willen** (praktische Vernunft) den kategorischen Imperativ des Sittengesetzes. Durch diese Formen des menschlichen Geistes ist die Erkenntnis nur der in der Erfahrung gegebenen, also durch die Sinne wahrnehmbaren und durch den Verstand begriffenen Gegenstände zu erzielen; jenseits der Erfahrung ist jede Erkenntnis ausgeschlossen. Dieses Jenseits der Erfahrung, das Reich der Ideen und der tiefere Urgrund der Wirklichkeit, war von F. H. **Jacobi** (§ 360) und anderen ganz dem Glauben überwiesen worden. Kant dagegen suchte für diese der theoretischen Seite der Vernunft entzogene Befugnis in der praktischen eine Stütze für den Glauben an Gott und Tugend und stellte als solche die unbedingte Gültigkeit des Sittengesetzes auf. Zur Erfüllung dieses Sittengesetzes (des kategorischen Imperativs) werden als Postulate (in der Vernunft begründete Forderungen) gewisse unerweisliche Sätze, wie **Freiheit, Unsterblichkeit, Dasein Gottes**, als notwendig angenommen und als moralisch-praktische Bedürfnisse hingestellt. In der **Rechtslehre** machte Kant die angeborenen und ursprünglichen Menschenrechte zur Grundlage aller Rechtsverhältnisse.

Fichte 1762—1814

Von Kants kritischem Idealismus schritt sein großer Schüler Johann Gottlieb **Fichte** aus Rammenau, ein unerschrockener Denker und charakterfester Mann von echt deutschem Sinne, zum **reinen Idealismus** weiter. Seine Hauptwerke sind **Grundlage und Grundriß der gesamten Wissenschaftslehre, System der Sittenlehre** und **Wissenschaftslehre in ihrem ganzen Umfange**.

Ein energievoller Geist von folgerichtiger Denkkraft suchte Fichte **einen** Satz zum Grundsteine seines umfassenden Lehrgebäudes zu machen. Dieser Ursatz alles Denkens und zugleich die Ursache alles Seins ist das Ich, das sich selbst und das Nicht-Ich setzt. Das Ich ist die ursprüngliche, **eine** Substanz, in der alle möglichen Realitäten enthalten sind. Dieses Ich aber ist nicht das Einzel-Ich im Menschen (empirisches Ich), sondern das mit absoluter Selbsttätigkeit begabte Absolute (das reine Ich), das sich das Nicht-Ich, also die Welt der Dinge, die Natur, als Anstoß und Schranke seiner Tätigkeit gegenüberstellt. Demnach ist dasjenige, was man für eine Beschränkung des Ichs durch äußere Gegenstände

hält, vielmehr die eigene Selbstbeschränkung des Ichs. Die äußere Welt besteht nur durch das Ich und in dem Ich, das sie schafft, indem es sie denkt. So geht aus dem Ich zunächst die Außenwelt und dann die sittliche Weltordnung, die Gott ist, hervor. — Diese mit der Hartnäckigkeit der Überzeugung und ohne jede Rücksicht auf den herrschenden religiösen Glauben entwickelte Lehre brachte Fichten, der seit 1794 Professor in Jena war, in den Ruf eines Gottesleugners. Sein „Philosophisches Journal" wurde wegen eines Aufsatzes „Über die Gründe unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" verboten und er selbst in Untersuchung gezogen, infolge deren er seine Entlassung nachsuchte und erhielt. 1805 wurde er indessen nach Erlangen und 1809 an die neugegründete Universität in Berlin berufen. — In seiner Sittenlehre, wohl der reinsten, die jemals aufgestellt worden ist, erkennt Fichte den höchsten Zweck des menschlichen Handelns, das letzte Ziel alles Strebens in der Freiheit und Selbsttätigkeit des Ichs. — Seit seinem Weggange von Jena trat der Philosoph und Gelehrte vor dem Volkslehrer und glühenden Vaterlandsfreunde zurück. Schon 1793 hatte sich Fichte mit einem Beitrage zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution, dann mit der Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten, ferner mit Heliopolis im letzten Jahr der alten Finsternis zum Herolde der neuen Geistesrichtung gemacht; jetzt stellte er sich ganz in den Dienst des Widerstands gegen den welschen Zwingherrn und war mit Wort und Feder unermüdlich tätig für die Erhebung des deutschen Volkes, dessen sittliche Wiedergeburt seine unvergeßlichen Reden an die deutsche Nation anbahnen wollten. 1814 besiegelte er die Treue gegen das Vaterland mit dem Tode.

Schelling 1775—1854

An Fichte knüpfte sein Jünger und Nachfolger in Jena Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling an, geboren 1775 zu Leonberg in Württemberg, gestorben 1854 im Bade Ragaz. Aus seiner Stellung als Generalsekretär der Münchener Akademie (1806) schied er freiwillig, wurde jedoch 1827 als Professor der Philosophie zurückberufen. Seit 1840 vertrat er diesen Zweig der Wissenschaft in Berlin. Der ganze Geistreichtum dieses merkwürdigen, romantisch angehauchten Denkers und seine ungewöhnliche Wandelbarkeit spiegeln sich getreulich in seinem schwer verständlichen, hier und da zusammenhanglosen Lehrgebäude. Doch hat er durch die Neuheit und Kühnheit besonders seiner Naturauffassung die Geister weithin in seinen Bann gezogen und auf den Gebieten der Naturwissenschaft, Religionslehre, Mythologie, Seelenkunde, auch des Rechts und der Medizin den Anstoß zu einer mitunter phantastischen Neu- und Weiterentwicklung gegeben, wie er andererseits die literarischen Strömungen des Tages als Philosoph der Romantik in folgenschwerer Weise beeinflußt hat.

Auch Schelling sucht sein System auf einen einzigen Satz zu gründen, nach dem, wie bei Fichte, das Ich allein wirklich ist und kraft seiner inneren Doppeltätigkeit, bald setzend, bald aufhebend, das Wissen als die einzige Wirklichkeit schafft. So ist die Natur ein Ausfluß des (menschlichen) Geistes, ein „Doppelbild, das der Geist selbst produziert, um durch die Vermittlung desselben zu reiner Selbstanschauung, zum Selbstbewußtsein zurückzukehren". Ist demnach Schellings Lehre Idealismus, so wurde sie zum objektiven Idealismus dadurch, daß er der Natur ein eigenes, selbständiges Dasein beilegte. Sein absolutes Ich schafft nämlich aus sich heraus bewußt die Welt des Geistes, unbewußt die Natur; beide sind also ihrem Ursprunge nach identisch (wesensgleich); in beiden erscheint das eine allgemeine Ich von verschiedenen Seiten gesehen. Dementsprechend gliedert sich die Identitätslehre in die Natur- und in die Transzendentalphilosophie; jene ist der Inbegriff des bloß objektiv Seienden, diese behandelt das bloß Subjektive. Alles Wirkliche geht hervor aus dem Gegenspiele zweier Naturkräfte, deren eine unbeschränkt setzt, also den Stoff gibt: die Expansionskraft, das „Licht", während die andere, die Kontraktion, die „Schwere", beschränkt und die Form hinzufügt. Das Ergebnis ihrer Tätigkeit ist die Materie, aus der sich in begrifflich-notwendiger Stufenfolge die anorganische und organische Natur, zuletzt der Mensch, entwickelt. Allen Gebilden der erscheinenden Welt liegen eben Begriffe zugrunde, die sich in jenen verwirklichen. Die Einheit dieser Begriffe ist die Weltseele, der objektive Geist der Natur, und die Begriffe selbst sind die objektiven Ideen. Auf der menschlichen Stufe nun kommt die Weltseele zum Selbstbewußtsein, der Geist erkennt das Walten der objektiven Ideen als seine eigene Tätigkeit; er lernt sich selbst den Naturdingen gegenüberstellen, trennt damit das Denken vom Sein, die Anschauung des ewigen Schaffens tauscht er aus gegen die Erkenntnis der Einzeldinge in Zeit und Raum; damit aber hat er sich vom Absoluten losgelöst. — Diese Trennung nun wird der Anfang

zu einer neuen, höheren Entwicklung, durch die das im Menschen verkörperte Absolute seiner selbst als des Absoluten, Unendlichen bewußt wird. Hier setzt die Transzendentalphilosophie ein, „inwendig gewordene Naturphilosophie“, worin die gleichwie in der Natur stetig fortschreitende Entwicklung im anschauenden Subjekte dargestellt wird, bis durch eine Stufenfolge von Anschauungen „das Ich sich zum Bewußtsein in der höchsten Potenz erhebt“. Dem schöpferischen Denkvorgange im Werden der Natur entsprechend erfaßt sich das Absolute auf drei Stufen zunächst als wirklich in den sichtbaren Erscheinungen des geistigen Lebens (Heidentum, Göttersage), dann als geistig, als unsichtbaren Gott im Christentume, endlich als Anschauendes und Angeschautes zugleich, als Einheit des subjektiven und objektiven Seins, in der die Gegensätze des Idealen und Realen aufgehoben sind: es ist ihre Identität oder Indifferenz. Zu ihr führt nur die freilich nicht allen Sterblichen vergönnte intellektuelle Anschauung, die als unmittelbare, reine (geistige) Anschauung ohne Beihilfe nachdenklicher Überlegung die Vorstellung des Absoluten und damit die Erkenntnis der Wahrheit gibt. Gewonnen wird sie durch Selbstbeobachtung, dadurch, daß man die Natur bei ihrem Schaffen selbst belauscht. Die Folge davon ist die unmittelbare Einsicht, wie Denken und Sein ursprünglich nicht verschieden, sondern nur durch die Verstandestätigkeit als verschieden gesetzt sind. So gibt sie als unmittelbare, reine (geistige) Anschauung ohne Beihilfe des Denkens die Vorstellung eben des Absoluten und damit die Erkenntnis der Wahrheit. Die Offenbarung des Absoluten bildet die Geschichte als Ergebnis des freien Handelns der einzelnen und des gesetzlich geregelten Naturlaufs. An ihrem letzten Ende „wird Gott sein“. Bis zu diesem fernen Ziele sind Kunst, Religion und Wissenschaft die Formen; Altertum, Mittelalter und Neuzeit die Stufen, in und auf denen sich das Absolute dem menschlichen Geiste darstellt und dieser das geistige Wesen der Natur erschaut.

Bei dieser pantheistischen Lehre, die doch die Kluft zwischen Gott und Welt nicht zu überbrücken vermocht hatte, beharrte der beweglich-phantastische Geist Schellings nicht. Das Studium der Neuplatoniker, besonders Plotins, und Jakob Böhmes verstrickte ihn mehr und mehr in Mystik und Theosophie.

Die Geburt Gottes in den Dingen, so meint er jetzt, die sein Satz: „Am Ende der Geschichte wird Gott sein“ behauptet hatte, ist nur in unserem Denken gegeben, ist also nicht der Abschluß einer von diesem unabhängigen, objektiven Entwicklung. Das Weltganze läßt sich aber nicht aus einem bloßen Gottes**gedanken** ableiten, es setzt vielmehr einen wirklichen Gott als Uranfang und Urgrund voraus. Dieser Gott ist vor aller Erfahrung, hat sich aber für die Erfahrung in seinem Werke, der Wirklichkeit, offenbart; diese hat nun die Philosophie erfahrungsmäßig, nicht durch schöpferisches Denken, aus Gott als dem Absoluten abzuleiten.

Die Bekanntschaft mit dem tiefsinnigen Schwärmer Jakob **Böhme** (§ 191, 1) gab sich zuerst in der merkwürdigen Abhandlung: **Philosophie-Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit** kund.

Darin stellt Schelling Gott als Urgrund oder Indifferenz dar, der in zwei gleich ewige Anfänge, in Grund und Existenz, Ideales und Reales auseinandergehe, um dann durch die Liebe, durch das Wort in Gott, wieder versöhnt zu werden. Indem sich nämlich der Ur- und Ungrund, der weder Ideales noch Reales, weder Licht noch Finsternis ist, nach dunkeln und ungewissen Gesetzen, einem wogenden Meere gleich, sehnend bewegt, erzeugt er eine innere Vorstellung, durch die er sich selbst im Ebenbilde erblickt. Diese Vorstellung ist „das ewige Wort in Gott“, der in Gott erzeugte Gott, die allgemeine Vernunft. Sie erzeugt aus dem gegensatzlosen Urgrunde die Welt, die mit der **Geburt des Lichts** beginnt, damit die stufenweise Entwicklung der Natur bis zum Menschen, dessen weitere Entwicklung in der Geschichte mit der **Geburt des Geistes** einsetzt. Bei den vernunftlosen Wesen herrscht als äußere Naturmacht der Gesamtwille über den von Gott scheidenden Einzelwillen; beide sind im Menschen bewußt, aber trennbar vereinigt. Auf dieser Trennbarkeit beruht die Möglichkeit von gut und böse, die menschliche Freiheit. In Christus ist das Prinzip der Liebe dem menschgewordenen Bösen entgegengetreten. Das Ende der Geschichte ist die Versöhnung des Eigenwillens mit der Liebe, die Herrschaft des Universalwillens. — Nach der Aufstellung dieses Systems beobachtete Schelling lange Schweigen, auch noch in Berlin, wohin er berufen wurde, um durch seine neue **Philosophie der Mythologie und Offenbarung** der Begriffslehre Hegels entgegenzuwirken.

Hegel 1770–1831

Georg Wilhelm Friedrich **Hegel** war Schellings Landsmann und Studiengenosse in Tübingen. Erst Hauslehrer in der Schweiz und Frankfurt a. M., habilitierte er sich 1800 in Jena, wo er in Schellings Geist über Philosophie

las und 1806 sein Hauptwerk, die Phänomenologie des Geistes, als Zeugnis selbständigen Denkens vollendete. Danach siedelte er nach Bamberg über, wurde 1808 Gymnasialrektor in Nürnberg, wo er seine „Logik“ bearbeitete, und 1816 Professor der Philosophie in Heidelberg. Hier legte er in der Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften zum ersten Male sein ganzes System dar. Den Höhepunkt seines Wirkens und seines alles andere zurückdrängenden Einflusses erreichte er in Berlin, wo er sich seit 1818 eine schließlich über ganz Europa ausgebreitete, wissenschaftlich tätige Schule heranzog, über alle Zweige der Philosophie las und seinem Systeme die Geltung einer Staatsphilosophie erwarb.

Hegel hat kaum ein Gebiet menschlichen Geisteslebens unbefruchtet gelassen. Mathematik und Astronomie, die Philosophie in all ihren Zweigen, besonders Ästhetik und Logik, die er neu begründete, Geschichte, schöne Literatur, Naturrecht, Staatswissenschaft und Volkswirtschaft, endlich die Publizistik verdanken ihm gleichmäßig weitgehende Anregungen. Trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten seiner Sprache wie Darstellung hat er auch die denkfähigsten Zeitgenossen unwiderstehlich in den Bann seines Systems gezogen, ja eine Zeitlang unbestritten die Führerschaft auf dem Felde der Wissenschaft behauptet, bis zuletzt die in Staat und Kirche maßgebenden Kreise über seinen kühnen Bau erschraken und die kleinen Geister beiderlei Geschlechts ihn verketzern durften. Zur erschöpfenden Würdigung Hegels bedürfte es eines Überblicks über die Schulen, die seine Lehren auf das kirchliche, staatliche und Kunstleben anwandten, und als deren Angehörige noch heute manche, mitunter uneingestandenermaßen, ihre geistigen Waffen aus des Altmeisters Rüstkammer entlehnen. Man pflegt zu unterscheiden die bis zur strengsten Rechtgläubigkeit und zum starren Konservativismus weitergeschrittenen Althegelianer, dann die Junghegelianer, wie David Strauß, anderseits Stirner, Marx und Lassalle, die neuhegelsche Richtung, das sogenannte Hegelsche Zentrum, mit dem jüngeren Fichte an der Spitze.

Schelling hatte gemeint, den Gegensatz zwischen Geistes- und Sinnenwelt durch die Annahme des Absoluten als des gemeinsamen Urgrundes beider beseitigen zu können. Hegel faßte dieses Absolute als reine Vernunft, als die Idee, in der Denken und Sein einheitlich verbunden sind. Ursprünglich reiner, stoffloser Gedanke, tritt diese Idee aus sich heraus, wird äußerlich oder anders, dadurch aber real, und dieses ihr Anderssein ist die Natur, eine Verstofflichung der Idee in Raum und Zeit, aus der sie im Menschen als bewußter Geist zu sich selbst zurückkehrt. „Die Idee erweist sich als das schlechthin mit sich identische Denken und dieses zugleich als die Tätigkeit, sich selbst, um für sich zu sein, sich gegenüberzustellen und in diesem anderen nur bei sich zu sein.“ So ist das Denken (die Idee oder Vernunft) der eigentliche Weltschöpfer. Und in Hegels Auffassung war der vielberufene Satz von der Vernünftigkeit des Wirklichen und der Wirklichkeit des Vernünftigen nur richtig. Für die Wissenschaft ergeben sich nun folgende drei Teile: 1. die Logik als Wissenschaft der Idee an und für sich, ihre Darstellung als des unterschiedlosen Einheitsgrundes von Geistigem und Sinnlichem, die Entwicklung der reinen, allem natürlichen und geistigen Leben zugrunde liegenden Begriffe oder Denkbestimmungen; 2. die Naturphilosophie als die Wissenschaft der Idee in ihrem Anderssein, die Entwicklung der realen Welt oder der Natur; 3. die Philosophie des Geistes als der Idee, die aus ihrem Anderssein in sich zurückkehrt, die Entwicklung der idealen Welt oder des konkreten, in Recht, Sitte, Staat, Kunst, Religion, Wissenschaft sich betätigenden Geistes. Diese durch die Entfaltung der Idee, durch ihren Fortgang vom An-sich-Sein (Idee), durch das Anderssein (Natur) zum An-und-für-sich-Sein (Geist) innerlich begründete Dreiteilung zeigt zugleich die Momente der absoluten Methode: Thesis (Satz), Antithesis (Gegensatz) und Synthesis (Vermittlung), die den Grundpfeiler des Hegelischen Systems bildet. Ist nämlich die Welt der Entwicklungsgang der Idee, die allem Wirklichen zugrunde liegt und es bildet, ist also die Welt ein Denkprozeß im höchsten Sinne des Wortes, ein ewiges Werden, so fragt es sich: wo liegt der Anstoß zu dieser Bewegung ohne Ende. Ihn findet Hegel darin, daß die ersten, einfachsten Begriffe des Denkens in sich selbst widerspruchsvoll sind, wodurch das Denken zu einem stetigen Fortschritte zu höheren und immer höheren, darum aber noch nicht widerspruchslosen Begriffen gedrängt wird, bis es zum höchsten Begriffe, dem des Absoluten, gelangt, von dem es ausgegangen war. Dieses Absolute erscheint aber nunmehr nicht als unterschiedlose Einheit, als „die Nacht, in der alle Kühe grau sind“, sondern als bewußte Einheit aller endlichen Unterschiede und Widersprüche. Durch diese Dialektik vollzieht sich die fortschreitende Entwicklung des Geistes von den niedrigen zu den höheren Bewußtseinsformen bis zur vollkommenen Selbsterkenntnis und Selbstgewißheit. Auf dieser

Stufe erkennt der Mensch, daß sein Denken des Absoluten nur das Sich-selbst-Denken eben dieses Absoluten ist, wodurch dieses zu sich selbst zurückkehrt, aber jetzt zum absoluten Geist geworden. Diesen Werdegang in einem lückenlosen Gefüge dreigliederiger Sätze entwickelt und dargelegt zu haben, ist Hegels bewunderungswürdiges Werk.

2. Philologie England

Bentley 1662—1742

In der Geschichte der Philologie bezeichnet die englisch-niederländische Zeit einen Höhe- und Wendepunkt. Der als Lehrer und Geistlicher tätige Engländer Richard Bentley räumte zuerst kühn, ja mitunter überkühn dem Verstande, der subjektiven Kritik, den Vorrang vor dem Buchstabenglauben, der bloß grammatischen und Wortkritik ein. Verstand und Geschmack wurden die Prüfsteine für die Überlieferung. Denkbarkeit des Inhalts und Angemessenheit des Ausdruckes vermochten fernerhin allein die Richtigkeit der Texte zu beglaubigen. Eine ungeheuere Belesenheit und Gelehrsamkeit, genaueste Kenntnis der Zeitumstände, denen ein Werk entstammte, eindringender Scharfsinn bei der Auslegung, dazu sichere Beherrschung der ganzen Literatur- und Weltgeschichte wie aller wissenschaftlichen Hilfsmittel sollten das eigene Urteil zur Heilung von Verderbnissen, zur Entscheidung über die Echtheit, kurz zur Handhabung der Philologie als einer Kunst befähigen. Das läßt sich indessen nicht verkennen: noch immer stand die Kritik des Wortlautes im Vordergrunde, nur verfügte sie über reicheres und gediegeneres Rüstzeug. Diente doch der ganze Aufwand von Wissen, Geistreichtum und ästhetischer Bildung noch immer dem einen Zwecke, die klassische Literatur in möglichst fehlerfreier Gestalt zu veröffentlichen.

Markland 1693—1776

Potter 1672—1747

Taylor 1703—1766

Musgrave um 1739 —1780

Wakefield 1756—1801

Bentley hat nicht überall, wo er überkommene Irrtümer bekämpfte und Widersprüche, Unstimmigkeiten, vermutliche Fehler durch Änderung oder Streichung beseitigte, das Maß gewahrt. Zu welch glänzenden Ergebnissen aber sein Verfahren, folgerichtig angewandt, führen konnte, zeigte er selbst in den Briefen des Phalaris, einer Art Inbegriff seiner Grundsätze, der für die ganze Wissenschaft Vorbild ward. — Am ehesten noch darf sich neben Bentley der für Kritik hervorragend begabte Markland stellen, der die Muße des Privatmannes namentlich der Erklärung und Bearbeitung von Briefen und Reden Ciceros zugute kommen ließ, während die übrigen Philologen dieser Zeit durchaus erst an zweiter Stelle stehen, zum Teil hochverdiente Humanisten, wie der Erzbischof Potter von Canterbury, bekannt als Altertumsforscher und Herausgeber griechischer Schriftsteller, dann der Bibliothekar von Cambridge, später Geistlicher in London, John Taylor, der in Leyden geschulte begeisterte Verehrer der Griechen, Musgrave, der seinem Berufe als Arzt doch Zeit für das Studium und die Beschäftigung mit Sophokles und Euripides abgewann, endlich ein gleich gründlicher Kenner des griechischen Schauspiels, Wakefield, der einer politischen Schmähschrift die Noctes carcerariae (Nächte im Gefängnis) zu verdanken hatte.

Holland

Der Ruhm der holländischen Philologie ist aufs engste mit den großen Namen Hemsterhuis, Valckenaer und Ruhnken verknüpft.

Hemsterhuis 1685—1766

Valckenaer 1715—1785

Ruhnken 1723—1798

Tiberius Hemsterhusius war eine Art Wunderkind. Bereits mit 20 Jahren wurde er auf den Lehrstuhl für Mathematik und Geschichte in Amsterdam berufen. Doch hat ihn weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus seine Wirksamkeit als Professor der griechischen Sprache bekannt gemacht, deren wissenschaftliche Behandlung und allgemeines Studium er für Holland eigentlich begründete. Treffsicherer Scharfsinn und umfassendes Wissen machten ihn zum Haupte einer angesehenen und in ihren Erfolgen hervorragenden Schule, deren namhafteste Mitglieder Ludwig Valckenaer und David Ruhnkenius sind, jener hochverdient um die Texte namentlich griechischer Dichter und bekannt als geschmackvoller Redner, dieser, ein geborener Pommer, wie schon sein eigentlicher Name Ruhneken andeutet, als ausgezeichneter Latinist — geradezu berühmt ist sein Elogium Hemsterhusii — und durch maßvolle Kritik mustergültig. — Einer etwas früheren Zeit gehören der als Lehrer wie durch den Thesaurus antiquitatum Romanarum und den Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae bekannte Georg Graeve (Graevius) aus Naumburg an, der als Professor in Utrecht starb, und der Deventerschüler Jacobus Perizonius (eigentlich Voorbroek), der besonders die nachklassischen Griechen und Römer behandelte. — Würdig reiht sich den Zeitgenossen Jakob Gronov mit dem Thesaurus antiquitatum Graecarum in zwölf Bänden ein. Er war der Sohn des aus Hamburg eingewanderten Johannes Friedrich Gronov (§ 260, 2), des eigentlichen Begründers der philologischen Studien in Holland, und lebte nach kurzer Lehrtätigkeit in Pisa als Professor an der Universität

Graevius 1632—1708

Perizonius 1651—1715

Jakob Gronov 1645—1716

Leyden. — Unermüdlich im Dienste des Humanismus wirkte auch Petrus Burmannus. Sein Arbeitsfeld war fast ausschließlich die römische Literatur, insbesondere die Epik. Darin folgte ihm sein gleichnamiger Neffe, Professor der Beredsamkeit und Geschichte, wie der Onkel. — Den Leydener Hochschullehrer Franz van Oudendorp machte namentlich ein außerordentlicher Schatz von Kenntnissen zur Herausgabe römischer Epiker und Geschichtschreiber geschickt. — Daniel Wyttenbachs Werke endlich, Bibliotheca critica, Philomathia sive miscellanea doctrina, Index graecitatis und Praecepta philosophiae logicae haben die Wissenschaft wesentlich bereichert und gefördert. Er war geborener Schweizer. Erst in seinem 72. Jahre heiratete er eine Hanauerin, Johanna Gallien, die in Marburg den Doktortitel erhielt und 1830 gestorben ist.

P. Burmannus I. 1668–1741
P. Burmannus II. 1714–1778
Oudendorp 1696–1761
Wyttenbach 1746–1820

Einen bedeutsamen Fortschritt in der Philologie haben England und Holland getan. Der Begriff dieser Wissenschaft war beträchtlich erweitert. Ihn in seiner Vollständigkeit zu erfassen, also die Erkenntnis des gesamten Geisteslebens beider klassischer Völker der Philologie als Aufgabe zu setzen, das blieb Deutschland vorbehalten. Vorerst aber bewegt sich hier der Humanismus auf dem holländischen Geleise.

Deutschland

Der ebenso gelehrte wie rührige Rektor der Nikolaischule in Leipzig, Reiske, gab eine ganze Reihe griechischer Schriftsteller heraus. — Der Hamburger Gymnasialrektor Fabricius verwertete seine ungewöhnliche Kenntnis der Literaturgeschichte in großangelegten Sammelwerken zur Bücherkunde und zur Geschichte literarischer Persönlichkeiten, so in der Bibliotheca graeca und latina, Bibliographia antiquaria. — Der Jesuit Eckhel, der größte Münzenkenner nicht nur seiner Zeit, begründete mit der Doctrina nummorum veterum seinen Weltruf. — Feinsinnige Beiträge zur Kunst der Alten lieferte Johann Friedrich Christ, Professor in Leipzig. — Über Johann Joachim Winckelmann und sein grundlegendes Werk Die Geschichte der Kunst des Altertums vgl. § 421. — Ein überaus brauchbares Hilfsmittel für philologische Studien schuf der unverdrossene Fleiß Christian Tobias Damms aus Geithain, Gymnasialrektors in Berlin, durch das Lexicon Homericum et Pindaricum. — Durch seine allbekannten Übersetzungen des Homer, Vergil, Ovid, Horaz, Tibull und Theokrit hat Johann Heinrich Voß (§ 419) wesentlich zur Verallgemeinerung der Kenntnis des Altertums beigetragen.

Reiske 1716–1774
Fabricius 1668–1736
Eckhel 1737–1798
Christ 1701–1756
Damm 1699–1778
J. H. Voß 1751–1826

Eine besondere Stellung nehmen die zwei Rektoren der Thomasschule in Leipzig, Johann Matthias Geßner und Johann August Ernesti (§ 360), ein. Beide, gründlich geschulte und wissensreiche Philologen, haben zwar unbestrittenen Anspruch auf einen Ehrenplatz unter den Humanisten, doch wird ihre Bedeutung vielleicht schärfer dadurch bestimmt, daß sie die Errungenschaften ihrer Wissenschaft für die Schule in Form eines den Forderungen der Vernunft entsprechenden, nach wohlüberlegtem Plane geordneten und alle Bildungselemente der klassischen Literatur umfassenden Jugendunterrichts fruchtbar zu machen suchten. Geßner begann das Werk mit dem Lehrbuche Primae lineae isagoges in eruditionem universalem (Grundzüge einer Einführung in die allgemeine Bildung), Ernestis Initia doctrinae solidioris (Anfangsgründe einer gediegenen Schulung) setzten es fort und bauten es aus. Beide Werke bildeten lange Zeit und bilden zum Teil noch heute die Grundlagen des humanistischen Gymnasialunterrichts. Von rein philologischen Werken Geßners sind die Ausgaben der Scriptores rei rusticae, des Quintilian, Plinius u. a. zu nennen; Ernesti bearbeitete die Texte des Cicero, Sueton, Tacitus und von griechischen Klassikern Homer, Xenophon und Aristophanes.

Geßner 1691–1761
Ernesti 1707–1781

In Frankreich war anscheinend der Boden des philologischen Arbeitsfeldes erschöpft.

Frankreich

Nur drei Straßburger halten mit bemerkenswertem Erfolge die humanistische Überlieferung aufrecht: der in der französischen Staatsumwälzung längere Zeit gefangen gehaltene Philipp Brunck, der Herausgeber zahlreicher klassischer Dichtwerke, dann Jakob Oberlin, der in der alten Erdkunde und in der Urkundenlehre arbeitete, endlich der zuverlässige und angesehene Altertumsforscher Schweighaeuser. Somit war die Pforte zum Verständnisse des Feudalrechts, zur Kenntnis der spätgriechischen und der spätlateinischen Sprache und damit der Zustände im Mittelalter durch Du Canges Glossarium (Wörterbuch) ad scriptores mediae et infimae latinitatis und graecitatis zunächst wenigstens vergeblich geöffnet worden. — Als Seltsamkeit mögen die Ausgaben von Klassikern in usum Delphini (zum Gebrauch des Kronprinzen) erwähnt werden, in denen anstößige Stellen ausgemerzt sind (§ 275). Beachtung verdient mehr ihre Ausstattung im Drucke als ihr innerer Wert. Unter den Mitarbeitern an diesen Schulbüchern sind außer Bossuet (s. später) namentlich André Dacier, der nach seinem Übertritte Bibliothekar des Königs wurde,

Brunck 1729–1803
Oberlin 1735–1806
Schweighaeuser 1742–1830
Du Cange 1610–1688
A. Dacier 1651–1722

Frau Dacier 1654—1720 und seine Frau Anna Dacier zu nennen, die sich mit Übersetzungen des Homer und römischer Lustspiele einen freilich nicht unangefochtenen Namen machte.

Italien Forcellini 1688—1768 Facciolati 1682—1769 Maffei 1675—1755 Bandini 1726—1803 In Italien schuf Epidio Forcellini, Professor in Padua, unterstützt von seinem Amtsgenossen Giacomo Facciolati, das gewaltige Werk Totius latinitatis lexicon. Scipio Maffei, den ein wechselvolles Leben bald zu den Musen, bald auf das Schlachtfeld, endlich zur Wissenschaft zurückführte, galt als bedeutendster Kenner der Steininschriften, wie Bandini des Bücher- und Bibliothekwesens. Seine Bücherverzeichnisse, namentlich der musterhafte Katalog der mediceischen Bibliothek in Florenz, erwarben ihm den Dank der ganzen gelehrten Welt.

3. Geschichte Deutschland Je mehr sich die Geschichtswissenschaft vertiefte und verzweigte, um so unentbehrlicher wurden für die Männer vom Fach leichtübersichtliche Zusammenstellungen der Ergebnisse auf den verschiedenen Arbeitsgebieten und ein zuverlässiger Nachrichtendienst, soweit die Ereignisse der Gegenwart in Frage kamen.

Hier suchten große Sammelwerke, namentlich das von Abelin 1635 begonnene und ein Jahrhundert überdauernde Theatrum Europaeum und das freilich kurzlebige Diarium Europaeum (1657—1683), ferner seit 1744 die von Baumgarten (§ 360) nach einem englischen Vorbilde ins Leben gerufene, von Semler (§ 360) fortgesetzte Hallische Allgemeine Welthistorie, wie eine Reihe Zeitschriften abzuhelfen, von denen die Staatskanzlei und Europäische Fama genannt werden mögen.

Zwei anerkannte Vertreter dieser Wissenschaft, der große Denker Leibniz (§ 364, 1) und der Freiherr Samuel von Pufendorf, waren durch ihre staatsmännische Schulung vor anderen berufen zu einer weitblickenden Auffassung des Ganges der Ereignisse.

Leibniz 1646—1716 Außer den Quellenschriften zur Geschichte des Hauses Braunschweig hat Leibniz eine Reihe politischer Abhandlungen, so gegen Kurbrandenburgs Selbständigkeitsgelüste und leider auch im Dienste seines Landesherrn für die Sonderrechte der Einzelfürsten den Caesarinus Fuerstenerius, verfaßt; daneben machte er für die innere und äußere Sicherheit des Reiches wohlüberlegte Vorschläge, und in fürsorglicher Vaterlandsliebe suchte er durch das Consilium Aegyptiacum Ludwigs XIV. Raubgier auf das Land der Pharaonen abzulenken. In seiner vollen Genialität zeigen ihn aber erst die Jahrbücher des abendländischen Reiches Annales imperii Occidentis, die von 768 bis 1005 reichen. — Samuel

Pufendorf 1632—1740 Pufendorf war in Dorfchemnitz geboren. Als Hauslehrer lernte er den Norden Europas und die politischen Händel aus eigener Anschauung kennen. Sein Erstlingswerk handelte von den Grundlagen der allgemeinen Staatswissenschaft. Ihm folgten acht Bücher Natur- und Völkerrecht, sein Hauptwerk. Der Geschichtschreibung stellte er ganz neue Aufgaben und Ziele in der Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche. Darin verlangt er anstatt bloßer Feststellung der Tatsachen eine Erklärung der Weltbegebenheiten aus dem inneren Leben der Staaten, ohne freilich in der Geschichte Schwedens und in den 19 Büchern über die Taten des Großen Kurfürsten sich selbst an seine Forderungen zu binden. Den glänzendsten Beweis staatsmännisch vorausschauender, ja ahnungsvoller Einsicht erbringt er in der unter dem Namen eines angeblichen Veronesers Severinus de Monzambano veröffentlichten Schrift De statu imperii Germanici. Alle Mängel und Gebrechen der Reichsverfassung, eines „Monstrum" seinem Wesen nach, werden mit Bitterkeit bloßgelegt, die Schwäche Deutschlands, der doch eigentlich gewaltigsten Macht in Europa, als Folge der politischen Zerrissenheit, die durch die Glaubensgegensätze nur noch ärger werde, nachgewiesen und schließlich ein engerer Zusammenschluß ohne Österreich, aber mit Duldung aller Bekenntnisse und mit Aufhebung der geistlichen Fürstentümer, der Gesellschaft Jesu usw. gefordert. — Ein anderer Staatsmann, der weimarische

von Bünau 1697—1792 Minister von Bünau aus Weißenfels, schrieb die Teutsche Kayser- und Reichshistorie bis zum Tode Konrads I. Die Fortsetzung bis auf Otto III. blieb ungedruckt. —

Mascov 1689—1761 Rechtslehrer wie Pufendorf und Professor der Geschichte in Leipzig war Mascov, der Verfasser der Geschichte der Teutschen bis zum Anfange der fränkischen Monarchie, die dann bis zum Abgange der Merowingischen Könige weitergeführt wurde, und der Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici. — Eine Weltgeschichte brachte jedoch erst das vielmals umgearbeitete Handbuch der Universalhistorie vom Göttinger

Gatterer 1727—1799 Professor Christian Gatterer. Pragmatische Darstellung, das Zurückgehen auf die inneren Zustände der Staaten und die Benutzung aller Hilfswissenschaften wirkten bahnbrechend und machten Gatterer zum Vater der Weltgeschichte in Deutschland.

Schröckh 1733—1808 In der Kirchengeschichte traten neben die § 360 erwähnten Arnold und Mosheim als ebenbürtige Mitarbeiter der Leipziger, dann Wittenbergische Professor Schröckh

mit dem stofflich erschöpfenden Riesenwerke in 25 Bänden Christliche Kirchengeschichte, das mit 10 Ergänzungsbänden bis zur Reformation reicht, und der zu hohen geistlichen Ämtern beförderte Konrad Henke, dessen wertvolle Kirchengeschichte von anderer Hand um zwei Bände erweitert wurde.

Henke 1752—1809

An dem allgemeinen Aufschwunge, der gegen Ende des Jahrhunderts mit der Blütezeit (§ 417 flg.) dem deutschen Schrifttume beschieden war, erhielt auch die Geschichtschreibung ihren Anteil. Vor allem haben Herders Ideen (§ 423) eine freiere Auffassung der Weltgeschichte angebahnt, indem sie den Forscher auf die philosophische Höhe führten, von der aus das Auge die Völkermassen vieler Jahrhunderte überschaut. Seine dichterisch schwungvolle Auffassung fand zwar noch einen Gegner in Schlözer, dem Begründer der kritischen Geschichtsforschung in Deutschland. Aber die höhere Anschauung der Geschichte setzte sich durch, und Göttingen darf als Wiege der neuen Geschichtsbehandlung betrachtet werden. Hier hatten vor Schlözer bereits Pütter (IV, § 305) und Gatterer gewirkt; jetzt traten neben ihn Meiners mit philosophie- und kulturgeschichtlichen Werken und von Spittler, der strenge Meister der Quellenforschung, der zuerst mit ordnendem Sinne den Geist und das Wesen der Geschichte aus dem massenhaften Materiale der Kirchen- und Staatsgeschichte ableitete, auf das Freiheitsbedürfnis der Menschennatur und die heiligen Rechte der Völker aufmerksam machte und der geschichtlichen Darstellung Klarheit, Würde und Adel der Sprache verlieh. Der Schweizer Johannes von Müller strebte nach dem Ruhme eines deutschen Thucydides, indem er die großartigen Erscheinungen der Weltgeschichte aus objektiver Ferne betrachtete und in kunstvoll rhetorischer Sprache darstellte.

Schlözer 1735—1809

August Ludwig Schlözer, Professor der Geschichte und der Staatswissenschaften in Göttingen, wandte die Grundsätze eines Bolingbroke und Voltaire (§ 361 und 362) auf die gelehrte Geschichte an und verband mit ihrer Kritik tiefe Forschungen. Zwar neigte der etwas trockene, prosaische Mann in der Kleinen Weltgeschichte wie in der Allgemeinen Geschichte von dem Norden und in den Russischen Annalen dazu, das Materielle über das Geistige, die Zahl über die Sittlichkeit zu stellen; doch war sein Freimut, sein Kampf gegen Willkür im Staats- und Rechtswesen und sein Verständnis für den auf Freiheit, bürgerliche Unabhängigkeit und Abschüttelung mittelalterlicher Fesseln gerichteten Geist der Zeit höchst ehrenwert und auch erfolgreich. In seinem Briefwechsel, meist historischen und politischen Inhalts, einer Zeitschrift für Staatsverwaltung, Regierungsfragen und Zeitgeschichte, „schuf er ein Tribunal, vor dessen Aussprüchen bald alle Finsterlinge Deutschlands, all die zahlreichen kleinen Tyrannen, ihre despotischen Beamten und Schergen verblaßten“. Anfangs ein lauter Verfechter der Bewegung in Frankreich, änderte er sein Urteil, sobald die neuen Ideen zu Blutvergießen und Bürgerkrieg führten. — Reicher an Gedanken und gewandter in Stil wie Darstellung war sein Amtsgenosse in Göttingen, der spätere Minister in Württemberg, Ludwig Timotheus von Spittler aus Stuttgart. In seinem Grundriß der Kirchengeschichte, der als kurzer Inbegriff seiner gelehrten Untersuchungen auf dem weiten Gebiete der Religionsgeschichte und des Kirchenrechts gelten kann, stellt er mit großem Freimute die allmähliche Entstehung der kirchlichen Satzungen und Einrichtungen dar, nicht ohne scharfe Ausfälle gegen Priestertum und Hierarchie. In seiner geistreichen Geschichte der europäischen Staaten weist er allenthalben auf das Bedürfnis freier landständischer Verfassungen hin und steht darin weit über Schlözer, der auf unbeengte Bewegung des Volkes weniger Wert legt als auf Ordnung, kräftige Verwaltung und gute Rechtspflege. Mit richtigem Takte trifft Spittler überall das Wesentliche, worauf es in jeder Periode ankommt, und zeigt hier, wie in seiner Geschichte von Württemberg und der von Hannover, an der Vergangenheit, welche Rechte seine Zeitgenossen gegen Fürsten und bevorzugte Stände zu schützen haben; aber als kluger Weltmann bricht er bei der Geschichte seiner Zeit ab. Mit Meiners zusammen gab er das Göttinger historische Magazin heraus. — Den größten Ruhm als Geschichtschreiber erlangte Johannes von Müller aus Schaffhausen. Seine Empfänglichkeit für jede geschichtliche Größe sowie der Mangel an festen Grundsätzen und männlichem Sinne ließen ihn bald den Bastillesturm als „den schönsten Tag seit dem Untergange der römischen Weltherrschaft“ preisen, bald der unumschränkten Fürstenmacht, wo sie sich in großartiger Tatkraft kundgab, das Wort reden. Vor dem französisch-preußischen Kriege als Mitglied des Kreises um den Prinzen Louis Ferdinand

Spittler 1752—1810

Meiners 1747—1810

J. v. Müller 1752—1809

ein eifriger Gegner der bonapartischen Zwingherrschaft, ließ er sich durch Napoleons Schmeicheleien bei einer Audienz in Berlin bestricken. Ein Schwanken, die Abhängigkeit von augenblicklichen Eindrücken geht durch seine ganze Schriftstellerei, die eben geradezu durch die leichterregte Bewunderung für große Erscheinungen ihr einheitliches Gepräge erhält. In der Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft schwärmt Joh. von Müller von den Großtaten eines für Freiheit und Vaterland kämpfenden Volkes; in den 24 Büchern Allgemeiner Geschichte preist er die Herrlichkeit eines Ludwigs XIV. und die großartige Wirksamkeit des Zaren Peter ebensosehr, als er sich für die Heldentaten und den Freiheitssinn der griechischen und römischen Vorzeit begeistert. In den Reisen der Päpste läßt er sich vom Glanze der Kurie blenden, während er dem Adel durch eine bestechende Schilderung des Rittertums schmeichelt. Immerhin haben seine Werke, die den Eindruck von Epen machen, eine mächtige Wirkung hervorgebracht, mochte auch sein Stil, für den er sich Tacitus zum Vorbilde nahm, mitunter als gesucht und gekünstelt getadelt werden. Mit Recht geschah das mit seiner Charakterschwäche und Wandelbarkeit im Leben. Auf dem schlüpfrigen Boden, auf den ihn Geschick und Eitelkeit geführt hatten, bewegte er sich mit unsicherem Schritte. In Mainz der Höfling geistlicher Herren, in Wien der Schmeichler von Fürsten und Vornehmen, endete er als Minister des leichtfertigen Jerôme und als Lobredner Napoleons. — In vielfacher Berührung mit Müller stand sein Amtsgenosse an der Mainzer Bibliothek, Georg Forster, doch war er von ihm nach Charakter und Lebensglück gänzlich verschieden. Schon frühe nahm er mit seinem Vater an Cooks Weltumsegelung teil (§ 410), durch deren Beschreibung er als Jüngling seinen schriftstellerischen Ruhm begründete. Seinem unternehmenden Geiste waren die deutschen Verhältnisse zu enge. Er sehnte sich nach einem größeren Wirkungskreise, als ihm seine Lehrämter in Kassel, Wilna und Mainz boten. Die Bewegung in Frankreich riß ihn mit fort: verhieß sie ihm doch das Glück der Freiheit, dessen Ahnung in seiner Seele schlummerte. Gebrochenen Herzens kam er im Strudel der französischen Revolution um. Abhandlungen verschiedener Art und seine Briefe zeugen von seinem edlen Streben und Charakter wie von scharfem Beobachtungssinne und Verständnis für alles Schöne und Eigentümliche in Natur, Kunst und in dem Leben der Völker, nur nicht seines eigenen. — Justus Möser, ein westfälischer Beamter, zeigt in seiner trefflichen Osnabrückischen Geschichte und seinen Patriotischen Phantasien (§ 364, 4) einen klaren Blick für die Geschichte seiner Heimat und einen warmen patriotischen Sinn. Er war auch sonst einer der bedeutendsten Prosaschriftsteller seiner Zeit, der die Sprache des Volkes wie wenige in seiner Gewalt hatte. In einer humoristischen Schrift Harlekin oder Verteidigung des Grotesk-Komischen nahm er zuerst das Volksmäßige auf der Bühne gegen Gottsched und seine Genossen und eine aus dem Volke hervorgehende Literatur gegen Pietisten und ihre vornehmen Nachahmer in Schutz. In dem sehr wichtigen Schreiben an den Herrn Vikar von Savoyen, abzugeben an Herrn Rousseau, verficht Möser mit echt deutschem Sinne gegen Rousseaus wohlgemeinte Träume die Notwendigkeit einer positiven Religion und eines Kultus für das Volk, weist auch in herzlicher und besonnener Rede nach, „wie schwankend eine Moral ist, die, durch sentimentale Reden erzeugt, auf Gefühle gegründet wird, die nach der verschiedenen Organisation einzelner Menschen verschieden sind".

G. Forster 1754—1794

Möser 1720—1794

England

Hume 1711—1776

In England erntete der Philosoph des Zweifels Hume mit seiner Geschichte Englands vom Eindringen Cäsars bis zur Staatsumwälzung 1688 außerordentlichen Ruhm und ein Vermögen dazu.

Vorangegangen waren ihr die Geschichte des Hauses Stuart und die des Hauses Tudor. In diesen drei Werken spiegelt sich getreulich die Denkweise ihres Verfassers ab, seine Feindschaft gegen alles Kirchenwesen und sein Haß auf die Massen.

Mehr noch als bei ihm zeigt sich französischer Einfluß in den Werken des keineswegs religionsfeindlichen Geistlichen Robertson und vollends Gibbons.

Robertson 1721—1793

Gibbon 1737—1794

Jener schrieb die Geschichte Schottlands unter Maria und Jakob VI. und die Regierung Kaiser Karls V. — Edward Gibbon war bei den aufgeklärten Philosophen seines Vaterlandes und bei den freigeistigen Franzosen in die Schule gegangen. Seine vielgenannte Geschichte des Verfalls und Sturzes Roms ist die Frucht eindringenden, aber einseitigen, und scharfsinnigsten, doch voreingenommenen Eingehens auf die inneren Ursachen der notwendigen Entwicklung, unter denen ihm das seinem Wesen nach jüdische Christentum obenan steht. Das aber bleibt Gibbons Verdienst, daß ihn sein Begriff von Geschichte über bloße Aneinanderreihung äußerer Ereignisse, wie Kriege usw., emporhob und den Ursachen der geschichtlichen Wirkungen auch in der Kultur, in Glauben, Kunst und Wissenschaft nachgehen ließ. — Von 1763 an erschien die Universal History, ein Riesenwerk von etwa 60 Bänden, deren jeder einen Verfasser hatte. Wegen seines Wertes

als umfassendes Sammelbuch wurde es fast in alle Kultursprachen übersetzt und darf als erste Gesamtdarstellung der Weltgeschichte gelten.

Frankreich

In Frankreich kommen zuerst die Werke des gründlichen Forschers in Geschichte und Sprache, Du Cange (§ 364, 2), in Betracht, nämlich Histoire de l'empire de Constantinople sous les empereurs français und die Historia Byzantina. Allgemeiner war indessen der Erfolg der Histoire de France von François de Mezerai.

Mezerai 1610—1683

Ein gründlicher Gelehrter, Dichter, Verwaltungsbeamter und Mitarbeiter am Dictionnaire de l'Académie, faßte er das Nationalleben in seiner Tiefe und Gesamtheit, schilderte auch voll Freimut den unerhörten Druck des Abgabensystems und die damit verbundene Tyrannei. Trotzdem wurde er zum Geschichtschreiber von Frankreich ernannt. Aber das Ansinnen, einige dem Hofe anstößige Stellen seines Werkes zu ändern, beantwortete er mit dem Verzichte auf die staatliche Unterstützung. — Eine Histoire ancienne und romaine verfaßte der vielfach im Lehramte tätige Charles Rollin, dessen Name in dem Pariser Collège Rollin fortlebt. — Beachtung verdient die Geschichte der spanischen Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618 vom Abbé de Saint-Réal, dessen Novelle Don Carlos Schiller den Stoff zu seinem Schauspiele entnahm. — Beiträge zur Kirchengeschichte der sechs ersten Jahrhunderte und zur Geschichte der Kaiser dieser Zeit lieferte der bei den Jansenisten gebildete de Tillemont. — Der Franziskaner Anton Pagi gab kritische Nachträge zu des Baronius Annalen (§ 191, 3); doch wurde dieses Unternehmen erst abgeschlossen durch seinen Neffen Franz Pagi, den Verfasser einer Geschichte der Päpste.

Rollin 1661—1741

St. Réal 1639—1692

Tillemont 1637—1698

A. Pagi 1624—1699

Fr. Pagi 1654—1705

Nicht ohne Bedeutung für die Kenntnis der Zeit sind die zahlreichen Denkwürdigkeiten.

Die Mémoires des Herzogs von Sully (§ 149) mögen anfechtbar sein, sind jedenfalls vom Abbé L'Ecluse arg überarbeitet, ja gefälscht worden, aber einen Einblick in die Bedeutung jenes ungewöhnlichen Geistes bieten sie doch. Das gleichnamige Werk des vielgeprüften Kardinals von Retz (§ 220) ist als treues Abbild der bewegten Zeit der Fronde sowohl durch seinen Inhalt als auch durch den für die Kenntnis der Verkehrssprache der vornehmen Kreise wichtigen Stil merkwürdig. Auch seine übrigen Schriften zeigen eine Feinheit des Pinsels und eine Sicherheit der Zeichnung, wie sie nur großen Meistern eignen, sind aber weniger zuverlässig. Nicht minder wichtig als die Aufzeichnungen des Kardinals sind die Denkwürdigkeiten des Herzogs Saint-Simon aus der Zeit Ludwigs XIV. Ähnlichen Charakter tragen die Briefe der Frau von Sévigné, in denen mit unvergleichlicher Leichtigkeit und Anmut des Ausdruckes sowohl die Begebenheiten des Tages erzählt werden, als die gesellschaftliche Bildung der Zeit eine erschöpfende Darstellung findet. — Ein merkwürdiges Denkmal deutscher Gesinnung und deutschen Gemüts sind die Briefe und Denkwürdigkeiten der Elisabeth Charlotte von der Pfalz, der zweiten Gemahlin des Herzogs von Orleans (§ 275). Mitten im Gewühle des Hofes einsam, ohne Liebe für ihren Gatten, fühlte sie sich mit ihrem Bedürfnisse vertraulicher Mitteilung auf entfernte Verwandte angewiesen, denen sie warme und ausschließende Zuneigung widmet. — Hier mögen auch erwähnt werden Caractères ou les mœurs de ce siècle von Jean de La Bruyère, einem Hofmanne und Lebensphilosophen, dem die Lächerlichkeit als der größte Fehler gilt, und die glänzend stilisierten Maximes et reflexions von François Herzog von Larochefoucauld, die als Ergebnisse der damaligen Sitte, nicht des allgemeinen Denkens in der Selbstsucht die Triebfeder menschlichen Tuns erkennen.

Retz 1614—1679

St. Simon 1675—1755

Frau von Sévigné 1626—1696

Elisabeth Charlotte v. d. Pfalz 1652—1722

La Bruyère 1645—1696

Larochefoucauld 1613—1680

Der als Hugenottenbekehrer und Eiferer für katholische Rechtgläubigkeit bekannte Bischof von Meaux, Bossuet, ein kluger, ehrgeiziger Kirchenfürst (§ 276), strebte bei seinem kirchlichen und literarischen Wirken vor allem nach der Gunst des Hofes und suchte die Wahrheit der kirchlichen Offenbarung aus dem Gange der Geschichte zu beweisen.

Bossuet 1627—1704

„Er verfocht die religiöse Idee, wie sie sich mit dem Staate gleichsam verschmolzen hat, und die einmal festgesetzte Doktrin mit der Sicherheit, die wohlbegründete Überzeugung und tieferes Verständnis gewähren, in dem majestätischen Ausdrucke der Kirchensprache des 17. Jahrhunderts." Außer seinen geistlichen Reden und Fehdeschriften wider die Protestanten, besonders der Geschichte der religiösen Wandlungen (variations) in der protestantischen Kirche, ist am bekanntesten sein mit Kraft und Beredsamkeit geschriebenes, zunächst für den Kronprinzen bestimmtes Werk über Weltgeschichte Discours sur l'histoire universelle, die er zuerst als ein Ganzes und unter christlich-theologischem Gesichtspunkte

auffaßte, um die Wege aufzuzeigen, auf denen die göttliche Vorsehung die Menschen leitet. Seine Politik, worin er die Form der französischen Monarchie als in Übereinstimmung mit den Aussprüchen der Heiligen Schrift zu erweisen sucht, gestattet dem Fürsten unumschränkte Gewalt, den Untertanen als Mittel gegen Willkür und Tyrannei — demütige Vorstellungen und Gebete.

Über den Wandel in der Auffassung vom Wesen und Ziele der Geschichtschreibung, zu dem Voltaire den Anstoß gab, vgl. § 362, ebenso über die ideenreichen Arbeiten Montesquieus. Ein Schüler von ihm, der Abbé de Mably, geriet bald in die Gefolgschaft Rousseaus, in dessen Geiste er Römer und Griechen in Beziehung auf ihre Regierungsformen verglich und Beobachtungen über die Römer, dann über die Geschichte Frankreichs schrieb. Der Glaube an einen beglückten Naturzustand vor aller Kultur bestimmte auch die menschenfreundliche Richtung eines andern Abbés, Raynal, der in seiner freilich mehr leidenschaftlichen als kunstgerechten Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes glühende Worte berechtigten Zornes über das Treiben der Europäer in Ost- und Westindien fand. Seiner aufgeklärten Ansichten halber wurde er seines Amtes enthoben. — Viel Beifall erntete der von Choiseul begünstigte Altertums- und namentlich Münzenkenner Barthélemy mit der oft übersetzten und immer wieder aufgelegten Reise des jungen Anacharsis in Griechenland, einem sehr geschickten, lebensvollen Gemälde der altgriechischen Blütezeit, das einmal den Dünkel der Franzosen auf ihre vermeintlich unübertreffliche Kultur zu erschüttern geeignet war, anderseits das Altertum im liebenswürdigsten Lichte erscheinen ließ.

Mably 1709—1785

Raynal 1713—1796

Barthélemy 1716—1795

Italien

Muratori 1672—1748

In Italien schuf der von den Jesuiten erzogene, später aber hart angefeindete Muratori, namhaft auch als Inschriftensammler und wegen seiner Arbeiten zur Bücherkunde, die Grundlage zur Gesamtgeschichte seines Vaterlandes durch Rerum Italicarum scriptores, Antiquitates Italicae medii aevi und Annali d'Italia.

Giannone 1676—1748

Eine gegen die Kurie nicht eben ehrerbietige Storia del regno civile di Napoli zwang den Verfasser, Pietro Giannone, zu unstetem Wanderleben, das ihn auch nach Genf führte. Hier veröffentlichte er die Dreiherrschaft oder vom Reiche des Himmels, der Erde und des Papstes. Als er sich darauf nach Savoyen verlocken ließ, wurde er bis an sein Lebensende in Turin eingekerkert. Neuerdings will man übrigens in ihm nur einen geschickten Abschreiber sehen. — Mit staunenswertem Fleiße hat der Abt und Cavaliere Tiraboschi den Stoff zu seiner großen Storia della letteratura Italiana zusammengetragen. Dem Hofe von Modena vergalt er reichlich genossene Gunst mit Memorie storiche Modenesi.

Tiraboschi 1731—1794

Spanien

de Solis 1610—1686

Auch Spanien erhielt Darstellungen seines Schrifttums. Eigentümliche Anlage und glänzender Stil machen die Biblioteca de autores Españoles von de Solis y Ribadeneira zu einem klassischen Werke. Eine Geschichte der spanischen Dichtung schrieb Sarmiento. Der erwähnte de Solis, Sekretär Philipps IV. und als Dichter von comedias (§ 258) bekannt, verfaßte auch eine Historia de la conquista (Eroberung) di Mexico, Muñoz die Historia de nuevo mundo. Den Spanischen Erbfolgekrieg erzählte der Marques de San Felipe.

Muñoz † 1799

San Felipe † 1726

4. Erziehungswesen

Der realistische Grundzug in Bacos (§ 191, 1) Philosophie äußerte seine Wirkungen auch auf dem Gebiete der Jugendbildung. Erst die Anschauung und die Sache, dann Name und Begriff, darum auch Pflege der Muttersprache, bevor der fremdsprachliche Unterricht einsetzen darf: das waren die aus Bacos System abgeleiteten Forderungen, die Wolfgang Ratke (Ratichius) aufgestellt und die er in seinen Erziehungsanstalten in Köthen, dann in Magdeburg zu erfüllen gesucht hat.

Ratichius 1571—1621

Beide Schulen hatten kurzen Bestand. Ihr geheimniskrämerischer, streitsüchtiger und auch großsprecherischer Gründer verscherzte sich bald die Huld fürstlicher Gönner und damit die Mittel, seine wohlüberdachten Pläne zu verwirklichen, wurde sogar verhaftet und starb nach planlosem Umherirren infolge eines Schlaganfalls.

Comenius 1592—1671

Ein ganz anderes Maß von innerem Halt und gefestigter Sittlichkeit brachte sein Anhänger Amos Comenius aus der Brüdergemeinde (§ 360) mit, für die er Zeit seines Lebens, auch in seiner und ihrer größten Not unerschütterlich treu gewirkt hat.

Seine selbständigen Gedanken über Erziehung machten ihn schnell in ganz Europa bekannt, und so fand er für seine neugestaltende Tätigkeit Stätten in Mähren, Polen, England, Schweden, Elbing, selbst in Siebenbürgen, endlich in Amsterdam, wo er starb. Den anschauungslosen Wortkram verbannte er völlig aus dem Unterrichte, für den allein die natürliche Entwicklung des Geistes Wegweiser und Norm sein könne. Wie Ratke begann er mit der Muttersprache; fremde Sprachen aber sollten durchaus an Beispielen erlernt werden. Für seine Ideen warb und gewann er eine bedeutende Anhängerschaft namentlich auch in hohen Kreisen durch vielgerühmte Werke, vor allem die Didactica magna, die Janua linguarum reserata und den Orbis sensualium pictus. Erst nach seinem Tode erschien das Denkmal seiner umfassenden Menschenliebe, Panergesia, „eine allgemeine Beratung über die Verbesserung der menschlichen Dinge“.

Locke 1632—1704

Hatten diese beiden Verbesserer des Unterrichtswesens durchaus die Allgemeinheit im Auge gehabt, so beschränkte sich der Engländer Locke (§ 361) nicht nur wegen des gegebenen Anlasses seiner Schrift Gedanken über Kindererziehung — es handelte sich um den Bildungsgang eines Sohnes aus vornehmem Hause —, sondern auch nach dem ausgesprochenen Grundsatze, gute Erziehung der oberen Schichten wirke auf die Bildung der großen Masse zurück, auf die Zeichnung des körperlich und geistig gesunden Weltmannes.

Gegenüber der Kräftigung und der Pflege des Körpers tritt die ebenmäßige Ausbildung des Geistes, die eigentlich gelehrte Bildung, die der Humanismus gab, sehr in den Schatten. Was Locke im Auge hat, ist im Grunde der Erwerb sachlicher, nur nützlicher und im Leben leicht verwendbarer Kenntnisse. Ein richtig geschulter Kopf eigne sich durch Selbststudium schnell gelehrtes Wissen an. Damit war der Gegensatz zur landesüblichen, vorwiegend humanistischen Bildung in aller Schroffheit ausgesprochen und ein neues Erziehungsideal aufgestellt. Jetzt gilt es, die Jugend zur Selbständigkeit im Denken und vor allem im Handeln, zur Herrschaft über den eigenen Willen und Körper zu erziehen, um sie dadurch für später zur Leitung und Führung anderer zu befähigen, mag auch diese Entwicklung zu einer nicht unbedenklichen Gleichgültigkeit gegen sittlich-ideale Werte führen. Es braucht nicht näher dargelegt zu werden, wie tief Lockes Lehre in seinem Volke Wurzel geschlagen hat.

Über Geßner und Ernesti vgl. § 364, 2, über Francke und die Pietisten § 360.

Rousseau

Den eigentlichen Umsturz im Erziehungswesen rief aber Rousseau (§ 362) mit Émile ou de l'éducation hervor.

Es ist zu beachten, daß dieses Weltbuch in des Verfassers Glaubensbekenntnisse Profession de foi du vicaire savoyard gipfelt und damit als Ziel aller Erziehung die Religion, freilich in Rousseauscher Auffassung, hinstellt. Die „Rückkehr zur Natur“ als dem Gegensatze zu der verschrobenen, gekünstelten Unnatur (Kultur), nicht aber als dem Zustande barbarischer Roheit und Unbildung war Rousseaus Ideal. Wie mit einem Schlage öffnete er dem Zeitalter die Augen über Abwege und Irrtümer der herrschenden Erziehung. In eindringlichster Darstellung leitete er aus jener seiner Forderung die Grundsätze einer vernunftgemäßen Entwicklung des kindlichen Geistes von Stufe zu Stufe, durch individuelle Behandlung, unter einfachen Verhältnissen, mit zartester Schonung des Selbstgefühles, aber auch mit Ernst, auf das anschaulichste und überzeugendste ab.

Es bleibt Rousseaus unvergängliches Verdienst, den Anstoß zu einer geistigen Bewegung gegeben zu haben, die schließlich den Grund zur heutigen Volksschule legte. In Deutschland unternahm es zuerst Johann Bernhard Basedow, die Gedanken des französischen Philosophen zu verwirklichen, freilich in der stürmischen, verworrenen Weise, die seiner ungeklärten Eigenart entsprach.

Basedow 1723—1790

In Hamburg geboren, gelangte Basedow trotz mancher Hindernisse zum theologischen Studium und Lehramte, erregte aber durch seine Schriften Praktische Philosophie für alle Stände, Philalethie, Neue Aussichten in die Wahrheiten und Religion der Vernunft, endlich Methodischer Unterricht in der überzeugenden Erkenntnis der biblischen Religion das Mißfallen der Rechtgläubigen in solchem Grade, daß er es für gut fand, sich ganz der Verbesserung des Unterrichtswesens zuzuwenden. Nach einer geräuschvollen Anzeige seines Vorhabens in der Vorstellung an Menschenfreunde für Schulen, nebst dem Plane eines Elementarbuches der menschlichen Erkenntnisse ließ er das große Elementarwerk mit Kupferstichen von Chodowiecki erscheinen, das schon vorher so allgemeine Beachtung gefunden

42*

hatte, daß Fürsten und Städte, Akademien und Freimaurerlogen, Christen und Juden beträchtliche Summen zeichneten. Mit Hilfe Leopold Friedrichs von Dessau eröffnete er das Dessauer Philanthropin, eine Musterschule und Seminar zugleich. Zanksüchtig und oberflächlich, auch in seinem Leben nicht vorbildlich, vermochte Basedow seinen Anstalten Fortdauer und Gedeihen nicht zu sichern. Doch haben sich seine berechtigten Ansichten überallhin Bahn gebrochen und begeisterte Vertreter gefunden. Denn die Erleichterung des Lernens durch den Ausgang des Unterrichts von sinnlichen Vorstellungen, Ausbildung der Sprache im Anschlusse an Sachanschauung, Zucht durch Liebe, nicht durch Strafe, Befreiung von Aberglauben und Glaubenshaß, Körperpflege und Allgemeinheit des Unterrichts: diese Forderungen Basedows sind seitdem nicht wieder fallen gelassen worden. Übrigens erhellen gerade aus ihnen die rationalistischen Einflüsse, unter denen Basedow stand.

Pestalozzi 1746—1827

Sein Zeitgenosse, Heinrich Pestalozzi, griff vom Süden, von Zürich aus in die Bewegung ein. Auch er ging von Rousseau aus. Wie Basedow glühte er für die Erziehung der Jugend, auch und besonders der aus niederem Stande, zum Menschheitsideal, gewann durch seine Schriften die Teilnahme weitester Kreise und den Beifall von Fürsten und Gelehrten, sah aber endlich seine mannigfachen Erziehungsanstalten, auch die seinen Weltruf begründende Schule von Iferten, nach kurzem Bestande verfallen. Es fehlte ihm jeder haushälterische Sinn.

Seine Lehre unterscheidet eine allgemeine Menschen- und eine Berufsbildung. Jene, das höchste Ziel aller Erziehung, hat die Aufgabe, Geist und Gemüt zu echtmenschlicher Weisheit „emporzubilden“ und ist deshalb ein Anrecht aller Menschen. Gemäß dieser Zweiteilung verband er mit seinen Lehranstalten eine Arbeitsschule, namentlich für die niederen Volksklassen, für deren Hebung in sittlicher und körperlicher Beziehung seine edle Leidenschaft selbst Unerreichbares anstrebte. Unberechenbar war der Einfluß seiner Bücher. Vielgefeiert wurde Lienhardt und Gertrud, eine Art Ankündigung seiner Ziele: gleichmäßige Ausbildung aller Kräfte und Anlagen, Betonung der guten Gesinnung und des Könnens vor bloßem Wissen. Die Fortsetzung brachte Christoph und Else. Es folgte eine lange Reihe von Schriften, auch über sozialpolitische Gegenstände, nicht gerade zum Nutzen seines Lebenswerkes, dem überhaupt zahlreiche Gegner, doch bei weitem mehr begeisterte Förderer entstanden. Wie Rousseau in Frankreich, so haben in Deutschland Basedow und noch mehr Pestalozzi die Frage der Jugenderziehung zu einer allgemeinen Zeitangelegenheit gemacht. Sie ist es bis heute namentlich bei dem liberalen Bürgertume geblieben. Immer mehr drang die Auffassung Pestalozzis durch, daß von ihrer Lösung die Wohlfahrt des Staates abhänge, daß seine höchsten Aufgaben sich mit denen der Erziehung decken, und daß alle seine schaffende Kraft auf der Bildung seiner Angehörigen beruhe. Wenn nun auch die Erziehung durchaus dem Staate, der Gesellschaft dienen will, so kann sie doch nach Pestalozzi nimmermehr „Sache der Massen“ sein, muß vielmehr in der Familie ihre eigentliche Heim- und Pflegstätte haben.

Campe 1746—1818
Salzmann 1744—1811
Felix Weiße 1726—1804

Als Jugend- und Volksschriftsteller behauptet unter Pestalozzis Nachfolgern Campe mit dem Robinson, nach der gleichnamigen Erzählung des Engländers Daniel Defoe (§ 357), und mit der Entdeckung Amerikas bei weitem den Vorrang vor Salzmanns wässerigen und langweiligen Geschichten und Romanen, während der Kinderfreund seinem Verfasser Felix Weiße dauernde Anerkennung brachte, die seiner Dramatik (§ 42) versagt blieb. Gleich verbreitet und viel nachgeahmt war ein anderer Kinderfreund, das Werk eines ehemaligen preußischen Gardisten, des späteren Domherrn von Halberstadt, Eberhard von Rochow, dessen Erziehungsanstalten bei Potsdam und in Rekahn als mustergültig gepriesen wurden. Philanthropine begründeten auch Salzmann und Campe: jener das heute noch bestehende Schnepfenthal, wo auch durch Friedrich Gutsmuths zuerst das Turnen eingeführt worden ist, Campe, der Erzieher der Gebrüder von Humboldt, nach dem bald gescheiterten Versuche, Basedows Anstalt in Dessau wieder emporzubringen, eine deutsche Schule bei Hamburg. Auf seine ausgedehnte pädagogische Schriftstellerei, auf seine Verdienste als Leiter des braunschweigischen Unterrichtswesens und als Sprachreiniger kann hier nur hingedeutet werden.

von Rochow 1734—1805
Gutsmuths 1759—1839

Iselin 1728—1782

Neben solcher warmherzigen Sorge für die Unmündigen ging ein volksfreundliches Bemühen um die Belehrung der zurückgebliebenen Schichten einher, das folgerichtig aus der Idee der Aufklärung entsprossen war. In der Schweiz wurde die Helvetische Gesellschaft eine Förderin solcher Zwecke. Ihr Mitglied Isaak Iselin gründete 1776 die Zeitschrift Ephemeriden der Menschheit, die allerlei Fragen aus Volkswirtschaft,

Sittenlehre, Erziehung usw. in gemeinverständlicher Weise erörterte. Sein Mitarbeiter Johann Georg Schlosser schrieb einen Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk. Mehr mittelbar wirkte der staatsmännisch tätige Justus Möser (§ 364, 3) aus Osnabrück für das Volkswohl. Mit liebevollem Sinne vertiefte er sich in die Vergangenheit seiner Heimat, wies da die Wurzeln der Volkskraft auf und kämpfte in den Patriotischen Phantasien, einer Sammlung von Aufsätzen für die Osnabrücker „Intelligenzblätter", für deutsche Art gegen Ausländerei wie für maßvollen, an Bestehendes anknüpfenden Fortschritt gegen überstürzte Neuerungen.

J. G. Schlosser 1739—1799

Für vielerlei persönliche und sachliche Fragen muß auf die §§ 361, 362 und 364, 1. und 3. verwiesen werden, wo der Zusammenhang zu einer vorgreifenden Darstellung nötigte.

Die Rechtswissenschaft im engeren Sinne hat unter keinem Volke des Abendlandes während dieses Zeitraums hervorragende Leistungen aufzuweisen. Deutschland insbesondere steht durchaus im Zeichen des Rationalismus auch auf dem Gebiete des Rechtes. Wie in Frankreich und ebenso in England, galt es hier, systematische Rechtsbücher abzufassen. Die Vernunft, nicht Überlieferung und Herkommen, entschied in allem als oberste Richterin. Deshalb standen Naturrecht und Rechtsphilosophie im Vordergrunde. „Die Gesetze Justinians mit den Anforderungen des gesunden Menschenverstandes, der natürlichen Vernunft in Einklang zu bringen", darin erkannte man die eigentliche Aufgabe der Wissenschaft. Und tatsächlich war diese so sehr „in hohlem Formalismus, in pedantischer Geist- und Geschmacklosigkeit, in unfruchtbarer Autoritätenverehrung verknöchert", daß solchen Zuständen und Anschauungen gegenüber die rationalistische Lehre des Naturrechtes nicht nur am Platze war, sondern auch leichtes Spiel hatte. Das Bestehende erschien so unvernünftig, daß man sich aus der geistlosen Öde der Gegenwart auf das Gebiet der Abstraktion rettete und von dem idealen Staate und dem ewig gleichen Rechte für alle Menschen träumte, das man sich aus dem schlechtverstandenen positiven Rechte beliebig herauskonstruierte.

5. Rechts- u. Staatslehre

Auf dem Boden der Aufklärung stehen unter anderen der in Pegau geborene Schilter, der in Jena und später in Straßburg amtliche Stellen bekleidete, dann der Professor der Philosophie und der Rechte in Halle, Heineccius, während Johann Friedrich Böhmer, der frühe die Rechtswissenschaft mit der Geschichtsforschung vertauschte und ihr seinen Namen verdankt, zeitlich wie durch seine Sammlung von Quellenschriften zur Rechts- und Kaisergeschichte den Übergang zur historischen Schule (IV, § 305) bezeichnet. Ihre Anfänge fallen noch in das 18. Jahrhundert und sind verknüpft mit Niebuhrs Entdeckung der echten Institutionen des Gaius.

Schilter 1632—1705

Heineccius 1681—1741

Böhmer 1795—1863

Über das germanische Recht und seine Abscheidung vom römischen Rechte durch Pütter vgl. IV, § 305.

Auch für das Staatsrecht genügt ein ergänzender Nachtrag zu den oben angezogenen Paragraphen und ein Hinweis auf Band IV § 307.

Aus der Lehre vom Natur- oder Vernunftrechte war die Lehre vom Staatsvertrage, dem contrat social Rousseaus, hervorgegangen. Der Staat dankt also sein Dasein und seinen Bestand einem Beschlusse, einer Abmachung der Mehrheit. Darüber vermochte die Aufklärung und was ihr anhing, nicht hinauszukommen. Wilhelm von Humboldt (IV, § 307) schlug wohl eigene Wege ein, doch verblieb nach seiner Bestimmung der Staatsgewalt dieser im Grunde nur die Abwehr aller feindlichen und schädlichen Einflüsse, ob sie von außen oder von innen drohten. Jede Einwirkung anderer Art, wie auf Erziehung, Kirche, Lebensführung usw., war ausgeschlossen. Dagegen lassen sich selbst bei Kant und Fichte (§ 364, 1) aufklärerische Ansichten vom Staate nachweisen, nur daß der sittliche Ernst des ersteren den Zweck des Staates in die Verwirklichung des Rechts setzt, also nur einen Rechtsstaat kennt, ohne jede Rücksicht auf etwaige Glückseligkeit, Fichte aber dem geschlossenen Handelsstaate bereits soziale Aufgaben stellt.

Humboldt

Kant

Fichte

Auf seinen Ansichten fußt der Liberalismus mit den Forderungen der Volkssouveränität, der Gleichheit aller vor dem Gesetze, des Rechtes zur Kritik des Bestehenden, endlich der Mitwirkung auf allen staatlichen Gebieten.

Hegel

Hegel machte sich ganz frei von den gäng und gäbe gewordenen Vorstellungen vom Staatsvertrage. Ihm ist der Staat „die Wirklichkeit der sittlichen Idee", darum im Sinne seines ganzen philosophischen Denkens notwendig, nicht zufällig, die Vollendung der Vernunft in ihrem An- und Fürsich, woraus sich folgerichtig die staatliche Allgewalt ergibt.

Diese Folgerung war für die gewohnte Auffassung des Staates doch zu verblüffend, als daß man ihr nicht den Makel rückschrittlichen Charakters angeheftet hätte. Daß dieser aber zum mindesten nicht weniger umstürzlerisch war als die fortschrittlichen Ideen, hätte ohne weiteres Hegels bekannter Grundsatz von der Wirklichkeit allein des Vernünftigen lehren können. Denn damit war der Anreiz, ja die Pflicht gegeben, das Bestehende auf seine Vernünftigkeit immer aufs neue zu prüfen.

6. Himmelskunde
Newton
1642—1727

Was Koppernikus begonnen, Brahe eher verwirrt als geklärt, Kepler und Galilei erfolgreich gefördert hatten (§ 260), brachte Newton (§ 361) zum Abschlusse. Die bahnbrechenden Beobachtungen des Koppernikus hatte Kepler in gesetzliche Form gebracht, Galilei erweitert und bestätigt; durch Newton wurde Erscheinung und Gesetz auf ihre eine innere Ursache und begriffsmäßige Notwendigkeit zurückgeführt, auf die Schwerkraft (Gravitation).

Ein vom Baume fallender Apfel soll in Newton die Gedankenreihe ausgelöst haben, deren Endglied die Erkenntnis war, daß das Fallgesetz, die allen körperlichen Dingen innewohnende Schwere und ihre Anziehungskraft, auch das Verhältnis der Wandelsterne zur Sonne und zueinander, also Lauf und Bahn der Himmelskörper bestimme. „Die astronomischen Gesetze sind seitdem einzig auf das Gesetz der Schwere gegründet und entlehnen von den Beobachtungen bloß die zufälligen Elemente, die auf keinem anderen Wege erlangt werden können. Alle Lehrsätze dieser Wissenschaft wurden Folgesätze eines einzigen mechanischen Theorems. Die Keplerschen Gesetze ließen sich sogleich mit größter Strenge aus dem Prinzipe der allgemeinen Anziehungskraft ableiten. Aber dieses Prinzip leistete noch mehr, als sich selbst die kühnste Erwartung davon versprochen hätte. Die Störungen der elliptischen Planetenbahnen durch die gegenseitigen Einwirkungen der Körper aufeinander, die verwickelten Anomalien des Mondlaufs, die Bewegung der Apsidenlinien, die Veränderung der Exzentrizitäten und Neigungen, die Bewegung der Knotenlinien, die Gestalt der Himmelskörper, das Spiel der Ebbe und Flut, alles das, ja selbst die Wiederausgleichung aller Störungen und die Unzerstörbarkeit des Weltgebäudes durch innere Ursachen ergeben sich mit mathematischer Notwendigkeit aus dem einzigen Grundsatze der allgemeinen Schwere." Erst nach einem mißglückten Versuche gelang Newton der mathematische (rechnerische) Beweis für die Wahrheit seiner Lehrsätze, die auf Halleys Kosten als Philosophiae naturalis principia mathematica im Drucke veröffentlicht wurden. — Über die Bedeutung der Newtonschen Forschungsergebnisse für die Befreiung der Vernunft aus den Fesseln und vom Drucke einer mittelalterlich-scholastischen Weltanschauung vgl. § 361.

Kant

Die letzte Frage nun, nämlich die nach der Entstehung dieses durch eigene Gesetzmäßigkeit zusammengehaltenen Weltenbaues, suchte Kant (§ 364, 1) zu lösen.

Er nimmt an, daß sich „im Anfange aller Dinge" die Welt der Himmelskörper in einem Zustande atomenhafter Auflösung befand. Das leicht veränderliche Gleichgewicht der Einzelteilchen hinderte nun die Bildung dichterer Kerne oder Klümpchen nicht. Ihre Anziehungskraft, die den Atomen eine geradlinige Richtung auf die festeren Kerne gab, und die Eigenbewegung dieser Körperchen glichen sich allmählich zu einer kreisförmigen Bewegung, zu einer Ringbildung um den Mittelpunkt all der so entstandenen Kreise, also um die spätere Sonne, aus. In den bewegten Ringen ballten sich dann Teile zu größeren Körpern, Planeten und Kometen, zusammen.

Laplace
1749—1827

Manches blieb auch so unerklärt. Kant selbst hat darum in dem und jenem seine Lehre abgeändert. Nach anderer Seite hin tat das die Mécanique céleste des französischen Artillerieoffiziers und späteren Ministers Grafen Laplace.

Die in ihrer etwas umgestalteten Fassung nunmehr sogenannte Kant-Laplacesche Theorie geht von der Vereinigung der Urstoffe aller Weltkörper in feinster Zerteilung zu

einer gasförmigen Masse aus. Diese Gaskugel dreht sich um ihre Achse; an ihrem Äquator sozusagen hielten sich Zentrifugal- und Schwerkraft die Wage. Doch erlangte jene das Übergewicht. Es löste sich längs dieses Äquators ein Ring ab, der an einigen Stellen zerriß. Die so getrennten Stücke des Ringes ballten sich nun zu kugelförmigen Körpern, ja zu ganzen Ketten solcher Gebilde zusammen. So entstanden der oder die ersten Planeten. Der Verlust der Masse mußte nun jedesmal die Umdrehung der uranfänglichen Gaskugel beschleunigen; damit war die weitere Bildung von Sternkörpern gegeben.

Newtons Entdeckungen verdankte zunächst die Himmelskunde, aber auch **Mathematik** und **Physik** mit den ihnen verwandten Wissenszweigen eine fieberhafte Regsamkeit der Fachgelehrten und den staunenden Anteil der Laien. Der Rückschlag des Wandels im Bildungsbedürfnisse der Zeit auf die Geisteswissenschaften machte sich namentlich den Humanisten fühlbar, die sich bitter über die Verödung ihrer Hörsäle zu beklagen hatten.

Das wesentlichste Hilfsmittel boten der Himmelsforschung die Fernrohre.

Sie sind in Holland wahrscheinlich gleichzeitig von Hans Lippershey und Peter Metius um 1600 erfunden; Galilei wie Kepler arbeiteten an ihrer Vervollkommnung; zur höchsten Leistungsfähigkeit verfeinerte sie aber John Dollond mit seinem Sohne Peter Dollond durch die achromatische Linse, für die Euler bereits die wissenschaftliche Vorarbeit getan hatte. Leonhard Euler aus Basel, eine Zierde der Wissenschaft, lebte und lehrte als Professor in Petersburg, Paris und Berlin. Mit gleichem Scharfsinne wie gründlichem Wissen beherrschte er Mathematik, Philosophie, in der er als Gegner Leibnizens und Verfechter der Offenbarung auftrat, Astronomie, Chemie, Medizin, Pflanzenkunde und auch den Schiffsbau.

J. Dollond 1706—1761
P. Dollond 1730—1820
Euler 1707—1783

Mit der Idee des katoptrischen oder Spiegelfernrohrs hatte man sich in Frankreich und England getragen, noch ehe Newton die Herstellung in die Hand nahm und nach ihm Herschel durch sein Riesenteleskop von Entdeckung zu Entdeckung geführt wurde.

Wilhelm Herschel aus Hannover, zuerst Militärmusiker, wandte sich später ganz der Sternforschung und dem Baue von Fernrohren zu. Die Mittel lieferte ihm die Gunst Georgs III. von England. Er beobachtete insbesondere die Nebelflecken, deren einen er auf 50000 unterscheidbare Sterne berechnete, die Milchstraße und nicht weniger als 700 Doppelsterne, den Mars, den Saturn nebst seinen Begleitern, entdeckte auch den Uranus und zwei zu den von Cassini (s. unten) beobachteten fünf Saturnmonden. Seltsam war seine Annahme, Träger des Sonnenlichts sei nicht die Sonne, sondern leuchtende Wolken. — Seinem gelehrten Sohne John William Herschel verdankt die Wissenschaft vor allem Messungen und Verzeichnisse von Sternen, namentlich Doppelsternen, deren Zahl er um rund ein Tausend vermehrte. Ein Aufenthalt im Kaplande wurde für seine Zwecke besonders ergiebig und gab zugleich den Anstoß zu gleichzeitigen Sternbeobachtungen an verschiedenen Orten. — Der Catalogus stellarum Australium war die Frucht der Beobachtungen Edmund Halleys auf St. Helena. Sein Name ist verewigt im Halleyschen Kometen, dessen Wiederkunft er vorausberechnet hat. Eben die Kometenbahnen, die Sonnenparallaxe und darum die Venusdurchgänge, aber auch die Abweichung der Magnetnadel und die Taucherglocke waren die eigentlichen Gegenstände seiner Forschung, daneben bemühte er sich um eine engere Verbindung der Sternwarten von Greenwich und Paris zu gemeinsamer Arbeit. — Sein Nachfolger in Greenwich, James Bradley, auch als Physiker bedeutend, erwies sich als denkenden Beobachter durch den überraschenden Nachweis der Schwankungen (Nutation) der Erdachse. — Der erwähnte Cassini entstammte einem wahren Astronomengeschlechte. Giovanni Domenico Cassini, Professor in Bologna, dann in Paris, beobachtete erfolgreich den Jupiter, dessen Umdrehungsdauer er berechnete, seine abgeplattete Gestalt und seine Begleiter, dann den Saturn, den Mars u. a. Auch eine Kometenbahn und die Entfernung der Sonne fand er durch Rechnung. Sein Sohn Jacques Cassini, Direktor der Sternwarte in Paris, erwarb sich durch angewandte Astronomie einen Namen. Ein Fehler in seiner Gradmessung hätte Newtons Lehre Lügen gestraft und wurde darum der Anlaß zu Gradmessungen unter dem Äquator, am Polarkreise und des größten, innerhalb Frankreichs Grenzen fallenden Meridianstückes. Sein Sohn und Nachfolger an der Sternwarte, César Cassini de Thury, übernahm die Leitung der trigonometrischen Vermessung Frankreichs, die sein Sohn Dominique Graf de Cassini zu Ende führte. Sein Sohn Henri Viscomte de Cassini ging bald von der Astronomie zur Rechtswissenschaft über. — Nun wurden die Gradmessungen immer allgemeiner; Sternwarten entstanden seit 1700

W. Herschel 1738—1822
J. W. Herschel 1792—1871
Halley 1656—1724
Bradley 1692—1762
G. D. Cassini 1625—1712
J. Cassini 1677—1756
C. Cassini de Thury 1714—1784
D. Graf de Cassini 1748—1816
H. Viscomte de Cassini 1781—1831

allerorten, Greenwich und Paris gaben das Muster; die bereits verbreitete Erkenntnis von der Bedeutung der Venusdurchgänge für die Sonnenparallaxe veranlaßte bei der Wiederkehr dieses Vorganges 1761 und 1769 genaueste, räumlich getrennte Beobachtungen. Für den Durchgang von 1761 hatte Joseph de Lalande, Direktor der Sternwarte von Paris, eine Karte entworfen, die Eintritt, Verlauf und Ende des Vorganges für alle Gegenden der Erde zeitlich bestimmte. Sein Verzeichnis von 47 390 Sternen, Histoire céleste française, verwertete auch die Arbeiten seines Neffen Jean de Lalande.

Jos. Lalande 1732—1807
Jean Lalande 1766—1839

C. Die Tonkunst.

§ 365. Die Tonkunst von 1700 bis 1800. Im 18. Jahrhundert verschob sich das Gewichtsverhältnis der Musik bei den verschiedenen europäischen Völkern sehr beträchtlich zugunsten Deutschlands. Sehen wir auch, daß die italienische Oper eine ungeheuere Verbreitung und große Machtstellung hat, so stehen in Deutschland Namen wie Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart dagegen und überglänzen alles, was die welsche Opernbühne an Erfolgen aufzuweisen hat.

War es in Italien zuerst der Norden gewesen, der in der Oper die Vorherrschaft gehabt hatte, so überflügelte ihn jetzt der Süden: die neapolitanische Schule trat so sehr in den Vordergrund, daß sie ganz Europa mit ihrer Produktion überzog. Der erste bedeutende Künstler dieser Schule ist Alessandro Scarlatti, der über hundert Opern und Tausende von Kantaten geschrieben hat, denn die Kantate, eine freie Verbindung von Rezitativ und Arie, der sich bisweilen noch der Chor gesellte, hatte in dieser Zeit eine große Bedeutung gewonnen. Scarlattis Schüler Durante, Leo und Greco sind wiederum die Lehrer einer ganzen Generation von Komponisten gewesen, unter denen Leonardo Vinci und Franscesco Feo, besonders aber Giovanni Battista Pergolese zu nennen ist, der mit seiner komischen Oper „La serva padrona" und seinem „Stabat mater" großen Ruhm errang. Ferner der ernste Nicola Jomelli, der 16 Jahre in Stuttgart Hofkapellmeister war und sich erfolgreich bemüht hat, italienisches und deutsches Wesen zu verschmelzen; Giovanni Paesiello, ein sehr fruchtbarer Tonsetzer; Nicola Piccini, der auch in der komischen Oper hervorragte, und Domenico Cimarosa, in dessen „Heimlicher Ehe" wir eins der feinsten musikalischen Lustspiele bewundern, die uns Italien überhaupt geschenkt hat.

Al. Scarlatti 1659—1725
Fr. Durante 1684—1755
L. Leo 1694—1744
G. Greco 1680—?
L. Vinci 1690—1732
Fr. Feo ca. 1685—1740
Pergolese 1710—1736
Jomelli 1714—1774
Paesiello 1741—1816

Die italienische komische Oper ist eigentlich aus den Intermezzi hervorgegangen, die zwischen den Akten von Schauspielen aufgeführt wurden. Nach Anläufen in Venedig und Rom, kam die Gattung in Neapel erst zu rechter Blüte, hauptsächlich durch Logroscino, und in der Folge haben fast alle Komponisten ernster Opern auch im komischen Genre sich betätigt. Natürlich war es, daß unter diesen Umständen auch die Operndichtung üppig gedieh, und daß spezifische Talente hier Ausgezeichnetes leisteten, wie Metastasio, Apostolo Zeno und Calzabigi.

Piccini 1728—1800
Cimarosa 1749—1801
Logroscino ca. 1700—1763
Metastasio 1698—1782
Zeno 1668—1750
Calzabigi 1715—1795

In Deutschland blühte im 18. Jahrhundert die italienische Oper ebenfalls üppig und leitete so bedeutende Talente, wie J. A. Hasse, der lange in Dresden als Hofkapellmeister wirkte, auf diese Bahn. In Berlin, wo Friedrich der Große ihr 1742 ein Heim geschaffen hatte, war L. H. Graun in demselben Sinn tätig, und sogar Händel ist in der Schule der italienischen Oper aufgewachsen und verdankt ihr den großen Wurf seines Schaffens. Der junge Student der Rechte Georg Friedrich Händel verließ früh seine Vaterstadt Halle, um sich ganz der Musik zu widmen und in Hamburg die Oper kennen zu lernen. Schon nach wenigen Jahren stieg er zu den Quellen hinab, nach Italien selbst, das er durchzog, Opern komponierend und getragen von der Bewunderung aller Musikfreunde. Auch in England, wohin er über Hannover reiste (1710), und wo er von 1712 bis zu seinem Tode lebte, widmete er sich zuerst vornehmlich der Oper und schlug mit seinen Werken die Konkurrenten siegreich nieder. Erst von 1740 an drängt das Oratorium in seinem Schaffen die Oper vollständig zurück, die Schöpfung des „Messias" (1741) bezeichnet gewissermaßen den Wendepunkt. Während er bis dahin nur wenige oratorische Werke geschrieben hatte (u. a. Esther, Deborah, Saul, Israel), entstehen jetzt jene großen Chorwerke, wie Samson, Belsazar, Salomon und viele andere, die in ihrer Gesamtheit uns die Geschichte des jüdischen Volkes in breiten, farbigen Bildern vorführen. Die Monumentalität der Erfindung, die

Hasse 1699—1783
K. H. Graun 1701—1759
Händel 1685—1759

Wucht der Chöre, die sichere Disposition über die Massen, die Kraft und Einfachheit der Charakteristik sichern Händels Oratorien einen Platz in der Ruhmeshalle musikalischer Kunst.

J. S. Bach 1685—1750

War Händel ein Mann der großen Welt und der großen Gesellschaft, so ist sein genialer Landsmann Bach in allen Stücken das Gegenteil von ihm und hat kaum sein engeres Vaterland verlassen. In Eisenach geboren, war er in einer Reihe kleiner Städte als Organist oder Musikdirektor tätig, bis er 1723 in Leipzig als Kantor die Stellung fand, in der sich seine Fähigkeiten am schönsten entfalten konnten, und in der er auch sein Leben beschloß. Händel war von der Oper ausgegangen, Bachs Schaffen basierte dagegen auf dem Orgelspiel und der Polyphonie. Gerade die Oper hat er gar nicht gepflegt, sonst aber umfaßt seine Kompositionstätigkeit alle Gebiete seiner Kunst: Orgel und Klavierwerke, Kammermusik für die verschiedensten Instrumentenkombinationen, Konzerte (die sogenannten Brandenburgischen!), die H-Moll-Messe, Passionen und eine große Anzahl von Kirchenkantaten. In diesen Werken vereinigen sich höchste Kunst des Satzes mit Tiefe des Ausdrucks und der musikalischen Erfindung. Auch die kunstvollste Form ist Bach nicht Selbstzweck, sondern nur Gefäß für köstlichen Inhalt. Für alles, was in seiner Kunst geschah und neu auftauchte, hatte er ein offenes Auge; er hat von Künstlern wie Pachelbel, Buxtehude, Reinken, er hat auch von den Italienern gelernt, aber was er aufnahm, das hat er in seine eigene künstlerische Wesenheit eingeschmolzen und aus ihr heraus neu geboren.

Rousseau 1712—1778 · Philidor 1726—1795 · Monsigny 1729—1817 · Grétry 1742—1813

Wie die Franzosen um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit der Oper überhaupt durch Italiener bekannt wurden, so vermittelte ihnen etwa hundert Jahre später (1752) abermals eine italienische Truppe die Anschauung der Opera buffa. Die Wirkung war einerseits ein heftiger Streit um die Berechtigung dieser neuen Gattung, auf der anderen Seite praktische Versuche, das interessante italienische Gewächs auf französischen Boden zu verpflanzen. **Jean Jacques Rousseau** ging mit seinem „Devin du village" voran (1752), und ihm schloß sich eine Reihe anderer Komponisten an, von denen **Danican** (genannt Philidor), **Monsigny** und der Lütticher **André Modeste Grétry** besonders hervorstechen.

Gluck 1714—1787

Kaum war in Paris der Streit um die Komische Oper verklungen, als ein nicht minder lebhafter einsetzte, der die von **Gluck** angestrebte Opernreform zum Ausgangspunkt hatte. Gluck, der in Italien und Deutschland als Opernkomponist bereits sehr erfolgreich gewesen war, betonte wieder kräftig den ursprünglichen dramatischen Zweck der Oper, namentlich in seinem „Orfeo" (1762), in der „Alceste" (1765) und „Paris und Helena" (1770). Mit „Iphigenie in Aulis" betrat er französischen Boden, und trotzdem ihm hier Piccini als Hauptvertreter der italienischen Oper gegenübergestellt wurde, trug Gluck aller Opposition gegenüber mit seiner „Iphigenie in Tauris" (1777) den entgültigen Sieg über die italienische Richtung davon.

Stamitz 1717—1757 · Richter 1709—1789

In Deutschland hatte sich inzwischen die Instrumentalmusik glänzend entwickelt. Die vorherrschenden Formen waren: das Konzert (vgl. § 190), die aus dem italienischen Opernvorspiel (Sinfonia) entstandene Symphonie und die auf gleichem Grundriß ruhende Sonate für Klavier (das durch die Erfindung der Hammermechanik sehr verbessert war) oder für Streichinstrumente. An der Ausbildung der Symphonie hatten die Künstler der Mannheimer Schule (Joh. **Stamitz**, Franz Xaver **Richter**) wesentlichen Anteil; ihre Vollendung fand sie aber erst durch die großen Wiener Meister **Haydn**, **Mozart** und **Beethoven**.

Haydn 1732—1809

Josef Haydn war nach schwerer, dürftiger Jugend in aller Stille als Kapellmeister der Esterhazy in Eisenstadt und Esterhaz zu einem Künstler herangereift, dessen Instrumentalwerke die ganze Welt begehrte. Er hatte für die Gestaltung seiner Symphonien und Streichquartette ein Prinzip ausgearbeitet, das man als „motivische Arbeit" bezeichnet, und das von nun an für die ganze Instrumentalmusik maßgebend wurde: ein Thema wird in seine einzelnen, kleinen Teile (Motive) zerlegt, und aus diesen wird der Baustoff des ganzen Stückes gewonnen. Hieraus ergibt sich eine bis dahin unbekannte Einheitlichkeit. 1890 siedelte Haydn nach Wien über und unternahm von hier aus zwei längere Reisen nach England. Nach seiner Rückkehr schenkte er seinem Vaterlande seine beiden großen Oratorien „Die Schöpfung" (1798) und „Die Jahreszeiten" (1801), Meisterwerke musikalischer Schilderei und Darstellungskunst. Mit ihnen beginnt eine neue Epoche für das Oratorium, denn das Orchester gibt hier ganz seine Zurückhaltung auf und tritt den Singstimmen als gleichberechtigter Ausdrucksfaktor gegenüber. So gewinnt das Ganze einen Farbenreichtum und eine Leuchtkraft, wie sie vorher unerhört waren.

Mozart 1756—1791

Wolfgang Amadé Mozart setzte die Welt durch seine fabelhafte musikalische Frühreife in Erstaunen, feierte in kindlichem Alter bereits Triumphe als Klavierspieler und Opernkomponist (Italien 1770—1772), konnte aber trotzdem in Deutschland keine Stellung finden, die ihm gestattet hätte, seine Gaben nach allen Seiten zu betätigen, und brachte in erniedrigendem Dienst bei dem rohen Erzbischof von Salzburg Jahre hin, bis er 1781 die Fesseln von sich warf und in Wien als freier Künstler lebte. Von diesem Jahre an entstanden seine bedeutendsten Werke, als erstes die deutsche Oper „Die Entführung aus dem Serail" (1782), dann „Figaros Hochzeit" (1786) und „Don Giovanni" (1787) (italienisch) und als letzte „Die Zauberflöte" und das „Requiem" (1791), dazwischen ein Anzahl von Quartetten, Symphonien und Vokalstücken. Während der Arbeit am Requiem starb er, und an seinem Lager stand die bittere Not. Mozart war einer der größten musikalischen Charakteristiker, die jemals gelebt haben, und zwar vermochte er es, das kennzeichnende Detail zu einer festen Melodielinie zusammenzuschließen. Das Gesangvolle ist das Wesen seiner Musik; auch seine Instrumente singen, als seien sie Menschenstimmen. Auf ihn ist es zurückzuführen, daß das zweite Thema im Symphoniesatz sich durch kantables Wesen scharf vom ersten Thema abhebt, so daß sich dafür der Ausdruck „Gesangsthema" einbürgern konnte.

D. Die Kunst des Rokoko.

Charakter des Rokoko

Frankreich

§ 366. Baukunst. Wie auf den Gebieten der Politik, des gesellschaftlichen Lebens und der Literatur (§ 275, 358) steht auch in der Kunst Frankreich an führender Stelle. Im Beginn des 18. Jahrhunderts herrscht noch die antikisierende palladianische Richtung (§ 99) und der prunkvolle Barock. Aber schon unter dem alternden Ludwig XIV. bereitet sich der kommende Rückschlag vor. Nach dem Tode des Sonnenkönigs schwindet das feierliche Pathos, der Pomp des drückenden Zeremoniells und die steife Etikette; die mächtige Allongeperücke fällt, der spanische Reifrock verliert seine Schwere, und die Stoffe werden weich und duftig. In Literatur und Kunst vollziehen sich parallele Wandlungen. Corneille und Racine werden von Voltaire und J. Rousseau, dem Verfasser der Muses galantes, abgelöst, und in der Baukunst treten Robert de Cotte und Germain Boffrand an die Stelle von François Mansart und Lebrun. Die kraftvolle, gerade Gesimslinie verschwindet: sie wird erst gebrochen und dann zerbröckelt; die tektonischen Nebenglieder werden schlanker und biegen sich; die Ornamente lösen sich nach und nach in leichte, fließende Gebilde, Bogen, Grotten- und Muschelformen (roc, Felsen, davon rocailles*), Blumen und Blätter auf unter dem Zauberstabe des Rokoko.

Stil Régence

Dieser Verflüssigungsprozeß geht fast ausschließlich im Innenraume der Gebäude vor sich; der Außenbau, meist barock oder klassizistisch, wird nur ausnahmsweise in Mitleidenschaft gezogen. Im Übergangsstil (Reaktion des Barocks gegen den Klassizismus, Style Régence, unter der Regentschaft des Herzogs Philipp von Orléans, 1715 bis 1723, § 334) tritt das Neue zunächst als reizvolle Milderung des Barocks auf: die Pilastergliederung wird zum schlanken Rahmenwerk, aber die gerade Linie umschließt noch die Wanddekoration und das Formenspiel des Gitterwerks; die Bogen stützen sich teils in ihren Berührungspunkten, teils vereinigen sie sich noch zu geschlossenen Gebilden, und organische Verbindung und Symmetrie sind noch nicht ausgemerzt. Erst später, im eigentlichen Rokoko, etwa zwischen 1730 und 1755, im Style Louis Quinze ranken sich Blumengewinde und Arabeskenzüge, Bänder und Zweige von der Wand zur Decke, so daß deren gemeinsame Kante überhaupt nicht mehr als Grenze respektiert wird, ebenso klettern die Ornamente von Stockwerk zu Stockwerk. Das Kolorit der Malereien ist zart und licht; Weiß und Silber, Weiß und Mattgold, lichtes Blau, Moosgrün, Lila und Rosa bedecken Wand, Decke und Getäfel, Möbel, Bilder und Statuetten; überall erschließt sich dem Blick eine Formenwelt voll phantastischer Anmut, reicher Erfindung und vornehmem Geschmack.

Stil Louis XV.

*) Von diesem Worte stammt wahrscheinlich der Name Rokoko (nur in Deutschland gebräuchlich), ursprünglich, wie gotisch und barock, ein Spottname.

Hellseidene Blumentapeten sind in leichte Goldrahmen eingespannt, die Möbel werden klein und zierlich, und Sofas und Armstühle bedecken sich mit schwellenden Seidenkissen. In den grotesken Gebilden des Blätter- und Rankenwerks tauchen chinesische Figuren und Landschaften auf: der erste Einfluß der Kunst des Reichs der Mitte auf europäische Dekoration macht sich geltend (Chinoiserien).

J. Bérain 1638—1711 — C. Gillot 1673—1722 — G. Oppenort 1672—1742 — Lassurance † 1724 — J. Leblond 1679—1719 — A. Mollet † 1720 — P. Delamaire † 1745

Das Material zur Ornamentik im Style Régence (anfangs streng stilisierte Linienkompositionen, später naturalistisches Pflanzenwerk) lag schon in den Mappen der Kupferstecher und Ornamentenzeichner Jean Bérain und Claude Gillot fertig vor. Der entschiedenste Bahnbrecher des reinen Stils ist ein Schüler J. Mansarts: Gilles Marie Oppenort (Op den Oordt), dessen zehnjähriger Aufenthalt in Italien noch in seinen späteren Bauten Spuren hinterläßt: S. Sulpice in Paris, Dekoration von Sälen im Palais Royal für den Herzog Philipp. Cailletau, genannt Lassurance, baute die Hôtels de Lassay, de Rivié und de Roquelaure, J. B. Alexandre Leblond die Hôtels de Chaulnes und de Clairmont, Armand Claude Mollet das Hôtel d'Eveux, das heutige Elysée, für Frau von Pompadour. Pierre Alexis Delamaire vereinigte die Hôtels de Soubise und de Rohan und baute sie um.

R. de Cotte 1656—1735 — G. Boffrand 1667—1754 — C. Briseux 1680—1754 — J. Meissonier 1693—1750

Die Hauptvertreter der Rokokoarchitektur (im Innern der Gebäude, außen herrscht noch Barock oder Neuklassizismus) sind Robert de Cotte (Hôtels de Richelieu und de Conty in Paris, Dekoration von Innenräumen in Schloß Versailles, Entwurf von Schloß Brühl für den Erzbischof von Köln), Germain Boffrand (Hôtel de Montmorency mit klassizistischer Fassade, die Hôtels de Soubise und de Rohan mit glänzendem Rokokointerieur, Vollendung des Schlosses in Lunéville, Kathedrale von Nancy in Anlehnung an S. Andrea della Valle in Rom), Charles Etienne Briseux (fast nur theoretisch tätig) und Juste Aurèle Meissonier, der sich besonders um das Kunstgewerbe verdient machte (Fassade von S. Sulpice in spätem Barock, noch in Stichen erhalten, Entwürfe zur Ausschmückung von Sälen für Graf Bielinski und Prinzessin Czartoryska). Andere Beispiele prächtiger Rokokodekoration bieten die Innenräume der Banque de France, des Schlosses Fontainebleau und des Groß-Trianon.

Stil Louis XVI.

Noch unter Ludwig XV. macht sich um die Mitte des Jahrhunderts ein neuer Rückschlag geltend, der im „Style Louis Seize" seinen Ausdruck findet. Er ist von einfacherer Art, aber auch steifer als das lustige, tändelnde Rokoko, gegen das er unter dem Schutz und Beistand der Frau von Pompadour zu Felde zieht. Er verwirft alles Verschnörkelte und Unsymmetrische und zum Ersatz dafür entnimmt er der Antike die strenge Linienführung und ihre symmetrischen Gebilde, die Verzierungen à la grecque: Eierstab, Akanthusblatt und Mäanderkante. Neuhellenismus und Klassizismus stehen vor der Tür. Besonderes Wohlgefallen findet die Zeit an sentimentalen Sinnbildern, an anmutigen ovalen Medaillons und Blumenkränzen, an Altären mit zuckenden Flammen, an Graburnen und Todesfackeln, eine Geschmacksrichtung, goût français, die auch in Deutschland Verbreitung findet (Zopf- oder Haarbeutelstil). Hin und wieder tauchen zum Schaden des Gesamteindrucks Nachbildungen mittelalterlicher Grundformen auf, die mit dem Organismus des Bauwerkes nicht im Einklang stehen.

P. d'Ivry geb. 1698 — J. Soufflot 1709—1780

Pierre Constant d'Ivry aus Ivry-sur-Seine entwarf den Plan für S. Madeleine in Paris; der Bau blieb aber unvollendet und wurde im Jahre 1806 abgebrochen. Jacques Germain Soufflot erbaut die Kirche S. Geneviève, das heutige Pantheon, in Paris, im Grundriß ein griechisches Kreuz, gekrönt von dreifacher Kuppel auf säulenumstelltem Tambour.

Deutschland

In Deutschland beginnt die Herrschaft des Rokoko um 1725, und zwar zuerst im Süden. Es setzt hier mit voller Energie ein und zeigt sich phantastischer und mannigfaltiger als auf französischem Boden; der Schwung der Linien wird kräftiger, aber das Grotten- und Muschelwerk, das genre rocaille, und die unsymmetrischen Verschnörkelungen besitzen weniger Feinheit und Grazie. Um 1770 beginnt in Deutschland die Herrschaft des „Zopfes", des antikisierenden, nüchternen Bau- und Dekorationsstils, der gegen das Rokoko ankämpft.

J. Neumann b. ä. 1687—1713

Der hochbegabte Baumeister Johann Balthasar Neumann, anfangs Stückgießer, später Artillerieoberst, geht vom monumentalen Barock zum ausgeprägten Rokoko über. Sein Hauptwerk ist das fürstbischöfliche Residenzschloß in Würzburg; in beiden Stockwerken

(mit toskanischen und korinthischen Halbsäulen) herrscht die üppigste, formenreichste Rokokodekoration; die Decke des prächtigen Treppenhauses wurde von Tiepolo (§ 369) gemalt. Noch geschmackvoller und feiner zeigt sich Neumann in der Ausschmückung des Schlosses in Bruchsal. 1743 begann er den Bau der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen bei Lichtenfels (in der Nähe von Bamberg) mit dem berühmten Gnadenaltar, in dem sich das Rokoko auch des Tektonischen bemächtigt und damit seine Grenzen sinn- und geschmacklos überschreitet (von J. B. Neumann d. j. vollendet). Außer der Kapelle für die Familie Schoenborn in Würzburg sind noch zahlreiche Privatbauten Neumanns Werk. Der bayrische Kurfürst Karl Albert, Kaiser Karl VII., zog im Jahre 1725 auf de Cottes Empfehlung den französischen Architekten François de Cuvillié d. ä. an seinen Hof und übertrug ihm den Bau der Babenburg und der Amalienburg im Nymphenburger Park bei München (Speisesaal mit silbernen Ornamenten auf blauem und goldenem Grund); ebenso ist die Wohnung Karls VII. in der Münchener Residenz ein glänzendes Beispiel von ausgesuchter Rokokoeleganz; 1752 bis 1760 baute Cuvillié das Residenztheater, dessen Inneres noch heute traulich anmutet. Charles du Ry erbaute unter Mithilfe des Bildhauers Nahl und des Malers J. H. Tischbein 1753 bis 1767 das Schlößchen Wilhelmstal bei Kassel; Robert de Cotte zeichnete die Pläne (klassische Muster für zierliche Blumengebilde und reizvolle Details) für Schloß Brühl am Rhein (Augustusburg), dessen Ausführung Leveilé und andere französische und deutsche Architekten übernahmen.

F. Cuvillié d. ä. 1698—1768

C. du Ry 1692—1757

J. Knöffel 1686—1752

In Dresden baute 1737 Johann Knöffel das Palais für den Grafen Brühl und in der Nähe der Stadt die Schlösser Nischwitz und Pförthen (Innenarchitektur in französischem Rokoko); für König August III. war er an dem von Pöppelmann (§ 261) begonnenen Bau von Großsedlitz bei Dresden und an der ebenfalls bereits im Bau begriffenen Hubertusburg tätig. In Potsdam versieht Georg Wenzel von Knobelsdorff, der in Paris ausgebildete Architekt Friedrichs des Großen, das Schloß Sanssouci (§ 375) mit reizvollstem Rokoko; seine übrigen Bauten (Berliner Opernhaus) tragen meist streng klassizistisches Gepräge. Ein anderer Meister der Übergangszeit, Karl von Gontard, erweitert die „Communs" des Neuen Palais in Potsdam, mit denen der Style Louis XVI. in die Mark einzieht; er ist auch der Erbauer der beiden Türme auf dem Gendarmenmarkte in Berlin, hoher schlanker Kuppelbauten von vorzüglicher perspektivischer Wirkung.

G. v. Knobelsdorff 1697—1753

K. v. Gontard 1738—1802

England

Italien wird vom Rokoko so gut wie nicht berührt; ebenso bleibt England ohne nennenswerte Beeinflussung. In beiden Ländern behauptet der Klassizismus die Alleinherrschaft. Nikolas Hawksmoor und William Kent sind strenge Anhänger Palladios; George Dance d. ä (Mansion House in London, mit griechischem Portikus, Egyptian Hall, einer Beschreibung Vitruvs nachgebildet) greift wieder auf die Antike zurück. Eine Art nationale Architektur zeigt sich in den einfachen bürgerlichen Wohnhäusern des Queen Anne Style, neben denen die „englischen Gärten" aufkommen, deren erste Anlagen auf den Franzosen Ch. R. Dufresny zurückgehen.

N. Hawksmoor 1666—1763

W. Kent 1684—1748

G. Dance d. ä. 1695—1768

§ 367. **Bildhauerei.** Der Übergang der sich allmählich vom Ernsten und Schweren zum Graziösen und Koketten wandelnden Plastik bezeichnen die Werke René Fremins und Guillaume Coustous (§ 362).

Frankreich

J. Pigalle 1714—1785

Der hervorragendste Meister der französischen Rokokoplastik war Jeann Baptiste Pigalle; sein Ruhm knüpft sich besonders an das Grabmonument des Marschalls Moritz von Sachsen in der Thomaskirche in Straßburg (der Marschall schreitet nach dem Sarkophag hinab, dessen Deckel die Hand des Todes öffnet; zwischen beiden sitzt auf den Stufen die Gestalt Frankreichs, dem Tode wehrend und den Marschall zurückhaltend; auf das Fußende des Sarges stützt sich Herkules in tiefe Trauer versunken). Der Louvre besitzt von ihm eine Büste des Marschalls und die Statuen Richelieus und Voltaires; für den Park von Sanssouci fertigte er Venus- und Merkurgestalten. Die Statuen für das Neptunsbassin im Versailler Schloßpark stammen aus der Werkstatt Sigisbert Adams; sein älterer Bruder Kaspar Balthasar Adam lieferte die Statuen der Diana, der Amphitrite, der Venus Urania und des Apollo für den Kuppelsaal des Schlosses Sanssouci. In den vierziger Jahren gründeten die Gebrüder Dubois in Vincennes eine Porzellanfabrik, die 1756 nach Sèvres verlegt wurde (Fritten- oder Weichporzellan, pâte tendre).

S. Adam † 1759

K. Adam † 1761

Italien

L. Mattielli 1688—1748

Aus Italien zieht eine große Anzahl von Bildhauern nach dem Auslande und füllt Kirchen, Paläste und Parke mit dekorativer Barockskulptur. Lorenzo Mattielli liefert Statuen für die katholische Hofkirche in Dresden und vier Kolossalgruppen (Herkuleskämpfe) für die Wiener Reichskanzlei. In der kleinen Kirche S. M. della Pietà de' Sangri (Cappella Sansevero) gegenüber S. Domenico Maggiore in Neapel befinden sich drei viel bewunderte Marmorbildwerke, Künsteleien (z. B. durchscheinende Gewänder) von großer technischer Voll-

endung: ein toter Christus im Leichentuch von Giuseppe Sammartino, Pudicizia (Cecilia Gaetani di Sangro als Schamhaftigkeit in verhüllendem Gewande) von Antonio Corradini und die Befreiung vom Irrtum (ein Mann in einem Netze aus „Marmorgeflecht") von Francesco Queirolo.

Spanien

F. Zarcillo 1717—1781

In **Spanien** behält die nationale Richtung die Oberhand, aber die Formen werden schwächlicher: Holzgruppe des Judaskusses von **Francisco Zarcillo y Alcaraz** in Ermita de Jésus in Murcia.

Deutschland

J. Taffaert 1729—1788

In **Deutschland** lag die dekorative Skulptur fast ausschließlich in den Händen ausländischer (italienischer und vlämischer) Künstler, wie L. Mattielli und **Jan Pieter Anthoon Taffaert**, Enkel des belgischen Malers Jan Pieter Taffaert (Statue Ludwigs XV., Büste Friedrichs d. Gr., dekorative Arbeiten im Palaste des Prinzen Heinrich von Preußen). In Süddeutschland weckt **Georg Raffael Donner** die Plastik zu neuem Leben; seine Gestalten zeichnen sich weniger durch Kraftfülle als durch edle Form und maßvolle Bewegung aus: Brunnen auf dem Neuen Markt in Wien (1738) mit den Figuren der vier Hauptflüsse Österreichs (ursprünglich in Bleiguß, jetzt in Bronze), Statue Luthers in Eisenach, Reiterfigur des h. Martin in Preßburg, Statue Karls VI. im Belvedere, Wandbrunnen mit der Andromeda im Alten Rathaus in Wien. In Bayern entwickelt **Johann Peter Alexander Wagner** eine besonders fruchtbare Tätigkeit als Altarbildhauer (mehr als hundert Altäre, Statuen in Holz und Stein, Reliefs und Vasen, geschmackvolle dekorative Arbeiten im Würzburger Schlosse). — Im Jahre 1709 erfand **Johann Friedrich Böttcher** das weiße Hartporzellan (§ 309), das von 1710 an in der Albrechtsburg in Meißen fabriziert wurde. Anfangs verwertete man chinesische und japanische Muster, seit 1720 aber trat unter dem Maler **Herold** und dem Modelleur **Kändler** das Rokoko in den Vordergrund.

G. Donner 1693—1741

J. Wagner 1730—1809

Frankreich

§ 368. Malerei. Deutlicher und schärfer als in Architektur und Plastik spiegelt sich der Geist der Régence und des Zeitalters Ludwigs XV. in der **Malerei** wider. Nach dem Tode des frömmelnden Ludwig XIV. vereinsamten die Prunksäle der Versailler Schlosses; vom tyrannischen Druck der Hofetikette befreit, strömte die „Gesellschaft", die Welt der aristokratischen Müßiggänger, nach Paris zurück, und in den Hotels der Reichen und Vornehmen, in ihren Gärten, Salons und Boudoirs entwickelte sich unter der Devise „Vive la joie" neues Leben reizvollster Geselligkeit. Die Toilette, das grand lever der dame de la mode, der Ausritt ins Bois und die Liebesintriguen galanter Schäferspiele füllten die Stunden. Und war man der Stadt müde, so suchte man in ländlicher Abgeschiedenheit, in künstlichen Dörfern, Scheunen, Mühlen und auf Naturbühnen Genuß und Zerstreuung; am Weiler von Klein-Trianon, wo Marie Antoinette und ihre Hofdamen sich als Bäuerinnen verkleideten, im Park von Chantilly, im „Pachthof" des Prinzen von Conti, fand das „harmlos heitere" Maskenspiel seinen Fortgang. Unmittelbarer als aus den Worten von Madame d'Epinay „cette société est comme un roman mouvant" leuchtet aus den Bildern der Zeit der Grundzug, der eigentliche Kern des Rokoko: die Galanterie, der Kultus der Frau; sie schildern ohne Umschweife das sinnlich-graziöse Spiel des „savoir vivre" und des „Flirt", das, von Anfang an in eine Atmosphäre voll prickelnder Sehnsucht getaucht, später in Frivolität ausartet.

A. Watteau 1684—1721

Antoine Watteau (vateau, dasselbe wie gâteau), Flamländer von Geburt, der Maler der galanten Feste, wie ihn die Akademie nannte, war zugleich der Hauptvertreter der Rokokomalerei und der größte französische Künstler des 18. Jahrhunderts. Er fertigte anfangs bei Claude Gillot und später bei Claude Audran, dem Concierge des Luxemburgpalastes, Zeichnungen für Panneaux décoratifs (bemalte Holztafeln, die in die Wandverkleidung eingelassen wurden), Camayeux (einfarbig gemalte Dekorationen) und Écrans (Kamin- und Ofenschirme), auf denen sich, ähnlich wie in den Grottesken der italienischen Renaissance, Pflanzenornamente und architektonische Einfassungen von Figuren schlingen. Gillot verdankt er auch die Bekanntschaft mit dem Theaterleben, dem er später eine Reihe Entwürfe entnahm. Aus dieser Zeit stammen ferner seine Singeries (dekorative Bilder, in denen Affen in Aktion treten), sowie seine Naturstudien (der Chinese T'Sao, in der Albertina in Wien), die er später zur Dekoration eines Kabinettes im Schloß La Muette bei Paris verwertete (Chinoiserien, aus 30 Stichen von Boucher bekannt). Reifer und großzügiger erscheint der Künstler bereits in den Allegorien der Jahreszeiten für das Hôtel Crozat.

Bilder aus dem Soldatenleben (Lager- und Marschszenen, Eremitage) und Gemälde in Anlehnung an Teniers d. j. (Bauerntanz, la vraie gaîté) Heimkehr aus dem Wirtshaus, Bauerngehöft, Neues Palais in Potsdam) bilden den Übergang zu den galanten Festen (Assemblées galantes, Fêtes champêtres), zu denen er wohl durch Rubens' Liebesgärten die erste Anregung erhielt: Einschiffung nach Cythera (Aufnahmebild für die Akademie, im Motiv einer damals beliebten Oper entlehnt, im Louvre, Wiederholung im Berliner Museum); vorher entstanden die Hirten im Neuen Palais in Potsdam, die Gesellschaft im Park (Louvre), Galante Gesellschaft im Freien (Berlin), ferner 19 Bilder im Besitze des deutschen Kaisers: Iris oder der Tanz, Leçon d'amour, das Konzert, L'amour paisible, u. a., die Liebe auf dem französischen Theater, die Liebe auf dem italienischen Theater (Fackelbeleuchtung), beide im Berliner Museum, der Ball (Dulwich College), Unterhaltung im Freien (Dresden), die Kaskade (Galerie Czartoryski in Paris), Theatertypen: Gille (Pierrot), Finette (Lautenspielerin), Indifférent (Stutzer), in der Sammlung La Caze im Louvre, der Guitarrespieler (Wien), Schauspieler der Komischen Oper (Pariser Privatbesitz). Zahlreiche Studien zu diesen Bildern zeigen fast nur Typen der Pariser Bevölkerung, deren Trachten der Künstler phantasievoll umgestaltete; so entstanden seine Modebilder, die erst zehn Jahre nach seinem Tode wirklich „modern", d. h. praktisch verwertet wurden: Figures de modes, dessinées et gravées à l'eauforte par Watteau, et terminées au burin par Thomassin fils. Die größten Sammlungen seiner Zeichnungen befinden sich im Besitze von Miß James in London (gegen 70) und im Louvre (31). Aus Watteaus später Zeit stammen die Musikstunde (bei Sir Richard Wallace in London), das Frühstück im Freien (Berliner Museum), h. Familie (Schloß Gatschina bei St. Petersburg), der Herbst, Antiope (Louvre), Glückliche Begegnung (Pariser Privatbesitz) und das Firmenschild für seinen Gönner Gersaint, ein Meisterwerk, das der Künstler in drei Tagen vollendete. Der Meister der graziösen „gemalten Gedichte" war selbst von unschöner Gestalt und ein schwindsüchtiger, kranker Mann, der nichts von dem erlebte, was er ersann und malte: seine Landschaften sind weiche, traumhafte Poesien, und seine Rokokogestalten und Bühnenfiguren spielen Boccaccios Decamerone mit französischem Anstand und Esprit.

N. Lancret 1690—1743

Aus der Schar seiner zahlreichen Nachahmer sind zwei hervorzuheben: Nicolas Lancret, der sich Watteau am engsten anschließt und Schäferspiele und galante Assembleen schildert, aber ohne die Feinheit des Kolorits zu erreichen, die die Bilder Watteaus auszeichnet (über 20 Gemälde im Besitze des deutschen Kaisers, 10 im Louvre, 8 in der National Gallery in London) und Jean Baptiste Pater, der bunte Farben und derbere Darstellung liebt (25 Bilder im Besitz des deutschen Kaisers, 5 im Louvre). Reizvoll und anmutig, aber auch häufig lüstern und oberflächlich wirkt François Boucher in seinen mythologischen und Genrebildern: Neptun und Amymone (Deckengemälde im Groß-Trianon), Venus in der Schmiede Vulkans (4), Rinaldo und Armida, die drei Grazien (Louvre), Geburt der Venus, Leda, die Modehändlerin, Toilette der Venus, Hirtenidyll (Pense-t-il aux raisins? Museum in Stockholm), Merkur, Venus und Amor (im Besitze des deutschen Kaisers), Frau von Pompadour (Frankfurt bei Rothschild), Herzog von Aumale, Earl of Lonsdale. Außerdem malte er einige religiöse Bilder, aber auch — Hampelmänner, z. B. einen Pantin für die Herzogin von Chartres, den sie mit 1500 Livres bezahlte. In den Gemälden, Radierungen und Zeichnungen seines geistreichen Schülers Jean Honoré Fragonard zuckt das Rokoko noch einmal auf, ehe es verlöscht, graziös und frei, lüstern und frech bis zum äußersten Raffinement; denn „Frago" malt für Madame Dubarry, für die Tänzerin Mademoiselle Guimard und für ihren Anhang. Der Louvre (Sammlung La Caze) besitzt zehn Bilder von ihm, die meisten befinden sich in Pariser Privatbesitz; seine bekannteste Radierung ist das Blatt L'armoire von 1778.

J. Pater 1696—1736

F. Boucher 1703—1770

J. Fragonard 1732—1806

A. Pesne 1683—1757

Die Bildnismalerei des Rokoko wird am glänzendsten durch Antoine Pesne vertreten; seine Werke (Geschichtsbilder im Königlichen Schlosse in Berlin) tragen mehr das Gepräge kraftvollen Barocks; die besten Porträts befinden sich in königlich preußischen Schlössern, darunter Bildnisse Friedrichs d. Gr., im Berliner Museum das Doppelbildnis des Kupferstechers G. F. Schmidt und dessen Gattin, und bei von Vertes in Schemnitz das Familienbild Pesne mit seinen Töchtern; in Dresden ist er durch sieben Genrebilder vertreten.

J. Nattier 1685—1766

L. Tocqué 1696—1772

Jean-Marc Nattier wußte seine Bildnisse mit besonderen malerischen Reizen auszustatten: Dame als h. Magdalene (Louvre), Graf Moritz von Sachsen, der spätere Marschall von Frankreich (Dresden), Damenbildnisse in Stockholm und im Prado. Louis Tocqué ist besonders tüchtig im bürgerlichen Bildnis (Louvre, Ecole des Beaux Arts, Versailles).

Dem Charakter des Rokoko, dem flüchtigen Hauch von Puder und Schminke, dem Charme, der die Verfeinerung über die Dinge ausbreitet, kommt die Kunst der Pastellmalerei stofflich auf halbem Wege entgegen; am besten handhaben diese Manier Maurice

Quentin de la Tour, ein Künstler von außerordentlicher Produktivität, der „das ganze Paris" seiner Zeit porträtierte (Werke im Museum St. Quentin [80], Bildnis der Frau von Pompadour im Louvre, Graf Moritz von Sachsen in Dresden) und der Genfer Jean-Etienne Liotard, der in allen Hauptstädten Europas, von Paris bis Konstantinopel, tätig war (in Dresden vier Pastelle, darunter das bekannte Schokoladenmädchen, und sein Selbstbildnis, im Amsterdamer Reichsmuseum 24 Pastelle, Selbstbildnis in den Uffizien).

M. de la Tour 1704—1788

J. Liotard 1702—1789

Das bürgerliche Sittenbild findet in Jean-Siméon Chardin einen gemütvollen und liebenswürdigen Vertreter: Tischgebet, Stickunterricht, Küchenlieferantin, la pourvoyeuse im Louvre, Köchinnen, Ermahnung (Galerie Liechtenstein in Wien), Wäscherin (Eremitage), Morgentoilette (Stockholm), Köchin (München). Seinerzeit hochgefeiert war Jean Baptiste Greuze; er wirkt aber trotz seiner malerischen Vorzüge infolge seines rührseligen und moralisierenden Tones häufig abstoßend: der väterliche Fluch, die Dorfbraut, der zerbrochene Krug, die Kinderstube, der Tod des Vaters (Louvre, 15 Gemälde), das Milchmädchen (Rothschild), Köpfe, Brustbilder und Halbfiguren (bei Rich. Wallace in London, in der Münchner Pinakothek, in Berlin und in Leipzig).

J. Chardin 1699—1779

J. Greuze 1725—1805

Die Malerei Italiens zehrte noch von dem großen Erbe der Renaissance und des Barocks; sie bewahrt das nationale Gepräge, und nur in Venedig zeigen sich vereinzelte Regungen zugunsten des Rokoko. Giambattista Piazzetta geht neue Wege in der Behandlung von Licht und Schatten: Der junge Fahnenträger (Dresden), Himmelfahrt Mariae (Lille, Museum). Er ist der Vorläufer des bedeutendsten Venezianer Malers der Rokokoepoche, Giovanni Battista Tiepolos, dessen glänzendes Kolorit auf Veroneses Malweise zurückgeht, aber leichter und heller gestimmt ist: Wandgemälde (Antonius und Kleopatra) im Palazzo Labia (Orefice), Triumph des Glaubens, Deckengemälde in S. M. della Pietà, Überführung des Hauses der Maria nach Loreto, Fresken an der Spiegeldecke von S. M. degli Scalzi in Venedig, Deckenbild der Sala Rossa (Urteil Salomos), Engelsturz im Treppenhause des erzbischöflichen Palastes in Udine, Fresken in der Villa Valmarana bei Vicenza (zu Ilias, Odyssee, Tassos und Ariosts Dichtungen), Wand- und Deckenbilder im Würzburger Schlosse (Leben Barbarossas im Kaisersaal, die vier Weltteile im Treppenhause), Fresken im Schlosse in Madrid (die Schmiede Vulkans, Apotheose Hispanias, Spanien und seine Provinzen); seine Ölgemälde zeichnen sich durch größere Vertiefung und sorgfältigere Komposition aus: Altarbilder in S. Eustachio in Venedig (S. Jakobus mit dem gefesselten Mohren), Marter von S. Agatha im Santo, Himmelfahrt Mariae und Engelsturz (im Würzburger Schloß), Gastmahl der Kleopatra (Eremitage); auch geistvolle Radierungen sind von ihm vorhanden. Die Bildnismalerin Rosalba Carriera vervollkommnete die Technik der Pastellmalerei, die sie ganz in den Dienst des Rokoko stellte; die Dresdener Galerie besitzt 157 Pastelle von ihr (Andachtsbilder, Christusköpfe, Marien, Magdalenen und mythologische Gestalten). Graf Pietro Rotari malt und radiert besonders weibliche Halbfiguren (h. Magdalena in der Dresdener Galerie) mit schwärmerischem und sentimentalem Gesichtsausdruck. Auch in der Landschaftsmalerei behält Venedig den Vortritt: Antonio da Canale (Tonino, Canaletto) schafft eine große Anzahl von Städteansichten (Prospekte und Veduten) von malerischem Reize und trefflicher Perspektive, die er zum Teil der Camera obscura verdankt; im Schlosse in Windsor befinden sich gegen vierzig seiner besten und umfangreichsten Gemälde, in der Turiner Galerie eine Ansicht des Dogenpalastes, andere in Dresden, im Louvre und in der Liechtensteingalerie in Wien; außerdem hinterließ er eine Sammlung von 31 Blatt Radierungen. Sein Neffe Bernardo Belotto, der sich ebenfalls den Beinamen Canaletto zulegte, war auch sein Schüler und Nachahmer; er kommt ihm wohl in der Technik nahe, zeigt sich aber häufig nüchtern und manieriert: Ansichten (37) von Dresden, Pirna, Verona, Padua in der Dresdener Galerie, 13 Bilder im Wiener Hofmuseum u. a. O. Ein anderer Schüler Canales, Francesco Guardi, malt Bilder kleineren Maßstabes, aber von geistvoller Auffassung (sieben Bilder im Louvre, vier in Berlin).

Italien

G. Piazzetta 1682—1754

G. Tiepolo 1696—1770

R. Carriera 1675—1757

P. Rotari 1707—1762

A. da Canale 1697—1768

B. Belotto 1720—1780

F. Guardi 1712—1793

Dem Eklektiker Pompeo Girolamo Battoni (Batoni) aus Lucca hat sein Bild der h. Magdalena (in Dresden) einen Namen bei der Nachwelt gesichert; er soll sich anfangs nach Raffael gebildet haben, unterlag aber bald den Einflüssen der französischen Rokokomaler: Christus mit Heiligen in S. Celso e Giuliano (am Ponte S. Angelo), Sturz des Zauberers Simon in S. M. degli Angeli in Rom, h. Familie (Eremitage, Brera), Johannes der Täufer (Dresden), Achill unter den Töchtern des Lykomedes (Uffizien), Venus und Amor (bekannt durch Porporatis Stich, in russischem Privatbesitz), Susanna (Galerie Harrach in Wien), Selbstbildnis (München), Doppelbildnis Kaiser Josephs II. und Großherzog Leopolds (Wien). Gasparo Vanvitelli (van Wittel aus Utrecht, genannt dagli Occhiali) malt nüchterne Landschaften kleineren Formates, die durch wirksame Perspektive

P. Battoni 1708—1787

G. Vanvitelli geb. 1647

G. Volpato 1738—1803
R. Morghen 1758—1833
G. Longhi 1766—1831
P. Anderloni 1784—1849

interessieren (Bilder in den Uffizien, im Prado und in Turin). Bleibenden Ruhm gewannen die Kupferstecher Giovanni Volpato (Raffaels Fresken), Raffael Morghen aus Portici, Volpatos Schwiegersohn (Gemälde Raffaels und Leonardos Abendmahl), Giuseppe Longhi (Raffaels Vision des Ezechiel, Sposalizio, Madonna del divino Amore, Napoleon I. in dem Gefecht bei Arcole) und dessen Schüler Pietro Anderloni (Tizians Ehebrecherin, Vertreibung Helidors nach Raffaels Fresko, Madonna im Grünen, Madonna del Passeggio).

Spanien und Portugal
B. de Llorente 1685—1757
A. de Tobar 1678—1758
A. de Sequeira 1768—1837
F. de Goya 1746—1828

In Spanien erlebt Murillos Kunst noch eine schwächliche Nachblüte in den Werken des Hofmalers Don Alonso Miguel de Tobar (h. Familie, Nuestra Señora del Consuela, in der Kathedrale in Sevilla) und des Don Bernardo German de Llorente (Divina Pastora, die h. Jungfrau als Schäferin im Prado). Der Portugiese Antonio de Sequeira studiert in Lissabon und Rom und malt das Jüngste Gericht in der Sammlung de Sonza-Holstein. In dieser Zeit des Niederganges ersteht der spanischen Kunst der letzte geniale Künstler, in dem Aragonier Francisco José de Goya y Lucientes, geboren in Fuentetodos bei Zaragoza am 30. März 1746. Durchaus national, ist er doch ganz anders geartet als seine großen Vorgänger, und vielseitiger als diese erschloß er der Kunst neue Wege in der Behandlung von Licht und Luft, wie in der frappanten Wiedergabe des Bewegten; so wurde er der Vorläufer der Impressionisten (IV, § 399): Manet, Eugène Carrière und Degas knüpfen unmittelbar an ihn an. Mit dreizehn Jahren kam er in die Werkstatt des Malers José Luzan y Martinez in Zaragoza, dessen Bilder, Figuren in Tiepolos Art, treffliche Zeichnung und harmonische Farbengebung besitzen. Er selbst bezeichnet später die Natur, Velazquez und Rembrandt als seine Lehrmeister. Ein nächtlicher Zusammenstoß, bei dem es drei Tote gab, ließ ihn (1765) nach Madrid entweichen, und nach vierjährigem Aufenthalte zwang ihn ein romantisches Abenteuer, in dem er einen Dolchstich davontrug, nach Rom zu fliehen, wo er namentlich das wimmelnde Volksleben studierte. In Italien entstand sein erstes größeres Gemälde „Hannibal auf der Höhe der Alpen"; 1771 war er wieder in Zaragoza, wo er die Señora del Pilar mit Gewölbefresken (Gott Vater in Engelscharen) schmückte und die Kartause Aula Dei, in der Nähe der Stadt, ausmalte (Leben der Maria, unter dem Einfluß Tiepolos). 1775 verheiratete er sich in Madrid mit Josefa Bayeu, der Schwester seines Studiengenossen Francisco. Durch Mengs (IV, § 98) erhielt er den Auftrag, für die königliche Gobelinmanufaktur von S. Barbara in Madrid Zeichnungen zu entwerfen; bis 1791 entstanden so 45 Kartons (Vorwürfe, die an Teniers' Bilder erinnern: Bauerntanz, Rauferei, Spaziergang, der Straßensänger, Töpfermarkt, Ballspiel, Hochzeitszug, Blindekuh, Wäscherinnen u. a., jetzt im Prado). Durch Mengs dem König Karl III. empfohlen, wurde Goya Mitglied und nach fünf Jahren Direktor der Akademie (1785). In dieser Zeit entstanden eine Reihe Sittenbilder: der Reiseunfall, die überfallene Postkutsche, die Schaukel, die Cucaña (Kletterbaum), Hexen- und Spukbilder, Auswahl der Stiere für die Corrida (früher im Schloß Alameda beim Herzog von Osuna, jetzt im Besitz Duc de Montellano in Madrid), Karneval, Flagellantenprozession, Gerichtssitzung der Inquisition, das Irrenhaus (Akademie von S. Ferdinando), Majas (Manolas, Mädchen) auf dem Balkan (im Besitz der Komtesse de Paris). 1798 schuf er innerhalb dreier Monate die realistischen Fresken in der Kirche S. Antonio de la Florida bei Madrid (im Kuppelgewölbe: der h. Antonius erweckt einen Toten; unter den Zuschauer- und Engelgruppen allerhand Volkstypen, Bildnisse von der Straße). In seinen Porträts schildert er die ganze vornehme Welt Madrids mit unerbittlicher Wahrheit: den unfähigen König Karl IV., dessen sittenlose Gemahlin Maria Luise von Parma, die königliche Familie (großes Gruppenbild, mit dem Maler im Hintergrund, „eine Krämerfamilie, die das große Los gewonnen hat", urteilt Théophile Gautier), Brustbild der Königin (im Prado, 55 Bildnisse der königlichen Familie wurden von Goya gemalt), ihr unwürdiger Günstling Don Manuel Godoy (Akademie), König Ferdinand VII. (bei Visconde de Val de Erro und in der Akademie, Reiterbild), die Herzogin von Alba (Goyas Gönnerin, Madrid, Palacio de Liria) Goya und die Herzogin von Alba (Madrid, Marqués de la Romana), Marquesa de Pontejos (Madrid, Marquesa de Martorell), die Schauspielerin Tirana (Akademie), Donna Isabel Corbo de Porcel (das temperamentvollste Bildnis von Goyas Hand, 1806, London, National Gallery), Don Ramon Satué (bei Dr. Carvallo in Paris), der französische Gesandte Guillemardet (Louvre), Jesuitenpater Juan Antonio Llorente (der berühmte Geschichtschreiber der Inquisition, Berlin, Privatbesitz), die Dichter Gaspar Melchor de Jovellanos (Madrid, Marquesa de Villamejor), Don Juan Antonio Meléndez Valdes (Bowes Museum, Barnard Castle) und Don Leandro Fernandez de Moratin (Akademie S. Fernando), Bildnis seiner Frau Josefa Bayeu und seines Schwagers, des klassizistischen Malers Francisco Bayeu y Subias (Prado), Selbstbildnisse Goyas in Madrid im Prado (1826), in der Akademie (1815),

J. Luzan † 1785

beim Conde de Villagonzalo (das früheste), und die Radierung mit dem Bolivarhut in den Caprichos u. a.; 1799 malte er die bekleidete und die nackte Maja (Prado); aus dem Jahre 1781 stammt die Predigt des h. Bernardin von Siena und ein Christus am Kreuz für die Kathedrale San Francisco el Grande in Madrid, sowie die Erschießung von Straßenkämpfern durch die Franzosen (1808, Prado), die Wasserträgerin (Budapest) und das Milchmädchen. Im Alter vollständig taub, verbittert und bald ganz vereinsamt (von seinen zwanzig Kindern blieb nur eins am Leben) bezog er ein Landhaus bei Madrid, seine Quinta hinter der Segoviabrücke, vom Volke die Huerta del Sordo genannt, wo er einst in besseren Tagen die Romeria di San Isidro (ein Madrider Maifest, Prado) gemalt hatte; hier bedeckte er die Wände mit grausigen, heute schwer zu enträtselnden Phantasien (Knüppelkampf, Hexe und Dämon, Mörderin, Quelle des h. Isidro, Hexenfahrt, jetzt im Prado). Seine Gemälde bilden aber nur die eine Hälfte seines Ruhmes und seines Lebenswerkes, die andere liegt in seinen Radierungen begraben (Einzelblätter und fünf größere Folgen); aus ihnen spricht das Feuer seiner gemütlichen Erregtheit, seiner tollen Träume und Gedankenblitze. Wie in der Freskomalerei war ihm auch in der Radierung Tiepolo Vorbild gewesen. Aus dem Jahre 1778, in dem er nach Velazquez' Bildern radierte, stammt unter anderen der Blinde, der zur Gitarre singt, und aus den achtziger Jahren der Garottierte und der Riese. In 80 karikaturenhaften und phantastischen Radierungen, mit Aquatinta vertont (Caprichos „Einfälle") verspottet er Hof und Geistlichkeit und geißelt als Philosoph die Schäden und Laster der Zeit. Die von einem Pfuscher verdorbenen Sueños (Träume, fälschlich Sprichwörter, Proverbios, genannt, 18 Blatt) sind Geistesverwandte der Quinta-Wandbilder, ohne erklärende Bezeichnungen von Goyas Hand und darum kaum je zu entziffern. Die Disastres de la Guerra (18 Blätter, 1810 erschienen) schildern das Kriegselend in den Kämpfen der Guerilleros (Freischärler) gegen die Napoleonische Soldateska. In der Tauromaquia (Stiergefechte) verfolgt er wieder rein künstlerische Absichten. In den Jahren 1809 bis 1828 entstand sein lithographisches Werk (17 Blatt, darunter das Duell, die Spinnerin und die Tänzerin). Im Jahre 1824 siedelte er nach Bordeaux über, wo er am 16. April 1828 starb.

England

England hatte bisher keinen bedeutenden Künstler hervorgebracht und sich daher mit ausländischen Kräften beholfen: Holbein (§ 104) und van Dyck (§ 263) wurden vom Königlichen Hofe angeworben und brachten die Züge der hervorragendsten Persönlichkeiten, die eine politische Rolle spielten, und ihres Anhanges auf die Nachwelt. Im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts entstand indes eine durchaus national-englische Malerei, die rasch zu hoher Blüte kam und an künstlerischer Vollendung sogar die Länder des Kontinents überflügelte. Holbein und van Dyck wurden vorbildlich für die neue englische Kunst, deren Glanzleistungen auf dem Gebiete des Porträts liegen sollten.

W. Hogarth 1697—1764

William Hogarth, Maler, Zeichner, Radierer und Kunsttheoretiker, ist vorwiegend Sittenmaler von stark hervortretender, moralischer Tendenz, dessen beißende Satire und trockener Humor sich oft in häßliche und karikierende Formen kleidet; so wenig seine Historienbilder anmuten, so ansprechend sind die wenigen Bildnisse und Gemälde von Volkstypen, die er hinterlassen hat. Bekannt sind seine Ölbilderfolgen, die er später radierte oder radieren ließ: Heirat nach der Mode, sechs Bilder in der Londoner National Gallery, das Leben eines Wüstlings (acht Bilder), die Parlamentswahlen (vier Bilder) im Soane Museum in London, das Leben einer Dirne (im Privatbesitz), ferner: die sterbende Sigismonda, das Punschgelage, der Musiklehrer, die Kenner (in Petworth), der Dichter in Not (Grosvenor House), Crevettenmädchen, Miß Fenton, die Dienerschaft des Künstlers, Selbstbildnis mit dem Hunde (National Gallery), Garrick und Frau (Windsor), Captain Coram (Foundling Hospital). Er ist der Verfasser einer Ästhetik: Analyse der Schönheit, in der er u. a. auch die Lehre von der Schönheitslinie, der Wellenlinie, aufstellte. Richard Wilson ließ in Rom Poussin und Josephe Vernet auf sich wirken und ward in England der Vertreter der heroischen Landschaft, „der englische Claude Lorrain"; wie Poussin entnahm er seine landschaftlichen Motive der Umgegend Roms: Villa Maecens, der Averner See, Niobidenlandschaft in der Londoner National Gallery. Sir Joshua Reynolds, der einflußreichste unter den Begründern der englischen Malerei, ein treffsicherer Zeichner, der aber auch einem Tizian und van Dyck nachstrebte, wurde der Maler der vornehmen englischen Gesellschaft; besonders seine Kinderbildnisse sind von bestrickendem Reize; er soll über 2000 Bilder gemalt haben: der Prophet Samuel als Knabe, h. Familie, das Alter der Unschuld, die drei Grazien, Ugolino, in der National Gallery, der kleine Herakles und die Schlange,

R. Wilson 1714—1782

J. Reynolds 1723—1792

in der Eremitage, der Traum des Kymon, im Buckingham Palace, die Robinetta, Prinzessin Sophie Mathilde, Herzogin Georgiana, Herzogin Gloucester, in Windsor, General Abercrombie in Wien (Galerie Czernin), Selbstporträt, Lady Cockburne, Isabella Gordon, Sarah Siddons als tragische Muse, Gräfin Albemarle, die fünf Engelköpfchen (Bildnisse der kleinen Isabella Gordon) in der Londoner National Gallery, Nelly O'Brien, das Erdbeermädchen. Als Präsident der neugegründeten Akademie legte er in fünfzehn akademischen Reden seine theoretische Kunstauffassung nieder, die indes von den Wegen, die er selbst beschritt, in wesentlichen Punkten abweicht. Zu seinen Schülern und Nachahmern zählen John Hoppner (Bildnis der Lady Oxford in der National Gallery), John Opie, Verfasser von Vorlesungen über Kunst (Ermordung des Sängers Rizzio, Guild Hall in London) und George Watson, der erste Präsident der Royal Scottish Academy in Edinburg (Selbstbildnis in der Edinburger National Gallery). Thomas Gainsborough, der Zeit nach der vierte unter den großen englischen Malern dieser Epoche, ist natürlicher, selbständiger und vielseitiger als seine Vorgänger und Rivalen; er ist nicht nur hervorragend im Bildnis, sondern auch in der Landschaft, die meist durch anziehende Staffage belebt wird: Bildnis von Sarah Siddons, Dorfkinder, der Marktkarren, die Tränke, Familie Baillie, Mrs. Graham, in der National Gallery in London, der Blue Boy im Grosvenor House in London, der Herzog von Cumberland, Mrs. Robinson, in Windsor, Th. Linley und die Schwestern Linley, im Dulwich College. Mit George Romney beginnt bereits die Gruppe der jüngeren englischen Maler des Jahrhunderts; einst außerordentlich gefeiert, ist sein Ansehen mehr und mehr im Sinken begriffen, da er weder in Zeichnung noch in Farbe den größeren Meistern nahe kommt: Magdalenen- und Cäcilienbilder, Bacchantinnen und Nymphen, die er nach der schönen Emma Lyon, der späteren Lady Hamilton (IV, § 29), der Geliebten des Admirals Nelson, malte, in der Londoner National Gallery, Bildnisse in der National Portrait-Gallery, Shakespeare als Kind, umringt von den Leidenschaften u. a.

(Margin: J. Hoppner 1758—1810; J. Opie 1761—1807; G. Watson 1767—1830; Th. Gainsborough 1727—1788; G. Romney 1734—1802)

(Margin: Deutschland)

Wie das 17. (§ 263) bringt auch das 18. Jahrhundert Deutschland keinen nationalen Stil. In Anlehnung an italienische Vorbilder, an Correggios Nachfolger, an die Venezianer und Franzosen schaffen süddeutsche Maler namentlich phantasievolle Glorien und Apotheosen in Kirchen und Palästen.

(Margin: J. v. Schuppen 1680—1751; M. Unterberger 1695—1758; P. Troger 1698—1777; D. Gran 1694—1757; A. Maulpertsch 1724—1796; M. Knoller 1725—1804; J. Zick 1733—1797; B. Denner 1685—1749; J. Ridinger 1698—1767; C. Dietrich 1712—1774; J. Seekatz 1719—1768)

Jakob von Schuppen, der erste Direktor der von Karl VI. wiederbegründeten Wiener Kunstakademie, malt Altarblätter, besonders aber Bildnisse (in den meisten österreichischen Galerien). Von seinen Nachfolgern im Amte, Michel Angelo Unterberger und Paul Troger, stammen zahlreiche Altargemälde (von diesem: Christus am Ölberge, im Wiener Hofmuseum, Büßende Magdalena, in der Wiener Akademie, Fresken im Brixner Dom). Daniel Gran ist der Schöpfer der Kuppelgemälde der Wiener k. k. Bibliothek und der Malereien in den Schlössern Schönbrunn und Hetzendorf. Der „geniale Schwabe" Anton Franz Maulpertsch (Fresken in der Wiener Piaristenkirche) und der Tiroler Martin Knoller (Bildnis von Joseph Roos im Hofmuseum) zeichnen sich durch besonders fruchtbare Tätigkeit aus. Der Münchner Januarius Zick malte das Deckengemälde des Speisesaals im Schlosse Bruchsal. Eigene Wege geht der Hamburger Maler Balthasar Denner, der sich in seinen Bildern allzu peinlich an Details hält und darüber den geistigen Gehalt vernachlässigt (alte Frau, im Louvre, alter Mann, im Wiener Hofmuseum und in der Münchner Pinakothek). Johann Elias Ridinger, Schüler von Rugendas, zeigt sich in seinen Radierungen und Stichen als tüchtiger Schilderer des Tierlebens; namentlich haben es ihm die Tiere des Waldes angetan, und in seinen Bildern zur Schöpfungsgeschichte versucht er sich in der Darstellung alles möglichen in- und ausländischen Getiers. Der Dresdner Hofmaler Christian Wilhelm Ernst Dietrich und der Darmstädter Johann Konrad Seekatz (Bilder für Graf Thoranc, Goethemuseum in Frankfurt a. M.) bekunden eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit an die verschiedenartigsten Meister.

Fünftes Buch.

Das Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Der Sieg des germanisch-protestantischen Geistes in Deutschland und Nordamerika.

---

§ 369. Überschau und Vorblick. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt für die Geschichte Europas ein neuer Abschnitt. Er wird auf geistigem Gebiete charakterisiert durch die Aufklärung. Sie ist eine Äußerung jenes Individualismus, aus dem einst die Renaissance und die Reformation geboren worden waren (§ 1), der aber inzwischen durch den jesuitischen Katholizismus und die protestantische Orthodoxie zurückgehalten war. Sie tritt an die überlieferten Zustände und an den als unantastbar geltenden Inhalt des Glaubens und Denkens heran ohne Voraussetzung, prüft alles nach den Regeln des Verstandes und sucht alles dementsprechend zu gestalten. Sie hat vor dem Bestehenden, vor dem geschichtlich Gewordenen an und für sich keine Scheu und setzt ihm das Naturgemäße, das Naturrecht entgegen. Ihre Anschauungen vom Staat, mit denen wir es hier vor allem zu tun haben (vgl. im übrigen § 360 ff.), gehen aus von dem Gedanken der Volkssouveränität und der Entstehung des Staates durch Vertrag. Da ein Zusammenleben der mit gleichen Rechten geborenen Menschen ohne eine gewisse Ordnung unmöglich ist und einen Krieg aller gegen alle herbeiführen würde, so überträgt das souveräne Volk die Ausübung eines Teils der ihm zustehenden Souveränitätsrechte vertragsweise einer Regierung (einem Monarchen) und setzt dabei die Bedingungen fest, unter denen die Regierung die ihr übertragenen Rechte zu üben hat. Der Zweck dieses Vertrages, also auch der Zweck des Staates ist das allgemeine Wohl, das ohne eine solche Ordnung nicht zu erreichen ist. Die Abgrenzung der Rechte erfolgt in der Weise, daß das souveräne Volk sich die gesetzgebende (legislative) Gewalt vorbehält, der Regierung aber die ausübende (exekutive) überläßt. Erfüllt indes die Regierung ihre Pflichten nicht mehr, d. h. übt sie ihre Rechte nicht zum allgemeinen Wohl, so kann ihr das souveräne Volk diese Rechte wieder nehmen.

Staatstheorie der Aufklärung

Diese zuerst in England entwickelten Anschauungen waren im wesentlichen eine theoretische Formulierung der Grundsätze, die in den beiden englischen Revolutionen des 17. Jahrhunderts praktisch zur Anwendung gekommen waren und zur Begründung der parlamentarischen

Wirkung in England und Frankreich

Monarchie geführt hatten (§ 286, 289). Eben weil die Staatsordnung Englands diesen Theorien entsprach, hatten sie hier keinen oppositionellen Charakter mehr und haben keine weiteren gewaltsamen staatlichen Umwälzungen hervorgerufen. Wesentlich anders war die Lage in den absolutistisch regierten Ländern, denn die neue Theorie negierte die Grundlage des Absolutismus: die ausschließliche Souveränität des Königtums von Gottes Gnaden. Hier hatte die Vertragstheorie also einen dem jetzigen Regierungssystem feindlichen Charakter; doch wurde sie erst gefährlich, wenn der Absolutismus nicht mehr zum Wohl der Gesamtheit wirkte. Dies aber war in Frankreich der Fall, seitdem die schlimmen Seiten des Absolutismus deutlich hervortraten (§ 334). Gerade deshalb gewann die Aufklärung hier hervorragende Vertreter (§ 362) und wirkte, da die absolutistische Regierung nicht die Kraft zu Reformen fand, sehr wesentlich mit beim Ausbruch der großen Revolution (IV, § 1).

Aufgeklärter Absolutismus Friedrichs d. Gr.

Demgegenüber gewann Friedrich der Große ein unvergängliches Verdienst um die monarchische Staatsordnung, indem er die Aufklärungsideen annahm und vom Throne verkündete. Dadurch wurde er der Führer der neuen geistigen Bewegung und minderte die von ihr drohenden Gefahren. Es ist das ein ähnlich großartiger Vorgang wie die Verbindung Konstantins mit dem Christentum und die Kaiser Heinrichs III. mit der kirchlichen Reformbewegung (II, § 138). Friedrich der Große tat hier der Aufklärung gegenüber das, was Karl V. der Reformation gegenüber versäumt hatte (§ 33), was Kaiser Wilhelm I. in gewissem Sinne dem Sozialismus gegenüber versucht hat (IV, § 333). Indem Friedrich der Große sich als den „ersten Diener (Beamten) seines Volkes" bezeichnete und die Regierung zum Wohl des Volkes als Pflicht und Rechtstitel des Königtums erklärte, übernahm er das Berechtigte der neuen Ideen, ohne die Grundlage des Königtums zu gefährden. Er gab den Absolutismus nicht preis und brauchte das nicht, da ja der Absolutismus einst durch Förderung des Gesamtwohls entstanden war (§ 264), also praktisch eben den Zweck des Staates erfüllt hatte, den die Aufklärungstheorie ihm jetzt zuwies. Friedrich der Große gab der unumschränkten Staatsgewalt einen neuen sittlichen Inhalt (oder, wenn man will, den alten zurück), wurde der Begründer des aufgeklärten Absolutismus und rettete damit auch das Gottesgnadenkönigtum. Sein Beispiel aber wirkte mit, daß auch in anderen monarchischen Staaten die Aufklärungsideen Einfluß auf die Regierung gewannen, so in Österreich, Rußland, Portugal, Spanien, Dänemark und Schweden. In den romanischen Ländern wirkte die Aufklärung mit bei dem Kampfe, in dem diese Staaten ihre Autorität gegen das Überwuchern des geistlichen Einflusses zu wahren, in dem sie sich gegen die die landesherrlichen Rechte untergrabenden Lehren der Jesuiten zu behaupten suchten; ein Kampf, der mit der Aufhebung des Jesuitenordens endete. Das protestantische Preußen hatte an diesem Kampfe ebensowenig Anteil wie das protestantische England. Trotzdem aber blieb Friedrich der eigentliche Führer der neuen gewaltigen geistigen Bewegung. Als solcher gewann er eine überragende Stellung, und das kam auch der weltgeschichtlichen Bedeutung seines Staates zugute: die geistigen Kräfte bleiben eben doch für das geschichtliche Leben der wichtigste Faktor.

Und so ist es denn kein Zufall, daß die beiden Staaten, in denen

die Aufklärungsideen das öffentliche Leben beherrschten, England und Preußen, auch politisch einen gewaltigen Aufschwung nahmen. Das aber bedeutet ein Aufsteigen der germanisch-protestantischen Kräfte; und hier wieder muß daran erinnert werden, daß die Aufklärung ihre Wurzeln in dem protestantischen, also germanischen Individualismus hat. Dieser Aufschwung aber ist verbunden mit einer neuen Gruppierung der europäischen Staaten.

Aufsteigen der germanisch-protestantischen Kräfte

Mit dem Jahre 1740 trat an die europäische Politik, die seit dem Ende des Spanischen Erbfolgekrieges und des Nordischen Krieges von dem im ganzen doch kleinlichen und ängstlichen Streben nach Erhaltung des Gleichgewichts gelebt hatte, wieder eine große Frage heran, die Frage der österreichischen Erbschaft. Es handelte sich darum, ob der österreichisch-ungarische Staat der deutschen Habsburger ungeteilt bleiben oder in ähnlicher Weise zerschlagen werden sollte, wie das Reich der spanischen Habsburger; zugleich mußte damit entschieden werden, ob Österreich als Großmacht erhalten blieb oder nicht. Diese an sich schon wichtige Frage erhielt nun eine noch größere Bedeutung, weil sich mit ihr die Frage des deutschen Dualismus verband: die Frage, ob das junge Königreich Preußen eintreten solle in die Reihe der europäischen Großmächte. Bei der österreichischen Erbfrage machten sich zunächst die alten europäischen Gegensätze geltend. Frankreich, der alte Feind des Hauses Habsburg, vereinigte sich mit Bayern, seinem „ältesten Verbündeten in Deutschland", um Bayern zu einem Österreich ebenbürtigen, aber doch auf Frankreich angewiesenen Staate zu erheben und Österreich endgültig zu schwächen. Demgegenüber hatte Österreich in England einen Verbündeten, das wie Österreich alter Gegner Frankreichs war, auch im Spanischen Erbfolgekriege gegen Frankreich gekämpft und zugleich seine selbstgewählte Dynastie, also seine Unabhängigkeit und seine Verfassung, gegen die von Frankreich unterstützten Stuarts verteidigte. Friedrich der Große aber griff im Vertrauen auf die innere Kraft seines Staates mit fester Hand zu und bemächtigte sich des österreichischen Schlesiens; er wurde dadurch von selbst der Verbündete Frankreichs. Der Zweck des österreichischen Erbfolgekrieges, die Zerschlagung Österreichs, wurde nicht erreicht, doch behauptete Preußen in zwei Kriegen die Provinz Schlesien.

Politische Lage um 1740

1. Österreichische Erbfrage

2. Der deutsche Dualismus

3. Alte Gegnerschaften: a) Frankreich-Österreich

b) England-Frankreich

4. Preußens Aufsteigen

Mit dieser Betätigung seiner Kraft erhob sich Preußen, dessen König, wie wir wissen, zugleich der Vertreter der neuen Geistesbewegung war, zur europäischen Großmacht. Das bedeutete eine Störung der bisherigen europäischen Machtverhältnisse; da nun solche Störungen immer unangenehm empfunden werden, so entsteht in solcher Lage leicht eine gegen den aufstrebenden Staat gerichtete Bündnis-(Einkreisungs)politik. Sie nimmt natürlich ihren Ausgangspunkt von dem Staate, der sich am meisten geschädigt sieht. Das aber war Österreich, das nicht nur eine wertvolle Provinz verloren, sondern auch einen ebenbürtigen Rivalen für seine deutsche Vormachtstellung erhalten hatte. Es bemühte sich deshalb, Preußen von seiner Höhe wieder herabzustürzen, und suchte und fand dafür Bundesgenossen in Rußland, Sachsen und — Frankreich.

Bündnispolitik gegen Preußen (Neugruppierung der europäischen Mächte)

Von diesen Verbindungen ist die wichtigste die Österreichs und Frankreichs. Da die Feindschaft dieser beiden Staaten jahrhundertelang der festeste Punkt der europäischen Lage gewesen war, so

bedeutete ihr Bündnis eine Neugruppierung der europäischen Staaten. Den Anstoß dazu gab der zweite, schon aus dem Mittelalter überkommene und durch die koloniale Ausbreitung weiter entwickelte große europäische Gegensatz, der zwischen Frankreich und England. Wir wissen, daß England im spanischen und im österreichischen Erbfolgekriege mit den romanischen (bourbonischen) Mächten auch um die Herrschaft auf dem Meere und in den Kolonien gerungen hatte, und daß dieser Kampf im Aachener Frieden noch nicht ausgetragen war. Er nahm seinen Fortgang in Indien; wichtiger aber wurden die Gegensätze in Nordamerika. Hier stießen die englischen Kolonisten mit den französischen, die sie vom Hinterlande abzuschneiden drohten, feindlich zusammen. Daraus entwickelte sich ein englisch-französischer See- und Kolonialkrieg, und nun suchten England und Frankreich ihre kontinentalen Bündnisse für diesen Krieg zu verwerten. Da sich hier Österreich den englischen Wünschen ebenso versagte, wie Preußen den französischen, so lockerten sich die alten Bündnisse, und nun vermochte Kaunitz Frankreich für das große antipreußische Bündnis zu gewinnen, dessen Zweck die Herabdrückung der neuen protestantischen Großmacht auf den Stand der Markgrafschaft Brandenburg war.

Kolonialkrieg in Nordamerika

Preußens u. Englands Erfolge in Deutschland u. Nordamerika

Dieser kontinentalen Isolierung gegenüber hatte Preußen nur an England einen Bundesgenossen. Es standen also zusammen die beiden protestantisch-germanischen Großmächte, in denen die Aufklärungsideen Geltung gewonnen hatten. Im Siebenjährigen Kriege, der nicht bloß ein deutscher Krieg, sondern ein Weltkrieg war, behaupteten sie sich: er war die Feuerprobe für die Großmachtstellung Preußens und warf die Franzosen aus Nordamerika hinaus. Er sicherte also nicht nur in Deutschland die germanisch-protestantische Entwicklung, sondern entschied, daß auch Nordamerika germanisch-protestantisch wurde. Das war ein Ergebnis von allergrößter Wichtigkeit.

Rückwirkung auf Frankreich

Es traf Frankreich noch empfindlicher als Österreich. Dasselbe französische Königtum, dessen innere Regierung den Aufklärungsideen widersprach, hatte die auswärtige Stellung des Staates aufs schwerste geschädigt: der Zorn über beides entlud sich in der französischen Revolution. Österreich dagegen erschloß sich den Aufklärungsgedanken und suchte einen Ersatz für das verlorene Schlesien und seine gefährdete deutsche Stellung in Bayern; zugleich aber strebte es nach Erwerbung orientalischer Gebiete. Bei jenem Streben erlag es dem Gegenstreben Preußens, das hier die Führung der deutschen Fürsten übernahm, bei diesem stieß es auf ähnliche Bestrebungen Rußlands.

u. Österreich

Polnische u. orientalische Frage

Seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges trat die polnische und, mit ihr eng zusammenhängend, die orientalische Frage in den Vordergrund der europäischen Politik. Das durch Peter den Großen in das europäische Staatensystem eingeführte Rußland suchte Machterweiterung nach Westen und Süden. Es kam ihm dabei die durch innere Mißstände herbeigeführte Ohnmacht Polens zustatten, sowie die Tatsache, daß Österreich, das mit der Befreiung der christlichen Balkanvölker begonnen hatte, durch die deutschen Dinge in Anspruch genommen wurde. Eine Einverleibung Polens in Rußland wäre aber eine schwere Gefahr für Preußen und Österreich gewesen; um diese zu vermeiden, griff man zu dem Gewaltmittel der Teilungen des zum Widerstande und zur Selbständigkeit

in gleicher Weise unfähigen Polens; zugleich wurden dadurch die russischen Eroberungen im Orient eingeschränkt. Es blieb aber Rußlands Sehnsucht nach Konstantinopel und seine Rivalität mit Österreich bestehen, doch tauchte schon der Gedanke auf, diese durch eine Teilung der Balkanhalbinsel auszugleichen.

Während Preußen und Österreich sich nach Osten erweiterten, trat im Innern ein verhängnisvoller Rückschlag ein: die Regierung im Geiste der Aufklärung hörte auf. Damit ging die Führung auf geistigem Gebiete an **Frankreich** über, wo die neuen Ideen den Umsturz des Staates bewirkten und dann mit rücksichtsloser Kraft nach außen ausgriffen. An einer anderen Stelle hatten sie schon vorher zu einer Revolution geführt: gestützt auf die im Mutterlande geltenden Ideen erhoben sich die **nordamerikanischen Kolonien** gegen England und erkämpften sich ihre Unabhängigkeit. Einen Ersatz gewann **England** in Indien und Australien; dazu behauptete es den ersten Rang als See- und Kolonialmacht.

Revolution in Frankreich

Nordamerika

Erstes Kapitel.

Der Österreichische Erbfolgekrieg und die beiden ersten Schlesischen Kriege.

§ 370. Die österreichische Erbfrage und der Anfang des ersten Schlesischen Krieges. Nach Karls VI. Tode mußte es sich zeigen, ob die mit so vieler Mühe erreichte Anerkennung der Pragmatischen Sanktion wirklich den Wert hatte, den der Kaiser ihr beigemessen hatte, oder ob Prinz Eugen recht behalten würde, der in einem schlagfertigen Heere die beste Sicherung der Sanktion gesehen hatte. Zunächst protestierte gegen die Thronbesteigung **Maria Theresias Karl Albert von Bayern**, der Gemahl Maria Amalias, der jüngeren Tochter Kaiser Josephs I. Er gründete seine Erbansprüche aber nicht auf diese Ehe, sondern auf die 1546 geschlossene Vermählung (§ 311) Albrechts V. von Bayern mit Anna, der Tochter Ferdinands I., und auf das Testament des letzteren.

20. Okt. 1740

Maria Theresia 1740—1780 geb. 13. Mai 1717 gest. 29. Nov. 1780

Auf Grund einer in München befindlichen Abschrift dieses **Testaments** behauptete Karl Albert, daß Ferdinand den Nachkommen Annas die Erbfolge in Österreich nach dem Aussterben seiner „**männlichen** Erben" zugesprochen habe; in dem Wiener Originaltestament stand aber „**ehelichen**" statt „männlichen". Wenn damit die Berufung auf das Testament hinfällig wurde, so blieb doch bestehen, daß in dem **Ehevertrage** Anna sich ihre Erbrechte vorbehalten hatte für den Fall des Aussterbens der „männlichen" Nachkommen Karls V. und Ferdinands I. — Neben Bayern konnte Friedrich August III. von **Sachsen** als Gemahl Maria Josephas, der älteren Tochter Josephs I., Ansprüche erheben. Außerdem erklärten die **spanischen Bourbonen**, daß die Rechte der spanischen Habsburger auf sie als deren Rechtsnachfolger übergegangen seien; Königin Elisabeth wünschte auch für ihren zweiten Sohn Philipp (§ 336) ein italienisches Fürstentum, und das schien aus der österreichischen Erbschaft erreichbar.

Ansprüche Bayerns

Ansprüche Sachsens u. Spaniens

Karl Albert rechnete bei Durchführung seiner Absichten in erster Linie auf **Frankreich**, das unter Kardinal Fleury seine alte antihabsburgische Politik wieder aufgenommen und in den letzten Friedensschlüssen eine führende Rolle gehabt hatte (§ 335). Ehe aber hier etwas geschah, griff **Friedrich der Große** entscheidend ein. Er war aufs tiefste erbittert über die Art, wie Karl VI. seinen Vater in der Jülich-Bergischen Frage behandelt hatte (§ 350), hielt eine Abrundung seines Staates für

Frankreich

Preußen

nötig und war gewillt, die vom Vater gesammelten, aber nicht benutzten Machtmittel für die Ehre und Größe Preußens einzusetzen. An die Anerkennung der pragmatischen Sanktion hielt er sich eben wegen des österreichischen Verfahrens in der Jülich-Bergischen Frage nicht mehr gebunden, und so beschloß er, gestützt auf die alten Ansprüche auf Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf (§ 297, 301, 302), die Erwerbung Schlesiens.

Erster Schles. Krieg 1740—1742

Am 16. Dezember 1740 rückte er an der Spitze seiner Truppen in Schlesien ein und bemächtigte sich, von der protestantischen Bevölkerung (vgl. § 323) freudig begrüßt, in kaum vier Wochen des ganzen Landes bis auf Neiße; es geschah das, von einem kleinen Reitergefecht bei Ottmachau abgesehen, ohne Schwertstreich. Gleichzeitig mit dem Einmarsch erklärte er sich bereit, gegen die Abtretung Schlesiens die Bürgschaft für die deutschen Besitzungen Maria Theresias zu übernehmen und ihrem Gemahle seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben. Obgleich einige Minister sich für ein solches Abkommen aussprachen, lehnte Maria Theresia mit Entschiedenheit ab und sandte den Feldmarschall Neipperg nach Schlesien, um die Preußen zu vertreiben. Dieser aber wurde von Feldmarschall Schwerin, dem Friedrich nach dem ungünstigen Anfang der Schlacht die Leitung überließ, bei Mollwitz geschlagen. Glänzend bewährte sich dabei der Drill Friedrich Wilhelms I.

9. Jan. 1741

10. April 1741

Antiösterreichische Bündnisse

Das erfolgreiche Vorgehen Friedrichs ermutigte die übrigen Gegner Österreichs. In Frankreich gewann die Kriegspartei, die den Zeitpunkt zur Wiederaufnahme der Politik Ludwigs XIV. für günstig erklärte, die Oberhand; ihr Führer, der Marschall Belleisle, bereiste die deutschen Höfe, um für die Kaiserwahl Karl Alberts zu wirken. Zu Nymphenburg wurde zwischen Spanien und Bayern, in Breslau zwischen Frankreich und Preußen Bündnis geschlossen; mit Bayern vereinbarte Belleisle einen gemeinsamen Kriegsplan. Nach Beginn des Krieges schloß Sachsen mit Frankreich und Bayern Bündnisse, in denen ihm die Erwerbung Mährens in Aussicht gestellt wurde.

28. Mai 1741

4. Juni

31. Aug., 19. Sept.

In dem französisch-preußischen Vertrage gewährleistete Frankreich für Preußen den Besitz Niederschlesiens mit Breslau und versprach, Rußland durch einen Krieg mit Schweden zu beschäftigen (§ 345), sowie Karl Albert zu unterstützen. Dafür verzichtete Friedrich auf Jülich-Berg und sagte Karl Albert seine Kurstimme zu. — Nach einer Urkunde im Pariser Archiv soll Bayern mit Frankreich am 22. Mai einen Vertrag zu Nymphenburg abgeschlossen haben, wonach Frankreich am Rhein und in den österreichischen Niederlanden alle Städte und Landschaften, die seine Truppen besetzen würden, behalten, für etwa zurückzugebende aber entschädigt werden sollte. Dieser ungeheuerliche Vertrag ist sicher eine Fälschung, vorgenommen von österreichischer Seite beim Einmarsch der Bayern in Österreich, um Bayern in der öffentlichen Meinung Deutschlands zu schaden. Auch ohne solche Abtretungen würde indes Frankreich nach dem Sturze Österreichs unter einem Kaiser, der ihm seine Erhebung zu danken gehabt hätte, den maßgebenden Einfluß in Deutschland geübt haben.

Der gefälschte Nymphenburger Vertrag

Österr. Erbfolgekrieg 1741—1748

§ 371. Der Anfang des Österreichischen Erbfolgekrieges und das Ende des ersten Schlesischen Krieges (1741—1742). Mit der Einnahme von Passau (31. Juli) eröffneten die Bayern den Österreichischen Erbfolgekrieg. Bald darauf (15. Aug.) überschritt ein französisches Heer den Rhein und vereinigte sich mit ihnen zum Marsche auf Österreich, während ein zweites französisches Heer gegen Hannover vorrückte. Das Vorgehen des letzteren hing zusammen mit dem 1738 ausgebrochenen spanisch-englischen Seekriege (§ 336). Dieser Krieg, in dem Spanien damals bei Cartagena über die englische Flotte einen Sieg davongetragen

Spanisch-englischer Seekrieg

April 1741

hatte, verflocht sich mit dem österreichischen Kriege. Wie dieser spanische Seesieg ungünstig für Österreich war, so auch der Ausbruch des schwedisch-russischen Krieges (§ 345), durch den Maria Theresia die Aussicht auf russische Hilfe verlor.

Schwedisch-russischer Krieg Aug. 1741

Französisch-bayrische Kriegführung

Die in Österreich einrückenden Franzosen und Bayern besetzten Linz, wo Karl Albert die Huldigung der niederösterreichischen Stände empfing (2. Okt.), und bedrohten schon Wien, als sie von Paris den Befehl erhielten, nach Böhmen abzuschwenken. Der Kurfürst war damit nicht einverstanden, mußte sich aber fügen. Bei diesem Befehle hat wohl stark mitgewirkt der Wunsch der französischen Regierung, Bayern in fester Abhängigkeit zu halten: das konnte am besten geschehen, wenn Österreich zwar geschwächt, aber nicht vernichtet wurde. War damit auch ihre Hauptstadt zunächst gesichert, so befand sich Maria Theresia doch in großer Bedrängnis. Sie schloß deshalb, um die Truppen Neippergs aus Schlesien zur Verteidigung Österreichs heranziehen zu können, mit Friedrich den Geheimvertrag von Klein-Schnellendorf, in dem sie ihm Neiße überließ und die Abtretung Niederschlesiens beim Friedensschluß zusicherte. Friedrich hat sich hierbei wohl von der Absicht leiten lassen, sich seinen Gewinn zunächst einmal zu sichern, und von der Besorgnis, daß Frankreich durch den vollen Zusammenbruch Österreichs zu mächtig werden könnte. Wertvoller als dieser Vertrag, an dessen Bestand wahrscheinlich keiner der Vertragschließenden glaubte, war aber für Maria Theresia die Hilfe, die sie von Ungarn erhielt.

Vertrag mit Friedrich d. Gr. 9. Okt. 1741

Maria Theresia und Ungarn

Wäre, wie bei früheren französischen Angriffen (§ 273, 280, 319), ein Aufstand in Ungarn ausgebrochen und hätte dann etwa auch die Türkei den Krieg eröffnet, so wäre Maria Theresias Lage verzweifelt gewesen. Deshalb war es sehr wichtig, daß auf dem am 18. Mai 1741 eröffneten Reichstage in Preßburg eine Verständigung mit den Ungarn gelang. Die Erzählung, daß Maria Theresia, ihren am 13. März 1741 geborenen Sohn Joseph auf dem Arm, vor die Stände getreten sei, und daß die Ungarn in aufflammender Begeisterung gerufen hätten: moriamur pro rege nostro Maria Theresia! ist zwar unhistorisch, aber geschichtlich ist, daß Maria Theresia Begeisterung geweckt und nach Bewilligung der ungarischen Forderungen die Rüstung eines starken Heeres erreicht hat. Bei der Krönung umbrauste sie allgemeiner Jubel, ihre Darlegung, daß das Wohl Österreichs von den Ungarn abhänge, machte tiefen Eindruck, und da die Reichstagsartikel vom 20. Oktober Ungarn selbständig neben Österreich stellten, so zeigte sich bald der ritterliche Sinn der Ungarn in der Opferfreudigkeit für ihre schöne Königin.

25. Juni 174

Erfolge der Gegner Österreichs

Das aber war um so notwendiger, als nun auch Kursachsen in den Krieg eintrat (§ 370) und Friedrich den Kampf wieder aufnahm. Die Tatsache, daß Österreich den Klein-Schnellendorfer Vertrag nicht geheim hielt, gab ihm den Anlaß zum Abschlusse eines neuen Vertrages mit Bayern, worin er Karl Albert seine Kurstimme, sowie Böhmen, Ober- und Niederösterreich und Tirol zusagte, von ihm aber die Garantie für Schlesien und Glatz erhielt. Nun erschienen auch sächsische und preußische Truppen in Böhmen; Karl Albert wurde nach der Einnahme Prags als König von Böhmen ausgerufen. Anfang des nächsten Jahres erfolgte dann in Frankfurt seine Wahl und Krönung zum römisch-deutschen Kaiser.

4. Nov.

26. Nov.

24. Jan., 12. Febr. 1742

Umschwung zugunsten Österreichs

Freilich hatte sich damals die Lage schon sehr wesentlich zugunsten Österreichs geändert. Das Eintreten der Ungarn für Maria Theresia war ein großer moralischer Erfolg, wie ihn Österreich hier noch nicht erlebt hatte; und dazu betätigten auch die Tiroler ihre alte Treue gegen das Kaiserhaus. Diesem moralischen Erfolg entsprach der militärische. Die

ungarischen Truppen vereinigten sich mit den österreichischen und rückten unter Führung des Feldmarschalls Khevenhüller durch Niederösterreich gegen Bayern vor. Am Tage der Kaiserwahl Karl Alberts besetzten die Österreicher Linz und Passau, am Tage der Krönung erreichten ungarische Husaren München; die Bevölkerung Bayerns litt furchtbar unter den Greueltaten der von Menzel und Bernclau geführten wilden ungarischen Scharen, namentlich der Panduren. Seiner Erblande beraubt, geriet Kaiser Karl in solche Not, daß er nur durch französische Unterstützung seinen Unterhalt bestreiten konnte. Überhaupt galt dieser Kaiser von Frankreichs Gnaden dem deutschen Volke doch nur als Gegenkaiser und genoß wenig Ansehen.

24. Jan. 1742 — 12. Febr.

Erfolge Friedrichs

Noch aber blieb der auch von Khevenhüller als gefährlichster Gegner bezeichnete Preußenkönig. Er hatte inzwischen einen Vorstoß nach Mähren unternommen und Olmütz erobert; seine Reiter ließ er bis zur Donau schweifen. Gegen ihn sandte nun Maria Theresia ihren Schwager Karl von Lothringen, auf den sie besonderes Vertrauen setzte. Friedrich wandte sich nach Böhmen und besiegte hier Karl von Lothringen in der Schlacht von Chotusitz (oder Czaslau), der ersten, die er persönlich leitete. Diese Schlacht brachte den Frieden. In Österreich erkannte man, daß man zunächst des stärksten Gegners ledig sein müsse, um der übrigen vollständig Herr zu werden; dazu stellte Georg II. von England tatkräftige Hilfe in Aussicht, sobald durch einen Frieden mit Preußen sein Stammland Hannover vor einem preußischen Angriff sicher sein würde. Auf der anderen Seite traute Friedrich weder den Franzosen noch den Bayern noch den Sachsen und wünschte, wie er schon in Klein-Schnellendorf bewiesen hatte, sich seinen Gewinn zu sichern. So kam unter englischer Vermittlung der Präliminarfriede von Breslau zustande, der in Berlin zum definitiven Frieden umgewandelt wurde. Friedrich erhielt dadurch Schlesien, jedoch ohne Teschen und Troppau (heute österreichisch Schlesien), und Glatz. Seine Verbündeten waren entrüstet über den Bruch der Bündnisse und prägten das Wort: „Travailler pour le roi de Prusse.“ (vgl. unser: „Für den alten Fritzen“.) Sie mußten erkennen, daß er nicht fremde Interessen, sondern nur das eigne im Auge habe. Er hielt sich für etwaige neue Kämpfe gerüstet und suchte die neue Provinz fest an sich zu ketten; er unterstellte sie einem eigenen, nur für sie sorgenden Provinzialministerium.

26. Dez. 1741 — 17. Mai 1742 — Friede von Breslau-Berlin 11. Juni 1742 — 28. Juli

Erfolge Österreichs in Böhmen und Bayern

§ 372. Österreichs Erfolge 1742 bis 1744. Die militärischen und politischen Hoffnungen, die Maria Theresia zum Abschluß des Breslau-Berliner Friedens bestimmt hatten, schienen sich zu erfüllen. Karl von Lothringen und Fürst Lobkowitz rückten in Böhmen ein und belagerten Prag. Marschall Belleisle bewerkstelligte zwar mitten im Winter seinen vielbewunderten Rückzug von Prag nach Eger und wurde deshalb als zweiter Xenophon gepriesen; aber nach der Kapitulation Prags war Böhmen doch verloren, und im nächsten Frühjahr konnte sich Maria Theresia zur Königin von Böhmen krönen lassen. Bayern hatten die Österreicher im Herbst 1742 vor bayerisch-französischen Truppen wieder räumen müssen; jetzt gewannen Karl von Lothringen und Khevenhüller den Sieg bei Simbach (am Inn) und zwangen den bayerischen General Seckendorff zur vertragsmäßigen Übergabe des Landes: Maria Theresia

Dez. 1742 — 26. Dez. — 12. Mai 1743 — 13. Mai 1743 — 27. Juni

glaubte, einen alten Eroberungsplan (§ 319) wieder aufnehmend, in Bayern einen Ersatz für den Verlust Schlesiens finden zu können.

England, Sardinien und die Niederlande für Österreich

Ebenso günstig gestaltete sich für sie die europäische Lage, und zwar in erster Linie durch die veränderte Haltung Englands. Der englisch-spanische Seekrieg war bisher im ganzen für Spanien glücklich verlaufen. Die Spanier hatten die Seeschlacht von Cartagena gewonnen (1741) (§ 371) und Truppen an der Küste Oberitaliens gelandet. Wegen dieser Mißerfolge trat der Minister Walpole, der England von dem kontinentalen Kriege ferngehalten hatte (§ 342), zurück (Febr. 1742), und sein Nachfolger Cateret richtete nun sein Augenmerk mehr auf den deutschen Kriegsschauplatz. Es entsprach das der persönlichen Politik Georgs II., dem die Stellung Hannovers besonders am Herzen lag (§ 342). Ungefähr gleichzeitig schloß Karl Emanuel III. von Sardinien aus Besorgnis vor Spanien ein Bündnis mit Maria Theresia, die ihm mailändische Gebietsteile versprach (Febr. 1742). Die erste Frucht dieses Bündnisses war der Sieg, den der österreichische Feldmarschall Traun bei Camposanto (am Flusse Panaro) über die Spanier davontrug (8. Febr. 1743). Georg II. brachte auch die Niederlande zum Anschluß an Österreich und führte nun die aus englischen, holländischen, hannöverschen, österreichischen und hessischen Truppen bestehende „pragmatische Armee" rheinaufwärts. An demselben Tage, an dem Bayern ganz in österreichische Hände fiel, gewann Georg mit dieser Armee über den französischen Marschall Noailles den Sieg bei Dettingen (unweit Aschaffenburg) (27. Juni 1743).

Bündnisse gegen Frankreich und Preußen

Alle Feinde Maria Theresias (außer Preußen) waren geschlagen. Nun vermittelte Georg II. in seinem Hauptquartier Worms ein Bündnis zwischen Österreich, England und Sardinien (13. Sept. 1743), in dem diese Mächte sich zur Vertreibung der Bourbonen aus Italien verpflichteten und die pragmatische Sanktion garantierten, ohne den Breslau-Berliner Frieden zu erwähnen. Es folgte ein Vertrag zwischen Sachsen und Österreich, in dem Sachsen der Maria Theresia Hilfe zusagte, falls Friedrich den Breslauer Frieden verletzen würde, und dafür das Versprechen einer Entschädigung in Schlesien erhielt (20. Dez. 1744).

Gegenmaßregeln Frankreichs und Preußens

Unzweifelhaft richtete sich das erste Bündnis gegen die Bourbonen, also auch gegen Frankreich, das sächsisch-österreichische gegen Preußen. Es fragte sich, welche Antworten darauf erfolgen würden. Frankreich, wo damals nach Fleurys Tode Ludwig XV. selbst die auswärtige Politik leitete, erklärte unter dem Einfluß der kriegslustigen Herzogin von Chateauroux (§ 335) den Krieg an Sardinien und nach Abschluß eines Vertrages mit Spanien, des sogenannten zweiten bourbonischen Familientraktats (Okt. 1743), auch an England und Österreich (März, April 1744); zugleich beschloß man den Stuart Karl Eduard zu unterstützen (§ 342). Friedrich schloß in Versailles ein neues Bündnis mit Frankreich (5. Juni 1744) und dann in Frankfurt ein Bündnis mit Kaiser Karl VII. (24. Juli), nachdem er vergebens versucht hatte, für ihn eine Union deutscher Reichsfürsten unter gleichzeitiger Säkularisation der geistlichen Fürstentümer zustande zu bringen. Er war gewillt, den Gegnern zuvorzukommen.

Ob Maria Theresia damals einen Angriff auf Preußen beabsichtigt hat, mag dahingestellt bleiben: jedenfalls sah Friedrich in den Erfolgen Österreichs mit Recht eine Gefährdung Schlesiens, auf das Maria Theresia ehrlich noch nicht verzichtet hatte. Die Nichterwähnung des Breslauer Friedens in dem Wormser Bündnisse und der sächsisch-

Ostfriesland

österreichische Vertrag mußten seine Besorgnisse steigern. Dazu kam nun ein Konflikt mit Georg II. von England. Mit Karl Eduard erlosch in Ostfriesland das Fürstenhaus

25. Mai 1744

Cirkzena. Auf Grund einer 1694 dem Kurfürsten Friedrich III. zugesprochenen Anwartschaft

1732

hatte schon Friedrich Wilhelm I. für diesen Fall die Huldigung empfangen; so besetzte denn jetzt Friedrich ohne weiteres das Land. Dagegen protestierte Georg II., der darin eine Bedrohung Hannovers sah und selbst auf Grund einer Erbverbrüderung als Kurfürst von Hannover Ansprüche erhob. Außerdem konnte neben andern auch der Fürst Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg, der spätere österreichische Staatskanzler, Ansprüche geltend machen.

Zweiter Schlesischer Krieg 1744—1745

§ 373. Der zweite Schlesische Krieg. Mit 80000 Mann „kaiserlicher Hilfstruppen" eröffnete Friedrich den zweiten Schlesischen Krieg. Er ergriff die „offensive Defensive", um „Deutschland seine Freiheit,

Friedrich in Böhmen

dem Kaiser seine Würde, Europa seine Ruhe wiederzugeben"; tatsächlich trieb ihn die Sorge um Schlesien, daneben dachte er an die Erwerbung

Aug. 1744

nordböhmischer Gebiete. Er führte seine Truppen durch Sachsen, von dem er auf Grund eines kaiserlichen Requisitionsschreibens freien Durchzug

16. Sept.

verlangte, nach Böhmen, zwang Prag zur Ergebung und drang bis Budweis vor. Die Folge war, daß Karl von Lothringen, der den Rhein überschritten hatte und sein an Stanislaus Leszczynski gefallenes (§ 332) Stammland Lothringen zurückerobern wollte, umkehrte, daß die Österreicher Bayern räumten und daß Karl VII. wieder in seine Hauptstadt München

17. Okt.

einziehen konnte.

Andere Mißerfolge Österreichs

Gleichzeitig verlief auch an anderen Stellen der Krieg zuungunsten Österreichs. Die Schlacht bei den Hyerischen Inseln zwischen einer

Febr. 1744

englischen und einer spanisch-französischen Flotte blieb zwar unentschieden, vereitelte aber doch einen englischen Anschlag auf Toulon; die Sardinier

Sept. 1744

wurden von Spaniern und Franzosen an der Stura besiegt; nach den österreichischen Niederlanden marschierte ein französisches Heer.

Friedrichs Rückzug aus Böhmen

Da trat gegen Ende des Jahres wieder eine für Österreich günstige Wendung ein. Friedrich der Große konnte sich in seiner weit vorgeschobenen böhmischen Stellung nur behaupten, wenn ein energischer Vorstoß der Franzosen erfolgte; diese aber führten infolge einer Erkrankung Ludwigs XV. den Krieg sehr saumselig und beschränkten sich auf die Einnahme

Nov. 1744

von Freiburg i. Br. So vermochte Karl von Lothringen, von ihnen nicht gehindert, nach Böhmen zu ziehen und konnte im Verein mit den nun auch im Felde erscheinenden Sachsen den Preußen die Rückzugslinien verlegen. Bei der Nähe des Winters wurde dadurch Friedrichs Stellung in

Nov.-Dez. 1744

Böhmen unhaltbar; er mußte Prag aufgeben und führte seine Truppen unter schweren Verlusten nach Schlesien. Maria Theresia triumphierte; sie hoffte Schlesien zurückgewinnen zu können, und in der Tat wurde Friedrichs Lage während des Winters sehr schwierig.

Umschwung zugunsten Österreichs

Auf Betreiben des sächsischen Ministers Brühl schlossen England, Österreich, Sachsen und Holland die Quadrupelallianz von

8. Jan. 1745

Warschau, worin England und Holland Subsidien zur Wiedereroberung Schlesiens versprachen; dieser Vertrag wurde dann ergänzt durch das

18. Mai

Leipziger Bündnis zwischen Sachsen und Österreich, das Sachsen die Erwerbung von Magdeburg, Krossen und Schwiebus in Aussicht stellte. Während so die Gegner Preußens sich zusammenschlossen, um den Preußenkönig auf den Stand des Markgrafen von Brandenburg herabzudrücken, verlor dieser den Rückhalt, den er bei Eröffnung des Kriegs gehabt hatte.

Dez. 1744

Der Tod der Herzogin von Chateauroux und die Gefangennahme des

Dez.

Marschalls Belleisle in dem hannöverschen Städtchen Elbingerode nahm

der für Friedrich wirkenden französischen Kriegspartei die Hauptstützen. Der Tod Kaiser Karls VII. aber führte zum Frieden zwischen Bayern und Österreich. Da kurz vorher die Österreicher abermals in Bayern eingedrungen waren, hatte schon Karl an den Frieden gedacht; jetzt betrieb ihn auch Maria Theresia, um sich ganz gegen Friedrich wenden zu können. So kam der Friede von Füssen zustande, in dem Karl Alberts Nachfolger Maximilian Joseph die pragmatische Sanktion anerkannte, seine Kurstimme dem Gemahle der Maria Theresia zusagte und dafür Bayern zurückerhielt.

20. Jan. 1745

Friede von Füssen 22. April 1745

Friedrich war nun in Schlesien allein auf die eigne Kraft angewiesen: die österreichischen Niederlagen in Italien und den Niederlanden (§ 374) brachten ihm unmittelbar keine Erleichterung. Aber eben in den nun folgenden Kämpfen bewährte sich Friedrichs Feldherrntalent ebenso wie die Schulung seiner Armee; das Alleinstehen in eigner Kraft hat Preußens Großmachtstellung geschaffen, hat Friedrich den Ruhm des „Großen" verliehen.

Friedrichs Erfolge

In der meisterhaft geleiteten Schlacht von Hohenfriedberg (Striegau) gewann er einen glänzenden Sieg über Österreicher und Sachsen; doch wurde dadurch seine Lage noch nicht wesentlich besser. Der durch das schottische Unternehmen Karl Stuarts (§ 342) veranlaßte Versuch Georgs II., in Deutschland den Frieden zu vermitteln, scheiterte an der Kriegslust Maria Theresias; ihre Siegeszuversicht stieg noch, als ihr Gemahl von allen Kurfürsten mit Ausnahme Brandenburgs und der Pfalz zum Kaiser gewählt wurde. Mit Franz I. bestieg nun der erste Lothringer, der aber längst zum Habsburger geworden war, den deutschen Thron.

Schlacht bei Hohenfriedberg 4. Juni 1745

13. Sept. 1745

Franz I. 1745–1765

Inzwischen hatte Friedrich einen Vorstoß nach Böhmen unternommen; er besiegte hier Karl von Lothringen bei Soor, ging aber nach Schlesien zurück. Nun planten die Verbündeten einen Doppelangriff auf die Marken: ein österreichisches Heer unter Graf Grünne sollte im Verein mit sächsischen Truppen durch Sachsen, ein zweites Heer unter Karl von Lothringen durch die Lausitz nordwärts marschieren. Friedrich setzte diesen Angriffen zwei Quermärsche entgegen: er selbst rückte von Schlesien nach der Lausitz, Leopold von Dessau von Halle auf Dresden. Zuerst stießen Friedrichs Reiter auf den Feind und warfen die österreichische Vorhut bei Katholisch-Hennersdorf zurück, so daß Karl von Lothringen nach Böhmen auswich, um sich mit dem anderen Heere zu vereinen. Friedrich eilte nun der Elbe zu; an dem Tage, an dem er Meißen erreichte, schlug Leopold von Dessau auf dem Wege nach Dresden bei Kesselsdorf seine letzte große Schlacht, in der sich sein Sohn Moritz besonders hervortat. Sie endete nach heißem Ringen mit der Niederlage der von Rutowski, einem natürlichen Sohne Augusts des Starken, geführten Sachsen. Karl von Lothringen, der bis Dresden gekommen war, ging ohne Kampf nach Böhmen zurück; einige Tage nach der Schlacht zog Friedrich in Dresden ein.

Schlacht bei Soor 30. Sept. 1745

23. Nov.

Schlacht bei Kesselsdorf 15. Dez. 1745

18. Dez.

Nun fügte sich Maria Theresia in das Unvermeidliche; und da Friedrich keine neuen Abtretungen forderte, so kam schnell zwischen Preußen, Österreich und Sachsen der Friede von Dresden zustande: der Breslau-Berliner Friede wurde bestätigt und die Kaiserwürde Franz' I. von Friedrich anerkannt. Als der sieggekrönte König nach Berlin zurückkehrte, wurde er von seinem Volke als „der Große" begrüßt. Er hatte die Großmacht-

Friede von Dresden 25. Dez. 1745

stellung Preußens gesichert, dem Hause Habsburg-Lothringen aber seine europäische Machtstellung nicht entreißen können.

Krieg außerhalb Deutschlands

§ 374. Das Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges. Durch die Friedensschlüsse von Füssen und Dresden war der österreichische Erbfolgekrieg im Reiche zugunsten Österreichs beendet, obgleich Preußen für sich gesiegt hatte. Der Krieg gegen die auswärtigen Mächte aber nahm seinen Fortgang; während des letzten deutschen Kriegsjahres hatten diese sogar große Erfolge zu verzeichnen. In Italien hatten die Spanier und Sept., Dez. 1745 Franzosen die Sardinier bei Bassignano besiegt und Mailand besetzt. In den Niederlanden hatten die Franzosen unter Führung des Marschalls Moritz von Sachsen, eines Sohnes Augusts des Starken und der 11. Mai 1745 Aurora von Königsmark (§ 309), bei Fontenoy über den Herzog Wilhelm von Cumberland, den zweiten Sohn Georgs II., gesiegt und weite Teile Belgiens erobert. Der in Schottland gelandete Karl Eduard Juli 1745 Stuart bedrohte den Thron Georgs II. (§ 342), was diesen veranlaßte, seine Truppen aus den Niederlanden abzurufen. Endlich begann der unternehmende Dupleix, in Indien ein großes französisches Kolonialreich unter Zurückdrängung Englands zu gründen (§ 410).

Der Abschluß des Dresdner Friedens ermöglichte es nun den Österreichern, mit größeren Truppenmassen in Italien aufzutreten und steigerte in Frankreich die Neigung zum Frieden. Der österreichische General Browne 15. Juni 1746 Sept. siegte bei Piacenza, besetzte Genua, das sich den Feinden Österreichs angeschlossen hatte, und unternahm auf Drängen Englands, das die Er- Nov. oberung Toulons wünschte, einen Einfall in die Provence. Infolge der Erhebung Genuas und des Nahens eines französischen Heeres mußte 1747 Browne zurück: Genua konnten die Österreicher nicht behaupten (§ 338), aber im ganzen blieb ihre Lage in Italien günstig, zumal ein französischer Angriff auf Piemont bei Col d'Assiette zurückgewiesen wurde. Günstig für sie 27. April 1746 war auch die Schlacht bei Culloden: Wilhelm von Cumberland schlug endgültig den stuartschen Prätendenten (§ 342) und konnte mit seinen Truppen auf den belgischen Kriegsschauplatz zurückkehren.

Trotzdem blieben hier die Franzosen unter Moritz von Sachsen Febr. 1746 im Vorteil. Er hatte nach dem Abzug Cumberlands auch Brüssel genommen und fast das ganze Land besetzt; jetzt besiegte er den zurückgekehrten 11. Okt. 1746 Cumberland bei Rocoux (Rocourt, unweit Lüttich). Anfang des nächsten 1747 Jahres drangen dann die Franzosen auch in die Vereinigten Niederlande ein; wie 1672 (§ 271) erfolgte hier eine Revolution, durch die Wilhelm IV. Generalstatthalter wurde (§ 343), doch blieben die 1672 Juli, Sept. 1747 errungenen militärischen Erfolge jetzt aus. Die Franzosen siegten bei Mai 1748 Laveld, erstürmten Bergen op Zoom und eroberten auch Maastricht.

Diese Siege Frankreichs wurden indes wieder ausgeglichen durch die Erfolge, die die Engländer zur See errangen. Sie eroberten die 1745 Insel Kap Breton (Louisbourg) in Nordamerika, besiegten unter Admiral Mai 1747 Anson eine französisch-spanische Flotte bei Kap Finisterre und ge- Okt. 1747 wannen einen weiteren Seesieg bei Belle-Isle. Die Einnahme von Madras durch die Franzosen (§ 410) änderte nichts an der Tatsache, daß der französische Seehandel vollständig gelähmt war. Da außerdem die Finanzen Frankreichs arg zerrüttet waren, ersehnte man den Frieden.

Während all dieser Jahre waren lebhafte diplomatische Verhandlungen zwischen den europäischen Mächten geführt worden. Die Versuche,

Friedrich den Großen wieder in den Kampf gegen Österreich hineinzuziehen, scheiterten. Das neue russisch-österreichische Bündnis erweckte zwar bei Maria Theresia neue Hoffnungen auf Schlesien (§ 377), vorläufig aber siegte die Friedenssehnsucht Frankreichs und der Seemächte. Nach langen Verhandlungen vereinbarten sie in Aachen die Friedenspräliminarien; widerstrebend fügte sich Maria Theresia, und so wurde denn von allen beteiligten Mächten der **Friede von Aachen** unterzeichnet.

2. Juni 1746 — 30. Mai 1748 — Friede von Aachen 18. Okt. 1748

Don Philipp erhielt Parma und Piacenza als spanische Tertiogenitur (§ 336), Sardinien einige Gebietsstücke in der Lombardei; sonst sollten alle Eroberungen in der Alten und Neuen Welt wieder herausgegeben werden. Damit fiel auch Madras wieder an England (§ 410). Anerkannt wurde die pragmatische Sanktion und die Kaiserwürde Franz' I., die Erwerbung Schlesiens für Preußen, sowie die protestantische Thronfolge in England. Der Assientovertrag (§ 320) wurde erneuert.

Ergebnisse

Mit diesem Frieden war der Versuch, Österreich in ähnlicher Weise zu zerschlagen, wie es mit Spanien geschehen war (§ 320), gescheitert: **Österreich war Großmacht geblieben** und hatte auch die Kaiserwürde behauptet. Daneben war **Preußen** als **neue Großmacht** anerkannt, freilich von Österreich nur mit Widerstreben; **Englands Seemacht** war trotz Herausgabe der eroberten Kolonien sehr gestiegen, doch war der Kampf um die Seeherrschaft noch nicht ausgetragen. In diesen beiden Punkten lagen die Keime zu neuen Konflikten.

Zweites Kapitel.

Der Siebenjährige Krieg und der englisch-französische Kolonialkrieg.

A. Die Bildung des Kriegsbundes gegen Preußen (Neugruppierung der europäischen Mächte).

Friedrichs Regierungsweise

§ 375. Friedrichs des Großen erste Friedenszeit. In den zehn Friedensjahren, die Friedrich dem Großen nach dem Dresdener Frieden beschieden waren, vollendete er den Staatsbau seines Vaters im Geiste des **aufgeklärten Absolutismus**. Dabei widmete er sich in nimmer rastender Tätigkeit seinen **Regierungspflichten**, fand aber dabei noch Muße zur Pflege eines **höheren geistigen Lebens** in schriftstellerischer Arbeit und geistvoller Geselligkeit.

Seine Regierungsweise war eine ganz persönliche. Alles leitete er selbst und betrachtete auch seine Minister nur als seine Gehilfen; eigentlich wußte nur sein Kabinettsrat Eichler, der seine Erlasse schrieb, um seine Pläne. An sich und seine Beamten stellte er die höchsten Ansprüche. Von früh 4 Uhr bis 10 Uhr abends war seine Tätigkeit genau geregelt: zehn Stunden gehörten den Staatsgeschäften, vier den Studien, zwei der Geselligkeit. Sein „höchster Gott" war seine Pflicht, und als Pflicht sah er die Sorge für die Wohlfahrt seiner Untertanen an, denn: „die Völker sind nicht um der Regenten, sondern diese um jener willen vorhanden". In der Erfüllung dieser Pflicht sah er das Recht des Absolutismus; obgleich er der Vertragstheorie über die Entstehung des Staates zustimmte (§ 369), dachte er nicht daran, dem Volke Anteil an der Regierung zuzugestehen. „Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk", so etwa wird man diesen Absolutismus bezeichnen können. In der entschiedenen Betonung der Fürsten**pflicht** unterschied sich Friedrichs Absolutismus von dem entarteten,

dessen Vertreter nur Fürstenrechte kannten. Es entsprach das der vom Vater geübten Praxis, entsprach auch der christlichen Moral, die Friedrich stets hochhielt.

Verwaltung

In der Verwaltung blieb im wesentlichen die Behördenorganisation des Vaters bestehen. Im Generaldirektorium, für das der König 1748 neue Instruktionen erließ, wurden neben die vier Provinzialdepartements (§ 350) zwei Realdepartements gestellt, nämlich ein schon 1740 eingerichtetes Ministerium für Handel und Gewerbe und das 1746 geschaffene Kriegsministerium. Daneben bestand seit 1742 ein eignes Ministerium für die neuerworbene Provinz Schlesien (§ 371), der der König große Sorgfalt zuwandte.

Rechtspflege

Als eine besonders wichtige Aufgabe erschien dem Könige die Reform der Rechtspflege. Er wollte einen Rechtsstaat in wahrem Sinne schaffen und verlangte eine völlig unparteiische und schnelle Rechtsprechung. Und da hat er in Samuel von Cocceji, der schon unter Friedrich Wilhelm I. Justizminister war, einen bedeutenden Gehilfen gefunden. Cocceji gewann Friedrichs volles Vertrauen, als es ihm gelang, innerhalb acht Monaten 2400 verschleppte Prozesse zu erledigen; der König gewährte nun keinem Minister so große Bewegungsfreiheit wie ihm. Cocceji sorgte in der neuen Prozeßordnung (codex Fridericianus Pomeranicus 1747 und Marchicus 1748) für Abkürzung und Vereinfachung des Verfahrens und wirkte dahin, daß die Richter anstatt der Sporteln feste Besoldung erhielten und dadurch unabhängig wurden. Der König verlangte aber auch eine neue Kodifikation des Rechts, d. h. „ein teutsches allgemeines Landrecht, welches sich bloß auf die Vernunft und Landesverfassung gründet". So entstand 1745—1751 das corpus iuris Fridericianum, das zwar nicht eingeführt, aber die Grundlage des Allgemeinen Landrechtes (§ 394) und, in alle Sprachen übersetzt, auch in anderen Ländern vorbildlich wurde.

Cocceji geb. 1679 gest. 1755

1747

Heer

Daß der König dem Heere seine volle Aufmerksamkeit widmete, ist selbstverständlich; mußte er doch damit rechnen, von neuem für Schlesien kämpfen zu müssen. So vermehrte er die Armee bis zum Jahre 1756 auf etwa 150000 Mann und überwachte ihre Ausbildung mit größter Sorgfalt.

Finanzen

Diese Rüstung war nur möglich bei einer guten Finanzverwaltung; der König brachte die Einnahmen 1752 auf 12 Millionen, wovon vier Fünftel für die Armee verwandt wurden, und hatte 1756 einen Staatsschatz von über 13 Millionen.

Wirtschaft

Schon das ist ein Beweis für das wirtschaftliche Gedeihen des Staates. Daß der König dafür großes Interesse hatte, bekundete er durch die schon erwähnte Errichtung eines besonderen Handels- und Gewerbeministeriums. Er lebte in den Anschauungen des Merkantilismus und suchte durch Einfuhrzölle und Einfuhrverbote die heimische Industrie zu fördern. Aber auch die innere Kolonisation des Vaters setzte er fort. Er entwässerte den Oderbruch und zog viele fremde Ansiedler ins Land; diesen schenkte er Ackerland und Holz zum Hausbau, befreite sie auch für einige Zeit von Steuern und vom Heeresdienst. Die Lage der Bauern suchte er möglichst zu bessern, so daß er als „Bauernkönig" bezeichnet wurde. Für den allgemeinen Aufschwung spricht, daß die Bevölkerungszahl 1740 rund 2220000, 1753 in den alten Provinzen 2616000 betrug.

Kirche

Daß der König in kirchlicher Hinsicht volle Toleranz übte, wissen wir schon (§ 351); es war auch für einen Anhänger der Aufklärung selbstverständlich. Persönlich stand er dem positiven Christentum fremd gegenüber, hielt aber den Glauben an einen persönlichen Gott im Sinne des Deismus (§ 361) fest und vertrat stets die Grundsätze der christlichen Moral. Gerade weil sein Staat vorwiegend protestantisch war, schien er die Katholiken sogar zu begünstigen, baute ihnen z. B. die Hedwigskirche in Berlin; jedoch sorgte er für Verminderung der katholischen Festtage und verhinderte ein Anwachsen des kirchlichen Besitzes. Mit Papst Benedikt XIV. stand er sehr gut, und dieser erkannte nun auch den preußischen Königstitel an.

Wissenschaft

Der Pflege der Wissenschaften sollte vor allem die 1744 wiederhergestellte Berliner Akademie dienen, doch erhielt sie einen stark französischen Charakter. Ihr Präsident wurde der französische Mathematiker Maupertuis; es gehörten ihr an der wegen seiner freigeistigen Denkungsart aus Frankreich verwiesene witzige Spötter La Mettrie und der materialistische Philosoph d'Argens, von deutschen Gelehrten der Philosoph Wolff, der Mathematiker Euler, später Sulzer (§ 354); die Sprache der Akademie war französisch.

geb. 1698 gest. 1759

Kunst

Die Baukunst förderte er durch den Bau des Opernhauses, des Invalidenhauses, des Domes und vor allem des Schlosses Sanssouci, das der Baumeister Knobelsdorff (§ 366) in den Jahren 1745 bis 1747 errichtete. Dazu kam nach dem Siebenjährigen Kriege noch das Neue Palais. Für Oper und Ballett hatte der König viel Interesse.

Tafelrunde in Sanssouci

An der Tafelrunde in Sanssouci sammelte Friedrich einen Kreis geistvoller Männer um sich; in der Unterhaltung mit ihnen suchte er Erholung von seiner Regenten-

tätigkeit. Allerdings waren das zumeist Ausländer: die Franzosen d'Argens, La Mettrie, Maupertuis, d'Alembert, der Italiener Algarotti, der Schotte Keith; von Deutschen ist Graf Gotter zu erwähnen. Zu ihnen gehörte eine Zeitlang auch Voltaire (§ 362). Friedrich stand seit 1736 mit ihm in Briefwechsel. Voltaire hatte den König mehrmals besucht und siedelte 1750 auf dessen dringende Einladung nach Potsdam über; er wurde Kammerherr, erhielt ein Gehalt von 5000 Talern, Wohnung und Tafel im Schloß, sowie den Orden pour le mérite. Der König bewunderte den Geist Voltaires, konnte sich aber mit seinen Charaktereigenschaften nicht befreunden. Infolge eines schmutzigen Prozesses, den Voltaire führte, entstand eine Verstimmung; der Bruch trat ein, als Voltaire eine sehr boshafte Satire gegen Maupertuis veröffentlichte, die der König verbrennen ließ. Voltaire verließ Potsdam und mußte den Orden und den Kammerherrnschlüssel herausgeben; doch ist später wieder ein Briefwechsel angeknüpft, der bis 1778 dauerte. Verschönt wurde die edle Geselligkeit in Sanssouci auch durch die Musik; Friedrich spielte hier selbst mit seinem Lehrer Quanz die Flöte. — Völlig fern blieb diesem Kreise die Königin; sie wurde stets mit allen ihr gebührenden äußeren Ehren behandelt und war der Mittelpunkt der offiziellen Berliner Hoffestlichkeiten, aber Sanssouci hat sie nie gesehen; irgendwelche innere Beziehung zwischen ihr und dem Könige bestand nicht

1750—1753

1753

Die Königin

Von den literarischen Werken Friedrichs mögen vor allem seine historischen genannt werden. Die Histoire de mon temps (Geschichte der beiden ersten Schlesischen Kriege) hat er vielleicht schon 1742—1743 begonnen, doch ist dieser Anfang verloren; erhalten ist dagegen die 1746 vollendete, vom König aber nicht veröffentlichte Fassung; in starker Umarbeitung hat sie der König erst 1775 herausgegeben. Sodann arbeitete Friedrich an den Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg. Eine Sammlung verschiedener Arbeiten (Gedichte, Briefe, Reden) ließ der König 1750 als œuvres du philosophe de Sanssouci drucken und widmete sie den Freunden von Sanssouci.

Literarische Tätigkeit

Bewundernswert steht so der große König zwischen zwei Kriegen. In rastloser Tätigkeit sorgt er für das Wohl seines Staates und stärkt ihn, umgeben von feindlichen Nachbarn, für die kommenden schweren Kämpfe; daneben aber bekundet er ein vielseitiges Interesse für die höchsten geistigen Aufgaben der Menschheit. Und wenn sich dies in französisches Gewand kleidet, so ändert das nichts an der Tatsache, daß er in seiner Politik mit der Zukunft Preußens auch die Zukunft des deutschen Volkes sicherte.

§ 376. Österreich im Innern. Maria Theresia hatte im Herzen auf Schlesien noch nicht verzichtet; sie erkannte aber, daß für einen neuen Krieg ihr Staat der innerlichen Kräftigung bedürfe, und ging mit ähnlichem fürstlichem Pflichtgefühl, wie ihr großer Gegner, an das Reformwerk heran.

Innere Politik Maria Theresias

Dabei nahm sie sich Preußen zum Vorbild und hatte noch vieles nachzuholen, was hier schon durch Friedrich Wilhelm I. erreicht worden war; vortreffliche Minister fand sie in dem Grafen Friedrich Wilhelm Haugwitz, der den Ständen gegenüber die landesherrliche Regierung stärkte, dem Grafen Rudolf Chotek, der die Finanzen ordnete, und dem Grafen (später Fürsten) Wenzel Kaunitz, der seit 1753 die auswärtige Politik leitete. Ihr Gemahl hat nur bei den finanziellen Fragen mitgewirkt. Das Ziel der Reformtätigkeit mußte, wie früher schon (§ 308), eine einheitlichere Verwaltung, ein festerer Zusammenschluß der einzelnen Landesteile, die Stärkung der absolutistischen Regierung gegenüber den Ständen sein. Sodann galt es, die Finanzen zu bessern und die wirtschaftliche Lage zu heben, sowie in Verbindung damit die militärische Leistungsfähigkeit zu stärken.

Kaunitz geb. 1711 gest. 1794

Ein engerer Zusammenschluß Österreichs und Ungarns gelang nicht, trotz der Hilfe, die Maria Theresia bei den Ungarn fand (§ 371), wohl aber wurde für die österreichischen und böhmischen Lande eine einheitlichere Verwaltung geschaffen. Dabei wurde 1749 die Justiz von der Verwaltung getrennt; jene wurde der „Obersten Justizstelle" unterstellt, diese dem Directorium in politicis et cameralibus, das sich 1761 in die „Deutsch-böhmische Hofkanzlei" umwandelte und etwa einem Ministerium des Innern entsprach. Neben ihr stand seit 1753 die Staatskanzlei als eigentliches Reichsministerium. Ein wichtiger Schritt zur einheitlichen Zentralverwaltung war damit geschehen, erreicht war sie aber noch nicht; selbstverständlich blieben auch besondere Zentralstellen für Ungarn-Siebenbürgen und für

Verwaltung

Illyrien-Banat. Noch weniger gelang es, trotz Einführung der staatlichen Kreisämter, die Lokalverwaltung dem Adel zu nehmen. — Ein großer Erfolg dagegen war die Heranziehung der bisher befreiten Stände (Adel und Klerus) zu den Steuern. Auch sonst gelang es, die Finanzen zu bessern und die Einnahmen zu mehren. Es trugen dazu die Zölle bei, die im Sinne des Merkantilismus eine einheimische Industrie fördern sollten. Für die Pflege des Handels wurde 1746 das „Universal-Kommerzdirektorium" errichtet; große Summen wurden für den Ausbau des Hafens von Triest aufgewandt. — Die Armee wurde auf 108000 Mann gebracht; ihre Ausbildung erfolgte nach preußischem Muster. In den Offizieren sollten Vertreter der gesamtösterreichischen Staatsidee geschaffen werden; 1752 wurde die adlige Militärakademie in Wiener Neustadt, 1754 eine Ingenieurakademie in Wien gestiftet. — Wie in Preußen wurde auch hier eine Besserung der Rechtspflege erstrebt. Maria Theresia wünschte ein gemeinsames österreichisches Recht zu schaffen. Die zur Ausarbeitung eines Zivil- und Strafrechts eingesetzte „Kompilationskommission" erließ 1767 den Codex Theresianus (Zivilrecht), der aber als unbrauchbar nicht eingeführt wurde; eine andere Kommission schuf 1768 die Constitutio criminalis Theresiana oder Nemesis Theresiana (Strafrecht), die von 1769 bis 1788 in Geltung war.

Finanzen — Industrie und Handel — Heer — Rechtspflege

Maria Theresia war persönlich eifrige Katholikin und hat deshalb keine wirkliche Toleranz gegen Protestanten und Juden walten lassen. Aber sie ergriff doch auf Drängen ihrer Minister Maßregeln gegen das Übergewicht der Kirche; päpstliche Erlasse sollten nur mit Erlaubnis der Regierung veröffentlicht werden, die Verwaltung des Kirchenvermögens sollte unter Oberaufsicht des Staates erfolgen und dergl. mehr. — Die Schule betrachtete sie als staatliche Angelegenheit und entzog sie dem alleinigen Einfluß der Kirche. Sie sorgte in diesem Sinne für die Universitäten und für die Gymnasien und schuf die österreichische Volksschule.

Kirche — Schule — 1774

Persönlich war Maria Theresia der Mittelpunkt eines glänzenden Hofhalts, ihrem Gemahl, dem sie 16 Kinder gebar, in aufrichtiger Liebe zugetan und bei ihrem Volke sehr beliebt. Daß ein neues Leben den österreichischen Staat durchflutete, war in der Hauptsache ihr Verdienst.

Maria Theresias Bündnispolitik

§ 377. Das österreichisch-russische Bündnis und die Haltung Sachsens. Durch den Eintritt Preußens in die Reihe der europäischen Großmächte wurde, wie schon gesagt (§ 369), am empfindlichsten Österreich getroffen. Maria Theresia hatte deshalb nur ungern in den Aachener Frieden gewilligt und richtete nun ihr Augenmerk auf die Demütigung des verhaßten Rivalen, d. h. auf die Rückgewinnung Schlesiens. Dazu rüstete sie sich zunächst durch die erwähnten inneren Reformen; zugleich aber suchte sie sich durch Bündnisse für den Revanchekrieg zu stärken.

Den Ausgangspunkt für das große antipreußische Bündnis bildeten die Beziehungen Österreichs zu Rußland, die auch deshalb wertvoll waren, weil sie eine gewisse Rückendeckung gegen die Pforte boten.

Rußland

Bei dem Charakter der Zarin Elisabeth hing die russische Politik sehr stark von persönlichen Motiven ab. Anfangs überwog der französische Einfluß, der ja bei ihrer Erhebung mitgewirkt hatte (§ 347), doch hielt sich Elisabeth in dem österreichischen Erbfolgekriege neutral. Sie beendete zunächst den Krieg mit Schweden, der von Frankreich angezettelt worden war, um Rußland eine Unterstützung Österreichs unmöglich zu machen (§ 345). Auch nach dem Frieden von Åbo blieb die zu Frankreich neigende, also habsburgfeindliche und damit auch preußenfreundliche Haltung zunächst noch bestehen: auf Friedrichs Empfehlung wurde der russische Thronfolger Peter mit Katharina von Anhalt-Zerbst verlobt (vermählt 1745), durch Elisabeth wurde die Vermählung des schwedischen Thronfolgers mit Friedrichs Schwester Ulrike Luise vermittelt. Allmählich aber gelang es dem Kanzler Bestuschew-Rjumin, Rußland in england- und österreichfreundliche Bahnen zu lenken.

1743 — 1744

Bestuschew war ein leidenschaftlicher Gegner Friedrichs des Großen und ließ sich von Österreich bestechen. Er erreichte die Entfernung des französischen Gesandten Chétardie, indem er dessen boshafte Berichte über den Petersburger Hof auffangen ließ und der Zarin vorlegte. Bestuschew erfüllte nun die Zarin mit Haß gegen Friedrich den Großen (§ 390), der sich ebenfalls abfällig über den russischen Hof geäußert hatte, und fand eine Stütze auch in deren Günstling, dem zum Grafen Rasumowskij erhobenen Kosaken Alexej Rosum. Dieser war wegen seiner schönen Stimme Kirchensänger der Hofkapelle in Petersburg geworden und hatte die Aufmerksamkeit der Prinzessin Elisabeth auf sich gelenkt; er wurde ihr Liebhaber und Vater mehrerer Kinder. Nach ihrer Thronbesteigung überschüttete sie den Geliebten mit Ehren und Schätzen, ließ sich 1742 heimlich mit ihm trauen, erhob ihn 1744 zum Grafen und 1756 zum Feldmarschall. Er behauptete sich in seiner Stellung am Hofe bis zum Tode Elisabeths, obgleich diese 1749 den Kadetten Iwan Schuwalow zu ihrem Geliebten erkor. Rasumowskij machte im Bewußtsein seiner geringen Bildung nicht den Versuch, eigne Politik zu treiben, sondern unterstützte die Bestuschews.

Bestuschew 1744

Rasumowskij

Noch während des österreichischen Erbfolgekrieges kam es, wie schon gesagt (§ 374), zu einem Bündnis zwischen Rußland und Österreich, das eine antipreußische Spitze hatte. Beide Mächte versprachen sich Hilfe im Falle eines preußischen Angriffs und verpflichteten sich, je 30 000 Mann an den preußischen Grenzen bereit zu halten, im Kriegsfall aber weitere 30 000 Mann marschieren zu lassen. Die Spannung zwischen Preußen und Rußland stieg dann immer mehr, so daß 1750 jeder diplomatische Verkehr abgebrochen wurde.

Österreichisch-russisches Bündnis 2. Juni 1746

Wie Bestuschew, war auch der sächsische Minister Graf Brühl ein eifriger Gegner Preußens, und Sachsen hatte schon während des zweiten Schlesischen Krieges auf seiten Österreichs gestanden (§ 373). Jetzt trat es zwar dem russisch-österreichischen Bündnis nicht bei, weil man fürchtete, daß Friedrich darin eine Verletzung des Dresdener Friedens sehen und über das wehrlose Land herfallen würde, doch ließ Brühl in Wien und Petersburg keinen Zweifel darüber, daß Sachsen im Kriegsfall sich gegen Preußen wenden würde.

Haltung Sachsens

Die Haltung Sachsens in dieser Zeit ist Gegenstand lebhaftester Erörterungen gewesen und bedarf deshalb einer kurzen Würdigung. Der Kurfürst Friedrich August II., der auch König von Polen war (§ 348), war ein kunstsinniger Fürst und weniger sinnlich als sein Vater, aber er war den Staatsgeschäften abhold und überließ die Regierung ganz dem Grafen Heinrich von Brühl, der 1736 Minister des Auswärtigen und 1746 Premierminister wurde. Dieser beherrschte den Kurfürsten unbedingt, wußte von ihm jeden andern Einfluß fernzuhalten, duldete neben sich keine selbständige Persönlichkeit und behauptete sich trotz vieler Gegner dauernd in der Gunst seines Herrn. Beim Aufsteigen in höhere Stellungen behielt er die früheren bei, erwarb sich, um Ämter in Polen zu erlangen, das polnische Indigenat und bezog ein ungeheures Einkommen. Seine schrankenlose Macht benutzte Brühl nun in erster Linie zum Genuß, zur Prachtentfaltung, zu großartigen Bauten, zur Sammlung von Kunstwerken. Dabei gerieten die Finanzen trotz Erhöhung der Steuern in solchen Verfall, daß die Steuerkasse schließlich die Zinsen nicht mehr zahlen konnte und im Jahre 1756 die Gehalte 22 Monate rückständig waren. Gespart wurde dagegen am Heere, das trotz Rutowskis (§ 373) Widerspruch von 42000 auf 19000 Mann herabgesetzt wurde und sehr schlecht ausgerüstet war. Aus dieser Verwaltungsweise muß dem Minister (dem Kurfürsten insoweit, als er die Dinge gehen ließ) ein um so schwererer Vorwurf gemacht werden, weil er wußte, daß ein neuer Krieg bevorstand, weil er diesen sogar selbst betrieb: unter diesen Umständen hätte er alles tun müssen, um die Leistungsfähigkeit Sachsens zu steigern. Wegen der antipreußischen Richtung seiner Politik wird man dagegen dem Minister kaum einen Vorwurf machen können; man darf hier nicht nach dem Erfolge, nicht vom heutigen Standpunkte aus urteilen, sondern muß sich in die damalige Lage versetzen. Seit Vater August hatten sich die sächsischen Albertiner an das Haus Habsburg angeschlossen (§ 177), eine Verbindung, die durch den Übertritt zum Katholizismus und die Erwerbung der polnischen Krone noch enger geworden war. Auf der anderen Seite bestand zwischen Sachsen und Preußen seit den Zeiten des Großen Kurfürsten eine immer steigende Rivalität (§ 293). Wenn so die bisherige Entwicklung (daß diese durch eine falsche Politik

Friedrich August II. (III.) 1733—1763

Brühl geb. 1700 gest. 1763

Sachsens verschuldet war [§ 177], konnte an ihrer Nachwirkung nichts ändern) auf den Anschluß an Österreich hinwies, so schien dieser auch im Hinblick auf die Aussichten vorteilhaft, die ein Sieg an der Seite Österreichs eröffnete. Sachsen hat wohl nach Süden eine natürliche Grenze (Erzgebirge), nicht aber nach Norden; zudem weisen dorthin die Flüsse des Landes. Eine Vergrößerung Sachsens konnte verständigerweise nur nach Norden hin in Frage kommen, also auf Kosten Preußens; und dabei fiel noch ins Gewicht, daß Magdeburg und Halberstadt schon früher von Sachsen erstrebt worden waren. Alles in allem ist die antipreußische Politik Brühls sachlich nicht unverständlich; der Erfolg hat gegen sie gesprochen, aber für den Anschluß an Preußen war die Zeit noch nicht reif. Dazu gehörte erst der Verzicht auf die Rivalität und die Erkenntnis, daß mit diesem Anschluß die nationale Erneuerung Deutschlands verbunden sein würde.

Englisch-französischer Gegensatz

§ 378. Preußens Stellung zu England und Frankreich. Der Ausbruch des französisch-englischen Kolonialkrieges. Neben dem österreichisch-preußischen Gegensatz stand, wie gesagt (§ 374), als durch den Aachener Frieden nicht beigelegt, die Feindschaft zwischen England und Frankreich, die auch durch das Vorgehen Dupleix' in Indien (§ 410) neue Nahrung erhielt. Vom österreichischen Erbfolgekriege her war dabei England mit Österreich, Frankreich mit Preußen verbündet, und bis 1755 schien es, als ob diese Bündnisse bei einem neuen österreichisch-preußischen Kriege bestehen bleiben würden.

England u. Preußen

Zwischen Georg II. von England und Friedrich dem Großen (zwischen Oheim und Neffen, die in demselben Grade verwandt waren [Stammbaum 8a, 3, 11], wie später König Eduard VII. und Kaiser Wilhelm II.) herrschte eine starke persönliche Verstimmung. Georg II. sah in dem Aufsteigen Preußens eine Schädigung Hannovers und hatte sich mit dem preußischen Erfolge in Ostfriesland (§ 372) noch nicht ausgesöhnt. Mit England als Staat bestand noch ein besonderer Streitfall. Während des letzten Seekrieges hatten die Engländer viele preußische Handelsschiffe gekapert nach dem Grundsatze, daß alles Gut der Untertanen des Feindes, auch wenn es auf neutralen Schiffen verfrachtet wurde, gute Prise sei. Dem stellte Friedrich den (heute anerkannten) Satz entgegen, daß die Flagge die Ladung decke mit Ausnahme von Kriegskonterbande, und verlangte die Herausgabe der gekaperten Schiffe. Als das verweigert wurde, hielt Friedrich den Rest einer an England zurückzuzahlenden schlesischen Anleihe zurück. Seit 1750 war auch zwischen Berlin und London, wie gleichzeitig zwischen Petersburg und Berlin (§ 377), der diplomatische Verkehr abgebrochen; 1751 sandte Friedrich sogar einen schottischen Emigranten, einen Anhänger des Hauses Stuart, als Gesandten nach Paris, ein Schritt, der in London als direkte Beleidigung empfunden werden mußte. (Um das zu würdigen, vergegenwärtige man sich, was es bedeutet hätte, wenn England nach 1866 einen hannöverschen Welfen als Botschafter nach Paris geschickt hätte).

Preußen und Frankreich

Auf der anderen Seite stand Friedrich mit Frankreich sehr gut. Der Versuch des Grafen Kaunitz, der von 1750 bis 1752 Botschafter in Paris war, das französisch-preußische Bündnis zu sprengen, scheiterte; und er riet damals seiner Kaiserin, ehrlich auf Schlesien zu verzichten und mit Preußen Freundschaft zu schließen.

Englisch-französischer Kolonialkrieg

Da brach in Nordamerika der Krieg zwischen den englischen und französischen Kolonisten aus. Seit dem Utrechter Frieden (§ 320) war die Küste Nordamerikas von der Grenze des spanischen Florida bis zum Südufer der Lorenzbai englisch; französisch war dagegen Canada und das Mississippigebiet. Damit waren die englischen Kolonien in Gefahr, vom Hinterlande abgeschnitten zu werden; die französischen Kolonisten drangen im Ohiotale aufwärts, und in unmittelbarer Nähe des englischen Gebiets wurde Fort Duquesne gegründet. Hier stießen nun die englischen und französischen Kolonisten feindlich zusammen; Georg Washington lieferte hier mit virginischen Milizen den Franzosen ein Gefecht, in dem er geschlagen wurde. Aus diesen Kolonistenkämpfen wurde ein Krieg der beiden Staaten, als die Engländer ohne Kriegserklärung bei Neufundland zwei französische Schiffe wegnahmen und bis zum Ende des Jahres 300 französische Kauffahrer kaperten. Frankreich

1754 — 1754 — 8. Juni 1755

hatte den Konflikt vermeiden wollen und deshalb soeben den unternehmenden Dupleix, der im Begriffe stand, ein Kolonialreich zu schaffen, aus Indien abgerufen (§ 410); jetzt trieb das brutale Vorgehen der Engländer doch zum Kriege. Frankreich verlangte die Rückgabe der gekaperten Schiffe und begann die Belagerung von Port Mahon auf Menorca (§ 320). Darauf erklärte England den Krieg, vermochte aber die Einnahme Menorcas durch die Franzosen nicht zu hindern. — Wie wirkte nun dieser neue englisch-französische Seekrieg auf Europa zurück?

1754

April 1756

Mai

Juni

§ 379. Die Neugruppierung der europäischen Mächte. England und Frankreich machten den Versuch, ihre Verbündeten in den ausgebrochenen Krieg hineinzuziehen; indem ihnen dies nicht gelang, lösten sich die bisherigen Bündnisse.

Lockerung der bisherigen Bündnisse:

a) des englisch-österreichischen

Für England war es wichtig, seine kontinentalen Interessen gegen etwaige Bedrohung durch Frankreich zu sichern, ohne dabei selbst eine größere Kraftentfaltung aufbieten zu müssen. Diese Interessen bestanden in dem Schutz der österreichischen und der Vereinigten Niederlande, sowie mit Rücksicht auf die persönliche Stellung des englischen Königs in der Deckung Hannovers. In England wünschte man hierfür seinen bisherigen Verbündeten, Österreich, heranzuziehen. Nun aber hatte Maria Theresia für ihren entfernten belgischen Besitz sehr wenig Interesse, zumal dessen wirtschaftliche Entwicklung durch die gerade auf englischen Wunsch erfolgte Aufhebung der Ostender Kompanie (§ 331) unterbunden worden war. Sie lehnte deshalb nicht nur die von England geforderte Verstärkung der österreichischen Truppen in Belgien ab, sondern verlangte sogar, daß die Verteidigung Belgiens in der Hauptsache auf Kosten der Seemächte erfolgen sollte. Weiter hatte Österreich keine Neigung, zum Schutze Hannovers ein Heer aufzustellen, wie umgekehrt England nicht gewillt war, zur Wiedergewinnung Schlesiens Hilfe zu leisten, weil es dann einen preußischen Angriff auf Hannover zu erwarten hatte. So versagte das englisch-österreichische Bündnis für die eigentlichen Interessen beider Mächte: es mußte sich also lockern.

b) des französisch-preußischen

Dasselbe aber gilt für das französisch-preußische Bündnis. Frankreich hätte die Engländer um so lieber in Hannover angegriffen, als es ihnen zur See nicht gewachsen war. Es wünschte, daß dieser Angriff von Preußen erfolge; Friedrich der Große aber wollte den Frieden erhalten und hatte zu einem solchen Angriff nicht die mindeste Neigung. So gingen auch hier die Interessen der Verbündeten auseinander: auch das französisch-preußische Bündnis mußte sich lockern.

Neue Bündnisse:

Weil also die bisherigen Bündnisse den damaligen Interessen nicht mehr entsprachen, erfolgten zu deren Wahrung neue Kombinationen. Daraus ergab sich das preußisch-englische Bündnis von Westminster und das österreichisch-französische von Versailles.

England hätte ja die Sicherung Hannovers durch ein Abkommen mit Preußen versuchen können. Dem stand aber der Haß des englischen Königs gegen seinen Neffen entgegen. Man knüpfte deshalb zunächst mit Rußland an und suchte Rußland zu einer preußenfeindlichen Politik zu veranlassen. Man wußte in England nicht, daß das gar nicht mehr nötig war, und zahlte an Bestuschew, die Zarin usw. große Bestechungsgelder, um sie zu einer Politik zu bringen, die diese längst trieben (§ 377). So kam es zu dem russisch-englischen Vertrage, nach dem sich Rußland verpflichtete, 70 000 Mann zum Schutze Hannovers bereitzustellen; mit ihnen sollte es bei einem etwaigen französisch-preußischen Angriff auf Hannover Preußen in den Rücken fallen.

Russisch-englischer Vertrag 30. Sept. 1755

Damit nicht genug, suchte das englische Ministerium die Deckung Hannovers nun doch auch noch durch ein Abkommen mit Preußen zu sichern; war doch der Haß gegen diesen Staat nicht in den englischen Staatsinteressen begründet, sondern eine persönliche Angelegenheit des Königs. Man teilte deshalb den englisch-russischen Vertrag in Berlin mit. Darauf bot Friedrich einen Neutralitätsvertrag für Deutschland an, der dann in Westminster abgeschlossen wurde. Beide Mächte verpflichteten sich, einen Einfall fremder Truppen in Deutschland zu verhindern; zugleich wurde der Streit über die gekaperten preußischen Schiffe (§ 378) durch einen Vergleich beseitigt.

a) preußisch-englischer Neutralitätsvertrag 16. Jan. 1756

Dieser Vertrag war rein defensiv, er sollte den Frieden in Deutschland sichern. Friedrich glaubte dadurch zugleich Rußlands Kriegslust zügeln und durch die russische Un-

tätigkeit auch Österreich zur Ruhe bringen zu können. Ob das gelingen würde, das hing vor allem davon ab, wie der Westminstervertrag in Frankreich wirken würde.

Wirkung in Frankreich

Eben um diese Zeit erschien ein französischer Gesandter in Berlin, um den König zum Angriff auf Hannover zu bestimmen. Friedrich lehnte ab und gab den Westminstervertrag bekannt. In Frankreich herrschte darüber große Erbitterung, erstens weil Friedrich nicht den Krieg für Frankreich führen wollte und mehr noch, weil er den Vertrag nicht vor Abschluß mitgeteilt hatte. Die Folge dieser Erbitterung war der Anschluß an Österreich.

b) österr.-französischer Vertrag

Kaunitz hatte den schon früher (§ 378) gehegten Plan eines österreichisch-französischen Bündnisses wieder aufgenommen, als England seine Mitwirkung zur Rückgewinnung Schlesiens verweigerte. Die der Marquise Pompadour und deren Günstling, dem Abbé Bernis, gemachten österreichischen Eröffnungen waren von diesen und ebenso von Ludwig XV. gut aufgenommen worden, auch deshalb, weil Friedrich boshafte Bemerkungen über den französischen Hof gemacht hatte. Die Nachricht vom Westminstervertrag überwand nun den Widerstand der französischen Minister und führte zu dem Vertrage von Versailles, in dem Frankreich und Österreich sich versprachen, im Falle eines Angriffs einander mit 24000 Mann zu Hilfe zu kommen.

Herbst 1755

1. Mai 1756

Auch dieser Vertrag war defensiv, doch erklärte Ludwig XV., daß er bereit sei, auch auf die österreichischen Angriffspläne einzugehen. Der Vertrag von Versailles war ein glänzender Sieg Österreichs, ein Mißgriff Frankreichs, das damit genötigt wurde, seine Kräfte, die es für den Seekrieg so nötig brauchte, auf einen Landkrieg zu verwenden, und zwar gegen den Staat, der das natürliche Gegengewicht gegen Habsburg, den alten Feind Frankreichs, bildete. Der französische Minister des Auswärtigen, Rouillé, war denn auch Gegner des Vertrags.

Ergebnis

Der österreichischen Diplomatie war die fast vollständige Isolierung (Einkreisung) Preußens durch Bündnisse der kontinentalen Nachbarmächte gelungen: eine Neugruppierung der Mächte hatte sich unter Überwindung einer Jahrhunderte alten Feindschaft (Österreich-Frankreich) vollzogen.

Österr.- und russische Angriffspläne

§ 380. Friedrichs Entschluß zum Kriege. Die von Österreich geschlossenen Bündnisse waren, wie das bei allen derartigen Bündnissen der Fall ist, der Form nach Verteidigungsbündnisse: tatsächlich indes war man seit 1755 in Wien und Petersburg zum Angriff auf Preußen entschlossen. Die Geheime Staatskonferenz in Wien beschloß schon am 21. August 1755 den Angriffskrieg. Bestuschew wünschte die Eröffnung des Krieges im August 1756, Kaunitz aber setzte den Aufschub bis zum Frühjahr 1757 durch; er erklärte, daß weder in Österreich noch in Rußland die Rüstungen bis August 1756 vollendet sein könnten, und hoffte bis zum nächsten Jahre auch Frankreich für den Angriffskrieg gewinnen zu können.

Friedrichs Friedenspolitik

Friedrich der Große hatte in all der Zeit aus guten Gründen die Erhaltung des Friedens als Hauptziel seiner Politik verfolgt. Mochte er an sich auch eine Abrundung Preußens durch sächsische und westpreußische Gebiete für erstrebenswert ansehen: bei der damaligen Weltlage konnte er nicht darauf rechnen, durch einen Angriffskrieg neuen Gewinn davonzutragen; viel näher lag die Gefahr, dadurch das erworbene Schlesien wieder zu verlieren.

Nachrichten von den österr.-russischen Kriegsrüstungen

Da erhielt er die Nachricht, daß 140000 Russen nach Livland vorrückten, und daß österreichische Truppenbewegungen in Böhmen stattfänden. Weiter erfuhr er durch die Verräterei des sächsischen Kanzlisten Menzel, der ihm Abschriften der in Dresden eingehenden Aktenstücke übermittelte, von den russisch-österreichischen Rüstungsplänen. Eine Mitteilung aus Petersburg „im engsten Vertrauen von sehr guter Hand" (von dem für Friedrich begeisterten Großfürsten Peter, dem Neffen Elisabeths und

späteren Zaren Peter III.) besagte, daß im Frühjahr 1757 Österreich mit 80000, Rußland mit 120000 Mann angreifen würde. Das wurde aus dem Haag auf Grund eines Berichtes des holländischen Gesandten in Petersburg bestätigt.

Friedrichs Entschluß zum Kriege

Unter diesen Umständen *beschloß Friedrich den Feinden zuvorzukommen.* Er wollte keine „Nasenstüber" in Empfang nehmen und hoffte, „die Verschwörung zu brechen, ehe sie zu stark wird". Er meinte, Österreich schlagen zu können, bevor die übrigen Mächte gerüstet seien, und dadurch den Krieg gegen das verbündete Europa vielleicht zu vermeiden. Auf direkte Hilfe Englands, das soeben Menorca verloren (§ 378) hatte und seine Kräfte für den Seekrieg brauchte, rechnete er nicht, doch schien ihm ein türkischer Angriff auf Rußland nicht unmöglich. Dem englischen Gesandten Mitchell setzte er seine Pläne auseinander; dieser riet ab unter Hinweis auf den defensiven Charakter der Bündnisse, erreichte aber damit nur, daß Friedrich vor dem Friedensbruch erst *Erklärungen von Österreich forderte.*

17. Juli 1756

Anfragen in Wien

Der preußische Gesandte in Wien mußte anfragen, ob die Truppenansammlungen in Böhmen den Zweck hätten, Friedrich anzugreifen. Die Kaiserin antwortete, die Maßregeln seien zu ihrer und ihrer Verbündeten Sicherheit ergriffen, zielten aber auf niemandes Nachteil ab. Nun ließ Friedrich unter Hinweis auf die ihm bekannten Angriffspläne von der Kaiserin die Zusage fordern, daß sie ihn „weder in diesem noch im nächsten Jahre angreifen werde". Eine Antwort hierauf lehnte die Kaiserin ab.

26. Juli

21. Aug.

Einmarsch nach Sachsen

Am 25. August erhielt der König diesen ablehnenden Bescheid, am 26. erließ er die Befehle zum Vormarsch: *am 28.* setzte er sich an die Spitze der Potsdamer Truppen, noch am gleichen Tage *überschritten die preußischen Vortruppen die sächsische Grenze.*

28. Aug.

Friedrichs offensive Defensive

Wir haben die Vorgänge seit 1748 etwas eingehender behandelt, weil über den *Ursprung des Siebenjährigen Krieges* die Ansichten noch auseinander gehen. Der hier vorgetragenen Meinung steht die andere gegenüber, die in Friedrichs Friedensbruch nicht die *notgedrungene Abwehr eines drohenden fremden Angriffs,* sondern *einen Angriff zum Zweck der Eroberung Sachsens,* womöglich auch Westpreußens, sieht. Allerdings habe auch Kaunitz einen Krieg zur Rückeroberung Schlesiens vorbereitet, doch sei Friedrich der eigentliche Eroberer; höchstens könne man zugeben, daß „zwei Offensiven aufeinander gestoßen" seien. Diese Ansicht stützt sich nicht zum wenigsten auf das sogenannte *politische Testament* Friedrichs aus dem Jahre 1752, in dem er Sachsen, Westpreußen und Schwedisch-Pommern als die Gebiete bezeichnet, die Preußen nötig habe. Es ist ohne weiteres, durch einen Blick auf eine historische Karte klar, daß die Erwerbung dieser Gebiete eine für Preußen sehr wünschenswerte Abrundung gewesen wäre; aber wenn Friedrich das in einer für seinen Nachfolger bestimmten Betrachtung über die Zukunft seines Staates als „politische Träumerei" aussprach, so folgt daraus nicht, daß er es für angezeigt gehalten hat, im Jahre 1756 einen Angriffskrieg zur Verwirklichung dieser Träume gegen das verbündete Europa zu beginnen. Er hat ausdrücklich erklärt, daß *nur unter einer für Preußen besonders günstigen Konstellation* der europäischen Mächte ein solcher *Eroberungskrieg* eröffnet werden dürfe. Damals war aber *diese Konstellation besonders ungünstig.* Weiter hat eine eingehende Forschung nachgewiesen, daß nicht Friedrich, sondern Rußland und Österreich zuerst gerüstet haben. Es bleibt also dabei: *Friedrichs Offensive war defensiv.* Gewiß erzwang er den Krieg durch seine Anfragen in Wien, ebenso wie ihn Bismarck 1870 durch die Umredaktion der Emser Depesche erzwang: trotzdem war aber beider Vorgehen defensiv. Die Maßnahmen der Gegner nötigten zur Abwehr. Natürlich schließt das nicht aus, daß Friedrich bei günstigem Verlauf des Krieges Landerwerbungen zur Abrundung Preußens gemacht hätte; aber auch wenn das geschehen wäre, wäre der Krieg ein Defensivkrieg Friedrichs geblieben.

B. Der Siebenjährige Krieg (1756—1763).

Besetzung Sachsens

§ 381. Eröffnung des Krieges und Vollendung des antipreußischen Kriegsbundes. Ohne auf Widerstand zu stoßen, besetzten die Preußen fast ganz Sachsen; die sächsische Armee zog sich unter dem Schutz des Königsteins in ein festes Lager bei Pirna zurück. Friedrich forderte von dem sächsischen Kurfürsten ein Offensiv- und Defensivbündnis; da dieser ablehnte, nahm die schon am 11. September begonnene Belagerung des sächsischen Lagers ihren Fortgang. Zur Rechtfertigung des Friedensbruches ließ Friedrich durch seinen Minister Hertzberg die in Dresden beschlagnahmten Akten veröffentlichen, um aus ihnen die für Friedrich gefährlichen Pläne seiner Gegner nachzuweisen.

14. Sept. 1756 — 18. Sept.

Zum Entsatz der Sachsen kam eine österreichische Armee unter Feldmarschall Browne von Böhmen heran. Friedrich zog diesem entgegen und brachte ihm nach heißem Ringen bei Lobositz eine Niederlage bei; doch war diese nicht so entscheidend, daß Browne den Entsatzversuch hätte aufgeben müssen. Er zog vielmehr in weitem Bogen am rechten Elbufer auf Schandau heran; auch die Sachsen gingen in der Nacht vom 11. zum 12. Oktober auf das rechte Elbufer hinüber, waren aber nicht imstande, den Österreichern die Hand zu reichen, da die Preußen sich zwischen beide schoben. Bei der Notlage der Sachsen — sie hatten seit 24 Stunden keine Nahrungsmittel mehr — wurde zunächst ein Waffenstillstand geschlossen, dem die Kapitulation von Pirna folgte. Friedrich reihte die kriegsgefangenen sächsischen Truppen in seine Armee ein, doch sind sie später zumeist desertiert. Der Kurfürst und sein Minister gingen nach Polen, das Land wurde unter preußische Verwaltung gestellt und hatte unter Kontributionen usw. schwer zu leiden.

Schlacht bei Lobositz 1. Okt. 1756 — 14. Okt. — Kapitulation von Pirna 16. Okt.

Sachsen war für den Fortgang des Krieges ein wertvoller Besitz, aber den Hauptzweck seines Friedensbruches erreichte Friedrich nicht: der gegen ihn gerichtete Kriegsbund wurde nicht gesprengt, sondern schloß sich fester. Rußland trat dem Versailler Vertrage vom 1. Mai 1756 bei und vereinbarte mit Österreich, daß beide Mächte je 80000 Mann gegen Preußen stellen sollten, Rußland außerdem noch eine beträchtliche Flotte. Ferner beschloß auf Antrag des Kaisers die Majorität des deutschen Reichstages den Reichskrieg gegen den „Kurfürsten von Brandenburg". Durch französischen Einfluß trat dann auch gegen den Wunsch des schwedischen Königspaares (§ 345) Schweden dem Kriegsbunde gegen Preußen bei; vollendet aber wurde das Werk durch den neuen österreichisch-französischen Vertrag von Versailles, der eine Teilung Preußens vorsah.

Vollendung des antipreußischen Kriegsbundes — 11. Jan. 1757 — 2. Febr. — Jan. — 21. März — 1. Mai

Frankreich verpflichtete sich, selbst 105000 Mann zu stellen, dazu noch Truppen deutscher Reichsstände zu unterhalten und jährlich 12 Millionen Gulden Subsidien zu zahlen. Der Krieg sollte fortgeführt werden, bis Preußen Schlesien, Glatz und Krossen (an Österreich), Magdeburg, den Saalkreis und Halberstadt (an Sachsen), Vorpommern (an Schweden), Kleve und Obergeldern abgetreten habe. Frankreich sollte Menorca und einen Teil der österreichischen Niederlande erhalten, die übrigen Niederlande sollten an den Infanten Philipp fallen; dagegen sollte Österreich Parma erhalten. — Der Abschluß dieses Vertrags war erst nach langen Verhandlungen erfolgt; Kaunitz bot darin den Franzosen verhältnismäßig wenig, und daß der Vertrag auf dieser Grundlage zustande kam, war in der Hauptsache das Werk der Pompadour und des Königs (§ 379). — Rußland, Schweden, Polen sollte der Beitritt vorbehalten bleiben; in Rußland dachte man an die Erwerbung Ost-

preußens, das dann zum Teil gegen polnische Gebiete ausgetauscht werden konnte, doch war darüber vertragsmäßig noch nichts festgelegt.

Bedeutung der Bündnisse für Deutschland

Drei Frauen (Maria Theresia, Elisabeth, Pompadour) vereinigten sich zur Demütigung Friedrichs des Großen. Kam das Programm zur Ausführung, so war Preußens Großmachtstellung vernichtet, Österreichs Macht in Deutschland gehoben; dafür aber waren abermals wichtige deutsche Grenzgebiete (Pommern, Belgien, Ostpreußen) preisgegeben. Es zeigte sich so recht deutlich, daß wohl die speziell preußischen Interessen, nicht aber die österreichischen mit den deutschen übereinstimmten (§ 283, 293).

Friedrich und England

Friedrich war in der Hauptsache auf sich angewiesen. Da die Hoffnung, daß die Türkei einen Krieg gegen Rußland beginnen würde, scheiterte, blieb ihm als einziger Verbündeter England. Hier war zwar William Pitt, der nach den im Seekriege erlittenen Unglücksfällen (Menorca § 378) das Ministerium des Auswärtigen erhalten hatte, für Friedrich begeistert (Nov. 1756) und überzeugt, daß auch der englisch-französische Krieg auf den deutschen Schlachtfeldern entschieden werden würde; der englische König selbst jedoch dachte vorwiegend an Hannover. So wurde (ohne neuen Vertrag mit Friedrich) zwar die Aufstellung einer Observationsarmee zur Deckung Hannovers beschlossen, an ihre Spitze aber der Herzog Wilhelm von Cumberland, ein Gegner Pitts, gestellt. Er bewirkte den Austritt Pitts aus dem Ministerium, so daß die Lage sehr unsicher wurde. (April 1757)

Alles in allem sollten gegen Friedrich etwa 430000 Mann aufgestellt werden, während dieser außer den etwa 58000 Mann Garnisonstruppen nur über etwa 152000 Mann verfügen konnte. Daß der Kampf schwer werden mußte, sah der König voraus, und so erließ er für alle Fälle eine geheime Instruktion an den Minister Grafen Finkenstein. (10. Jan. 1757) Als Zufluchtsstätte für die königliche Familie, die Behörden usw. solle je nach dem Ort der Niederlage Küstrin oder Magdeburg, schlimmstenfalls Stettin dienen; aller Silberschmuck solle in der Stunde der Not in die Münze wandern. Falls der König getötet werde, sollten die Dinge in ihrem Zuge bleiben, ohne die geringste Veränderung; die Huldigung solle namentlich in Schlesien beschleunigt werden. Für den Fall seiner Gefangennahme verbietet Friedrich die geringste Rücksicht auf seine Person zu nehmen oder etwas, was er aus der Haft schreibe, zu beachten. Man solle dann seinem Bruder gehorchen; dieser, die Minister und Generale sollten mit ihrem Kopfe dafür haften, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für ihn anbiete, sondern den Krieg fortsetze, ganz als wäre er nie auf der Welt gewesen. — Nach diesem Vermächtnis an seinen Minister verließ der König Berlin, das er erst nach sieben Jahren wieder sehen sollte.

Friedrichs Kriegsplan (April 1757)

§ 382. Das Jahr 1757. Friedrich eröffnete den Feldzug des Jahres 1757 mit einem Angriff auf Böhmen, um wenn möglich die Österreicher entscheidend zu schlagen, bevor Franzosen, Russen und Schweden im Felde erscheinen könnten. Wahrscheinlich geschah das auf Rat des Generals von Winterfeld; Friedrich selbst hatte wohl ursprünglich den österreichischen Angriff erwarten, ihn zurückschlagen und sich gegen Mähren wenden wollen. Die in Böhmen eingerückten preußischen Kolonnen vereinigten sich vor Prag, und hier gewann Friedrich eine sehr blutige Schlacht, in der auf preußischer Seite der Feldmarschall Schwerin den Heldentod starb, auf österreichischer der Oberfeldherr Browne schwer verwundet wurde (gest. 27. Juni). (Schlacht bei Prag 6. Mai) Der teuer erkaufte Sieg wäre erst wirklich fruchtbar gewesen, wenn die nun folgende Belagerung Prags zur Einnahme der Stadt geführt hätte. Dazu mußte der zum Entsatz herankommende Feldmarschall Daun zurückgewiesen werden. Friedrich glaubte die Erfolge des vorigen Jahres (Lobositz-Pirna) wiederholen zu können und marschierte Daun entgegen, wurde von ihm aber bei Kolin entscheidend geschlagen.

Schlacht bei Kolin 18. Juni 1757

Daun hatte 50000, Friedrich nur 30000 Mann; Friedrich wollte die sogenannte schiefe Schlachtordnung anwenden, d. h. seine ganze Kraft auf einen (den rechten) österreichischen Flügel werfen. Zum Gelingen dieses Planes wäre es nötig gewesen, daß der rechte preußische Flügel untätig geblieben wäre, um dann den angreifenden linken unterstützen zu können. Durch das Versehen einiger Generale (früher wurde wohl mit Unrecht Moritz von Anhalt als der Schuldige bezeichnet) wurde der rechte preußische Flügel mit den gegenüberstehenden Österreichern in einen Frontangriff verwickelt; infolgedessen fehlten Friedrich im entscheidenden Augenblick die Reserven, und er wurde geschlagen.

Bedeutung der Niederlage

Die Niederlage von Kolin vereitelte die Hoffnung, mit Österreich vor dem Eingreifen der übrigen Feinde fertig zu werden. Die schwermütig-ernste Stimmung, in der sich Friedrich befand, ist deshalb sehr begreiflich: nun mußte der Kampf mit vier Fronten beginnen. Er mußte bei der gewaltigen Übermacht der Feinde sehr schwer werden trotz der Vorteile, die für Friedrich aus der einheitlichen Leitung und aus der Benutzung der „inneren Linien" erwachsen konnten. Zunächst schien denn auch das Unglück von allen Seiten über Friedrich hereinzubrechen.

Weiteres Unglück: a) in der Lausitz

20. Juni

Infolge der Koliner Niederlage mußte Friedrich die Belagerung Prags aufgeben; er hoffte jedoch, das nördliche Böhmen behaupten zu können, nahm Stellung bei Leitmeritz und übertrug seinem Bruder August Wilhelm die Deckung der Wege nach der Lausitz. Da dieser indes den Vormarsch Dauns nach Zittau nicht zu hindern vermochte, mußte Friedrich ganz Böhmen räumen; nicht ganz mit Recht behandelte er den Bruder sehr ungnädig, so daß dieser seine Entlassung nahm und im nächsten Jahre vor Gram starb (12. Juni 1758). Als Friedrich dann nach dem Westen abgerufen wurde (s. unten), ernannte er den Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern zum Oberfeldherrn der in der Lausitz stehenden Truppen und stellte ihm den General Winterfeld zur Seite. Bevern aber erlitt bei Moys eine Niederlage und mußte nach Schlesien zurückgehen; der Tod des in der Schlacht schwer verwundeten Winterfeld erschütterte den König tief, da er ihm von allen seinen Generalen am nächsten gestanden hatte.

23. Juli

29. Juli

7. Sept.

b) die Russen in Preußen

Inzwischen errangen auch die übrigen Feinde Friedrichs überall Erfolge. Die Russen besiegten unter Feldmarschall Apraxim den preußischen General Lehwald bei Groß-Jägersdorf und besetzten einen großen Teil Ostpreußens. Die Schweden rückten in Preußisch-Vorpommern ein, richteten jedoch nicht viel aus, obgleich das Land nur von Landmiliz verteidigt wurde. Sie wurden bald wieder zurückgeworfen: die sich jetzt und in den folgenden Jahren zwischen der Grenze der Ukermark und Stralsund abspielenden Kämpfe bleiben ohne Bedeutung.

30. Aug. 1757

c) die Schweden in Pommern

d) Vormarsch d. Franzosen

Am gefährlichsten wurde die Lage im Westen. Hier hatten die Franzosen eine Nordarmee unter Marschall d'Estrées und eine Südarmee unter Marschall Soubise aufgestellt. Die Nordarmee richtete ihren Marsch auf Hannover und besiegte die hannöversche Observationsarmee des Herzogs von Cumberland bei Hastenbeck. Der dem Kriege abgeneigte Cumberland führte seine Truppen nicht nach Osten zurück zum Anschluß an die Preußen, sondern nach Norden und schloß mit dem Herzog Richelieu, d'Estrées Nachfolger, die Konvention von Kloster Zeven, durch die Hannover geräumt wurde und die für neutral erklärten hannöverschen Truppen nach Stade zurückgingen: den Franzosen stand damit der Weg nach Magdeburg offen. Inzwischen war auch die französische Südarmee unter Soubise vorgerückt und vereinigte sich bei Erfurt mit der

26. Juli

3. Sept.

von Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen geführten „eilenden Reichsexekutionsarmee". Durch einen Druckfehler war dies „eilende" in „elende" verwandelt; obgleich diese Bezeichnung für sie durchaus zutraf, konnte der Angriff des Marschalls Soubise auf Sachsen und sein Zusammenwirken mit den Österreichern für Friedrich doch sehr gefährlich werden. 29. Aug.

Friedrich gegen die Franzosen

Friedrich hatte seit Kolin schwere Zeiten durchgemacht. Sein Bruder Heinrich riet ihm, Schlesien zu opfern und mit Frankreich anzuknüpfen; er aber richtete sich an seiner Königspflicht immer wieder auf: königlich wolle er denken, kühn wolle er dem Sturm entgegengehen und, wenn das Schicksal es bestimme, wie ein König sterben. Von der Lausitz kommend wandte er sich gegen den gefährlichsten Gegner, d. h. gegen Soubise. Dieser wich zurück; Friedrich konnte Erfurt besetzen, und der Generalmajor von Seydlitz überrumpelte Gotha. Da aber sah sich Friedrich genötigt, zum Schutz Berlins, das der österreichische General Haddik gebrandschatzt hatte, nach der Mark zu ziehen; infolgedessen rückten die Franzosen und Reichstruppen, durch Truppen Richelieus verstärkt, wieder bis Weißenfels und Leipzig vor. Da Haddik beim Nahen Friedrichs Berlin schnell verließ, wandte sich Friedrich wieder gegen Franzosen und Reichstruppen und brachte ihnen bei Roßbach eine entscheidende Niederlage bei. 13. Sept. 19. Sept. 16. Okt.

Schlacht bei Roßbach 5. Nov. 1757

Friedrich hatte am 4. November seine Truppen in Schlachtordnung herangeführt, aber sich dann ohne Angriff wieder zurückgezogen. Die Feinde glaubten deshalb, er wolle eine Schlacht vermeiden, und faßten den Plan, ihm seine Rückzugslinie zu verlegen. In weitem Bogen umgingen sie das preußische Lager, Friedrich aber zog ihnen unter dem Schutz des Janushügels entgegen und überraschte sie auf dem Marsche. Nach kurzem Kampfe, in dem sich besonders Seydlitz hervortat, wurden die Feinde vollständig geschlagen.

Der glänzende Sieg von Roßbach, die „bataille amusante", hat Friedrich zum nationalen Helden gemacht; auch wo die Regierung gegen Friedrich stand, freute sich die Bevölkerung dieses ersten fröhlichen Sieges über die übermütigen Franzosen: man fühlte, wie Goethe sagt, „fritzisch". Der militärische Gewinn des Sieges war die Beseitigung der von den Franzosen drohenden Gefahr; weiter ausnutzen konnte Friedrich den Sieg jedoch nicht, da er nach Schlesien eilen mußte.

Friedrich nach Schlesien

Hier hatte Karl von Lothringen den Herzog von Braunschweig-Bevern zum Rückzug nach Breslau genötigt; jetzt besiegte er ihn bei Breslau und nahm die Stadt ein: Schlesien schien verloren. Da nahte Friedrich, der am 13. November von Leipzig aufgebrochen war, in Eilmärschen und gewann den glänzenden Sieg bei Leuthen. 22. Nov. 25. Nov.

Schlacht bei Leuthen 5. Dez. 1757

Friedrich konnte den 80—90000 Österreichern nur 34000 entgegenstellen, war aber doch entschlossen, sie sogar in ihrer sehr festen Stellung vor den Wällen Breslaus anzugreifen. Da zog ihm Karl von Lothringen entgegen und stellte seine Truppen von Nord nach Süd quer über die nach Breslau führende Straße auf. Friedrich wandte die schiefe Schlachtordnung an; er richtete den Hauptstoß auf den linken Flügel der Österreicher und rollte diesen auf. Als dann der rechte einschwenkte, wurde die Schlacht durch den Sturm auf Leuthen entschieden. War die schiefe Schlachtordnung bei Kolin mißlungen, so wurde sie bei Leuthen glänzend (genau nach Vorschrift) durchgeführt. — Als am Abend die Truppen über die schneebedeckten Felder marschierten, stimmte ein Soldat den Choral an: „Nun danket alle Gott"; alle fielen ein, und seitdem ist dieser Choral für die preußische Armee der „Choral von Leuthen" geblieben.

Lage am Ende des Jahres

Die Folge der Schlacht war die Wiedergewinnung Schlesiens bis auf Schweidnitz. — Aus schwerer Not hatte sich Friedrich durch zwei glänzende Siege gerettet. Dazu war in England ein für ihn günstiger Umschwung eingetreten. Schon vor der Schlacht von Hastenbeck hatte William Pitt

Juni 1757

die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wieder übernommen; über die schmachvolle Konvention von Kloster Zeven war aber auch Georg II. erbittert. So wurde sie nicht ausgeführt und an die Spitze der neuen

Nov. 1757

englisch-hannöverschen Armee auf Friedrichs Empfehlung der Herzog Ferdinand von Braunschweig gestellt.

Feldzug im Westen

§ 383. Das Jahr 1758. Den Feldzug des neuen Jahres eröffnete Ferdinand von Braunschweig, indem er, schon im Februar aufbrechend, die Franzosen, deren Oberfeldherr jetzt der Herzog von Clermont war, zum Rückzug aus Hannover bis über den Rhein nötigte. Dieser Erfolg wirkte mit beim Abschluß des neuen englisch-

11. April 1758

preußischen Vertrages, in welchem England 670000 Pfd. Subsidien und ein Heer von 55000 Mann zusicherte, die von Friedrich gewünschte Sendung einer Flotte nach der Ostsee aber verweigerte. Mit seiner „Operationsarmee" (dazu wollte Pitt die frühere „Observationsarmee" umwandeln) überschritt Ferdinand nun den Rhein und gewann über

23. Juni

Clermont den glänzenden Sieg bei Krefeld. Er mußte dann freilich, weil die französische Südarmee unter Soubise nordwärts durch Hessen auf Hannover marschierte und ihn im Rücken bedrohte, wieder zurück, gefolgt von Contades, der an Clermonts Stelle getreten war; es gelang ihm aber, Nordwestdeutschland gegen beide französische Armeen zu behaupten.

Feldzug im Osten

Die erfolgreiche Kriegführung Ferdinands brachte jetzt und in den folgenden Jahren Friedrich den großen Gewinn, daß er sich ganz dem östlichen Kriegsschauplatze zuwenden konnte. In diesem Jahre hatte sie noch den besonderen Wert, daß sie Soubise an dem Marsche nach Sachsen verhinderte. Nach dem ursprünglichen Plane der Verbündeten

Plan der Verbündeten

hatte Soubise sich nämlich in Sachsen mit einem österreichischen Heere vereinigen sollen, während ein zweites österreichisches Heer von Böhmen aus die Verbindung mit den Russen gewinnen sollte. Demgegenüber über-

Plan Friedrichs

trug Friedrich dem Prinzen Heinrich den Schutz Sachsens, er selbst aber nahm seinen alten Lieblingsgedanken, den Angriff auf Mähren, wieder auf. Er hoffte Wien bedrohen und einen starken Druck auf die österreichische Regierung üben zu können, jedenfalls aber dachte er die Armee Dauns aus Böhmen sich nachzuziehen und an der Vereinigung mit den Russen zu hindern.

Friedrich nach Mähren

Nach der Eroberung von Schweidnitz (16. April) marschierte Friedrich durch Schlesien nach Mähren und begann Anfang Mai die Belagerung

5. Mai 1758

von Olmütz. Zum Unglück für Friedrich zog sich diese lange hin; Daun kam von Böhmen heran, General Laudon aber griff einen preußischen Transport von 4000 Wagen, der Belagerungsmaterial usw. heranführen

30. Juni

sollte, bei Domstadtl so erfolgreich an, daß sich nur 250 Wagen durchschlagen konnten. Infolgedessen mußte Friedrich die Belagerung und da-

2. Juli

mit alle weiteren Angriffsgedanken gegen Wien aufgeben und führte seine Truppen durch Böhmen nach Schlesien; er hatte aber doch, eben weil Daun nach Mähren gezogen war, sein Hauptziel erreicht, d. h. eine Vereinigung der Österreicher und Russen unmöglich gemacht.

Friedrich gegen die Russen

Die Russen hatten unter General Fermor zunächst das im vorigen Jahre aus Mangel an Lebensmitteln wieder geräumte Ostpreußen abermals besetzt: ihre Pläne bekundete die Huldigung, die die Provinz der Zarin leisten mußte (22. Jan.). Dann zogen sie durch Polen nach der Neumark und hausten entsetzlich in der Gegend von Küstrin. Da eilte

Friedrich von Schlesien nordwärts und besiegte sie in der blutigen Schlacht bei Zorndorf, die in der Hauptsache durch die von Seydlitz geleiteten Reiterangriffe gewonnen wurde. Die Russen zogen nach Polen ab; Friedrich konnte ihnen jedoch nicht folgen, da Daun Friedrichs Abmarsch zum Einfall nach Sachsen benutzt hatte und die Österreicher außerdem in Oberschlesien eingerückt waren.

Schlacht bei Zorndorf 25. Aug. 1758

Friedrich gegen die Österreicher

Friedrich wandte sich deshalb schnell nach Sachsen, vermochte aber Daun nicht aus seiner sehr festen Stellung bei Stolpen herauszulocken, und doch hätte er gern einen Schlag gegen Daun geführt, um sich der Rettung Schlesiens zuwenden zu können. Da nahm Daun, um den König an einem Marsch nach Schlesien zu hindern, am Czernebohgebirge (unweit Bautzen) eine feste Stellung; Friedrich wagte es, angesichts des Feindes am Fuße des Gebirges ein Lager bei Hochkirch aufzuschlagen. Seine Stellung war so ungünstig, daß seine Generale dringend zum Abmarsch rieten; schon war dieser beschlossen, als Daun und Laudon in dem Überfall von Hochkirch Friedrich eine empfindliche Niederlage bereiteten. Friedrich konnte indes seine Truppen in guter Ordnung aus der Schlacht herausführen und seine eigentlichen Absichten durchsetzen. Er marschierte nach Schlesien, wo sein Nahen genügte, um Neiße und Kosel zu entsetzen, kehrte darauf schnell um und hinderte Daun an einem Angriff auf Dresden.

7. Okt. — 10. Okt. — Überfall von Hochkirch 14. Okt.

Wie 1757, so hat auch 1758 Friedrich die größte Bewunderung erregt durch die Schnelligkeit, mit der er stets an der am meisten gefährdeten Stelle des Kriegsschauplatzes erschien. Besonders bewundernswert aber war es, daß er nach der Hochkircher Niederlage strategisch seinen Gegnern überlegen blieb. — Das alles machte in Paris den tiefsten Eindruck, und da die Franzosen gleichzeitig auch im Seekriege Verluste erlitten (§ 387), so suchte der Abbé Bernis Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Indes noch war der Einfluß der Pompadour zu groß: Bernis wurde durch den Herzog von Choiseul ersetzt. So blieb das Kriegsbündnis mit Österreich bestehen, doch wurden die Verpflichtungen Frankreichs, verglichen mit dem Vertrage von 1757, eingeschränkt (keine Subsidien mehr an Österreich), dafür aber wurden auch seine Ansprüche auf die Niederlande nicht mehr erwähnt.

Dez. 1758

Feldzug im Westen

§ 384. Das Jahr 1759. Friedrichs Bedrängnis. In den ersten Tagen des neuen Jahres besetzte die französische Südarmee die Stadt Frankfurt a. M. im Einverständnis mit dem Stadtschultheiß Textor (Goethes Großvater) und österreichisch gesinnten Stadträten. Ferdinand von Braunschweig wollte die Stadt zurückerobern, wurde aber von Marschall Broglie (Soubises Nachfolger) bei Bergen (unweit Frankfurt) geschlagen. Als dann die Nordarmee unter Contades, von Wesel aus vordringend, ihn in ähnlicher Weise im Rücken bedrohte, wie im vorigen Jahre die Südarmee, mußte Ferdinand zurück, gewann jedoch über die vereinigten Truppen Broglies und Contades' den Sieg bei Minden. Damit behauptete er im Westen das Übergewicht und konnte sogar 12000 Mann zu Friedrich senden.

2. Jan. 1759 — 13. April — Schlacht bei Minden 1. Aug.

Feldzug im Osten

Sehr ungünstig für Friedrich verlief dagegen der Feldzug auf dem östlichen Kriegsschauplatze. War Friedrich schon im vorigen Jahre seit dem Vorstoße nach Mähren in die Defensive gedrängt worden, so mußte er sich jetzt von vornherein auf die Defensive beschränken. Es galt, die Vereinigung der unter Soltikow der mittleren Oder zuziehenden Russen mit den unter Daun in Nordböhmen stehenden Österreichern und deren gemeinschaftlichen Angriff auf die Mark Brandenburg zu verhindern. Friedrich übertrug den Schutz Sachsens seinem Bruder Heinrich, nahm selbst Daun gegenüber bei Landshut Stellung und sandte gegen die Russen

Feldzugspläne

den Grafen Dohna. Da Dohna mit seinen 28000 Mann keine Schlacht gegen die 70000 Russen wagte, schickte Friedrich den General von Wedell als „Diktator"; dieser wurde jedoch von den Russen bei Kay (Züllichau) vollständig geschlagen. Damit begannen wieder Friedrichs Eilmärsche. Sein Bruder erhielt die Aufgabe, auch noch Schlesien zu decken, er selbst aber zog wie im vorigen Jahre gegen die Russen. Diesmal war jedoch Franz von Laudon, der tüchtigste der österreichischen Generale, ebenso schnell und konnte 18000 Mann den Russen zuführen. Unweit des von den Feinden besetzten Frankfurt a. O. erlitt nun Friedrich die furchtbare Niederlage bei Kunersdorf.

23. Juli 1759

Schlacht bei Kunersdorf 12. Aug.

Die Russen standen östlich von Frankfurt auf einigen Anhöhen (Mühlberg, Spitzberg, Judenberg) in sehr fester Stellung. Friedrich überschritt unterhalb Frankfurt die Oder und ließ nach einem durch Terrainschwierigkeiten verzögerten Anmarsch den Mühlberg angreifen. Dieser wurde erstürmt; da der Mühlberg aber von dem höheren Spitzberg aus unter Feuer genommen werden konnte, befahl Friedrich gegen den Rat seiner Generale auch diesen anzugreifen. Hierbei stießen die schon erschöpften Preußen auf die von Laudon herangeführten frischen österreichischen Truppen und wurden nach mörderischem Ringen vollständig geschlagen. Unter den Gefallenen war der Dichter Ewald von Kleist (§ 354), Seydlitz wurde schwer verwundet, der König selbst, unter dem zwei Pferde erschossen wurden, wäre beinahe in Gefangenschaft geraten. Der Rückzug wurde, was bei Kolin und Hochkirch nicht der Fall gewesen war, zu regelloser wilder Flucht.

Brandenburg nicht angegriffen

Friedrich hielt, wie er am Abend schrieb, „alles für verloren" und war entschlossen, den „Untergang des Vaterlandes nicht zu überleben". Mit Aufbietung aller Kräfte sammelte er die Reste seiner Armee und nahm Stellung auf der Straße nach Berlin; er erwartete, daß ihn die Feinde hier angreifen würden. Da trat, wie er sich ausdrückte, das „Mirakel des Hauses Brandenburg" ein; Laudon betrieb zwar den Marsch auf Berlin, konnte aber weder Soltikow noch Daun dazu bestimmen. So wurde der Sieg nicht ausgenutzt: die Feinde zogen nach Süden ab.

Rückwirkung auf Sachsen

Einen schmerzlichen Verlust brachte jedoch die Niederlage noch an einer anderen Stelle. Als bei Friedrichs Nordmarsch Prinz Heinrich aus Sachsen nach Schlesien gezogen war, hatten sich die Österreicher in Verbindung mit der Reichsarmee zur Belagerung Dresdens gewandt. Nach der Schlacht von Kunersdorf befahl Friedrich dem Kommandanten Dresdens, General Schmettau, gegen freien Abzug zu kapitulieren. Friedrich glaubte damals alle Kräfte zur Verteidigung der Mark zusammennehmen zu müssen und wollte deshalb die Truppen, die Kriegsvorräte und die Kriegskasse, die sich in Dresden befanden, retten. Nachdem die der Mark drohende Gefahr geschwunden war, erließ Friedrich an Schmettau einen Gegenbefehl; der aber kam zu spät, und so wurde Dresden übergeben. Um es zurückzuerobern, erschien nun Prinz Heinrich im Norden Dresdens; ihm folgte der König und sandte den General Finck nach dem Süden der Stadt, um Dauns rückwärtige Verbindungen zu bedrohen. Die Bedenken, die Finck gegen das Unternehmen geäußert hatte, erfüllten sich: er wurde mit seinen 15000 Mann von 38000 Feinden bei Maxen vollständig eingeschlossen und mußte nach kurzem Kampf kapitulieren. Dieser „Finckenfang von Maxen" war für Friedrich besonders empfindlich wegen seiner moralischen Wirkung.

9. Aug.

4. Sept.

Maxen 21. Nov.

Notlage Friedrichs

Friedrich war während dieses Unglücksjahres dem Verzweifeln nahe gewesen; zu den Niederlagen kam die immer wachsende Schwierigkeit, die erlittenen Verluste wieder zu ersetzen. Die alten guten Truppen schwanden dahin, der Staatsschatz war aufgezehrt, und das Gebiet, aus dem der König seine militärischen und finanziellen Kräfte ergänzen konnte, verkleinerte sich immer mehr; ein gut Teil seines Staates war Kriegsschauplatz, während die Lande der

Feinde vom Kriege verschont blieben. So mußte er in Sachsen, Anhalt, Schwedisch-Pommern und Mecklenburg zu Zwangsaushebungen schreiten, halbe Knaben einstellen und Kadetten als Offiziere verwenden. Natürlich ging die Tüchtigkeit seines Heeres zurück, zumal die Feinde klug genug waren, die Gefangenen nicht mehr auszuwechseln. Um Geld zu schaffen, ließ Friedrich silberne Prunkstücke aus dem königlichen Schlosse einschmelzen, mußte Sachsen große Kontributionen zahlen, wurden minderwertige Münzen geprägt und seit 1759 die Barzahlungen an die Zivilbeamten eingestellt. Zu den minderwertigen Münzen gehören die sogenannten „Ephraimiten", genannt nach Ephraim, der mit Itzig zusammen die Prägung dieser Münzen mit sächsischem Stempel übernommen hatte; alle minderwertigen Münzen sind nach dem Friedensschluß nur zum Metallwert eingelöst worden. Die Beamten erhielten „Kassenscheine", die im Verkehr auf ein Fünftel des Wertes sanken und später in minderwertiges Geld umgewechselt wurden. Es ist begreiflich, daß die Hoffnungen der Österreicher stiegen. Sie rechneten damit, daß Friedrich über kaum 5 Millionen Untertanen, seine Feinde dagegen über 90 Millionen verfügten.

So wurde denn auch nichts aus dem von Friedrich im Verein mit England in der Ryswyker Deklaration vorgeschlagenen Friedenskongreß. Frankreich hatte zwar damals in dem Kolonialkriege schwere Niederlagen erlitten (§ 387) und stand vor dem Staatsbankerott; deshalb wäre Choiseul gern auf den Frieden eingegangen, namentlich auf einen Separatfrieden mit England; auch die österreichischen Finanzen litten unter dem Kriege sehr. Indes Maria Theresia und Elisabeth wollten von einem Frieden nichts wissen; nach dem „Finckenfang" hofften sie auf einen vollständigen Sieg. Die Verbündeten lehnten deshalb in der Gegendeklaration den Frieden mit Preußen ab: nur ein englisch-französischer Sonderfriede sei möglich, worauf aber Pitt nicht einging. Gleichzeitig setzte Rußland den Schuwalowschen Vertrag durch, in dem Österreich ihm Ostpreußen und Danzig als Siegespreis zugestand; allerdings geschah das unter Protest Frankreichs.

Nov. 1759

3. April 1760

1. April 1760

§ 385. Die Jahre 1760 und 1761. Der wegen der Friedensverhandlungen erst spät eröffnete Feldzug des Jahres 1760 brachte zunächst für Friedrich neues Unglück. Karl de la Motte-Fouqué (der Großvater des Dichters, IV, § 82), der die Südgrenze Schlesiens verteidigen sollte, erlag bei Landshut nach heldenmütigem Ringen den weit überlegenen Truppen Laudons und geriet, schwer verwundet, in Gefangenschaft. Laudon zog darauf vor Breslau, doch verweigerte General Tauentzien (bei dem damals Lessing als Sekretär weilte), die Übergabe. Laudon mußte schließlich von der Stadt ablassen, als Prinz Heinrich zu ihrem Schutze herankam; jedoch folgten diesem die Russen, gegen die er die schlesische Nordgrenze hatte decken sollen.

Laudons Erfolge in Schlesien

23. Juni 1760

Anf. Aug.

Inzwischen hatte Friedrich vergeblich versucht, das von Daun gedeckte Dresden zurückzuerobern; auch das Bombardement der Stadt (Juli 1760) war vergeblich. Nun mußte er, wie einst nach der Schlacht von Roßbach (§ 382), zur Rettung Schlesiens herbeieilen. Auf dem Wege dorthin begleiteten ihn Daun und Lacy und vereinigten sich mit Laudon. Trotzdem gewann Friedrich über die dreifach überlegenen Österreicher die Schlacht bei Liegnitz, in der sich Ziethen besonders hervortat, und brachte dann die Russen zum Rückzug hinter die Oder.

Friedrich gegen Dresden und nach Schlesien

Schlacht bei Liegnitz 15. Aug. 1760

Schlesien war gerettet; nun aber wurde Kolberg und Berlin bedroht. Kolberg wurde von einer russisch-schwedischen Flotte beschossen, hielt sich aber durch die tapfere Verteidigung des Obersten v. d. Heyde. Nach Berlin unternahmen Russen unter Totleben und Österreicher unter Lacy einen Streifzug; sie legten der Stadt eine Kontribution auf und plünderten in Potsdam und Charlottenburg. Friedrich mußte, wie im Jahre 1757 (§ 382), zum Schutze der Hauptstadt heranziehen: wie damals wichen die Feinde bei seiner Annäherung zurück, und so wandte sich Friedrich nach Sachsen, das inzwischen von Daun besetzt worden war. Hier gewann er bei Torgau seinen letzten großen Sieg.

Aug.-Sept.

Anf. Okt.

Friedrich nach Berlin und Sachsen

Schlacht bei Torgau 3. Nov. 1760 Daun hatte auf den Weinbergen westlich von Torgau eine sehr feste Stellung eingenommen. Friedrich war nach dem Süden der Stadt gezogen und beschloß nun einen Angriff von zwei Seiten. Dazu führte er selbst einen Teil der Truppen in weitem Bogen gegen die Nordfront der Feinde, während Ziethen die Südfront angreifen sollte. Da das Zusammenwirken mißlang, scheiterte Friedrichs Angriff, und die Schlacht schien verloren. Erst am späten Abend vermochte Ziethen die Höhen noch zu gewinnen und wandelte damit die Niederlage in einen Sieg.

Feldzüge 1761 Auf dem westliche Kriegsschauplatze geschah im Jahre 1760 nichts Bedeutendes; im nächsten Jahre versuchten Soubise (Nordarmee) und Broglie (Südarmee) einen Angriff auf Hannover, wurden aber von Ferdinand bei Villinghausen zurückgewiesen. (16./17. Juli 1761) In Schlesien vereinigten sich in diesem Jahre die Russen unter Butturlin und die Österreicher unter Laudon; Friedrich hielt sich ihrer dreifach überlegenen Macht gegenüber in dem festen Lager bei Bunzelwitz. Laudon wünschte einen Angriff, aber Butturlin hatte dazu keine Neigung, zog schließlich mit dem größten Teile seiner Truppen ab und ließ nur 20000 Mann unter Tschernischew bei den Österreichern. Als sich Laudon dann der Festung Schweidnitz bemächtigte, (Okt. 1761) schlug Friedrich unweit davon bei Strehlen ein festes Lager auf. Zu dem Verlust von Schweidnitz kam noch der Kolbergs, (Dez.) das sich nach tapferer Verteidigung endlich doch den Russen ergeben mußte.

Der im ganzen ereignislose Feldzug des Jahres 1761 bewies, daß nicht bloß Friedrich, sondern auch die Feinde erschöpft waren. Freilich war Friedrichs Lage schlimmer, da er es weniger lange aushalten konnte: die Gefahr der Verblutung lag nahe.

Friedenswünsche **§ 386. Politische Wandlungen und letztes Kriegsjahr.** Inzwischen war in Frankreich, das auch gegen England immer wieder Mißerfolge zu verzeichnen hatte (§ 387), der Wunsch nach Frieden größer geworden; der gleiche Wunsch trat in England hervor wegen der gewaltigen Kosten, die der Krieg verursachte. Die Verhandlungen beider Mächte scheiterten aber an den hohen Forderungen, die Pitt stellte: es trat sogar zunächst noch eine Erweiterung des Krieges ein. Frankreich, Spanien, Neapel, Parma schlossen nämlich auf Betreiben Karls III., der im Jahre 1759 den spanischen Thron bestiegen hatte (§ 404), einen neuen (vgl. § 372) bourbonischen Familientraktat, (Bourbonischer Familientraktat Aug. 1761) worin sie sich ihre Besitzungen garantierten. Zugleich verpflichtete sich Spanien in einem Geheimvertrage, am 1. Mai 1762 den Krieg an England zu erklären, falls bis dahin der Friede nicht abgeschlossen sein würde. Pitt beantragte darauf die Kriegserklärung an Spanien, drang aber im Ministerium nicht durch. Es wirkte dabei neben der Friedenssehnsucht des Volkes auch der Wunsch des neuen Königs Georgs IV. (1760—1820) und seines Vertrauten, des Lord Bute, den allmächtigen Minister zu beseitigen. (Okt. 1761) Pitt nahm denn auch seine Entlassung und wurde durch Lord Bute ersetzt, seine Politik aber triumphierte. Spanien trat mit seinen Kriegsplänen so offen hervor, daß England ihm den Krieg erklären mußte. (Englands Kriegserklärung an Spanien 4. Jan. 1762) Eben deshalb wünschte Bute sich nun mit Österreich, wo aus finanziellen Ursachen ebenfalls Friedensneigung herrschte, zu verständigen, erneuerte den im Dezember abgelaufenen Subsidienvertrag mit Preußen nicht (Lösung des englisch-preußischen Vertrags) und suchte Friedrich zu einer Landabtretung an Österreich zu bestimmen.

Umschwung in Rußland Friedrich hatte in seiner Notlage während des Jahres 1761 die Türkei und den Chan der Krimtataren zum Kampfe gegen Rußland

und Österreich aufzureizen versucht, damit jedoch noch keinen Erfolg erzielt. Der Wandel der englischen Politik hätte für ihn höchst verhängnisvoll werden müssen, wenn nicht gerade die Zarin Elisabeth gestorben wäre. Ihr Nachfolger, Peter III., mit dem das noch heute regierende Haus Holstein-Gottorp den Thron bestieg (§ 390), war ein begeisterter Verehrer Friedrichs; daneben lagen ihm die gottorpschen Ansprüche auf die 1721 verlorenen schleswigschen Gebiete (§ 327) besonders am Herzen, ähnlich wie Georg II. von England sich von den Rücksichten auf Hannover leiten ließ. Peter stellte den Krieg gegen Preußen sofort ein und schloß dann nicht nur Frieden, sondern auch Bündnis mit Friedrich. Er ließ die 20 000 Russen Tschernischews (§ 385) zu Friedrich stoßen, während dieser ihm Unterstützung in der schleswigschen Frage zusicherte. Das Vorgehen Rußlands veranlaßte auch Schweden zum Frieden von Hamburg auf Grund des Besitzstandes vor dem Kriege.

5. Jan. 1762 (25. Dez. 1761)

5. Mai
19. Juni 1762

22. Mai

Zweiter Umschwung in Rußland

So wurde Friedrich rückenfrei, bekam an Stelle Englands einen neuen Verbündeten und hatte für den neuen Feldzug auch deshalb wieder mehr und bessere Truppen (120 000 Mann gegen 140 000 Österreicher), weil die Gefangenen aus Rußland zurückkehrten und Aushebungen in Ostpreußen vorgenommen werden konnten. Dazu rechnete er noch auf einen Angriff der Türken und Tataren gegen Österreich. Während er so hoffnungsvoll in die Zukunft blickte, trat ein neuer Umschwung ein durch die Entthronung und Ermordung Peters III. und die Thronbesteigung seiner Gemahlin Katharina II. von Anhalt-Zerbst (§ 390). Diese hielt zwar an dem Frieden mit Preußen fest, genehmigte aber das Bündnis nicht und befahl Tschernischew zurückzukehren.

9. Juli
17. Juli 1762

Die letzten Kämpfe

Friedrich hatte gerade die Vorbereitung zu einer Schlacht gegen Daun getroffen und dabei mit den russischen Truppen gerechnet; er bewog deshalb Tschernischew, noch drei Tage bei ihm zu bleiben. Die Russen beteiligten sich zwar nicht am Kampfe, lähmten aber durch ihre Anwesenheit einen Teil der Österreicher, und so gewann Friedrich den Sieg bei Burkersdorf. Die letzten kriegerischen Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz waren dann die Einnahme von Schweidnitz und der Sieg, den Prinz Heinrich bei Freiberg i. Sa. über Österreicher und Reichstruppen davontrug. Im Westen kämpfte Ferdinand auch im letzten Jahre erfolgreich gegen d'Estrées und Soubise; nach siegreichen Gefechten bei Wilhelmsthal, Lutternberg und Amöneburg verdrängte er die Feinde aus Hessen und zwang schließlich auch Kassel zur Ergebung.

21. Juli 1762

9. Okt.

29. Okt.

24. Juni
23. Juli
21. Sept.
1. Nov.

C. Der See- und Kolonialkrieg. Die Friedensschlüsse.

§ 387. Der See- und Kolonialkrieg. Dem deutschen Kriege parallel lief der englisch-französische Seekrieg, dessen Ausbruch auf die Neugruppierung der europäischen Mächte so stark eingewirkt hatte (§ 378), und der an Wichtigkeit dem deutschen Kriege in keiner Weise nachsteht.

Französische Erfolge

Nach dem brutalen englischen Kaperkrieg hatten die Franzosen, wie wir wissen (§ 378), in Menorca einen ersten Erfolg errungen. Auch der weitere Krieg war zunächst für sie günstig. An der englisch-französischen Kolonialgrenze in Nordamerika eroberten sie die Forts Oswego (am Ontariosee) und William Henry (am Champlainsee); in

1756
1757

Vorderindien hatten die Engländer Unglück, indem der Subahdar
1756 (Vizekönig) von Bengalen, Suradschah Daulah, Calcutta eroberte.

Englische Erfolge

Dann aber trat zuerst in Indien ein Umschwung ein. Robert Clive
1757 nahm Calcutta zurück, zwang das französische Chandarnagar zur Ergebung
23. Juni 1757 und siegte über Suradschah Daulah bei Plassy, ein Sieg, der als erster
Schritt zur wirklichen Eroberung Indiens angesehen wird (§ 410). Während die Engländer nun in Bengalen ihre Herrschaft durch Schrecken zu
sichern suchten, erfolgte seit 1758 auch an anderen Stellen eine für sie
glückliche Wendung. Die Franzosen verbrauchten ihre Hauptkräfte in dem
deutschen Kriege, Pitt aber verstand es, die Engländer zu großen Leistungen
für den Seekrieg zu veranlassen. Unter General James Wolfe er-
Juni 1758 oberten sie Louisbourg und die Inseln Kap Breton und Prinz Edward;
virginische Milizen unter Washington nahmen das französische
Nov. 1758 Fort Duquesne im Ohiotale, das zu Ehren des Ministers den Namen
Pittsburg erhielt; durch Expeditionen nach der französischen Küste
und Kaperung französischer Schiffe fügten die Engländer den Fran-
1758 zosen viel Schaden zu, und in Senegambien eroberten sie die Forts
St. Louis und Gorée.

Im nächsten Jahre faßte Choiseul den Plan einer Landung
17./18. Aug. 1759 in England; doch wurde die von Toulon absegelnde Flotte bei Lagos,
20. Nov. die aus Brest kommende bei Quiberon geschlagen, worauf eine kleine,
in Irland gelandete Flottenabteilung zurückkehren mußte und auch
Febr. 1760 noch eine Niederlage erlitt. Eben wegen dieser Landungsversuche
hatte Choiseul zu wenig Kräfte für die Kolonien übrig. So eroberten
1759 die Engländer Guadeloupe in Westindien und Canada. Die Schlacht
13. Sept. 1759 bei Quebec, in der James Wolfe und Montcalm, der englische und
der französische Oberfeldherr, fielen, endete mit dem Siege der Engländer:
Quebec mußte sich ergeben, und als im nächsten Jahre Montreal ge-
8. Sept. 1760 fallen war, war ganz Canada in englischem Besitz.

In Vorderindien glaubten die Franzosen, während die Engländer
in Bengalen beschäftigt wären, Madras erobern zu können; Lally-Tolendal hatte auch anfangs einige Erfolge, wurde aber dann bei
1760 Wandewasch (südlich von Madras) geschlagen und mußte im nächsten
1761 Jahre auch Pondichéry den Engländern übergeben (§ 410).

Der Eintritt Spaniens in den Krieg (§ 386) änderte an dem Kriegsglück der Engländer nichts. Sie eroberten die französischen Inseln in
1762 Westindien: Martinique, Grenada, St. Vincent, S. Lucia, ferner
Aug. 1762 Okt. 1762 Habana, den Hauptort der spanischen Antillen, und Manila, die
wichtigste Stadt der spanischen Philippinen. Zugleich scheiterte der Versuch
Spaniens und Frankreichs, England durch einen Angriff auf das von
ihm abhängige (Methvenvertrag § 318) Portugal zu schädigen. Spanien
und Frankreich verlangten von Portugal den Abbruch des Verkehrs mit
England und ließen, als der tüchtige Minister Pombal (§ 403) diese
Mai 1762 Forderung ablehnte, Truppen in Portugal einrücken. Indes von England
mit Geld unterstützt, vermochte Portugal kräftig zu rüsten; es regte sich
auch die alte nationale Feindschaft, und der in portugiesische Dienste
getretene Graf Wilhelm von Schaumburg (§ 310) vertrieb die
Feinde aus dem Lande.

Friede zwischen England und Frankreich-Spanien

§ 388. Die Friedensschlüsse von Paris und Hubertusburg. England
hatte auf der ganzen Linie gesiegt wie kaum zuvor. Trotzdem wünschten

Georg III. und Lord Bute den Frieden, weil das englische Volk sich danach sehnte, und eben deshalb Pitt entlassen worden war. So schlossen sie denn mit Frankreich und Spanien die Friedenspräliminarien von Fontainebleau.

3. Nov. 1762

England erhält von Spanien Florida, von Frankreich Canada mit Neu-Schottland und Kap Breton und alles Land bis zum Mississippi, dazu die Inseln Grenada, St. Vincent, Domingo und Tabago, sowie Senegambien (St. Louis) außer Gorée, ferner das Recht des Holzfällens an der Hondurasbai; es bekommt wieder Menorca und gibt zurück an Spanien Habana und Manila, an Frankreich Martinique, Guadeloupe, die ostindischen Eroberungen und Gorée. — Spanien erhält von Frankreich das westlich des Mississippi gelegene Louisiana. — Frankreich behält in Nordamerika nur die kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon mit dem Fischfangrecht bei Neu-Fundland.

Pitt übte im Parlamente an diesen Bedingungen, die er für zu ungünstig erklärte, scharfe Kritik; das Parlament aber genehmigte sie, und so wurden sie im Frieden von Paris bestätigt.

10. Febr. 1763

Inzwischen hatten endlich unter Vermittlung Sachsens auch zwischen Österreich und Preußen die Verhandlungen begonnen. Da die Verbündeten Maria Theresias vom Kriege zurückgetreten waren und auch die deutschen Reichsstände den Frieden forderten, mußte sie in den Frieden von Hubertusburg willigen: Friedrich behielt Schlesien und Glatz und versprach dem Sohne Maria Theresias (Joseph) seine Stimme bei der Kaiserwahl.

31. Dez. 1762

Friede zw. Preußen u. Österreich 15. Febr. 1763

Ergebnisse

Die Friedensschlüsse besiegelten die Großmachtstellung Preußens, die Weltmachtstellung Englands und die Herrschaft des protestantischen Germanentums (des Anglikanismus) in Nordamerika. — Die schwerste Einbuße hatte Frankreich erlitten: es war aus Nordamerika verdrängt und hatte in Westindien und Afrika wertvolle Gebiete verloren; seine Flotte war vernichtet, sein Handel sehr geschädigt, seine Finanzen zerrüttet, sein Ansehen gebrochen. Ohne territoriale Verluste war Österreich aus dem Kampfe hervorgegangen: seine Niederlage bestand darin, daß die Aufteilung Preußens nicht gelungen war. Ebendas aber gewährleistete Preußen seine Großmachtstellung und gab ihm eine führende Stellung in Deutschland: es hatte mit den eigenen zugleich deutsche Interessen verteidigt, und an der Heldengestalt des großen Königs erwachte das schlummernde Nationalgefühl. Den größten Gewinn hatte England: es war Herr in Nordamerika geworden und hatte seinen Besitz in Westindien und Afrika vergrößert; seine Flotte beherrschte die Meere ohne ernsten Rivalen, sein Handel war der erste der Welt. Rußland hatte keinen unmittelbaren Gewinn davongetragen, aber bewiesen, daß es in Europa mitzureden habe.

Drittes Kapitel.

Europa und Nordamerika bis zur französischen Revolution. Das Aufsteigen Rußlands.

Fortdauer der Gegensätze: a) Preußen und Österreich b) England und Frankreich-Spanien

§ 389. Überschau und Vorblick. Die Gegensätze, aus denen der siebenjährige Krieg in Nordamerika und Deutschland hervorgegangen war, waren durch die Friedensschlüsse von Paris und Hubertusburg nicht aus der Welt geschafft: die Rivalität zwischen Preußen und Österreich, die Feindschaft zwischen England und Frankreich-

Spanien blieb bestehen. Allerdings hatte keine dieser Mächte Neigung zu neuen Kriegen; am wenigsten Preußen und England, die aus dem letzten Kriege den größten Gewinn gezogen hatten. Friedrich der Große brauchte den Frieden notwendig, um die Wunden des Krieges zu heilen, das „Retablissement" seines Staates durchzuführen, und England wurde sehr bald durch Streitigkeiten mit seinen nordamerikanischen Kolonien in Anspruch genommen. Auch in Frankreich und Spanien traten innere Konflikte in den Vordergrund, und selbst Maria Theresia empfand zwar den Verlust Schlesiens sehr schmerzlich, wollte aber keinen Krieg.

Fortbauer der Bündnisse: a) Bourbonischer Familientraktat b) Österreich und Frankreich

Von den Bündnissen der Kriegszeit bestand neben dem bourbonischen Familientraktat nur fort das zwischen Österreich und Frankreich; gelöst waren das preußisch-englische und das österreichisch-russische. Damit waren England, Preußen und Rußland zunächst isoliert. England kann eine solche Isolierung wegen seiner insularen Lage leicht ertragen, so lange seine Flotte das Meer beherrscht, und das war ja eben infolge der Siege über Frankreich-Spanien der Fall. Bedenklicher war, wie der Beginn des Siebenjährigen Krieges gezeigt hatte, eine solche Isolierung für Preußen; insbesondere hatte Friedrich der Große den Wert der russischen Freundschaft eben durch diesen Krieg, namentlich durch seinen Ausgang, klar erkannt. Rußland brauchte an sich, da es eine Invasion europäischer Heere kaum zu gewärtigen hatte, auch eine Isolierung nicht sehr zu fürchten; indes die großen Ziele, die sich Katharina II. für die Erweiterung der russischen Macht gesteckt hatte, ließen ihr doch die Verbindung mit einer Großmacht sehr wünschenswert erscheinen. Das war um so mehr der Fall, als es sich dabei um Polen und um die Türkei handelte, d. h. um Fragen, die Konflikte in sich bargen. Seit langer Zeit waren bei der Besetzung des polnischen Thrones die Interessen der europäischen Staaten zusammengestoßen, und in der Türkei mußte Rußland der Rivalität Österreichs begegnen, das bisher hier der Vorkämpfer der Christenheit gewesen war. So wurde Rußland auf das Bündnis mit Preußen hingewiesen; ein solches aber entsprach, wie schon angedeutet, auch den Wünschen Friedrichs des Großen, da er dadurch die Wiederholung der gefährlichen Lage von 1756 unmöglich machte und zugleich ohne Krieg die preußischen Interessen in Polen wahren konnte. Das Bündnis bewährte sich denn auch in der ersten polnischen Teilung und im ersten Türkenkrieg Katharinas: Preußen gewann die notwendige Territorialverbindung zwischen Pommern und Ostpreußen und konnte zugleich als Vermittler zwischen Rußland und Österreich auftreten; Rußland aber rückte nach Polen und nach dem Schwarzen Meere vor.

Isolierung: a) Englands b) Preußens c) Rußlands

Ziele Katharinas II.

Russisch-preußisches Bündnis

Eroberungspolitik Josephs II.

Trotz dieser Erfolge war man indes in Rußland mit dem Ergebnis nicht ganz zufrieden, also auch nicht mehr ganz zufrieden mit dem preußischen Bündnis. Das wurde wichtig, seitdem durch den zunehmenden Einfluß Josephs II. Österreich wieder in eine ausgreifende Politik einlenkte. Die von ihm betriebene Erwerbung Bayerns bedrohte Preußen, da sie Österreichs Stellung in Deutschland gewaltig verstärken mußte. Friedrich trat deshalb dagegen auf und konnte den ersten Vorstoß Josephs um so leichter abweisen, als er die Sympathien der deutschen Fürsten für sich hatte und Maria Theresia dem Unternehmen ihres Sohnes abgeneigt war. Nach Maria Theresias Tode aber trat eine folgenschwere Wendung ein: Joseph II., der nun keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte, schloß

Bündnis mit Rußland. Dadurch verlor Preußen den bisherigen Stützpunkt seiner internationalen Stellung, während Joseph II. eine Rückendeckung für seine deutschen Pläne gewann, Rußland freie Hand am Schwarzen Meere erhielt. Joseph richtete seine Blicke sofort wieder auf Bayern, hatte aber keinen Erfolg, da die deutschen Fürsten sich um Friedrich den Großen scharten und Rußland zunächst noch am Schwarzen Meere voll beschäftigt war. Auch erregte Josephs stürmische Reformtätigkeit vielfach Mißtrauen und schuf ihm innere Schwierigkeiten.

Österr.-russ. Bündnis

Auf diese Wandlungen der osteuropäischen und deutschen Dinge hatten die Westmächte sehr wenig Einfluß geübt. Vergegenwärtigt man sich die Stellung, die Frankreich früher in allen europäischen Fragen eingenommen hatte, so erkennt man auch daraus, daß sein Ansehen durch den Siebenjährigen Krieg schwer gelitten hatte. Es kam hinzu, daß die innere, namentlich die finanzielle Lage des Landes sehr ungünstig war, und daß in Frankreich und den übrigen romanischen Staaten ein erbitterter Kampf zwischen Staat und Kirche begann. In ihm zeigte sich der Einfluß der Aufklärungsideen: er führte zur Aufhebung des Jesuitenordens, vermochte aber doch die Macht der Kirche nicht dauernd zu brechen. — Daß England sich von diesen ost- und mitteleuropäischen Fragen im ganzen fern hielt, darf dagegen nur insoweit als ein Zeichen der Schwäche angesehen werden, als es durch innere Parteistreitigkeiten gelähmt wurde. Im übrigen lagen seine Interessen eben auf dem Meere und in den Kolonien; hier aber begann nun der Befreiungskampf der nordamerikanischen Kolonien. Er wurde für Frankreich und Spanien der Anlaß, die alte, zuletzt im Siebenjährigen Kriege betätigte Gegnerschaft gegen England wieder aufzunehmen. Damals hatten sich, wie schon im österreichischen Erbfolgekriege, mit diesem Gegensatze die zentraleuropäischen Fragen verknüpft; jetzt hielten sich die kontinentalen Mächte (Österreich, Preußen, Rußland) fern: sie waren mit der bayerischen und mit der orientalischen Frage beschäftigt. Wie im Anfang des 18. Jahrhunderts (Spanischer Erbfolgekrieg, Nordischer Krieg), so verliefen auch gegen Ende des Jahrhunderts die westlichen und östlichen Konflikte fast unabhängig voneinander, während sie sich in der Mitte des Jahrhunderts sehr stark beeinflußt hatten. Nur zur Wahrung der Neutralitätsrechte griff Rußland in die westlichen Konflikte ein und steigerte damit sein Ansehen. Das Ergebnis des See- und Kolonialkriegs war die Anerkennung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, jedoch ohne Beeinträchtigung der englischen Vorherrschaft zur See; Frankreich und Spanien zogen aus dem Kriege keinen Gewinn, England aber erhielt in Ostindien und Australien einen Ersatz für das verlorene Nordamerika.

Frankreich

England und Nordamerika

Wie in dem Jesuitenkampfe der romanischen Staaten, so hatten auch in dem nordamerikanischen Freiheitskampfe die Aufklärungsideen mitgewirkt. Sie bestimmten, wie oft gesagt, die innere Regierung Friedrichs des Großen, zeigten ihre Kraft auch bei den Reformen in Dänemark, Schweden und Rußland und fanden einen stürmisch vordrängenden Vertreter in Joseph II. Sie wirkten überall heilsam, doch trat fast überall bald ein Rückschlag ein. Ohne wesentlichen Einfluß auf die Regierung blieben sie dort, wo sie, vielleicht gerade deshalb, theoretisch am folgerichtigsten ausgestaltet wurden: in Frankreich.

Aufklärungsideen

Orientalische u. polnische Frage

Während nun hier die Revolution ausbrach, machte sich in Osteuropa das schon erwähnte russisch-österreichische Bündnis geltend. Es bedeutete eine vollständige Verschiebung der Lage, da es die bisherige Rivalität Österreichs und Rußlands auf der Balkanhalbinsel aufhob und an seine Stelle den Gedanken der Teilung der Balkanhalbinsel in eine österreichische und eine russische Machtsphäre setzte, ein Gedanke, der bis heute nicht wieder geschwunden ist. Unter diesem Gedanken steht der zweite Türkenkrieg Katharinas: seine Erfolge wären noch größer gewesen, als sie waren, wenn nicht Josephs II. Reformtätigkeit zu inneren Konflikten geführt hätte. Die Aufgabe aller großen Ziele Josephs nach dessen Tode machte die Vermittlerrolle Preußens unnötig und zwang das isolierte Rußland, sich mit geringem Gewinn zu begnügen. Dafür winkte Rußland Entschädigung in Polen. Da Österreich und Preußen in den Krieg gegen die französische Revolution verwickelt waren, schien die russische Politik in Polen freie Hand zu haben. Rußland nutzte diese Lage aus, mußte aber doch den Nachbarn, die sich nicht zu tief in den französischen Krieg einließen, Anteil an der polnischen Beute zugestehen. Alles in allem aber hatte Rußland einen gewaltigen Aufschwung als europäische Großmacht genommen.

A. Rußland, die erste Teilung Polens und der erste Türkenkrieg Katharinas.

§ 390. Elisabeth und Peter III. War schon der Ausgang des Siebenjährigen Krieges sehr wesentlich bestimmt worden durch die Haltung Rußlands, so trat dieser Staat bei den nächsten großen Fragen der europäischen Politik, der polnischen und orientalischen, noch viel maßgebender hervor. Seit der Thronbesteigung Katharinas II. wurde nämlich die russische Politik wieder von großen sachlichen Zielen bestimmt, während sie vorher unter dem Einfluß persönlicher Stimmungen und Intrigen gestanden hatte.

Elisabeth 741–1762

Wir wissen, daß die bis dahin wegen ihrer geistigen Minderwertigkeit und wegen ihres sittenlosen Lebenswandels allgemein mißachtete Elisabeth durch eine von dem französischen Gesandten betriebene altrussische Palastrevolution den Thron erlangt hatte (§ 347). Sie war den Regierungsaufgaben in keiner Weise gewachsen, folgte auch als Zarin ihrem Hang zur Sinnlichkeit und ließ sich von ihren Günstlingen leiten. So war Rußland der geeignete Boden für Intrigen, und die fremden Mächte nutzten das um so mehr aus, als die russischen Staatsmänner und Elisabeth selbst Geldspenden sehr zugänglich waren.

Mit besonderer Sorge blickte Elisabeth auf den entthronten Iwan und dessen Eltern, die Braunschweiger (Anton Ulrich und Anna Leopoldowna, Stammbaum 7); um deren Hoffnungen zu beseitigen, ernannte sie ihren Neffen Peter von Holstein-Gottorp, den Sohn ihrer Schwester Anna, schon 1742 zum Thronfolger. Bald darauf wurde die sogenannte Bottasche Verschwörung entdeckt und vereitelt, ein angebliches Komplott zugunsten Iwans, das der frühere österreichische Botschafter Botta angestiftet haben sollte. Infolgedessen stieg bei Elisabeth noch der französische und also (es war die Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges) preußenfreundliche Einfluß. Eben damals verschaffte Elisabeth im Frieden von Åbo einem Verwandten des russischen Thronfolgers die Aussicht auf den schwedischen Thron (§ 345), und wir wissen, daß dessen Vermählung mit einer Schwester Friedrichs des Großen und die Vermählung des russischen Thronfolgers mit Katharina von Anhalt-Zerbst der preußenfreundlichen Haltung der Zarin entsprangen (§ 377). Es waren in der Hauptsache rein persönliche Motive, die dann den Umschwung zugunsten Österreichs bewirkten. Der Kanzler Bestuschew-Rjumin war von Österreich bestochen, enthüllte unter Verletzung des Briefgeheimnisses unliebsame Äußerungen, die der französische Gesandte über den Petersburger Hof getan hatte, verwertete ähnliche Äußerungen Friedrichs des Großen und erreichte

so das russisch-österreichische Bündnis (§ 377), das Rußland zum Kriege gegen Friedrich den Großen führte. Bestuschew stützte sich dabei auch auf den Geliebten (heimlichen Gemahl) der Zarin, den Grafen Rasumowskij (§ 377). Den Gang des Krieges kennen wir bereits. Gegner dieser Politik war der für Friedrich den Großen schwärmende Thronfolger Peter; deshalb war Bestuschew bemüht, sich auch für den Fall des Todes der Elisabeth zu sichern, und dachte daran, nach Elisabeths Tode der Gemahlin Peters, Katharina, mit der er in gutem Einvernehmen stand, die Regentschaft zu verschaffen. Die Entdeckung dieses Planes führte dazu, daß Bestuschew auf seine Güter verbannt wurde. Mitgewirkt bei seinem Sturz haben neben dem Vizekanzler Woronzow auch der neue Günstling der Zarin Iwan Schuwalow und seine Vettern Alexander und Peter. 1746 1759

Der Tod Elisabeths und die Thronbesteigung Peters III. bewirkten, wie wir wissen (§ 386), einen völligen Umschwung in der auswärtigen Politik Rußlands und retteten Friedrich den Großen aus schwerer Notlage. Auch hierbei wirkten im wesentlichen persönliche Motive; und bald führte Peters Charakter und Haltung sowie sein Zerwürfnis mit seiner Gemahlin zu seiner Entthronung und Ermordung. 5. Jan. 1762 (25. Dez. 1761)

Obgleich Peter ohne tiefere Bildung und ohne höhere Interessen war und nur an rohen Vergnügungen (Trinken u. dergl.) Gefallen fand, schienen einige seiner Maßregeln doch einen freieren Geist zu atmen. Er rief mehrere Verbannte (Münnich, Biron, Lestocq) zurück, beseitigte die Tortur und die geheime Polizei, hob Handelsmonopole auf, setzte den Salzpreis herab, unterstellte die Kirchengüter der Verwaltung des Staates und überwies deren Überschüsse dem Staatsschatze. Mit der zuletzt erwähnten Verfügung verletzte er aber die russische Geistlichkeit, und da er sich auch sonst über kirchliche Gebräuche hinwegsetzte, so stellte ihn die Geistlichkeit als Feind der orthodoxen Kirche, als heimlichen Lutheraner hin. Andrerseits hob er die Leibgarde der Elisabeth auf, machte ein holsteinsches Regiment, das er schon als Großfürst um sich gehabt hatte, zu seiner Leibwache, führte die preußische Disziplin ein, trug preußische Uniform und behandelte hohe Würdenträger mit äußerster Rücksichtslosigkeit. Dadurch erbitterte er nicht nur die Armee, sondern überhaupt das Altrussentum, dem auch Peters Plan, für Holstein Krieg gegen Dänemark zu führen, als unrussisch erschien. Peter III. 1762

Im Gegensatze zu Peters Haltung beobachtete Katharina ängstlich die kirchlichen Bräuche und wußte sich die Sympathien der Altrussen zu gewinnen. Zwischen dieser genial beanlagten Frau und ihrem geistig viel tiefer stehenden Gemahl hatte nie eine herzliche Beziehung bestanden. Bald wandte sich Peter Maitressen, Katharina Liebhabern zu; unter jenen mag Elisabeth Woronzow, unter diesen der polnische Gesandte Stanislaus August Poniatowski genannt werden. Auch als Zar behandelte Peter seine Gemahlin sehr brutal, und es hieß, er wolle sie verstoßen und die Woronzow heiraten. Schon Bestuschew hatte daran gedacht, der Katharina die Herrschaft zu verschaffen; je unerträglicher das launenhafte Regiment des Kaisers wurde, je weniger fürstliche Würde er wahrte, je rücksichtsloser er gegen hohe Beamte auftrat, um so mehr wandten sich die Blicke seiner Gemahlin zu. Katharina

So entstand denn eine Verschwörung, die Katharina aus Selbsterhaltung betrieb, und an der ihre Freundin, die Fürstin Daschkow, ihr Geliebter Gregor Orlow, deren Brüder Alexej und Wladimir, ferner Graf Panin, Kyrill Rasumowskij, der Bruder Alexejs (des Geliebten der Zarin Elisabeth) und der Erzbischof Setschenow von Nowgorod beteiligt waren. Während Peter in Oranienbaum weilte, wurde Katharina am Morgen des Tages, an dem sie in ein Kloster gebracht werden sollte, zuerst von den Garden, dann in der Kasanschen Kathedrale vom Erzbischof als Herrscherin ausgerufen und von den höchsten Würdenträgern im Winterpalais als solche anerkannt. Peter verlor vollständig den Kopf und unterzeichnete, ohne Widerstand zu versuchen, die ihm vorgelegte Abdankungsurkunde. Einige Tage darauf wurde er, jedoch sicher ohne Vorwissen Katharinas, von den Orlows erdrosselt. Entthronung und Ermordung Peters 9. Juli 1762 10. Juli 17. Juli

§ 391. Ziele und innere Reformen Katharinas II. Katharinas Thronbesteigung gab der russischen Politik wieder große Ziele. Es ist kein Zufall, daß Katharina Peter dem Großen ein prachtvolles Denkmal errichtete: sie ist seine echte Nachfolgerin geworden und die zweite Gründerin der russischen Großmacht. Und das ist sie geworden trotz der größten Schwierigkeiten, mit denen sie, besonders zu Anfang, zu ringen hatte. Als Fremde mit Argwohn betrachtet, von übermütigen Magnaten Katharina II. 1762—1796

Argwohn betrachtet, von übermütigen Magnaten umgeben, wegen ihrer Sinnenlust von böser Nachrede getroffen, bedurfte sie der ganzen Klugheit und Energie einer zum Herrschen geborenen Natur, um sich als Selbstherrscherin zu behaupten und ihre großen Ziele zu erreichen. Sie war auf den Thron gekommen unter Benutzung der altrussischen Strömungen; trotzdem hat sie sich dem Altrussentum nicht dienstbar gemacht, sondern hat wie Peter der Große die westeuropäische Kultur gefördert; sie war sogar Anhängerin der Aufklärung und hat, soweit das in Rußland möglich war, in deren Geiste regiert. Bedeutungsvoller noch war ihre auswärtige Politik; auch hier schritt sie auf Peters Bahnen weiter und suchte das Reich nach Westen und Süden zu erweitern. Bei der Ohnmacht Polens schien es nicht unmöglich, dieses Land ganz in das russische Machtgebiet hineinzuziehen, und dazu gesellte sich die große Aufgabe, die Türkei aus der Balkanhalbinsel zu verdrängen. Die Rivalität der Nachbarmächte hat diese Ziele nicht voll erreichen lassen; aber es wurde doch der größte Teil Polens und die Nordküste des Schwarzen Meeres russisch, und zugleich übernahm Rußland, was viel mehr war, an Stelle Österreichs oder wenigstens neben Österreich den großen weltgeschichtlichen Gedanken der Befreiung der christlichen Balkanvölker.

Ziele: a) Westeuropäische Kultur b) Erweiterung des Reiches nach Westen und Süden

Innere Politik

Nach ihrer Thronbesteigung mußte Katharina sich zuerst als echte Russin zeigen. Die holsteinschen Truppen ihres Gemahls wurden heimgeschickt, in alle hohen Stellungen wurden Russen berufen, Peters Verfügungen über die Kirchengüter zunächst aufgehoben. Dabei war Katharinas Thron nicht ungefährdet. Peters III. blutiger Schatten hat sie ihr lebelang verfolgt, und viele Russen erblickten in dem von Elisabeth entthronten Iwan (§ 347), der allerdings in dem Gefängnis von Schlüsselburg längst dem Irrsinn verfallen war, den rechtmäßigen Zaren. Als Leutnant Mirowitsch den Versuch machte, Iwan zu befreien, wurde dieser von seinen Wächtern ihrer Instruktion gemäß getötet. Seitdem fühlte sich die Zarin einer schweren Sorge ledig und trat entschiedener mit ihren Reformgedanken hervor. Reichbegabt, hatte sie schon als Großfürstin die Werke der französischen Aufklärer gelesen, stand mit ihnen im Briefwechsel und ließ sich durch Baron Grimm (§ 362) über die französischen Salons berichten; sie förderte die Herausgabe der Enzyklopädie, rief Diderot nach Petersburg (§ 362) und bezeichnete sich als „im Herzen Republikanerin". So suchte sie denn den Kulturzustand Rußlands im Sinne Westeuropas zu heben. Sie entsandte junge Russen auf ausländische, namentlich deutsche Hochschulen, um sie dann in der Heimat anzustellen, gründete in Petersburg eine Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände und rief Schulen und Wohltätigkeitsanstalten ins Leben. Für den Volksunterricht geschah allerdings nichts; dem widersprach schon das Interesse des Adels, der sich auch entschieden allen auf Milderung der Leibeigenschaft gerichteten Bestrebungen widersetzte. Nur auf einigen Krongütern löste Katharina die Fesseln der Leibeigenschaft; dazu gründete sie bei Petersburg und an der Wolga (Samara) deutsche Bauernkolonien, die bald zu hoher Blüte gediehen. Der Kirche gegenüber kehrte sie bald zu dem Verfahren des Gemahls zurück, indem sie die Verwaltung der Kirchengüter einem „Ökonomiekollegium" übertrug. Um die Zentralverwaltung zu bessern, zerlegte sie den Senat in sechs Abteilungen mit getrennten Geschäftskreisen und schuf einen „geheimen Staatsrat" und ein „Kabinett"; dadurch wurde zugleich der zarische Absolutismus erhöht. Die Lokalverwaltung sollte aus der 1774 erfolgten Vermehrung der Zahl der Gubernien, die also kleiner wurden, Nutzen ziehen. Ganz eigenartig war der Plan, von einer nach Moskau berufenen Reichsversammlung, in der Vertreter aus dem ganzen Reiche (auch Samojeden) saßen, ein einheitliches Gesetzbuch schaffen zu lassen: Katharina legte dazu eine von ihr in französischer

15./16. Juli 1764

1767

Sprache nach Montesquieus Grundsätzen verfaßte, ganz philosophisch gehaltene Anweisung vor; doch ist aus der Sache nichts geworden. Ihr Hofleben gestaltete Katharina sehr glänzend, gab aber, wie ihre französischen Vorbilder, ihrer Sinnlichkeit schrankenlos nach; sie wechselte schnell ihre Liebhaber und diese spielten in Petersburg eine ähnliche Rolle, wie in Paris die Maitressen. Ihr Lieblingssitz war Peterhof, das das russische Versailles werden sollte; außerdem baute sie Zarskoje Selo als glänzenden Fürstensitz.

Neben der vielseitigen Tätigkeit im Innern beschäftigte sich Katharina eifrigst mit der auswärtigen Politik. Die Stellung, die sie am Schluß des Siebenjährigen Krieges einnahm, kennen wir schon (§ 386), die holsteinschen Pläne ihres Gemahles gab sie auf; in Kurland ersetzte sie den sächsischen Herzog Karl durch den aus der Verbannung zurückgerufenen Biron (§ 249); vor allem wichtig aber wurde die polnische und orientalische Frage

§ 392. Die polnische Königswahl und der Anfang des ersten Türkenkrieges Katharinas II. Der Ausgang des Siebenjährigen Krieges hatte Friedrich den Großen von der Unsicherheit der englischen Freundschaft und von dem Wert guter Beziehungen zu Rußland überzeugt. Er wünschte ein Bündnis mit Rußland als Gegengewicht gegen das fortdauernde französisch-österreichische Einvernehmen (§ 389). Da war nun die wichtigste Frage die der polnischen Königwahl. Noch bevor August III. gestorben war, hatte Katharina die Wahl eines „Piasten“, d. h. eines Einheimischen, gefordert und als ihren Kandidaten den Stanislaus August Poniatowski bezeichnet, der der russisch gesinnten Partei der Czartoryski, der sogenannten „Familie“ (§ 348), angehörte und als polnischer Gesandter in Petersburg ihr Günstling gewesen war (§ 390). Gegen ihn traten als Bewerber auf zuerst der sächsische Kurfürst Friedrich Christian, dann nach dessen schnellem Tode (17. Dezember 1763) sein Bruder, der Prinz Xaver; schließlich stellten, da die sächsische Bewerbung aussichtslos erschien, die Gegner Rußlands und der „Familie“, die sich als Patrioten bezeichneten (zu ihnen gehörten auch die Potocki und Radziwill), ebenfalls einen Piasten, den Großkronfeldherrn Branicki, als Kandidaten auf. Weil nun die Möglichkeit vorlag, daß diese Kandidatur in Paris und Wien Unterstützung fände, schloß Katharina Bündnis mit Friedrich dem Großen; beide versprachen sich Waffenhilfe, falls sie angegriffen würden, und Förderung der Wahl Poniatowskis.

August III. † 5. Okt. 1763

Russisch-preußisches Bündnis 11. April 1764

Nun wurde, nachdem die Patrioten von russischen Truppen besiegt worden waren, Stanislaus Poniatowski auf einem nur von seiner Partei besuchten Reichstage einstimmig zum König erhoben. Natürlich wurde dadurch Polen ganz von Rußland abhängig. Rußland und Preußen waren aber auch übereingekommen, für die Rechte der Dissidenten (der Protestanten und griechisch-russischen Katholiken) einzutreten; Katharina wollte sich damit zugleich die Sympathien der Nationalrussen (§ 391) gewinnen. Da nun der polnische Reichstag die Aufhebung der gegen die Dissidenten gerichteten Gesetze (§ 348) verweigerte und zudem Poniatowski den Versuch machte, gegen Rußlands Willen eine den polnischen Staat stärkende Verfassungsreform (Aufhebung des Liberum veto) durchzuführen, so bildete Rußland die Konföderation (vgl. dazu § 348) von Radom. Es hatte sogar seinen früheren Gegner, Karl Radziwill, gewonnen und war nun tatsächlich der Herr Polens.

7. Sept. 1764

Stanislaus Poniatowski 1764—1795 † 1798

1766

Russische Erfolge in Polen

Juni 1767

Unter russischem Druck beschloß der von den Konföderierten erzwungene außerordentliche Reichstag die bürgerliche Gleichberechtigung der Dissidenten; mit Genehmigung Rußlands, das damit die Reformfreunde zu sich hinüberziehen wollte, wurde zugleich das Liberum veto für die Abstimmung über Finanzfragen während der ersten drei Wochen jedes Reichstages aufgehoben. Gegen diese Beschlüsse bildete sich nun sofort unter Johann Potocki die Konföderation von Bar, die sich als „heilige" bezeichnete und für die katholische Religion zu kämpfen behauptete; sie wurde von Österreich und Sachsen mit Geld unterstützt, aber in einem wilden Bürgerkriege von den russischen Truppen geschlagen.

Okt. 1767—März 1768

März 1768

Russisch-türkischer Krieg 1768—1774

Über die mit diesem Erfolge gegebene Machterweiterung Rußlands empfand man in Wien und Paris Besorgnisse und schürte deshalb in Konstantinopel zum Kriege. Eine Verletzung der türkischen Grenze, die sich russische Truppen bei der Verfolgung von Konföderierten hatten zuschulden kommen lassen, gab dann auch der türkischen Kriegspartei das Übergewicht, und so erfolgte die türkische Kriegserklärung an Rußland. Der nun beginnende russisch-türkische Krieg verlief für Rußland günstig.

Okt. 1768

Die Russen nahmen unter dem Fürsten Galizyn Choczim, unter General Rumjanzow (Romanzow) Jassy und Bukarest und trieben das zur Wiedereroberung der Donaufürstentümer herankommende Türkenheer nach dem Siege am Kagul über die Donau zurück. Gleichzeitig fuhr die von Alexej Orlow (§ 390) befehligte, tatsächlich aber von dem Engländer Elphinstone geführte russische Ostseeflotte nach dem Mittelmeere. Durch ein russisches Manifest zum Freiheitskampfe aufgerufen, erhoben sich die Griechen der Peloponnes, wurden aber von den Türken wieder zum Gehorsam gebracht; dabei sind beiderseits entsetzliche Greuel verübt worden, namentlich von den Albanesen, die die Pforte gegen die Griechen aufbot. Die russische Flotte konnte den Griechen nicht helfen und fuhr nach Kleinasien; hier gelang es Elphinstone, die türkische Flotte bei Tschesme (unweit Chios) durch einen Brander zu vernichten: 23 Schiffe mit 8000 Mann Besatzung gingen dabei zugrunde. Dieser glänzende Erfolg machte in ganz Europa einen gewaltigen Eindruck; Elphinstone dachte sogar an einen Angriff auf Konstantinopel, doch hatte Orlow dazu keinen Mut. Auch im nächsten Jahre blieben die Russen siegreich in Bessarabien, der Dobrudscha und in der Krim, wo Dolgorucky Jenikale, Kertsch und Kaffa einnahm; in Ägypten aber unterstützte ihre Flotte den von der Türkei abgefallenen Mamlukenhäuptling Ali Bey (§ 429).

1770

5. Juli 1770

1771

§ 393. Die erste Teilung Polens (1772) und das Ende des Türkenkrieges (1774). Wie in Polen, wo inzwischen der wilde Bürgerkrieg seinen Fortgang genommen hatte, triumphierte Rußland also auch in der Türkei: die Hoffnung, mit der Frankreich und Österreich die Türkei zum Kriege gehetzt hatten, hatte sich nicht erfüllt. Besonders bemerkenswert war, daß zum ersten Male eine russische Flotte im Mittelmeer erschienen und Rußland als Schutzmacht der glaubensverwandten Griechen aufgetreten war. In ihrer Bedrängnis rief nun die Türkei die Vermittlung Österreichs und Preußens an. Recht schwierig gestaltete sich dadurch die Lage Friedrichs des Großen. Er war seit 1764 mit Rußland verbündet, hatte diesem während des Krieges Sub-

Schwierige Lage Friedrichs d. Gr.

sidien gezahlt und 1769 das Bündnis bis zum Jahre 1780 verlängert. Trotzdem entsprach eine Machterweiterung Rußlands, die die Türkei geschwächt und Polen so gut wie vernichtet hätte, den preußischen Interessen nicht: Friedrich sah bei etwaigen Konflikten mit Österreich und Rußland in der Türkei einen Bundesgenossen; vor allem aber mußte ein Rußland, das Polen aufsog, Ostpreußen dauernd von Pommern trennen und auch Schlesien gefährden. Friedrich mußte also eine Einschränkung der russischen Erfolge wünschen. Eröffnete nun aber Österreich, das den gleichen Wunsch hatte, den Krieg gegen Rußland, so hätte er auf Grund des Bündnisvertrages Rußland unterstützen müssen. Das aber wollte er nicht. Aus diesen Schwierigkeiten suchte er herauszukommen, indem er als **Vermittler zwischen Rußland und Österreich** trat. Eine erste Annäherung an Österreich war schon bei seiner Zusammenkunft mit Joseph II. in Neiße erfolgt, dann hatte er mit diesem und Kaunitz in Mährisch-Neustadt Besprechungen gehabt. Nun wurde Prinz Heinrich nach Petersburg gesandt, um unter Hinweis auf die Kriegslust Österreichs von den Russen milde Friedensbedingungen für die Türkei zu erlangen. Inzwischen besetzte Österreich die polnische Zips, weil sie vor 300 Jahren von Ungarn an Polen nicht abgetreten, sondern nur verpfändet worden sei. Auf die Kunde hiervon bot Rußland auch Preußen polnische Gebietsteile an, um es beim russischen Bündnisse festzuhalten.

Diplomatische Vermittlungen

1769

1770

1770

Das Ergebnis der weiteren Verhandlungen war der zuerst zwischen Rußland und Preußen vereinbarte und dann von Österreich angenommene **Vertrag über die erste Teilung Polens**. Danach sollte Rußland Weißrußland (östlich der Düna und des Dnjepr), Österreich Galizien, Preußen Westpreußen und den Netzedistrikt, doch ohne Danzig und Thorn, erhalten. Unter dem energischen Druck der Teilungsmächte genehmigte ein sehr schwach besuchter polnischer Reichstag die Abtretungen.

Erste Teilung Polens

15. Jan. 1772

5. Aug.

Sept. 1773

Die erste polnische Teilung enthält einen Bruch des Völkerrechts — am schmerzlichsten hat das Maria Theresia empfunden —, aber die heillosen inneren Zustände Polens hatten den Staat wehrlos gemacht. Wie König Johann Kasimir schon im Jahre 1662 prophezeit hatte, mußte das Land eine Beute der Nachbarn werden. Bei der Teilung handelte es sich damals darum, Rußland für die beanspruchten Donauprovinzen (Moldau und Walachei), für deren Verteidigung Österreich einen Krieg führen wollte, in Polen zu entschädigen und dabei zugleich das Gleichgewicht der drei Mächte aufrecht zu erhalten. Für Preußen war die fragliche Erwerbung eine unbedingte Notwendigkeit, da es eine Territorialverbindung zwischen Pommern und Ostpreußen herstellen mußte, wenn dies letztere ihm überhaupt erhalten bleiben sollte. Es konnte sich zudem rühmen, deutsche Kolonialgebiete zurückgewonnen zu haben, die in der Zeit der deutschen Schwäche verloren gegangen waren (II, § 319).

Inzwischen hatten Friedensverhandlungen zwischen Rußland und der Türkei stattgefunden, waren aber gescheitert, da der neue Sultan Abdul Hamid I. (1774—1789, § 429) sich ganz von der Kriegspartei leiten ließ. Erst als die Russen die Donau überschritten und den Türken eine vernichtende Niederlage beigebracht hatten, nahm die Türkei im **Frieden von Kütschük Kainardschi** (bei Silistria) die russischen Bedingungen an. Sie trat an Rußland Kertsch, Jenikale und das Gebiet zwischen Dnjepr und Bug (Kinburn) ab, verzichtete auf die Oberhoheit über die Krimtataren und die Kaukasusvölker (Kabardei), gewährte den russischen Schiffen Handelsfreiheit auf dem Schwarzen und dem Ägäischen Meere, verlieh den christlichen Bewohnern der Moldau und Walachei volle Religionsfreiheit, gestand Rußland das Recht zu, sich für sie zu verwenden, und erlaubte

1774

Friede von Kütschük-Kainardschi 21. Juli 1774

den russischen Untertanen den Bau einer Kirche in Pera, der Vorstadt Konstantinopels, sowie steuerfreie Pilgerfahrt nach Jerusalem.

Bedeutung des Friedens

Die Bedeutung des Friedens liegt in der Tatsache, daß Rußland eine Art Schutzrecht für die christlichen Untertanen der Türkei erhielt; daraus leitete es später das Recht ab, sich zu deren Gunsten in die inneren Angelegenheiten des Osmanischen Reiches einzumischen. Österreich benutzte die Erschöpfung der Türkei, ihr im nächsten Jahre die Bukowina abzunehmen. 1775

Kosakenaufstand

Nach dem Friedensschlusse mit der Türkei konnten sich die Russen gegen den Aufstand der Donschen Kosaken, denen sich viele Raskolniken (§ 315) angeschlossen hatten, wenden. An der Spitze der Aufrührer stand der Kosak Pugatschew, der sich für den ermordeten Zaren Peter III. ausgab und dadurch dessen Anhänger zu gewinnen suchte: er versprach den Bauern Befreiung vom Joche der Grundherren. Ein furchtbarer Bauernkrieg erfüllte die Lande am Don und an der Wolga; schließlich aber wurden die rohen Scharen besiegt, Pugatschew selbst in Moskau hingerichtet. 1774 1775

B. Friedrich der Große und Joseph II. Friedrich Wilhelm II.

Hebung des Staats im Innern

§ 394. Friedrichs des Großen zweite Friedenszeit. Während der polnischen und orientalischen Krisis war Friedrich der Große bemüht gewesen, eine kriegerische Verwicklung zu vermeiden; an dieser Friedenspolitik hielt er auch ferner fest. Er erachtete nach den schweren Kriegsjahren das „Retablissement" seines Staates für seine erste Aufgabe. In der mehr als zwanzigjährigen Friedenszeit, die ihm noch beschieden war, arbeitete er mit demselben rastlosen Eifer wie früher (§ 375) für das Wohl seines Landes, und er erreichte mehr als die Wiederherstellung des Staates: er führte sein Land auf eine viel höhere kulturelle Stufe, als es vorher eingenommen hatte.

Landwirtschaft

Preußen hatte unter dem Kriege furchtbar gelitten, am meisten natürlich die Gegenden, die unmittelbar von der Kriegsfurie heimgesucht worden waren. Da waren Dörfer und Städte zerstört, das Getreide aufgezehrt, das Vieh verloren, die Bevölkerung sehr (um 500 000 Menschen) zurückgegangen. Hier half der König aus den Kriegsvorräten, die er für das Jahr 1763 gesammelt hatte. Große Massen von Getreide (25 000 Wispel Roggen, 17 000 Wispel Hafer) und 35 000 Pferde wurden der Landwirtschaft zur Verfügung gestellt; dazu wurden Pommern und die Neumark, die durch die Russen sehr arg mitgenommen waren, auf zwei Jahre, Schlesien auf sechs Monate von Steuern befreit. In dem verwüsteten Hinterpommern und der Neumark wirkte besonders segensreich der Geheimrat v. Brenckenhof. Er erlangte die Zuwendung bedeutender Geldhilfen, bewirkte die Ansiedlung neuer Bewohner und erreichte, daß nach zwölf Jahren die Einwohnerzahl von 1756 in der Neumark wieder erreicht, in Hinterpommern beträchtlich überschritten war. Diese innere Kolonisation wurde nach der ersten polnischen Teilung auch auf Westpreußen ausgedehnt; hier wurden besonders viele Schwaben angesiedelt, die dort ihre Eigenart bis heute erhalten haben. Urbar gemacht wurde der Netze- und der Warthebruch.

Industrie

Mit gleich großem Eifer wie für die Landwirtschaft sorgte der König für die Industrie, die „Manufakturen". Er war, wie wir wissen (§ 375), Anhänger des Merkantilismus und wollte sein Land, das noch sehr viel Industrieprodukte vom Auslande bezog, möglichst auf eigene Füße stellen. Das sollte geschehen durch Schutzzölle, die den privaten Unternehmungsgeist aufmuntern sollten; wo der aber nicht ausreichte, gewährte der König auch staatliche Beihilfen. Bis zum Jahre 1773 entstanden 264 neue Fabriken; es wurde u. a. gegründet eine Porzellanfabrik, eine Tabakfabrik und eine Sammetfabrik, zu deren Gunsten Friedrich sogar ein Verbot der Sammeteinfuhr erließ. Die schlesische Leinen- und Tuchindustrie nahm einen großen Aufschwung. Auch die Seidenindustrie hat der König begründet und wollte sogar die Seidenraupenzucht einführen; sie sollte von den Pfarrern und Lehrern getrieben werden und zwar unter Benutzung der auf den Kirchhöfen anzupflanzenden Maulbeerbäume. Eine besondere Förderung erfuhr endlich noch die schlesische Montanindustrie.

Für den **Handel** war sehr wertvoll die schnelle Beseitigung der minderwertigen Münzen (§ 384), die allerdings mit einer schweren Schädigung für deren Besitzer verbunden war. Weiter schuf Friedrich 1765 mit einem Kapital von acht Millionen Talern die Preußische Bank in Berlin, die Zweigniederlassungen in allen größeren Städten der Monarchie erhielt; aus ihr ist die heutige Reichsbank hervorgegangen. Dazu kam dann 1772 die Seehandlung für den auswärtigen Handel. Im ganzen war die Schutzzollpolitik dem auswärtigen Handel nicht gerade günstig, doch suchte Friedrich ihn durch Handelsverträge zu fördern; der letzte dieser Verträge war der Meistbegünstigungsvertrag mit den soeben entstandenen (§ 409) Vereinigten Staaten von Nordamerika. Keinen rechten Erfolg hatten die mit Privilegien ausgestatteten Handelsgesellschaften, die asiatische für den Verkehr mit China, die bengalische für den mit Indien und die levantinische für den mit dem Orient. Den Binnenverkehr erleichterte der Ausbau des schon vom Großen Kurfürsten begonnenen (§ 299) Kanalsystems; zu dem bereits in den ersten Jahren seiner Regierung gebauten Finowkanal (zwischen Havel und Oder) und dem Plaueschen Kanal (zwischen Havel und Elbe) kam nach der Erwerbung Westpreußens (§ 393) der Bromberger Kanal zwischen Weichsel und Netze; während die Flüsse natürliche Straßen von Süd nach Nord boten, war damit auch eine westöstliche Wasserverbindung zwischen Weichsel und Elbe geschaffen.

Handel | 10. Sept. 1785 | 1744—1746 | 1743—1745 | 1773—1774

Auf dem Gebiete der Finanzverwaltung war die wichtigste Neuerung die Einführung der **Regie**. Friedrich erließ 1766 ein Patent über die Neuordnung des Zoll- und Akzisenwesens und errichtete die „Generaladministration der königlichen Gefälle". Die oberen Stellen in dieser Behörde besetzte er mit Franzosen; an ihre Spitze stellte er La Haye de Launay. Die in Frankreich übliche Verpachtung der Staatseinnahmen, bei der die Pächter natürlich möglichst hohe Erträge erzielen wollten (§ 265), hatte nämlich dazu geführt, daß die französischen Zollbeamten besonders erfahren in der Erhebung der Zölle, in der Aufdeckung des Schmuggels usw. waren. Diese Geschäftsgewandtheit wollte Friedrich ausnutzen, ohne doch das Pachtsystem einzuführen; so ließ er die Zölle in der Verwaltung des Staates, nahm aber als Beamte Franzosen, im ganzen 200, nach anderer Angabe 500. Der Regie unterstellte er auch das Salzmonopol, das Tabak- und Kaffeemonopol. Diese Monopole wie die ganze Regie waren im Volke gründlich verhaßt; und im ganzen hat sich die Einrichtung schon wegen ihrer großen Kosten (die Franzosen erhielten enorm hohe Gehälter) nicht bewährt. Die Erhöhung der Staatseinnahmen von 7 auf 20 Millionen Taler ergab sich weniger aus der Regie, als aus dem wirtschaftlichen Aufschwung und der Vergrößerung des Staats.

Finanzverwaltung | 14. April 1766 | Mai 1766

Den größten Teil der Einnahmen verwandte Friedrich auf die Kriegsbereitschaft. Dem Schatze überwies er jährlich bis zu drei Millionen und brachte ihn bis 1786 auf 55 Millionen Taler; für das **Heer** verwandte er schließlich 13 Millionen. Er vermehrte die Truppenzahl auf fast 200000 und sorgte eifrig für gute Ausbildung. Dazu dienten die Herbstmanöver, die Einsetzung von Generalinspekteuren für die einzelnen Waffengattungen, die Errichtung der Militärakademie und der Ingenieurschule. Den großen, von seinem Vater ausgesprochenen (§ 350) Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht führte Friedrich freilich nicht durch; um in die wirtschaftliche Tätigkeit der Untertanen möglichst wenig einzugreifen, vermehrte er die Zahl der vom Dienst Befreiten und zog die Ausgehobenen 20 Jahre lang jährlich nur 2 Monate ein. Infolgedessen mußte das Heer doch zum größten Teil durch Werbung zusammengebracht werden, auch war die Ausbildung der Ausgehobenen ungenügend. Dazu trat in der Friedenszeit der Paradedienst zu sehr in den Vordergrund; die im Kriege erprobten Offiziere starben, und die jungen, fast nur dem Adel entnommenen Offiziere zeigten um so größere Überhebung (Junkersinn), je weniger sie selbst zu dem Ruhme der friderizianischen Armee beigetragen hatten und beitrugen. So minderte sich schließlich doch die innere Tüchtigkeit des Heeres.

Heer | 1765, 1775

Der **Rechtspflege** wandte der König die gleiche Fürsorge wie früher (§ 375) zu. Nach Coccejis Tode (§ 375) war hier der bedeutendste Reformer Johann Heinrich Kasimir von **Carmer**, der 1763 Präsident der Regierung in Breslau, 1768 Minister in Schlesien und 1779 Leiter des Justizwesens wurde. Er verfaßte 1781 eine neue Prozeßordnung und im Verein mit **Svarez** das **Allgemeine Landrecht**, das 1784 veröffentlicht und 1794 eingeführt wurde. Damit wurde eine schon lange erhobene Forderung des Königs erfüllt; und da das neue Landrecht im Geiste der Aufklärung überall das allgemeine Wohl zu fördern suchte, wurde es auch dem Wunsche des Königs gerecht, daß es auf die Vernunft und die Landesverfassung gegründet sein solle (§ 375). Nach Mirabeaus Urteil war es der Zeit um ein Jahrhundert voraus. Daß der König nach wie vor die vollste Unabhängigkeit des Richterstandes wünschte, unbedingte Gerechtigkeit verlangte und jede Kabinettsjustiz verwarf, und daß im Volke Vertrauen zur Rechtspflege bestand, davon gibt Zeugnis die bekannte Erzählung von dem Müller von Sanssouci.

Rechtspflege | Carmer geb. 1721 gest. 1801 | Svarez geb. 1746 gest. 1798

Scheidung der Stände

Bemerkenswert ist, daß der König die Sonderung der Stände, des Adels, des Bürger- und Bauernstandes, aufrecht erhalten wollte. Er glaubte, daß jeder Stand seine besonderen Aufgaben zu erfüllen habe, die der andere nicht erfüllen könne: der Adel solle die Offiziere und höheren Beamten stellen, der Bürger Handel und Gewerbe pflegen, der Bauer den Acker bebauen. Deshalb erklärt das Landrecht, daß die Bürger und Bauern keine Rittergüter besitzen sollen, der Adel keine Bauerngüter einziehen dürfe.

Schulwesen

12. Aug. 1763

Betreffs des Schulwesens hat Friedrich den schon von seinem Vater verkündeten Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht wieder ausgesprochen in dem Generallandschulreglement von 1763, in dem er die Eltern, Vormünder und Herrschaften verpflichtete, die Kinder vom fünften bis zum dreizehnten oder vierzehnten Jahre zur Schule zu schicken. Es wurden eine große Zahl von Volksschulen begründet, aber wirklich durchgeführt wurde die allgemeine Schulpflicht ebenso wenig wie die allgemeine Wehrpflicht, auch sollte die Bildung nicht über den Stand hinausgehen. Zur Ausbildung der Lehrer wurden Seminare errichtet, doch bestand dauernd Mangel an Lehrern, auch war die Besoldung zu gering. Eine Reform des Gymnasialunterrichts führte auf Wunsch des Königs der Minister von Zedlitz durch mit der Tendenz, die Schüler mehr als bisher zu selbständigem Denken zu erziehen. Das Allgemeine Landrecht erklärte Schulen und Universitäten für eine „Veranstaltung des Staates".

Leben des Königs

Das Leben des Königs nahm nach dem Kriege allmählich einen etwas anderen Charakter an als früher. Seinen königlichen Pflichten widmete er sich bis zu seinem Tode mit nie rastendem Eifer, aber die geistreiche Tafelrunde von Sanssouci (§ 375) kehrte nicht so wieder wie vor dem Kriege. Der Versuch Friedrichs, den Führer der französischen Enzyklopädisten, d'Alembert (§ 362), für den Präsidentenstuhl der Berliner Akademie zu gewinnen, scheiterte, und mit dem Marquis d'Argens verließ 1769 der letzte der alten französischen Freunde den preußischen Hof. Doch unterhielt der König mit Voltaire und d'Alembert einen lebhaften Briefwechsel. Auch seine schriftstellerische Tätigkeit setzte der König in französischer Sprache fort und schrieb u. a. eine Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Der aufstrebenden deutschen Literatur gegenüber verhielt er sich ablehnend, aber er war überzeugt, daß Deutschland seine klassischen Autoren erhalten werde: „Ich bin wie Moses: ich schaue von ferne das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten." Trotzdem bleibt das Wort Goethes wahr, daß der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Literatur gekommen sei (vgl. § 422).

Joseph II. 1765(1780)—1790

§ 395. Der Bayerische Erbfolgekrieg. Bald nach der Beseitigung der aus den russischen Siegen drohenden Kriegsgefahr (§ 393) sah sich Friedrich vor die Gefahr eines neuen Krieges mit Österreich gestellt. Es hing das zusammen mit der Eroberungspolitik Josephs II., der seit dem Tode seines Vaters Franz I. römisch-deutscher Kaiser geworden war, von der inneren Regierung Österreich-Ungarns zwar ferngehalten wurde, aber doch wachsenden Einfluß auf die auswärtige Politik gewann. Er war zuerst lebhafter tätig gewesen bei der polnischen Teilung und der Erwerbung der Bukowina (§ 393); jetzt nahm er den Gedanken der Erwerbung Bayerns, den man in Österreich schon früher (1705, 1742) gehegt hatte (§ 319, 372), wieder auf. Gelegenheit dazu bot der Tod Maximilian Josephs. Mit ihm starb die bayerische Linie der Wittelsbacher aus, und das Kurfürstentum fiel an Karl Theodor von der Pfalz (Sulzbach; § 311, Stammbaum 10). Da dieser ohne rechtmäßige Nachkommen war und keine Liebe für das ererbte Land hegte, ließ er sich bestimmen, die völlig unberechtigten Ansprüche, die Joseph auf Niederbayern, Teile der Oberpfalz und die Herrschaft Mindelheim erhob, in einer Konvention als gültig anzuerkennen. Friedrich der Große war entschlossen, eine solche Vergrößerung Österreichs, in der er eine Bedrohung seiner Stellung in Deutschland erblickte, zu verhindern. Er veranlaßte den nächsten Erben, Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, beim Reichstage gegen die Konvention zu protestieren, und verbündete sich

18. Aug. 1765

Bayerische Erbfolge

30. Dez. 1777

3. Jan. 1778

mit dem sächsischen Kurfürsten Friedrich August, der selbst Anspruch auf bayerische Allode zu haben glaubte. Frankreich, mit dem Österreich ja noch verbündet war, wünschte wegen seines Eintritts in den amerikanischen Krieg (§ 407) keine Verwicklungen in Deutschland; es sprach sich als Garant des Westfälischen Friedens gegen die österreichischen Forderungen aus und erklärte, daß das französisch-österreichische Bündnis von 1756 (§ 379) sich nur auf die alten Besitzungen Österreichs, nicht auf neue Erwerbungen beziehe.

Bayerischer Erbfolgekrieg 1778—1779

Da Joseph nicht nachgab, ließ Friedrich Truppen in Böhmen einrücken und eröffnete damit den **Bayerischen Erbfolgekrieg**. Zu größeren kriegerischen Unternehmungen kam es jedoch in diesem „Kartoffelkriege", wie ihn der Volkswitz nannte, nicht: um so mehr wurde verhandelt. Maria Theresia, die mit dem Vorgehen ihres Sohnes nicht einverstanden war und einen Krieg für aussichtslos hielt, wollte Bayern aufgeben, wenn Friedrich auf seine Ansprüche auf Ansbach-Bayreuth (§ 401) verzichten würde. Friedrich ging darauf ebensowenig ein wie auf den Gedanken seines Bruders Heinrich, gegen Abtretung der Lausitzen die österreichischen Pläne zuzulassen. Österreichs Lage wurde noch ungünstiger, als Rußland unter französischer Vermittlung mit der Türkei den Vertrag von Ainali Kawak (§ 413) schloß und dadurch freie Hand für eine etwaige Unterstützung des mit ihm noch verbündeten Preußen erhielt. Nun endlich gab Joseph nach, und es wurde unter Vermittlung Frankreichs und Rußlands der **Friede von Teschen** abgeschlossen. Danach verblieb Bayern den Wittelsbachern, Österreich erhielt nur das Innviertel, Sachsen wurde durch Geld entschädigt, für Preußen wurden die Ansprüche auf Ansbach-Bayreuth anerkannt.

März 1779

13. Mai 1779

Der Friede von Teschen war ein Erfolg Friedrichs, weil die Vergrößerung Österreichs verhindert wurde, und weil Friedrich als Beschützer der Reichsordnung gegen den Kaiser aufgetreten war: sein Ansehen im Reiche mußte dadurch steigen. Daneben aber hatte die Rivalität der Großmächte abermals den Fremden die Möglichkeit der Einmischung gegeben; dabei ist besonders bedeutsam, daß Rußlands Haltung von noch größerem Gewicht gewesen war, als die Frankreichs. Rußland schien immer mehr eine entscheidende Stimme in Europa zu gewinnen.

Josephs II. Annäherung an Rußland

§ 396. Das österreichisch-russische Bündnis. Der Fürstenbund. Der Tod Friedrichs des Großen. Der maßgebende Einfluß, den Rußland soeben geübt, die Stütze, die es Friedrich dem Großen geboten hatte, veranlaßten Joseph II. und Kaunitz, auf die Sprengung des preußisch-russischen Bündnisses hinzuarbeiten und selbst eine Annäherung an Rußland zu suchen. Gegen den Wunsch seiner Mutter reiste Joseph nach Petersburg; freie Hand für seine neue Politik aber erhielt er erst durch den **Tod Maria Theresias**. Katharinas orientalische Pläne, die auf die Erwerbung Konstantinopels hinausliefen, hatten bei Friedrich keine Unterstützung gefunden, da er, wie wir wissen (§ 393), in der Türkei einen möglichen Verbündeten gegen Österreich sah. Damit verlor das Bündnis mit Preußen für Katharina an Wert, und als nun Joseph erklärte, daß er die Russen im Orient unterstützen wolle, kam es zu einem **Bündnis zwischen Österreich und Rußland**. Das bedeutete einen völligen Umschwung der Lage: Österreich gab die Politik von 1771 (§ 393), d. h. den Schutz der Türkei, auf; **Preußen** aber, das sich seit 1764 auf das russische Bündnis gestützt hatte, war **isoliert**. Die Pläne der neuen Verbündeten richteten sich auf eine **Teilung der Türkei**: Katha-

April 1780

Maria Theresia † 29. Nov. 1780

1781

Österreich.-russische Orientpläne

rina dachte an ein griechisches Kaisertum mit Konstantinopel für ihren Enkel Konstantin und an ein aus der Moldau, Walachei und Bessarabien bestehendes Fürstentum Dacien für ihren Günstling Potemkin; Joseph forderte Serbien, Bosnien, die Herzegowina, Teile Venetiens und Bayern. Gelang die Durchführung dieser Gedanken, so würden beide Staaten eine imponierende Machtstellung erlangt, Österreich auch eine treffliche Abrundung seines Besitzes gewonnen haben. Vorläufig allerdings wurden diese weiter ausgreifenden Pläne noch zurückgestellt, waren auch noch nicht ganz klar vereinbart; zunächst eroberte Rußland die Krim (§ 413), während Joseph seine Blicke wieder auf Bayern richtete.

Josephs bayerischer Tauschplan

Er bot dem Kurfürsten Karl Theodor den Tausch Bayerns gegen den größten Teil der österreichischen Niederlande an, der zu einem Königreich Burgund erhoben werden sollte; den Rest wollte er dann gegen das Erzbistum Salzburg vertauschen. Karl Theodor ging auf den Gedanken ein, Karl von Zweibrücken (§ 395) aber lehnte trotz russischen Druckes ab und erbat die Hilfe Friedrichs des Großen. Joseph ließ nun den Gedanken fallen, aber sein Vorgehen hatte bei den deutschen Fürsten um so größere Verstimmung erregt, als er auch sonst an einer Änderung der Reichsverfassung zu arbeiten schien: sein selbstherrliches Auftreten wurde als eine Bedrohung empfunden. So kam denn unter Führung Friedrichs der deutsche Fürstenbund zustande zur Wahrung des Besitzes und der Rechte der Reichsstände, gerichtet gegen den bayerischen Tauschplan oder ähnliche Pläne des Kaisers.

Fürstenbund 23. Juli 1785

Der Fürstenbund wurde zunächst zwischen Preußen, Hannover und Sachsen geschlossen; dann traten bei Weimar, Gotha, Zweibrücken, Braunschweig, Baden, Ansbach, Hessen, Anhalt, Mecklenburg und auch Kurmainz. Er ist nicht anzusehen als ein Versuch, auf bundesstaatlichem Wege die so notwendige Besserung der Reichsverfassung zu erzielen (§ 293); er wollte im Gegenteil den bisherigen Zustand erhalten. Insofern bezeichnet er keinen Fortschritt, denn dieser Zustand war der Erhaltung nicht wert. Seine große Bedeutung liegt aber darin, daß jetzt zum ersten Male sich die deutschen Reichsstände unter preußischer Führung gegen den Kaiser vereinigten. Deshalb bedeutete er eine schwere Niederlage Österreichs, deshalb war er doch ein Hinweis auf die Zukunft.

Wie Friedrich im Fürstenbund seinem Staate den Weg zur künftigen Größe zeigte, so wies er in dem Freundschafts- und Handelsvertrage mit den Vereinigten Staaten (§ 394) neue Bahnen wirtschaftlicher Entwicklung. Im nächsten Jahre starb Friedrich der Große, der „Einzige", nach einer Regierung von 46 Jahren.

10. Sept. 1785

Friedrich d. Gr. † 17. Aug. 1786

Friedrich war früh gealtert und wurde von Krankheit, besonders von Gichtanfällen geplagt, hat aber bis zuletzt mit unbeugsamer Energie die Schwächen des Körpers überwunden und seine königlichen Pflichten erfüllt. Wie sie in den letzten Lebensjahren erschien, so hat sich die Gestalt des „alten Fritz" der Erinnerung des Volkes unverlöschlich eingeprägt: das scharf geschnittene Gesicht mit den großen durchdringenden Augen und der hohen gedankenvollen Stirn, der leicht vorgebeugte Körper, gestützt auf den Krückstock, in fast gesucht nachlässiger Kleidung. Was er für Preußen gewesen ist, das erhellt aus unserer Darstellung seines Wirkens. Er hat Preußen zur europäischen Großmacht erhoben und diese Stellung im Kriege gegen eine Welt von Feinden behauptet; er hat mit dieser reinpreußischen Machtpolitik zugleich deutschnationale Interessen gewahrt, obgleich er den morschen Bau des Reiches weiter erschüttert hat. Er stellte sich an die Spitze einer neuen geistigen Strömung und gab als Vertreter der aufgeklärten Selbstherrschaft dem Königtum einen neuen sittlichen Inhalt. Zu Staatsbürgern im wahren Wortsinn freilich machte er die ständisch scharf geschiedenen Untertanen nicht und gewährte dem Volke keine selbständige Beteiligung am Staatsleben. Damit drohte die Gefahr, daß die Staatsmaschine versagen könnte, wenn sie einmal nicht mehr von einem so überragenden Geiste geleitet würde, und hier haben wir eine der Ursachen zu suchen für den Zusammenbruch des Staates, der dieser großen Zeit so schnell folgte.

§ 397. Josephs II. Reformtätigkeit. Friedrichs größter Schüler war der Fürst, gegen dessen ehrgeizige Bestrebungen er zuletzt am meisten zu ringen gehabt hatte: Joseph II. Begeistert für die Gedanken der Aufklärung und erfüllt von starkem monarchischem Selbstbewußtsein suchte Joseph das aus so verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzte Österreich-Ungarn als absoluter Herrscher einheitlich zu regieren, das geistige Leben freisinnig zu entwickeln und die allgemeine Wohlfahrt seiner Länder zu fördern.

Josephs II. Ziele

Schon Maria Theresia hatte manche zeitgemäße Änderung eingeführt. Das Heer- und Gerichtswesen war neugestaltet, die Finanzen gebessert, das Schulwesen gehoben und die Autorität des Staates der Kirche gegenüber fester gewahrt worden (§ 376). Die Sonderstellung Ungarns war erhalten geblieben, doch war nach 1765 kein Palatin mehr ernannt, kein Reichstag mehr einberufen, auch war das Deutschtum gestärkt und die Lage der Bauern gebessert durch das Urbarialgesetz, welches für jeden Besitzer das Maß seiner Berechtigung am Grundbesitz regelte, den Hörigen aber die ungemessene Robot (Frondienste) in eine gemessene verwandelte und auf bestimmte Wochentage beschränkte. All das hatte zu keinen schwereren Konflikten geführt, weil Maria Theresia bei ihren Anordnungen die Rechte der Nationen, den Glauben des Volkes und die Verhältnisse der Stände geschont hatte. Darum hatte sie auch ihren vorwärtsstrebenden Sohn von der Verwaltung der Erbstaaten fern gehalten. Kaum war aber der junge Kaiser durch den Tod seiner Mutter (1780) Herr der österreichischen Monarchie geworden, als er eine Reihe von Reformen begann, die teils die Geistlichen beleidigten, teils den bevorrechteten Adel beeinträchtigten, teils das Nationalgefühl der dem Kaiserhause gehorchenden Völker verletzten. Joseph verfolgte die edelsten Zwecke, und die Nachwelt, die seine Absichten besser zu würdigen vermag, wird seinen Namen stets mit Verehrung nennen; aber er verfuhr mit allzugroßer Hast und Willkür, nahm zu wenig Rücksicht auf bestehende Verhältnisse, Gebräuche und Vorurteile und gönnte der Aussaat nicht die gehörige Zeit zur Reife. Friedrich der Große urteilte von ihm, er tue immer den zweiten Schritt, ehe er den ersten getan habe. Seine menschen- und völkerbeglückenden Ideen wurden verkümmert und verdächtigt, weil Vorrechte und Gewohnheiten, die Jahrhunderte bestanden hatten, dadurch verletzt wurden; sein Bestreben, kirchliche Mißbräuche abzustellen und Bildung und Aufklärung unter das Volk zu bringen, wurde Irreligiosität und Freigeisterei gescholten, und seine Bemühungen, eine Staatseinheit mit gleichförmiger Gerichtsverfassung und einfacherer Verwaltung zu begründen, galten für Tyrannei und für Äußerungen eines despotischen Willens.

Maria Theresias Reformen

Josephs Reformen

Auf kirchlichem Gebiete erstrebte Joseph einerseits volle Duldung, andererseits Unterordnung der Kirche unter den Staat. Durch ein „Toleranzedikt“ gewährte er den Bekennern der beiden protestantischen Konfessionen wie der griechischen Kirche freie Religionsübung und gleiche politische Rechte mit den Katholiken. „Niemand soll mehr,“ so heißt es in einem seiner Briefe, „seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt, kein Mensch künftig genötigt sein, das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es wider seine Überzeugung geht. — Die Szenen der abscheulichen Intoleranz sollen ganz aus meinem Reiche verbannt sein. — Die Toleranz ist die Wirkung jener wohltätigen Aufklärung, welche nun Europa durchleuchtet.“ Die katholische Religion behielt den Vorzug des öffentlichen Kultus, aber die Nichtkatholiken durften Kirchen und Schulen errichten, Geistliche anstellen und Konsistorien bilden; auch den Juden bewilligte er eine Reihe bürgerlicher Rechte. — Sehr energisch machte er dann die staatliche Hoheit über die katholische Kirche geltend. Er verminderte die Zahl der Klöster um ein Drittel, indem er etwa 700 Mönchs- und Nonnenklöster mit 30—36000 Konventualen aufhob. Es traf das namentlich die Orden, die er als unnötig ansah, die ein „bloß beschauliches Leben“ führten, die „weder Schulen halten, noch Kranke bedienen, noch predigen, noch den Beichtstuhl versehen, noch sich durch Studien hervortun“. Aus dem durch diese Säkularisation wie durch die Verminderung der großen Einkünfte der Bischöfe gewonnenen Vermögen bildete er einen „Religionsfonds“, den er u. a. zur Verbesserung des Unterrichtswesens, zur Errichtung neuer

Kirchliches: a) Duldung 1781

b) Unterordnung der Kirche unter den Staat 1782

Pfarreien und Schulen und zur Gründung gemeinnütziger Anstalten, wie eines Krankenhauses, eines Taubstummeninstituts, verwendete. Die übrigen Klöster, noch 1324 mit 27000 Mönchen und Nonnen, stellte er unter strengere Aufsicht und verbot ihre Verbindung mit Rom und mit den auswärtigen Obern. Ebenso verbot er den Erzbischöfen, Bischöfen usw. die Annahme päpstlicher Erlasse ohne landesherrliches Plazet, verbot Geldsendungen und Appellationen nach Rom, verminderte die Dispensationsrechte des Papstes, hemmte die geistliche Gerichtsbarkeit der Nuntien, verlieh den einheimischen Bischöfen höhere Gewalt und untersagte den Besuch des Collegium germanicum in Rom (§ 111); all das sollte den Klerus von Rom loslösen und mit dem Staate verbinden. — Auch über den Kultus traf er Verfügungen: er erließ eine „Andachtsordnung", verbot Reliquienausstellung und dergl., beschränkte Prozessionen und Wallfahrten, untersagte das Wetterläuten, das Einsegnen von Brot, Wein und Früchten; alles Dinge, worin die Aufklärung Aberglauben sah, woran aber das Volk sehr hing. — Umsonst versuchte Papst Pius VI. durch den ganz unerhörten Schritt einer Reise nach Wien den Kaiser auf andere Wege zu bringen. Joseph empfing ihn höchst ehrenvoll: allein über die Angelegenheiten, um derentwillen er gekommen war, wurde nichts verhandelt. Wie wenig der Papst erreicht hatte, bewiesen Josephs weitere Maßnahmen. Das Ehepatent entkleidete die Ehe des sakramentalen Charakters, machte sie zum bürgerlichen Vertrag und gestattete die Ehescheidung und Wiederverheiratung Geschiedener. Endlich entzog Joseph fremden Bischöfen (Passau, Salzburg) ihre Diözesanrechte auf österreichischem Boden, errichtete neue Bistümer (Linz, St. Pölten) ohne päpstliche Mitwirkung und gründete zur Erziehung des Klerus Generalseminarien in Wien, Pest, Pavia und Löwen.

Anordnungen über den Kultus usw. — *1782* — *1784*

Staatliches u. Wirtschaftliches — *1781*

Die Reformen auf sozialen und staatlichen Gebieten dienten der Wohlfahrt aller Bevölkerungsklassen und einer zentralistischen Staatsregierung. Joseph begründete durch Aufhebung der Leibeigenschaft die persönliche Freiheit der Bauern, schaffte die gutsherrliche Rechtspflege ab und verfügte, daß die Grundherrn den freigewordenen Bauern den Grund und Boden gegen Entgelt als Eigentum überlassen sollten. Er verfügte die gleichmäßige Besteuerung aller Staatsbürger ohne Unterschied des Ranges nach Maßgabe des einer neuen Vermessung (Katastrierung) unterworfenen Grundbesitzes und die Gleichstellung vor dem Gesetze ohne Ansehen der Person oder des Standes, erließ ein bürgerliches Gesetzbuch, ein Strafgesetzbuch und eine Gerichtsordnung. Er suchte den Wohlstand seiner Staaten durch Beförderung der Landeskultur, der Viehzucht und der Gewerbtätigkeit zu heben; er verbot die Einführung fremder Weine und Kunstwaren, bestrafte den Schleichhandel mit unerbittlicher Strenge und öffnete dem österreichischen Verkehr einen Weg nach dem Schwarzen Meere durch Verträge mit der Türkei. Der Versuch, die freie Ausfuhr auf der Schelde zu ertrotzen und dadurch den Handel von Antwerpen zu heben, verwickelte ihn in einen Konflikt mit den von Frankreich unterstützten Holländern; gegen eine Geldentschädigung und Abtretung einiger Scheldeforts (Lillo, Liefkenshoek) mußte er von seinem Vorhaben abstehen (§ 401).

1785

Einheitliche Monarchie unter Stärkung des Deutschtums

Von besonderer Bedeutung war sein Streben, seine Lande unter Stärkung des Deutschtums in einen monarchischen Einheitsstaat zu verwandeln. Er ließ sich in Ungarn und Böhmen nicht krönen, die Kronen dieser Länder vielmehr in die Wiener Schatzkammer bringen, teilte die österreichischen Lande in „Gubernien" und beseitigte überall den Einfluß der Stände. Tief griff er dann in die Sonderrechte Ungarns ein: er unterließ die Berufung des Reichstages, teilte das Land unter Aufhebung der Komitatsverfassung in Kreise, an deren Spitze königliche Kommissare traten, ersetzte den Palatin durch einen Präsidenten, machte das Deutsche an Stelle des Lateinischen zur Amtssprache und zog deutsche Kolonisten ins Land. All diese Maßnahmen in Verbindung mit der Aufhebung der Leibeigenschaft erregten bei dem ungarischen Adel große Erbitterung und konnten nur durchgeführt werden, weil sich die Bauern gegen ihre Herren erhoben und Joseph Truppen nach Ungarn sandte.

§ 398. Der Aufstand in Belgien. Josephs II. Tod. Leopold II.

Während Josephs Reformbestrebungen in Österreich an vielen Stellen Verstimmung weckten, in Ungarn eine tiefgehende Gärung hervorriefen, führten sie in den österreichischen Niederlanden zu einem offenen Aufruhr.

Politischer Zustand in den Niederlanden

Die Beziehungen dieser fernen Gebiete zu Österreich waren ja nie sehr eng gewesen; Joseph erzwang zwar 1782 die Zurückziehung der holländischen Truppen aus den Barrièrefestungen (§ 401) und bemühte sich, die durch die Holländer gesperrte Schelde zu öffnen (§ 397), was als ein Zeichen des Interesses für die Niederlande angesehen werden konnte, war aber gleichzeitig bereit, sie gegen Bayern und Salzburg zu vertauschen (§ 396). Die Anhäng-

lichkeit an das Haus Habsburg ging hier also nicht sehr tief: um so fester hielt man an den alten verbrieften Einrichtungen. Ein Statthalter und ein Minister repräsentierten den Kaiser und leiteten die Verwaltung, aber jede Provinz hatte ihre eigne Verfassung; unter diesen Verfassungen war die bei der sogenannten Joyeuse entrée von jedem Landesherrn, auch von Joseph II., beschworene Verfassung Brabants die berühmteste. Die Stände der einzelnen Provinzen mußten bei allen wichtigen Fragen, besonders in betreff der Abgaben, zu Rate gezogen werden, die Regierung befand sich in den Händen eingeborner Beamten, die meisten Landschaften hatten eigene unabhängige Obergerichte, von denen besonders der Große Rat von Brabant in hohem Ansehen stand. Sehr mächtig war die reiche Geistlichkeit, die den Unterricht leitete und auf das Volk einen unbegrenzten Einfluß übte.

Josephs Reformen

In dieses klerikal-partikularistische Staatswesen, das Maria Theresia bei ihren in Österreich vorgenommenen Reformen unberührt gelassen hatte, wagte nun Joseph einzugreifen, um einen freieren Geist zur Geltung zu bringen und eine straffere Zentralisation der Regierung herbeizuführen. Er erschwerte, wie in Österreich, die Verbindung des Klerus mit Rom, verkündete Toleranz, zog Klöster ein, beschränkte die Werkheiligkeit, nahm eine durchgehende Unterrichtsreform, besonders an der Universität Löwen, vor und gründete hier ein Generalseminar. Sodann teilte er das ganze Land in neun Kreise mit ebensoviel Intendanten, errichtete einen obersten Regierungsrat und vereinigte alle Gerichte unter einem einzigen höchsten Justizhofe in Brüssel. (1787)

Aufstand 1787

Alsbald gab sich der Unwille durch eine allgemeine, vom Klerus und Adel angeführte und von rohen Pöbelexzessen begleitete Empörung kund. Die Stände von Brabant verweigerten die Steuern, bis die Neuerungen abgestellt seien; die Städte errichteten eine bewaffnete Bürgermacht, um die Herstellung des alten Zustandes zu erzwingen. Da der Kaiser im fernen Osten weilte und als Bundesgenosse Rußlands unmittelbar vor einem Kriege mit den Türken stand (§ 413), so versprach das bestürzte Statthalterpaar (Josephs Schwester Marie Christine und ihr Gemahl, Herzog Albert von Sachsen-Teschen) in seiner Ratlosigkeit die Wiederherstellung der alten Ordnung. Allein Joseph versagte seine Einwilligung. Infolgedessen brach der Unwille von neuem los: die aristokratisch-klerikale Partei vereinigte sich mit der demokratischen zu gemeinsamem Widerstande, jene geleitet von van der Noot, diese von Vonck beeinflußt, zwei Advokaten am souveränen Rate von Brabant. Beide Führer entwichen über die Grenzen, sammelten in Breda und Lüttich zahlreiche Emigranten um sich und übertrugen einem ehemaligen Offizier, van der Meersch, die militärische Leitung. Großen Eindruck machten diese revolutionären Vorgänge in Frankreich, und als nun van der Meersch mit den Insurgenten in Brabant einbrach und den österreichischen Truppen bei Turnhout eine Schlappe beibrachte, erhob sich (26. Okt. 1789) ganz Flandern, Brabant und Hennegau: das Statthalterpaar ging nach Bonn, (Dez. 1789) und die österreichischen Truppen räumten Brüssel. Anfang des nächsten Jahres konstituierten sich die Generalstände nach französischem Vorbilde (IV, § 6) als „Vereinigte belgische Staaten", erklärten sich für unabhängig und richteten (Jan. 1790) einen „souveränen Kongreß" ein. Nun aber löste sich die unnatürliche Verbindung der beiden Parteien, und der Klerus und die in seinem Dienste (Juni 1790) handelnde große Masse richteten ihre Wut gegen die Vonckisten; sie wurden bedroht und mißhandelt, ihre Häuser geplündert: bald hatten die Klerikalen die Oberhand gewonnen. „Wie schade", rief Camille Desmoulins in Paris aus, „daß diese Pfaffen die brabantische Revolution so verderben".

Ungarn

Die Vorgänge in Belgien wirkten auf die übrigen habsburgischen Lande zurück. Überall wuchs die Opposition gegen die Reformen des Kaisers, am meisten in Ungarn; hier weigerte man sich sogar für den ohne Zustimmung des Reichstages begonnenen Türkenkrieg Opfer zu bringen: Joseph sah sich genötigt, den Ungarn die Wiederherstellung ihrer alten Verfassung zuzugestehen. (28. Jan. 1790)

Unter dem Eindruck der Mißerfolge seiner inneren und äußeren Politik ist der Kaiser bald darauf gestorben. Am tiefsten traf ihn das Mißlingen seiner

Joseph II. † 20. Febr. 1790

menschenbeglückenden Pläne, die Verkennung seiner edelsten Absichten; der Kummer darüber beschleunigte seinen Tod, dessen Keim er in den ungesunden Donauländern während des Türkenkrieges eingesogen hatte. Seine letzten Worte, „er habe das Unglück gehabt, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen", bewiesen, wie sehr er von dem schmerzlichen Bewußtsein einer fruchtlosen Lebenstätigkeit geknickt war. Es gilt das auch für sein Streben, die habsburgische Monarchie durch Erwerbung bayerischer, südslawischer und italienischer Gebiete (§ 396) abzurunden und zur führenden Macht Deutschlands und Südosteuropas zu erheben.

Leopold II. 1790—1792

Sein Bruder und Nachfolger **Leopold II.** hatte in Toskana im Geiste der Aufklärung regiert (§ 339), war aber rücksichtsvoller als Joseph und wollte Ruhe nach innen und außen. Deshalb gab er die Eroberungs- und Reformpolitik auf. Er führte in Belgien und Ungarn die alte Verfassung und die gewohnten Einrichtungen wieder zurück, beschwichtigte Adel und Klerus durch günstige Verheißungen und stellte durch den Reichenbacher Vertrag (§ 414) ein gutes Einvernehmen mit Preußen her. Dadurch erhielt er freie Hand gegen

1791

Belgien und vermochte die Auflösung des Kongresses mit Waffengewalt zu erzwingen. Bald darauf fiel das Land in die Hände der Franzosen (IV, § 15).

§ 399. Die deutschen Mittelstaaten und die geistlichen Fürstentümer.

Die neuen Anschauungen über die fürstlichen Pflichten und das Beispiel, das Friedrich der Große und Joseph II. gaben, haben auch auf andere deutsche Fürsten gewirkt.

Zustände in den deutschen Fürstentümern

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts boten die deutschen Fürstenhöfe im ganzen kein erfreuliches Bild, und die Erbitterung über die Zustände fand in der Literatur (vgl. z. B. Schillers Kabale und Liebe) einen scharfen Ausdruck. An äußerer Pracht und verschwenderischem Aufwand suchte man es dem glänzenden Königshofe von Versailles gleichzutun und ahmte ihn auch in der Sittenlosigkeit nach. Die fürstlichen Lustschlösser mehrten sich, eine große Schar von Beamten, Hofbedienten, Lakaien usw. umgaben den Fürsten, Maitressen und Günstlinge übten einen unheilvollen Einfluß. Der Bürger und Bauer seufzte unter Steuern und Abgaben und unter Beamtenwillkür. All das wurde nun in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an vielen Stellen wesentlich besser. Eine ernstere Auffassung des Lebens machte sich geltend, größere Sparsamkeit wurde geübt, der harte Druck gemildert, die Rechtspflege gebessert, kurz das allgemeine Wohl gefördert. Daneben finden sich freilich auch noch Beispiele der alten Willkürherrschaft. — Unter Hinweis auf die §§ 309—311 beschränken wir uns in der folgenden Betrachtung auf einige der wichtigeren Staaten.

Sachsen
Friedrich Christian 5. Okt.— 17. Dez. 1763
Friedrich August III. (I.) 1763—1827
Weimar
Karl August 1758—1828
Braunschweig
Ferdinand 1780—1806
Hannover
Hessen-Kassel
Friedrich II. 1760—1785
Württemberg
Karl Eugen 1737—1793

In **Sachsen** begann eine glückliche Zeit unter **Friedrich Christian**, der leider nur wenige Monate regierte, und dauerte unter **Friedrich August III.** (I) dem Gerechten, für den bis 1768 sein Oheim Xaver die Regierung führte. Brühl wurde sofort entlassen, die Hofhaltung sparsam gestaltet, die Schuldentilgung durchgeführt, die Verwaltung tüchtigen Männern übertragen, die Rechtspflege gebessert, und bald erholte sich das Land von den Kriegsnöten zu neuer Blüte. — **Karl August von Weimar** machte seine Hauptstadt zur vornehmsten Pflegstätte der deutschen Literatur (§ 417 ff.), sorgte für das wirtschaftliche Gedeihen seines Landes (z. B. durch Belebung des Bergbaues) und strebte auch nach einem Zusammenschluß der deutschen Staaten durch Ausbau des Fürstenbundes (§ 401). — **Braunschweig** hatte nach dem verschwenderischen Herzog Karl (1735—1780), der auch einen Vertrag mit England über die Hingabe braunschweigischer Truppen für den amerikanischen Krieg schloß (§ 406), in Karl Wilhelm **Ferdinand**, dem berühmten Feldherrn des Siebenjährigen Krieges, einen sehr tüchtigen und sparsamen Herrscher. — **Hannover** mußte schon wegen der Personalunion mit England Truppen für den amerikanischen Krieg stellen, hatte aber von dieser Verbindung auch manchen Gewinn. — In **Hessen-Kassel** verschönte **Friedrich II.** seine Hauptstadt durch glänzende Prachtbauten und förderte Kunst und Wissenschaft, betrieb aber den Soldatenhandel an England mit besonderer Rücksichtslosigkeit. — In **Württemberg** hatte man nach den früher (§ 311) erwähnten schlimmen Vorgängen große Hoffnungen auf **Karl Eugen** gesetzt. Er war einige Jahre in Berlin gewesen, und Friedrich der Große schrieb ihm, als er 1744 für mündig erklärt wurde: „Denke

nicht, daß das Land Württemberg um Deinetwillen geschaffen ist, sondern daß die Vorsehung Dich berufen hat, das Volk glücklich zu machen; seine Wohlfahrt mußt Du jederzeit Deinem Vergnügen vorziehen." Aber diese Mahnung fruchtete nichts. Anfangs überließ er zwar die Regierung noch den tüchtigen Regenten, die sie während seiner Unmündigkeit geführt hatten; dann aber begann er ein ganz willkürliches, launenhaftes und verschwenderisches Regiment und gab sich zügellos seiner Sinnlichkeit hin. Es entstanden zwar Prachtbauten (Solitüde, Stuttgarter Schloß), aber das Land litt furchtbar unter hartem Steuerdruck, Ämterverkauf usw. Erst als er durch den Erbvergleich mit den Ständen gezwungen wurde, deren Steuerbewilligungsrecht zu achten, wurde es allmählich besser; und zu dieser Besserung trug auch bei der heilsame Einfluß seiner Geliebten Franziska von Hohenheim, die er 1785 zu seiner Gemahlin erhob. Seine Lieblingsschöpfung war die 1770 gegründete Karlsschule, der auch Schiller angehörte. — **Baden** erfreute sich unter **Karl Friedrich** eines materiellen und geistigen Aufschwungs. — In **Bayern** hat **Maximilian Joseph** heilsame Reformen eingeführt. In der **Pfalz** hat **Karl Theodor**, der 1777 auch Bayern erbte, viel Geld für Hoffeste und Prachtbauten ausgegeben, aber auch viel für Kunst und Wissenschaft getan. Dabei war er allerdings als Zögling der Jesuiten den Aufklärungsideen nicht hold und bedrückte das Volk sehr hart. In Bayern, für das er nicht viel Interesse hatte, war er gar nicht beliebt.

1770 — Baden: Karl Friedrich 1746—1811 — Bayern: Max Joseph 1745—1777 — Pfalz: Karl Theodor 1742—1799

Geistliche Fürstentümer

Auch in der Regierung der **geistlichen Fürstentümer**, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts vielleicht noch tiefer verfallen waren, als die weltlichen — man rechnete auf 1000 Einwohner 50 Geistliche und 260 Bettler — regte sich das Streben nach Besserung der Zustände.

Köln — Clemens August 1723—1761 — Max Friedrich 1761—1784 — Max Franz 1784—1801 — Münster — Trier — Franz Georg 1729—1756 — Johann Philipp 1756—1768 — Clemens Wenceslaus 1768—1802 — Mainz — Emmerich Joseph 1763—1774

In **Köln**, wo **Clemens August** von Bayern mit königlichem Glanze regiert, Schlösser und Prachtbauten errichtet und seine aristokratische Umgebung mit freigebiger Hand beglückt und bewirtet hatte, widmeten seine beiden Nachfolger, der sparsame **Maximilian Friedrich** von Königseck und **Maximilian Franz**, der von „josephinischen" Ideen erfüllte Bruder Kaiser Josephs, ihre Sorgfalt der Verbesserung des Schulwesens und der Rechtspflege und suchten durch Verminderung der Feiertage und Beförderung der Gewerbtätigkeit den Wohlstand des Landes zu heben. Die Universität Bonn, die 1786 aus der 1777 gegründeten Akademie entstand, trat als Trägerin der Aufklärung in scharfen Gegensatz zu der in der alten Engherzigkeit verknöchernden Universität Köln, die dann 1801 aufgehoben wurde. — In **Münster**, das in dem Kurfürsten von Köln zugleich seinen Bischof hatte, übte der Domherr Franz von Fürstenberg, der seit dem Siebenjährigen Krieg dort leitender Minister war, eine höchst wohltätige Wirksamkeit im Sinne Friedrichs II. — In **Trier**, wo nach dem schlichten, altväterischen **Franz Georg** von Schönborn und dem prachtliebenden, verschwenderischen **Johann Philipp** von Walderdorf der sächsische Prinz **Clemens Wenceslaus** den erzbischöflichen Stuhl bestieg, lag die alte und neue Richtung im Kampfe miteinander. Altgläubig und den vornehmen und künstlerischen Neigungen seines Hauses hingegeben, war er zwar innerlich den neuen Ideen fremd, führte aber zur Hebung der Industrie und Arbeitskraft manche Verbesserungen ein, nahm im Unterrichtswesen Reformen vor und erleichterte durch ein Toleranzedikt von 1783 die Niederlassung protestantischer Handelsleute und Fabrikanten. — Auch in **Mainz** rang das Neue mit dem Alten. **Emmerich Joseph** Breidbach von Büresheim war ein edler, einsichtsvoller Mann, „den die Tugenden des reinsten Wohlwollens und unbegrenzter Herzensgüte schmückten, freigebig ohne Verschwendung, ein frommer Bischof und zugleich ein rühriger, wachsamer Regent". Er ließ neue Straßen anlegen und die Fesseln, die auf den Handel drückten, erleichtern; und ohne in Glaubenssachen die Meinungen der Aufklärer zu teilen, legte er, von den humanen Ansichten des Zeitalters beherrscht, an das Kirchentum und Klosterwesen die reformierende Hand, verbesserte das Schulwesen und übte Duldung gegen Andersgläubige. Indes in einem Staate, wo auf 320000 Einwohner 2928 Personen geistlichen Standes und 2200 besoldete Beamte kamen, vermochte auch der wohlwollendste Fürst nicht die Übelstände zu heilen. Sein Nachfolger **Friedrich Karl Joseph** von Erthal, ein Prälat von französischer Bildung und französischen Sitten, welcher der Voltaireschen Aufklärung huldigte und die Toleranz mit einer gewissen Ostentation übte, war dennoch ein kraftloser Fürst, der sich von Weibern und Höflingen leiten ließ und sich dem stiftsfähigen Adel, den Priestern und Mönchen huldvoll zeigte. — In den fränkischen Hochstiftern **Bamberg** und **Würzburg** führte **Franz Ludwig** von Erthal eine segensreiche Regierung nach dem Beispiele Friedrichs II. Wie dieser, hielt auch er sich für den ersten Bürger und Diener des Staates und trat allen Mißbräuchen ernstlich entgegen. Verwaltung und Rechtspflege wurden trefflich geregelt, die Finanzen umsichtig geordnet, das

Friedrich Karl Joseph 1774—1802 — Bamberg u. Würzburg — Franz Ludwig 1779—1795

Armenwesen musterhaft geführt, die Schulen gehoben, die Universität im freisinnigen und duldsamen Geiste gefördert. In den geistlichen Kreisen zu Würzburg herrschte heitere Geselligkeit, ein aufgeklärter und ungezwungener Ton und wissenschaftliches Interesse. — Diesen geistlichen Staaten Nordwest- und Mitteldeutschlands gegenüber bildeten die süddeutschen Fürstbistümer, wo man mit der geistigen Aufklärung auch alle materielle und moralische Verbesserung fernhielt, einen grellen Kontrast.

Hier wie dort aber gab sich im Volke ein unbestimmtes Sehnen nach neuen Zuständen kund; die Ansicht, daß die geistlichen Herrschaften nicht länger haltbar seien, hatte unter allen Ständen Eingang gefunden. Die Reformen brachten die Schäden erst recht zutage und weckten auch in den übrigen den Wunsch nach Änderungen. Die Trägheit des Klerus, die Üppigkeit des Adels, die Käuflichkeit der Verwaltung und Rechtspflege wurden erst recht Gegenstände allgemeinen Ärgernisses, seit man in einzelnen geistlichen Staaten bessere Regierungen gesehen hatte.

Noch unhaltbarer waren die Zustände in den kleinen reichsunmittelbaren Grafschaften und Fürstentümern, in den reichsritterschaftlichen Gebieten und in den Reichsstädten; diese Staaten waren zumeist ein Hohn auf den Staatsbegriff und vermochten die Aufgaben des modernen Staates in keiner Weise zu erfüllen.

§ 400. Der Ansatz zu einer katholischen Nationalkirche in Deutschland. Josephs II. Streben, die katholische Kirche in seinen Erblanden von Rom zu lösen (§ 397), hat auch einen Widerhall gefunden in dem Verhalten der deutschen Erzbischöfe gegen den Papst. Der alte episkopale Gedanke (II, § 222), der in Frankreich (Gallikanismus) nie erstorben war (II, § 307) und sich hier erst jüngst wieder in dem Kampfe gegen die Jesuiten geregt hatte (§ 402), erhob sich auch in Deutschland und schien zu einer katholischen Nationalkirche führen zu können; mitgewirkt dabei hat natürlich auch der freiere Geist der Aufklärung.

Hontheim 1701—1790

Der wissenschaftliche Vorläufer dieser Bewegung war Johann Nikolaus von Hontheim, seit 1748 Weihbischof von Trier. In seiner schon erwähnten (§ 363) Schrift De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis vertrat er die episkopalen (1763) (gallikanischen) Ansichten und forderte die Unterordnung des Papstes unter das Konzil, die Selbständigkeit der Bischöfe, die Wiederherstellung der Kirchenverfassung auf den Stand der ersten vier Jahrhunderte und das Protektorat der Landesherrn über die Bischöfe.

Daß seine Anschauungen trotz des erzwungenen Widerrufs nachwirkten, (1785) zeigte sich, als Papst Pius VI. eine Nuntiatur in München errichtete, um die Erzbischöfe und Bischöfe besser überwachen und der kirchenfeindlichen Aufklärung schärfer entgegentreten zu können. Mit Recht erblickten die deutschen Erzbischöfe in der neuen Nuntiatur eine Beschränkung ihrer Gewalt zugunsten der päpstlichen. Als ihre Vorstellungen in Rom keine Beachtung fanden, wandten sie sich an Joseph II., der denn auch versprach, sie in ihren Rechten zu schützen. Nun traten Bevollmächtigte der Erzbischöfe Karl Joseph von Mainz, Maximilian Franz von Köln, Clemens Wenceslaus von Trier und Hieronymus Graf Colloredo von Salzburg in Ems zusammen; das Ergebnis ihrer Beratungen waren die sogenannten Emser Punktationen, die, von den vier Erzbischöfen unterzeichnet, dem Papst und Kaiser überreicht wurden.

Emser Punktationen 25. Aug. 1786

Die Erzbischöfe erklärten, daß der Papst Primas der Kirche und Mittelpunkt der kirchlichen Einheit sei, daß aber alle Rechte, die in diesem Primate während der ersten Jahrhunderte nicht enthalten, sondern aus den jetzt als Fälschung nachgewiesenen pseudoisidorischen Dekretalen (II, § 91) abgeleitet seien, nicht anerkannt werden könnten, sondern als Eingriffe in die Rechte der Bischöfe und Erzbischöfe abzuweisen seien. Den Bischöfen als den Nachfolgern der Apostel (II, § 307) gebühre das unbeschränkte Recht, zu binden und zu lösen, ihnen stehe die oberste geistliche Gewalt in ihren Diözesen zu; alle dem widersprechenden Exemtionen, Appellationen, Eingriffe der Nuntien usw., sowie der von Gregor VII. eingeführte Bischofseid seien abzuschaffen. Der Kaiser solle die Bischöfe in ihren Rechten

schützen, innerhalb zweier Jahre die Berufung eines Konzils veranlassen oder in anderer Weise die Zustände bessern.

Es waren Bestrebungen, die an die Zeiten des Baseler Konzils (II, § 313) erinnerten. Indes sie hatten keinen Erfolg, weil die Erzbischöfe von den Bischöfen und vom Staate im Stiche gelassen und bald unter sich uneins wurden. Wie einst bei der Entstehung Pseudoisidors die Bischöfe die entfernte päpstliche Gewalt für weniger drückend ansahen, als die nahe erzbischöfliche (II, § 91), so traten auch jetzt einige Bischöfe den Erzbischöfen nicht bei. Etwas Ähnliches galt für die Fürsten, die im Papst ein Gegengewicht gegen ihre Erzbischöfe erblickten. Karl Theodor von Bayern hatte selbst die Errichtung der Münchener Nuntiatur gewünscht, und auf Preußens Veranlassung erklärte sich der Mainzer Erzbischof zu Vergleichsverhandlungen mit Rom bereit; einen solchen Vergleich empfahl auch der Reichstag. Der Papst hielt an seinen Ansprüchen fest, und als die Kirche von den Stürmen der französischen Revolution bedroht wurde, gaben die Erzbischöfe den weiteren Kampf auf. So hatte dieser vielversprechende Anlauf zu einer katholischen Nationalkirche keinen Erfolg.

1788

§ 401. Preußen unter Friedrich Wilhelm II. Wie in Österreich nach Josephs II. Tode ein Rückschlag gegen dessen Politik eintrat, so hat auch Friedrichs des Großen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. in mancher Hinsicht die Bahnen seines großen Vorgängers verlassen. Preußen glitt dabei von der Höhe herab, auf die es Friedrich erhoben hatte. Daran trug zunächst Schuld der Charakter des neuen Herrschers, der ohne klaren Blick für die Bedürfnisse seines Staates, ohne selbständiges Urteil und ohne starkes Pflichtbewußtsein mystischen Vorstellungen zugänglich war und sich von Maitressen und Günstlingen leiten ließ. Es rächte sich aber auch, daß bei der ganz persönlichen Regierungsweise des großen Königs der Staat einer Maschine glich, die nur dann gut funktionierte, wenn eine überragende Persönlichkeit sie leitete. Mitgewirkt hat schließlich auch das Verhalten des Volkes, das, zumal in der letzten Zeit, die Härten des Fridericianischen Regiments stärker empfunden hatte, als seine Größe, und deshalb den Nachfolger als den „Vielgeliebten" umschmeichelte, so daß dieser und seine Umgebung eine falsche Vorstellung der eignen Leistungsfähigkeit erhielten.

Friedrich Wilhelm II. 1786—1797 geb. 25. Sept. 1744 gest. 16. Nov. 1797

Friedrich Wilhelm war am 25. September 1744 als Sohn des Prinzen August geboren, mit dem der königliche Bruder seit 1757 zerfallen war (§ 382). Mit diesem Zerwürfnis war die Grundlage gegeben, auf der sich ein Gegensatz des Thronfolgers zu dem herrschenden System entwickelte, ein Gegensatz, wie er bekanntlich recht häufig zu beobachten ist. Dazu waren die Charaktere beider ganz verschieden: der König verstandesklar, hart und erfüllt von königlichem Pflichtbewußtsein, der Prinz aus weicherem Holze geschnitzt und seinen Neigungen, namentlich auch seiner Sinnlichkeit nachgebend. Friedrich war empört über die Verschwendung des Prinzen, empört über sein sittliches Verhalten. Von seiner ersten Gemahlin Elisabeth von Braunschweig, mit der er sich 1765 verheiratet hatte, wurde Friedrich Wilhelm schon 1769 geschieden, und auch seine zweite, 1769 geschlossene Ehe mit Luise von Hessen-Darmstadt († 1805) hinderte ihn nicht, an seiner Maitresse Wilhelmine Enke, der Tochter eines Musikers, die er mit seinem Kammerdiener Rietz verheiratete, festzuhalten. Als König gab er sich dann fast noch skrupelloser seiner sinnlichen Natur hin. Die Rietz blieb seine Maitresse und wurde 1794 zur Gräfin Lichtenau erhoben; man bezeichnete sie als die „preußische Pompadour". Außerdem aber ließ er sich nach dem auch von Luther gebilligten Vorbild Philipps von Hessen (§ 60) 1787 die zur Gräfin Jugenheim ernannte Julie von Voß und nach deren Tode die Gräfin Sophie Dönhoff (sie wurde die Mutter des Grafen von Brandenburg [IV, § 165]) als zweite Gemahlinnen zur linken Hand antrauen. Das waren Zustände, die in Preußen bisher unerhört waren. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß sich mit solchen Zuständen so oft eine Hinneigung zu mystischer Frömmelei verbindet. Den Mystizismus des Königs nährte Rudolf von Bischoffswerder, der sich als Mitglied des Rosenkreuzerordens mit einem Geheimnis zu umgeben wußte und

1790

Bischoffswerder geb. 1741 gest. 1803

den König in das Reich des Übersinnlichen einführte; er wurde Generaladjutant und nach dem Sturze Hertzbergs (1791) Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Verhängnisvoller noch wirkte Johann Christoph Wöllner, der 1781 den Prinzen Friedrich Wilhelm unter dem Namen Ormesus Magnus in den Orden der Rosenkreuzer aufnahm und nach dessen Thronbesteigung geadelt und Geheimer Finanzrat, dann 1788 Justizminister und Chef der geistlichen Angelegenheiten wurde; als solcher sah er seine Hauptaufgabe in der Bekämpfung der von dem großen Könige geförderten Aufklärung. — Die eben genannten Rosenkreuzer waren ein Geheimbund, der den Freimaurern entgegentrat; ihr Geistersehen und sonstiger mystischer Spuk, wie er dem Ausgang des 18. Jahrhunderts eigentümlich ist, hat auf den König einen tiefen Eindruck gemacht.

Wöllner geb. 1732 gest. 1800

Innere Regierung

Wie schon gesagt, wurde die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms, der sich auch durch seine Leutseligkeit die Herzen gewann, mit Jubel begrüßt; und seine ersten Maßregeln schienen die auf ihn gesetzten Hoffnungen zu erfüllen. Die verhaßte Regie, das Tabaks- und Kaffeemonopol wurden aufgehoben, die französischen Beamten entlassen, die Soldaten milder behandelt; Landwirtschaft, Gewerbe und Handel fanden Aufmunterung, der Verkehr wurde durch den Bau von Kunststraßen gefördert; der deutschen Bildung wurde mehr Rechnung getragen, ein deutsches Nationaltheater gegründet und ein Oberschulkollegium errichtet. Dann aber begann durch Wöllner der Kampf gegen die Aufklärung, die allerdings religionsfeindlich geworden war und zu einer gewissen Verflachung geführt hatte. Das Wöllnersche Religionsedikt verbot den Geistlichen und Lehrern bei Strafe der Absetzung jede Abweichung von dem in den symbolischen Büchern festgestellten Lehrbegriff und gestattete die Gewissensfreiheit dem einzelnen nur, „so lange er ruhig als guter Staatsbürger seine Pflichten erfülle, seine jedesmalige besondere Meinung aber für sich behalte und sich sorgfältig hüte, sie auszubreiten". Der sich erhebende Widerspruch sollte niedergehalten werden durch das Zensuredikt; es folgte eine Prüfungsordnung für Predigtamtskandidaten und die Einsetzung einer „Geistlichen Examinationskommission". Freilich hat all das nur die Heuchelei großgezogen, und 1797 wurde das Edikt wieder aufgehoben.

9. Juli 1788

19. Dez. 1788

Auswärtige Politik

Wie in der inneren, so wurde auch in der auswärtigen Politik das Erbe des großen Königs schlecht gewahrt. Der Fürstenbund, dessen Ausgestaltung besonders Karl August von Weimar, der Freund Goethes, betrieb, verfiel, weil der Minister Hertzberg jeden Anlaß zu einem Konflikt mit Österreich vermeiden wollte. Wie hier ein wertvoller Anfang verloren ging, so auch bei der Stellungnahme den Emser Punktationen gegenüber (§ 400). Ähnliches gilt von dem leichterrungenen Erfolg in Holland: er wurde in keiner Weise ausgenutzt.

Niederlande

1780—1783

1782

1785

Die Niederlande hatten wegen ihrer militärischen Schwäche und inneren Parteiung während des englisch-amerikanischen Krieges keine Erfolge gehabt (§ 407, 408), hatten die Barrièrefestungen auf Josephs II. Verlangen räumen müssen (§ 398) und diesem eine Entschädigung dafür gezahlt, daß die Schelde gesperrt blieb (§ 397). Die neue demokratische Patriotenpartei (§ 343) machte nach dem Rücktritt Ernsts von Braunschweig den Statthalter Wilhelm V. für alles Mißgeschick verantwortlich und arbeitete nun ebenso wie die alte aristokratisch-partikularistische Staatenpartei an seinem Sturze. Die Staaten von Holland entzogen Wilhelm V. den Oberbefehl über das Heer; und bald standen sich überall die Parteien schroff gegenüber. Dabei hofften die Oranier auf preußische, die Demokraten auf französische Hilfe. Friedrich der Große hatte versucht, die Streitigkeiten friedlich zu lösen; als aber Wilhelms V. Gemahlin Friederike Wilhelmine bei einer Reise von feindlichen Miliztruppen beleidigt wurde, hielt es ihr Bruder Friedrich Wilhelm II. für seine ritterliche Pflicht, für sie einzutreten. Ein preußisches Heer besetzte fast ohne Widerstand das Land, Frankreich mischte sich wegen seiner ungünstigen Finanzlage nicht ein: so wurde der Statthalter wieder eingesetzt. Für Preußen brachte der Feldzug aber keinen Gewinn; der König verzichtete sogar auf Erstattung der Kriegskosten. Das unberechtigte Selbstvertrauen der preußischen Offiziere war sogar eine schlimme Folge des leichten Sieges.

1785

1787

1787

Ohne Gewinn für Preußen blieb auch dessen Eingreifen in den österreichisch-russischen Türkenkrieg, über das wir in anderem Zusammen-

hang zu sprechen haben werden (§ 414). Es endete mit dem **Reichenbacher Vertrag** (1790), in dem Preußen die weit ausschauenden Pläne Hertzbergs aufgab und in ein **näheres Verhältnis zu Österreich** trat. Das kam Österreich sehr gelegen zur Unterdrückung des belgischen Aufstands (§ 398): da man aber in Belgien mit Preußen gerechnet hatte, schwächte auch dieser österreichische Erfolg das preußische Ansehen. Bei der Annäherung Preußens und Österreichs hatte schon mitgewirkt die Rücksicht auf Frankreichs revolutionäre Kriegslust. Gemeinsam traten beide dann in den **Krieg gegen Frankreich** ein, aber zugleich drohte **Rußland**, sich **Polens** zu bemächtigen. So in die Notwendigkeit versetzt, nach zwei Seiten Front zu machen, hat Preußen es an beiden Stellen an Tatkraft fehlen lassen. Es gewann zwar durch die polnischen Teilungen weite Gebiete (§ 415, 416), aber der Baseler Friede (IV, § 23) schädigte seine Stellung in Europa gewaltig. Schon vorher waren die Fürstentümer **Ansbach und Bayreuth**, die Fürst Alexander freiwillig abtrat, mit Preußen vereinigt worden. Der große Gebietszuwachs, den der Staat hierdurch und durch die polnischen Lande erhalten hatte, hob das Selbstgefühl der herrschenden Kreise, tatsächlich aber war das von Friedrich dem Großen überkommene Ansehen verloren: es nahte die Zeit, wo Frankreich und Rußland in Deutschland geboten.

Rückgang des preußischen Ansehens

1793, 1795

1795

1791

C. Die romanischen Staaten. Die Aufhebung des Jesuitenordens.

§ 402. Frankreich. Nachdem Frankreich seine Vormachtstellung durch den Spanischen Erbfolgekrieg eingebüßt hatte, war es, wie wir wissen (§ 332, 333), dem Kardinal Fleury gelungen, ihm bei den Friedensschlüssen von Wien und Belgrad wieder eine führende Stelle zu verschaffen; dann hatte es durch den siebenjährigen Krieg gegen Preußen und England die empfindlichste Einbuße an Macht und Ansehen erlitten (§ 388). Hieran änderten auch nichts die Einverleibung **Lothringens**, die nach dem Tode des Stanislaus Leszczynski auf Grund des Wiener Friedens (§ 332) erfolgte, und die Erwerbung **Korsikas** (§ 338). Nun aber ist wohl kaum ein Volk empfänglicher für den Ruhm, als das französische; es ist deshalb erklärlich, daß über die Mißerfolge der auswärtigen Politik große Erbitterung herrschte. Diese richtete sich direkt gegen den König, da das verhängnisvolle Bündnis mit Österreich sein Werk war (§ 379): daß er dabei unter dem Einfluß der Marquise Pompadour gestanden hatte, erhöhte nur seine Schuld. Es kam hinzu, daß infolge der unglücklichen Kriege die wirtschaftliche Lage des Landes sich sehr verschlechterte und die Finanzen einer immer schlimmeren Zerrüttung verfielen. Trotzdem blieb die fast vollständige Steuerfreiheit von Klerus und Adel bestehen; die Lasten des Staates ruhten auf dem von den privilegierten Ständen hart gedrückten Dritten Stande und wurden noch durch die Steuerpächter erhöht.

Ungünstige Lage

1766

1768

Dem standen nun die **Aufklärungsgedanken** gegenüber; sie wurden in Frankreich theoretisch besonders lebhaft erörtert und ausgestaltet (§ 362, 369), gewannen aber keinen nennenswerten Einfluß auf die Art der Regierung. Nur soweit sie sich, wie in den übrigen romanischen Ländern, gegen das Übergewicht der Kirche, speziell gegen die Jesuiten, richteten, hatten sie Erfolg; im übrigen aber kam die von der Aufklärung geforderte Regierung zum Wohl der Gesamtheit durch den „ersten Diener"

Aufklärung und Regierung

des Staates, wie sie Friedrich der Große und Joseph II. übten, nicht zur Geltung. Das französische Königtum tat den Schritt zum aufgeklärten Absolutismus nicht; wo die Regierung einen schwachen Reformversuch im Sinne der allgemeinen Wohlfahrt machte, scheiterte sie am Widerspruch des Pariser Parlaments.

Finanznot

Für die Zerrüttung der französischen Finanzen schon während des Siebenjährigen Krieges ist folgender Vorgang charakteristisch. Der Finanzminister Etienne de Silhouette (nach ihm heißen, weil er alles möglichst billig zu machen suchte, die billigen Schattenrisse „Silhouetten") verfügte zu Anfang des Jahres 1759, daß die Generalpächter die Hälfte ihres Nebengewinnes herausgeben sollten; das war zwar ein rechtloser Gewaltakt, brachte aber dem Staate 72 Millionen Livres ein. Etwa sechs Monate später mußte derselbe Silhouette erklären, daß das laufende Jahr bei einer Ausgabe von fast 504 Millionen und einer Einnahme von 286 ½ Millionen ein Defizit von über 217 Millionen aufweise. Er schlug neue Steuern vor und stellte, als sich das Pariser Parlament dagegen aussprach, alle Zahlungen ein: darauf nahm er seine Entlassung, und seine Nachfolger halfen sich mit Anleihen und Vorschüssen der Generalpächter. Eine Besserung der Finanzen wurde nicht erzielt; auch der sehr verständige Versuch, eine neue Grundsteuer einzuführen, die auch für die bisher befreiten Stände (Adel und Klerus) gelten sollte, scheiterte an dem Widerspruch des Parlaments. Der Gegensatz zwischen Königtum und Parlament spitzte sich sehr zu (IV, § 2): die Privilegierten hatten eben keine Neigung, auf ihre Rechte zu verzichten, und das Königtum war nicht stark genug, sie dazu zu zwingen.

Moralische Entartung

Von allem andern abgesehen, fehlte dem Könige die dazu nötige moralische Auffassung seines Berufes, das Verantwortungsgefühl, der innere Halt und die Achtung, die eine sittliche Lebensführung und ein auf hohe Ziele gerichtetes Streben verleihen. Das königliche Amt schien in schrankenloser Sinnlichkeit und ungezügeltem Genuß aller Lebensfreuden aufzugehen; und die gleiche Frivolität beherrschte die Umgebung des Königs und die gesamte vornehme Gesellschaft.

Wir wissen, wie unbedingt die Marquise Pompadour den König beherrschte und die Staatsgeschäfte leitete; wie dann mit der Dubarry der letzte Rest von Anstand am Hofe schwand (§ 334). Zur Charakteristik der vornehmen Gesellschaft aber mag folgendes genügen. († 1788) Der Herzog von Richelieu (§ 382) war bis in sein hohes Alter (er wurde 92 Jahre alt) ein Wollüstling schlimmster Sorte und dabei der Liebling der vornehmen Damen, der „Mann aller Frauen". Dasselbe gilt von dem Marschall Moritz von Sachsen (§ 374), nur starb († 1750) dieser schon im Alter von 54 Jahren infolge seiner Ausschweifungen. Eheliche Treue war ein überwundener Standpunkt; die Gatten nahmen beiderseitig die größte Freiheit in Anspruch, duldeten sie aber auch. Die gesellschaftlichen Formen waren aufs feinste ausgestaltet, aber das ganze Leben erschien nur als ein leichtfertiges Spiel. Und selbst im Kriege wollte man nicht auf die gewohnten Genüsse verzichten; die Offiziere nahmen ihre Maitressen mit, im Lager gab es Bälle, Konzerte und Theater; es wird erzählt, daß vor der Schlacht von Rocoux (§ 374) die Schauspielerin Favart die Aufführung mit den Worten geschlossen habe: „Morgen wird nicht gespielt wegen der Schlacht; übermorgen findet statt usw."

Kampf gegen die Jesuiten

Eine derartige Gesellschaft war für die Lösung großer Aufgaben ungeeignet, war unzugänglich für die sittlichen Forderungen, die die Aufklärung an die Regierenden stellte. Auch der Kampf gegen die Jesuiten ist nicht eigentlich von der Aufklärung ausgegangen, wohl aber durch die von ihr kommenden Einflüsse unterstützt worden.

Der Jesuitenpater Lavalette, Generalsuperior der Missionen in Französisch-Westindien, trieb mit Marseille einen ausgedehnten Handel und hatte bei einem Marseiller Hause große Geldsummen auf Wechsel bezogen, die durch Waren gedeckt werden sollten. Da nun aber die Schiffe, die diese Waren brachten, von den Engländern weggenommen wurden (§ 378), mußte jenes (1756) Marseiller Haus seine Zahlungen einstellen und verlangte Entschädigung von dem Jesuitenorden. Die Oberen des Ordens verweigerten die Zahlung, auch als das Marseiller Gericht den Orden zur Zahlung verurteilte, und appellierten an das Pariser Parlament. Dieses aber, (6. Mai 1761) in dem der jansenistische (§ 277) Geist lebte, verurteilte den Orden zum Schadenersatz und verfügte zugleich eine Prüfung der Konstitutionen des Ordens. Auf Grund dieser Prüfung (6. Aug. 1761) erklärte das Parlament, daß die Ordensstatuten, die den Orden von jeder weltlichen und geistlichen Autorität unabhängig machten und die Ordensmitglieder ausschließlich dem

General in Rom unterwürfen, den Reichsgesetzen widersprächen, und verbot allen Franzosen den Besuch der Ordensschulen. Der König verfügte, daß die Ausführung der Parlamentsbeschlüsse aufgeschoben würde, und versuchte für Frankreich eine Statutenänderung zu erwirken, durch die der Orden auf die Landesgesetze verpflichtet werden sollte. Der Ordensgeneral Lorenzo Ricci lehnte das ab, und dabei fiel von ihm oder dem Papst Clemens XIII. das berühmte Wort: sint, ut sunt, aut non sint (sie sollen sein, wie sie sind, oder sollen nicht sein). Darauf wurde die Schließung der Ordenshäuser und die Einziehung des Vermögens befohlen, weil der Orden mit dem Staatswohl unvereinbar sei und die Autorität aller Souveräne untergrabe. Die einzelnen Jesuiten erhielten die Erlaubnis, als Weltgeistliche tätig zu sein, sollten aber den Statuten des Ordens und der Verbindung mit dem General entsagen. Als weitaus die meisten den diese Verpflichtung enthaltenden Eid verweigerten, wurden sie aus Frankreich ausgewiesen und der Orden in Frankreich aufgehoben. So hart wie Pombal (§ 403) und Aranda (§ 404) verfuhr man aber in Frankreich nicht; es wurden vielmehr alle Prozesse niedergeschlagen und den Jesuiten die Rückkehr gestattet, wenn sie als Weltgeistliche arbeiten wollten.

6. Aug. 1762

1764

In diesem Streite hatte das Parlament sich in erster Linie von dem gallikanischen Geiste, der die französische Kirche als eine Nationalkirche ansah und die Geistlichkeit von Rom möglichst loslösen wollte (II, § 307), leiten lassen; es ist aber kein Zufall, daß gleichzeitig in Portugal und Spanien der Kampf gegen die Jesuiten geführt wurde: hier wirkte doch die Aufklärung mit, und sie erzwang schließlich auch die Aufhebung des Ordens durch den Papst. Es bleibt auch bemerkenswert, daß die Ausweisung der Jesuiten in dieselbe Zeit fällt, in der Voltaire seinen berühmten Kampf gegen den kirchlichen Fanatismus kämpfte.

Jean Calas, ein protestantischer Kaufmann in Toulouse, war beschuldigt worden, seinen Sohn, der sich in einem Anfall von Trübsinn entleibt hatte, ermordet zu haben, weil er die Absicht gehabt, zum Katholizismus überzutreten. Unter dem Drucke des fanatisierten Volkes verurteilte das Toulouser Parlament den unglücklichen Calas zum Tode durch das Rad und zog sein Vermögen ein. Es war ein offenbarer Justizmord; Voltaire trat mannhaft für die Familie ein und setzte eine Revision des Prozesses durch: Calas wurde für unschuldig erklärt, und seine Witwe erhielt eine Entschädigung von 36000 Livres. Auch in einigen anderen Fällen erhob Voltaire damals seine Stimme gegen den Fanatismus.

1762

1765

Rückgang Frankreichs

Ein Wechsel in der Regierung trat ein, als der von der Pompadour erhobene Minister Choiseul, der Voltairianer war, durch den Einfluß der Dubarry, hinter der die klerikale Partei stand (§ 334), gestürzt wurde. An seine Stelle traten nun die Anhänger der Dubarry, der Herzog von Aiguillon, der Kanzler Maupeau und der Finanzminister Abbé Terray; aber es ergab sich daraus keine Besserung der Lage Frankreichs. Nach außen hob sich das Ansehen des Staates nicht: es blieb das durch die Vermählung des Dauphins mit Marie Antoinette, der Tochter Maria Theresias, neu gefestigte Bündnis mit Österreich, das für Frankreich so ungünstige Folgen gehabt hatte, bestehen, und die erste polnische Teilung (§ 393) vollzog sich ohne Mitwirkung Frankreichs, obgleich dieses bisher auf die Geschicke Polens starken Einfluß geübt hatte. Im Innern aber vermochte das „Triumvirat" trotz energischen Vorgehens gegen das Parlament an den traurigen Zuständen (IV, § 2) nichts zu bessern. Nach Ludwigs XV. Tode sind unter Ludwig XVI. Reformen versucht, aber nicht durchgeführt worden (IV, 4); die Teilnahme am amerikanischen Freiheitskriege (§ 407) entsprach zwar der alten Gegnerschaft gegen England, entsprach auch der Begeisterung der Franzosen für die von den Amerikanern verkündeten Ideen, brachte aber keinen nennenswerten Gewinn und dazu neue Schulden.

1770

1770

1774

Joseph I. 1750–1777

§ 403. Portugal. Viel stärker als in Frankreich ist die Regierung in Portugal von den Aufklärungsideen beeinflußt worden. Freilich ist das nicht das Verdienst des unfähigen, arbeitsscheuen Königs Josephs I. Emanuel, sondern seines großen Ministers Sebastian Joseph de Carvalho e Mello, Grafen von Oeyras, Marquis de Pombal. Wir wissen, daß Johann V. ausschließlich im Sinne der Kirche und des mit dieser verbündeten Adels regiert hatte, daß Portugal fast zu einem geistlichen

Pombal geb. 1699 gest. 1782 Minister 1751–1777

Staate geworden war und wirtschaftlich ganz von England abhing (§ 337). Den Staat aus dieser unwürdigen Lage herauszuarbeiten, das war das Ziel des Ministers: er wollte sein Vaterland von der englischen Bevormundung befreien und die Staatsgewalt aus der geistlichen Umstrickung lösen.

1739—1745—1750 Pombal hatte als Gesandter Portugals in London und Wien und während eines Aufenthalts in Paris freiere Anschauungen gewonnen, als sie in der hierarchisch-aristokratischen Atmosphäre Portugals herrschten. Gleich nach seinem Regierungsantritt ernannte ihn 1751 Joseph I. zum Minister des Auswärtigen und überließ ihm vollständig auch die innere Regierung; er tat das um so lieber, als er sich nun ganz seinen Liebhabereien, der Jagd, der Oper, dem Theater und schönen Frauen, widmen konnte; dabei nahm er aber die Stärkung des Königtums, die sich aus der Politik des Ministers ergeben mußte, gern hin. Pombal war eine Herrennatur und verfuhr rücksichtslos und despotisch, aber seine Ziele waren für sein Vaterland heilsam.

Erste Reformen Er begann seine Tätigkeit mit einem Edikte (1751), das die Urteile der Inquisition der Entscheidung der weltlichen Obrigkeit unterwarf, und mit energischen Maßnahmen gegen die Fehde- und Raublust des Adels. Sodann besserte er die Finanzen, indem er die Privateinnehmer der Steuern durch staatliche Beamte ersetzte und bedeutende Ersparnisse, namentlich im Hofhalt des Königs, einführte. Die Industrie suchte er mit den dem Merkantilismus eigentümlichen Mitteln zu heben, den Handel durch Begünstigung von Handelsgesellschaften zu fördern, von denen die eine den Handel mit Indien und China, die andere den mit Brasilien betrieb; gedieh Portugal wirtschaftlich, so konnte er hoffen, es auch von England zu befreien.

Erdbeben 1. Nov. 1755 Die größte Zeit des Ministers begann, als das furchtbare Erdbeben über Lissabon kam, das in Verbindung mit einem Seebeben und einer großen Feuersbrunst 30000 Menschen den Tod brachte. Pombal war rastlos tätig, der Not zu steuern, für die Hungrigen und Obdachlosen zu sorgen, dem Rauben und Stehlen Einhalt zu tun und die Ordnung aufrechtzuerhalten; er bewirkte, daß aus den Trümmern ein viel schöneres und gesünderes Lissabon erstand. Voll Bewunderung blickte der während des Unglücks ratlose König zu seinem Minister auf, und gestützt auf das Vertrauen des Monarchen begann Pombal nun sein bedeutsamstes Werk: den Kampf gegen die unheilvolle Allmacht der Jesuiten.

Kampf gegen die Jesuiten Durch einen Vertrag mit Spanien (1750) waren im Austausch gegen die Buenos-Aires gegenüber gelegene Kolonie Sacramento sieben jesuitische Missionen in Paraguay der portugiesischen Krone unterstellt. Die Jesuiten, die in Paraguay einen theokratisch-sozialistischen Staat gegründet hatten (§ 111) und von hier einen bedeutenden Handel trieben, widersetzten sich diesem Abkommen, wiegelten die Indianer auf und führten gegen Portugal und Spanien einen bis 1758 dauernden Krieg. Dazu hatten Jesuiten das Erdbeben in Lissabon als himmlisches Strafgericht gegen das gottlose Regiment des Ministers bezeichnet und bereiteten nun auch einer Maßregel Pombals, die den für die portugiesische Volkswirtschaft so unendlich wichtigen Weinbau heben sollte, Schwierigkeiten. Um das preisdrückende Monopol, das die Engländer im portugiesischen Weinhandel besaßen, zu brechen, hatte Pombal eine Weinbaugesellschaft gegründet, die für eine bestimmte Zeit nach der Weinlese das ausschließliche Kaufrecht zu einem festen, auskömmlichen Preise erhielt, zugleich aber den Weinbau in dafür nicht geeigneten Gegenden eingeschränkt. Dagegen erregten die 1756 Jesuiten in Oporto einen Volksaufstand, der mit Waffengewalt niedergeworfen werden mußte. Es gab also genug Beschwerden über Übergriffe der Jesuiten in Gebiete, die sie nichts angingen; und so benutzte denn Pombal die Niederwerfung jenes Aufstandes, um 19. Sept. 1757 die jesuitischen Beichtväter des Königs und alle Mitglieder des Ordens vom Hofe zu verweisen. Auf Veranlassung Pombals ordnete darauf Papst Benedikt XIV. eine Untersuchung der Mißbräuche an, und der mit der Untersuchung beauftragte Kardinal 1758 untersagte dem Orden jede Art von Handelsgeschäften in Portugal und in den Kolonien, nahm ihm auch bis auf weiteres das Recht, Beichte zu hören. Ein Mordanschlag gegen den König, an dem jesuitische Umtriebe mitschuldig waren, führte zur Verhaftung einiger 1759 Jesuiten und zur Beschlagnahme der Ordensgüter. Da nun aber der neue Papst

Clemens XIII. einer umfassenden Untersuchung Schwierigkeiten bereitete, wagte Pombal eine unerhörte Gewalttat: er ließ alle Jesuiten in Portugal aufheben und dann zu Schiffe nach dem Kirchenstaate (Civitavecchia) bringen; nur die schon verhafteten blieben in Gewahrsam. Daran schloß sich der Bruch mit dem jesuitenfreundlichen Papste: der päpstliche Nuntius verließ Lissabon, der portugiesische Gesandte Rom. Pombal ließ nun den Jesuitenpater Malagrida hinrichten und ergriff eine Reihe Maßregeln, um die Macht der Kirche zu mindern: es wurde der Vermehrung des Kirchenguts Einhalt getan, eine größere Anzahl Klöster aufgehoben, die Veröffentlichung päpstlicher Bullen ohne königliche Erlaubnis verboten und dergl. mehr. Der Papst dagegen erließ die Bulle Apostolicum pascendi munus zur Verteidigung der Jesuiten und trat darin dem modernen Zeitgeist in ähnlicher Weise entgegen, wie hundert Jahre später Pius IX. in seiner Enzyklika (IV, § 325). Die Bulle wurde in Frankreich verbrannt, in Neapel, Venedig und Portugal verboten, und Pombal wünschte ein gemeinsames Vorgehen der Regierungen von Portugal, Frankreich und Spanien, um bei dem von den Jesuiten beherrschten Papst Clemens XIII. die Auflösung des Ordens zu erzwingen. Ehe es dazu kam, starb Clemens XIII. Da sein Nachfolger Clemens XIV. sich den Wünschen Pombals geneigter zeigte, so erfolgte zunächst die Wiederherstellung diplomatischer Beziehungen zwischen Rom und Portugal: in der Tat verfügte dann Clemens XIV. die Aufhebung des Jesuitenordens (§ 405).

Sept. 1759 — 1761 — 1765 — 1769 — 1770 — Aug. 1773

Weitere Reformen

Pombals volle staatsmännische Größe erhellt aber erst, wenn man zu diesem Kampfe gegen die Jesuiten seine sonstige Reformtätigkeit hinzunimmt. Dahin gehören vor allem die Maßnahmen, durch die er den gesamten Unterricht von der Volksschule bis zur Universität verweltlichte und auf eine höhere Stufe hob, als er unter jesuitischer Leitung gestanden hatte; er reorganisierte die Universität Coimbra von Grund aus, stellte viele Hunderte von Lehrern (im November 1772 887) an, die in Portugal und in den Kolonien unentgeltlich Unterricht erteilen sollten, und errichtete auch eine Handelsschule. Er war eben überzeugt, daß die Befreiung des Staates aus der hierarchischen Umschlingung dauernd nur möglich sein würde, wenn der gesamte Bildungsstand einen anderen Charakter erhielte. Daneben war Pombal nach wie vor bemüht, das wirtschaftliche Gedeihen des Landes zu fördern. Er widmete dem Weinbau und der Seidenzucht ebenso rege Aufmerksamkeit, wie der Industrie und dem Handel. Weiter schuf er ein neues Gesetzbuch, besserte die Finanzen und sorgte auch für die Armee, für Kriegsmaterial und Ausbau der Festungen. So wurde es möglich, Portugal gegen den spanischen Angriff erfolgreich zu verteidigen, wobei sich der in portugiesische Dienste getretene Graf Wilhelm von Schaumburg ruhmvoll hervortat (§ 387).

1762

Alles in allem war Pombal der größte Reformator, den Portugal je gehabt hat. Um so schmerzlicher war es, daß er noch den Zusammenbruch seines Werkes erleben mußte, als nach dem Tode Josephs I. die Krone an dessen Tochter Maria I. überging, die mit ihrem Oheim (Josephs Bruder) Dom Pedro vermählt war.

24. Febr. 1777

Maria I. 1777—1816

Peter III. 1777—1785

Maria zeigte schon Spuren der später hervortretenden Geistesstörung, ihr Gatte war ganz klerikal gesinnt. So erhielt denn Pombal sofort die erbetene Entlassung, und es trat ein völliger Umschwung in der Regierung ein. Die Geistlichen und Edelleute, die Pombal wegen Widersetzlichkeit in Haft genommen hatte, wurden freigelassen; die Reformen des Ministers zum guten Teil rückgängig gemacht; es fehlte für sie eben der rechte Boden in dem Bildungsstande der Nation. Schließlich erreichten Pombals Gegner sogar, daß gegen ihn der Prozeß eröffnet wurde; die Königin erklärte ihn für schuldig, bestimmte aber, daß er wegen seines hohen Alters straflos bleiben solle. Bald darauf ist er über 82 Jahre alt gestorben: er hat despotisch regiert, aber er war von hohen Ideen erfüllt und hat auf allen Gebieten ein neues Leben geschaffen. Und wenn auch Mönche und Priester wieder allmächtig wurden, ganz ohne Nachwirkung ist seine Reformarbeit doch nicht geblieben. Drei Jahre nach Pombals Tode starb der „sehr devote" König Peter III., die Königin Maria aber verfiel dem Wahnsinn, so daß 1799 ihr Sohn Johann die Regentschaft übernahm.

1777 — 1781 — 5. Mai 1782 — 1785

Ferdinand VI. 1746–1759

§ 404. Spanien, Neapel-Sizilien und Parma *). Unter dem zweiten bourbonischen Könige Spaniens, Ferdinand VI., auf dessen Gemütsstimmung der Sänger Farinelli einen fast noch größeren Einfluß übte als auf die des Vaters (§ 336), fand die ehrgeizige Politik seiner Mutter Elisabeth ihren Abschluß in der Erwerbung Parmas für ihren zweiten Sohn Philipp (§ 374). Während der dann folgenden Friedensjahre gelang es den Ministern Marques de la Ensenada und Don José de Carvajal, durch eine Reihe Reformen die wirtschaftliche und finanzielle Lage des Landes zu bessern.

1748

Die Steuerverpachtung wurde beseitigt, die drückende Alcavala (II, § 338) erleichtert, das Zollsystem den Bedürfnissen der Landwirtschaft und Industrie angepaßt, der auswärtige Handel durch Hafenbauten und durch Vermehrung der Marine gefördert, die finanzielle Lage so weit gebessert, daß das Budget von 1759 einen Überschuß ergab. Dazu machte man in dem Konkordat von 1753 sogar den Versuch, die Übermacht der Kirche einzuschränken und die aus Spanien fließenden päpstlichen Einnahmen herabzusetzen.

Karl III. 1759–1788

Diese Reformarbeit wurde in viel größerem Umfange fortgesetzt unter Ferdinands Bruder Karl III., der schon als König von Neapel (§ 340) den Aufklärungsideen gehuldigt hatte. Nicht günstig dafür war allerdings, daß Karl seinem Staate die Bedeutung einer Großmacht zurückgewinnen wollte und deshalb wieder in die europäische Politik eingriff. Auf Grund des bourbonischen Familientraktates nahm er als Verbündeter Frankreichs an dem Kriege gegen England teil und wurde dadurch auch in einen Krieg gegen Portugal verwickelt (§ 386, 387): die Kämpfe brachten Spanien keinen Gewinn, die spanischen Finanzen wurden schwer geschädigt, und im Friedensschluß mußte Spanien auf Florida verzichten, erhielt dafür jedoch Louisiana westlich des Mississippi (§ 388). In der nun folgenden Friedenszeit suchte der König, wie früher in Neapel, so jetzt in Spanien im Geiste der Aufklärung zu regieren und fand dabei tatkräftige Helfer in seinen Ministern, vor allem in den Italienern Squillace und Grimaldi, und in dem 1766 zum Minister erhobenen Grafen Aranda (Pedro Pablo Abaraca de Bolea).

1763

Aranda geb. 1718 gest. 1799 Minister 1766–1773

Kampf gegen die Jesuiten

Wie in Neapel und Portugal galt es auch hier, die Allmacht der Hierarchie zu brechen. So wurde das Kirchenvermögen der Besteuerung unterworfen, seiner Vermehrung Einhalt getan und die Veröffentlichung päpstlicher Bullen ohne königliches Plazet verboten. Sofort fingen die Jesuiten an, das Volk gegen diese Regierungsweise aufzureizen; die Erregung stieg durch Erlaß der Bulle Apostolicum pascendi (§ 403); den Anstoß zu schroffem Vorgehen aber gab ein damit gar nicht zusammenhängender Vorgang. Um die Banditen besser abfassen zu können, verbot der Minister Squillace das Tragen der Schlapphüte und langen Mäntel; das erschien als ein Eingriff in nationale Sitten, und es entstand ein Volksaufstand in Madrid. Der König entließ den als Fremdling verhaßten Squillace; da aber die von dem neuen Minister Aranda geführte Untersuchung auf jesuitische Umtriebe als Ursache des Aufstandes führte, wurden einige Jesuiten mit Gefängnis bestraft. Dann ließ Aranda nach dem Vorbild Pombals (§ 403) in einer Nacht alle Jesuiten (etwa 6000) aus ihren Häusern holen und auf Schiffe bringen, um sie nach dem Kirchenstaat zu schaffen; zugleich erklärte ein Erlaß des Königs den Orden in Spanien für aufgehoben. Die fortgeführten Jesuiten wurden in Civitavecchia nicht aufgenommen und fanden schließlich, nachdem sie monatelang auf dem Meere herumgefahren waren, durch Choiseuls Vermittlung ein armseliges Asyl in Korsika.

1766

1. April 1767

*) Das übrige Italien siehe § 338, 339.

Dem Beispiele Arandas folgend, ließ noch in demselben Jahre Tanucci (§ 340) alle Jesuiten aus Neapel-Sizilien nach dem Kirchenstaate schaffen; Anfang des nächsten Jahres geschah dasselbe in Parma (§ 338), als der Papst hier, gestützt auf seine Lehnshoheit, die staatliche Macht der geistlichen zu unterwerfen suchte. Das Vorgehen des Papstes gegen Parma wurde in Paris, Madrid und Neapel als ein prinzipieller Angriff auf die Staatshoheit angesehen; gemeinschaftlich verlangte man deshalb die Zurücknahme des päpstlichen Dekrets. Als das verweigert wurde, forderte zuerst Spanien, dann auch Frankreich und Neapel die Aufhebung des Jesuitenordens. Inmitten dieser Kämpfe starb Clemens XIII.; sein Nachfolger Clemens XIV. sprach nach langem Schwanken endlich durch die Bulle Dominus ac redemptor noster die Aufhebung des Jesuitenordens aus. Damit siegte der Staatsgedanke über die die staatliche Autorität untergrabenden Grundsätze (§ 402) dieses Ordens. Der schnelle Tod des Papstes wurde, wohl mit Unrecht, jesuitischem Gifte zugeschrieben. Die vertriebenen Jesuiten fanden Zuflucht bei Friedrich dem Großen und bei Katharina von Rußland.

Nov. 1767

1768

1769

Aufhebung des Jesuitenordens 21. Juli 1773

22. Sept. 1774

Arandas Reformarbeit erschöpfte sich aber nicht in dem Kampfe gegen die Jesuiten. Er bewirkte, daß das oberste geistliche Appellationsgericht mit Spaniern, die der König vorschlug, besetzt, die Klöster weltlicher Aufsicht unterstellt, der Unterricht an Weltgeistliche übertragen, das Kirchenvermögen der Besteuerung unterworfen, die Inquisition beschränkt und die Lage der Pfarrer verbessert wurde. Diesen kirchlichen Anordnungen parallel gingen Maßnahmen zur Hebung des materiellen Wohlstandes. So veranlaßte Aranda den Peruaner Olavidès, durch fremde, namentlich deutsche Ansiedler die öde Sierra Morena zu kolonisieren. Das hatte freilich keinen dauernden Erfolg. Nachdem Aranda durch klerikale Einflüsse von den Geschäften entfernt und als Gesandter nach Paris geschickt worden war, wurde Olivadès vor die wieder erstarkte Inquisition geladen, weil er Protestanten nach Spanien geführt habe, und zwei Jahre im Gefängnis gehalten. Die freisinnigen Ideen Arandas behielten indes noch bedeutende Vertreter in seinen Gehilfen Don Pedro Rodriguez de Campomanes, der als praktischer Staatsmann und bedeutender Schriftsteller alle Schäden des spanischen Staatslebens bekämpfte, und José Monino, Grafen von Florida Blanca, der in Rom am meisten für Aufhebung des Jesuitenordens getan hatte und 1777 Minister wurde.

Weitere Reformen

1773

† 1803

† 1808

Gegen Ende seiner Regierung lenkte Karl III. nochmals in eine kriegerische Politik ein. Ein Feldzug gegen Marokko und Algier verlief unglücklich, ein Kolonialkrieg mit Spanien endete mit dem Vertrage von Ildefonso, der Teile von Paraguay und Peru an Portugal (Brasilien) überließ, die Kolonie Sacramento (Uruguay) aber Spanien zusprach. Wichtiger war die Teilnahme Spaniens an dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege. Wie Frankreich erklärte auch Spanien den Krieg an England und erlangte zwar nicht Gibraltar, wohl aber Menorca und Florida (§ 408); dieser Gewinn konnte indes kaum einen Ersatz bieten für den Ruin der spanischen Finanzen.

1776

1777

1783

Trotzdem war die Zeit Karls III. eine letzte große Periode Spaniens; mit seinem Tode endete die Reformarbeit: sie hatte im spanischen Volke ebensowenig einen geeigneten Boden, wie die Pombals im portugiesischen. Der neue König Karl IV. war völlig unfähig und stand ganz unter dem Einfluß seiner sittenlosen Gemahlin Marie Luise von Parma. Florida Blanca wurde 1792 gestürzt; an seine Stelle trat wieder Aranda, zeigte aber keine seiner alten großen Eigenschaften und mußte noch in demselben Jahre dem Geliebten der Königin, Manuel Godoy, den Platz räumen. Damit stieg die Mißwirtschaft immer höher, und Spanien wurde bald die Beute Frankreichs.

14. Dez. 1788

Karl IV. 1788–1808 † 1819

1792

D. England und die Entstehung der Vereinigten Staaten von Amerika.

Allgemeine Lage

§ 405. Georg III. Innere Wirren. Der Streit um das Besteuerungsrecht. England hatte durch den Siebenjährigen Krieg einen gewaltigen Zuwachs an Macht und Ansehen gewonnen. In Nordamerika war das Romanentum verdrängt und alles Land bis zum Mississippi der englischen Machtsphäre zugesprochen; in Europa war Englands alter Rivale Frankreich und mit ihm Spanien sehr geschwächt aus dem Kriege hervorgegangen (§ 388), während die Niederlande als politischer Machtfaktor kaum mehr in Frage kamen. Trotzdem blieb natürlich der Gegensatz zu Frankreich bestehen, und William Pitt, dessen Politik England in erster Linie seine Erfolge zu danken hatte, war dem Frieden von Paris eben deshalb entgegengetreten, weil er es für möglich gehalten hatte, Frankreichs Macht noch tiefer herabzudrücken und ihm dadurch einen Revanchekrieg zu erschweren. Vorläufig freilich war Frankreich auch ohnedies zu einem solchen nicht fähig, England aber wurde durch innere Streitigkeiten, durch den Konflikt mit seinen amerikanischen Kolonien und durch die Begründung seiner Herrschaft in Indien in Anspruch genommen und bekümmerte sich deshalb auch wenig um die polnische und orientalische Frage (§ 413—416). Seine insulare Lage ermöglichte es ihm, sich von der kontinentalen Politik fernzuhalten und sich auf seine Interessen als erste See- und Kolonialmacht zurückzuziehen; erst von hier aus geriet es dann auch wieder in europäische Konflikte.

Georg III. 1760—1820

Die inneren Schwierigkeiten gingen aus von dem Streben des eigenwilligen Königs Georgs III., selbst zu regieren, frei von der Bevormundung des Parlamentes und der Minister. Man wird diesem Streben eine Berechtigung zuerkennen müssen, aber es widersprach nun einmal der seit 1688 ausgebildeten konstitutionellen Verfassung. Unter Georg I. und Georg II. hatten die Whigs unbedingt geherrscht, auch deshalb, weil beide Könige als Deutsche galten und sich in erster Linie als Kurfürsten von Hannover fühlten; Georg III. war durch und durch Engländer und behandelte sein Stammland als Anhängsel Großbritanniens. Das gab ihm der Nation gegenüber eine bessere Stellung und führte ihm die Tories zu. Zu ihnen hielt Georgs schottischer Lehrer und Günstling Lord Bute, der nach Pitts Sturz Minister wurde, die Beziehungen zu dem von Georg III. als Freigeist gehaßten Preußenkönig lockerte und den von den Whigs bekämpften Frieden betrieb (§ 388). Bute suchte durch schamlose Bestechungen auf das Parlament zu wirken, blieb auch nach seinem Rücktritt des Königs Vertrauter und bestärkte ihn in seinem Streben, das Parlament zurückzudrängen. Diese Nebeneinflüsse kreuzten öfter die Politik des aus Tories und Whigs bestehenden Ministeriums Grenville und erhöhten noch die Verwirrung, die sich aus dem absolutistischen Streben des Königs und aus dem Vorgehen gegen die Kolonien ergaben.

1762

1763

Lage der nordamerikanischen Kolonien

Die englischen Kolonien in Nordamerika besaßen, wie wir wissen, kraft ihrer Verfassung politisch eine ziemlich große Selbständigkeit, wurden aber wirtschaftlich durchaus in Abhängigkeit von England gehalten (§ 291). Der gesamte Handel in Ein- und Ausfuhr wurde auf Grund der Navigationsakte (§ 223) für englische Schiffe monopolisiert und die Anlage von Fabriken in den Kolonien verboten. Diese Ausnutzung der Kolonien zugunsten des Mutterlandes sollte nun fortgesetzt werden, indem man einen Teil der Staatslasten auf sie abwälzte. Man hielt das auch deshalb für gerechtfertigt, weil durch den Siebenjährigen Krieg die Schuldenlast Englands sehr

gestiegen war, die Kolonien aber von diesem Kriege durch Verdrängung der Franzosen aus Nordamerika den größten Vorteil gezogen hätten.

Besteuerungsstreit

So belegte die englische Regierung bald nach dem Frieden mehrere Handelsartikel mit *Eingangszöllen*. Aber das Selbstgefühl der Kolonisten war durch den Krieg gewachsen. Die Amerikaner hatten eingesehen, daß England hauptsächlich durch ihre Kraft aus dem Kampfe siegreich hervorgegangen war, und glaubten gerade wegen der Verdrängung der Franzosen der Hilfe des Mutterlandes nicht mehr zu bedürfen. Da außerdem der Minister Grenville keinen Zweifel ließ, daß mit dem Zollgesetz eine Stärkung der königlichen Gewalt erstrebt werde, daß die Kolonien der parlamentarischen Regierung in London unterworfen werden sollten, so erhob sich gegen dies Gesetz eine *prinzipielle* Opposition, ähnlich der, die einst in England gegen die absolutistischen Bestrebungen der Stuarts entstanden war (§ 226 ff.). Im Hinblick auf die in England erkämpften Grundrechte erklärten die Amerikaner, daß ein *Parlament, in dem sie nicht vertreten seien, sie nicht besteuern dürfe*; daneben beriefen sie sich auf das Naturrecht und die Lehre von der Volkssouveränität. Minister Grenville nahm das Zollgesetz zurück; das Parlament genehmigte aber eine *Stempelakte*, nach der bei Gerichtsurkunden, Geschäftspapieren und Zeitungen eine Steuer durch Verwendung von Stempelpapier erhoben werden sollte. Bei Übertretungen sollten die Amerikaner durch englische Richter ohne Zuziehung von Geschworenen abgeurteilt werden, und außerdem sollten zwanzig Regimenter auf Kosten der Kolonien errichtet werden. Diese Maßregel erhöhte nur die Erregung; die Amerikaner machten geltend, daß das Parlament kein Recht habe, sie wie rechtlose Untertanen zu behandeln und mit willkürlichen Steuern zu belasten, daß es unbillig sei, die Kolonien nicht nur in der Vertretung, sondern auch in Beziehung auf Rechtsschutz gegen die Engländer zu verkürzen. Der Rücktritt Grenvilles, der erfolgte, weil es ihm nicht gelang, den Einfluß Butes auszuschalten, und die Ernennung eines whigistischen Ministeriums unter *Rockingham* änderten nichts an der Lage. In Amerika widersetzte man sich der Stempeltaxe, untersagte die Einfuhr zollpflichtiger Waren, bildete einen Verband der „Söhne der Freiheit“, und schon unterzeichneten sechs Kolonien eine erste Unionsurkunde; im englischen Parlament aber bekämpfte eine starke Opposition, an ihrer Spitze der große Redner und Staatsmann William *Pitt*, die Maßregeln der Regierung, während der als Vertreter Pennsylvaniens in England weilende Benjamin Franklin in maßvoller Weise den Standpunkt der Kolonien darlegte. Schließlich *nahm das Parlament die Stempelakte zurück*, hielt aber in der *Deklarationsbill* an dem Rechte der Besteuerung prinzipiell fest. Der König willigte nur höchst ungern in die Aufhebung der Stempelakte und suchte die Opposition zu lähmen, indem er Pitt als *Lord Chatham* ins Oberhaus berief und ihm die Bildung eines Koalitions-Ministeriums übertrug. Da Pitt sehr leidend war, gewann in diesem Ministerium Charles *Townshend* den maßgebenden Einfluß und erwirkte, daß auf Tee, Glas, Papier und Malerfarben eine geringe, für die Besoldung der amerikanischen Beamten bestimmte Hafenabgabe gelegt wurde. Indes die Opposition der Amerikaner richtete sich eben *gegen jede Art von Besteuerung*. Die Kaufleute von Boston beschlossen, keinen der zollpflichtigen Artikel einzulassen, und ihr Beispiel wurde bald von den übrigen Kolonien nachgeahmt, so daß der englische Handel empfindlich geschädigt wurde. In Boston kam es bereits zu offenem Widerstand gegen die Zollbeamten, worauf Truppen aus England dorthin gesandt wurden. Die englische Regierung, in der nach Townshends Tode (1767) und Pitts Rücktritt (1768) der toristische Lord *North* den größten Einfluß übte, beharrte auf dem Besteuerungsrechte, nahm aber doch, auch mit Rücksicht auf die Klagen der englischen Kaufleute, die Townshendbill zurück und behielt nur den *Teezoll* bei: man wollte damit *das Prinzip* wahren. Indes die Schwäche, die die Regierung seit 1765 in dem Erlaß und

April 1764

22. März 1765

Juli 1765

25. Okt. 1765

22. Febr. 1766

Mai 1767

1768

März 1770

dem Widerruf der Zollgesetze gezeigt hatte, war nicht geeignet, ihr Ansehen in Amerika zu erhöhen. Es entstanden Bürgerausschüsse, um die Landung des von der Ostindischen Kompagnie eingeführten Tees zu hindern; schließlich bestiegen einige als Indianer verkleidete Kolonisten ein im Hafen von Boston eingelaufenes Schiff und warfen dessen Teeladung im Werte von 18. Dez. 1773 18 000 Pf. St. ins Meer. Diese Gewalttat führte mehrere Parlamentsakte April 1774 herbei. Durch die eine wurde der Hafen von Boston vom 1. Juni ab gesperrt, durch die zweite die freie Verfassung von Massachusetts bedeutend beschränkt, und durch eine dritte die Grenze von Canada nach den Vereinsstaaten hin vorgeschoben und somit die in Canada herrschende absolute Verfassung auch über den dazu gezogenen Teil der letzteren ausgedehnt.

Während dieser Vorgänge wurde das englische Volk durch Zeitschriften, Reden und Parlamentsdebatten in nicht geringerer Aufregung gehalten, als das amerikanische, und da die öffentliche Meinung über die Maßregeln der Regierung und die Gerechtigkeit des Streits geteilt war, so entstand eine so heftige Parteiung, daß diese Jahre ganz den Charakter einer leidenschaftlich bewegten Revolutionszeit annahmen.

Juniusbriefe Zur Steigerung der Aufregung trugen vor allem die berühmten Juniusbriefe bei, die von 1769 bis 1772 im Public Advertiser mit der Unterschrift „Junius" erschienen und dann zu einer Flugschrift zusammengefaßt wurden. Ausgezeichnet durch Kraft der Sprache, durch Schönheit des Stils, durch genaue Sachkenntnis, richteten sie ihre wuchtigen Angriffe gegen Regierung und Parlament und traten für die nationale Staatsordnung ein. Über die Person des Verfassers sind sehr zahlreiche Vermutungen ausgesprochen; jetzt ist mit ziemlicher Sicherheit Sir Philipp Francis als Verfasser nachgewiesen worden; er war damals Sekretär im Kriegsministerium und wurde 1774 Mitglied des Rates von Bengalen, Wilkes wo er bald mit Warren Hastings (§ 410) in Konflikt geriet. — Schon 1763 hatte der Satiriker John Wilkes in der Zeitschrift North Briton den König, die Minister und das gefügige Unterhaus heftig angegriffen. Der König hatte ihn bestrafen wollen; da war die Frage entstanden, wie weit Wilkes als Unterhausmitglied gegen gerichtliche Verfolgung geschützt sei. Wilkes war nach Frankreich entwichen; nach seiner Rückkehr (1768) wurde er wieder ins Unterhaus gewählt, aber verhaftet und ausgestoßen und auch nach der dritten Wiederwahl nicht zugelassen. Die öffentliche Meinung erklärte sich für „Wilkes und die Freiheit", und nach Verbüßung seiner Haft wurde Wilkes 1770 zum Alderman (Ratsherrn) von London und schließlich 1774 zum Lord-Mayor erwählt. — Im Parlament waren Edmund Burke und (seit 1774) James Fox die bedeutendsten Führer der Opposition.

Beginn der Erhebung **§ 406. Der Abfall der nordamerikanischen Kolonien und der Krieg bis zur Kapitulation von Saratoga.** Die Bostoner Hafenbill und die Landung englischer Truppen unter General Gage, der zum Gouverneur von Massachusetts ernannt worden war, führte zu planmäßigerem Widerstand der Kolonisten. Als Gage den Landtag von Massachusetts auflöste, erließen die Deputierten an die übrigen Kolonien die Aufforderung, Bevollmächtigte zu einem allgemeinen Kongreß zu wählen. Dieser sogenannte Kontinentalkongreß, an dem alle Kolonien außer dem erst im folgenden Sept. 1774 Jahre sich anschließenden Georgien teilnahmen, trat in Philadelphia zusammen und erließ eine „Erklärung der Rechte", die den Kolonien auf Grund des Naturrechts, der englischen Verfassung und ihrer Freibriefe zuständen, sowie eine Reihe maßvoll gehaltener Adressen an den König, an das englische Volk, an die Canadier u. a.; außerdem beschloß er, daß vom 1. Dezember ab aller Verkehr mit englischen und englisch-westindischen Häfen aufhören solle. Das englische Parlament erklärte darauf nach heißen Febr. 1774 Debatten Massachusetts in Aufruhrzustand, untersagte allen Verkehr mit Neuengland und verbot insbesondere jede Einfuhr von Kriegsbedarf. Nun trat der aufgelöste Landtag von Massachusetts eigenmächtig in Concord wieder zusammen und rief die Milizen ein; zwischen diesen

und englischen Truppen kam es bei Lexington zum ersten blutigen Zusammenstoß. Es folgte bald die Schlacht von Bunkershill, in der die weit überlegenen Engländer zwar siegten, aber so schwere Verluste erlitten, daß ihr Sieg einer Niederlage gleichkam. An demselben Tage ernannte der wieder in Philadelphia zusammengetretene Kongreß Georg Washington zum Oberfeldherrn aller amerikanischen Truppen.

19. April 1775 — 16. Juni 1775 — 16. Juni

Washington war am 22. Februar 1732 in Virginien geboren, arbeitete zunächst als Feldmesser und tat sich dann als Befehlshaber der virginischen Milizen im Siebenjährigen Kriege hervor (§ 387). Dann bewirtschaftete er den durch seine Vermählung und eine Erbschaft erworbenen Grundbesitz in Mount Vernon; seit 1759 Mitglied des virginischen Landtags, wurde er 1774 in den Kongreß entsandt und übernahm 1775 ohne Gehalt den ihm angetragenen Oberbefehl. Er zeichnete sich durch große Selbstlosigkeit und hohen Patriotismus aus und verlor auch bei den größten Schwierigkeiten den Mut nicht; seine Kriegskunst beruhte auf geschickter Verteidigung und überraschenden Angriffen. — Wie er im Felde, so wirkte als Staatsmann vor allem Benjamin Franklin erfolgreich für die Kolonien. Geboren am 17. Januar 1706 in Boston, errichtete er 1730 in Philadelphia eine Druckerei und eine Zeitung; weiterhin erfand er den Blitzableiter, gründete in Philadelphia eine Bibliothek und wurde 1753 Generalpostmeister aller Kolonien. Er war Quäker und wirkte durch volkstümliche Schriften („Die Weisheit des armen Richard") sehr stark auf die moralischen Anschauungen der Amerikaner. Während des Streites über das Besteuerungsrecht vertrat er in London als Agent Pennsylvaniens die Rechte der Kolonien, suchte aber einen Bruch zu verhüten; trotzdem wurde er seines Amtes als Generalpostmeister von der englischen Regierung entsetzt. 1775 nach Philadelphia zurückgekehrt, wurde er sofort Mitglied des Kongresses, nahm an der Unabhängigkeitserklärung teil und war dann von 1776 bis 1785 Gesandter in Paris. Er starb am 17. April 1790 in Philadelphia.

Washington geb. 1732 gest. 1799 — Franklin geb. 1706 gest. 1790

Zunächst machten nun die Amerikaner den Versuch, die Canadier zum Anschluß zu gewinnen; indes die dahin gesandten Truppen mußten trotz der Einnahme Montreals unverrichteter Sache wieder abziehen. Dagegen gelang es Washington, den englischen General Howe, der an Gages Stelle getreten war, zur Räumung von Boston zu zwingen. Die Gesamtlage blieb aber für die Kolonien zunächst sehr ungünstig.

Ungünstige Lage der Kolonien — Winter 1775/76 — 4. März 1776

Noch gab es, zumal in den Südprovinzen, viele Anhänger Englands (Loyalisten); die Milizen, die immer nur einige Monate unter Waffen blieben, waren schlecht geschult und ohne Disziplin; es fehlte an Geld, und der Kongreß, der doch eigentlich nur eine Privatversammlung war, hatte noch keine unbedingte Autorität; in den einzelnen Kolonien herrschte wie einst in den niederländischen Provinzen (§ 137) ein starker Partikularismus. Auf der anderen Seite rüstete England mit großer Energie; die englische Regierung nahm nicht bloß hannöversche Truppen ihres Königs in Dienst, sondern schloß auch mit mehreren deutschen Fürsten (Hessen-Kassel, Braunschweig, Anhalt-Zerbst, Waldeck, Ansbach) Verträge über die Lieferung von Soldaten ab: infolgedessen wurden etwa 30000 Deutsche auf schmähliche Weise durch Werber zusammengetrieben. Überall, auch im englischen Parlament, sprach sich die Entrüstung über den Menschenhandel der „Landesväter von Gottes Gnaden" aus; aber die Klagen verhallten ungehört, und die englische Regierung vermochte ein Heer von 40000 Mann nach Amerika zu entsenden.

Trotz dieser inneren Schwierigkeiten und äußeren Gefahren sprach der Kongreß die Unabhängigkeit der dreizehn Kolonien (Vereinigten Staaten) aus.

Unabhängigkeitserklärung 4. Juli 1776

Die von Thomas Jefferson entworfene und im Vereine mit einigen anderen (darunter Franklin und John Adams) verfaßte Unabhängigkeitserklärung geht von den Gedanken der Aufklärung aus (§ 369): die gleich geschaffenen Menschen sind vom Schöpfer

mit unveräußerlichen Rechten ausgestattet; zu ihrer Sicherung sind die Regierungen vom Volke selbst eingesetzt; wo eine Regierung diesem Zwecke nicht mehr entspricht, hat das Volk das Recht, sie abzuschaffen und eine neue zu errichten, die seine Wohlfahrt verbürgt. Es folgt der Nachweis, daß die englische Regierung diese Rechte verletzt habe, und dann die Erklärung, daß die Vereinigten Staaten von Amerika unabhängige Staaten seien. — Die Anknüpfung an die Aufklärungsideen war sehr geschickt auf Europa berechnet und machte besonders in Frankreich den tiefsten Eindruck: man vernahm hier die eigenen Gedanken und begeisterte sich für ihre Verwirklichung. Die Unabhängigkeitserklärung selbst sollte den europäischen Regierungen die Möglichkeit gewähren, die Staaten anzuerkennen: geschah das, dann waren diese völkerrechtlich nicht mehr „Rebellen" und durften unterstützt werden.

Erfolge der Engländer

Solche Unterstützung aber brauchten die Amerikaner sehr notwendig. Nach der Ankunft der deutschen Söldner verfügten die Engländer im Sommer 1776 über etwa 55000 Mann gutgeschulter Truppen; die Führung hatte im Süden General Clinton, in der Mitte Howe, im Norden Bourgoyne. Washington konnte dem höchstens 17000 Mann schlecht bewaffneter und sehr unsicherer Milizen entgegenstellen. Während Bourgoyne an der canadischen Grenze gegen Gates Fortschritte machte, eine amerikanische Flottille auf dem Champlainsee zerstörte und sich, den Hudson abwärts rückend, mit der Hauptarmee unter Howe vereinigen sollte, zwang dieser Washington zur Räumung New Yorks, besiegte ihn bei White Plains und drängte ihn über den Delaware zurück. Die Lage der Amerikaner war zum Verzweifeln; da verschaffte die Sorglosigkeit Howes, der seine Truppen in ausgedehnten Winterquartieren verzettelt hatte, dem wachsamen Washington einen Sieg. Es glückte ihm, unbemerkt den eistreibenden Delaware zu überschreiten und die Feinde bei Trenton und Princeton zu schlagen; Howe mußte bis New York zurückgehen. Der Kongreß übertrug Washington nun eine Art Militärdiktatur und gebot bei Strafe die Annahme des ausgegebenen Papiergeldes; aber der neue Feldzug verlief wieder ungünstig. Washington wurde am Flusse Brandywine von Cornwallis geschlagen; dann besetzte Howe Philadelphia und siegte in dessen Nähe bei Germantown über Washington.

Sept. 1776 — Dez. — 26. Dez. 1776 — 3. Jan. 1777 — 11. Sept. 1777 — 26. Sept. — 4. Okt.

Umschwung zugunsten der Amerikaner

Da trat im Norden eine glückliche Wendung ein. Hier hatte Bourgoyne bei Oriskany durch Oberst Herckheimer, einen Deutschen, eine Niederlage erlitten und wurde nun von General Gates gezwungen, mit 7000 Mann bei Saratoga zu kapitulieren. Das war ein großer militärischer Erfolg; wichtiger aber war noch der moralische Eindruck, den diese Kapitulation in Europa machte.

6. Aug. 1777 — 17. Okt. 1777

Haltung Frankreichs

§ 407. Eintritt Frankreichs und Spaniens in den Krieg. Die bewaffnete Neutralität. Die Niederlande. In Frankreich hatte man die amerikanischen Vorgänge mit besonderem Interesse verfolgt. Dabei wirkte einmal die alte Feindschaft gegen England, die sich nach einer Revanche für die Verluste des letzten Krieges sehnte, sodann die Vorliebe der Gebildeten für die von den Amerikanern verkündeten Ideen Rousseaus. Infolgedessen hatte die französische und auf deren Veranlassung die spanische Regierung die Amerikaner zunächst heimlich unterstützt.

Der Marquis Beaumarchais (der Verfasser der „Hochzeit des Figaro") hatte von beiden Regierungen Geld erhalten zur Gründung einer Handelsgesellschaft, die den Amerikanern Kriegsmaterial zuführte. Ferner waren begeisterte Freiheitsschwärmer auf französischen Schiffen nach Amerika hinübergegangen; unter ihnen der Marquis von Lafayette, der im französischen Heere dienende Deutsche Johann von Kalb, der Pole Thaddäus Kosciuszko und auf Veranlassung des französischen Kriegsministers der frühere Flügeladjutant Friedrichs des Großen Wilhelm von Steuben. Der letztere wurde Generalinspekteur

1776 — 1777 — 1777

der amerikanischen Armee und schulte sie nach preußischem Vorbild. Zur Steigerung der französischen Sympathien für Amerika trug auch Benjamin Franklin bei, der seit Dezember 1776 die Vereinigten Staaten in Paris vertrat. Er wurde in der vornehmen Gesellschaft hochgefeiert, wobei allerdings der interessante Gegensatz mitwirkte, in dem das einfache Wesen dieses Quäkers in seinem natürlichen weißen Haar zu dem Luxus der gepuderten und besternten Hofgesellschaft stand. In der Akademie begrüßte ihn d'Alembert mit den Worten: „eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis“ (er entriß dem Himmel den Donnerkeil und den Tyrannen das Zepter).

Bündnis mit Frankreich

Nach der Kapitulation von Saratoga wurde nun aus der geheimen eine offene Unterstützung. Die französische Regierung erkannte die Vereinigten Staaten an, indem sie mit ihnen einen Freundschafts- und Handelsvertrag und einen Bündnisvertrag abschloß. Sie folgte dabei der öffentlichen Meinung und verzichtete sogar auf alle Entschädigungsansprüche, obgleich der neue Krieg die ohnehin schwierige Finanzlage noch verschlimmern mußte; damals leitete Vergennes die auswärtige Politik, der gewandte Necker (IV, § 4) die Finanzen. Der Versuch des englischen Ministeriums, nunmehr die Amerikaner durch Aufgabe des Besteuerungsrechtes zu gewinnen, scheiterte an dem Widerstande des Kongresses.

6. Febr. 1778

Als sich in England Stimmen regten, durch Anerkennung der Vereinigten Staaten den drohenden Doppelkrieg zu vermeiden, trat der greise Pitt (Lord Chatham), der so oft für die Kolonien gesprochen hatte, einer solchen Politik der Schwäche entgegen. Trotz schwerer Krankheit hielt er, auf Krücken gelehnt und unter jedem Arm von einem Freunde gestützt, im Oberhaus seine letzte große Rede; als er sich zum zweiten Male erhob, brach er ohnmächtig zusammen: wenige Wochen darauf ist er auf seinem Landgute gestorben.

7. April 1778

11. Mai

Frankreich u. Spanien gegen England

Aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege war nun ein neuer englisch-französischer Seekrieg geworden; er erweiterte sich noch, als auch Spanien als Bundesgenosse Frankreichs in den Krieg eintrat, um Florida, Gibraltar und Menorca zurückzugewinnen. Lebten damit in Westeuropa die Gegensätze des Siebenjährigen Krieges wieder auf, so bestand doch sonst der große Unterschied, daß die übrigen Kontinentalmächte (Österreich, Preußen, Rußland) nicht eingriffen: sie waren mit der bayerischen (§ 395) und orientalischen Frage (§ 413) beschäftigt. Während um die Mitte des Jahrhunderts (1740—1763) die west- und osteuropäischen Dinge in enger Beziehung zueinander gestanden hatten, gingen sie jetzt, wie schon gesagt (§ 389), ähnlich auseinander, wie zu Anfange des Jahrhunderts.

April 1779

Kriegsereignisse

Im Jahre 1778 gelang es den Franzosen, durch die unentschiedene Schlacht bei Quessant eine englische Flotte an der Weiterfahrt nach Amerika zu hindern; eine zweite französische Flotte unter d'Estaing fuhr zwar nach Amerika, vermochte hier aber trotz einiger Erfolge nicht gar zu viel auszurichten. Nachdem im nächsten Jahre ein französisch-spanisches Geschwader einen mißlungenen Landungsversuch in England gemacht hatte, besiegte der englische Admiral Rodney eine spanische Flotte am Kap St. Vincent und kämpfte dann erfolgreich in den westindischen Gewässern; in Indien eroberten die Engländer das französische Pondichéry (§ 410). Währenddem nutzten sie ihre Überlegenheit zur See nach allen Seiten hin mit größter Rücksichtslosigkeit aus: sie störten, wie früher schon (§ 378), den Handel durch Kaperei und durchsuchten die Schiffe aller Nationen nach verbotenen Waren.

27. Juli 1778

Aug. 1779

16. Jan. 1780

Erklärung über das Seerecht

Da die Spanier ähnlich verfuhren, erließ Katharina II. von Rußland eine Deklaration an England, Spanien und Frankreich über die Grundsätze, die im Seeverkehr der Neutralen zu gelten hätten.

10. März 1780

Dieser Erklärung waren seit 1778 Verhandlungen mit Dänemark und Schweden vorangegangen, in deren Verlauf der dänische Minister Graf Adreas Peter von Bernstorff fünf Forderungen formuliert hatte. Damals von Katharina abgelehnt, wurden diese Sätze jetzt auf Veranlassung des Ministers Panin verkündet: 1. Neutrale Schiffe sollen von Hafen zu Hafen und an den Küsten der kriegführenden Staaten ungehindert fahren dürfen; 2. neutrale Schiffe machen alle Güter, auch die von Untertanen der kriegführenden Staaten, frei, mit Ausnahme von Kriegskonterbande; 3. zu Kriegskonterbande gehören nur Waffen und Munition; 4. ein Hafen ist nur dann blockiert, wenn die feindlichen Schiffe das Einlaufen hindern können; 5. diese Grundsätze sollen bei den Prisengerichten gelten. Was hier verkündet wurde, ist allmählich die Grundlage des modernen Seerechts geworden: an Stelle des schon von Friedrich dem Großen bekämpften (§ 378) Satzes: „Frei Schiff, unfrei Gut" (die neutrale Flagge schützt feindliches Gut nicht) trat der Satz: „Frei Schiff, frei Gut." Freilich ist über die Ausdehnung des Begriffs „Kriegskonterbande" immer wieder Streit entstanden.

Neutralitätsbund 1780

Zur Aufrechterhaltung der verkündeten Grundsätze schlossen Rußland, Schweden und Dänemark eine bewaffnete Neutralität. Als die Niederlande nach längerem, durch die inneren Gegensätze — auf die oranische Partei wirkten englische, auf den Gegner französische Einflüsse (§ 343) — hervorgerufenem Zögern dem Bunde beitreten wollten, erklärte ihnen England den Krieg. Dadurch minderte England die Bedeutung des Bundes sehr, da von den genannten Mächten Holland noch den größten Handel nach Amerika trieb. Daß 1781 Preußen und Österreich, 1782 Portugal, 1783 Beider-Sizilien dem Bunde beitraten, war von geringer Wichtigkeit.

Dez. 1780

Englisch-holländischer Krieg

Den Neutralen gegenüber stellte England nun die Kaperei ein, so daß Katharina hochgepriesen wurde; für Holland aber rächte sich bitter die Vernachlässigung seiner Wehrmacht (§ 343). Admiral Rodney zwang die Insel St. Eustache zur Ergebung, nahm dort viele Kauffahrteischiffe und Waren im Werte von 3 Millionen Pfund Sterling weg und fügte dadurch den holländischen Kaufleuten sehr fühlbare Verluste zu. Auch andere holländische Kolonien (z. B. Guayana) gingen verloren, und der holländische Handel erlitt in Ost- und Westindien schwere Einbuße. An diesem Ergebnis änderte auch die Seeschlacht an der Doggerbank nichts, in der der holländische Admiral Zoutman gegen die Engländer unter Hyde Parker ruhmvoll aber unentschieden kämpfte.

Febr. 1781

5. Aug. 1781

Der Krieg in Amerika von 1778 bis 1781

§ 408. Ende des Krieges. Irland.

Während sich so der Krieg erweitert hatte und die Engländer trotz ihrer Isolierung ihr Übergewicht zur See gegen die westeuropäischen Rivalen behaupteten, hatten sie nach Saratoga auch in Nordamerika im ganzen glücklich gekämpft. Die Lage der Amerikaner, bei denen die alten Schwierigkeiten (§ 406) fortdauerten, wurde wieder höchst ungünstig, bis ein von dem Grafen Rochambeau geführtes französisches Hilfsheer von 6000 Mann erschien und Frankreich zugleich 6 Millionen schenkte und 13 Millionen lieh. Nun trat im folgenden Jahre endlich ein entscheidender Umschwung ein. Durch das Zusammenwirken Washingtons, Steubens, Lafayettes, Rochambeaus und des französischen Admirals de Grasse, der in die Chesapeakebai eingesegelt war, gelang es, den englischen General Cornwallis bei Yorktown zur Kapitulation zu bringen. England verlor dadurch 11 000 Mann seiner besten Truppen und seinen tüchtigsten Feldherrn. Damit war der Krieg in Amerika zu Ende; bald waren nur noch New York, Charleston und Savannah in englischen Händen.

Juli 1780

19. Okt. 1781

Die übrigen Kämpfe

Nov. 1781

Auch sonst erlitten die Engländer damals schwere Verluste. Die Franzosen nahmen ihnen St. Eustache und andere holländische Kolonien

(Guayna) wieder ab, und eine französisch-spanische Flotte eroberte **Menorca**. In **Indien** war Haidar Ali als gefährlicher Gegner aufgetreten; die Engländer behaupteten sich zwar ihm gegenüber und eroberten das holländische Negapatam; aber nun entsandten die Franzosen eine Flotte unter Admiral Suffren, um Haidar Ali zu unterstützen (§ 410). Febr. 1782

Ministerwechsel in England

Die Nachricht von der Kapitulation bei Yorktown bewirkte in England die größte Erregung, die durch die weiteren Unglücksposten noch gesteigert wurde. Immer heftiger wurden die Angriffe der Opposition gegen das Ministerium, und so mußte der König, wenn auch höchst ungern, schließlich doch in einen Ministerwechsel willigen. Lord North machte einem whigistischen, der Opposition entnommenen Kabinett Platz: neben Lord **Rockingham**, der den Vorsitz übernahm, gehörten diesem u. a. **Fox** und der auch als Dichter bekannte **Sheridan** an, während **Burke** Kriegszahlmeister wurde. 9. März 1782

Krieg außerhalb Amerikas

Das neue Ministerium nahm eine Verständigung mit den Amerikanern in Aussicht, indem es mit dem in Paris weilenden Franklin Verhandlungen anknüpfte, und richtete sein Hauptaugenmerk auf den Kampf gegen die übrigen Feinde Englands. Auf dem westindischen Kriegsschauplatze gewann Admiral **Rodney** bei **Dominica** einen glänzenden Sieg über den französischen Admiral de Grasse und vereitelte dadurch dessen Plan, sich Jamaikas zu bemächtigen. Wichtiger noch war, daß es der Kriegskunst des General **Elliot** gelang, das schon seit drei Jahren belagerte **Gibraltar** für England zu behaupten. 12. April 178

Gibraltar 1779—1782

Spanien hatte von Anfang an die Rückgewinnung Gibraltars und Menorcas (§ 407) als Ziel des Krieges ins Auge gefaßt. Schon 1779 begannen die Spanier zu Lande und zu Wasser die **Belagerung Gibraltars**, dessen Besatzung zumeist aus Hannoveranern bestand. Der Angriff und die Verteidigung dieser Felsenburg gehören zu den denkwürdigsten Ereignissen der Kriegsgeschichte. Die erste Periode der Kämpfe fand ihren Abschluß, als es der Wachsamkeit des Generals Elliot gelang, in einem nächtlichen Ausfall die Belagerungswerke zu zerstören. Nachdem dann Menorca gefallen war, nahmen die Spanier und Franzosen unter dem Kommando des Herzogs von Crillon die Angriffe mit verstärkten Kräften auf. Besondere Hoffnung setzten sie dabei auf die von dem französischen Ingenieur d'Arçon erfundenen „schwimmenden Batterien“. Es waren das entmastete Schiffe, die mit dickem Korkholz und nassem Sand bedeckt und mit einem schrägen elastischen Dach von glatten Häuten versehen wurden; man glaubte, daß die feindlichen Kugeln hieran abprallen würden, und wollte diese Schiffe, die schwere Geschütze führen sollten, vor der Festung verankern; man hoffte, durch sie das feindliche Feuer zum Schweigen bringen und dann die Festung stürmen zu können. Zehn solcher Batterien wurden im Hafen von Algeciras gebaut; als aber dann der Angriff erfolgte, wurden sie nach einem furchtbaren Geschützkampfe durch glühende Kugeln in Brand geschossen: Gibraltar blieb im Besitz seiner tapferen Verteidiger, und bald darauf konnte Admiral Howe der Festung frische Truppen und neue Vorräte zuführen. 27. Nov. 1781 Febr. 1782 14. Sept. 1782 Okt.

Frieden v. Versailles

Damit war der Krieg, von Indien abgesehen, tatsächlich zu Ende; England hatte seine durch Yorktown geschädigte Waffenehre glänzend wiederhergestellt. Nun führten die Unterhandlungen, die nach Rockinghams Tode und Fox' Rücktritt durch Shelburne und den jüngeren William Pitt, den Sohn des großen Ministers, fortgesetzt wurden, zuerst zu den Friedenspräliminarien und dann zu dem endgültigen **Frieden von Versailles**. 1. Juli 1782 30. Nov. 1782 3. Sept. 1783

England erkannte die **Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten**, deren Gebiet bis zum Mississippi reichen sollte, an und gewährte ihnen das Fischereirecht in Neufundland und der Lorenzbai; **Frankreich** erhielt Tabago, Senegal und Gorea, sowie das Recht, St. Pierre und Miquelon (§ 388) zu befestigen; **Spanien** bekam Menorca und Florida; **Holland**, das dem Frieden erst im nächsten Jahre beitrat, mußte auf Negapatam verzichten; sonst wurden die eroberten Kolonien gegenseitig zurückgegeben. Mai 1784

Ergebnisse

Die Bedeutung des Friedens liegt in der Anerkennung der **Vereinigten Staaten** und in der Tatsache, daß **England** sich, ähnlich

wie Preußen im Siebenjährigen Kriege, einer großen Koalition gegenüber allein behauptet hatte: dadurch festigte es seine Überlegenheit zur See. Frankreich und Spanien waren nicht unrühmlich, wenn auch ohne großen Gewinn, aus dem Kampfe hervorgegangen, hatten aber ihre Finanzen schwer geschädigt; Rußlands europäische Stellung war durch den Neutralitätsbund gehoben; Hollands Ansehen war, ganz abgesehen von dem Verlust Negapatams, schwer geschädigt und sank in den nächsten Jahren während der Konflikte mit Joseph II. und Friedrich Wilhelm II. (§ 343, 401) noch tiefer: es hörte auf, Großmacht zu sein.

Irland

Der amerikanische Freiheitskrieg wirkte auch auf Irland zurück. Aus nationalen, religiösen und wirtschaftlichen Ursachen war hier, wie wir wissen (§ 230, 237, 289), eine erbitterte Feindschaft gegen England entstanden. Seit Cromwell und Wilhelm III. war ein sehr großer Teil des Grund und Bodens an englische Lords gegeben, die die irischen Pächter furchtbar drückten; dazu waren die irische Industrie und der irische Handel, vor allem der Wollhandel, durch sehr hohe Ausfuhrzölle unterbunden. Die Katholiken, also die einheimische Bevölkerung, durften keinen Grundbesitz erwerben und waren von allen Ämtern und vom Parlament ausgeschlossen. Schon deshalb war das irische Parlament keine Vertretung des irischen Volkes (die Burgfleckenvertretung bewirkte, daß von den 300 Mitgliedern 216 von 110 Menschen gewählt wurden) und diente eigentlich nur dazu, der Knechtung der katholischen Iren die gesetzliche Form zu geben; dazu unterstanden seine Beschlüsse der Genehmigung des englischen Parlaments. Die Notlage des zu Bettlerarmut herabsinkenden Volkes hatte schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts den berühmten Satiriker Jonathan Swift (§ 357), der protestantischer Geistlicher in Irland war, zu scharfen Angriffen gegen das erbarmungslose Unterdrückungssystem veranlaßt; seit der Mitte des Jahrhunderts regten sich sogar im irischen Parlament oppositionelle Stimmen. Daneben entstanden unter den katholischen Iren revolutionäre Verbindungen, wie sie seitdem für Irland charakteristisch geblieben sind, so die Defenders, die die irische Unabhängigkeit erstrebten, die Weißburschen (Whiteboys), die an harten Grundherren, Pfarrern und Beamten Rache nehmen wollten, und die Eichenherzen (Hearts of oak), die sich gegen die Kirchenzehnten und Straßenbaufronden auflehnten. Der nordamerikanische Freiheitskampf, an dem auch sehr viele ausgewanderte Iren teilnahmen, steigerte die in Irland schon vorhandene Erbitterung. Als dann eine französische Landung drohte (§ 407) und die Iren ein Freiwilligenkorps, angeblich zu deren Abwehr, bildeten, da entschloß sich die englische Regierung zu einigen Zugeständnissen: die Katholiken erhielten das Recht, Land auf 999 Jahre zu pachten, das skandalöse Gesetz (§ 289), das dem protestantisch gewordenen Sohne den Grundbesitz des katholischen Vaters zusprach, wurde aufgehoben, der irische Handel aus den ihn beschränkenden Fesseln gelöst und endlich die Abhängigkeit des irischen Parlaments von der Zustimmung des englischen beseitigt. Beruhigung trat damit natürlich noch nicht ein, und bald bildete sich der Bund der Rechtsburschen (Rightboys) zur Beseitigung der an die protestantischen Pfarrer zu zahlenden Kirchenzehnten; noch lebhafter wurde die Bewegung mit dem Ausbruche der französischen Revolution.

1760 · 1763 · 1779 · 1782 · 1786

Verfassung

§ 409. Die Vereinigten Staaten von Amerika.

Nachdem die Unabhängigkeit errungen worden war, galt es, die einzelnen amerikanischen Staaten durch eine Unionsverfassung dauernd zu einem organischen Ganzen zu vereinigen; es hat noch Jahre gedauert, ehe dafür im Bundesstaat die geeignete Verfassungsform gefunden wurde.

Alle die partikularistischen Schwierigkeiten, die während des Krieges hervorgetreten waren (§ 406), machten sich auch weiter geltend. Es fehlte am guten Willen der Einzelstaaten, die Unionsschuld zu tilgen oder auch nur zu verzinsen, die nötigen Truppen zum Schutze der Gesamtheit zu stellen, ihre politische Selbständigkeit einem gemeinsamen Regiment, den Machtbefugnissen einer Zentralregierung, unterzuordnen. Spanien hemmte den Handelsverkehr an den Missisippimündungen; in einzelnen Staaten herrschte Kreditlosigkeit und ein rechtloser Zustand; der Kongreß besaß wenig Macht und genoß geringes Vertrauen. Washington hatte noch im Jahre des Friedensschlusses seine Vollmachten dem Kongreß zurückgegeben und war, ein zweiter Cincinnatus, auf sein

23. Dez. 1783

Landgut Mount Vernon zurückgekehrt. Als der Kongreß sich an ihn wandte, damit er seinen Einfluß zur Abstellung der Mißbräuche geltend mache, antwortete er: „Was ihr braucht, ist Regierung, nicht Einfluß!“ Da fand Alexander **Hamilton**, der als Washingtons Adjutant im Befreiungskriege mitgefochten hatte, dann Advokat und Mitglied des Gesetzgebenden Körpers in New York geworden war, die rechte Staatsform. Er führte die Idee durch, daß die Einzelstaaten mit ihren Eigentümlichkeiten weiterbestehen sollten, daß aber zugleich für alle wirklich gemeinsamen Interessen eine einheitliche Gesamtgesetzgebung, Regierung und Rechtspflege gegründet werden müsse. Mit unermüdlicher Tätigkeit suchte er die Einzelstaaten zur Anerkennung eines solchen Staatsorganismus zu bewegen; er stieß lange auf großen Widerstand, und nur unter heftigster Opposition der Partikularisten vereinigten sich endlich in einem unter Washingtons Vorsitz in Philadelphia versammelten „**Verfassungskonvent**“ die meisten Staaten zu der 1789 in Kraft getretenen und mit einigen unbedeutenden Änderungen (in den Jahren 1791, 1798, 1804, 1865, 1868, 1870) noch heute geltenden Verfassung. 1787

Danach steht die **Zentralregierung** dem **Kongresse** und dem alle vier Jahre durch Wahlmänner neuzuwählenden **verantwortlichen Präsidenten** zu. Jener hat die **gesetzgebende**, dieser die **ausübende** Gewalt. Der Kongreß besteht aus dem **Senat** und dem **Repräsentantenhaus**. In den **Senat** sendet jeder Staat zwei Abgeordnete, die von den gesetzgebenden Versammlungen des Einzelstaates auf sechs Jahre gewählt werden; alle zwei Jahre scheidet ein Drittel aus; den Vorsitz im Senat führt der Bundes-Vizepräsident. Die Mitglieder des **Repräsentantenhauses** werden in allgemeiner und direkter Wahl von allen Bürgern jedes Staates auf zwei Jahre gewählt. Die richterliche Gewalt liegt in höchster Instanz in den Händen eines obersten **Bundesgerichts**, das aus einem Oberrichter und acht Beisitzern besteht, über Staatsprozesse und Bundesangelegenheiten entscheidet und zugleich als Appellationsgericht dient. Unter ihm bestehen noch Bezirksgerichte, in jedem Staat eines oder mehrere, mit Geschworenen, und sogenannte umgehende Gerichte, ebenfalls mit Geschworenen. Die richterliche Gewalt ist getrennt von der Verwaltung, und überall herrscht vollkommene **Religionsfreiheit ohne Staatskirche**. **Jeder einzelne Staat** hat seine eigene Verfassung, eine freie selbständige Regierung zur Leitung seiner inneren Angelegenheiten nebst einem Senat und Repräsentantenhaus, und besitzt die volle Souveränität in allen Dingen des öffentlichen Lebens, die nicht an die Union „delegiert“ sind. Dem **Kongreß** steht die Gesetzgebung für den Bund, die Erhebung von Steuern und Anleihen, die Zoll- und Handelsgesetzgebung, der allgemeine Staatshaushalt, die Regelung des Münzwesens, Kriegserklärung und Friedensschluß, der Abschluß von Staatsverträgen u. a. zu. Der **Präsident**, der das „Weiße Haus“ in Washington als Staatswohnung inne hat, ist Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht, ernennt alle Beamten (die höchsten mit Zustimmung des Senats), vollzieht die Beschlüsse des Senats und Repräsentantenhauses, schickt und empfängt Gesandte, schließt Verträge u. dgl. m.; gegen Gesetzentwürfe, die im Kongreß angenommen sind, hat er ein Vetorecht; sie erlangen jedoch trotzdem Gesetzeskraft, wenn beide Häuser mit Zweidrittelmehrheit an ihnen festhalten. Der Präsident kann nach Ablauf seiner Amtsdauer wiedergewählt werden, doch ist es nach dem von Washington gegebenen Beispiel (s. unten) Brauch geworden, daß er nicht mehr als zweimal amtiert. — Mit dem Fortschreiten der Kolonisation nach dem Innern wurden **Territorien** (zuerst 1789 das Nordwestterritorium zwischen Ohio und Mississippi) gebildet; sie werden durch eine vom Präsidenten ernannte Territorialregierung verwaltet und haben einen Vertreter im Repräsentantenhause, der über die Angelegenheiten seines Territoriums mitberaten, aber nicht abstimmen darf; ist die Anzahl der weißen Einwohner groß genug, so erfolgt durch den Kongreß die Erhebung des Territoriums zum Unionsstaat. Zurzeit (Anfang 1908) umfaßt die Union 46 Staaten, einen Bundesdistrikt und 4 Territorien.

Washington 1789–1797 Präsident

Zum ersten Präsidenten wurde am 4. März 1789 **Washington** gewählt (der 4. März ist seitdem der Tag für den Amtsantritt des Präsidenten geblieben); er verwaltete das Amt acht Jahre (bis 1797) und hat es verstanden, trotz heftiger Parteikämpfe der beschlossenen Verfassung Geltung zu verschaffen, Verwaltung, Rechtspflege und Volksbewaffnung zu ordnen und die Finanzen zu regeln. Er wurde hierbei besonders unterstützt durch die Minister **Hamilton** und **Jefferson**, gilt aber mit Recht als der eigentliche Begründer des Bundes-

staates; deshalb trägt auch die in dem Bundesdistrikt Columbia 1791 begründete Bundeshauptstadt seinen Namen. Nach Ablauf seines zweiten „Termins“ verzichtete Washington, der trotz seiner Verdienste auch viel angegriffen worden war, auf eine Wiederwahl; zwei Jahre darauf ist er in Mount Vernon gestorben. Erst nach seinem Tode erkannte man recht deutlich, was dieser große Mann und makellose Charakter dem jungen Staate gewesen war.

4. März 1797

14. Dez. 1799

Schnelle Entwicklung der Vereinigten Staaten

Die Vereinigten Staaten haben sich sehr schnell entwickelt. Sie konnten in ihrem unermeßlichen Hinterland eine starke europäische Einwanderung aufnehmen; und es strömten dorthin tatkräftige Menschen, die ein neues Glück suchten und an die Arbeit gingen, unbeengt von gesellschaftlichen und anderen Rücksichten der Heimat, aber auch den Ertrag der Arbeit genossen. Dabei übernahmen die Amerikaner die jeweilig höchsten Errungenschaften der europäischen Technik usw. und übersprangen damit, wie das bei Kolonien und spät in die Geschichte eintretenden Völkern der Fall ist, manche Zwischenstufen der Kulturentwicklung, deren Vorhandensein in Europa auch fortschritthemmend wirken kann. Die Naturprodukte des Landes wurden für Europa bald unentbehrlich, und umgekehrt wurden die kaufkräftigen Staaten wichtige Abnehmer für die europäische Industrie. Wirtschaftlich ist die Lossage Amerikas für Europa zunächst vorteilhaft gewesen; erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts drohen von dort manche Gefahren.

Gegensatz der Engländer zu den indischen Staaten und den Franzosen

§ 410. Die Begründung der englischen Herrschaft in Ostindien. Erste Niederlassung in Australien. Während England seine besten amerikanischen Kolonien verlor, legte es durch die Tätigkeit einer Handelsgesellschaft den festen Grund zu seinem großen indischen Reiche. Die Anfänge der Besitzergreifung Indiens bis zum Ende des 17. Jahrhunderts haben wir früher (§ 241, 291) kennen gelernt. Bei dem weiteren Vordringen hatten nun die Engländer nicht nur mit den einheimischen Staaten zu ringen, deren Widerstandskraft allerdings durch die religiös-nationalen Gegensätze, den inneren Verfall und die gegenseitige Rivalität sehr geschwächt war (§ 432), sondern ebensosehr mit den Franzosen. Wie in Amerika und Europa stießen diese beiden Nationen auch hier feindlich zusammen, und die europäischen Friedensschlüsse haben auch über Indien entschieden. Dagegen traten die Portugiesen und Holländer zurück; jene behaupteten Goa und Diu, hatten aber darüber hinaus keine Bedeutung mehr, diese besaßen in Ceylon und den hinterindischen Inseln ein wichtiges Kolonialreich, hielten sich aber von Vorderindien ziemlich fern.

Französische Erfolge

Am Beginn des 18. Jahrhunderts waren die Engländer den Franzosen in Indien zweifellos überlegen; sie besaßen in Madras, Bombay und Calcutta aufstrebende Niederlassungen (§ 291), während die französischen Unternehmungen sich nur notdürftig hinhielten (§ 274). Um diese klägliche Lage zu bessern, gründete John Law (§ 334) 1719 eine neue Gesellschaft für Indien; nach Laws Sturze reorganisiert, vermochte diese Gesellschaft in der Tat den Handel von Pondichéry und Chandarnagar zu heben und gewann einen weiteren Stützpunkt in Mahé. Der Gouverneur von Pondichéry, Benoit Dumas, gewann den Nabob von Karnatak, in dessen Gebiet Pondichéry und Madras lagen, für Frankreich; und als dessen Familie gegen die Angriffe der Mahratten (§ 432) in Pondichéry Zuflucht suchte und fand, stieg das Ansehen der Franzosen immer mehr. Nach Dumas' Rücktritt wurde der unternehmende Joseph François Dupleix, der schon seit 1720 in Indien weilte, Gouverneur von Pondichéry. Bisher hatten sich alle europäischen Nationen in Indien auf einige vereinzelte Faktoreien beschränkt; demgegenüber hat Dupleix zwar nicht, wie früher behauptet worden ist, von vornherein den Plan gehabt, ein großes Kolonialreich zu gründen, wohl aber ist er bei dem Streben nach Mehrung des französischen Ansehens allmählich zu diesem Gedanken gekommen. In dem Wunsche, die Engländer zu verdrängen, begegnete er sich mit

1721

1740

1741

La Bourdonnais, dem Gouverneur der den Franzosen gehörenden Inseln Bourbon (Réunion) und Mauritius (Isle de France): dieser fuhr 1746 nach Indien und zwang das englische Madras zur Kapitulation. Da er dann aber den Engländern gegen Geld die Rückgabe der Stadt versprach, entstanden Differenzen zwischen ihm und Dupleix. La Bourdonnais ging, um sich zu rechtfertigen, nach Frankreich zurück; Dupleix aber erklärte das von ihm getroffene Abkommen für nichtig, behauptete Madras und wies auch einen englischen Angriff auf Pondichéry siegreich ab. Um so schmerzlicher war es für ihn, daß über seine Erfolge der Gang des österreichischen Erbfolgekrieges entschied: auf Grund des Friedens von Aachen (§ 374) mußte er Madras den Engländern ausliefern.

21. Sept. 1746

1748

1748

1749

Dupleix gab indes seine Pläne nicht auf, obgleich die in Frankreich weilenden Direktoren der französisch-indischen Kompanie weitere Konflikte vermeiden wollten. Er mischte sich in die im Reiche des Nisam (Haidarabad) und in Karnatak (§ 432) ausbrechenden Thronstreitigkeiten: in beiden Staaten erlangten die von ihm aufgestellten Prätendenten (dort Mozuffer-Dschung und nach dessen Tode [1751] Salabat-Dschung, hier Tschunda-Sahib) die Herrschaft. Für die gewährte Hilfe trat der Nisam ein größeres Landgebiet an Frankreich ab und verlieh Dupleix im Namen des Großmoguls die Würde des Nabob: in Südindien schien somit ein französisches Kolonialreich entstehen zu können. Da wurde dieses große Ziel vereitelt durch den ersten von Robert Clive errungenen Erfolg, mehr aber noch durch die Haltung der französischen Regierung.

1750

Robert Clive war, weil er daheim nicht gut tat, im Alter von 18 Jahren von seiner Familie nach Madras geschickt (1743) und dort Offizier der britisch-ostindischen Kompanie geworden. Mit Besorgnis beobachtete er Dupleix' Erfolge. Der von den Franzosen verdrängte, von den Engländern schwach unterstützte Nabob von Karnatak (Mohammed Ali) behauptete sich gegen Tschunda-Sahib nur noch in dem festen Tritschinopoli und wurde hier von Tschunda-Sahib und den Franzosen belagert: fiel auch diese Stadt, so war es mit dem englischen Ansehen in Karnatak vorbei. Da erbot sich Clive, mit geringen Streitkräften einen Gegenschlag zu führen; und wirklich gelang es ihm, in einem kecken Überfall Arkot, die Hauptstadt Tschunda-Sahibs, zu nehmen, die Stadt gegen ein weit überlegenes Heer zu halten und dann, von den Mahratten unterstützt, noch mehrere Siege zu gewinnen: Tschunda-Sahib wurde gefangengenommen und auf Befehl Mohammed Alis hingerichtet. Dupleix setzte den Kampf trotzdem fort, wurde nun aber auf Grund der zwischen der französischen und britischen Kompanie getroffenen Abmachungen abberufen: er ging nach Frankreich, erhielt nicht einmal die aus eigenem Vermögen gemachten Vorschüsse zurück und ist 1764 im Elend gestorben. Sein Nachfolger Godeheu vereinbarte mit Saunders, dem englischen Gouverneur von Madras, einen Frieden, wonach beide Gesellschaften versprachen, sich in die inneren Angelegenheiten Indiens nicht einzumischen und keine Würden von indischen Fürsten anzunehmen; Frankreich räumte die von dem Nisam an Dupleix abgetretenen Gebiete Indiens.

R. Clive geb. 29. Sept 1725, gest. 22. Nov. 1774

11. Sept. 1751

1752

1754

11. Okt. 1754

Dieser Friede entsprach den Wünschen der französischen Regierung, die einen Krieg mit England vermeiden wollte (§ 378): er bedeutete den Verzicht auf die Gründung eines französischen Kolonialreiches in Indien. Worauf Frankreich verzichtete, das erwarben sich nun die Engländer; der Krieg aber, den man vermeiden wollte, brach dann doch in Nordamerika aus (§ 378), und der dem deutschen Siebenjährigen Kriege parallel gehende englisch-französische See- und Kolonialkrieg griff auch wieder nach Indien hinüber. Für die folgenden englischen Unternehmungen kommen hauptsächlich zwei Schauplätze, Nordindien und Karnatak (Ostküste), in Frage; die Westküste um Bombay ist weniger wichtig.

Rückzug Frankreichs aus Indien, Erfolge Englands

Zunächst sahen sich die Engländer in Nordindien durch die Feindschaft eines einheimischen Herrschers bedroht. An sich war ja hier bei der durch die Angriffe von außen (Perser, Afghanen, Mahratten) und die Unbotmäßigkeit der Statthalter hervorgerufenen Schwäche des Mogulreiches (§ 432) die Lage für die Engländer nicht ungünstig; indes der vom Großmogul ziemlich unabhängige Subahdar (Statthalter) von Bengalen, Suradschah Daulah, der 1756 im Alter von 18 Jahren seinem Großvater folgte, haßte die Fremden leidenschaftlich und wollte sie aus Indien verdrängen. Er eroberte Calcutta (Fort William); dabei wurden ohne sein Wissen 146 gefangene Engländer in das Gefängnis black hole (Schwarzes Loch), das nur 6 m lang und 5 m breit war, eingesperrt: am anderen

Nordindien

Juni 1756

Morgen waren alle bis auf 23 erstickt. Auf die Kunde von diesen Vorgängen wurde Robert Clive mit einem Heer von 900 Europäern und 1500 Eingeborenen von Madras nach dem Norden gesandt. Er eroberte Calcutta zurück und nötigte den Subahdar zum Frieden. Darauf wandte er sich gegen die Franzosen, die von Chandarnagar aus der Vernichtung der Engländer ruhig zugesehen hatten (auch war der englisch-französische Krieg inzwischen ausgebrochen, § 378), und nahm Chandarnagar. In den weiteren Kämpfen kam ihm zustatten, daß die Afghanen damals den Großmogul hart bedrängten und Delhi einnahmen (§ 431), und daß ein Feldherr Suradschah Daulahs, Mir Dschaffier, Verrat sann. Mit nur 3000 Mann wagte Clive gegen den Beschluß des Kriegsrates die Schlacht gegen Suradschah Daulah, der über 64000 Mann verfügte. Er gewann den Sieg bei Plassy, weil Mir Dschaffier seinem Herrn einen voreiligen Rückzug anriet. Diese Schlacht bezeichnet den Anfang der englischen Herrschaft in Indien. Suradschah Daulah wurde auf der Flucht ermordet, und der von Clive zum Subahdar erhobene Mir Dschaffier war ganz von den Engländern abhängig: er zahlte ihnen gewaltige Summen (Clives Gewinn betrug etwa 230 000 Pf. Sterling) und trat ein größeres Gebiet bei Calcutta ab. Allmählich wurde ihm zwar die Abhängigkeit von England lästig, und er dachte mit den Holländern, die noch eine Faktorei in Tschinsura besaßen, anzuknüpfen; aber Clive nahm eine holländische Flotte weg und zwang die Holländer, auf jede Befestigung ihrer Niederlassung zu verzichten. Clive wußte nun aus dem beherrschten Lande ungeheure Schätze zu gewinnen und hatte, als er 1760 nach England zurückkehrte, ein Einkommen von 40 000 Pfund Sterling.

2. Jan. 1757 — März — 23. Juni 1757 — 1759

Karnatak

Inzwischen hatten die Franzosen in Karnatak den Kampf gegen die Engländer wieder aufgenommen; sie rechneten darauf, daß diese durch die Konflikte in Bengalen an einer vollen Kraftentfaltung in Karnatak gehindert sein würden. Graf Lally-Tollendal führte eine ansehnliche französische Expedition nach Pondichéry, hatte jedoch nur anfangs Erfolge. Er zwang das starke Fort David bei Madras zur Ergebung, konnte aber Madras selbst trotz mehrmonatiger Belagerung nicht einnehmen und erlitt dann nach manchen Wechselfällen eine entscheidende Niederlage bei Wandewasch (südlich von Madras). Nun eroberten die Engländer die französischen Niederlassungen, auch Pondichéry und Mahé, so daß die Franzosen alle indischen Besitzungen verloren hatten, als der Pariser Friede (§ 388) abgeschlossen wurde. Durch ihn erhielten sie zurück, was sie 1749 besessen hatten (Pondichéry, Mahé, Chandarnagar), doch war ihr Ansehen in Indien sehr gemindert.

1758 — 2. Juni 1758 — Dez. 1758—Febr. 1759 — 1760 — 1761 — 1762

Englische Mißwirtschaft in Bengalen

Während England so auch im Süden triumphierte, hatte sich in Bengalen ein immer steigender und sehr berechtigter Haß gegen die englische Herrschaft angesammelt. Der Reichtum Clives reizte viele Engländer, und nicht die besten Elemente, ihr Glück in Indien zu versuchen. Die schlecht bezahlten Beamten der Kompanie wollten schnell reich werden und sogen das Land gründlich aus. Wäre die Macht des Großmoguls nicht schon in so tiefem Verfall gewesen (§ 432), so hätte dieser Haß den Engländern sehr verhängnisvoll werden können; so aber machten die inneren Streitigkeiten der Statthalter untereinander und mit dem Mogul nicht nur eine größere Erhebung gegen die Fremdherrschaft unmöglich, sondern boten den Engländern auch bequeme Handhaben zur Erweiterung ihrer Macht. So erkannten sie gegen Mir Dschaffier dessen Schwiegersohn Mir Kossim als Subahdar an, erhoben aber bald wieder Mir Dschaffier, natürlich immer gegen neue Zugeständnisse; als dann Mir Kossim 150 Engländer in Patna ermorden ließ, wurde er trotz der Unterstützung, die ihm der Nabob von Audh und der Großmogul Schah Alam II. gewährten, bei Baxar (am Ganges) entscheidend geschlagen. Beim Tode Mir Dschaffiers mußte sein Nachfolger die ganze Verwaltung den Beamten der Kompanie überlassen. Dabei stieg deren das Land ausbeutende Mißwirtschaft immer mehr; und doch befand sich, während sie selbst sich bereicherten, die Kompanie in dauernder Finanznot.

1760 — 1763 — Okt. 1764 — 1765

Clives Erfolge

Um diesem Unwesen ein Ende zu machen, wurde der inzwischen zum Lord erhobene Robert Clive wieder nach Indien gesandt. Er verstand es, den Beamten (auch sich selbst) noch immer reichliche Nebeneinnahmen zu sichern, aber doch dem Übermaß der Erpressungen zu steuern; er empfahl auch dringend eine bessere Besoldung der Beamten und gründete selbst eine Unterstützungskasse für invalide Beamte und Offiziere. Die englische Verwaltung dehnte er auf immer weitere Gebiete aus, indem er die Nabobs für Abtretung ihrer Rechte zu Pensionären der Gesellschaft machte; auch der Mogul überließ so gegen eine Jahresrente Bengalen, Orissa und Behar der Kompanie: den indischen Fürsten blieb hierbei der Schein der Macht, die eigentliche Herrschaft aber hatten die Engländer. Als Clive Indien zum zweiten Male verließ, konnte er mit Befriedigung auf seine organisatorische Tätigkeit zurückblicken: er hatte die schlimmsten Mißstände, vor allem die Bestechungen, beseitigt und das Machtgebiet der Kompanie in Bengalen sehr vergrößert.

1765 — Jan. 1767

Haidar Ali 1766—1782. 1769

Allerdings war den Engländern in **Südindien** bereits ein neuer gefährlicher Gegner erstanden. Der aus niederem Stande zum Herrscher von Mysore (§ 432) aufgestiegene **Haidar Ali** suchte die vielfach rivalisierenden Kräfte Südindiens zum Kampfe gegen die Engländer zu vereinigen und trat mit den Franzosen in Verbindung. Er eroberte weite Strecken der Westküste Indiens und zwang die Engländer vor Madras zu einem für sie sehr ungünstigen Frieden.

1770. 1772. Regulationsgesetz Febr. 1773

Diese Nachrichten erregten in England große Bestürzung; dazu gestaltete sich die Lage der Kompanie auch sonst ungünstig. Eine furchtbare Hungersnot in Bengalen schädigte ihre Geschäfte sehr; die Kompanie suchte den Eingeborenen zu helfen, aber ihren Beamten wurde doch auch vorgeworfen, daß sie die Notlage durch Aufkaufen von Reis spekulativ ausgebeutet hätten. Die öffentliche Meinung nahm immer entschiedener gegen die Kompanie Stellung, und als diese nun, um den Bankerott zu verhüten, Regierungshilfe erbat, da erhielt sie zwar diese Hilfe, wurde aber der **Kontrolle der Regierung** unterstellt. Nach dem **Regulationsgesetz** sollte hinfort ein **Generalgouverneur** für Indien (bisher gab es nur Gouverneure einzelner Gebiete) ernannt werden, den die Regierung bestätigen mußte; außerdem bestellte die Regierung ein **Obergericht** in Calcutta; die Dividende der Gesellschaft sollte bis zur Tilgung der Schulden sechs Prozent nicht übersteigen.

Anklage gegen Clive. 22. Nov. 1774

Die gegen die Kompanie und ihre in England protzenhaft auftretenden Beamten („Nabobs") herrschende Verstimmung äußerte sich auch in der **Anklage**, die im Parlament **gegen Lord Clive** erhoben wurde. Die Verhandlung wurde zwar abgebrochen mit der Erklärung, daß Lord Clive dem Staate „große und wichtige Dienste" geleistet habe, aber Clive fühlte sich doch tief verletzt. Die trübe Stimmung und der Opiumgenuß, dem er sich ergeben hatte, schädigten seine schon in Indien geschwächte Gesundheit; und schließlich machte er, erst 49 Jahre alt, seinem **Leben selbst ein Ende**.

W. Hastings geb. 6. Dez. 1732, gest. 22. Aug. 1818. Generalgouverneur 1774—1785. 1777

Zum ersten Generalgouverneur Indiens wurde **Warren Hastings**, der 1750 in den Dienst der Gesellschaft getreten und seit 1772 Gouverneur von Bengalen war, ernannt. Als solcher hatte er ein neues System der Grundsteuer eingeführt, die Steuererhebung unter Beseitigung der indischen Beamten ganz in die Hände der europäischen Beamten gelegt und für eine bessere Rechtspflege gesorgt; um die steten Geldforderungen der Gesellschaft zu befriedigen, hatte er den Nabob von Audh (Sudscha Daulah) bei einem Ausplünderungskriege gegen Nachbarstaaten unterstützt und die Zahlungen an den Mogul eingestellt. Sehr wenig erwünscht war es ihm, daß ihm bei seiner Ernennung zum Generalgouverneur ein Rat (Council) zur Seite gestellt wurde; mit dessen Mitgliedern, vor allem mit Sir Philipp Francis, den wir schon bei den Juniusbriefen genannt haben (§ 405), geriet er bald in heftigsten Zwiespalt. Nicht mit Unrecht wurde Hastings vorgeworfen, daß er sich habe bestechen lassen, daß der Krieg des Nabobs von Audh ein einfacher Erpressungskrieg gewesen sei. Auf Grund der nach England gesandten Berichte und eines von seinem Londoner Vertreter eingereichten Entlassungsgesuches wurde Hastings sogar abgesetzt; er ließ indes diese Absetzung durch das Gericht in Bengalen für ungültig erklären und behauptete sich in seiner Stellung. Die Kompanie und die Regierung nahmen das hin, auch deshalb, weil man wegen des amerikanischen und französischen Krieges (§ 407) neue Schwierigkeiten vermeiden wollte und die Lage in Indien sich für England ungünstig zu gestalten drohte.

Erster Mahrattenkrieg 1778—1782. 1779. 1780. 1779

Die Engländer in Bombay hatten versucht, die seit 1761 unter den **Mahratten** entstandenen Teilungen zur Erweiterung des englischen Gebietes zu benutzen. Darüber war es zum Kampf mit den **Mahratten** in Puna (§ 432) gekommen, in den Hastings eingreifen mußte. Ehe jedoch die von ihm unter General Goddard entsandte Hilfstruppe eintreffen konnte, erlitten die Engländer bei Puna eine schwere Niederlage. Es kam hinzu, daß die **Franzosen** mit den Mahratten in Verbindung standen. Zum Glück für England brachte aber der sehr tüchtige Goddard den Mahratten eine Niederlage bei und erstürmte Gwalior; schon vorher hatten andere von Hastings entsandte Truppen den Franzosen Pondichéry und Mahé entrissen.

Haidar Ali und Tippu Sahib. Sept. 1780. 1781. 1782. Febr. 1782

Nun aber griff **Haidar Ali** von Mysore ein; er verbündete sich mit dem Nisam, den Mahratten und den Franzosen, rückte unerwartet gegen Madras vor und gewann über die Engländer einen glänzenden Sieg; er hätte Madras erobern können, wenn eine französische Flotte es zugleich von der Seeseite angegriffen hätte. Da das nicht geschah, konnte Hastings neue Truppen unter Eyre Coote dorthin senden, und dieser gewann nun im nächsten Jahre mehrere Siege (den wichtigsten bei Wandewasch oder Porto novo) über Haidar Ali; dazu eroberten die Engländer das holländische Negapatam und schlossen dann mit den Mahratten unter Preisgabe der Eroberungen Goddards Frieden. Trotzdem setzte Haidar Ali und nach dessen Tode (Dez. 1782) sein Sohn **Tippu Sahib** den Kampf energisch fort, und auch die Franzosen entfalteten eine größere Tatkraft, nachdem eine starke Flotte unter Admiral

Suffren in Indien erschienen war. Zu Lande und zu Wasser wurde mit wechselndem Glücke gekämpft, bis die Nachricht von dem Frieden von Versailles (§ 408) eintraf. Er gab den Franzosen ihre alten Besitzungen zurück und entzog Tippu Sahib die französische Unterstützung. Auf sich allein angewiesen, hielt sich dieser nicht mehr stark genug und schloß mit der Kompanie den Frieden von Mangalore, durch den der frühere Besitzstand wiederhergestellt wurde. Die schwere Gefahr, die in dem Zusammenschluß aller nationalen Kräfte Südindiens und deren Verbindung mit Frankreich lag, war glücklich überwunden.

1783 — 1784

Anklage gegen Hastings

Hastings hatte sich in den hierbei getroffenen Maßregeln als tüchtig bewährt, zugleich aber hatte er, um die durch die Kriege steigende Finanznot der Kompanie zu heben, mit brutalen Gewalttaten große Summen von den Fürsten von Benares und zwei Fürstinnen in Audh erpreßt und dabei auch sich selbst nicht vergessen. Dieses Vorgehen erregte in England zwar nicht bei den Aktionären der Kompanie, wohl aber sonst immer steigende Erbitterung. Infolgedessen kehrte Hastings nach England zurück und wurde einige Jahre danach in Anklagezustand versetzt; der Prozeß endete nach siebenjähriger Dauer mit seiner Freisprechung. Wie bei Clive, erkannte man die großen Verdienste an, würdigte auch die besonders schwierige Lage, aber bei dem entscheidenden Freispruch enthielten sich doch von den 400 Mitgliedern des Oberhauses 371 der Abstimmung.

1785 — 1788–1795

Die Ostindia-Bill

Schon vor Hastings' Heimkehr hatte das Verhältnis der Kompanie zur englischen Regierung eine wesentliche Änderung erfahren. Die Kompanie war weit über den Rahmen einer auf Erwerb gerichteten Handelsgesellschaft hinausgewachsen; ihr Tun und Lassen, ihr Wohl und Wehe berührte die öffentlichen Interessen der ganzen Nation; die unzweifelhaft hervorgetretene Mißwirtschaft heischte gebieterisch Abhilfe; die Gesellschaft hatte sich den ihr zugefallenen staatlichen Aufgaben nicht gewachsen gezeigt und befand sich dabei immer wieder in finanzieller Notlage. Der Abschluß des Versailler Friedens gab der Regierung die Möglichkeit, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen. James Fox, der Mitglied des neu ernannten Koalitionsministeriums war, brachte ein Gesetz ein, wonach die Leitung der Geschäfte an sieben vom Parlament gewählte Männer übergehen sollte; dieser Antrag, gegen den auch König Georg III. selbst Stellung nahm, wurde jedoch vom Oberhaus verworfen. Das Ministerium trat zurück; und nun setzte William Pitt, der dem neuen Kabinett angehörte, die unter Zustimmung der Gesellschaft aufgestellte Ostindia-Bill durch. Danach wurde ein aus sechs vom Könige ernannten Mitgliedern bestehender Kontrollhof (board of control) eingesetzt, der die Anstellung der höheren Beamten und Offiziere und die gesamte bürgerliche und militärische Verwaltung zu überwachen hatte; die Direktoren der Gesellschaft wurden immer mehr auf die kaufmännischen Dinge beschränkt. Um die Mißwirtschaft zu beseitigen, war jeder Beamte gehalten, nach der Heimkehr Rechenschaft über sein Vermögen abzulegen; auch wurde ein eigener Gerichtshof zur Aburteilung von unredlichen Beamten eingesetzt.

1783 — 13. Aug. 1784

Charakter des werdenden indischen Reiches

England hat noch manche Kämpfe zu führen gehabt, ehe sein indisches Reich vollendet war; aber der feste Grund dazu war gelegt. Indien kann als Ersatz für die verlorenen amerikanischen Kolonien angesehen werden, doch darf man dabei nicht vergessen, daß beide einen grundverschiedenen Charakter tragen. England verlor Gebiete, die noch unerschlossen waren und durch europäische Einwanderung europäisiert werden sollten, und gewann dafür uralte Kulturlande. Damit erwuchsen ihm ganz neue Aufgaben, wie sie bisher noch keine europäische Nation in ihren Kolonien gelöst hatte, auch nicht die Spanier in Mexiko und Peru. Es handelte sich nicht, wie in Amerika, um die Verdrängung der Eingeborenen, auch nicht mehr, wie bisher in Indien, um Anlage von Handelsplätzen an den Küsten; es handelte sich um die Beherrschung und Verwaltung eines ungeheuren Reiches durch verhältnismäßig wenig Europäer, eines Reiches, das sich aus mächtigen, mit den reichen Mitteln einer alten Kultur ausgestatteten Staaten zusammen-

setzte, dessen Bevölkerung weder vernichtet noch ihrer Eigenart beraubt werden konnte. Daß die Lösung dieser Aufgabe gelang, ist ein Beweis für die Überlegenheit der Europäer, erklärt sich aber zum Teil auch daraus, daß das Land in so viele Staaten gespalten und seit lange an die Festsetzung fremder Eroberer (II, § 391) gewöhnt war, und daß infolgedessen durch dynastische, nationale und religiöse Gegensätze ein einheitlicher Widerstand verhindert wurde.

Australien

Der Schwerpunkt der englischen Kolonialpolitik verschob sich von Nordamerika nach Indien. Aber England gewann damals nicht bloß durch die andersgeartete indische Kolonie einen Ersatz für Nordamerika; es setzte seinen Fuß auch auf einen Erdteil, in dem die koloniale Aufgabe der nordamerikanischen ähnlich war: es begann die Besitzergreifung Australiens.

Cook geb. 27. Okt. 1728, gest. 14. Febr. 1779

Nach der unwirtlichen West-, Nord- und Südküste Australiens waren schon im 17. Jahrhundert holländische Seeleute gekommen (§ 224); doch blieb das Land noch mehr als hundert Jahre unbeachtet, bis James Cook seine großen Reisen unternahm. Zur Beobachtung des Venusdurchgangs nach Tahiti entsandt, umsegelte er von da aus Neuseeland, (1769) entdeckte die Ostküste Australiens und ergriff von dem Lande, das er Neu-Süd-Wales (1770) nannte, im Namen des englischen Königs Besitz. Auf seiner zweiten großen Reise, auf der ihn Reinhold Forster und dessen Sohn Georg Forster (§ 364, IV, § 15) begleiteten, umsegelte er (1772–1775) die Erde südlich von Australien, fand dort kein Land und zerstörte dadurch die Vorstellung von einem großen antarktischen Kontinent (von dem „unbekannten Südland"). Die dritte Reise führte ihn nach Tasmanien, den Gesellschaftsinseln und den Sandwichinseln; von (1776–1779) hier fuhr er nordwärts bis zur Beringsstraße, um eine Durchfahrt nach dem Atlantischen Ozean zu suchen; als das wegen des Eises nicht gelang, kehrte er nach den Sandwichinseln zurück und wurde auf Hawaii in einem Kampfe mit den Eingeborenen erschlagen. (14. Febr. 1779)

Nicht sofort erfolgte die erste Besiedelung Australiens; sie geschah erst nach dem Verlust der amerikanischen Kolonien. Bisher waren nämlich dorthin englische Verbrecher deportiert und den Farmern gegen Bezahlung als Arbeiter überlassen worden. Da das hinfort nicht mehr möglich war, suchte man neue Gegenden für die Deportation, und der Staatssekretär Lord Sydney wählte die von einem Gefährten Cooks empfohlene Botanybai. So wurde etwas nördlich davon an der Jacksonbucht Sydney durch Kapitän Phillip (1788) als Verbrecherkolonie gegründet und damit der neue Erdteil in die Machtsphäre Englands hineingezogen.

E. Skandinavien.

Friedrich V. 1746–1766

§ 411. Dänemark seit 1746. Wie sich in den romanischen Staaten und in den nordamerikanischen Kolonien der Geist der Aufklärung regte, so ist auch die Geschichte Dänemarks von ihm beeinflußt worden. Hier folgte auf den frömmelnden Christian VI. (§ 344) zuerst sein Sohn Friedrich V., dessen Regierung als das goldene Zeitalter der Kunst und Wissenschaft (§ 359) bezeichnet wird.

Im Gegensatz zu seiner stolzen Mutter Sophia Magdalena von Brandenburg-Kulmbach, die als Fremde verhaßt war, hatte sich Friedrich V. schon als Kronprinz die Liebe der Dänen zu erwerben gewußt. Als König lockerte er die Schranken, die das Volk vom Hofe und vom Adel trennten, gab einer heiteren Lebensfreude wieder ihr Recht, ließ die Theater wieder öffnen und begünstigte Kunst und Wissenschaft, Industrie und Handel. Er wurde dabei unterstützt durch seine englische Gemahlin Luise und seinen Minister, den Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorff. Nach den Grundsätzen des Merkantilismus wurde die einheimische Industrie durch hohe Schutzzölle lebensfähig gemacht: es entstanden Seiden- und Tuch-, Eisen- und Gewehrfabriken. Eine allgemeine Handelsgesellschaft sandte Schiffe nach dem Mittelmeer, nach Westafrika, Ost- und Westindien. Dagegen geschah für den Bauernstand sehr wenig. Graf

J. H. E. v. Bernstorff Minister 1751–1770

Wirtschaftliches

Bernstorff hob zwar auf seinen Gütern die Leibeigenschaft auf und gab seinen Bauern das Land gegen eine mäßige Abgabe in Erbpacht, aber dieses gute Beispiel fand beim Adel kaum Nachahmung, und im ganzen wurde die Lage der Bauern sogar ungünstiger. Um die an die Holstein-Gottorpsche Linie zu zahlenden Entschädigungsgelder (siehe unten) aufzubringen, ließ der König die Krongüter aufteilen und verkaufen; da nun nur wenige Bauern imstande waren, ihre Pachthöfe zu erwerben, gingen diese zumeist in den Besitz von Adligen über, die nun die Frondienste steigerten, die Pachtsummen erhöhten und auch sonst die Bauern härter behandelten, als das der König getan hatte. Dazu verteuerten die Schutzzölle die Lebenshaltung des gemeinen Mannes. So kam es, daß viele sich durch Auswanderung dem harten Druck zu entziehen suchten und daß manche Ackerstellen verödeten; erst die Erkenntnis, daß das auch für die Gutsherren schädlich war, hat zu Milderungen geführt.

Geistiges Leben

Auf geistigem Gebiete ist in Dänemark der deutsche und daneben der französische Einfluß, der schon unter der vorigen Regierung den Hof beherrscht hatte, nie stärker gewesen als damals. Klopstock wurde nach Kopenhagen berufen und erhielt zur Vollendung des Messias ein Jahrgeld (§ 418); der Holsteiner Karsten Niebuhr, der Vater des Historikers (IV, § 304), unternahm auf Kosten des Königs eine Reise nach dem Orient (1761—1767), die für die Erforschung der arabischen und persischen Altertümer wichtig wurde; der Pädagog Basedow (§ 364) wirkte an der Ritterakademie in Sorö auf Seeland; die Akademie in Kopenhagen war in hoher Blüte; große wissenschaftliche Sammlungen wurden angelegt; in den Herzogtümern Schleswig-Holstein entfaltete sich ein reges literarisches Leben durch Gerstenberg, Claudius, Boie, Voß, die Grafen Stolberg (§ 418, 419). Gleichzeitig hatte das dänische Lustspiel einen glänzenden Vertreter in Ludwig Holberg (§ 359), aber im ganzen überwog das Deutsche: geistig herrschte nicht Dänemark über die deutschen Herzogtümer, sondern diese über jenes.

Holstein

Eben die vollständige Erwerbung dieser Herzogtümer blieb die wichtigste Frage der auswärtigen Politik Dänemarks. Wir wissen, daß die dänischen Könige schon lange darnach strebten, die herzogliche Linie Holstein-Gottorp (Stammbaum 5) aus ihrem Anteil an Schleswig-Holstein zu verdrängen (§ 312). Für Schleswig war das durch den Nordischen Krieg gelungen (§ 327); natürlich war dadurch aber die Feindschaft der beiden Linien noch verstärkt worden. So war es für Dänemark bedenklich, daß 1751 ein Prinz von Holstein-Gottorp (Adolf Friedrich) den schwedischen Thron bestieg (§ 345); noch größer wurde die Gefahr, als ein anderer (Peter III.) 1762 Zar von Rußland wurde (§ 390). Die dänische Regierung hatte sich während des Siebenjährigen Krieges neutral gehalten, aber doch für den Notfall zu Lande und zur See gerüstet; jetzt schien es durch das Bündnis zwischen Peter III. und Friedrich dem Großen zum Kriege kommen zu müssen (§ 386). Da wurde Peter III. ermordet (§ 390); seine Nachfolgerin Katharina II. stand den dynastischen Interessen des Hauses Holstein-Gottorp fern und schloß nach langen Verhandlungen einen

1767

Vertrag, wonach ihr Sohn Paul seinen Anteil an Holstein an Dänemark überlassen und dafür Oldenburg erhalten sollte. Dieses Abkommen bestätigte Paul

1773

nach erlangter Volljährigkeit und schenkte dann Oldenburg seinem Verwandten, dem bisherigen Fürstbischof von Lübeck Friedrich August, der damit die jetzt regierende Oldenburgische Linie begründete.

14. Jan. 1766

Christian VII. 1766—1808

Diese endgültige Regelung der alten Streitfrage hat Friedrich V. nicht mehr erlebt. Er war ein Jahr vor Abschluß des Vertrages mit Katharina gestorben; es folgte ihm sein Sohn Christian VII., unter dem Struensee in überstürzender Reformtätigkeit alle Verhältnisse im Geiste der Aufklärung umzugestalten suchte.

Christian VII. war ein geistesschwacher Fürst, der sich schon als Kronprinz sinnlichen Ausschweifungen hingegeben hatte. Auch nach seiner Vermählung mit Karoline Mathilde, Schwester Georgs III. von England, hatte er sich nicht gebessert, und auf einer kostspieligen

1768—1769

Struensee geb. 1737 gest. 1772

Reise nach Paris und London ruinierte er sich vollständig. So gewann der deutsche Arzt Johann Friedrich Struensee, der an dieser Reise teilgenommen hatte und zum Leibarzt erhoben wurde, den maßgebenden Einfluß, erlangte auch die Liebe der Königin (1770)

bewirkte die Entlassung Bernstorffs und wurde allmächtiger Minister, der auch ohne Unterschrift des Königs Kabinettsbefehle erlassen durfte. Struensee war unbedingter Anhänger der Aufklärung und trat nun als eifriger Reformer auf. 1771

Reformen

Er besserte die Verwaltung, indem er die Beamtenstellen nicht nach der Geburt, sondern nach wissenschaftlicher Befähigung besetzte, gewährte den Richtern feste Besoldung statt der Sporteln, vereinfachte und verbilligte den Prozeßgang, hob die Finanzlage durch Verminderung der zahlreichen Pensionen und durch Aufhebung der kostspieligen Garde, schuf für Kopenhagen eine neue Stadtverfassung, beseitigte Monopole, Zünfte und Innungen, regelte die Frondienste der Bauern, verwandelte alle Naturallieferungen in Geldabgaben, milderte die strenge Kirchenzucht und gewährte volle Preßfreiheit.

Sturz Struensees

All das war an sich heilsam; indes Struensee verfuhr zu schnell, indem er in $1\frac{1}{2}$ Jahren 600 Kabinettsbefehle erließ, und trat zu rücksichtslos auf. Daß der Adel und die Geistlichkeit den Emporkömmling und Freigeist haßten, ist selbstverständlich, aber er verletzte auch das nationale Empfinden des Volkes durch Anwendung der deutschen Sprache, und dazu erregte sein Liebesverhältnis zur Königin allgemeinen Anstoß. So konnte eine Verschwörung des Adels Erfolg haben. Nach einem Hofball eilten die Verschworenen an das Bett des Königs, erklärten, Struensee trachte ihm nach dem Leben, und enthüllten sein Verhältnis zur Königin; dadurch bewirkten sie, daß Struensee verhaftet, die Königin nach der Festung Kronberg verwiesen wurde. **Struensee** und sein Freund Enevold von Brandt wurden dann grausam **hingerichtet**, obgleich ihnen ein Komplott gegen den König nicht nachgewiesen werden konnte; die Königin wurde geschieden und starb nach einigen Jahren in Celle. 17. Jan. 1772 28. April 1772 10. Mai 1775

Nach Struensees Sturz bemächtigte sich des Königs Stiefmutter, **Juliane** von Braunschweig, der Regentschaft und ließ durch den Staatssekretär Ove **Guldberg** die Neuerungen abstellen. Das Guldbergsche Regiment war zugleich eine **Reaktion des Dänentums gegen den deutschen Einfluß**; wegen seiner Gegnerschaft gegen Guldberg nahm auch der hervorragende Minister des Auswärtigen (§ 407), Graf Andreas Peter von **Bernstorff**, der Neffe des obengenannten J. H. Ernst, seine Entlassung (1780). Als Guldberg 1784 von dem Kronprinzen Friedrich, der die Regierung für den ganz unzurechnungsfähig gewordenen König führte, entfernt wurde, trat Bernstorff wieder in das Ministerium ein und führte die dringend notwendige **Befreiung des Bauernstandes** durch. Es war das für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes sehr wertvoll; ihr kam auch zustatten der Aufschwung, den der **dänisch-norwegische Zwischenhandel** während der großen Seekriege nahm.

A. P. Bernstorff Minister 1773—1780 1784—1797

Gustav III. 1771—1792

§ 412. Schweden seit 1771.

Um dieselbe Zeit, wo in Kopenhagen die altdänische Adelspartei durch eine Palastrevolution der Reformtätigkeit eines verhaßten Ausländers ein Ende machte, gelang es dem Könige von Schweden, durch einen Staatsstreich, die Krone aus unwürdiger Abhängigkeit vom Adel zu erlösen. Wir wissen, daß der schwedische Adel seit 1720 die Herrschaft an sich gerissen, und daß der König Adolf Friedrich nicht die Kraft besessen hatte, hierin Wandel zu schaffen (§ 345). Sein Sohn **Gustav III.** bestieg den Thron mit dem Entschlusse, die alte Macht des Königtums wiederherzustellen.

Verfassungsänderung

Als sein Vater starb, weilte Gustav, der dem französischen Wesen sehr zugetan und ein Verehrer Voltaires war, in Paris. Er sicherte sich für seine Pläne die Unterstützung des französischen Hofes, der dabei seinen verlorenen Einfluß in Schweden wiedergewinnen wollte. Nach seiner Heimkehr suchte er den Reichsrat, der Heer und Flotte zu seiner Verfügung hatte und in seiner Mehrheit der russisch gesinnten Partei der Mützen (§ 345) angehörte, in Sicherheit zu wiegen, indem er den Eid auf die bestehende Ordnung leistete; zugleich aber bereitete er in aller Stille deren Umsturz vor, in seinem Vorhaben bestärkt

durch die Zwietracht des übermütigen Adels und durch den Haß des rechtlosen Volkes gegen die Oligarchie. Bald nach der feierlichen Krönung kündigte in Christianstadt verabredetermaßen der Hauptmann Hellichius mit seiner Mannschaft den Reichsständen den Gehorsam auf, weil sie das Volk ins Elend gebracht und die Majestät des Königs geschändet hätten. Während diese nun Anstalten trafen, die Vermessenen zu bestrafen, glückte es dem König durch eine Rede, die in der Hauptstadt liegenden Garden zu einem Eide zu bestimmen, der sie nur ihm verpflichtete. Leicht brachte er dann das Volk, das in dem leutseligen Könige seinen Schützer gegen die stolze Aristokratie sah, auf seine Seite, indes seine Brüder die Truppen in den Provinzen zu gewinnen wußten. Unter diesen Verhältnissen blieb dem Reichstage nichts übrig, als die vom König vorgelegte neue Verfassung anzunehmen, zumal das Sitzungshaus von Militär mit Kanonen umstellt war. Durch diese unblutige Revolution wurde der schwedischen Krone Ehre und Macht zurückgegeben; wie so oft hatte dabei das Königtum auch hier seine beste Stütze in der großen Masse des Volkes gefunden.

29. Mai 1772 — 12. Aug. 1772 — 19. Aug. — 21. Aug. 1772

Nach der neuen Verfassung wurde der aus siebzehn vom König ernannten Mitgliedern bestehende Reichsrat aus einer regierenden in eine beratende Behörde verwandelt und ihm nur das Vorschlagsrecht bei der Besetzung erledigter Ratsstellen gelassen. Die Reichsstände behielten zwar das Recht, bei der Gesetzgebung mitzuwirken, durften sich aber nur auf Grund königlicher Einberufung versammeln und nur mit dem befassen, was der König ihnen vorlegen würde, wogegen sich dieser verpflichtete, keinen Angriffskrieg ohne ihre Zustimmung zu beginnen. Die ausübende Gewalt, die Verfügung über Heer und Flotte, die Anstellung aller Beamten und Offiziere und das Recht des Vertragsschlusses mit fremden Mächten lag ausschließlich in der Hand des Monarchen.

Weitere Reformen

Die „rettende Tat" des Königs wurde vom Volke mit Jubel begrüßt, und eine Reihe Maßnahmen bewiesen, daß er der neuen Machtstellung würdig war, und erhöhten seine Popularität noch weiter. Dahin gehören die Verbesserung des Gerichtswesens unter Abschaffung der Folter, die Anlegung von Hospitälern und Waisenhäusern, die Beförderung des Getreidebaues, des Bergbaues, der Eisen- und Stahlfabrikation, die Verordnung zugunsten einer freien Presse, die Besserung der Finanzen und die Hebung des Handels. Diente das alles dem Wohle des Volkes, so gilt das weniger von den Maßregeln, die aus der Prachtliebe des Königs, aus seiner Nachahmung französischer Sitten und seiner Anhänglichkeit an verschwundene Ritterzeiten hervorgingen. Die Gründung einer Akademie nach französischem Zuschnitt, die Neigung für Schauspiele und Opern, die Wiedereinrichtung von Turnieren und Ringelrennen kosteten mehr Geld, als durch Abstellung alter Mißbräuche erspart wurde. Aber dem stand doch wieder gegenüber die Teilnahme, die der König der nationalen Dichtkunst (§ 359), besonders dem volksbeliebten Bellmann, bezeigte; auch hatte Schweden damals in Sergel (1740—1814) seinen ersten großen Bildhauer und in dem Botaniker Karl Linné (1707—1778) einen Gelehrten, dessen Ruhm die Welt erfüllte. Alles in allem befand sich Schweden unter Gustav III. in vielversprechendem Aufschwung. Trotzdem blieb der Haß des Adels gegen den König bestehen; beim Volke aber erlitt seine Popularität einen Stoß durch das Gesetz, das das Branntweinbrennen für ein königliches Vorrecht erklärte und alle Schweden zwang, das bisher in jeder Familie selbst bereitete Getränk um teures Geld von den königlichen Brennereien zu kaufen. Der König gewann durch dies Monopol die Mittel zu einer beträchtlichen Vermehrung der Land- und Seemacht.

Geistiges Leben

Auswärtige Politik

Diese aber brauchte er, weil er eine größere Rolle spielen und seinem Staate die verlorene Großmachtstellung zurückgewinnen wollte. Er hatte dazu, wie seine Vorgänger, ein Bündnis mit Frankreich geschlossen und begann nun, ohne bei den Ständen anzufragen, einen Krieg gegen Rußland. Seine Absicht war, die früheren schwedischen Besitzungen zurückzuerwerben und den geheimen Verbindungen des unzufriedenen schwedischen Adels mit Rußland ein Ende zu machen; er hielt den Zeit-

Krieg gegen Rußland 1788—1790

punkt für günstig, weil Rußland damals im Verein mit Österreich in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war und Preußen sowohl wie England der russisch-österreichischen Eroberungspolitik mit Besorgnis gegenüberstanden (§ 413). Als der König in diesem Kriege sich zwar als eleganter Kavalier geberdete, aber keine Erfolge errang, kamen die inneren Gegensätze zum Durchbruch. Nachdem die schwedische Flotte bei der Insel Hogland eine Schlappe erlitten hatte, erklärten sich einige Offiziere der Landarmee, mit der der König die Festung Friedrichshamm (in Finnland) belagerte, gegen den verfassungswidrigen Krieg. Da nun mehrere finnische Regimenter, von den Offizieren bearbeitet, die Waffen niederlegten, mußte der König die Belagerung der Festung aufgeben und eilte nach Schweden zurück. Die rebellischen Offiziere sandten einen Boten an die Zarin Katharina, schlossen den „Bund von Anjala" zur Wiederherstellung der Adelsrechte und räumten das schon besetzte russische Grenzgebiet. Zugleich rüsteten die von Rußland aufgehetzten Dänen zu einem Angriff auf Göteborg. In dieser Not wandte sich Gustav III., wie einst Gustav Wasa (§ 86), an die Dalekarlier, wußte sie für die Verteidigung des Vaterlandes zu begeistern und deckte Göteborg um so leichter, als England und Preußen von Dänemark die Einstellung der Feindseligkeiten forderten.

17. Juli 1788

Empörung der Offiziere

Nach diesem Erfolge konnte er, gestützt auf das Volk, dem durch Verhaftung von dreißig seiner Hauptgegner eingeschüchterten Reichstage die Vereinigungs- und Sicherheitsakte abtrotzen: sie gab dem Könige das Recht, ohne Befragung der Stände Krieg zu führen, hob den Reichsrat auf und gewährte dem Bürgerstande den Zutritt zu allen Ämtern und die Befugnis, Rittergüter zu erwerben. Damit war der Absolutismus eingeführt; aus den gleichen Ursachen wie einst in Frankreich triumphierte auch hier das Königtum. Wie dort die Guisenpartei (§ 146) und die Fronde (§ 221), so hatte sich auch der schwedische Adel mit dem auswärtigen Feinde verbunden: deshalb unterlag er dem nationalen Gedanken.

Sieg des Königs über den Adel

1789

Nun setzte Gustav den Krieg gegen Rußland mit mehr Nachdruck und Erfolg fort. Indes trotz des großen Seesieges bei Swensksund, bei dem die Russen 55 Schiffe und 14000 Mann verloren, schloß er den Frieden von Werelå ohne einen Gewinn für seinen Staat. Er tat es, weil Katharina versprach, die unzufriedenen Adligen nicht mehr zu unterstützen, und ihm dazu noch ein Bündnis anbot; außerdem überwogen bei König Gustav jetzt seine phantastisch-ritterlichen Neigungen die nationalen Interessen.

9. Juli 1790

14. Aug. 1790

Er plante gegen die französische Revolution zugunsten Ludwigs XVI. aufzutreten. Im Auftrage seines Königs wirkte der schwedische Graf Axel Fersen in Paris für Ludwig XVI., besonders bei dessen Fluchtversuch; als dann diese Flucht mißlungen war (IV, § 10), dachte Gustav III. daran, mit einem schwedisch-russischen Heere an der Seinemündung zu landen und auf Paris zu marschieren. Katharina II. war bereit, ihm dazu ein Darlehn zu gewähren, wenn der schwedische Reichstag dafür bürgen würde. Dieser aber lehnte das um so entschiedener ab, als die Finanzen des Landes schon durch den russischen Feldzug in arge Zerrüttung geraten waren und es sich hier nicht um nationale Aufgaben, sondern um Phantastereien handelte.

Phantastereien des Königs

Der König war über das Mißlingen seiner Pläne tief verstimmt und hatte durch all das an Volksbeliebtheit sehr eingebüßt. Da glaubten einige Adlige die Zeit für einen Umschwung gekommen. Es bildete sich eine Verschwörung, und auf einem Maskenballe erhielt Gustav III. von dem ehemaligen Gardeoffizier Ankarström eine Schußwunde, an der er zwölf Tage darauf starb. Sein Sohn Gustav IV., der bis zu seiner

Adelsverschwörung

17. März 1792

29. März

Gustav IV. 1792—1809 † 1837 Volljährigkeit unter der Leitung seines Oheims Karl von Södermanland stand, erbte seines Vaters ritterliche Grillen und trieb sie auf so bedenkliche Höhen, daß er abgesetzt wurde (IV, § 51). Als politische Großmacht kam Schweden nicht mehr in Frage.

F. Der zweite Türkenkrieg Katharinas II. und das Ende Polens.

1. Der Türkenkrieg.

Bisherige Erfolge Katharinas **§ 413. Bündnis mit Österreich und Anfang des Krieges.** Wir kennen die Ziele, die sich Katharina II. für ihre auswärtige Politik gesteckt hatte: es galt Polen unter Rußlands Herrschaft zu bringen und die Türkei möglichst aus Europa zu verdrängen (§ 391). Die ersten Erfolge in dieser Richtung hatte sie in der ersten polnischen Teilung und in dem Frieden von Kütschük-Kainardschi davongetragen (§ 393). Damit war das Ansehen Rußlands als europäische Großmacht sehr gestiegen und mehrte sich weiter durch den Rückhalt, den es Preußen im bayerischen Erbfolgekriege gewährte (§ 395), und durch Gründung des Neutralitätsbundes während des englisch-amerikanischen Krieges (§ 407). Das Hauptaugenmerk der Zarin blieb aber auf die Türkei gerichtet; und hier wurde sie beraten und vorwärts getrieben vor allem von ihrem Günstling Gregor Potemkin.

Potemkin geb. 1736 gest. 1791 Wie schon gesagt (§ 391), überließ sich Katharina schrankenlos ihrer Sinnlichkeit und wechselte sehr oft ihre Liebhaber. Die Stelle eines bevorzugten Lieblings der Kaiserin wurde schließlich wie ein Hofamt vergeben. Nach ihrer Thronbesteigung war zunächst noch Gregor Orlow (§ 390) der bevorzugte; allmählich aber trat Gregor Potemkin an seine Stelle. Er wurde 1768 Kammerherr, 1772 Generalmajor und bezog 1774 die Günstlingsgemächer im Palais: damit waren die Orlows verdrängt. Katharina erhob den Geliebten 1775 zum Grafen, Joseph II. machte den einflußreichen Günstling 1776 zum Reichsfürsten, Friedrich der Große verlieh ihm den Schwarzen Adlerorden. Potemkin imponierte der Zarin durch seine riesige Gestalt, durch seinen kühnen Unternehmungsgeist, aber auch durch die Rücksichtslosigkeit, mit der er gelegentlich gegen sie auftrat, und hat sie länger an sich gefesselt und unbedingter beherrscht, als jeder andere. In seinen Plänen überschritt er die Grenze des Erreichbaren, schonte weder Menschenleben noch Geld und benutzte seinen Einfluß zur Befriedigung seines Ehrgeizes, seiner Geldgier und seiner Genußsucht. Die Reichtümer, womit ihn seine freigebige Gebieterin, der er abwechselnd schmeichelte und trotzte, überschüttete, ermöglichten ihm ein überglänzendes Leben. In dem Taurischen Palais (so genannt, weil er selbst den Ehrennamen „der Taurier“ erhielt; es ist seit 1906 wieder bekannt geworden als Sitz der Duma), das ihm die Zarin geschenkt hatte, gab er für sie die prunkvollsten Zauberfeste. Als Katharina seit 1776 seiner Liebe überdrüssig zu werden begann, war er klug genug, ihr selbst neue Liebhaber zuzuführen, sorgte aber dafür, daß sie ihm nicht gefährlich wurden und daß sie schnell wechselten (ähnlich handelte die Pompadour § 335). So hat er bis zu seinem Tode zwar nicht die Liebe der Zarin, aber seine Macht behauptet. Nach seinem Tode trat an seine Stelle Platon Subow als letzter Günstling der Zarin. — Neben Potemkin übte großen Einfluß auf die auswärtige Politik Alexander Bezborodko; persönlich Potemkin nicht wohlgesinnt, verfolgte er doch in der orientalischen Frage die gleichen Ziele.

Erster Erfolg in der Krim Katharina wollte zunächst die Krimtataren, deren Unabhängigkeit der Sultan in Kütschük-Kainardschi hatte zugestehen müssen (§ 393), unterwerfen. Bald nach dem Friedensschluß gelang es den Russen, dem türkisch gesinnten Tatarenchan einen russisch gesinnten (Schachin-Girai) entgegenzusetzen. Als dieser dann seinen Gegnern weichen mußte, besetzten 1778 russische Truppen unter Suworow (Suwarow) das Land. Es drohte infolgedessen der Wiederausbruch des Krieges mit der Türkei, aber die Pforte, die auch mit unbotmäßigen Statthaltern zu ringen hatte (§ 429), März 1779 vermied ihn auf Anraten Frankreichs durch das Abkommen von Ainali

Kawak, durch das Schachin-Girai anerkannt wurde, dem Sultan aber als Kalifen die geistliche Oberherrlichkeit vorbehalten blieb.

Unmittelbar darauf wurde ein Enkel der Zarin geboren: in dem Namen Konstantin, den er erhielt, und der zu seiner Geburt geprägten Medaille, die die Sophienkirche in Konstantinopel zeigte, enthüllten sich die geheimen Gedanken der Kaiserin. Die europäische Lage war solchen Plänen nicht ungünstig: der aus dem amerikanischen Kriege hervorgegangene große Seekrieg beschäftigte die Westmächte; Rußland hatte die Führung der Neutralen gewonnen (§ 407) und schloß nun ein enges Bündnis mit Österreich (§ 396). Damit löste sich zwar das bisherige russisch-preußische Bündnis; aber Rußland zog die Großmacht, von deren Rivalität es den stärksten Widerstand gegen seine orientalischen Absichten hätte erwarten müssen, in seine Pläne hinein. So bezeichnet dieses Bündnis einen wichtigen Wendepunkt der orientalischen Dinge: der Ehrgeiz Josephs II. begegnete sich mit dem Katharinas und Potemkins in dem Gedanken einer Teilung der Türkei. Wie schon gesagt (§ 396), schwebten dabei als letzte Ziele vor die Errichtung eines griechischen Kaiserreiches für den Großfürsten Konstantin, eines Fürstentums Dacien für Potemkin, die Ausdehnung der österreichischen Macht über Serbien, Bosnien, die Herzegowina, Teile Venetiens und Bayerns. Völlig einig über das durchzuführende Programm war man freilich noch nicht, aber man hatte doch aneinander einen Rückhalt. Während nun Joseph zunächst wieder die Erwerbung Bayerns betrieb (§ 396), wandte sich Rußland zur Eroberung der Krim.

Bündnis mit Österreich 1781

Den Anlaß dazu bot eine alttatarische Erhebung gegen Schachin-Girai. Dieser mußte weichen und trat nun auf Betreiben Potemkins das ganze Land gegen ein Jahrgeld an Rußland ab. Darauf unterwarf Paul Potemkin, der Bruder des Günstlings, in einem grausam geführten Feldzuge, dem 30000 Menschen zum Opfer fielen, die Halbinsel. Kurz zuvor hatten auch zwei Fürsten in dem kaukasischen Berglande Georgien die türkische Oberhoheit mit der russischen vertauscht. Die ohnmächtige Pforte erkannte auf dringenden Rat Österreichs im zweiten Vertrage von Ainali Kawak die Eroberungen Rußlands an.

Eroberung der Krim 1783

1784

Durch die Einverleibung der Krim gewann Rußland das Übergewicht auf dem Schwarzen Meere, aber damit war man noch nicht zufrieden: ein Tor der neu angelegten Stadt Cherson trug den Namen: „Weg nach Konstantinopel". Potemkin suchte als Gouverneur die neu gewonnenen Gebiete, denen der alte Name Taurien beigelegt wurde, möglichst zu heben und veranlaßte dann eine Reise der Zarin dorthin. Die Zarin war dabei von einem großen Gefolge, auch von fremden Diplomaten, begleitet, und es wurde eine unglaubliche Pracht entfaltet. Politisch am wichtigsten war das Zusammentreffen Katharinas mit Joseph II. in Cherson. Ein volles Einvernehmen über die Ziele der Orientpolitik wurde dabei zwar nicht erreicht, aber das russisch-österreichische Bündnis war neu gefestigt.

Zusammenkunft zwischen Katharina und Joseph 1787

Potemkin suchte die Ergebnisse seiner Verwaltung in möglichst glänzendem Lichte erscheinen zu lassen. Daß er dabei durch Aufbau von Kulissen und durch andere Mittel der Zarin und ihren Gästen Scheinbilder von Dörfern, Festungsbauten und Kriegsschiffen (die sogenannten „Potemkinschen Dörfer") vorgeführt habe, ist jedoch eine Erfindung seiner Feinde in Petersburg, besonders derer, die sich ärgerten, daß sie nicht mitgenommen waren. Potemkin erhielt als Lohn für seine Verdienste um die Verwaltung des Landes den ehrenden Beinamen „der Taurier".

Joseph II. war verstimmt gewesen, weil er von dem russischen Bündnis noch keinen Gewinn gehabt hatte, aber dann doch auf Kaunitzens Rat der Einladung der Zarin gefolgt; er begleitete sie auch nach Sewastopol, wo die im Hafen liegende, in drei Jahren entstandene russische Flotte einen tiefen Eindruck auf ihn machte.

Gesamtlage — Aug. 1787 — Febr. 1788 — Aug. 1788

In ganz Europa hatte man mit Spannung auf diese Zusammenkunft geblickt; in Konstantinopel sah man darin eine Drohung. Der schon lange über das russische Vorgehen erbitterte Sultan erklärte den *Krieg an Rußland*, und Joseph II. trat als Verbündeter Rußlands in diesen Krieg ein. Die türkische Kriegserklärung war ein Akt verzweifelter Notwehr und ist nicht, wie man früher annahm, auf Betreiben *Englands* und *Preußens* erfolgt. Allerdings war England seit dem nordischen Neutralitätsbunde gegen Rußland verstimmt, Preußen voll Sorge wegen der Stärkung, die Österreich aus dem russischen Bündnis gewann; aber betrieben haben sie den Krieg nicht. Als er dann ausbrach, sahen sie das natürlich nicht ungern und schlossen einen Allianzvertrag. Bedenklich für Rußland war es ferner, daß Gustav III. von *Schweden* den Beginn des türkischen Krieges zu einem Angriff auf die Ostseeprovinzen benutzte (§ 412); auch er rechnete mindestens auf die diplomatische Hilfe Preußens und Englands. Frankreich schied wegen des Ausbruchs der Revolution aus der europäischen Politik zunächst aus.

Türkenkrieg 1787—1792 — Okt. 1787 — 1788 — Aug. 1788 — Sept. — Juni — Dez. 1788 — Aug. 1789 — Sept. 1789 — Okt. 1789

Der Anfang des Türkenkrieges verlief ungünstig für die Pforte. Die Türken eröffneten den Kampf mit einem Angriff auf Kinburn, wurden aber von General *Suworow* zurückgeschlagen. Im nächsten Jahre stellten dann die Russen zwei Heere auf, von denen das eine unter *Potemkin* gegen Oczakow (am Schwarzen Meere), das andere unter *Rumjanzow* gegen die Moldau vorgehen sollte. Hier schlossen sich die Österreicher an die Russen an und deckten außerdem die lange Grenzlinie bis an das Adriatische Meer. An der Donau gewannen die Türken den *Sieg bei Mehadia* (nördlich von Orsowa) über die Österreicher, an der Moldau dagegen eroberten die Österreicher im Verein mit den Russen die Stadt *Choczim*, und am Schwarzen Meere erstürmte Potemkin, nachdem die türkische Flotte vernichtet war, unter entsetzlichen Greueln das lange belagerte und tapfer verteidigte *Oczakow*. Potemkin verdrängte nun seinen Rivalen Rumjanzow und wurde trotz seiner militärischen Unfähigkeit Oberfeldherr der vereinigten russischen Heere; es wurde ihm zum Ruhme angerechnet, daß Suworow im Verein mit den Österreichern die Siege bei *Fokschani* und *Martineschti* (am Rymnik, einem Nebenflusse des Sereth) gewann. Die Türken räumten nun Akjerman und Bender, in das Potemkin als Sieger einzog, und übergaben *Belgrad* dem hochbetagten österreichischen General Laudon. *Der Weg nach Konstantinopel schien offen zu stehen.*

Umschwung zugunsten der Türkei — a) Aufstand in Belgien — b) Hertzbergs Plan

§ 414. Intervention Preußens und Friedensschlüsse. Günstig für Rußland war inzwischen auch der schwedische Krieg verlaufen (§ 412); sonst aber vollzog sich nun ein *Umschwung zugunsten der Türkei*. Die Opposition gegen Josephs II. Reformen, der *belgische Aufstand* und die Unruhen in Ungarn (§ 398) lähmten die Kräfte Österreichs; dazu kam die *Haltung Preußens*. Der preußische Minister *Hertzberg* wollte Preußen eine Art Schiedsrichterrolle verschaffen und hatte einen *Plan* ausgesonnen, der die Türkei retten und das Gleichgewicht der Ostmächte aufrechterhalten sollte. Danach sollte Rußland nur das Gebiet bis zum Dnjestr, Österreich die Moldau und Walachei erhalten; dafür sollte Österreich Galizien an Polen zurückgeben, und dieses sollte dann Danzig, Thorn, Posen und Kalisch an Preußen überlassen. Der Plan entsprach durchaus den preußischen Interessen, denn Preußen hätte

dadurch die bessere Territorialverbindung zwischen Westpreußen und Schlesien, die es notwendig brauchte, erhalten, und der Schwerpunkt Österreichs wäre immer mehr aus Deutschland hinaus nach dem Osten verlegt worden. Er entsprach auch den Interessen der Türkei, weil zwischen sie und Rußland eine Großmacht (Österreich als Herrin der Moldau und Walachei) wie ein starker Riegel eingeschoben worden wäre; welchen Wert das für die Türkei gehabt hätte, das zeigen am besten die russisch-türkischen Kriege des 19. Jahrhunderts. Hertzberg hoffte für seinen Plan die Unterstützung Englands zu gewinnen und schloß ein Bündnis mit der Türkei.

30. Jan. 1790

Da brachte der Tod Josephs II. eine neue Wendung. Sein Nachfolger Leopold II. sah seine wichtigste Aufgabe in der Beruhigung seines Staates (§ 398). Deshalb gab er Josephs Eroberungspolitik auf und ließ in Berlin die Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege anbieten. Indem auf dieser Grundlage der *Vertrag von Reichenbach* zwischen Österreich und Preußen zustandekam, war Hertzbergs großer Plan beiseite geschoben und der Einfluß der preußischen Kriegspartei gebrochen. Mitgewirkt hat bei diesem Abschluß, der unzweifelhaft einen Rückzug Preußens bedeutete und sein Ansehen schwächte (§ 401), auch die Rücksicht auf die französische Revolution, die ein Einvernehmen der deutschen Großmächte als wünschenswert erscheinen ließ.

20. Febr. 1790

Vertrag von Reichenbach Juli 1790

Kurz vorher hatten die Österreicher unter Clerfait bei *Kalafat* einen Sieg über die Türken gewonnen; nun begannen, entsprechend dem Reichenbacher Abkommen, die Friedensverhandlungen zwischen Österreich und der Türkei. Sie führten zu dem *Frieden von Sistowa*, der den alten Besitzstand wiederherstellte. Bald darauf fand die *Zusammenkunft Leopolds II. und Friedrich Wilhelms II. in Pillnitz* statt, die das preußisch-österreichische Einvernehmen zu stärken schien und beigetragen hat zum Ausbruch des französischen Krieges (IV, § 11, 13).

26. Juni 1790

Friede von Sistowa 4. Aug. 1791

25.–27. Aug. 1791

Inzwischen setzte Rußland den Kampf gegen die Türkei allein fort. Nachdem Suworow die lange belagerte Donaufestung *Ismail* erobert hatte, überschritten die Russen unter dem Fürsten *Repnin* die Donau und gewannen bei *Matschin* einen glänzenden Sieg. Repnin schloß darauf unter dem Eindruck des österreich-russischen Friedens einen Präliminarfrieden in Galatz; aus ihm wurde, da Potemkin, der die Fortsetzung des Krieges betrieb, starb (15. Okt. 1791), der *Friede von Jassy*, durch den Rußland nur das Gebiet zwischen Bug und Dnjestr (mit Oczakow) erhielt. Gewiß wurde dadurch seine Stellung am Schwarzen Meere verstärkt, aber das Ergebnis entsprach durchaus nicht den Opfern, die Rußland gebracht hatte: die *großen Pläne Katharinas waren gescheitert*.

Dez. 1790

Juli 1791

11. Aug. 1791

Friede von Jassy 9. Jan. 1792

2. Das Ende Polens.

§ 415. Die zweite Teilung. Katharina ging auf die ungünstigen Bedingungen des Friedens von Jassy auch deshalb ein, weil sie freie Hand haben wollte für *Polen*. Die erste Teilung hatte hier keinen Anstoß zur Besserung der inneren Zustände gegeben: es blieb die traurige Lage der Bauern und die Übermacht des Adels, es änderte sich auch nichts an der sittlichen Fäulnis dieses Adels. Der russische Einfluß herrschte noch unbedingter als früher schon; die Adligen buhlten um Rußlands Gunst, und der König suchte bei der Zarin einen Rückhalt gegen die übermütigen

Lage in Polen

Magnaten. Nun aber gab es doch eine Partei, die diese Abhängigkeit als eine Schmach empfand und ihr Vaterland daraus erlösen wollten; es waren das die „Patrioten". Sie erkannten, daß dazu vor allem eine innere Kräftigung des Staates nötig sei. Als nun die russischen Heere gleichzeitig gegen die Türkei und gegen Schweden im Felde standen (§ 412, 413), als Preußen eine unfreundliche Haltung gegen Rußland einnahm und Joseph II. von Österreich starb (§ 414), da schien der Augenblick der Befreiung gekommen. Trotz des Widerspruchs vieler Edelleute wurde mit Preußen, das für seine Hilfe die Gebiete von Thorn und Danzig zu erwerben hoffte, ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen. Der Reichenbacher Vertrag, durch den sich Österreich von Rußland lossagte (§ 414), gab den Polen einen weiteren Rückhalt; die revolutionären Vorgänge in Frankreich, wo vom Volke eine Reorganisation des Staates ausging, erschienen als leuchtendes Vorbild; der König schloß sich den Patrioten an; und so wurde durch einen Staatsstreich eine neue Verfassung angenommen.

27. März 1790

Neue Verfassung 3. Mai 1791

Nach dieser Verfassung sollte das verderbliche Wahlkönigtum aufhören, Polen ein Erbreich werden und die Krone nach Poniatowskis Tode dem Kurhause Sachsen zufallen; die vollziehende Gewalt sollte dem König mit seinem Staatsrate, die gesetzgebende dem in zwei Kammern (der Landboten und der Senatoren) geschiedenen Reichstage zustehen und die Richtergewalt unabhängig sein. Die Gewalt der Landboten wurde beschränkt, das heillose Liberum veto wurde für abgeschafft erklärt, die Konföderationen verboten. Die Städte sollten durch Abgeordnete auf dem Reichstage vertreten sein; dagegen blieb die Leibeigenschaft der Bauern bestehen. — Angenommen wurde diese Verfassung durch einen Reichstag, auf dem nur etwa ein Drittel der Mitglieder anwesend waren: die Gegner wurden niedergeschrieen, und in furchtbarem Tumult leistete der König den Eid auf die neue Staatsordnung.

Die Targowicer und Katharina

Hätten die polnischen Adligen noch die sittliche Kraft und den uneigennützigen Patriotismus besessen, sich auf dem Boden der neuen Verfassung zu vereinigen, so hätte von ihr vielleicht doch noch eine Reorganisation des Staates ausgehen können. Indes sehr viele Magnaten waren mit der Änderung unzufrieden; russisches Geld vermehrte ihre Zahl: sie bildeten eine Partei zur „Erhaltung der polnischen Freiheit" und riefen den Schutz der Zarin an. Katharina ergriff die Gelegenheit, das durch den eben erfolgten Friedensschluß mit der Pforte freigewordene Kriegsheer an die polnische Grenze rücken zu lassen. Im Vertrauen auf diesen Beistand schloß die russische Partei (Branicki, Felix Potocki, Malachowski u. a. an der Spitze) die Konföderation von Targowice zur Wiederherstellung der alten Wahlverfassung. Bald stand eine große russische Kriegsmacht im Herzen von Polen, um den Forderungen der Targowicer Verbündeten Nachdruck zu geben.

14. Mai 1792

Preußische Pläne

Dieses Vorgehen Katharinas hing nicht nur mit der Beendigung des Türkenkrieges zusammen, sondern auch mit der Schwenkung der preußischen Politik. Schon bei seinem großen Plane (§ 414) hatte Hertzberg die Erwerbung von Danzig und Thorn in Aussicht genommen; an diesem Gedanken hielt man auch beim Abschluß des polnischen Bündnisses fest. Nun aber war Polen wenig geneigt, auf eine solche Abtretung einzugehen, und auch Leopolds II. Nachfolger, Franz II., verhielt sich ablehnend gegen die preußischen Wünsche. Da wandte sich die preußische Regierung an Rußland. Der Zarin konnte natürlich nichts erwünschter sein als eine Lockerung des österreich-preußischen Bündnisses, das ihr soeben den Gewinn des Türkenkrieges gemindert hatte;

März 1792

und so erklärte sie denn, Preußen müsse mindestens vier polnische Palatinate erhalten. Seitdem gab Preußen das verbündete Polen preis. Mitgewirkt hat dabei auch der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, der (besonders auch von der Zarin) als ein Krieg für Thron und Altar bezeichnet wurde. Der von mystisch-religiösen Ideen erfüllte Friedrich Wilhelm II. (§ 401) trug Bedenken, einer Verfassung Vorschub zu leisten, die vom Volke ausgegangen war und mit den neufranzösischen Ideen einige Ähnlichkeit zu haben schien. So versagte er den Polen jede Hilfe, und der Kurfürst von Sachsen folgte seinem Beispiele.

Krieg gegen Rußland

Auf sich allein angewiesen, haben die Polen den Kampf gegen Rußland und die Targowicer zunächst mutvoll aufgenommen. Der König rief das ganze Volk zu den Waffen; Thaddäus Kosciuszko, der in Amerika unter Washington für die Sache der Freiheit gefochten hatte (§ 407), trat mit Ignaz Potocki, Hugo Collontay u. a. an die Spitze der Patrioten und widerstand bei Dubienka mit Ruhm und Erfolg der russischen Übermacht. Aber Parteiung und Verrat, Geldmangel und die Gleichgültigkeit des in harter Leibeigenschaft schmachtenden Volkes lähmten die Kräfte. Dazu kam die Schwäche des Königs. Statt die Begeisterung der Vaterlandsfreunde zu benutzen, ließ er sich durch einen drohenden Brief der Kaiserin so einschüchtern, daß er dem Targowicer Bunde beitrat, die Handlungen des Reichstags verdammte und alle Feindseligkeiten gegen die Zarin, „die Wiederherstellerin der polnischen Freiheit“, untersagte. Schmerzerfüllt legten hierauf die Kämpfer für Polens Wiederbelebung das Schwert nieder und verließen die Heimat, um der Rache der Gegner zu entgehen; der alte Zustand mit allen Mißbräuchen wurde wiederhergestellt; Rußland gebot unbedingt in Polen, Warschau erhielt eine russische Garnison.

17. Juli 1792

Polen in russischer Gewalt

24. Juli 1792

Zweite Teilung

Preußen konnte dem nicht ruhig zusehen, da die Gefahr bestand, daß die russische Militärmacht sich bis an die Grenzen der Mark Brandenburg ausdehne. Den früheren Verhandlungen entsprechend trat es nun mit seinen Ansprüchen hervor und erlangte zuerst von Rußland die Zustimmung zu der geplanten Besitzergreifung, dann auch von Österreich, dem dafür eine Entschädigung in Bayern zugestanden wurde. Mit Beginn des nächsten Jahres rückten preußische Truppen unter Feldmarschall Möllendorf in Polen ein; zugleich wurde in Petersburg der preußisch-russische Vertrag über die zweite Teilung unterzeichnet. Der nach Grodno berufene Reichstag genehmigte nun unter dem Druck russischer Truppen zuerst die Abtretung der von Katharina begehrten Landschaften. Hartnäckiger widerstanden die Landboten der preußischen Forderung, zumal Rußland dieselbe nicht aufrichtig unterstützte. Weil Preußen in den französischen Krieg verwickelt war, glaubte die Zarin, ihm seine polnische Beute entreißen oder wenigstens schmälern zu können; erst als der Preußenkönig mit dem Rücktritte vom französischen Feldzuge drohte (IV, § 17) und nach Polen abreiste, änderte sich die Haltung Rußlands. Nun genehmigte der sogenannte „stumme Reichstag“ die Abtretungen an Preußen.

Dez. 1792

Jan. 1793

23. Jan.

22. Juli

25. Sept.

Der Versammlungssaal wurde von russischen Truppen umstellt; und es war mit dem russischen Gesandten Sievers vereinbart worden, daß nach Verlesung des Vertrags niemand das Wort nehmen sollte: dieses allgemeine Schweigen wurde als Zustimmung genommen. Dadurch, daß dieser Vorgang eine verabredete Komödie war, verliert er das Erhabene, was man ihm zugeschrieben hat.

Preußen erhielt außer Danzig und Thorn die Woiwodschaft Posen, Gnesen, Kalisch und einige andere Landschaften von Großpolen, über 1000 Quadratmeilen mit mehr als einer Million Bewohnern, die es als „Südpreußen" mit seinen übrigen Besitzungen verband; Rußland Teile von Litauen, Kleinpolen, Wolhynien, Podolien, der Ukraine, ein Gebiet von über 4000 Quadratmeilen mit mehr als drei Millionen Einwohnern. Polen verblieb kaum mehr als ein Dritteil seines ehemaligen Gebietes.

Russisches Übergewicht

§ 416. Die dritte Teilung. Um dem noch übrigen Polenreich den letzten Rest von Selbständigkeit zu rauben, wurde ein ewiges Bündnis mit Rußland abgeschlossen, vermöge dessen die Polen ohne Erlaubnis der Kaiserin keine Veränderung in der Verfassung vornehmen und mit keiner fremden Macht ein Bündnis eingehen dürften, die russischen Truppen aber das Recht haben sollten, zu jeder Zeit in das Königreich einzurücken. In Warschau, wo eine russische Besatzung blieb, gebot Katharinas Gesandter, der barsche und übermütige General Igelström, mit despotischer Rücksichtslosigkeit. Da erwachte noch einmal der polnische Nationalgeist. Eine Besserung der inneren Zustände erfolgte freilich auch jetzt nicht, aber es bildete sich doch eine geheime, durch das ganze Land verzweigte Verschwörung zur Befreiung des Vaterlandes. Die ausgewanderten Patrioten, vor allem Kosciuszko, standen mit den Verschwörern in Verbindung. Er plante eine Erhebung der ganzen Nation, wollte aber damit warten, bis Preußen noch tiefer in den französischen Krieg (IV, § 23) hineingezogen wäre und Rußland seine Heere wieder gegen die Türken gesandt hätte; er hoffte auf französische Unterstützung und war selbst in Paris gewesen.

Okt. 1793

Nationale Pläne

Erhebung Polens

Da kam von Petersburg der Befehl, die Hälfte der polnischen Armee zu entlassen. Diesem Befehl widersetzte sich in Pultusk der General Madalinski und zog mit seinen Reitern auf Krakau. Das gab das Signal zum Aufstand. Kosciuszko erschien in Krakau, übernahm die Regierung und erließ einen Aufruf an das Volk, in welchem er die Wiederherstellung der Freiheit als Ziel des Kampfes hinstellte. Der Sieg, den Kosciuszko bei Raclawice über eine russische Heeresabteilung erfocht, trieb dann die Bewohner der Hauptstadt zum Aufstand. Am Gründonnerstag wurde die russische Besatzung in Warschau angegriffen und teils niedergemacht, teils gefangen; Igelströms Palast ging in Flammen auf. Eine provisorische Regierung wurde eingesetzt, aber der eigentliche Herr der Stadt war der Pöbel, der nach dem Muster der französischen Jakobiner schaltete. Nun rückten preußische Truppen in Polen ein, vereinigten sich mit einem russischen Truppenkorps, brachten Kosciuszko eine Niederlage bei Rawka bei und besetzten Krakau. Kosciuszko schlug sich nach Warschau durch, trat hier dem Pöbelregiment entgegen und rief Streitkräfte zusammen, um die Stadt gegen die anrückenden Preußen zu verteidigen. Diese erschienen Mitte Juli vor Warschau, gaben aber Anfang September die Belagerung auf, weil ein Aufstand in dem neuerworbenen Südpreußen drohte, und weil der Preußenkönig über die unfreundliche Haltung Österreichs und Rußlands verstimmt war.

4. April 1794

17. April

6. Juni

13. Juli–6. Sept.

Russische Siege

Dieser Rückzug der Preußen kam im Grunde den Russen sehr gelegen, da sie nun den Feldzug allein beendigen konnten. Suworow war bereits von der Ukraine her in Anmarsch und schlug den ihm entgegengesandten polnischen General Sierakowski bei Brzesc am Bug; dann erlitt Kosciuszko durch ein anderes russisches Heer eine Niederlage bei

7. Sept. 1794

Maciejowice und geriet schwer verwundet in russische Gefangenschaft. 10. Okt. 1794
Vom Pferde sinkend soll er ausgerufen haben: „Hic est finis Poloniae“; das ist unhistorisch, aber in der Tat war das „Ende Polens“ gekommen. Suworow marschierte auf Warschau, erstürmte die Vorstadt Praga, 4. Nov. wobei entsetzliche Greuel verübt wurden, und konnte einige Tage darauf als Sieger in die geängstigte Hauptstadt einziehen. 9. Nov.

Bei den nun folgenden Verhandlungen zwischen Rußland, Österreich und Preußen zeigte sich bald, daß die beiden Kaisermächte Preußen möglichst zurückdrängen wollten. Das veranlaßte die preußische Regierung, mit Frankreich den Separatfrieden von Basel (IV, § 23) zu 5. April 1795 schließen; darauf wurde, nachdem Österreich und Rußland schon seit dem Januar 1795 einig gewesen waren, im Oktober der Vertrag über die dritte Teilung von den drei Mächten unterzeichnet. Dritte Teilung 24. Okt. 1795

Österreich erhielt, obschon es gegen den Aufstand keinen Schwertstreich getan hatte, durch Katharinas Gunst Westgalizien mit Krakau, Preußen ein Stück links der Weichsel mit Warschau und das als „Neuostpreußen“ mit der Monarchie verbundene Gebiet bis zum Njemen; alles übrige riß Rußland an sich. — Um dieselbe Zeit mußte sich ihm auch das Herzogtum Kurland, das zwei Jahrhunderte lang unter Polens Lehnsherrschaft gestanden hatte, unterwerfen. Russische Intrigen brachten den kurländischen Landtag dahin, 28. März 1795 daß er um die Vereinigung mit Rußland einkam, worauf der letzte Herzog Peter Biron gegen eine jährliche Rente freiwillig entsagte (§ 249).

König Poniatowski legte die Krone nieder und lebte bis zu seinem Tode (1798) in Petersburg von dem Jahrgelde, das ihm die drei Mächte gewährten. — Kosciuszko Kosciuszko wurde nach Katharinas Tode von Paul I. in Freiheit gesetzt; er ging nach Amerika und 1796 kam 1798 als Gesandter des Kongresses nach Frankreich. Den Lockungen Napoleons, der seine Popularität 1806 gegen Rußland benutzen wollte, widerstand er, da er Paul I. versprochen hatte, nicht wieder gegen Rußland zu dienen. 1816 ließ er sich in Solothurn nieder und starb hier infolge eines Sturzes mit dem Pferde. Sein Leichnam wurde 1818 †15. Okt. 1817 auf Kosten Alexanders I. nach Krakau gebracht und im dortigen Dome beigesetzt; unweit der Stadt wurde von den Händen der Bürgerschaft zu seiner Ehre der Kosciuszko-Hügel zusammengetragen.

Der Untergang eines einst ruhmreichen und mächtigen Staates bleibt Beurteilung der Teilungen ein tragisches Schicksal, aber die Hauptschuld an diesem Untergang tragen die Polen selbst: nicht die große Masse des Volkes, sondern der Adel und die Geistlichkeit. Der rücksichtslose Egoismus der Adligen raubte der Staatsgewalt die unbedingt notwendigen Machtmittel und hinderte das Aufkommen eines selbständigen Bürger- und Bauerntums; dazu kam die sittliche Verkommenheit dieses Adels, seine Parteiwut und Bestechlichkeit und die geistige Rückständigkeit des von der Kirche geleiteten Volkes. Auf der anderen Seite haben die Nachbarmächte sich vor Gewalttat und Rechtsbruch nicht gescheut; aber wie die Dinge einmal lagen, handelte es sich für Preußen und Österreich schließlich doch nur darum, ob sie Rußland die Beute allein überlassen oder daran teilnehmen sollten. Und da war es für Preußen eine unabweisbare Pflicht, die Verbindung zwischen Pommern und Ostpreußen und dann die zwischen Westpreußen und Schlesien herzustellen. Für die Mehrheit der Bevölkerung dieser Gebiete bedeutete übrigens der Untergang der Adelsrepublik den Anfang einer besseren Zeit.

Viertes Kapitel.

Blütezeit der deutschen Literatur.

Ziele der Entwicklung

§ 417. Allgemeines. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts wird bestimmt und gekennzeichnet durch die Erkenntnis der herrschenden Mittelmäßigkeit, durch die Überzeugung vom Unwerte der abgelebten Kunstlehren und durch die Sehnsucht nach einem genialen Befreier aus dem Elend und der Dürftigkeit der deutschen Dichtung. In der Flucht aus der unheilbaren Gegenwart fanden sich all die verschiedenen, ja entgegengesetzten Richtungen, Schulen und dichtenden Verbände zusammen, die sich in schwer übersichtlichem Wechsel folgten, einander ergänzend und befehdend. Ihr gemeinsamer Gegensatz zu dem, was sich damals als Kunst ausgab, stellte ihrem Bemühen um eine neue, geläuterte Kunst eine Doppelaufgabe. Einmal galt es, nutzlose, ja schädliche Regeln und Ansichten zu widerlegen, unberechtigte Ansprüche bisher unangefochtener Tagesgrößen und Schulmeinungen zurückzuweisen und die hergebrachte Gebundenheit des dichterischen Schaffens zu beheben. Anderseits aber mußte ein Ersatz für das abgetragene Lehrgebäude der Ästhetik geboten und ehrlicher Wille mit dem Hinweise auf würdige Vorbilder zurechtgeleitet werden. So wurde die Kritik zum allgemeinen Ausgangspunkte. Kritisch betätigten sich die Anakreontiker, die Schweizer, der Berliner Kreis, der Hain, endlich Sturm und Drang, ebenso und allen voran Lessing, Herder, selbst der junge Wieland und Goethe. Nur Klopstock hat sich erst im Alter mit dem Amte des Geschmacksrichters zu befreunden vermocht. Und wenn sich so Nord und Süd, Ost und West zum Abbruche des Bestehenden die Hand reichten, so erkannte diese jugendlich ungestüme Kritik auch keine sachlichen Grenzen an; weit über das eigentliche, literarische Gebiet ging sie hinaus und zog Staat und Kirche, bürgerliche Zustände und gesellschaftliche Verhältnisse vor ihre Schranken. Einhellig war jedoch diese Kritik nur in ihrem abfälligen Urteil über das Alte; in den Verbesserungsvorschlägen ging jede Schule, ja fast jede einzelne Person ihren eigenen Weg. Altertum und fremdländische Gegenwart, Entfesselung des Gemüts und wasserklare Verstandesmäßigkeit, vergleichende Seitenblicke auf andere Künste und haarscharfe Begrenzung des dichterischen Gebietes, angeblich urdeutscher Bardensang und Zukunftsdrama, protestantische Glaubensinnigkeit und das der Fremde entstammende Naturevangelium, schlüpfrige Grazie und schier unnahbare Hoheit: alles ging in unentwirrbarem Gemische, aber lebendig kraftvoll neben- und durcheinander. Doch haben schließlich in dem gärenden Meinungskampfe die Ideen des deutschen Nordens obgesiegt. Hier, wo einst Luther die Geistesfreiheit errungen und einer gemeinsamen Schriftsprache zur Herrschaft verholfen hatte, klärte jetzt Lessings durchdringender Verstand den Begriff der Dichtkunst und wies dem kommenden Genius Weg wie Ziel, während Klopstock die Sprache adelte und zum Ausdrucke der erhabensten Gefühle befähigte, zugleich aber durch seine Person und seine Werke die Würde der Dichtkunst zu allgemeiner Anerkennung brachte und ihre Hoheitstellung im Geistesleben des Volkes sicherte. Im Gefolge beider Bahnbrecher schlugen begabte Männer der verschiedensten Richtungen neue Bahnen ein und begründeten teils durch den Kampf gegen verjährte Irrtümer, teils durch mustergültige Schöpfungen einen Höhegrad der Bildung, wie er in der neueren Geschichte kaum seinesgleichen hat.

Kritik

Positive Forderungen

Aufschwung der Dichtung

Den größten Aufschwung nahm die Dichtung und der Kunstgeschmack, so daß die poetische Bildung jeder anderen den Vorrang abgewann. Jetzt schloß Philosophie und Religion ein enges Bündnis mit der Dichtkunst, und Phantasie und Gefühl, der Nährboden wahrer Poesie, wurden auch auf das Gebiet der Wissenschaft hinübergetragen. Der Dichtkunst wandten sich die größten Geister unseres Volkes zu. Lessings Spuren folgte der feinfühlige, geistreiche Herder, der auf den Ursprung aller Sprache und Dichtkunst zurückging, zuerst das Ver-

ständnis der morgenländischen Naturdichtung wie des tiefen Gehaltes kunstlosen Volksgesanges bei den verschiedenen Völkern erschloß und durch seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit fruchtbarste Anregungen zu weiteren Forschungen gab. Den priesterlichen Vorklassiker Klopstock machten Gefühlswärme, Frömmigkeit und vaterländischer Freiheitssinn zum verehrten Oberhaupt neuer wie schon bestehender Richtungen. Besonders der Jugend Herzen fielen ihm zu. Den kraftvollen Ernst, die kritische Schärfe und den begeisterten Schwung dieser Norddeutschen ergänzten gefällige Anmut und unbefangene Leichtigkeit in der heiteren Lebensphilosophie des Schwaben Wieland.

Höhepunkt

Ihren Höhepunkt erreichte diese Entwicklung mit Goethe und Schiller. In Goethes Schöpfungen spiegelte sich das Geistesleben der Nation, wie sein eigner Bildungsgang. Seine Jugend fiel in die kraftgenialische Zeit, die Regeln und Überlieferung verschmähte, nur die, wenn auch formlosen Erzeugnisse des Genius gelten ließ, die Tiefe der Urpoesie und Naturdichtung bewunderte und in Ossian und Shakespeare die Offenbarungen wahrer Kunst erblickte. Sie nahm daher des jungen Werthers Leiden und Götz von Berlichingen mit stürmischer Begeisterung auf. Als Lessing und Winckelmann das Interesse für antike Kunst in Deutschland geweckt hatten, erschienen zu geeigneter Stunde die klassischen Stücke Tasso und Iphigenie, im Geiste und Ebenmaß des Altertums und belebt durch Eindrücke und Empfindungen von der Italienischen Reise, die sich auch in den unübertrefflichen Volksauftritten des Trauerspiels Egmont abspiegeln. Das idyllische Epos Hermann und Dorothea berührte die politischen Erschütterungen der Zeit. Der Roman Wilhelm Meister, worin die Schilderung des Schauspielerlebens mit der mannigfaltigsten Charakterzeichnung voll tiefer Seelenkunde und feiner Beobachtung verknüpft ist, und die Novelle Wahlverwandtschaften zeigen Einflüsse der Romantik mit ihrer Liebe zum Wunderbaren, Geheimnisvollen und Märchenhaften. In Dichtung und Wahrheit schildert Goethe seinen eigenen Lebens- und Bildungsgang, im Faust endlich, der ihn fast sein ganzes Leben hindurch beschäftigte, hinterließ er der Nachwelt ein Abbild seiner innersten Seelenzustände. — Auch Schillers erste Bühnendichtungen entstammen dem jugendlichen Sturm und Drang; mit Don Carlos beginnt eine neue geläuterte Kunst. In Jena, als Professor der Geschichte, schrieb er die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, den Abfall der Niederlande und das dreiteilige Stück Wallenstein. In der Glocke gab er ein reizendes Gemälde des menschlichen Lebens mit seinen Freuden und Schmerzen und in den letzten, durch Krankheit vielgetrübten Lebensjahren in Weimar schuf er Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina und Wilhelm Tell. Durch die Lauterkeit seiner Gefühle und durch die Wahrheit seines Strebens gewann Schiller die Freundschaft Goethes, so verschieden sonst ihre Eigenart war, und ihre vereinte Tätigkeit bezeichnet den Höhepunkt deutscher Dichtkunst. In ihrem Bunde waren eben die ewigen Gegensätze: Idealismus und Realismus, Subjektivität und Objektivität einträchtig gepaart.

Klopstock 1724—1803

§ 418. Klopstock und seine Schule. Zu Quedlinburg am 2. Juli 1724 geboren, verbrachte Friedrich Gottlieb Klopstock seine Jugend unter den Eindrücken einer schönen Natur und einer großen Vergangenheit. In der Erziehung des empfänglichen Knaben ergänzte die Frömmigkeit der Mutter des Vaters männlichen Ernst aufs glücklichste. Zu der dreifachen Mitgabe des Elternhauses, der Liebe zur Natur, dem vaterländischen Sinne und dem christlichen Gemüte, fügte die berühmte Lehranstalt zu Schulpforta eine Vertiefung seines Glaubens, weiter Kraft des Ausdrucks und Herrschaft über die dichterische Form, sowie ein glühendes Gefühl für die Würde der Poesie. Bereits auf der Schule trug sich Klopstock mit dem Plane zu einem Heldengedichte Heinrich der Vogler; doch in Leipzig, wohin er 1746 nach kurzem Besuche der Universität in Jena übergesiedelt war, „stellte sich

1739—1745

ihm der Messias als würdigster Held dar". 1748 erschienen die drei ersten Gesänge dieses Epos in den **Bremer Beiträgen**, der Zeitschrift des danach genannten literarischen Vereins (s. später), dem den Dichter Seelenverwandtschaft und Freundschaftsbedürfnis zugeführt hatten. Die begeisterte Aufnahme, die den veröffentlichten Stücken des Messias in ganz Deutschland zuteil ward, mußte dem Dichter über die schwere Enttäuschung seiner Liebe zu Marie Sophie Schmidt, der Schwester seines Freundes, die er als „Fanny" besang, hinweghelfen. Doch ermannte sich seine kräftige und jugendfrohe Natur wieder, namentlich während 1750 seines Aufenthaltes bei Bodmer (§ 354) in Zürich zu solcher Frische, daß schließlich beider Verhältnis getrübt ward. Bodmern war der Dichter nicht „heilig" genug. Da erhielt Klopstock 1751 die hochherzige Einladung des dänischen Königs Friedrichs V. (§ 411), der durch ein Jahresgehalt des Dichters Unabhängigkeit und Unterhalt sicherstellte. Auf der Reise nach Kopenhagen lernte dieser Meta Moller kennen, seine „Cidli", mit der ihn dann von 1754 bis zu ihrem Tode 1758 die glücklichste Ehe verband. Nach seines königlichen Gönners Tode (1766) lebte Klopstock dauernd in Hamburg; vorübergehend war der Aufenthalt in Karls-1774–1775 ruhe, wohin ihn der Markgraf Friedrich berufen hatte. 67 jährig heiratete er 1791 nochmals. Seine zweite Gattin, Johanna verw. von Winthem, eine Nichte Metas, ist ihm eine liebevolle Pflegerin bis zu seinem Tode (14. März 1803) geworden. In Ottensen bei Altona wurde er mit königlichen Ehren neben seiner Meta beigesetzt.

1748–1773 25 Jahre verflossen, bis die **Messiade** vollendet war. Anfangs folgte das deutsche Volk der erhabenen Dichtung mit gespannter Ehrfurcht; weichmütige Seelen vergossen Ströme von Tränen, und die ganze Nation schwelgte in elegischer Stimmung. Aber der sprachgewaltige Meister mußte es noch erleben, daß die Teilnahme für das von Empfindung und Gefühl durchflutete Werk sich minderte. Mag eine Ursache davon in dem Mangel des vorzugsweise lyrisch beanlagten Dichters an epischer Gestaltungskraft liegen, eine andere im Unvermögen der menschlichen Natur, sich dauernd in einer ununterbrochen feierlichen und religiösen Stimmung zu erhalten: entscheidend waren jedenfalls einmal der Fehlgriff des Dichters mit der epischen Form, die eine Umkehr und nicht einen Fortschritt zum Ziele der literarischen Entwicklung bedeutete, sodann die Wandlung in unseres Volkes Empfindungs- und Denkweise unter dem Einflusse Lessings, Schillers und Goethes. So mußte auch der wunderliche 1774 Versuch Klopstocks, mit der **Deutschen Gelehrtenrepublik** eine Art dichterischen Geheimbund mit abgestufter Gliederung, verschrobenen Einrichtungen und sonderbaren Strafen zu begründen, allgemeiner Teilnahmlosigkeit, ja Ablehnung begegnen. Fast weniger noch als zum Epos schien Klopstock für die Gattung berufen, der doch die Zukunft gehören sollte. Seine **biblischen Schauspiele**, wie der **Tod Adams**, **Salomo**, **David**, sind bei aller religiösen Gesinnung voll inniger Glaubenswärme doch dramatischer Handlung fast gänzlich bar.

Erhabene Gedanken, wahre Empfindungen in edler, schwungvoller Sprache; aus Klopstocks Munde vernahm sie das deutsche Volk seit Jahrhunderten zum ersten Male wieder. Und fast drei Jahrzehnte lang bildete er den Mittelpunkt der deutschen Dichtung; für zahlreiche Gattungen, vom heiteren Wein- und Liebesliede bis zum feierlichen Hymnus und der Ode im antiken Stile, gab er das Vorbild. Erhellt so seine Bedeutung aus seinen Wirkungen überzeugend, so müßte ein Vergleich mit der vorausgegangenen lehrhaft-trockenen, französisierenden oder rein verstandesmäßigen Dichtung seine Größe noch überraschender herausstellen. Das Recht des Herzens, des Gefühls gelangte durch Klopstock wieder zur Herrschaft. Aus der Wahrheit und Reinheit seiner Empfindung erklärt es sich auch, daß seine Zeit ihrem angebeteten Sänger selbst da folgte, wo das Übermaß gefühlsseliger Weichheit, das Schwelgen in Empfindungen und verzückten Vorstellungen zur Abkehr vom werktätigen Handeln zu führen drohten: so rückhaltlos und andächtig hatte die Volksseele den sittlichen Gehalt der neuen Dichtung eingesogen, deren vaterländisches Hochgefühl den Blick der Zeitgenossen zum erstenmal auf die Großtaten der deutschen Vorzeit und im Zusammenhang damit auf die nordische Götterlehre lenkte, deren Träger aber durch sein sittlich reines Leben nicht minder als durch seine Kunst den Gedanken- und Empfindungskreis der Nation bestimmte.

Nachfolger Klopstocks

Wenn Schillers Wort: „Klopstock zieht allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen," auch für die geistlichen Schauspiele des Meisters und für die sogenannten **Barbiete** (§ 419), vaterländische Dramen,

wie Hermannsschlacht, Hermann und die Fürsten, Hermanns Tod, gilt, so verkannten die Nachahmer vollends das Wesen des Bühnenstücks. Dagegen fand die Oden- und Hymnendichtung mehrere namhafte Fortsetzer, so das Kirchenlied in Andreas Cramer, einem ehemaligen Bremer Beiträger, und in Uz, der mit Gleim und Götz den Dichterverein der Anakreontiker bildete (§ 354). Vollendet in der Form, leidet die weltliche Ode nach klassischem Muster bei Ramler, dem Leiter des Berliner Nationaltheaters, durch das Übermaß an Pathos und unter der Last mythologischen und allegorischen Beiwerks, während in den Dithyramben von Willamov, eines Landsmanns von Herder, bereits der Sturm und Drang vorklingt.

Uz 1720—1796
Ramler 1725—1798
Willamov 1736—1777

Die Bremer Beiträger, durchweg hochgestimmte, schwärmerisch beanlagte Jünglinge, hatten sich nach und nach von Gottscheds Grundsätzen freigemacht und hielten nun eine mittlere Linie ein, etwa wie die Schweizer (§ 354). Um 1744 schlossen sich diese Leipziger Studenten zur Begründung einer literarischen Zeitschrift zusammen, in der nur eigene, von den Vereinsmitgliedern erst geprüfte Erzeugnisse veröffentlicht werden sollten. Der ursprüngliche Titel Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes wurde bald zu Bremer Beiträge nach dem Verlagsorte verkürzt.

Bremer Beiträger

Die Schriftleitung hatte Karl Christian Gärtner aus Freiberg. Er ging jedoch bereits 1745 nach Braunschweig, wohin ihm, als er zwei Jahre später Professor am Karolinum geworden war, Johann Arnold Ebert, der Dichter von Episteln und Vermischten Gedichten, auch Übersetzer von Youngs Nachtgedanken (§ 357), mit Friedrich Wilhelm Zachariä folgte, dessen Dichterruhm durch das komische Heldengedicht Der Renommist mit einem Schlage so fest begründet war, daß ihm auch die späteren schwächeren Leistungen, wie Der Phaeton, Murner in der Hölle und Tayti oder Die glückliche Insel, keinen Abbruch taten. Mit der Übersetzung von Miltons Verlorenem Paradiese versuchte er sich an einer Aufgabe, für die ihm die Anlage abging. Unermüdliche Mitarbeiter der Beiträge waren die Sänger Geistlicher Lieder, Andreas Cramer, später Hofprediger in Kopenhagen, und Johann Adolf Schlegel, der Vater der beiden Romantiker von Schlegel (IV, § 82), der als Superintendent von Hannover starb. Gottlieb Wilhelm Rabener, zuletzt Kreissteuerrat in Dresden, blieb mit seinen bei aller Vorsicht und trotz ziemlicher Breite treffenden Satiren doch hinter den geistreichen, witzigen Sinngedichten des philosophisch gebildeten Mathematikers an der Universität Göttingen, Abraham Gotthelf Kästner, zurück. Weiter zählten zu den „Beiträgern" der mit Lessing befreundete Christlob Mylius, der Herausgeber des „Freigeists", dann Schriftleiter der „Vossischen Zeitung", ferner der in Ungarn geborene und als Superintendent in Sondershausen gestorbene Nikolaus Dietrich Giseke, dessen geistliche Lieder, Fabeln und Episteln nach seinem Tode von Gärtner in einer Ausgabe vereinigt wurden, endlich Christian Fürchtegott Gellert aus Hainichen. Seine sanftmütige, schüchterne und unbeirrbar menschenfreundliche Natur ruhte auf tiefsittlichem Untergrunde, ebenso seine Schriftstellerei. In späteren Jahren hat ihn sein gesteigertes Innenleben wohl auch zu Selbstquälerei und zu sittenrichterlicher Strenge geführt. Seinerzeit war er aber der vom allgemeinen Vertrauen getragene Lieblingsdichter und Tugendlehrer des deutschen Volkes. Als Professor an der Leipziger Universität hat er durch seine Vorlesungen über Dichtkunst, Beredsamkeit und Moral die studierende Jugend an sich gefesselt, durch einen ausgedehnten Briefwechsel die weiten Kreise der Bildung sittlich und stilistisch beeinflußt, endlich in Geistlichen Oden und Liedern, wie in Fabeln und Erzählungen mit ihrer durchweg moralischen Nutzanwendung das, was die Zeit verlangte, so glücklich getroffen, daß ihm niemand an Volkstümlichkeit gleichkam. Gellert war von Gottschedischen Anschauungen ausgegangen, ist ihnen innerlich wohl auch nie untreu geworden, selbst da nicht, als er, von ihrer Verstandesmäßigkeit in seinem Gemüte unbefriedigt und durch das starre Regelwerk geängstet um die ansprechende Leichtigkeit seiner Schreibweise, zu den Beiträgern übertrat. Dem Geschmacke des Tages huldigte er mit Schäferspielen Das Band, Sylvia. Dagegen vermied sein satirisches Lustspiel Die Betschwester bei aller Zahmheit doch öffentlichen Anstoß nicht ganz. Auch Das Leben der schwedischen Gräfin *** enthält Wagnisse, bedeutet übrigens mit der verinnerlichten Handlung einen Fortschritt auf dem Gebiete des Romans, mag auch die äußere Gesetzmäßigkeit über die Sittlichkeit des Herzens obsiegen. Körperliche Zustände und geistige Anlagen wiesen den Dichter auf die Tugend des Maßhaltens: ihr verdankt er wohl auch

Gärtner 1712—1791
Ebert 1723—1795
Zachariä 1723—1777
Andr. Cramer 1723—1788
J. A. Schlegel 1721—1793
Rabener 1714—1771
Kästner 1719—1800
Mylius 1722—1754
Giseke 1724—1765
Gellert 1715—1769

das Lob des großen Preußenkönigs, der ihn bei einer Vorstellung in Leipzig für den „vernünftigsten unter den deutschen Gelehrten“ erklärte.

Wie Gellert, so waren die Bremer Beiträger insgesamt anfänglich Gottschedjünger gewesen, hatten sich aber jederzeit eine gewisse Selbständigkeit gewahrt. Ihre gänzliche Abkehr von dem Leipziger Gebieter entschied dann der Eintritt Klopstocks in ihre Gemeinschaft, der er auch ein würdiges Denkmal in seinem Wingolf gesetzt hat, einer Folge von Oden, die in schwungvoller Sprache den ganzen Kreis der Freunde besingen.

Der Erfolg von Gellerts Fabeln bestärkte die Zeitgenossen in der Pflege dieser Gattung, die auch sonst, wie in der Schweiz durch Meyer von Knonau, beliebt geworden war.

Meyer von Knonau 1705—1785

Im unmittelbaren Anschlusse an Gellert dichtete der „Vater“ Gleim (s. unten) Fabeln, ebenso Gottfried Lichtwer, seit 1751 Konsistorialrat in Halberstadt, der auch das lehrhafte Recht der Vernunft verfaßte, und Gottfried Konrad Pfeffel. Trotz seiner frühzeitigen Erblindung, die ihm nie Gemütsruhe und Heiterkeit geraubt hat, errichtete er in Kolmar, seiner Vaterstadt, eine Erziehungsanstalt für zukünftige Offiziere und wurde später in das protestantische Oberkonsistorium berufen. Von der Äsopischen Fabel Lichtwers wandte er sich wieder mehr Gellerts Vorbildern, Lafontaine und anderen Franzosen, zu.

Lichtwer 1719—1783 Pfeffel 1736—1809

Übrigens war allen drei Fabeldichtern der Erfolg beschieden, daß mehr als einzelnes aus ihren Sammlungen noch heute lebt.

Von den Nachahmern Klopstocks waren es die Schweizer (§ 354), die sich unter den ersten und ganz an den Sänger des Messias anschlossen. Idyllische Erzählungen und Schilderungen nach dem Alten Testament wurden ihre Lieblingsgegenstände.

Die Schweizer

Bodmer (§ 354), der gastfreie Gönner junger Dichter, wie Klopstocks und Wielands, vollendete seine Noachide nunmehr in Klopstocks Manier, der sich, dankbar für solche Teilnahme, eng an Bodmer anschloß, um so mehr, als Gottsched in törichter Verblendung ein Epos des talentlosen Freiherrn von Schönaich (§ 355) als Werk echter Kunst der Messiade gegenüberstellte. Bodmers Landsmann, der Landschaftsmaler und Buchhändler Salomon Geßner, schrieb in ungebundener Rede den Tod Abels und Idyllen (s. unten). Auch Johann Kaspar Lavater (§ 360) wurde von Klopstock zur Dichtung angeregt. Schwärmerisch angelegt und mehr und mehr zum Eiferer für strengreligiöse Gläubigkeit gegen Aufklärung und Freigeisterei geworden, ließ er sich durch das glühende Verlangen nach einer Offenbarung Gottes in sichtbarer Gestalt zu den wunderlichsten Annahmen und Schriften verleiten. Auch zu den Geheimwissenschaften nahm er seine Zuflucht. Alles das entfremdete ihm schließlich auch Goethes Neigung. Als Dichter versuchte er sich erfolglos im biblischen Epos, Jesus Messias, Joseph von Arimathia, und Drama, Abraham und Isaak. Ausgegangen war er von Schweizerliedern mit christlich-sittlichem Grundtone, der dann ausschließlich den Charakter der Christlichen Lieder bestimmt. Lavaters ganzes Wesen war menschenfreundlich gerichtet, und in diesem Sinne waren auch seine vielbesprochenen, doch nicht ungefährlichen Physiognomischen Studien „zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ gemeint.

Bodmer 1698—1783 Geßner 1730—1788 Lavater 1741—1801

Auch außerhalb der Schweiz füllte sich der Büchermarkt mit „Patriarchaden“. Zachariäs Spott machte die Welt nicht irre. Er selbst hatte zwar seine Schöpfung der Hölle unvollendet, auch Wieland es bei einem Erstlingsversuche Der geprüfte Abraham bewenden lassen. Doch der als Schriftsteller und Staatsmann berühmte Karl von Moser ließ sich durch Klopstock zu einem Heldengedichte in Prosa Daniel in der Löwengrube anregen, wie Gleim zum Tod Adams.

Karl von Moser, hessischer Minister, war ein vaterländisch gesinnter Mann, der freiere, aus dem englischen Verfassungsleben geschöpfte politische Ansichten mit strenger Gläubigkeit zu vereinen und im wahren Christentume den Quell der Vaterlandsliebe nachzuweisen suchte. Seine Geistlichen Gedichte wurden viel gelesen; doch höher stehen seine politischen Schriften durch den Freimut ihres Verfassers. — Der edle und freigebige „Vater“ Gleim, „der deutsche Anakreon“, war eine weiche, leichtempfängliche Natur, die schnellbegeistert neuen Anregungen nachgab. Auf den mannigfachsten Gebieten hat er sich versucht. Unbestrittener Erfolg war seinen Preußischen Kriegsliedern eines Grenadiers beschieden. Später vertauschte er diese „frische, aus dem Leben gegriffene Originalität“ mit der ge-

K. von Moser 1723—1798 Gleim 1719—1803

zwungenen Erhabenheit des Halladat oder roten Buches, das Stoffe aus Bibel und Koran zu sittlich-religiösen Betrachtungen verschmilzt.

Idylle

Auch die Anfänge der Idylle lagen in Klopstocks Dichtung mit ihren anschaulichen Schilderungen von Zuständen, ihren stimmungsvollen Gemälden ohne bewegte Handlung. Diese Art traf den Geschmack der gefühlseligen Zeit.

E. von Kleist 1715—1759

Gesner 1730—1788

Voß 1751—1826

Schon Brockes (§ 354) hatte verwandte Töne angeschlagen. Noch unabhängig von Klopstock veröffentlichte 1749 Ewald von Kleist (§ 354) sein beschreibendes Gedicht Der Frühling, ein Lied der Sehnsucht und des Friedens. Sein heldenhafter Tod bei Kunnersdorf besiegelte, was sein kraftvolles Epos Cissides und Paches gepriesen hatte. Der auch im Auslande gefeiertste Idyllendichter war Salomon Geßner. Auch bei ihm stimmt tatkräftige Vaterlandsliebe nicht zu der weichen, fast süßlichen Art, die seine Bilderchen aus einer erträumten Unschuldswelt kennzeichnet. Bleibenden Erfolg haben die Idyllen von Johann Heinrich Voß gehabt, besonders Luise und Der siebzigste Geburtstag, eben weil sie aus einem erklügelten goldenen Zeitalter in die Wirklichkeit und damit zu den besten Vorbildern des Altertums zurückführten. Voß, ein geborener Mecklenburger, begründete den Hain (§ 419), wurde nach entbehrungsvoller Studienzeit und wechselvollem Leben Rektor erst in Otterndorf, dann 1782 durch Friedrich Leopold von Stolberg (§ 419) in Eutin. Neben den Idyllen sichert ihm die Übersetzung der Iliade und der Odyssee die Namensdauer. Weniger Erfolg hatten sonstige Verdeutschungen anderer alter Dichter, auch Shakespeares, wie eigene Gedichte. Im Ruhestande lebte er seit 1805 zu Heidelberg als Muster bürgerlicher Ehrenhaftigkeit, als treuer Freund Gleichgesinnter, als Vorkämpfer für Licht, Wahrheit und Humanität, endlich als grimmiger Feind alles dessen sowohl, „was engherzig an Scholle, Zelle und Schule hängt, als was ins Weite ziellos ausschweift". Das erfuhr u. a. der einstens vielgeliebte Jugendfreund, Graf Stolberg. Der Zorn Vossens über seinen Abfall zum Katholizismus entlud sich in der Flugschrift: Wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward. — Das süddeutsche Gegenstück zu Vossens Idyllen schuf der Baseler Peter Hebel mit seinen gefühlswarmen, anschaulich schildernden Alemannischen Gedichten und dem köstlichen, im besten Sinne volkstümlichen Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds. In ähnlicher Weise dichtete sein Landsmann Usteri ländliche Sittengemälde, zum Teil in der Mundart, wie Der Vikari. Am bekanntesten hat ihn sein Lied: „Freut euch des Lebens" gemacht.

Hebel 1760—1826

Usteri 1763—1827

§ 419. Der Göttinger Dichterbund. Die Seele des Göttinger Dichterbundes oder des Hains war Voß (§ 418). Mit ihm hatten sich „zu ewiger Freundschaft und größter Aufrichtigkeit in ihren Urteilen gegeneinander" 1772 Christian Heinrich Boie, seit 1781 Landvogt in seiner Heimat Meldorf, Karl Friedrich Cramer, der Sohn des § 418 erwähnten Hofpredigers, dann Hölty, die beiden Grafen Stolberg, der als Kammersekretär in Zweibrücken verstorbene Philipp Hahn, Miller, der Verfasser des Siegwart (§ 424), und andere zusammengetan. Bald schlossen sich Bürger und Claudius an. Hebung der Dichtkunst, Pflege religiösen und deutschen Sinnes, Übung der Tugend, das waren die Ziele dieser lauteren, hochgemuten Jugend. Bei den wöchentlichen Sitzungen wurden die Gedichte der Mitglieder begutachtet, beifällig aufgenommene aber in das Bundesbuch eingetragen. Mit schwärmerischer Verehrung blickten die Haingenossen zu „dem größten Dichter, dem ersten Deutschen von denen, die leben, dem frömmsten Manne, zu Klopstock empor". Mit tödlichem Hasse dagegen wandten sie sich von Wieland ab. Etwa 1775 begann sich der Hain zu lichten. Ein Jahr später waren seine Mitglieder zerstreut. Als dauernden Gewinn aus den jugendlichen Brausejahren nehmen sie ins Leben mit hinaus die Verachtung veralteter Schulweisheit und beengender Kunstregeln, Sinn für Vaterland und Glauben, endlich Liebe zur Einfalt der Natur und der Volksdichtung.

Boie 1744—1806

Fr. Cramer 1752—1807

Phil. Hahn 1746—1787

Miller 1750—1810

Gottfried August Bürger aus Molmerswende war eine hochbegabte Dichternatur. Aber „er wußte sich nicht zu fassen, darum zerrann ihm Leben und Dichtung". Ein regelloses Leben und in seinem Gefolge Nahrungssorgen, seine erste Ehe unglücklich durch seine Schuld, das kurze Glück mit Molly bald durch ihren Tod zerstört, endlich neben halb unverschuldeten Unfällen die unbesonnene Vermählung mit dem haltlosen „Schwabenmädchen": alles das lähmte seine geistige Kraft und stürzte ihn frühzeitig ins Grab. Bürger besaß alle Gaben des Volksdichters, hatte insbesondere die deutsche Natur richtig erfaßt. Daher fanden seine lyrischen Gedichte mit ihrem Gemische von niederer Komik und innigem Gefühle

Bürger 1747—1794

allenthalben Anklang. Mächtiger noch ergriff die Kraft, Einfachheit und phantasievolle Lebendigkeit seiner Balladen und Romanzen, die ihn zum Lieblinge des Volkes machten trotz Schillers harten Urteils, und heute noch zählen Lenore, Der wilde Jäger, Der Kaiser und der Abt, Das Lied vom braven Mann zum dichterischen Hausschatze der Nation. — Matthias Claudius aus Holstein lebte zumeist in Wandsbeck; denn die Stellung als Oberlandeskommissar in Darmstadt (1776) war von kurzer Dauer. Seit seiner Studentenzeit ein überzeugter Verehrer Klopstocks hat er sich des Meisters Vaterlands- und Freiheitsliebe, christliche Frömmigkeit und Heiterkeit bis in sein Alter bewahrt. Die Ansicht der siebenziger Jahre, Anlage und Natur gehe über Kunst, entschied seine Richtung auf die Volksdichtung, für die er kaum geringeres Talent als Bürger besaß. Seine Schreib- und Dichtweise war das Abbild höchster Einfachheit in Sitte und Denkart. Daher kamen seine treuherzigen, frommen und dabei launigen Lieder leicht in Herz und Mund des Volkes. Förderlich hierzu war selbst eine gewisse Empfindsamkeit und Schwermut, die, der Anlage nach stets in Claudius vorhanden, durch die Kenntnis Ossians und Yoriks entwickelt wurden und mit den Jahren in dem Maße wuchsen, als christliche Mystik und Religiosität die Oberhand gewannen. Seine Gedichte, Fabeln, kleinen Erzählungen und kritische wie sonstige Aufsätze sammelte er unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans oder sämtliche Werke des Wandsbecker Boten“. — Ludwig Heinrich Christoph Hölty aus Hannover war durch ein zerstörendes Leiden frühem Tode geweiht. Aus einem Vorgefühl dieses Geschickes mag die schwermütige, elegische Stimmung geflossen sein, die bei inniger Freude an der Schönheit der Natur in seiner Lyrik herrscht und der sanften Wehmut über die Vergänglichkeit rührenden Ausdruck verleiht. — Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg begegneten sich, bar alles Standesdünkels, mit den Haingenossen in schwärmerischer Hingabe an die vaterländische, freiheitliche und christliche Idee des Bundes. Vereint gab das Brüderpaar Gedichte und Vaterländische Gedichte heraus. Ihre Lyrik, von der einzelne Stücke den Ton des Volksliedes glücklich treffen, steht jedenfalls weit über ihren Schauspielen. Auch als Übersetzer haben sich beide versucht; bemerkenswert ist Christians Verdeutschung des Sophokles. Vor dem charaktervolleren Bruder hatte Friedrich die größere Begabung und Einbildungskraft voraus. Der idyllische Roman Die Insel (1788) bezeichnet den Wendepunkt in seinem Leben und seiner Dichtung. Mehr und mehr verfällt er seitdem einer „vornehmen Seichtigkeit“ und gesuchten Frömmelei, die nach seinem Übertritte zum Katholizismus seine Schriftstellerei ganz beherrschen. Voß weist in seiner Streitschrift (§ 418) nach, daß die Anfänge zu Friedrichs späterer Entwicklung von jeher in seiner Natur gelegen haben. Den letzten Anstoß zur vollständigen Umkehr gab die französische Staatsumwälzung. Im Jahre 1800 wurde Friedrich katholisch, legte seine hohen Staatsämter — er war dänischer Gesandter in Berlin, dann Regierungspräsident in Eutin — nieder und widmete sich religiöser Schriftstellerei, besonders der fünfzehnbändigen „Geschichte der Religion Jesu Christi“.

Claudius 1743—1815

Hölty 1748—1776

Christ. Stolberg 1748—1821

Fr. Leop. Stolberg 1750—1819

Klopstocks begeisterte Hinweise auf deutsche Art hatte vornehmlich die Jugend lebhaft aufgefaßt. Zurück in unseres Volkes große Vergangenheit wandte sich ihr nach leuchtenden Vorbildern mannhafter Tat und vaterländischen Sinnes suchendes Auge. Eben, 1760, eröffnete auch die durch Macpherson vermittelte Kenntnis Ossians (II, § 362) den Einblick in eine wunderbare Welt, deren seltsame Schönheit so recht der nebelhaften Gefühlsschwärmerei und dem Drange einer unbeschränkten Phantasie entsprach. Vereinte sie doch Kraft und Empfindsamkeit in schönster Weise. Daß Ossian, wie Barden und Skalden überhaupt, mit dem Deutschtum nichts zu tun haben, blieb vorerst unerkannt, verschlug also nichts. Ihren zufälligen Ursprung fand die Bardenpoesie in des Schleswigers von Gerstenberg „Gedicht eines Skalden“.

Gerstenberg 1737—1823

Sonst hat sich Gerstenberg dieser Verwirrung kraftgenialischer Originalitätssucht ferngehalten und nach anakreontischen Kleingemälden mit dem Ugolino der hohen Kunst zugewandt. Aber wie sich Klopstock durch jenes Skaldenlied bestimmen ließ, die griechische Mythologie in seiner Dichtung durchweg durch die germanisch-keltische zu ersetzen, so schritt auf Gerstenbergs Spuren der Rechtsanwalt Kretschmann aus Zittau einher mit dem Gesange Rhingulfs, des Barden, als Varus geschlagen war und der Klage Rhingulfs. Solche phantastische Spiegelungen einer ungeschichtlichen deutschen Vorzeit nannte man Barditte. Der Bardenlyrik gesellte Klopstock die Dramatik zu (§ 418). Den Genossen hieß er der Barde Werdomar, wie Karl Wilhelm Ramler (§ 418) Friedrichs Barde und Gleim (§ 418) der Bardenführer der Breunenheere. Ramler behielt von seinem Lehramte am Berliner Kadettenhause genügend Zeit zu dichterischer Nebenarbeit, Kantaten

Kretschmann 1738—1809

Ramler 1725—1798

und Oden zumeist zum Preise Friedrichs II., in dessen Verehrung er sich mit dem ehemaligen Jesuiten, späteren k. k. Hofbibliothekar Denis in Wien zusammenfand. Maßvoller als der sich selbst übersteigernde Kretschmann, ein bewundernder Anhänger des protestantischen Messiassängers, gleich begeistert für den Preußenkönig wie für seinen Kaiser Joseph II., arbeitete Denis hingebungsvoll an der Hebung des geistigen Lebens in seinem Heimatlande, zu der er vor allem in Klopstocks Idealismus den Hebel sah. Auch Ossians Gedichte gab er heraus zusammen mit seinen eignen Liedern Sineds des Barden.

Denis 1729—1800

§ 420. Wieland. Christoph Martin Wieland ist in allen Stücken der Gegensatz zu Klopstocks Erhabenheit und Würde. Er ist auch der einzige Jünger, der dem Meister abtrünnig ward. Geboren am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach als Sohn eines Pastors, erhielt der eifrige und begabte Knabe eine Bildung, die seine Frühreife nur fördern mußte. Die christliche Zucht des Elternhauses setzte dann die pietistische Lehranstalt zu Kloster Bergen fort, ohne doch Zweifel in des Jünglings Brust hintanhalten zu können, in denen ihn enzyklopädische Schriften bestärkten. Nach der Rückkehr ins Elternhaus erlag seine entzündliche Natur dem Zauber der Sophie von Guttermann, der nachmaligen Frau von Laroche. Noch wurde sein literarisches Schaffen ganz von Klopstock bestimmt. Er schrieb ein Lehrgedicht „Die Natur der Dinge“ und begann als Student in Tübingen ein Epos „Hermann“, dem „Zwölf moralische Briefe“ und ein „Antiovid“ folgten. Bei Bodmer, dessen Hoffnung sich nach dem Bruche mit Klopstock (§ 418) auf den Dichter des Hermann gründete, verfaßte er im seraphischen Stile „den geprüften Abraham“, und seinen Schmerz über Sophiens Vermählung strömte er in den „Empfindungen eines Christen“, dem „Hymnus auf Gott“ und anderen aus. Als er sich aber beigehen ließ, die Anakreontiker mit einer schon an seinem Lehrgedichte bemerkten Überhebung als „leichtsinnige Anbeter der Venus und des Bacchus“ öffentlich anzugreifen, da trafen sein jugendliches Haupt die Rüge- und Spottschriften eines Uz, Lessing, Nicolai usw., die auf den mehr in Unklarheit befangenen als eigentlich heuchlerischen Wieland ihres Eindrucks nicht verfehlt haben mögen. Mehr noch förderte seine Selbsterkenntnis der Verkehr in welt- und lebenskundigen Kreisen. 1759 lernte er als Hauslehrer in Bern Rousseaus Freundin, Julie von Bondeli, kennen; doch hat ihn die erwähnte eigene schmerzliche Erfahrung nicht abgehalten, sich später von ihr loszusagen. Besonders aber im Hause des Grafen Stadion, zu dem Wieland als Kanzleidirektor in Biberach 1760 Beziehungen gewann, reifte er zur Umkehr und zur Klarheit über sich selbst. Der „Theages“ mit dem Gegensatze geistiger und sinnlicher Liebe bildet den Übergang. Was nun folgte: Don Silvio von Rosalva oder Der Sieg der Natur über Schwärmerei, Musarion, der von den Haingenossen verbrannte Idris und Nadine u. a. m. verhehlten ihren geraden Gegensatz gegen die Seraphiker, die Vorliebe ihres Verfassers für derb Sinnliches und seine Abkehr von früheren Idealen keineswegs. Etwaigen Vorwürfen wegen sittenzerstörender Leichtfertigkeit begegnete Wieland wohl mit dem Hinweise auf seine tadellose Ehe seit 1765. Eine neue Stufe seiner Entwicklung ist etwa mit dem Jahre seiner Berufung als Professor nach Erfurt 1769 anzusetzen. Hier wurde ein Werk für seinen Lebensgang bedeutungsvoll; dem lehrhaften Staatsromane Der goldne Spiegel oder die Könige von Scheschian verdankte Wieland 1772 einen Ruf als Prinzenerzieher in Weimar. Seinen Ruhestand von 1798 an verlebte er auf seinem Gute Oßmannstedt, zuletzt wieder in Weimar; er starb am 20. Januar 1813. In Weimar hatte er 1773 das angesehene Literaturblatt „Der teutsche Merkur“ gegründet, mit Goethe, dessen Angriff in Götter, Helden und Wieland (1774) leicht verziehen und bald vergessen war, in ungetrübten Beziehungen gestanden und seine nunmehr abgeklärte, gereifte Kunst der Darstellung in der Geschichte der Abderiten, dem Wintermärchen und zahlreichen anderen trefflichen Erzählungen bewährt. Für Wielands späteres Verhältnis zur Religion sind die Göttergespräche, Agathodämon und Peregrinus Proteus von

Wieland 1733—1813

1750

1752

Wichtigkeit. Er geht mit den Freigeistern, solange sie die Außenwerke des Christentums, kirchliche Einrichtungen, Priestertum und Priesterherrschaft, sowie andererseits den Aberglauben bekämpfen; aber den Glauben an Gott und Unsterblichkeit und das Wesen des Christentums will er nicht angetastet wissen. Die Krone seiner Dichtung aber ist und bleibt der vielbewunderte Oberon.

Wieland war ein vielseitiges Talent von gefälliger, einschmeichelnder Art. Natürliche Anmut und willige Stilgewandtheit verliehen ihm die Herrschaft auch über solche Stoffe, die ihm innerlich fremd waren. Er hat, wie Lessing im gleichen Falle, sich abschätzig über seine schöpferische Anlage geäußert und die Befruchtung seines Geistes durch umfassende Lektüre betont. Aber wie er das Gelesene in sich verarbeitete und in ganz neuer Auffassung zum Kunstwerke gestaltete, das bleibt sein eignes und unbestreitbares Verdienst. So gelang ihm auch die Verdeutschung alter und neuer Werke vorzüglich; er hat Euripides und Aristophanes, Lucian, Horazens Briefe und Satiren, Ciceros Briefe übersetzt, und die von ihm übernommene Übersetzung Shakespearischer Stücke führte den großen Briten zuerst in Deutschland ein. Nur für das Schauspiel genügte seine Befähigung nicht, die ihn vielmehr auf die geistreich-unterhaltende, witzig-anmutige Art hinwies. Diese entsprach auch am besten dem Grundzuge seiner Natur, die vor allem Gewaltsamen, Herben und gar Überhobenen zurückschrak. So mußte er in der Abweichung von der mittleren Linie zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit, auch in verstiegener Idealität und Schwärmerei, die „wie der Schnupfen ansteckt", eine wirkliche Gefahr für gesunde Entwicklung des Menschenlebens sehen. Im Kampfe dagegen konnte er auch zu ernsten Waffen greifen, wie der Peregrinus Proteus von 1791 lehrt. Freilich nicht leicht und erst auf der Höhe des Lebens gelang es ihm, das Gleichgewicht in seinem Innern herzustellen und sich zu einer ausgeglichenen Weltanschauung aufzuschwingen, deren Spiegelbild in seinen späteren Werken Unvergängliches schuf. Mag sich dagegen auch der Irrtum, dem seine Jugenddichtung anheimfiel, vielleicht aus seinen persönlichen wie aus den Zeitverhältnissen begreifen lassen: die heißen Sachen, die dem zweiten Abschnitte seines schriftstellerischen Wirkens das Gepräge geben und mit ihrem schlüpfrigen Inhalte die deutsche Ehrbarkeit und Sitte bedrohten, sind kaum mehr mit seiner Unklarheit und Ratlosigkeit zu entschuldigen. Immerhin haben auch sie durch ihren leichten Ton und die außerordentliche Gewandtheit in Ausdruck und Darstellung unserer Sprache zu Klopstocks Schwung die allerdings den Franzosen abgelauschte Anmut und Gefälligkeit gebracht, die Wielanden zum „gesellschaftlichen Schriftsteller der Nation" erhoben.

Seine Romane, in denen zumeist altgriechisches Leben mit den Gesinnungen und der Denkweise der zeitgenössischen Bildung durchsetzt und weiser Lebensgenuß wohl auch in lüsterner Sprache gepredigt wird, öffneten gerade durch dieses Anschmiegen an den Geschmack der gebildeten Stände der deutschen Litteratur auch die Kreise, die bis dahin nur französische Werke lasen. Zugleich erneuerte er im Oberon, einem Heldengedichte im Geiste und in der Form Ariosts mit dem Hauche heiterer Ironie, die romantische Dichtung des Mittelalters.

Die Eigentümlichkeit der Schriftstellerei Wielands war in solchem Grade durch seine Persönlichkeit bestimmt, daß alle Nachfolge nur Stückwerk bleiben und ihr einseitig den oder jenen Zug entlehnen konnte.

Heinse 1746—1803

Der damit gegebenen Gefahr, zu übertreiben, erlag zunächst der erzbischöfliche Sekretär in Mainz Wilhelm Heinse in seinen wollustatmenden Romanen Ardinghello oder Die glücklichen Inseln und Hildegard von Hohenthal, mit denen er ein abschreckendes Beispiel aufstellte, „zu welcher Verwahrlosung des Gemüts die Sinnlichkeit führt, wenn sie die Zügel der Sitte abwirft". Heinse besaß ein feines Kunstverständnis, und seine Urteile über Musik in der Hildegard, wie über bildende Kunst im Ardinghello, in denen gegen Winckelmann das Studium der Natur über die Nachahmung der Antike gesetzt wird, hätten des durchsichtigen Gewands üppiger Schilderungen nicht bedurft. — Glücklicher verbindet Wielands Licht- und Schattenseiten der koburgische Minister Moritz August von Thümmel in seiner Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich. Hier legte weltmännische Bildung ihre Beobachtungen in leichtem, aber zugleich leichtfertigem Tone nieder, der auch das Erstlingswerk Thümmels, Wilhelmine oder der vermählte Pedant, Anklang finden ließ. — Vereinzelt finden sich sonst Spuren Wielandischer Einflüsse, so in dem komischen Epos Leben, Meinungen und Taten von Hieronymus Jobs, dem Kandidaten, 1784, von Karl Arnold Kortum und in dem von Raspe 1785 englisch geschriebenen Münchhausen, der in Bürgers Übersetzung ein deutsches Volksbuch geworden ist. Seinerzeit vielgenannt, aber weder durch ihre aufklärerische Absicht, noch durch gezwungenen, auch derben Witz schmackhaft ist die Travestie der Äneide von

Thümmel 1738—1817

Kortum 1745—1824

dem gewesenen Jesuiten Aloys Blumauer, dessen Zeitgenosse, der Hoftheatersekretär von Alxinger in Wien, sich in Rittergedichten nach dem Muster des Oberon versuchte. Blumauer 1755—1798

§ 421. Lessing. Gotthold Ephraim Lessing, geboren am 22. Januar 1729 zu Kamenz, gestorben am 15. Februar 1781 zu Braunschweig, entstammte einer Pastorenfamilie. Schon auf der Fürstenschule zu Meißen wurde er mit einem „Pferde, das doppeltes Futter haben müsse", verglichen. 1746 begann er in Leipzig Theologie zu studieren; doch entsprachen Philosophie, schöne Literatur, Gelehrtengeschichte, gesellschaftliche Fertigkeiten, wie Tanzen, Reiten und Fechten, der Verkehr mit angeregten Strebensgenossen seinem unbegrenzten Wissens- und Lebensdrange weit mehr, besonders aber die Schaubühne und der Umgang mit ihren Vertretern. Noch wirkte in Leipzig die Neuberin (§ 355), die 1748 eins der Jugendlustspiele Lessings, den jungen Gelehrten, aufführte. Der durch ungünstige Gerüchte beunruhigte Vater Lessings ließ sich zwar beruhigen, mußte aber doch den Sohn Theologie mit Medizin und Leipzig mit Berlin vertauschen lassen. Hier begann 1748 eine Zeit ausgedehnten literarischen Schaffens, kaum unterbrochen durch ein Studienjahr in Wittenberg mit seinem Abschlusse durch die Promotion 1752. Lessing übernahm die literarische Beilage der Vossischen Zeitung; sein unermüdlicher Fleiß schuf für seine geistreiche Kritik die wissenschaftliche Grundlage; mit nachhaltigem Erfolge wies er im Vademekum seinen Angreifer, den Pastor Lange, ab, bereitete die spätere Reform der Bühne durch die Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters und durch die Theatralische Bibliothek vor und kämpfte mit einer Folge kleiner Aufsätze, Rettungen 1753—1754, und mit der ersten Sammlung seiner Schriften 1753—1755 für Geschmack, Wahrheit und Aufklärung, dabei überall und ganz unabhängig von den Richtungen des Tages. Am ehesten verrät noch fremden und zwar englischen Einfluß sein Wagnis mit dem bürgerlichen Trauerspiele Miß Sara Sampson 1755. Eine Zeitlang fand er Rückhalt an dem Berliner Schriftstellerkreise, dem der Buchhändler Nicolai, Moses Mendelssohn, Ramler, der Schweizer Sulzer (§ 354), später Abbt und andere angehörten. Schwer bestimmbar sind unmittelbare Einwirkungen des später heftig angefeindeten Voltaire. Lessings persönliches Verhältnis zu ihm löste sich bald in einer für beide verdrießlichen Weise. Als Reisebegleiter gelangte Lessing 1756 bis Holland, wo der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges die Umkehr gebot. Nun entstanden in Leipzig außer Übersetzungen und einer Ausgabe von Logaus Sinngedichten, das Trauerspiel Philotas, Fabeln, Beiträge zu Nicolais Briefen über die neueste Literatur. Da brachte ihm die Stelle als Sekretär des Generals von Tauentzien in Breslau (§ 385) 1760—1765 Freiheit von Sorgen und Muße für geistige Arbeit. Auf die grundlegende Abhandlung Laokoon folgte ein Hauptschlag mit dem vielgefeierten Lustspiele Minna von Barnhelm, das zuerst die deutsche Kunst aus den Fesseln der Fremde befreite. Der schöne Traum, in Hamburg 1767 an der Gründung einer deutschen Nationalbühne mithelfen zu können, zerrann zwar bald, doch war die bleibende Frucht dieser Zeit die Hamburgische Dramaturgie. Von 1770 bis zu seinem Tode war dann Lessing Bibliothekar in Wolfenbüttel. Dreimal hat ihm in diesem Jahrzehnte das Glück gelächelt, 1772 mit dem Erfolge der Emilia Galotti, 1775, als er den Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien begleitete, und 1776 durch seine Ehe mit Eva König. Doch schon im Januar 1778 starb die Gattin. Lessing suchte Vergessen in der Arbeit. Hatte aber die Veröffentlichung der Fragmente des Ungenannten 1773—1777 die gesamte Rechtgläubigkeit erbittert, so erbitterten die daraus entsprungenen Kämpfe nunmehr doch auch des Dichters Gemüt aufs äußerste, wiewohl ihm noch die poetische Verklärung der Humanitäts- und Duldsamkeitsbestrebungen in Nathan dem Weisen zu eigener Befriedigung gelang. Zu all den äußeren Wirrnissen trat noch die Angst, zu erblinden. Am 15. Februar 1781 erlöste den Dichter der Tod.

Lessing 1729—1780

1751

1754

1749—1750

1754—1758

1759

1766

1767

1779

Der Grundzug in Lessings Wesen ist philosophischer Art: Erkenntnisdrang, Forschertrieb und die Gewissenhaftigkeit gelehrter Arbeit kennzeichnen seine vielseitige Schriftstellerei. Seine männliche, kräftige Natur stellt ihn gleichmäßig in Gegensatz zu Wielands Epikuräertume und weltkluger Lebensweisheit, wie zu Klopstocks Empfindsamkeit und Gefühlsüberspannung. Gesunde Anlage ließ ihn in dem Wirrsale widerstreitender Bestrebungen seiner Tage mit sicherem Auge Zeitgemäßes von Überlebtem, Echtes von Erkünsteltem unterscheiden, und sein reiner Verstand lieferte ihm sowohl das Rüstzeug zum vernichtenden Kampfe gegen das, was seine Einsicht als wertlos verworfen hatte, wie das Material zu mustergültigen Neubauten. Dieser glückliche Bund verneinender Kritik mit schöpferischer Kraft macht ihn zu einer einzigen Erscheinung in unserm Schrifttume. Mit der Verstandesschärfe paarte sich ein tiefes, zu vollkommener Sittlichkeit geläutertes Gemüt, das, scheu und keusch, sich meist nur in der Verschwiegenheit des Briefwechsels unverhohlen aussprach. Aber in ihm liegt der Antrieb für Lessings rastloses Bemühen, sich selbst auf die höchsten und letzten Fragen der Menschheit eine unanfechtbare Antwort zu geben. Freilich nicht jedermann mochte mit dem Wahrheitsucher bis zu den Quellen alles Glaubens und aller Erkenntnis sich heranwagen oder seine natürlich doch subjektiven Folgerungen sich aneignen. Für solches Unvermögen oder Übelwollen hat dann Lessing büßen müssen. Im Gemüte hatte seine Humanität, Duldsamkeit und Achtung vor eigner wie fremder Menschenwürde ihre Wurzeln. Auch im Dienste von Fürsten hat er nie um die Gunst der Hohen gebuhlt, nie nach Titeln und Würden getrachtet; insoweit demokratisch, widerstrebte er doch mit mannhaftem Stolze fast selbstherrlich jeder Beschränkung seiner Eigenart im Leben und Forschen. Und je mehr er das Gefühl eignen Wertes besaß, um so unleidlicher war er gegen den Druck von Vorrechten und Vorurteilen auf Mitmenschen.

Über seinen Beruf zum Dichter hat er bekanntlich selbst in bitterer Stunde recht herb abgeurteilt. Gewiß war er sogenanntem göttlichen Wahnsinne vollkommen fern, gewiß stand sein dichterisches Schaffen allezeit unter der Aufsicht seines scharfen Verstandes. Sind aber darum „Emilia Galotti“ und „Minna von Barnhelm“ keine Meisterwerke unserer klassischen Dramatik? In ihren Dienst vorzugsweise hat er die Arbeit seines Lebens gestellt. Gottscheds ehrliche Hingabe hatte, unterstützt von der einsichtsvollen, welt- und kunsterfahrenen Neuberin, das Leipziger Theater auf eine achtbare Stufe gehoben. Damit war auch für Lessings dramatische Anfänge der Weg vorgezeichnet. Bereits in ihnen regte sich ein widerspruchsfreudiger Unabhängigkeitssinn, wie im Freigeist (gegen Freigeisterei) und in den Juden (für die Juden), während Der junge Gelehrte seine Bühnenfähigkeit der Selbstbeobachtung des Dichters verdankt. Erst mit Miß Sara Sampson 1755 stand dieser auf eignen Füßen. Der Erfolg des Stücks öffnete dem bürgerlichen Trauerspiele zuerst die Pforten der deutschen Theater. Die Bühne erfreute sich überhaupt allgemeiner Fürsorge. Der nüchterne Nicolai (§ 360) hatte, um junge Dichter zu ermutigen, einen Preis auf das beste Trauerspiel gesetzt. Der Sieg Cronegks, der als Hofjunker 1758 in Ansbach starb, war nicht nach Lessings Sinne, ebensowenig die Stücke des Leipziger Kreissteuereinnehmers Felix Weiße. Als Dichter fruchtbar und beliebt, vermochte Weiße den Anforderungen Lessings an wahre Kunst nicht zu entsprechen. Darob schließlich scharf angelassen, besonders wegen seines Richard III., wandte er sich dem Singspiele, zuletzt mit gutem Erfolge der Jugendschriftstellerei (Der Kinderfreund, 1776 bis 1782, § 364) zu. So schien eine deutsche Nationalbühne noch fernzuliegen. Da erschien 1767 Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück zu einer Zeit, wo Roßbach noch in frischem Gedächtnisse stand. Der glückliche Griff in das Leben der Gegenwart, der nationale Sinn, endlich die geschickte dramatische Behandlung wirkten schlagartig auf das ganze Volk. Jetzt verwirklichte sich auch der Gedanke an ein Nationaltheater und zwar in Hamburg, wohin Lessing als Dramaturg berufen ward. Leider brach das Unternehmen bereits nach anderthalbjährigem Bestehen zusammen. Doch überlebte den unwürdigen Niedergang die Hamburgische Dramaturgie, die aus der Lessing obliegenden Theaterzeitung zu einem klassischen Werke geworden ist, ein wahres Schatzkästlein von feinsten Bemerkungen über die Bühne, ihre Künstler und Dichter, zugleich ein Zeugnis staunenswerter Literaturkenntnis. In ihr fand des Aristoteles Lehre eine wohlbegründete Auslegung, und damit fiel der französische Klassizismus, an dessen Stelle Shakespeare und die Kunst Griechenlands als Vorbilder gesetzt zu haben, Lessings unvergängliches Verdienst ist. Und auch hier blieb Lessing die Probe auf seine Theorie nicht schuldig. 1772 erschien das von Engländern wie Franzosen gleich unabhängige Trauerspiel Emilia Galotti als Wegweiser in eine rein deutsche Dramatik. Die Bedeutung Nathans des Weisen 1779 liegt dagegen mehr nach Seiten der Philosophie und Theologie.

Cronegk 1731—1758

Felix Weiße 1726—1804

Der Rücktritt vom theologischen Studium bedeutete für Lessing keineswegs einen Verzicht auf die Beschäftigung mit religiösen Fragen. Sie waren ihm Herzenssache. Sein Recht, in solchen Dingen mitzureden, erwies er 1770 glänzend bei der Herausgabe der Schrift des Berengar von Tours (II, § 144, 197) über die Abendmahlslehre durch gründlichste Kenntnis der Kirchengeschichte. Doch einer der herrschenden Schulen sich anzuschließen, vermochte er auf diesem Gebiete so wenig wie sonst. So stieß er allenthalben an. Für eine Verteidigung der Scholastik gegen die flache Aufklärungssucht und Glaubenslosigkeit erntete er von den Rationalisten den Vorwurf, zum Katholizismus zu neigen. Ärgerlicher noch wurde der Streit mit den Kreisen der Rechtgläubigkeit wie auch der vermittelnden Theologie, den die Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten entfachten.

Reimarus 1694—1768

Der Gymnasialprofessor Reimarus (§ 360) in Hamburg hatte im Geiste der englischen Deisten eine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes verfaßt und seinen Freunden in Abschrift mitgeteilt. Nach seinem Tode und ohne seinen Namen zu nennen, veröffentlichte Lessing daraus das erste Fragment Von Duldung der Deisten, allerdings mit dem ausdrücklichen Vorbehalte abweichender Meinung. 1777 folgten die vier anderen Fragmente.

Die Scheidung zwischen der Lehre Jesu und dem geschichtlich gewordenen Christentume, die Rettung der Vernunft als Prüferin der Glaubensurkunden, der Zweifel an ihrer Offenbarung, der Hinweis auf Widersprüche in dem Evangelium, Bedenken gegen die Auferstehung: alles das mußte die streitbare Kirche auf den Plan rufen. Anderseits ließ sich auch Lessing, gereizt durch ein Übermaß von Schmähungen und Verdächtigungen, immer weiter fortreißen.

Zwar folgert seine scharfe Kritik in dem Gespräche Das Testament Johannis (1777) noch die Wahrheit des Christentums als der Religion der Liebe aus seinem Bestehen trotz aller Widersprüche der Überlieferung, doch in dem Zwiste mit seinem Hauptgegner, dem Hamburgischen Pastor Goeze, steigerte sich seine Heftigkeit in einer Folge von Streitschriften, die Antigoeze betitelt waren, (1778) bis zur Schonungslosigkeit, die schließlich doch dem Feinde die Feder aus der Hand schlug. Für Lessing war und blieb das Christentum die Weltreligion und die Bibel die heilige Urkunde des göttlichen Plans für die Erziehung des Menschengeschlechts, wie die gleichnamige Abhandlung von 1780 ausführt. Als schönste Frucht erwuchs aus diesen Streitigkeiten Nathan der Weise, der den Abstand wahrer Religiösität des Herzens und Lebens von Kirchentum und äußerlicher Rechtgläubigkeit in vollendeter Sprache und Verskunst zeigte. Freilich gab das ungleiche Verfahren, das Judentum und Islam in idealem Lichte darstellt, indes aller Schatten auf die Vertreter des Christentums fällt, auch unbefangenen Beurteilern Anlaß, den Dichter einer gewissen Voreingenommenheit zu zeihen.

Für Lessings Kunst- und Altertumsstudien wurde Winckelmann von größter Bedeutung.

J. J. Winckelmann 1717—1768

Johann Joachim Winckelmann, geboren 1717 in Stendal, 1768 in Triest ermordet, hatte sich trotz kümmerlichster Verhältnisse mit glühender Bewunderung für die ideale Welt des Altertums durchdrungen.

Dem Elende eines Schulamts entronnen, trat er als Sekretär des Grafen Bünau in Dresden unter dem unwiderstehlichen Zwange der Sehnsucht nach Italien 1759 zum Katholizismus über. In Rom, wo er zuerst bei dem Kardinal Albani, dann im öffentlichen Dienste angestellt war, schuf er durch sein Hauptwerk Geschichte der Kunst des Altertums (1764) die Grundlage für diese Wissenschaft, zugleich ein Denkmal mustergültiger Prosa. Dieses Buch war eine Tat von ungemessener Tragweite. Es hat den Zeitgenossen das Reich des Schönen, das Jahrhunderten verschlossen gewesen war, wieder geöffnet und ein Licht angezündet, dessen weithinleuchtende Strahlen allerorten das verlorene Verständnis und die schlummernden Kräfte erweckten.

Durch die Bemerkung eines römischen Schriftstellers war Winckelmann darauf geführt worden, seine Aufgabe geschichtlich zu fassen und so die alte Kunst, deren Meisterwerke er durch „eine edle Einfalt und eine stille Größe, eine gesetzte Seele bei aller Leidenschaft“ gekennzeichnet fand, nach „Wachstum, Veränderung und Fall“ darzustellen.

Die neuen Kunstideen regten auch Lessing mächtig an, ohne ihn wie wohl andere Zeitgenossen zu überwältigen. Sein Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie zog, im Anschlusse an eine anscheinend nicht allzu bedeutsame Einschränkung der Winckelmannschen Grundlehre auf Bildwerke, bestimmt und klar die Scheidelinien zwischen bildender und redender Kunst. Aus diesem ersten Ergebnisse folgerte er dann mit der gebieterischen Sicherheit des Gesetzgebers die Grundzüge der Ästhetik, die den auch von den Schweizern noch festgehaltenen Irrtum Horazens: ut pictura poesis (wie die Malerei, so die Dichtkunst) endgültig beseitigte. Lessings kunstrichterliches Hauptwerk blieb auf den ersten Teil beschränkt; eine Art Ergänzung brachten von 1768 an die Briefe antiquarischen Inhalts mit ihrer Fortsetzung in der Schrift Wie die Alten den Tod gebildet.

1766

Diese Folge von Untersuchungen richtete sich zunächst gegen den Angriff des Hallischen Professors Klotz auf den Laokoon. Dieses Gelehrten Befangenheit in überwundenen Ansichten von Kunst wurde durch Dünkel und Herrschsucht noch übertroffen. Gleichwohl gelangte er als Herausgeber mehrerer Zeitschriften durch kluge Berechnung bei Lob und Tadel, anderseits durch großen Anhang wie seinerzeit Gottsched gleich diesem zu maßgebendem, ja gefürchtetem Einflusse, den der widersetzliche Lessing nun erfahren sollte, aber durch den schlagenden Witz und die meisterhafte Ironie in seinen Fehdeschriften am Ende vernichtet hat.

Klotz 1738—1771

§ 422. **Friedrich der Große und die deutsche Literatur.** Friedrichs II. Verhalten gegen das aufblühende vaterländische Schrifttum ist als „die traurigste, unnatürlichste Erscheinung in der langen Leidensgeschichte Deutschlands" bezeichnet worden, ein Urteil, das durch bittere Äußerungen zeitgenössischer Dichter über den „Fremdling im Heimischen" beglaubigt wird. Und wenn der König selbst meinte, den deutschen Schriftstellern den größten Vorteil dadurch gewährt zu haben, daß er sich nicht um sie kümmerte und ihre Bücher nicht las, so bestätigte dieser Rechtfertigungsversuch doch nur seine tatsächliche Gleichgültigkeit gegen die literarischen Bemühungen seiner Landsleute. Freilich hat Goethe mit seinem verständnisvollen Weitblicke den verehrten Fürsten entschuldigt, ja in seinen Taten die Quelle „des ersten wahren und höheren eigentlichen Lebensgehaltes" unserer Dichtung zu erkennen geglaubt. Er mag in seinen Tagen vollauf Grund zu dieser Anschauung gehabt haben, die sich für uns nur durch Einzelerscheinungen bewahrheitet. Sonst steht fest, daß der König kein Verhältnis zur aufstrebenden deutschen Dichtung gewonnen, von ihren Vertretern nur einige Vorläufer gekannt, die Klopstock, Lessing und andere dagegen wie Goethen mitsamt der eben neuentdeckten Poesie des Mittelalters mißachtet oder willentlich nicht beachtet hat. Daraus aber zu folgern, Friedrich habe, verwelscht durch und durch, überhaupt kein Herz für deutsche Sprache und Literatur oder gar Art gehabt, wäre wider die Wahrheit. Der König hat sich gelegentlich sehr abfällig über die Franzosen ausgesprochen, unserem Volke dagegen schöne geistige Vorzüge nachgerühmt und es als rühmlich für jeden Deutschen erklärt, seine Muttersprache rein zu sprechen und zu schreiben. Für die Reinheit und Ausbildung unserer Sprache hegte er weitausschauende Pläne, betonte unablässig das Erfordernis gewandter, kunstgerechter Darstellung und, wo ein Dichter seinem Geschmacke entsprach, zollte er ihm willig Anerkennung. Eben seine Geschmacksrichtung schied ihn von den gleichzeitigen Schriftstellern Deutschlands. Ausschließlich französisch gebildet und eingeschworen auf französische Eleganz, Durchsichtigkeit und Regelrichtigkeit, hat er es wohl selbst beklagt, daß diese Einseitigkeit ihm Kenntnis und Verständnis der vaterländischen Literatur verschließe. So entging ihm einmal, daß die deutsche Sprache schon seit Gottsched gereinigte Gestalt erlangt hatte und mit Klopstock wie über Nacht eine Schönheit und einen Schwung gewann, von denen kurz zuvor niemand auch nur geträumt hätte. Es entging ihm weiter, daß seine absprechenden Urteile über deutsche Dichter nicht mehr seine Gegenwart trafen, sondern auf einer bereits zurückliegenden Unfertigkeit unseres Schrifttums ruhten. Andernfalls hätte seine vielberufene Schrift von 1780 De la littérature allemande nicht zu den Ergebnissen und

Forderungen kommen können, die ihrem Verfasser so viel berechtigten und gereizten Widerspruch eingetragen haben; nur daß man die wohlmeinende Absicht des Königs für die Förderung deutscher Sprache und Literatur übersah und die Gerechtigkeit, mit der er die Rückständigkeit unseres Schrifttums aus den trüben Verhältnissen der Vergangenheit erklärte, nicht würdigte. Und doch hatte der König mit dem stolzen Worte geschlossen: „Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben. Unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Entzücken sprechen. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht da, aber sie werden erscheinen." (Vgl. § 394).

Charakter der Stürmer und Dränger

§ 423. Die kraftgenialische Zeit. Sturm und Drang. Herder. In den sogenannten Kraftgenies nimmt die mit der bestehenden Wirklichkeit unzufriedene Kritik ihre gerade Richtung auf den Kampf gegen Unnatur in allen Verhältnissen. Mit der Forderung, zur reinen Natur zurückzukehren, und in dem Abscheu vor der Kultur als der Quelle aller Verderbnis und Unwahrheit begegnete sich mit den französischen Freidenkern (§ 362) der deutsche Mystiker Hamann.

In seinen unter sich kaum zusammenhängenden Schriften liegen die deutschen Anfänge der Geniezeit. Was er vom Unwerte aller Schulweisheit, von der Selbstherrlichkeit des Genies, von der unmittelbaren Eingebung als dem Borne echter Dichtung lehrte, das hatte Herder tief eingesogen, zugleich aber am Studium Lessings sich zur Geistesfreiheit emporgearbeitet. Von anderer Seite wirkte die Philosophie des zweiten großen Königsbergers, Kants (§ 364), „des Königs im Reiche der Gedanken", um so fruchtbarer auf ihn ein, als vielfach sein innerer Gegensatz zu diesem Lehrgebäude ihm Anlaß wurde, sich gründlich mit Kants Ergebnissen auseinanderzusetzen.

Originalität und Genialität hieß die Losung dieses Kreises, der bunt genug zusammengesetzt war. Außer Herder und Hamann umschloß er die Hainbündler Claudius und die Grafen Stolberg; Lenz, Klinger, Maler Müller, auch Goethe in seiner ersten Zeit und Lavater gehörten ihm an; Friedrich Jacobi und selbst Heinse bekannten sich zu seinen Zielen. Ihnen allen galt als wahre Poesie nur das, was gleichsam unbewußt aus der Brust des Dichters, der als solcher geboren wird, hervordringt. Man streifte alle bisher gültigen Kunstregeln ab, kehrte zur Urdichtung einfacher Zeiten, zum Volksliede, zu Homer und Ossian, vor allem zu Shakespeare zurück und „suchte im Gebiete der Dichtung und Kunst jene Gabe, die nicht nach Regel und Vorschrift mühsame Werke baute, sondern auf einen Wurf Schöpfungen hervorrief, die ihre Gesetze in sich trugen". Diese Gabe nannte man Genie; ihre Offenbarungen sollten wie sie selbst naturwüchsig, original sein. Aber die Freiheit von allem Herkommen (Konvention) verführte manchen der Stürmer und Dränger zur vollen Gesetz- und Regellosigkeit in Schriften und Leben. Immerhin war dieser Umsturz in den hergebrachten Verhältnissen als Über- und Durchgang aus der Gebundenheit zur Eigenständigkeit der Dichtkunst eine Notwendigkeit und Wohltat. Als Hauptvertreter der neuen Richtung kann Friedrich Maximilian Klinger aus Frankfurt gelten, dessen Drama Sturm und Drang ihr den Namen gab.

Klinger 1752—1831

Dieser Landsmann und spätere Freund Goethes beschloß sein wechselvolles Leben als russischer General und Universitätskurator von Dorpat. Ein Bewunderer Rousseaus, hielt er alles für gut, was aus den Händen der Natur kommt; unter den Händen der Menschen entarte dagegen alles. So wurden seine zahlreichen Schauspiele Das leidende Weib, die in Hamburg preisgekrönten Zwillinge, Sturm und Drang, ursprünglich Der Wirrwarr betitelt, u. a. m. zu lauten Anklagen der Verkehrtheit des Lebens. In seinen Romanen paart sich die Mißstimmung über die Wirklichkeit und Gesellschaft mit unfrohen Ansichten von Staat und Religion zu dem stoischen Ergebnisse, „daß ein unerbittliches Schicksal die Welt regiere, und daß die höchste Weisheit des Sterblichen darin bestehe, daß er den Gang des Schicksals errate und sich ihm angemessen zu verhalten verstehe". Doch hat er den inneren Kampf zwischen Welt und Ideal, Herz und Verstand später in dramatischen Dichtungen Elfriede, Der Günstling, Konradin usw. und besonders in Romanen, z. B. Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit, Der Weltmann und der Dichter, wie bereits vorher im Leben überwunden, darin glücklicher als sein Strebensgenosse Reinhold Lenz aus Livland. — Als Hofmeister zweier kurländischer

Lenz 1751—1792 Edelleute erwarb sich dieser 1771 in Straßburg durch seine Kenntnis Shakespeares die Freundschaft Goethes, die er sich freilich in der Folgezeit durch sein Auftreten in Weimar völlig verscherzte. Vielleicht war diese „Eselei" von ihm bereits ein Vorbote des Wahnsinns, dem er ein Jahr später anheimfiel. Lenz ist nie über das Jugendungestüm der Originalitätsucht hinausgekommen. Die unverkennbare Anlage, die manches seiner Gedichte besonders aus der Zeit seiner Liebe zu der von Goethe verlassenen Friederike Brion bekundet, verdarb er durch gewaltsame Steigerung der Gedanken und der Sprache nach der vermeintlich natürlichen Seite. Ähnliches gilt von seinen Dramen, z. B. Dem Hofmeister (gegen die Standeserziehung) und Den Soldaten (gegen die Unnatur militärischer Verhältnisse). Als Theoretiker wies Lenz in den Anmerkungen über das Theater mit demselben Nachdrucke auf Shakespeare hin, wie Lessing in der Dramaturgie auf die Aristotelische Lehre. — Georg Hamann aus Königsberg, „Der Magus aus Norden", gleich absonderlich in Leben und Werken, war nach ziellosem Studium vorübergehend Kaufmann, zuletzt Unterbeamter in seiner Vaterstadt. Etwas Dunkles, Schwerverständliches wohnt all seinen Schriften inne, die, Augenblickseingebungen, willkürlich-sprunghaft, aber durchweg mit eigenem Urteile alle möglichen Fragen, namentlich der Religion, Kunst und Kritik anfassen, immer zum Zwecke des Nachweises, daß einzig die Rückkehr zur Schlichtheit der Natur und zur Urwüchsigkeit längst entrückter Empfindungsweise, damit aber zur Andacht auf die Eingebungen des eigenen Innern einen Ausweg aus dem abgelebten, seelenlosen und kleinlichen Zustande des Lebens wie Schrifttums verheiße. Diesen Wandel erhoffte er gleich Bodmer von einem erlösenden Genius. Seine Anschauungen von Glauben und Kunst rechtfertigte er in den Sokratischen Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publikums. Ihnen folgten Kreuzzüge des Philologen ΠΑΝ, ferner Schriftsteller und Kunstrichter, geschildert in Lebensgröße von einem Lehrer, der keine Lust hat, Schriftsteller und Kunstrichter zu werden, u. a. m. — Auch Friedrich Müller aus Kreuznach, nach seinem Berufe Maler Müller genannt, suchte die Natur auf seine Weise. Bald folgte er den Idyllikern mit der Schafschur, dem Nußkernen usw., bald begeisterte ihn Goethes Götz zu Golo und Genoveva; nach langem Schwanken zwischen Klopstock und der Anakreontik gab er endlich mit Dr. Fausts Leben 1778 ein Spiegelbild des ungestümen Dranges in seiner Brust, dem bereits auf dem Gebiete der Malerei die Hoheit Michelangelos zum Irrlicht geworden war. — Der bedeutendste Schriftsteller der Sturm- und Drangzeit nach Reichtum und Tiefe der Gedanken wie nach Umfang des Wissens und nach den Wirkungen auf andere ist Herder.

Hamann 1730—1788 · 1759 · 1762 · Maler Müller 1749—1825

Herder 1744—1808 Am 25. August 1744 zu Mohrungen geboren, als Knabe schüchtern, aber anstellig, wäre Johann Gottfried Herder beinahe durch den Eigennutz eines Diakonus Trescho dem ersehnten Studium entfremdet worden; aber dank einem russischen Militärarzte, dann dem Buchhändler Kanter in Königsberg, durfte er zu Kants Füßen sitzen, daneben sich auch eingehend mit Hamanns Schriften beschäftigen. 1764—1769 Nach kurzer Lehrtätigkeit in Riga unternahm er, seinem Drange nach Weltkenntnis folgend, eine Reise nach Frankreich, die er als Prinzenbegleiter abschloß und auf Deutschland erstreckte. Unterwegs lernte er in Darmstadt seine 1770 spätere Gattin, Karoline Flachsland, und in Straßburg, wo er Heilung von einem Augenleiden suchte, Goethen kennen. 1770 bis 1776 war er Konsistorialrat in Bückeburg. Doch stellte sich zwischen dem wohlmeinenden Grafen zur Lippe und Herder kein Verhältnis her. Mitschuldig war sein empfindliches und argwöhnisches Selbstgefühl, das ihm übrigens bis ins Alter manche Mißhelligkeiten bereitet und selbst die Weimarer Jahre und den Verkehr mit Goethen, der ihm 1776 die Stelle des Generalsuperintendenten verschaffte, öfters getrübt hat. Doch bezeichnet die Zeit in Weimar den Höhepunkt in Herders literarischer Tätigkeit, die hier zur schönsten Reife und zur sicheren Herrschaft über die künstlerische Form gedieh, trotz schweren körperlichen Leidens, dem Herder am 18. Dezember 1803 erlag.

Herders menschliche und künstlerische Individualität ist überaus schwer zu bestimmen. Erwägt man die maßlose Unbill, die sein Argwohn und seine vergrämte Empfindlichkeit oft bloßer Meinungsverschiedenheit wegen in den Angriffen auf Freunde und Lehrer verschuldeten, so bedarf es erst des Zeugnisses von Goethe um den „edlen Mann" wiederzuerkennen, der Herder in seiner sittlichen Lauterkeit und umfassenden Menschenliebe unbestritten gewesen ist. Wenn anderseits sein Bild trotz überraschenden Geistreichtums, trotz der Vielseitigkeit seines Schaffens und Wissens, trotz eindringender Urteilskraft bei der Nachwelt nicht in gleicher

Frische fortlebt, wie das Gedächtnis seiner großen Zeitgenossen, so weist diese Tatsache doch hin auf einen Mangel an künstlerischem Gestaltungsvermögen in Herder und an vollendeter Durchbildung und klassischer Ruhe in seinen Werken. Trotzdem bleibt sein Verdienst um unsere Literatur unvergeßlich und seine Mitarbeit an ihrer Hebung unschätzbar, mag sie auch vielfach erst durch den geistigen Gegensatz zu den Schöpfungen anderer ausgelöst worden sein und ihren Wert hauptsächlich in Anregungen haben. Einzig steht Herder da in seiner Gabe, nachzuempfinden. Mit wunderbarem Verständnisse für Zeiten und Völker, „horcht er in die Welt hinein“ und erlauscht mit empfänglichem Sinne alles, was je und irgendwo wahrhaft Poetisches und Großes geschaffen ward, um es mit feinem Maßgefühle nach eigenem Geiste dichterisch umzugestalten. Neben Hamann, von dem er die Bewunderung für Naturpoesie und für das Kindesalter der Menschheit, die Liebe zum Orient und zur Bibel überkam, übte besonders Lessing großen Einfluß auf ihn, so daß jener fast nichts geschrieben hat, worauf nicht Herder irgendwie, früher oder später, billigend oder abweisend Rücksicht genommen hätte. Auch Kants großartigem Gedankenwerke vermochte sich Herder nicht zu verschließen, ob er sich auch gegen das „tonlose Gemüt“ des Königsberger Weltweisen in der Kalligone empörte. Die erwähnte Fähigkeit, sich in fremde Denk-, Lebens- und Dichtungsart einzufühlen, steigerte den Reichtum seines Wissens und Interesses zur Allseitigkeit, die ihn über die Schranken der Nationalität hinweg zur Idee des Weltbürgertums emporhob, wie seine Bewunderung des schaffenden Menschengeistes, der wahre Bildung begründet, zum Humanismus, zur echten Menschlichkeit. In ihr sah er die Religion erst vollendet, Duldsamkeit und Menschenliebe begründet. „Licht, Liebe, Leben“ war sein Wahlspruch.

Von den Literaturbriefen (§ 421) angeregt, schrieb Herder 1767 bis 1768 Über die neuere deutsche Literatur drei Teile. Darin spricht er ihr Originalität ab und empfiehlt als Vorbilder echter und nationaler Dichtung Homer und die Griechen. In den kritischen Wäldern bekämpft er, freilich nicht selten mit unklaren Empfindungen und Andeutungen, die neue Kritik und besonders Lessings lichtvolle Behauptungen im Laokoon. Die mit Goethe herausgegebenen Blätter von deutscher Art und Kunst drückten zuerst in einer Sprache voll sinnlicher Glut seine Bewunderung für Ossian, für Naturdichtung und für eine Ursprache aus, in der noch nicht zwischen dichterischen und prosaischen Wörtern geschieden worden sei; er erklärt aller Kunst und Regel den Krieg; nur die Volkspoesie mit ihrer kräftigen Sinnlichkeit und ihrer bilderreichen Phantasie hat in seinen Augen Wert. Solche Lieder sammelt er 1778 bis 1779 in den Stimmen der Völker in Liedern, worin die vorherrschenden Stimmungen, Seelenzustände und Charaktere der verschiedenen Nationen mit großer Treue und Einfalt aufgefaßt und dargestellt werden. Sein Lieblingswerk war das Buch vom Geiste der ebräischen Poesie, 1782, in dem er den alttestamentlichen Schriften nicht nur einen religiösen Wert als Gefäßen göttlicher Offenbarung und Glaubensüberlieferung zuerkennt, sondern sie auch den schönsten und erhabensten Dichtungen aller Zeiten gleichstellt. Er wollte damit die ihm so teure Bibel der gebildeten Welt ans Herz legen; deshalb waren ihm die übertragenen Stücke „Zweck und Frucht“, das übrige nur „Schale“. Aus liebevollem Interesse übersetzte er ferner morgenländische Sagen und in den Palmblättern lehrreiche Erzählungen des Ostens. Griechische Mythen bildete er in den Paramythien zu Gleichnissen um. Die Krone seiner nachdichtenden Übersetzungskunst bilden aber die spanischen Romanzen vom Cid. Sein Eigenstes bot Herder mit seinen Schriften zur Philosophie und zur Urgeschichte. Die geistreiche Abhandlung Über den Ursprung der Sprache, die er als eine „Entwicklung der Vernunft“ erklärte, und die viel angefochtene Älteste Urkunde des Menschengeschlechts, worin er gegen die dürren Auslegungen der Schöpfungsgeschichte eifert und eine dichterisch-allegorische Deutung versucht, können als Vorarbeiten zu seinem Hauptwerke Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit gelten (1784 bis 1791, § 364).

1769 — 1773 — 1770 — 1774

Die „Ideen usw.“

Herder sieht in der Schöpfung eine Stufenleiter, eine Entwicklungskette, bedingt durch die Erde und Natur, wie es auch ihr letztes Glied, der Mensch, ist, den Anlage und Körperbau zur Vernunft und Religion bestimmen, ein Mittelglied zweier Welten. Das führt ein Überblick über die Geschichte aller Zeiten und Länder, mit China angefangen, des näheren aus. Die Religion erscheint als älteste und heiligste aller ererbten Überlieferungen; sie vollendet sich in der reinen Menschlichkeit (Humanität), in der alle gewordenen Unterschiede der Glaubensform und Nationalität aufgehoben sind. Dichterisch schwungvoll und aus edelster Begeisterung geschrieben, fand dieses Humanitätsevangelium

wohl den Beifall aller Gebildeten, die von Wortgläubigkeit wie Aufklärung gleich weit entfernt waren; doch stießen sich nicht nur die strengkirchlichen Kreise an den freien und kühnen Gedanken, auch Kant fällte ein abgünstiges Urteil, dessen Widerhall dann Herders verbitterter Ton in der erwähnten Kalligone und in Verstand und Erfahrung, eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft (1799), war.

Weniger beirrten ihn die Angriffe der Theologen und Rationalisten. Mit diesen hatte er bereits 1774 in den 15 Provinzialblättern an Prediger abgerechnet; jenen, denen er trotz aller Vorsicht durch die Übertragungen aus dem Alten Testamente und durch seine theologischen Schriften, auch Maran Atha oder von der Zukunft des Herrn, mißfallen hatte, trat er weiterhin entgegen mit den Briefen zur Beförderung der Humanität (1793 bis 1797), während der fünfte Teil der Ideen nicht zum Abschlusse kam.

In den Humanitätsbriefen und anderen Schriften ging Herder auf die letzten Quellen und den Kern des Christentums zurück und verlangte Menschheitsreligion für Sonderbekenntnisse, Weltkirche statt der Landeskirchen, dementsprechend ein möglichst weites und allgemeines Glaubensbekenntnis. — Seitdem traten Konfession und Nationalität hinter dem Humanitätsgedanken zurück: Vaterland und Kirche bestimme der Zufall der Geburt, dagegen sei der Glaube an die Würde der Menschheit eine Errungenschaft der eigenen Kulturbestrebung. In diesen Anschauungen stimmte Herder mit der Freimaurerei zusammen. Sie sind der Boden, aus dem die Ideen der Sklavenbefreiung, der Friedensvereine und der sogenannten Philanthropie erwuchsen.

Goethe 1749—1832

§ 424. Goethe bis zur italienischen Reise. Johann Wolfgang Goethe ist am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main als ältester Sohn des kaiserlichen Rats Johann Kaspar Goethe und seiner Gattin Katharina Elisabeth, der Tochter des angesehenen Schultheißen Textor, geboren. Der Vater, ein ernstgesinnter, ordnungsliebender Mann, benutzte seine behaglichen Verhältnisse zur eigenen Weiterbildung wie zur sorgfältigen Erziehung seiner Kinder Wolfgang und Kornelia; fünf andere starben früh. Was ihm abging, liebevolles Verständnis für junge Herzen, das ersetzte der verehrten Mutter sonnige Art reichlich. Dem vielseitigen Unterrichte im Elternhause folgte 1765 der Besuch der Universität in Leipzig; aber das Rechtstudium mußte hinter philosophischen, dichterischen und gesellschaftlichen Neigungen zurückstehen, wenn auch bessere Einsicht Goethen bewog, die Erstlinge seiner Muse zu verbrennen. Doch haben sich zwei Lustspiele erhalten. Die Mitschuldigen entwerfen ein gewagtes Sittenbild auf düsterem Familiengrunde nach einem Frankfurter Erlebnisse mit „Gretchen". Vorher hatte Goethe in der Laune des Verliebten seine Eifersucht geschildert, die ihm schließlich seine Geliebte, Käthchen Schönkopf, entfremdete. Diesem Liebesverhältnisse entstammt auch das Liederbuch Annette. Den Verlust Käthens suchte er im Strudel des Genusses zu vergessen. Die Folge davon war 1768 eine ernstere Krankheit. Sie entzog ihn dem anregenden Umgange mit weltkundigen Freunden und der Pflege künstlerischer Studien bei Oeser, die ein Besuch der Dresdner Galerie belebt hatte. — In Frankfurt verschloß sich der tiefverstimmte Vater mehr und mehr. Dafür fand der Kranke eine Seelenfreundin in dem Fräulein von Klettenberg, aus deren Unterhaltung die Bekenntnisse einer schönen Seele in Wilhelm Meister entstanden, und Ablenkung in mystischen, auch alchimistischen Schriften. Ein anderthalbjähriger Aufenthalt in Straßburg, der 1771 das Rechtstudium zu einem gewissen Abschlusse brachte, war für Goethes Werdegang von höchster Bedeutung. Zu den Wirkungen Lessings und Winckelmanns gesellte sich das durch Herder vermittelte Verständnis Shakespeares, Ossians und der Volksdichtung. Jetzt lernte Goethe in der Poesie „nicht das Privaterbteil einiger feingebildeter Männer, sondern eine Welt- und Völkergabe" sehen. Der Straßburger Münster bestimmte seine Kunstrichtung, wie die vielgenannte Tafelrunde, der unter andern Aktuar Salzmann, Jung-Stilling, der Mediziner Wegland angehörten, seine Lebensanschauung und seine

1767

Liebhaberei für Naturwissenschaft. Die reichste Förderung erfuhr aber seine dichterische Tätigkeit durch die Liebe zu Friederike Brion, der Tochter des Pfarrers von Sesenheim. — Voll Schaffenslust und großer Pläne heimgekehrt, vertauschte 1771 der junge Rechtsanwalt bald Frankfurt, wo er das Blatt Über altdeutsche Baukunst veröffentlichte, mit Wetzlar, um am Reichskammergerichte weiter- 1772 zulernen. Doch fand der Umgang mit anregenden und liebgewordenen Menschen ein jähes Ende. Aus dem Widerstreite der Pflicht gegen den Freund Kestner mit der Leidenschaft für seine Braut Charlotte Buff rettete sich Goethe in die Vaterstadt und zu literarischen Arbeiten. Neben theologischen Aufsätzen gab er 1773 den lange geplanten Götz von Berlichingen zum Drucke und in Des jungen Werthers Leiden suchte er eine Katharsis eigener Seelenqualen, die 1774 aus der Wetzlarer Zeit nachzuckten. Die Wirkung dieses Romans in Briefen war ungeheuer. Hatte der Götz, der den Stürmern und Drängern als die Krone aller Dichtung erschien, eine breite und wilde Ritterdichtung in Dramen und Romanen entfesselt, so wurde vollends Werther von der Empfindsamkeit der Zeit mit leidenschaftlichem Anteile aufgenommen, allerorten verbreitet, übersetzt, nachgeahmt wie von Miller (§ 419) in der Klostergeschichte Siegwart, der aufdem Grabe seiner Marianne verschmachtet, doch leider auch so mißverstanden, daß „man glaubte, einen solchen Roman nachspielen und sich erschießen zu müssen". Eben wegen der augenscheinlichen Gefahr der Gefühlsverwirrung erhob sich die Gegnerschaft mit polizeilichem Verbote oder Kampfschriften. Der Hauptpastor Goeze (§ 360) gab Kurze, aber notwendige Erinnerungen zu den Leiden d. j. W. In Nicolais (§ 360) plattem Machwerke: Freuden d. j. W. kommt der Held mit einer Besudelung durch die mit Hühnerblut geladene Pistole weg. Aber auch Lessing äußerte Bedenken. Goethe rächte sich an dem „Berliner Laternenlicht" wie an der „Hamburger Dunkelheit" durch derbe Aufsätze in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, die er anfangs mit dem spöttischen, 1772 aber geschmack- und urteilsvollen Darmstädter Kriegsrat Merck, dem Urbilde Merck 1741—1791 des Mephistopheles, und mit seinem späteren Schwager Schlosser herausgab. Auch ein bitteres Epigramm „Nicolai auf Werthers Grab", ging von Hand zu Hand. Eine ungünstige Besprechung in Wielands Merkur wurde mit der witzigen Farce Götter, Helden und Wieland abgefertigt.

Diese Werke, die für Deutschlands Literatur eine neue Zeit ankündigten, lenkten die Aufmerksamkeit ganz Europas auf den genialen Dichter, der jetzt in voller Kraft und männlicher Schönheit stand, und dessen Leichtigkeit, sich in fremde Naturen zu finden, alle Welt bezauberte. Brieflich und persönlich verkehrte er mit den berühmtesten Männern der Zeit. Kecke Satiren in Hans Sachsens Art und Form, wie Pater Brey und Satyros oder der vergötterte Waldteufel, jene auf den zweideutigen Schriftsteller Leuchsenring gemünzt, diese, erst 1817 veröffentlicht, angeblich gegen Herder gerichtet, Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, dann kleinere ernsthaftere Sachen, wie Künstlers Erdenwallen, Hans Sachsens poetische 1776 Sendung, Jugendlieder, in denen er nach Art des alten, einfachen Volksliedes „alles mit Bildern belebte, allen Gedanken Gestalt zu geben wußte", Entwürfe zu größeren Gedichten, in denen sich die Titanennatur des aufstrebenden Geschlechts abspiegeln sollte, wie Faust und Prometheus, störten ihn so wenig im frohen Lebensgenusse, wie seine Rechtsanwaltschaft, die freilich dem Vater mehr als dem Sohne nach Wunsche war. Als heiteres Weltkind machte er mit Lavater und Basedow, „Prophete rechts, Prophete links", eine Rheinreise. Ein Spiegel dieser Lebensfülle ist seine Lyrik, besonders seine seelenvollen Lieder. Zarte Verhältnisse, wie das Verlöbnis mit „Lili" (Anna Elisabeth 1775 Schönemann), der Verkehr mit Maximiliane Brentano, geb. von Laroche, der vertraute Briefwechsel mit Auguste Gräfin Stolberg, hielten sein Gemüt in Aufregung und seine Phantasie in Tätigkeit. Das streng regelrechte Drama Clavigo nach den Denkwürdigkeiten des französischen Dichters Beaumarchais 1774

1775 (IV, § 80) mit Anklängen an das Verhältnis zu Friederike Brion, Stella, ein Schauspiel für Liebende, in seinem Mangel an höherem sittlichem Gehalte „das verzerrte Gegenbild zum Werther", die Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella stammen in ihrer ersten Gestalt aus der Frankfurter Zeit und geben Zeugnis von des Dichters rascher Erfindungsgabe, Gestaltungskraft und Sprachgewandtheit.

Diesem Lebenskreise wurde Goethe 1775 durch einen Ruf nach Weimar, dem Sammelplatze der größten Geister jener Zeit, entrissen. Plötzlich mitten in das Treiben eines gebildeten, heiteren Hofes versetzt, dessen Seele die geistreiche, anregende Herzogin-Mutter Anna Amalia war, im Besitze der Gunst und Freundschaft des Herzogs Karl August, der Goethen zum Geheimen Rat ernannte und seine Gesellschaft und Unterhaltung kaum einen Tag entbehren mochte, bewundert und umschmeichelt von jedermann, nur nicht von dem auf den bürgerlichen Eindringling scheelsüchtigen oder über seinen Einfluß auf den jugendlich ungestümen Fürsten ehrlich besorgten Hofadel, ließ sich Goethe anfangs ganz vom Strudel des Lebens fortreißen. Über Festen und geselligen Freuden, über der Mühe um ein Liebhabertheater, für das er Singspiele Jery und Bätely, Lila, Die Fischerin, sowie kleinere dramatische Stücke Der Triumph 1776 der Empfindsamkeit, Die Geschwister, auch eine Operette Scherz, List und Rache verfaßte, über Reisen in den Harz und in die Schweiz, über Staatsgeschäften und Zerstreuungen aller Art fand er nicht Zeit, die großen Entwürfe seines Inneren zu gestalten und angefangene Werke, wie Elpenor, 1784 Die Geheimnisse und andere, zum Abschlusse zu bringen. Um so reicher war die Ernte an Erfahrungen für sein Innenleben. Vor allem wurde der Umgang mit Charlotte von Stein, „welche die Welt sah, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe", für seine dichterischen Erzeugnisse, besonders für seine Lyrik von größtem Einflusse.

§ 425. Goethe auf und nach der italienischen Reise. Aus allerhand innerem und äußerem Ungemache flüchtete sich Goethe 1786 nach Italien. Alle Zauber dieses Landes in Natur, Kunst und Leben sog seine beglückte Seele begierig ein. Den mannigfaltigsten Eindrücken gab er sich willig hin; mit den verschiedenartigsten Dingen, mochten sie auch außerhalb des Kreises seiner Gaben liegen, befaßte sich sein Schaffens- und Erkenntnisdrang. Doch ist die „Wiedergeburt", die Goethe selbst in Italien erlebt zu haben behauptete, mehr eine Festigung, Stärkung und Läuterung bereits in ihm wirksamer Ansichten von Kunst und Literatur gewesen. Der Augenschein ließ ihn das Wesen der wahren Antike, zugleich aber diese als reinste Offenbarung aller Kunst erkennen und anerkennen, worauf schon Oesers Unterricht in Leipzig abgezielt hatte. Jetzt trat auch Shakespeare wie schon vorher Ossian gegen Homer und Sophokles, der letzte Rest kraftgenialischer Formlosigkeit gegen das Wohlgefallen an klassischer Vollendung, die Gotik gegen griechische Baukunst zurück, und das Hellenentum wurde zum ausschließlichen Ideale in Leben und Kunst.

Nach Inhalt und Form ist der klarste Ausdruck dieser gefestigten Überzeugung die 1787 Iphigenie. Hier wußte Goethe „die reinste Blüte der modernen Sittigung mit den reinsten Formen des unbewußt schaffenden Altertums zu einer harmonischen Mischung zu verbinden". Diesem hohen Liede der reinen Menschlichkeit reihte sich das zarte, gemütvolle 1788 Schauspiel Torquato Tasso an, in hervorragendem Maße ein Selbstbekenntnis. Denn der mit tiefer Seelenkunde und bezaubernder Feinheit gezeichnete Zwiespalt zwischen Dichter und Weltmann ist aus Goethes innerster Erfahrung erschaut und mit seinen geheimsten Gefühlen erfaßt. Es ist nicht eigentlich eine dramatische Hochspannung der Handlung oder eine besondere Technik in der Behandlung des Stoffes, die diese beiden und auch andere Dramen Goethes zu Kleinodien unserer Nationaldichtung gemacht haben. Vielmehr verleiht ihnen die Vertiefung der Charaktere und ihre anschauliche Klarheit unvergänglichen Wert. In ihren Helden spiegelt sich die eine und andere Seite vom Wesen Goethes selbst, und mehr lyrisch empfundene Ideen gewinnen in ihnen Form und Gestalt. In dem Trauerspiel Egmont, das vor der Iphigenie entworfen und vor dem Tasso vollendet war, erscheint noch die alte

und die neue Richtung vermischt. Der Stoff selbst und die überaus lebendig geschilderten Volksauftritte erinnern an Shakespeare und an den Götz, während die Gruppierung aller Geschehnisse um einen Helden als ihren Mittelpunkt und die tragische Wucht des dämonischen Zuges in seinem Charakter den Einfluß antiker Kunstregeln verraten. — Den unmittelbaren Ertrag seiner Welschlandfahrt legte Goethe nieder in der Italienischen Reise, Italien und den Fragmenten über Italien. Dieses Reisetagebuch gibt zusammen mit der seit 1810 begonnenen Schilderung seiner Kindheit und Jugend unter dem Titel Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit, sowie mit der Campagne in Frankreich (1792) und der Belagerung von Mainz (1793), weiter mit den Aufzeichnungen Aus einer Reise in die Schweiz (1797) und Am Rhein, Main und Neckar (1814 und 1815), endlich mit den Annalen oder Tag- und Jahresheften von 1749 bis 1822 eine wenn auch nicht lückenlose Selbstlebensbeschreibung. Besonders die Italienische Reise bestätigt das Wort: „Goethe schaltete in der Schriftsprache königlich."

Wenn ihm auch das hochherzige Entgegenkommen seines fürstlichen Freundes, der ihn einer Reihe hoher, aber drückender Ämter enthob, die Heimkehr erleichtert hatte, so fand sich Goethe doch schwer in den Weimarer Verhältnissen wieder zurecht. Auch mit Frau von Stein kam es zum Bruche. Anlaß war die „Gewissensehe" mit Christiane Vulpius. Von mehreren Kindern, die diesem Verhältnis entsprossen, blieb nur ein Sohn, August, am Leben.

1788

Ein glücklicher Griff war die Umdichtung Reineke Fuchs, nicht ebenso die zeitgeschichtlichen Lustspiele Der Großkophta, Der Bürgergeneral u. a. m. Da erfolgte 1794 ein innigerer Zusammenschluß mit Schiller. Bei den früheren Begegnungen seit 1788 hatten sich beide Männer mehr voneinander abgestoßen gefühlt; jetzt verband sie eine ehren- und verehrungsvolle, von Goethe bis über das Grab hinaus dem frühvollendeten Genossen bewahrte Freundschaft. In ihr hat sich Goethe zuerst wiedergefunden, sie hat dann anregend, klärend, belehrend und anspornend in einziger Weise auf das Dichterpaar fortgewirkt. Mit Wilhelm Meisters Lehrjahren war Goethes schöpferische Kraft zu neuer Tätigkeit erwacht. Bald folgten die Beiträge zu Schillers Horen: Römische Elegien, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter usw. Im Musenalmanach bekämpften beide durch die Xenien alle Stümperei in der Kunst und die gehässigen Gegner ihrer eigenen Bestrebungen. Eine Perle Goethischer Dichtung wurde das Epos Hermann und Dorothea, während sich der Klassizismus der Achilleïs und des Dramas Die natürliche Tochter, die beide unvollendet blieben, in gesuchten Gegensatz zum Geschmacke der Zeit stellte.

1795—1796
1795—1797
1797
1797

1805 starb Schiller. 1806 brachte der Krieg die schwersten Wirren. Vor ihnen wie vor den Freiheitskriegen, für deren sittliche Bedeutung und Notwendigkeit ihm seine Bewunderung Napoleons das Verständnis verschloß, rettete sich Goethe wiederum in die Kunst.

1809 waren die Wahlverwandtschaften vollendet, wie ein Jahr zuvor der erste Teil des Faust. Von frühesten Zeiten an hat sich Goethe mit Plänen zu der dramatischen Dichtung, die heute als abgeschlossenes Ganzes durch ihren im höchsten Sinne philosophischen Gehalt ein Kleinod der Weltliteratur geworden ist, keinem ihrer Meisterwerke unebenbürtig, wenigen nur vergleichbar, in sinnender Liebe durch allen Wechsel und Wandel hindurch getragen. Die lange verloren geglaubte, 1887 wieder aufgefundene, gemeinhin Urfaust genannte erste Fassung las er bereits im Anfange des Aufenthalts in Weimar vor. Ein Jahr vor seinem Tode erst war die Arbeit an seinem Lebenswerke in der Hauptsache getan.

Faust

Die Vielseitigkeit Goethes, die sich in seiner Richtung auf die Kunst in Wort, Bild und Ton, in seiner schöpferischen und kritischen Tätigkeit, seiner Weltweisheit und staatsmännischen Einsicht, in seinem Verständnisse für menschliche Art und in seiner Verehrung des Unerkennbaren offenbart, ergänzt sich zur Allseitigkeit durch seine Forschung auf dem Gebiete der Natur.

Mag seine Farbenlehre nur vereinzelt Gläubige gefunden haben, so haben andere seiner naturwissenschaftlichen Studien zu grundlegenden Ergebnissen, ja, wie die Entdeckung des os intermaxillare oder die Metamorphose der Pflanzen, zur tiefsten Einsicht in die ununterbrochene Entwicklungsreihe der Lebewesen geführt.

1810

Eine solche Natur kann von den Zeitgenossen kaum in ihrer ganzen Größe und im vollem Umfange ihrer Wirkungen erfaßt werden. Das ist erst unserer Gegenwart beschieden gewesen, dafür aber in solchem Grade, daß Goethes Welt-

anschauung zum Pharos der gebildeten Welt geworden ist und der Anspruch auf Bildung sich durch die Kenntnis Goethes ausweisen muß.

Goethe starb am 22. März 1832.

Schiller 1759—1805

§ 426. Schiller. Von dem Glücke, das der Jugend Goethes im Wohlstande des Elternhauses und seinem ganzen Leben bis zum Greisenalter in steter Gesundheit blühte, ist Schillern wenig beschieden gewesen. Johann Christoph Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach als Sohn eines württembergischen Militärarztes geboren. Der häufige Ortswechsel der Eltern führte auch den Knaben 1765 u. a. nach Lorch und in den Unterricht des Pastors Moser, dessen Gestalt in den Räubern verewigt ist. 1770 wurde der Vater, nunmehr Hauptmann Schiller als Gartenaufseher an das Lustschloß Solitude versetzt. Damit endete die unmittelbare Erziehung des Sohnes durch den ehrenhaften, soldatisch pünktlichen, auch streng protestantischen Vater und die sanfte, fromme, dabei aber für Schönes empfängliche Mutter. Von 1773 an studierte Schiller auf der Hohen Karlsschule das Recht, dann, als sie 1775 von der Solitude nach Stuttgart verlegt war, Medizin. Diese klösterlich eingerichtete Akademie, die anfangs nur für den Heeresdienst vorbereitete, später aber auch das Recht und die Heilkunde in ihren Lehrplan aufnahm, war die Lieblingsschöpfung des selbstherrlichen Herzogs Karl Eugen (§ 399).

J. J. Moser 1701—1785

Schubart 1739—1791

Durch Werke der Menschenliebe und landesfürstlicher Fürsorge gedachte dieser Willkürherrscher frühere Gewalttat und Härte vergessen zu machen, die u. a. den berühmten Rechtsgelehrten und fruchtbaren Schriftsteller Johann Jakob Moser, den Vater Karl von Mosers (§ 418) auf ungegründeten Verdacht hin fünf Jahre lang auf dem Hohentwiel und den viel umgetriebenen Dichter der Fürstengruft, Des ewigen Juden und des Kapliedes, Christian Daniel Schubart, dessen mannigfaltige Anlage und vaterländische Freiheitsliebe freilich durch seine Lästerzunge und wüste Lebensweise beeinträchtigt wurden, von 1777 bis 1787 auf dem Hohenasperg schmachten ließ. Ihn wie Mosern befreite erst preußischer Einfluß.

Gegen den geistigen Druck, den die Karlsschule ausübte, fand Schiller mit gleichgesinnten Freunden ein Gegengewicht in verbotener Lektüre; Klopstock, Goethes Götz, Gerstenbergs Ugolino, auch Schubarts Gedichte haben ihre Spuren in seinen eigenen Versuchen, die, seit 1776 im Schwäbischen Magazin erschienen, zur Anthologie auf das Jahr 1782 vereinigt wurden, unverkennbar hinterlassen, während Rousseaus Naturevangelium und die Lebensbilder altklassischer Helden von Plutarch für seine ganze Dichtung maßgebend geworden sind. Durchaus im Zeichen des Sturmes und Dranges steht das erste Drama Die Räuber, ein wildgenialer Fehdebrief an die Verschrobenheit und Verderbnis der Welt. In wahrhaft beängstigender Glut lodert darin das Feuer jugendlichen Freiheitwahns und gewalttätiger Auflehnung gegen Gesetz und Sitte. Doch empfand der Dichter selbst rein genug, um zu erkennen, daß „zwei Menschen wie sein Held den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunde richten würden." Für die Aufführung in Mannheim stellte der Intendant der dortigen Hof- und Nationalbühne von Dalberg die Bedingung, daß die Handlung in das 16. Jahrhundert zurückverlegt werde. So neubearbeitet, hatten die Räuber einen derartigen Erfolg, daß der Dichter zuversichtlicher daran dachte nur der Kunst zu leben. Inzwischen war er nämlich als Militärarzt angestellt worden. Seinen Abgang von der Schule hatte der ihm im Grunde geneigte Herzog verzögert, um das „zu viele Feuer" seines Schützlings zu dämpfen. Schiller aber, jetzt durch den Beifall empfindlicher als je gegen jegliche Bevormundung, wurde eben in dieser Zeit aufs äußerste gereizt durch das Verbot, Komödien u. dgl. zu schreiben, das der sonst wegen der Räuber unbekümmerte Landesherr in Verfolg einer Klage aus Graubünden aussprach, und durch eine Strafe wegen eigenmächtigen Urlaubs zum Besuche der zweiten Aufführung seines Dramas. Er entfloh also mit Hilfe seines Freundes, des Musikers Streicher, bei Nacht aus Stuttgart. In Mannheim harrte des Mittellosen

1780 · 1782 · 1782

bittere Enttäuschung. Dalberg zeigte sich klein und unedel, wies das republikanische Trauerspiel Fiesko, „das Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes", später auch das von Oggersheim aus, wo sich Schiller mit Streicher durchfristete, eingereichte Drama Luise Millerin, von Iffland Kabale und Liebe umgetauft, kaltherzig zurück.

Wenn die Stimme der Freiheit, die mit volltönenden Worten aus Fiesko spricht, in der durch den nordamerikanischen Unabhängigkeitskampf erregten Zeit tausendfachen Widerhall fand, so „machte die grausige Darstellung eines Zustands, wo der Bevorrechtete alles wagen, der Bürgersmann alles leiden mußte, Kabale und Liebe zu einer auch von der politischen Seite bedeutenden Erscheinung", die troß mancher Übertreibung in der Charakteristik die Jugend vor allem mächtig ergriff. „Denn hier zum ersten Male wird auf der deutschen Bühne der Adel der Seele über den Adel der Geburt so sehr hinausgesetzt, daß das umgekehrte Verhältnis, das in der Gesellschaft bestand, als unhaltbar erscheinen mußte."

Beendet wurde die feilende Arbeit an diesem Stücke in Bauerbach, wo Schillern eine Gönnerin, Frau von Wolzogen, 1782 Unterkunft geboten hatte. Bald wurde er von Dalberg als Theaterdichter nach Mannheim zurückgerufen. 1783 Zwar fehlte es ihm hier nicht an Erfolg, noch an äußeren Ehren. Denn Kabale und Liebe fand bei der Aufführung eine glänzende Aufnahme; den ersten Aufzug 1784 des Don Carlos konnte Schiller in seiner eben begründeten Zeitschrift Thalia 1785 veröffentlichen, und der Eintritt in die kurpfälzische Deutsche Gesellschaft zeitigte die Abhandlung die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet. Doch selbst das innigere Verhältnis zu einer Verehrerin, der feinsinnigen Charlotte von Kalb, vermochte ihn nicht über die Unerquicklichkeit seiner Stellung unter Dalberg zu täuschen. Gern folgte er darum der 1785 Einladung seiner sächsischen Freunde, des Oberkonsistorialrats Körner und des späteren Diplomaten Huber nach Leipzig und Dresden. Dort in der beglückenden Abgeschiedenheit des Gohliser Landhäuschens, nach andern als Gast Körners in Loschwitz ergoß er seinen Jubel in dem Lied an die Freude. Daneben beschäftigten ihn Entwürfe, wie zum Schauspiele Der Menschenfeind und zum Romane Der Geisterseher, auch zu geschichtlichen Aufsätzen, dann ästhetische Abhandlungen, endlich der Don Carlos, der in Form und Anlage 1787 gänzlich umgearbeitet und vollendet ward. Mit diesem Stücke gab Schiller dem Sturme und Drange den Abschied. Tieferes Eindringen in den Geist des Altertums hatte zu seiner Läuterung und inneren Umbildung geführt.

So entschloß er sich auch, dem ursprünglich als fürstliches Familienstück in ungebundener Rede geplanten Schauspiele, in dem die trostlose Leidenschaft des Prinzen, die zerrütteten Verhältnisse der Familie, der Druck des Despoten sein Hauptaugenmerk waren, im Marquis Posa mit seinen weltbürgerlichen Freiheitsideen, mit seinen Träumen von Völkerbeglückung und mit seiner Selbstaufopferung einen neuen Mittelpunkt zu geben. Die Ideen von Freiheit, Recht und Nationalität, die in diesem erhabenen Drama verkündigt werden, sie haben später die deutsche Jugend in den Kampf getrieben.

Von 1787 wechselte des Dichters Aufenthalt mehrfach. In Weimar zunächst wurde er den literarischen und Hofkreisen bekannt, doch erst ein Jahr später mit Goethen in Rudolstadt, wo er auch seine spätere Gattin Charlotte von Lengefeld fand. Endlich trat er 1789 das Lehramt für Geschichte an der Universität Jena mit der Vorlesung an: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Diese Stelle, die er seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande verdankte, ermöglichte ihm auch, 1788 1790 seine Lotte heimzuführen.

Aus diesem zweiten Abschnitte in Schillers Entwicklungsgange stammt eine Anzahl weiterer geschichtlicher Arbeiten, u. a. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, 1791—1793 dann als Zeugnisse seiner Beschäftigung mit dem Altertum die Übersetzung der Iphigenie und der Phönizierinnen von Euripides und einiger Stücke aus Virgil; doch 1788 waren seine Lieblingsgegenstände philosophischer Art. Den dichterischen Niederschlag seines Sinnens und Suchens nach Einheit von Kunst und Leben, von Glauben und Wissen, Natur und Kultur bieten Die Götter Griechenlands 1788, eine leidenschaftliche, doch auch ergreifende Klage um die „entgeisterte" Natur, ferner Resignation und Der Pil-

grim, endlich Die Künstler, das hohe Lied auf die Schönheit als die sinnfällige Form der Sittlichkeit und Wahrheit, zu denen beiden jene erzieht, während Das Ideal und das Leben 1795, ursprünglich Das Reich der Schatten betitelt, den Widerstreit zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden" durch die Flucht ins Reich der reinen Schönheit, des interesselosen Schauens löst.

Der Drang nach Welt- und Menschenkenntnis hatte den Dichter zum Geschichtsstudium geführt. Den Werken der Griechen suchte er das Geheimnis der Form abzulauschen, und dem philosophischen Grundzuge seiner Natur entsprach wie auf allen Gebieten, so auch in der Dichtkunst die scharfe Richtung auf die Erforschung ihres Wesens, besonders auch ihrer sittlichen Einflüsse. Damit rückte das Schauspiel in die erste Linie; ihm wurden seit 1790 mehrere Untersuchungen gewidmet, so Über die tragische Kunst u. a. Da gaben Kants Kritiken, die der reinen Vernunft 1781, die der praktischen Vernunft 1788, vor allem die Kritik der Urteilskraft 1790 (§ 364), auch Schillers Denktätigkeit größere Weite, wissenschaftliche Tiefe und sicheren Grund. Freilich tat die starre Hoheit des Königberger Philosophen dem Dichter Schiller nicht in allen Stücken Genüge. Die strengen Grundgesetze jenes Denkers suchte Schiller, der mit philosophischem Geiste schöpferische Phantasie und genaue Kenntnis der Werke der Kunst und Poesie verband, zu berichtigen, zu ergänzen und zu beleben.

So entstanden 1793 die Schriften Über das Pathetische, Über Anmut und Würde, 1794 die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und 1795 der gedankenreiche Aufsatz Über naive und sentimentalische Dichtung, der der Kunstbetrachtung ganz neue Wege wies.

Inzwischen hatte Freud und Leid in Schillers Leben gewechselt. Schwere Krankheiten brachten ihn dem Tode nahe; schwer lasteten Nahrungssorgen auf dem Halbgenesenen; doch richtete ihn die hilfreiche Teilnahme des Herzogs Karl August, dann des Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und des Grafen Schimmelmann auf, ebenso ein Besuch in der Heimat, wo ihm sein erster Sohn geboren wurde. Über allem aber stand die Freundschaft mit Goethe, mit dem und Wilhelm von Humboldt (§ 364. IV, § 307) ihn fortan verständnisinnige Teilnahme und neidloses Vertrauen verbanden. Nun wurde eine neue Zeitschrift Die Horen geplant, von 1796 ab der Musenalmanach herausgegeben, in dem 1797 durch die Xenien alles Unvermögen und alle Gegnerschaft auf literarischem Gebiete schonungslos angegriffen wurden, darauf als Ausweis eigenen Könnens der Balladenalmanach gemeinsam veröffentlicht.

1794

1795

Das Gedicht Ideal und Leben bildet das Eingangstor zu dem dritten Abschnitte in Schillers Dichtung. Den Balladen reihten sich an die Würde der Frauen, die Elegie Der Spaziergang und vor allem Die Glocke. Das eigentliche Kennzeichen dieses Zeitraumes, zugleich die Blüte Schillerscher Dichtung, sind aber seine dramatischen Schöpfungen. Noch heute unübertroffen als Gebilde vollendeter Kunst, ja geradezu unser Nationaldrama ist die Trilogie Wallensteins Lager, die Piccolomini, Wallensteins Tod.

1798—1799

In den ersten Stücken mit Zurückhaltung aufgenommen, erzielte sie mit dem letzten Teile einen Erfolg sondergleichen, wenn es ihr auch nicht beschieden sein sollte, mit einem Schlage die breiten Schichten unseres Volkes dauernd für die hohe Kunst zu begeistern und den etwas empfindsamen bürgerlichen Dramen Ifflands, wie den überaus geschickten, aber unwahren Rührstücken Kotzebues abwendig zu machen.

Iffland 1759—1814

August Wilhelm Iffland war Schauspieler und Bühnendichter, zuletzt Direktor des königlichen Schauspielhauses in Berlin. Ein gerader Mann von unabhängigem Sinne, baute er seine Werke z. B. Die Jäger, Der Spieler u. a. m. auf dem Gegensatze bürgerlicher Tüchtigkeit zu bevorrechtigter Schlechtigkeit auf. — August von Kotzebue trat in russische Dienste, wurde 1800 nach Sibirien verbannt, nach vier Monaten aber als Hoftheaterdirektor in Petersburg wieder angestellt. Nach der Heimkehr in seine Vaterstadt Weimar suchte er sich durch allerhand Machenschaften auch gegen Goethe und Schiller zur Geltung zu bringen. Sein literarischer Kampf gegen Napoleon bewahrte ihn nicht vor dem Verdachte, als russischer Spion gegen die freiheitliche Bewegung in Deutschland tätig

Kotzebue 1761—1819

zu sein. Verleumdung und Spott gegen die deutsche Jugend führten zu seiner Ermordung durch den schwärmerischen Studenten Sand (IV, § 100).

Ende des Jahres 1799 nahm Schiller seinen dauernden Wohnsitz in Weimar, um vereint mit Goethe alle Kräfte für die weitere Hebung der Bühnendichtung und Bühnenkunst einzusetzen.

Dem Weimarer Hoftheater hatte bereits Goethe den Stempel seines Geistes aufgeprägt die Schauspieler an maßvollen, edleren Vortrag gewöhnt und unermüdlich der Zuschauerschaft Geschmack an Werken geläuterter Kunst einzuflößen gesucht. Seine eigenen, wie Lessings und Schillers Stücke, selbst die wenig wirksamen Dramen von Klopstock, Stolberg und den Romantikern sollten seinen hohen Zwecken dienen. Und als alles dies zu einem befriedigenden Spielplane nicht hinreichte, griffen beide Dichter zur Übersetzung fremder Werke. Goethe bearbeitete Voltaires Tancred und Mahomet, Schiller die Phädra von Racine, zwei Lustspiele von Picard Der Neffe als Onkel und Der Parasit, endlich das Märchenspiel Turandot nach Gozzi (IV, § 80). Daneben kamen spanische und selbst altrömische Bühnenstücke in deutscher Sprache zur Aufführung, und Shakespeare wurde durch Schillers Bearbeitung des Macbeth in seiner wahren Gestalt und tragischen Würde auf die Weimarer Bühne gebracht. Immerhin hatte diese Anleihe beim Auslande ihre unverkennbare Gefahr für die einheimische Dichtung: da wurde ihr Schiller wiederum Wegweiser und Vorbild zu selbständigen Schöpfungen.

1802

Im heldenhaften Kampfe mit seinem hinfälligen Körper vollendete er 1800 Maria Stuart, 1801 Die Jungfrau von Orleans, Ende 1802 Die Braut von Messina, Anfang 1804 Wilhelm Tell. Außer anderen großen Entwürfen, wie die Malteser, Warbeck, Demetrius, und den erwähnten Übersetzungen beschäftigten seinen rastlosen Geist lyrische Beiträge für Goethes literarische Gesellschaft, das „Mittwochskränzchen“, ferner das Festspiel Die Huldigung der Künste u. a. m. — Auf der Höhe seines Wirkens, trotz schweren Leidens noch gewaltige Unternehmungen planend, starb Schiller am 9. Mai 1805. Im Schweigen der Nacht trugen einige Verehrer seine irdische Hülle in das Totengewölbe, aus dem seine Gebeine zwei Jahrzehnte später mühsam hervorgeholt und in der Fürstengruft neben den Särgen des Herzogs und Goethes beigesetzt wurden (1827).

Mit Schiller schied der Lieblingsdichter des deutschen Volkes, der ideenreichste Sänger der Freiheit und Menschenwürde, der, wie er sich selbst durch glücklichste Anlage und philosophische Schulung über alle Alltäglichkeit emporgeschwungen hatte, so auch der ganzen Nation durch formvollendete, in ihrem sittlich-vaterländischen Gehalte unübertroffene Werke den Glauben an Ideale einimpfen wollte und eingeimpft hat.

Sechstes Buch.
Südosteuropa und Asien.

Ausbreitung u. Spaltung des Islam

§ 427. Überschau und Vorblick. Nicht bloß für Europa, sondern auch für die mohammedanische Welt kann man mit dem 16. Jahrhundert eine neue geschichtliche Periode beginnen. Zwei Tatsachen sind dabei besonders wichtig: das gleichzeitige Vordringen des sunnitischen Islam nach Ungarn und Indien und die Erhebung des persisch-schiitischen Islam gegen den sunnitischen (II, § 378). Dadurch entstehen drei islamitische Machtgebiete: das westliche wird im Osmanischen Reich zusammengefaßt, das zentrale findet in Persien und das östliche im Reiche des Großmogul seine Vertretung.

Die Türkei in ihrem Verhältnis zu Europa und Persien

Der westliche Islam hatte am Ende des 15. Jahrhunderts seine letzten spanischen Besitzungen eingebüßt, und der Versuch der Türkei, wieder ins westliche Mittelmeer vorzudringen, scheiterte 1571 in der Schlacht bei Lepanto (§ 120). Dagegen machte er auf dem anderen Angriffswege (in Südosteuropa) bis 1683 noch Fortschritte: erst seitdem beginnt der dauernde Rückgang der Osmanischen Macht, d. h. die bis jetzt letzte große Periode der orientalischen Frage, die noch nicht zum Abschluß gekommen ist (§ 264). Bei der rückläufigen Bewegung der Türkei hatte zuerst Österreich, dann Rußland die Führung Europas. Erschwert war in all der Zeit die Lage der Türkei dadurch, daß sie sich nicht bloß gegen Europa wenden mußte, sondern gleichzeitig auch gegen Persien. Die Folge davon war eine Art Bundesgenossenschaft zwischen Persien und dem christlichen Europa, oder wenigstens zwischen Persien und dem Hause Habsburg (später Rußland). Diese Beschränkung auf Habsburg (Rußland) ergab sich daraus, daß das christliche Europa dem Islam nicht mehr als geschlossene Einheit gegenüberstand, vielmehr die Feinde Habsburgs (vor allem Frankreich) jetzt in dem Sultan ihren Verbündeten sahen. In ähnlicher Weise wie zwischen der Türkei und Frankreich bestand eine Interessengemeinschaft zwischen dem Hause Habsburg und Persien gegen den gemeinsamen Feind in ihrer Mitte. Indes schon aus räumlichen Ursachen hat diese Interessengemeinschaft viel weniger praktische Bedeutung gewonnen als die französisch-türkische. Immerhin mußte die Türkei bei ihren Unternehmungen gegen Europa stets mit persischen Rückenangriffen rechnen und umgekehrt.

Persien in seinem Verhältnis zu der Türkei, dem Großmogul u. den Afghanen

In ähnlicher Lage befand sich Persien. Das neue persische Reich war entstanden aus einer religiös-nationalen Erhebung gegen die seit dem siebenten Jahrhundert bestehende Fremdherrschaft (II, § 390). Es vertrat

den Schiitismus wie Deutschland den Protestantismus, und wie Deutschland sah es sich von allen Seiten von Feinden umgeben. Diese Feinde waren die sunnitische Türkei, der sunnitische Großmogul und die sunnitischen Halbbarbaren (Afghanen) an der Nordostgrenze, die die höhere persische Kultur bedrohten, wie denn überall und zu allen Zeiten die asiatischen Kulturstaaten sich zu schützen hatten gegen die Barbaren des Nordens (II, § 393). Auch hier bestand also eine natürliche Bundesgenossenschaft zwischen den westlichen und östlichen Feinden Persiens, zwischen dem Großtürken, dem Großmogul und den Afghanen; und diese Interessengemeinschaft ist für Persien wesentlich gefährlicher geworden, als die habsburgisch-persische für die Türkei. Der Grund dafür liegt weniger in dem gemeinsamen Sunnitismus der Türken, des Großmogul und der Afghanen, als in den räumlichen Verhältnissen. So hat denn Persien zwar seine Westgrenze im ganzen behaupten, im Osten aber die Entstehung des selbständigen Afghanistan nicht hindern können.

Indien

In diesen Schwierigkeiten ergab sich für Persien eine Erleichterung aus der inneren Schwäche des indischen Großmogulreiches. Es ist dem Großmogul nicht gelungen, die nationale und religiöse Gegnerschaft der eingeborenen Inder zu überwinden; es ist ihm auch nicht gelungen, alle mohammedanischen Herrscher Indiens unter seinem Zepter zu vereinigen. Daraus entstand eine Vielstaaterei, die eine energische einheitliche Politik nach außen verhinderte. Sie ermöglichte es auch den Fremden, sich in Indien festzusetzen. Um dieselbe Zeit, wo das Osmanische Reich seine europäischen Besitzungen noch beträchtlich erweiterte, kamen die Europäer nach Indien und faßten die mohammedanische Welt gewissermaßen von hinten. Es folgten einander die Portugiesen, Niederländer, Franzosen und Engländer. Den letzteren ist es gelungen, unter Benutzung der staatlichen Zerfahrenheit Indiens und unter Zurückdrängung der europäischen Rivalen den Grund zu ihrem indischen Reiche zu legen.

Ostasien

Wurde dadurch Südasien in die europäische Macht- und Kultursphäre hineingezogen, so blieb Ostasien dieser noch durchaus fern. China und Japan verharrten in ihrer Abgeschlossenheit; die vorübergehende Wirksamkeit der Jesuiten hatte keine größere Bedeutung.

Rußland und England

Dagegen war sehr wichtig, daß Rußland ganz Sibirien sich aneignete und sich hier, im Kaukasus und in Zentralasien der türkischen, persischen, afghanischen und chinesischen Grenze näherte. Daraus ergaben sich Gegensätze zwischen Rußland und diesen Staaten. Aber nicht bloß das. Wie Rußland von Norden, so drang, wie gesagt, England von Süden her gegen Asien vor: darin lagen die Keime späterer Konflikte auch zwischen diesen beiden europäischen Großmächten.

Erstes Kapitel.

Die Türkei und Persien.

Mohammet IV. 1648—1687 † 1691

§ 428. Die Türkei von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts (letzter Aufschwung und Niedergang). Das Osmanische Reich, die führende Macht des sunnitischen Islam, hat, wie wir wissen (§ 253, 303), seit der Mitte des 17. Jahrhunderts nach längerem Verfall einen neuen Aufschwung genommen. Es geschah das unter dem Sultan

Moh. Köprili Großwesir 1656–1661 *Achmed Köprili Großwesir 1661–1676*

Mohammed IV., war aber das Verdienst der Großwesire Mohammed Köprili und Achmed Köprili. Im Innern wurden mit entsetzlicher Grausamkeit die aufrührerischen Elemente niedergerungen (§ 253), nach außen das Ansehen des Reiches gehoben und das türkische Machtgebiet erweitert. *1664* Der Friede von Eisenburg brachte dem türkischen Ungarn eine Vergrößerung (§ 303), den Venetianern wurde nach vierundzwanzigjährigem Ringen *1645–1669* Kreta entrissen (§ 253, 303), von Polen Podolien erobert *1672, 1676* (§ 314). Indes dieser Aufschwung war nicht von Dauer; vielmehr trat bald die entscheidende Wendung ein. Unter Benutzung der ungarischen Wirren (§ 304) zog der Großwesir Kara Mustafa *Kara Mustafa Großwesir 1676–1683* (Achmeds Schwager) gegen Wien, erlitt aber hier die Niederlage am Kahlenberge *1683*. Mit ihr beginnt, wie schon hervorgehoben, die letzte große, noch nicht abgeschlossene Periode der orientalischen Frage, also auch der türkischen Geschichte, jene Periode, in der die Türkei allmählich aus Europa hinausgedrängt wird (§ 305).

25. Dez. 1683 Kara Mustafa wurde in Belgrad auf Befehl des Sultans erdrosselt. Es kann das als ein Beweis dafür gelten, daß der Sultan die Bedeutung der Niederlage schmerzlichst empfand, vermochte aber natürlich deren Folgen nicht aufzuhalten. Die kaiserlichen Truppen eroberten in den nächsten Jahren Ungarn und Siebenbürgen, die Venetianer Morea (§ 306). Infolge dieser Niederlagen ereilte auch den Sultan Mohammed IV. sein Schicksal: er endete, wie er erhoben worden war (§ 253). In wildem Tumult durchzogen die Janitscharen die Hauptstadt und verlangten seine Entthronung; und da ihnen, wie 1648 (§ 253), die Ulemas zustimmten, so wurde Mohammed IV. in den Kerker geworfen, in dem er 1691 starb.

Suleiman III. 1687–1691 An seiner Statt wurde sein älterer Bruder Suleiman III. aus dem Gefängnis herausgeholt und zum Sultan ausgerufen. Die Ruhe war damit indes noch nicht hergestellt; die Janitscharen ermordeten u. a. noch einen Großwesir und konnten erst Anfang des nächsten Jahres niedergeworfen werden. Der Siegeslauf der Kaiserlichen wurde durch diesen Staatsstreich nicht gehemmt; sie drangen sogar nach Serbien ein, und eine Befreiung der dortigen Christen von der türkischen Herrschaft schien nicht ausgeschlossen (§ 307). Dieser Gefahr gegenüber ermannte sich die Türkei nochmals. *Mustafa Köprili Großwesir 1689–1691* Zum dritten Male wurde ein Köprili, Achmeds Bruder Mustafa Köprili, zum Großwesir ernannt, und ihm gelang es, im Inneren Ruhe herzustellen, die Finanzen zu bessern und die Kaiserlichen aus der Balkanhalbinsel zu verdrängen (§ 307). Sein Tod in der Schlacht bei Slankamen *19. Aug. 1691* (§ 307) war ein schwerer Verlust für das Reich. Kurz vorher war auch Suleiman III. gestorben; es folgte sein Bruder Achmed II. *Achmed II. 1691–1695* und nach dessen Tode Mohammeds IV. Sohn Mustafa II. *Mustafa II. 1695–1703* Dieser verkündete in einem Manifest (Hattischerif), daß er nach dem Beispiel seines großen Ahnherrn Suleimans II. (§ 43, 119) wieder selbst an der Spitze des Heeres zum heiligen Kampfe gegen die Feinde des Propheten ausziehen werde, und vermochte in der Tat nochmals das Kriegsglück zu wenden. Die türkische Flotte unter dem Kapudan-Pascha Hussein Köprili entriß den Venetianern Chios *1695*; Mustafa selbst brachte den Kaiserlichen bei Lugos und Temesvar empfindliche Niederlagen bei *1695, 1696* (§ 307). Indes auch dieser Aufschwung dauerte nicht lange: Mustafa wurde bei Zenta *1697* vom Prinzen Eugen besiegt und mußte dann im Frieden von Karlowitz *1699* auf Ungarn mit Ausnahme des Temesvarer Banats, auf

Morea, Podolien und Asow verzichten (§ 307). Damit war der Niedergang der Türkei besiegelt.

Solche auswärtigen Verluste können für einen Staat eine heilsame Folge haben, wenn sie den Anstoß geben, die inneren Zustände zu bessern. Der Versuch dazu wurde gemacht, gelang aber nicht. Hussein Köprili, der nach der Schlacht bei Zenta Großwesir geworden war, hatte zum Karlowitzer Frieden geraten, um Ruhe für eine großartige Reformarbeit zu gewinnen. Sie sollte die gesamte Verwaltung, das Heerwesen und die Flotte, die Finanzen, das Bildungswesen und die Lage der Christen umfassen. Indes er stieß bei den Alttürken auf Widerstand, nahm Ende 1702 seine Entlassung und ist bald darauf gestorben. So blieb auch der Übermut der Janitscharen ungebrochen; dazu bestand Mißstimmung über den Karlowitzer Frieden und über die weitere Haltung Mustafas II. Er hatte sich dem allgemeinen Unmut durch Übersiedelung nach Adrianopel entzogen und überließ die Regierung völlig dem Mufti Feisullah, der nur für sich und seine Familie sorgte. In Konstantinopel brach eine Rebellion aus: Mustafa II. wurde, obgleich er den verhaßten Feisullah entließ, abgesetzt und starb bald darauf. Zum Sultan wurde an seiner Stelle sein Bruder Achmed III. erhoben, Feisullah aber in grausamster Weise getötet.

Hussein Köprili Großwesir 1697—1702 † 1703

1703

Der neue Sultan machte den Versuch, das im Karlowitzer Frieden Verlorene zurückzugewinnen. Das gelang zunächst Rußland gegenüber. Der bei Poltawa geschlagene und nach der Türkei geflohene Schwedenkönig Karl XII. gab den Anstoß zu einem türkisch-russischen Kriege, der, wie wir wissen (§ 325), mit der Rückgabe von Asow an die Türkei endete. Der Sultan war dabei mit dem Verhalten seines Großwesirs, der sich hatte bestechen lassen, nicht einverstanden, erneuerte aber den Krieg gegen Rußland nicht (§ 325), sondern wandte sich gegen Venedig und Österreich. Auch den Verlauf dieser Kämpfe kennen wir schon; sie brachten der Türkei einen halben Erfolg: im Frieden von Passarowitz erhielt sie Morea zurück, mußte aber den Banat und Teile Serbiens und der Walachei an Österreich abtreten (§ 329).

Achmed III. 1703—1730 † 1736

1711

1715—1718

1718

Bald darauf wurde die Pforte durch die Vorgänge in Persien in Anspruch genommen. Die Entthronung der schiitischen Sefiden durch den sunnitischen Afghanen Mir Mahmud (§ 430) bewirkte ein Übergreifen Peters des Großen nach Persien, und dies wieder führte zu einem Vertrage zwischen Rußland und der Türkei, wonach von den persischen Grenzlanden die Westküste des Kaspischen Meeres (Baku, Derbent) an Rußland, die Gebiete von Eriwan und Tiflis dagegen an die Türkei fallen sollten (§ 346). Zur Wiedereroberung dieser Lande begann Aschraf, der ebenfalls afghanische Nachfolger Mahmuds (§ 430), den Krieg gegen die Pforte. Nun waren aber die sunnitischen Afghanen die Glaubensgenossen der Osmanen und an sich deren natürliche Verbündete gegen die schiitischen Perser (§ 427), ein Kampf gegen sie in der Türkei also nicht populär. Deshalb konnte Aschraf den widerwillig kämpfenden Türken eine Niederlage bei Hamadan beibringen. Da aber seine Herrschaft noch von dem gestürzten Perserschah Tachmasp (§ 430) bedroht war, hielt er es für geraten, im Frieden mit der Pforte auf die umstrittenen Grenzlande zu verzichten und den Sultan als geistliches Oberhaupt (Kalif) für Persien anzuerkennen. Dieser Erfolg des Sultans wurde aber bald wieder in Frage gestellt durch den Sturz Aschrafs und die Erhebung eines schiitischen Schahs (§ 430): man mußte mithin auf weitere Kämpfe mit Persien gefaßt sein. Um dazu zu rüsten, führte der Sultan eine neue

1722

1724

1726

1727

1729

Akzise ein, die den Kleinhandel schwer belastete. Das gab den Anstoß zu einem Aufruhr in Konstantinopel, an dessen Spitze ein albanesischer Kleidertrödler, Patrona Chalil, stand. Da auch die Janitscharen sich den Rebellen anschlossen, wurde Achmed III. gestürzt und in dieselben Kerkerräume des Serai geworfen, aus denen sein Neffe Mahmud, Mustafas II. Sohn, auf den Thron geführt wurde. Achmed starb 1736 durch Gift; er hat sich auch als Dichter und durch Begünstigung der Kunst (Brunnen Achmeds in Konstantinopel) hervorgetan.

Mahmud I. 1730—1754 Mahmud I. mußte auf die neue Steuer verzichten und war zunächst von Patrona Chalil abhängig, befreite sich aber aus dieser unwürdigen Lage durch dessen Ermordung. (Nov. 1730) In dem neuen Kriege gegen Persien (1733—1736) erlitten die Türken mehrere Niederlagen, und der große Nadir (§ 430), der zum sunnitischen Glauben übertrat, erzwang vom Sultan die Herausgabe der 1724 türkisch gewordenen Gebiete (Eriwan, Tiflis). Dieser Mißerfolg wurde aber dadurch aufgewogen, daß es Mahmud gelang, das türkische Ansehen in Europa wieder sehr zu heben. Mahmud hatte mit Persien auch deshalb Frieden geschlossen (1736), um für Europa freie Hand zu haben. Wir wissen, daß er nach einem glücklichen Kriege mit Österreich im Belgrader Frieden (1739) die 1718 verlorenen Lande (Walachei und Serbien) zurückerhielt, daneben allerdings die Abtretung Asows an Rußland nicht hindern konnte (§ 333). Daß Rußland damit an das Schwarze Meer vorrückte, war ja nicht unbedenklich, indes als ein viel größerer Gewinn erschien die Zurückdrängung Österreichs aus der Balkanhalbinsel. Der Gedanke, die Balkanchristen vom türkischen Joch zu befreien, war vereitelt und die europäische Stellung der Türkei sehr gefestigt. So bewarben sich denn während des österreichischen Erbfolgekrieges (1741—1748) (§ 370 ff.), dessen Ausbruch der Türkei sehr zustatten kam, die europäischen Diplomaten wetteifernd um die Gunst des Sultans: hätte er während dieses Krieges die Angriffe auf Ungarn erneuert, so hätte das von größter Bedeutung für das Schicksal der habsburgischen Monarchie und also Europas werden müssen (§ 371). Obgleich Frankreich damals in Konstantinopel unzweifelhaft größeren Einfluß als die übrigen Mächte besaß (wie z. B. die Erneuerung der alten „Kapitulationen" von 1535 [§ 222, 295] bewies), erneuerte der Sultan den Krieg gegen Österreich nicht, bot dann aber dem französischen König seine Vermittlung beim Aachener Frieden an (§ 374). Das ist ein Zeichen für das Ansehen der Türkei und für das Selbstbewußtsein, das damals in Konstantinopel herrschte.

Bei der Vermeidung eines europäischen Krieges ließ sich die Pforte auch leiten durch die Rücksicht auf den Wiederausbruch des persischen Krieges (1743—1746). Er verlief im ganzen günstig für die Türkei. Nadir Schah griff Mosul und Kars erfolglos an (1743), besiegte dann zwar ein türkisches Heer in der Nähe von Eriwan (1745), vermochte aber, durch innere Schwierigkeiten gelähmt (§ 430), im Frieden (1746) keine Gebietsabtretungen zu erlangen: es blieb bei der Grenze von 1639 (§ 252).

In dieser Zeit wirkte in Konstantinopel der französische Graf Bonneval. Geboren 1675, hatte er zuerst bis 1704 im französischen Heere gedient, war dann durch den Prinzen Eugen in die österreichische Armee aufgenommen, hatte unter ihm gegen die Türken gefochten und war zum General emporgestiegen. Wegen eines dienstlichen Zerwürfnisses verließ er Österreich, wandte sich 1729 nach der Türkei, trat 1730 zum Islam über, wurde Pascha (Achmed Pascha) und suchte die türkische Armee nach französischem Muster zu reorganisieren

und die türkische Politik im französischen Sinne zu beeinflussen; an den Erfolgen des Krieges von 1736 bis 1739 ist er stark beteiligt; er starb 1747 in Konstantinopel.

Wie Bonnevals Armeeorganisation an dem dem türkischen Staate eigentümlichen Beharrungsvermögen scheiterte, so wurden auch sonst unter Mahmud im Inneren keine Reformen durchgeführt; dagegen bekundete er durch Bauten und Anlegung von Schulen ein lebhaftes Interesse für Kunst und Wissenschaft.

§ 429. Die Türkei seit der Mitte des 18. Jahrhunderts (innere Auflösung und Anfang der russischen Einmischung). Nach Mahmuds Tode bestieg sein Bruder Osman III. den Thron; ihm folgte nach drei Jahren Achmeds III. Sohn Mustafa III. Die Regierung dieses hochbegabten Fürsten war zunächst nicht unglücklich. Die beiden letzten Sultane hatten zur Wahrung der eigenen Selbstherrlichkeit die Großwesire sehr häufig gewechselt und dadurch die Stetigkeit der Politik sehr gefährdet; demgegenüber war es schon ein gutes Zeichen, daß Mustafa seinen tüchtigen Großwesir Raghib Pascha bis zu dessen Tode (1763) im Amte ließ. An der Möglichkeit wirklich durchgreifender Reformen verzweifelten zwar sowohl der Sultan wie der Großwesir, aber es gelang doch, die Finanzen in bessere Ordnung zu bringen, die Janitscharen zu zügeln und die Selbständigkeit der Mamluken in Ägypten (siehe unten) einzuschränken. Dem auswärtigen Ansehen der Pforte kam, wie jüngst der österreichische Erbfolgekrieg, so jetzt der Siebenjährige Krieg zustatten: es war für sie nicht bedeutungslos, daß Friedrich der Große in seiner Bedrängnis sie zum Bündnis gegen Österreich und Rußland zu gewinnen suchte (§ 386) und wenigstens einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit ihr abschloß.

Osman III. 1754—1757

Mustafa III. 1757—1774

2. April 1761

In dieser günstigen Lage trat jedoch eine Wendung ein, seitdem Katharina II. von Rußland den großen Gedanken faßte, die Türkei womöglich aus Europa zu verdrängen, und dabei als Beschützerin der christlichen Griechen auftrat. Dieser Politik kam einerseits die schon erwähnte Starrheit der inneren türkischen Zustände (der passive Widerstand gegen Reformen) zustatten, andererseits ein gewisser Aufschwung, der sich im griechischen Volke zeigte. Zu diesem Aufschwung hatte auch beigetragen die Abschaffung des Knabenzinses (§ 252), weil seitdem den Griechen ihre besten Kräfte nicht mehr entzogen wurden; es war bald an manchen Stellen ein größerer Wohlstand und ein regeres geistiges Streben zu bemerken. Indem Rußland nun mit den glaubensverwandten Griechen anknüpfte, rückte es in die Aufgabe ein, an die Österreich unter dem Prinzen Eugen vorübergehend herangetreten war (§ 329): damit entstand die politische Lage, die seitdem die orientalische Frage maßgebend beherrscht hat. Sie wäre für die Türkei noch verhängnisvoller geworden, wenn nicht Österreich und andere europäische Mächte Rußland rivalisierend gegenübergestanden hätten.

Wir wissen, unter welchen Umständen der erste Türkenkrieg der Katharina ausbrach, und kennen auch seinen für Rußland günstigen Verlauf (§ 392). Noch ehe er beendet war, starb Mustafa III. und hinterließ das Reich seinem Bruder Abdul Hamid I. Dieser schloß den für die Zukunft so überaus wichtigen Frieden von Kütschük-Kainardschi, der den Russen die Krim preisgab, dessen Bedeutung aber vor allem darin zu suchen ist, daß Rußland aus ihm das Schutzrecht über die christlichen Untertanen der Türkei ableitete (§ 393).

1768—1774

21. Jan. 1774

Abdul Hamid I. 1774—1789

21. Juli 1774

Eine für das Reich sehr gefährliche Nebenwirkung des unglücklichen Krieges war, daß sich in den Provinzen die Selbständigkeitsgelüste stärker regten und von den Russen unterstützt wurden.

Syrien u. Ägypten

Es geschah das vor allem in Syrien und Ägypten. Dort lehnte sich der Scheich Tahir, hier Ali Bey gegen die Pforte auf. Ali war einer der 24 Beys der Mamluken (II, § 380); er verstand es, die übrigen Beys von sich abhängig zu machen, vertrieb den türkischen Pascha und machte sich beim Beginn des russischen Krieges zum Sultan von Ägypten (1768). Er trat mit Tahir in Verbindung und wollte seine Herrschaft auch über Mekka und Syrien ausdehnen (1770). Indes sein eigener Schwiegersohn Mohammed Bey übte, von den Türken bestochen, an Ali Verrat (1772), bemächtigte sich Kairos im Namen des Sultans und wurde Pascha von Ägypten. Bei dem Versuche, von Syrien aus Ägypten wieder zu erobern, wurde Ali von Murad Bey, dem Führer einer von Mohammed abgesandten Mamlukenschar, gefangengenommen und starb wenige Tage darauf (1773). Mohammed wollte nun auch Syrien dem Sultan unterwerfen, starb aber auf dem Feldzug dorthin; an seiner Stelle wurde der Kapudan-Pascha Hasan mit der von ihm in guten Stand gesetzten Flotte nach Akka, dem Hauptstützpunkt Tahirs, entsandt (1775). Da Tahir im Kampfe fiel, gelang es Hasan, die türkische Herrschaft in Syrien wiederherzustellen. In Ägypten waren inzwischen nach Mohammeds Tode erbitterte Kämpfe unter den in zwei Parteien (Anhänger Alis und Mohammeds) zerfallenen Mamlukenbeys ausgebrochen: sie endeten damit, daß Murad und Ibrahim gemeinsam die Herrschaft gewannen (1783) und dabei die Oberhoheit der Pforte nur durch eine Tributzahlung anerkannten. Um der Gewaltherrschaft der Mamlukenbeys ein Ende zu machen, erschien 1786 der Kapudan-Pascha Hasan in Ägypten; er besiegte die Beys zwar, mußte sie dann aber doch in ihrer Herrschaft bestätigen, als der neue Krieg gegen Rußland und Österreich ausbrach (§ 413). So blieb die Lage, bis Napoleon in Ägypten erschien (IV, § 28). Während dieser Kämpfe in Syrien und Ägypten hatte die Pforte auch mit Unbotmäßigkeiten in Bagdad, Albanien und Morea zu ringen.

1787—1792

Bei der schwierigen Lage des Reiches kam der Pforte der Krieg gegen Rußland und Österreich natürlich sehr ungelegen. Wir kennen die Wandlungen, die die osteuropäische Politik seit dem Frieden von Kütschük-Kainardschi genommen hatte, kennen die Pläne Katharinas II. und Josephs II. und wissen, daß deren Bündnis im letzten Grunde auf eine Teilung der europäischen Türkei abzielte und dem Sultan die Möglichkeit nahm, beide Mächte gegeneinander auszuspielen (§ 396, 413). Noch während des für die Türkei ungünstigen Krieges starb Abdul Hamid I.; es folgte ihm Mustafas III. Sohn Selim III. (Selim III. 1789—1807) Obgleich dieser mehr Energie besaß, als sein Vorgänger, vermochte er den Sieg doch nicht an die türkischen Fahnen zu fesseln. Die Pforte dankte es nur dem belgischen und ungarischen Aufstande, der Intervention Preußens, dem Tode Josephs II. und Potemkins, daß der Friede von Jassy (1792) ihr verhältnismäßig geringe Verluste brachte (§ 414); immerhin aber war nun die ganze Nordküste des Schwarzen Meeres russisch. Nach Beendigung des Krieges plante Selim Reformen in großem Stile: man hat ihn als ersten Reformer der Türkei, als Vertreter des aufgeklärten Absolutismus bezeichnet. Er wollte die Finanzen ordnen, die Janitscharen durch neue, europäisch geschulte Truppen ersetzen, die Paschas in den Provinzen zu wirklichen Beamten machen und die Lage der Christen bessern. Er hat darüber seinen Untergang gefunden (IV, § 146); aber der Reformgedanke ist seitdem nicht wieder geschwunden; neben ihm blieben für das weitere Schicksal des Osmanischen Reiches am wichtigsten die russischen Eroberungspläne und die Unabhängigkeitsbestrebungen in den Provinzen.

Walachei

Die Moldau und Walachei, aus denen das heutige Königreich Rumänien hervorgegangen ist, waren Vasallenstaaten der Türkei. Für die Walachei, die vorher zumeist unter ungarischer Oberherrschaft gestanden hatte, begann die türkische Hoheit, wenn nicht schon früher (1411), so doch 1460 mit einem Vertrage, den der Woiwode (Fürst) Vlad IV. mit dem Sultan Mohammed II., dem Eroberer Konstantinopels, abschloß. Danach behielt

das Land seine selbstgewählten Woiwoden und seine selbständige Regierung im Inneren, mußte aber einen jährlichen Tribut an die Pforte zahlen. Unter den Woiwoden verdient Michael der Tapfere genannt zu werden. Er kämpfte siegreich gegen die Türken (1594—1595), erkannte den Siebenbürgerfürsten Sigismund Bathory als Lehnsherrn an (1595), bemächtigte sich dann im Einvernehmen mit Kaiser Rudolf II. der Herrschaft in Siebenbürgen (1599), wurde aber, weil er mit Sigismund wieder anknüpfte, auf Befehl des kaiserlichen Feldherrn Georg Basta als Hochverräter ermordet (1601, § 181). — Die Moldau stand im 14. und 15. Jahrhundert unter ungarischer oder polnischer Hoheit (II, § 379); unter den Woiwoden dieser Zeit ist der bedeutendste Stephan der Große, der sich der Angriffe Mohammeds II. erwehrte und das Ansehen seines Landes sehr hob. Bald nach dem Tode Stephans geriet die Moldau in die gleiche Abhängigkeit von der Pforte wie die Walachei: durch Verträge von 1504 und 1529 wurde auch hier die Tributpflicht festgesetzt, aber die freie Fürstenwahl und selbständige Regierung zugestanden. — Während des Nordischen Krieges verband sich sowohl der Woiwode der Moldau wie der der Walachei mit dem Zaren Peter, dem Feinde der Türkei (§ 325). Die Pforte benutzte das zur Aufhebung der freien Fürstenwahl: sie ernannte nunmehr die Fürsten, und zwar nahm sie dazu meist Griechen aus dem Fanar (II, § 383). Diese Herrschaft der Fanarioten begann in der Moldau 1712, in der Walachei 1716 und dauerte in beiden Fürstentümern bis 1822.

1593—1601

Moldau

1457—1504

§ 430. Persien. Das von Ismail Sefi begründete neupersische Reich, dessen Bedeutung darin lag, daß es einen nationalen Charakter trug und den schiitischen Islam gegen die sunnitischen Mächte (das Osmanische Reich, die Usbeken, Afghanen und den Großmogul) vertrat, war durch Abbas I., den Großen, zu hoher Macht emporgehoben worden (II, § 390). Auf die Lage des Reiches inmitten der feindlichen Nachbarn haben wir schon hingewiesen (§ 427); sie mußte gefährlich werden, sobald diese Nachbarn zu energischen Angriffen übergingen. Das aber geschah, als das Reich unter den Nachfolgern des großen Abbas bald verfiel.

Ismail 1501—1524
Tachmasp I. 1524—1576
Ismail II. 1576—1577
Mohammed Chodabende 1577—1585
Hamse 1585
Ismail III. 1586
Abbas I. 1586—1628

Sein Sohn Sam Mirza, der sich Schah Sefi nannte, war ein dem Trunke ergebener Tyrann; gegen die Türkei verlor er 1638 Bagdad (§ 252). Unter seinem Sohne Abbas II. fanden Kämpfe mit dem Großmogul statt, in denen 1648 das vielumstrittene Kandahar persisch wurde (§ 432). Trotzdem ging die innere Kraft des Reiches immer mehr zurück: Abbas' Sohn Suleiman und Enkel Hussein waren in Schlaffheit versunkene Fürsten. Von der Türkei, die ihre erstarkende Kraft damals gegen Europa kehrte (§ 428), wurde dieser Verfall zwar nicht ausgenutzt; dagegen empörten sich die sunnitischen Afghanen in Kandahar (§ 431): ihr Führer Mir Mahmud eroberte Ispahan und bemächtigte sich des Thrones.

Schah Sefi I. 1628—1642
Abbas II. 1642—1666
Suleiman 1666—1694
Hussein 1694—1721
1722

Damit endete die Herrschaft der Sefiden; Hussein wurde ermordet, sein Sohn Tachmasp floh nach Masanderan, dem gebirgigen Küstenland im Süden des Kaspischen Meeres. Wie wir wissen, benutzten der russische Zar (Peter der Große) und der Sultan (Achmed III.) diesen Zusammenbruch, um sich die Lande westlich des Kaspischen Meeres zu teilen (§ 346, 428). Bei der Behauptung des Gewonnenen kam den beiden Mächten zunächst der Fortgang der persischen Thronkämpfe zustatten. Mahmud wurde bald von dem gewalttätigen Aschraf (auch einem Afghanen) gestürzt und getötet. Dieser nahm den Krieg gegen die Osmanen wieder auf, erkannte aber trotz eines Sieges den Sultan als geistliches Oberhaupt Persiens an (§ 428). Aschraf war ja selbst Sunnit; er wünschte den Frieden mit der Türkei aber auch deshalb, weil der geflüchtete Tachmasp den Versuch machte, den Thron seiner Väter zurückzugewinnen. Sein Feldherr Nadir, der einer tatarischen Hirtenfamilie entstammte, besiegte Aschraf in mehreren Schlachten, und dieser fand auf der Flucht seinen Tod. Dem Namen nach war nun Tachmasp II. Herr von Persien, tatsächlich sein

Mir Mahmud 1722—1726
1724
Aschraf 1726—1729
1729
Tachmasp II. 1729—1732

siegreicher Feldherr; um noch unbedingter zu herrschen, entthronte Nadir den Schah Tachmasp und ließ dessen erst sechs Monate alten Sohn **Abbas** Mirza zum Schah ausrufen. Nadir führte nun einen siegreichen Krieg gegen die Türkei (§ 428) und konnte dann, gestützt auf diese Erfolge, nach Abbas' III. Tode selbst den persischen Thron besteigen.

Abbas III. 1732–1736

Nadir Schah war einer der bedeutendsten Herrscher Persiens und hat dem Reiche nochmals eine gebietende Stellung gegeben. Im Frieden mit den Türken gewann er die 1724 verlorenen Grenzgebiete zurück (§ 428). Sein Übertritt zum sunnitischen Glauben erregte zwar Verstimmung bei den Persern, schuf ihm aber zunächst Ruhe gegen die Türkei. Und diese brauchte er für seine Eroberungszüge nach Norden und Osten. Nachdem er Balch dem Chan von Buchara entrissen und die Afghanen in Kandahar unterworfen hatte, zog er nach **Indien**. Er eroberte Delhi (4. Mai 1739), raubte hier gewaltige Schätze (§ 432) und nötigte den Großmogul Mohammed, ihm die Provinzen bis zum Indus abzutreten und außerdem noch einen bedeutenden Tribut zu zahlen. Die indischen Schätze erlaubten ihm in Persien die Steuern zu erlassen und machten ihn dadurch sehr populär. Er dankte seine Erfolge seinem tüchtigen Heere, und mit diesem gewann er auch noch einen Sieg über die Türken bei Eriwan, ohne freilich weiteren Nutzen daraus ziehen zu können (§ 428). Inzwischen war nämlich seine Stellung in Persien ungünstiger geworden. Je länger je mehr traten seine tyrannischen Neigungen hervor; sie entsprangen dem Mißtrauen, das er gegen seine schiitischen Untertanen hegte, und äußerten sich in Grausamkeiten. Ein sunnitischer Herrscher mußte eben den schiitischen Persern verhaßt bleiben: es entstand eine Verschwörung, und **Nadir** wurde **ermordet**.

Nadir Schah 1736–1747; 1737, 1738; 1739; 1745; 20. Juni 1747

Seitdem ging es mit Persien wieder bergab; wie so oft im Orient ruhte auch diesmal das Großreich auf der Person des Gründers. Die Afghanen sagten sich endgültig von Persien los (§ 431) und **trennten** damit dauernd **das östliche von dem westlichen Iran**. In Persien selbst aber tobten mehrere Jahre lang Kämpfe zwischen den selbständig gewordenen Statthaltern der einzelnen Provinzen, bis endlich **Kerim Chan** sich der Herrschaft bemächtigte. Sein Sieg erscheint als eine Erhebung des **nationalen, schiitischen Persertums**, da er sich nicht Schah, sondern nur Wekil (d. h. Reichsverweser eines Sefiden) nannte. Er nahm seine Residenz in Schiras, regierte gerecht und milde und gewann dem Reiche wieder größeres Ansehen. Nach seinem Tode begannen neue Thronkämpfe zwischen den Gliedern seiner Familie; den Thron gewann Kerims Neffe Ali Murad, und ihm folgten Dschafar und Lutf Ali. Alle drei hatten gegen Aga Mohammed, den Führer der Kadscharen, eines schiitischen Turkmenenstammes, zu kämpfen. Er hatte sich in Masanderan, wohin einst der letzte Sefide entwichen war, unabhängig gemacht, ließ Dschafar ermorden und gewann den Thron, nachdem Lutf Ali im Kampfe gefallen war.

Kerim Chan 1751–1779; 1755; Ali Murad 1781–1785; Dschafar 1785–1789; Lutf Ali 1789–1794

Aga Mohammed (Mohammed Schah) begründete die noch heute regierende Dynastie der **Kadscharen**. Persien bewahrte das seit 1722 gefährdete Schiitentum, war aber unter die Herrschaft eines nördlichen „Barbaren" geraten. Wie in China die Mongolenkaiser ihre Residenz in der Nähe der Heimat ihres Geschlechts aufschlugen (II, § 394), so tat das auch Mohammed Schah, indem er Teheran zur Reichshauptstadt

Mohammed Schah 1794–1797

machte. Es war das auch deshalb wichtig, weil die Beziehungen zu Rußland von nun an von immer größerer Bedeutung für Persien wurden. Mohammed kämpfte mit den Russen um Georgien, ohne ihnen dies Land entreißen zu können; im Innern regierte er sehr grausam und fiel deshalb von Mörderhand. Es folgte sein Neffe Baba Chan, als Schah Feth Ali genannt. Er verstand es, seine Stellung im Reiche sehr zu festigen und eroberte auch Chorasan, wo sich Nachkommen Nadirs selbständig behauptet hatten. Viel weniger glücklich war er gegen Rußland, das unaufhaltsam über den Kaukasus vordrang (IV, § 394). Wenn Persien bisher im Norden seine höhere Kultur gegen Barbaren zu verteidigen hatte, so sah es sich nun dem Vertreter einer halbeuropäischen Kultur gegenüber; dazu kamen von Süden bald noch die Engländer. Persiens Schicksal wurde hinfort wesentlich bestimmt durch die russisch-englische Rivalität; im ganzen überwog der nähere russische Einfluß. Daneben wurde, wie in der Türkei, die Frage der inneren Reformen von größter Wichtigkeit.

Feth Ali 1797–1834

§ 431. Afghanistan. Nachdem in Nordindien seit dem 13. Jahrhundert mehrere afghanische Dynastien bestanden hatten (II, § 391), gelangte Afghanistan im 16. Jahrhundert unter die Herrschaft des Großmoguls (II, § 392), wurde ihm aber von den Herrschern des neuen Perserreiches streitig gemacht. Schah Abbas II. vereinigte das Land nach der Eroberung der Hauptstadt Kandahar mit Persien (§ 430). Mit dem Niedergang des Sefidenhauses machten sich die Afghanen unter Mir Weis unabhängig, und sein Sohn Mir Mahmud gewann auch die Herrschaft in Persien; ihm folgte Aschraf, wurde aber von Nadir gestürzt (§ 430); darauf kam Afghanistan wieder unter persische Herrschaft. Nach Nadirs Tode machte Achmed Schah aus dem Geschlechte der Abdali Afghanistan zu einem selbständigen Reiche und begründete die Dynastie der Durani (so genannt, weil er den Namen Dur-i-Duran = Perle der Perlen annahm). Er dehnte seine Herrschaft nach Westen über Herat und Chorasan, nach Osten über Kabul, Dschalahabad, Multan, Lahore, das Pendschab und Kaschmir aus und unternahm mehrere verheerende Feldzüge nach Nordindien. Dabei zog er zweimal in Delhi ein und brachte auch den Mahratten mehrere Niederlagen bei, die schwerste bei Panipat (§ 432). Wie vor ihm Nadir Schah schleppte auch er gewaltige Schätze aus Indien fort. Indes auch seine Reichsschöpfung hatte keinen Bestand. Schon unter seinem Sohne Timur Schah machten sich einzelne Teile des Reiches halb unabhängig; dann begannen wilde Thronkämpfe. Timurs Sohn Siman wurde von seinem Bruder Mahmud, der sich mit dem Geschlecht der Barïksai verbündet hatte, entthront und geblendet; Mahmud wurde 1804 von seinem Bruder Schudscha vertrieben, kehrte aber nach dessen Sturz 1809 auf den Thron zurück. Um sich von der Bevormundung der Barïksai zu befreien, ließ Mahmud deren Oberhaupt Fath Chan ermorden; das hatte seine abermalige Entthronung zur Folge. Er behauptete jedoch Herat als eigene Herrschaft und hinterließ es bei seinem Tode (1829) seinem Sohne; erst 1863 wurde Herat wieder von den Afghanen erobert.

1648 — 1722 — 1729 — 1747 — Achmed Durani 1747–1773 — 1756, 1760 — 1761 — Timur 1773–1793 — Siman 1793–1800 — Mahmud 1800–1804, 1809–1823 † 1829 — Schudscha 1804–1809 — 1823

In Afghanistan hörte mit Mahmuds Sturz die Durani-Dynastie auf; an ihre Stelle traten die Barïksai. Das Land wurde unter mehreren Söhnen Fath Chans geteilt, von denen Dost Mohammed in Kabul der mächtigste war; er ist der Stammvater der jetzt regierenden

Dost Mohammed 1823–1863

Emire. Da der vertriebene Schah Schudscha sich unter englischen Schutz gestellt hatte und von England als rechtmäßiger Herrscher anerkannt wurde, begannen nun die Engländer gegen Afghanistan vorzugehen (IV, § 150). Damit beginnt für das Land ein neuer Abschnitt seiner Geschichte. Neben England suchte von Norden her Rußland, das auch die Chanate Buchara und Chiwa (II, § 389) unter seine Oberhoheit brachte, Einfluß zu gewinnen.

1868, 1873

Belutschistan

Ohne weltgeschichtliche Bedeutung ist das südlich von Afghanistan gelegene Belutschistan geblieben. Es stand zuerst unter indischer Herrschaft und erhielt dann in den Kumbarani (genannt nach Kumbar, dem Begründer der Dynastie) eigene Fürsten; Nadir Schah machte sie zu persischen Vasallen. Der bedeutendste von ihnen war Nasr Chan, der sich als Heerführer Nadir Schahs auszeichnete, nach Nadirs Tode aber die Oberhoheit des Afghanenfürsten Achmed Durani anerkannte. Unter seinen schwachen Nachfolgern geriet das Land allmählich unter englische Oberhoheit.

1739—1795

Zweites Kapitel.

Süd- und Ostasien.

Gegensätze in Indien

§ 432. Indien. In demselben Jahre, in welchem der „Großtürke" durch die Schlacht von Mohacs in Ungarn Fuß faßte, begründete Babur II. durch die Schlacht von Panipat das Reich des „Großmogul" im nördlichen Indien. Wir haben auf dieses Zusammentreffen, durch das gleichzeitig der sunnitische Islam am weitesten nach Westen und Osten ausgriff, schon früher hingewiesen (II, § 392), auch schon betont (II, § 391), daß für die Geschichte Indiens der nationale und religiöse Gegensatz, in dem die mohammedanischen Sieger zu der Hindubevölkerung und den indischen Radschas standen, von größter Bedeutung gewesen ist. Dazu kamen dann noch Rivalitäten zwischen dem Mogul und den älteren im Dekan entstandenen mohammedanischen Dynastien (den Bachmani), sowie Feindschaften der indischen Herrscher untereinander.

1526

Babur II. 1526—1530

Humajun 1530—1540, 1555—1556

Akbar 1556—1605

Wie schon gesagt (II, § 392), nahm das Großmogulreich unter Akbar dem Großen einen glänzenden Aufschwung. Die Verdienste dieses als Staatsmann, Feldherr und Mensch gleich hervorragenden Mannes bestanden einmal in der Erweiterung seines Reiches, das schließlich vom Himalaya bis über den Fluß Narbada reichte, und in dem Versuche, jenen Gegensatz zwischen den Siegern und der einheimischen Bevölkerung auszugleichen.

Akbar wußte die ritterlichen Radschputen-Fürsten (II, § 392) durch Gewährung von Ehrenstellen mit seiner Herrschaft auszusöhnen und eroberte Gudscherat (1572), Bengalen (1576), Kaschmir (1586), Orissa (1590), Sind (1592) und Kandahar (1594). Bei dem Versuche, auch nach dem eigentlichen Dekan in die Gebiete der mohammedanischen Bachmani (II, § 392) vorzudringen, stieß er auf den Widerstand einer hervorragenden Frau, Tschand Bibi. Als Vormünderin ihres Großneffen verteidigte sie erfolgreich die Stadt Ahmadnagar, wobei sie geharnischt, ein bloßes Schwert in der Hand, aber verschleierten Antlitzes, selbst den Stürmenden in den Breschen entgegentrat, und zwang Akbar, sich mit der Eroberung von Berar zu begnügen (1596). Erst als Tschand Bibi von ihren eigenen Soldaten ermordet war, konnte Akbar Ahmadnagar erobern (1600); doch blieb die Stadt noch bis 1637 unter einem Vasallenfürsten. — Bei all seinen Unternehmungen, namentlich auch bei seiner inneren Politik, bei der Gewährung unbedingter religiöser Duldung und der Ausbildung einer auf ethischer Grundlage ruhenden Vernunftreligion (Dini ilahi), bei der Verwaltung und Gesetzgebung (II, § 392) war Akbars Hauptstütze der ihm an Tüchtigkeit ebenbürtige Großwesir

Abul Fasl; Akbars jähzorniger, dem Trunk ergebener Sohn Selim haßte aber diesen ersten Ratgeber seines Vaters so, daß er ihn hinterlistig ermorden ließ (1602).

Dieser Selim, der sich Dschihangir (= Eroberer der Welt) nannte, vermochte zwar auch als Kaiser seine Trunksucht und seinen Hang zu Grausamkeiten nicht immer zu zügeln, hielt aber doch das Reich im ganzen auf der vom Vater erreichten Höhe. Sein Sohn Schah Dschihan (= König der Welt) vergrößerte es durch Ahmadnagar (1637), verlor aber Kandahar an die Perser (1648); im Innern förderte er die Wohlfahrt seines Landes und schuf die Glanzperiode der mohammedanischen Kunst in Indien (II, § 187). Vierzig Moscheen verdanken ihm seine Entstehung; das größte Wunderwerk der Kunst war der Taj-Mahal in Agra, das Grabmal des Kaisers und seiner Lieblingsgattin. Die glänzendste Pracht zeigte der in Gestalt eines ausgebreiteten Pfauenschweifes gebildete Pfauenthron, dessen Edelsteine einen Wert von mehr als 6 Mill. Pf. Sterl. hatten. Gegen Ende der Regierung Schah Dschihans brach ein Krieg unter seinen vier Söhnen aus, in dessen Verlauf Aurungseb den Vater gefangen setzte (1658) und seine drei Brüder beseitigte. Der so Alleinherrscher gewordene Aurungseb nannte sich Alamgir (= Welteroberer) und wird von den Mohammedanern hochgepriesen; aber gerade der kirchliche Fanatismus, den sie an ihm rühmen, hat das Reich schwer geschädigt. Aurungseb wich ab von der klugen Politik Akbars und wollte ein Vorkämpfer des sunnitischen Glaubens sein; deshalb unterdrückte er die andersgläubigen Hindus und zerstörte deren Tempel und Heiligtümer. Dadurch machte er die Radschputen, die Akbars Entgegenkommen gewonnen hatte, wieder zu erbitterten Feinden des Mogulreiches. Aurungsebs größter Erfolg war die Eroberung von Bidschapur (1686) und Golconda (1687), der noch selbständigen mohammedanischen Staaten Indiens; er gab damit dem Mogulreiche die größte Ausdehnung. Dabei kam ihm zustatten, daß diese Bachmanistaaten zugleich durch die neue reinindische Macht der Mahratten angegriffen wurden; gewährten diese so dem Mogul auch zunächst einen Vorteil, so mußten sie (eben als Vertreter des Hindutums) doch schließlich seinem Reiche viel gefährlicher werden, als die mohammedanischen Bachmani.

Dschihangir 1605—1627

Schah Dschihan 1627—1658 † 1666

Aurungseb (Alamgir I.) 1658—1707

Die Mahratten waren ein kräftiger, kriegerischer Hindustamm im nordwestlichen Dekan, der in lockerer Abhängigkeit von Bidschapur stand. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts trat unter ihnen Siwadschi als Führer auf; er weckte den national-religiösen Haß gegen den Mohammedanismus und kämpfte erfolgreich gegen Bidschapur und dann auch gegen den Großmogul. Dabei wußte er die zwischen beiden mohammedanischen Staaten bestehende Feindschaft geschickt zur Stärkung der eigenen Macht zu benutzen und erklärte sich 1664 für unabhängig (II, § 392). Die militärische Tüchtigkeit der Mahratten ermöglichte es ihm, den Nachbarstaaten einen Tribut (Mahrattentribut) aufzulegen, ein System, das später weiter ausgebildet wurde. Nach Siwadschis Tode und nach der Eroberung von Bidschapur und Golconda griff Aurungseb auch die Mahratten an, wurde aber trotz einiger Erfolge und trotz der größten Anstrengungen zurückgeschlagen.

Mahratten

1680

1686, 1687

Aurungseb, der, wie wir wissen (§ 291), auch mit den Engländern zu kämpfen hatte, war der letzte bedeutende Großmogul; die nachfolgenden Kaiser waren Schwächlinge, unter denen das Reich immer mehr zurückging. Großwesire und Frauen des Harems gewannen den maßgebenden Einfluß, einzelne Provinzen rissen sich unter den immer unabhängiger werdenden Subahdars (Statthaltern) los, und von außen drängten die Mahratten, Afghanen und Perser. Zwar gelang den nächsten Nachfolgern Aurungsebs, Bahadur Schah und Farokhsir, noch die Besiegung

Bahadur Schah 1707—1712

Farokhsir 1713—1719

Mohammed Schah 1719–1748 — Achmed Schah 1748–1754 — Alamgir II. 1754–1759 — Schah Alam II. 1759–1806

der Sikhs, aber Mohammed Schah mußte an den Herrscher Persiens, Nadir Schah (§ 430), der 1739 als Sieger in Delhi einzog und Schätze (darunter den Pfauenthron) im Werte von 3 Milliarden Mark raubte, alles Land westlich des Indus abtreten. Unter Achmed Schah und Alamgir II. wurde das Reich von Afghanen (§ 431) und Mahratten schwer heimgesucht und durch innere Parteiungen geschwächt; Achmed endete im Gefängnis, Alamgir durch Mord. In dieser Zeit begannen auch die Franzosen und Engländer tatkräftiger in Indien vorzugehen; begründet wurde die englische Herrschaft in Indien während der langen Regierung Schah Alams II. Davon ist schon an anderer Stelle die Rede gewesen (§ 410).

Sikhs — Nanak geb. 1469 gest. 1538 — 1538 — 1606 — 1675 — 1708

Die eben genannten Sikhs (= Schüler) waren ursprünglich eine von Nanak, einem Hindu der Kriegerkaste, in der Gegend von Lahore im Pendschab begründete religiöse Sekte. Nanak wollte durch eine geläuterte, hauptsächlich die sittlichen Forderungen betonende Religion der Menschenliebe die Brahmanen und Mohammedaner vereinigen. Als er starb, setzte er einen Stellvertreter (Guru) ein, und bald wurde diese Würde erblich, was den Sikhs eine festere Organisation gab. Die Sekte, die weder die Veden noch den Koran anerkannte und alle Kastenunterschiede aufhob, war bei den Hindus und bei den Mohammedanern gleichmäßig verhaßt, und der von den Sikhs hochgefeierte Guru Ardschun wurde von Dschihangir gefangengesetzt und starb an den Folgen der Folterung. Um Rache zu nehmen, verwandelte Ardschuns Sohn Har Govind I. die Sikhs in Krieger; erbittert wurden aber die Kämpfe mit dem Mogul erst, als Aurungseb einen Guru hinrichten ließ und der Guru Govind II. durch einen Afghanen ermordet wurde. Unter entsetzlichen Greueltaten zogen die fanatisierten Sikhs nun gegen Delhi; doch wurden sie schließlich in die unzugänglichen Berglande gedrängt. Nach dem Einfall Nadir Schahs gelang es ihnen, im Kampfe gegen die Afghanen in dem 1764 eroberten Lahore wieder ein Reich zu begründen, das bis 1849 bestanden hat.

Mahratten

Während das Mogulreich immer mehr sank, befand sich die Macht der Mahratten im Aufsteigen.

Baladschi † 1720 — Badschi Rao 1720–1740 — Baladschi 1740–1761 — 1761

Die Dynastie Siwadschis freilich entartete; schon unter seinem Enkel ging alle Macht an Baladschi, seinen ersten Minister, über, der den Titel Peschwa führte. Der Peschwa machte seine Würde erblich und begründete damit eine neue Dynastie, neben der die Nachkommen Siwadschis nur Scheinherrscher waren. (Vgl. die Merowinger II, § 61 und die Abbassiden II, § 171). Die Macht der Mahratten ruhte nach wie vor auf ihrer militärischen Kraft; ohne dem Reiche feste Grenzen zu geben, dehnten die Peschwas Badschi Rao I. und Baladschi den Mahrattentribut (siehe oben) auf immer weitere Gebiete aus, durchzogen das ganze Mogulreich und nahmen sogar das von Afghanen besetzte Lahore. Auf dieser Machthöhe aber konnten die Mahratten sich nicht lange behaupten: der gewaltige Afghane Achmed Schah Durani (§ 431) brachte ihnen bei Panipat eine vernichtende Niederlage bei, und die Mahratten räumten Hindostan. Es kam hinzu, daß sich bei ihnen eine ganze Reihe von Fürstentümern gebildet hatte, die den Peschwa nur noch dem Namen nach als Oberherrn anerkannten. Die Peschwas waren auf Puna, die Siwadschis auf Sattra und Kolapur beschränkt; daneben entstanden Mahrattenstaaten in Nagpur, Indore, Gwalior und Baroda.

Reich des Nisam — † 1748 — Mysore — 1759 — 1766

Im Gebiete der alten Bachmanistaaten, die von Aurungseb erobert waren, gründete der mogulische Statthalter (Nizam el Mulk = Statthalter) Tschin Chilitsch Chan, später Asaf Schah genannt, ein selbständiges Reich, das nach seinem Titel als Reich des Nisam bezeichnet wurde; seine Hauptstadt wurde Haidarabad. — Zu der Statthalterschaft des Nizam gehörte auch das alte indische Reich Widschanagar (II, § 392), das im 16. Jahrhundert von den Bachmanisultanen von Golconda und Bidschapur erobert und zwischen ihnen geteilt und dann mit diesen Staaten von Aurungseb dem Mogulreiche hinzugefügt worden war. Widschanagar umfaßte die Ostküste, das Schwarze Land (Karnatak); zu seinen Vasallen gehörte aber auch der Radscha von Maisur (Mysore). Hier schwang sich nun Haidar Ali, der Befehlshaber der von ihm nach französischem Muster reorganisierten Armee, zum Herrscher auf, indem er dem brahmanischen Radscha zwar seinen Titel und sein Einkommen ließ, ihn aber in Gefangenschaft hielt. Nach dem Tode des Radscha wurde Haidar Ali selbständiger Sultan des durch seine Eroberungen (Kalikut, Kranganur u. a.) bedeutend vergrößerten Reiches und begründete so eine neue mohammedanische Dynastie. Er war Anhänger der Franzosen

und kämpfte mit ihnen erfolgreich gegen die Engländer (§ 410). Als er starb, ging sein Reich auf seinen unternehmenden und staatsklugen Sohn Tippu Sahib über, der Seringapatam zu seiner Hauptstadt machte, den Engländern viel Schwierigkeiten bereitete, ihnen aber schließlich erlag, da sie sich mit seinen indischen Feinden, dem Nizam und den Mahratten, verbündet hatten (§ 410). — Von den kleineren Fürstentümern mag noch das im Karnatak gelegene Arkot genannt werden.

1782

1782—1799

Die Begründung des englisch-ostindischen Reiches ist an anderer Stelle im Zusammenhang dargestellt worden (§ 410).

Hinterindien zerfiel, wie früher gesagt (II, § 392), in drei Staatengruppen, in die westlichen (birmaischen) Reiche, in Siam und in die östlichen Reiche.

Hinterindien

Von den birmaischen Staaten sind die wichtigsten Arakan, Pegu und Awa (Birma). Die Vormachtstellung machten sich streitig Pegu und Awa; um die Mitte des 16. Jahrhunderts erlangte Pegu die Oberhoheit über Awa und gewann auch Siam; dann schwankte das Verhältnis öfter; um 1750 befreite sich Birma nicht nur von der Herrschaft Pegus, sondern unterwarf sich Pegu und bald auch Siam. — Das mittlere Reich, Siam, unterlag, wie gesagt, 1544 dem Herrscher von Pegu, schüttelte aber unter dem großen König Phra-Naret 1579 diese Fremdherrschaft wieder ab. Phra-Narets Nachfolger waren wenig bedeutende Herrscher; seine Dynastie wurde 1627 ausgerottet durch den Minister Kalahon, der nun als Phrachao-Phrasat-thong eine neue Dynastie begründete. 1767 wurde Siams Hauptstadt Ajutsia von den Birmanen zerstört, aber diese neue Fremdherrschaft noch in demselben Jahre von Phaja-Tak, einem Chinesen von Geburt, wieder beseitigt. Er verlegte die Residenz nach Bangkok, wurde aber 1782 ermordet; und nun begründete sein Minister Chakri die noch heute regierende Dynastie. — Das Königreich Kambodscha war bald unter der Oberhoheit Siams, bald unter der Anams. — Anam (Tongking und Cochinchina) unterstand zuerst in mannigfachem Schwanken der Herrschaft Chinas, bis es 1427 ein selbständiges Reich unter der Dynastie Le wurde. In der Folgezeit wurde die Macht der Könige sehr beschränkt durch die Dynastie Trinh, die wie Hausmeier regierten; dazu machte sich Cochinchina von Anam unabhängig. Durch einen Aufstand wurden im 18. Jahrhundert alle diese Dynastien vernichtet; nur ein Sprößling der Dynastie von Cochinchina, Nguyen-ang, entkam nach Siam, wurde hier von dem apostolischen Vikar für Cochinchina, einem französischen Bischofe, erzogen und sandte seinen Sohn nach Paris. Nguyen-ang schloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich, trat den Franzosen die Halbinsel Turon ab und eroberte dann mit Hilfe französischer Offiziere Anam und Tongking.

Siam

Phra-Naret 1558—1593

Anam

1787

1792—1799, 1802

§ 433. China. Für das „Reich der Mitte“ hatte mit der nationalchinesischen Erhebung, durch die das Ende der Mongolenherrschaft herbeigeführt wurde (II, § 394), ein neuer Abschnitt seiner Geschichte begonnen: der großartige Verkehr nach dem fernen Westen, der durch die vom Stillen Ozean bis Rußland sich erstreckenden Mongolenreiche hindurchgegangen war, hörte auf; es zeigte sich eine stärkere Ablehnung alles Fremden. Im übrigen blieben wie früher (II, § 393) das Verhältnis der kaiserlichen Zentralgewalt zu den ziemlich selbständigen Statthaltern (Vizekönigen) und der Kampf gegen die nördlichen Barbarenvölker die Hauptfragen der chinesischen Geschichte; daneben waren noch bedeutsam die Beziehungen zu Japan und die Versuche, den chinesischen Einfluß nach Süden auszudehnen.

1368

Der erste Kaiser der Ming-Dynastie, Tschu-jüan-tschang oder Hung-wu, wie er sich nun nannte*), war aus niederem Stande vom Hirtenknaben emporgestiegen und wird von den Chinesen als trefflicher Herrscher gepriesen. Es gelang ihm, die Statthalter, die sich während der letzten Wirren selbständig gemacht hatten, zu unterwerfen, die Oberhoheit über

Ming-Dynastie 1368—1644

Hung-wu 1368—1399

*) Die Kaiser der Ming- und Mandschu-Dynastie werden gewöhnlich nicht nach ihrem ursprünglichen Namen genannt, sondern nach der für ihre Regierung angenommenen Bezeichnung; hiernach werden auch wir sie nennen. Dazu wird ihnen dann noch ein dritter Name nach ihrem Tode beigelegt, bei Hung-wu war dieser dritte Name Tai-tsu.

Korea und Anam zu wahren und den japanischen Seeräubereien entgegenzutreten; er teilte das Reich in 13 Provinzen, von denen jede wieder in Bezirke zerlegt wurde; als nationalchinesischer Herrscher residierte er in der alten Chinesenstadt Nanking. Sein Sohn und zweiter Nachfolger Yung-lo (nach seinem Tode Tai-tsung) verlegte seine Residenz wieder nach Peking, dem Sitze der Mongolendynastie. Er tat das, weil er hier schon vor seiner Erhebung zum Kaiser Vizekönig gewesen war und von hier aus seinen Neffen Ken-wen (1399—1403) entthront hatte; auch wollte er der gefährdetsten Grenze des Reiches näher sein. Während nämlich der chinesische Einfluß nach Süden (Siam, Java, Bengalen) zunahm, wurden im Norden die Mongolen dem Reiche sehr gefährlich: Yung-lo fiel auf einem Feldzug gegen sie. Diese Kämpfe gingen unter seinen Nachfolgern weiter; einer von ihnen, Tscheng-tung, wurde sogar 1449 von den Mongolen gefangen genommen und erst 1457 wieder freigelassen; er führte dann die Regierung weiter unter einem neuen Namen (Tien-schun).

Yung-lo 1403—1424

Tscheng-tung (Tien-schun) 1436—1449 1457—1465

Wan-li 1573—1620

Von größerer Bedeutung war jedoch erst wieder die Regierung des Kaisers Wan-li. Nachdem 1517 die ersten Portugiesen in China erschienen waren (II, § 394), kam 1581 der erste Jesuit (Ricci) dorthin (siehe unten). Weiterhin eroberten die Japaner 1592 einen großen Teil Koreas, dessen Herrscher von China abhängig war, und wurden erst nach mehrjährigem Kriege von den Chinesen wieder aus der Halbinsel verjagt: damit war der Plan des großen japanischen Kriegshelden Hideyoschi (II, § 395), Korea und China zu erobern, gescheitert. Endlich fielen zehn Jahre nach diesen Kämpfen die Mandschu, deren Vorfahren einst das 1234 von den Mongolen vernichtete Reich Kin (II, § 393, 394) begründet hatten, in die nach ihnen benannte Mandschurei ein und gewannen das Land bis in die Gegend von Mukden. Sie sollten bald dem Reiche noch gefährlicher werden, als die Mongolen. — Unter den Nachfolgern Wan-lis verfiel die Macht der Ming-Dynastie immer mehr: am Hofe herrschten Frauen und Eunuchen, in den Provinzen kam es zu Revolten, und die Mandschu dehnten ihre Raubzüge immer weiter nach Süden aus. Als ein aufständischer General Peking erobert hatte, nahm sich der letzte Mingkaiser (Hwai-tsung) selbst das Leben, und nun rief ein Gegner jenes aufständischen Generals die Mandschu zu Hilfe. Sie kamen, von Schun-tschi geführt, und bemächtigten sich der Herrschaft. Damit geriet China wieder, wie zur Mongolenzeit, unter fremde Herren.

1598

1608

1644

Tsing-Dynastie (Mandschu) seit 1644

Unter der noch heute regierenden Mandschu-Dynastie (Dynastie Tsing) traten von den oben erwähnten Hauptfragen der chinesischen Geschichte die Kämpfe gegen die nördlichen Barbaren zurück, da die Dynastie ja selbst aus dem Norden hervorgegangen war. Dagegen verschärften sich die inneren Schwierigkeiten, weil die Chinesen die neuen Kaiser als Fremdherren ansahen und deshalb zu Aufständen geneigt waren; Hauptsitz dieser nationalchinesischen Opposition, auf die sich auch die Selbständigkeitsbestrebungen der Vizekönige stützen konnten, war das südliche China. Als neuer Faktor machte sich dann allmählich noch geltend das Erscheinen der Europäer an der Nordgrenze und an der Küste.

Schun-tschi 1644—1662

Schun-tschi, der erste Kaiser der neuen Dynastie, hatte während seiner ganzen Regierungszeit gegen die Anhänger der Ming-Dynastie und gegen Prinzen, die sich in einzelnen Teilen des großen Reiches zu Kaisern ausrufen ließen, zu kämpfen. Es gelang indes, das ganze Land den

Mandschu zu unterwerfen; ein äußeres Zeichen der Unterwerfung war die Annahme des Zopfes. Am längsten behauptete sich im Süden Dscheng-Dscheng-kung (von den Portugiesen Koxinga genannt); schließlich entwich er 1661 nach Formosa, das er den Holländern entriß. Auf Schun-tschi folgte sein Sohn Kang-hsi. Auch unter ihm entstand im Süden eine große Rebellion, die erst nach heißem Ringen niedergeworfen wurde; im Anschluß daran wurde 1683 auch Formosa, wo nach Koxingas Tode (1662) dessen Sohn (bis 1681) und Enkel herrschten, erobert. Ebenso wichtig, wie diese inneren Kämpfe, waren die Konflikte mit den Russen, die bei ihrem Vordringen in Sibirien bis zum Amur gelangt waren. Die hier entstehenden Streitigkeiten wurden durch den zwischen China und Rußland geschlossenen Frieden von Nertschinsk (§ 346), der das Amurgebiet den Chinesen zusprach, beendigt. Dieser erste russisch-chinesische Zusammenstoß war besonders wichtig, weil Kang-hsi 1697 seine Macht über die Mongolei ausdehnte und damit die chinesische Grenze gegen Sibirien vorschob, hier also dem russischen Eroberungsgebiet sich näherte. Außer der Mongolei wurde von Kang-hsi auch Tibet 1720 in größere Abhängigkeit von China gebracht. Um die Verwaltung des Reiches bekümmerte sich der Kaiser auf seinen ausgedehnten Reisen sehr sorgfältig; er suchte die Chinesen mit der Fremdherrschaft zu versöhnen, indem er ihnen die Mandschu nicht vorzog: im großen und ganzen wurden in der Zivilverwaltung vorwiegend Chinesen (sie waren gebildeter und bestanden in größerer Zahl die vorgeschriebenen Prüfungen), im Militärdienst Mandschu angestellt. Kang-hsi gehört zu den tüchtigsten Herrschern, die China gehabt hat: er hat das Reich nach außen erweitert und im Innern gekräftigt; auch den Jesuiten war er freundlich gesinnt und suchte sich deren Kenntnisse nutzbar zu machen. Im Gegensatz dazu verhing sein Sohn Yung-dscheng harte Verfolgungen über die Christen. Mit dessen Sohne Kien-lung bestieg wieder ein hervorragender Kaiser den Thron. Durch eine Reihe glücklicher Kriege erweiterte er das chinesische Machtgebiet: Ostturkestan und die Dsungarei wurden unterworfen, Birma tributpflichtig gemacht und Anam in Abhängigkeit gehalten. Im Innern herrschte im ganzen Ruhe; die Verwaltung war gut; durch Teilung einiger Provinzen erhöhte der Kaiser deren Zahl von 13 (s. oben) auf 18, wie sie noch heute bestehen. Kien-lung sorgte auch für die Pflege altchinesischer Literatur, ließ eine Beschreibung von China bearbeiten und trat selbst als Dichter hervor. Um nicht länger als sein hochgepriesener Großvater zu regieren, legte er nach sechzigjähriger Regierung seine Würde nieder; drei Jahre darauf ist er gestorben. Sein Sohn Kia-king vermochte das Reich nicht auf der bisherigen Höhe zu erhalten. Wiederholt brachen Aufstände aus, die nur mit Mühe nach langen Kämpfen unterdrückt werden konnten; am gefährlichsten war der von der geheimen Gesellschaft der „weißen Wasserlilie" erregte Aufstand. Diese schon unter Kien-lung entstandene Gesellschaft betrieb die Entthronung der Mandschu-Dynastie; der Aufruhr konnte erst nach achtjährigem Kriege niedergeworfen werden. Erhöht wurden die Schwierigkeiten noch durch die zahllosen Seeräuber, deren Plünderungen der Kaiser sogar durch Geldzahlungen abkaufen mußte. Unter Kia-kings Sohne Tao-kuang begannen, als die englische Regierung an die Stelle der Ostindischen Kompanie trat, die ernsthaften Verwicklungen mit England (IV, § 150), die allmählich zu der Erschließung des Reiches der Mitte für die Europäer führten.

Kang-hsi 1662—1722

1689

Yung-dscheng 1722—1735

Kien-lung 1736—1796 † 1799

Kia-king 1796—1820

Tao-kuang 1820—1850

Hien-fung 1850—1861

Tung-tschi 1861—1875

Kwang-sü seit 1875

Mit dem Sturze der Mongolen=Dynastie hatten, wie schon gesagt, die Beziehungen zu Europa aufgehört. Seit der Entdeckung des Seeweges nach Indien versuchten dann die Europäer auch in China Fuß zu fassen, und zwar geschah das sowohl durch Kaufleute wie durch Missionare.

Portugiesen — Die Portugiesen erschienen zuerst in Kanton (1517), doch wurde ihr 1520 nach Peking geschickter Gesandter bei seiner Rückkehr in Kanton hingerichtet; es dauerte noch mehr als 30 Jahre, ehe sie in Macao eine Niederlassung anlegen konnten. (1557) Sie erreichten die Erlaubnis dazu durch Bekämpfung von Seeräubern, mußten aber dem Vizekönige von Kanton einen jährlichen Tribut zahlen und wurden von den Chinesen im ganzen recht schlecht behandelt. — Holländer — Den Portugiesen folgten die Holländer, die 1624 auf der Insel Formosa ihre Kolonie Zeelandia gründeten und bis 1662 (s. oben) behaupteten (§ 224). — Engländer — Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts trieb auch die englisch=ostindische Kompanie Handel mit China; es geschah von Kanton aus, dem einzigen dafür geöffneten Hafen, und unter Vermittlung einer chinesischen Gesellschaft, der sogenannten Hongkaufleute. Aber auch jetzt noch sahen die Chinesen mit großer Verachtung auf die „fremden Teufel" herab, und diese mußten den Mandarinen hohe Abgaben zahlen. Die erste englische Gesandtschaft, die nach Peking kam, wurde 1793 zwar freundlich behandelt, hatte aber keinen Erfolg; weitere Gesandtschaften (eine russische 1806, eine englische 1816) scheiterten schon an dem Hochmut, mit dem die Chinesen ihr entgegentraten. In alle dem vollzog sich erst seit dem Opiumkriege sehr langsam ein Wandel (IV, § 150).

Jesuiten — Eine bessere Stellung, als die Kaufleute, wußten sich zeitweilig die Missionare zu gewinnen. Schon zweimal, zuerst im 7. Jahrhundert (II, § 393), dann um 1300 (II, § 394), war das Christentum nach China gelangt, aber jedesmal wieder ausgerottet worden. Die dritte Periode des Christentums begann, als 1581 der Jesuit Matteo Ricci in Kanton erschien. Er verstand es, sich den Anschauungen der Chinesen anzupassen; er nahm die Tracht eines buddhistischen Priesters und eines chinesischen Gelehrten an, duldete die Verehrung des Confucius und den Ahnenkult und gewann Ansehen durch seine wissenschaftlichen, namentlich mathematischen Kenntnisse. Durch all das hatte er verhältnismäßig große Erfolge und besuchte 1601 auch Peking. Die Lage der Jesuiten wurde dann noch günstiger, als sie sich während der Kämpfe gegen die Mandschu den Mingkaisern durch Gießen von Geschützen nützlich machten. Auch die beiden ersten Mandschukaiser waren den Jesuiten freundlich gesinnt; wie früher leisteten sie als Geschützgießer gute Dienste, und zwei Jesuiten (der Deutsche Adam Schaal und der Belgier Ferdinand Verbiest) wurden Vorsteher der Sternwarte in Peking. Nun aber begannen Streitigkeiten unter den Christen, da die Dominikaner und Franziskaner den Jesuiten zu großes Entgegenkommen gegen chinesische Anschauungen vorwarfen: der Papst sprach sich für die Dominikaner, der chinesische Kaiser für die Jesuiten aus. Diese Streitigkeiten schädigten das Ansehen der Christen, und unter dem dritten Mandschukaiser begann die Verfolgung. Sie verschärfte sich unter Kia=king, da dieser glaubte, daß die katholischen Geistlichen mit den geheimen Gesellschaften gemeinsame Sache gemacht hätten. So befand sich um 1800 das Christentum in China wieder im Niedergang.

Korea — Korea, wo seit 1391 die Dynastie Ni=Taijo regiert, verblieb in lockerer Abhängigkeit von China, seitdem der Versuch Hideyoschis, das Land für Japan zu erobern (1592 bis 1598), abgeschlagen worden war.

Tibet — In etwas größerer Abhängigkeit von China befand sich Tibet (II, § 394); seit der Mitte des 18. Jahrhunderts stand hier ein chinesischer Statthalter neben dem Dalai=Lama.

§ 434. Japan. Nachdem der Kampf um Korea trotz Hideyoschis Kriegstaten zugunsten Chinas entschieden worden war (§ 433), wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts von Jyeyasu die Shogunatsverfassung begründet; von seinem Enkel Jyemitsu vollendet (II, § 395), hat sie seitdem etwa 250 Jahre in Japan bestanden. (Jyeyasu 1603–1605 † 1616; Jyemitsu 1623–1651 † 1652) Diese Zeit ist eine Zeit ungetrübten Friedens gewesen. Der nominelle Herr des Reiches blieb der Mikado, in seinem Namen geschah alles, aber irgendwelche Macht besaß er trotz aller ihm gezollten Verehrung (II, § 395) nicht: diese ruhte vielmehr vollständig in den Händen des Shogun. Der Feudaladel der Daimios blieb bestehen, wurde aber von dem Shogun streng überwacht (II, § 395). Dem Shogun zur Seite stand ein Reichsrat, der seine Macht etwas einschränkte. Die Würde des Shogun war in der Familie Tokugawa, d. h. Jyeyasus, erblich; es sind aus ihr 15 Shogune hervorgegangen.

Die Fremden

Nach außen hin wurde das Land nach vorübergehenden Erfolgen der christlichen Mission völlig abgeschlossen. Die ersten Portugiesen kamen 1542 nach Japan, der Jesuit Franz Xavier (§ 111) 1549. Das Christentum machte nun in Japan schnell Fortschritte; es erschien als die Religion der armen, durch die jahrhundertelangen Bürgerkriege schwer bedrückten Bevölkerung. Im Jahre 1581 soll es in Japan 150000 Christen gegeben haben; 1582 ging eine Gesandtschaft an Philipp II. und Papst Sixtus V. ab, die 1590 nach Japan zurückkehrte; bei dem Feldzuge gegen Korea 1592 war einer der Generale ein Christ. Indes bald trat ein Umschwung ein. Iyemitsu bereitete dem japanischen Christentum ein gewaltsames Ende; der letzte Stützpunkt der Christen, das Kastell von Shimabara bei Nagasaki, wurde 1638 erstürmt. Zugleich wurden alle Portugiesen aus dem Lande getrieben und nur den Holländern, die seit 1609 eine Faktorei auf der Insel Hirado besaßen, eine kleine Niederlassung auf der Halbinsel Deschima bei Nagasaki gestattet. Da der Haß der Japaner sich gegen die Katholiken richtete, ließ man die protestantischen Holländer, die nicht als Christen erschienen, zu; doch mußten sie sich demütigenden Bedingungen unterwerfen: sie durften keine Nacht außerhalb Deschimas weilen und mußten dem Shogun regelmäßige Geschenke darbringen. Sie blieben bis ins 19. Jahrhundert die einzigen Vermittler des Handels mit Europa. Versuche der Engländer (1674), der Russen (1782), mit Japan Verbindung anzuknüpfen, blieben erfolglos; erst als China seit 1842 sich eröffnete (IV, § 150), gelang es 1854 den Vereinigten Staaten, einen Handelsvertrag mit Japan abzuschließen (IV, § 376). Der Erschließung Japans für europäische Kultur folgte dann bald die Revolution von 1868, durch die der Mikado wieder der Herr des Landes wurde. Seitdem haben die Japaner die europäischen Anregungen erfolgreich ausgenutzt und dadurch einen gewaltigen Vorsprung vor den Chinesen gewonnen.

1641

Rückblick und Ausblick.

Kampf gegen die mittelalterlichen Ideen:

§ 435. Einen Zeitraum von rund dreihundert Jahren haben wir in dem vorliegenden Bande durchmessen. Suchen wir uns nun die wichtigsten Ergebnisse der Entwicklung noch einmal in großen Zügen zu vergegenwärtigen, so drängt sich die Erkenntnis auf, daß es sich während all der Zeit in mancher Hinsicht um einen Kampf gegen die das Mittelalter beherrschenden Ideen handelt, daß aber eine volle Überwindung dieser Ideen noch nicht gelungen ist. An manchen Punkten setzt erst die Aufklärung und die französische Revolution da wieder ein, wo die Reformation angesetzt hatte; hier ist die ganze Zwischenzeit nur eine Art Übergangsperiode.

Die beiden maßgebendsten Ideen des Mittelalters sind die des kirchlichen und politischen Universalismus, die im Papsttum und Kaisertum ihre stärkste Vertretung gefunden hatten. Gegen beide richtete

sich der persönliche und staatliche Individualismus, den wir als eine Kraft der Neuzeit erkannt haben (§ 1).

a) Persönlicher Individualismus

Das wichtigste Betätigungsgebiet des persönlichen Individualismus war das religiöse. Hier kam er in den Anfängen der Reformation, in der sich die persönliche Überzeugung dem durch Staat und Kirche geschützten Autoritätsglauben entgegensetzte, zur Geltung. Indes die alte Kirche nahm, in jesuitischer Ausbildung gekräftigt, den Kampf dagegen auf, und zwar als einen prinzipiellen Kampf, und sie hat ihre Position bis heute siegreich behauptet. Aber auch die neue Kirche hat den großen Gedanken, aus dem sie geboren wurde, nicht rein bewahren können. Das schwere Problem, das Recht persönlichen Glaubens mit der Organisation einer Gemeinde zu verbinden, ist nicht voll gelöst worden. Die lutherische Orthodoxie trat dem einzelnen mit ganz ähnlicher Autorität entgegen, wie der Katholizismus: ihr gegenüber hat sich das Täufertum um die Wahrung des erhabensten Gedankens der Reformation große Verdienste erworben, und erst der Pietismus und die Aufklärung haben diesem wieder Geltung verschafft. Auch auf katholischem Boden hat die Aufklärung in diesem Sinne gewirkt. Gelöst freilich sind die Probleme noch nicht.

Im Zusammenhang mit dieser rein religiösen Frage, die es nur mit dem einzelnen zu tun hat, steht die Frage des Nebeneinanders mehrerer Konfessionen, und diese Frage ist nach langem Ringen in unserer Periode durch die Anerkennung des paritätischen Staates gelöst worden. Die kirchliche Einheit der abendländischen Christenheit, wie sie die Papstkirche darstellte, wurde durch die Reformation gesprengt. Indes die alte Kirche verweigerte im Bunde mit der Staatsgewalt der neuen Richtung die Duldung. Da kam es für diese zunächst darauf an, ob auch sie sich mit Staatsgewalten verbinden könnte. Das geschah in den nordgermanischen Staaten England, Dänemark, Schweden; hier erhielt die kirchliche Bewegung einen nationalen Charakter und stärkte den nationalen Staat. In Deutschland gelang es nicht, die Reichsgewalt für die neuen Ideen zu gewinnen; hier fanden sie ihre Vertreter in den Landesregierungen. Nun galt es, den so entstehenden Landeskirchen reichsgesetzliche Geltung zu verschaffen: das geschah in der Anerkennung der landesherrlichen Kirchenhoheit. Damit aber war immer noch daran festgehalten, daß in einem Staate nur eine Kirche zuzulassen sei. Es hat noch ein Jahrhundert gedauert, ehe im Westfälischen Frieden das Nebeneinander mehrerer Konfessionen in demselben Staate prinzipiell zugestanden wurde. Damit war der Gedanke des paritätischen Staates gewonnen, und wenn dieser Gedanke noch lange nicht rein in die Erscheinung trat, so ist er doch eine der wichtigsten Errungenschaften der Religionskämpfe. Blieb das Recht der persönlichen Religion innerhalb der Kirchen noch unsicher: innerhalb des Staates hatte sich das Nebeneinander der Konfessionen durchgesetzt.

b) Staatlicher Individualismus

Neben dem kirchlichen Universalismus herrschte im Mittelalter der Gedanke des staatlichen Universalismus, d. h. der Gedanke, daß es eigentlich nur einen Weltherrn gäbe, den römischen Kaiser. Diese imperialistische Idee erlitt durch den mittelalterlichen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum schweren Schaden, ging aber mit dem Zusammenbruch des mittelalterlichen Kaisertums nicht zugrunde, sondern nahm nur andere Formen an. Das Königreich Spanien, der stärkste der im Gegensatz zum Kaisertum entstandenen peripherischen Staaten Europas,

und Österreich, der mächtigste deutsche Territorialstaat, fielen an dieselbe Dynastie, und diese Dynastie trug auch die Kaiserkrone. Auf diesem Boden bildete sich die imperialistische Idee um zu dem Gedanken der Vorherrschaft eines Staates über die übrigen Staaten Europas. Zunächst übte das Haus Habsburg diese Vorherrschaft und verband sich dabei mit der katholischen Kirche: das gab seinen Bestrebungen einen mehr mittelalterlichen Charakter. Gegen die habsburgisch-katholische Vorherrschaft erhoben sich vor allem die westeuropäischen Staaten und die deutschen Protestanten. In einem Kampfe von 150 Jahren erlag das Haus Habsburg seinen Gegnern: seine Vorherrschaft war gebrochen, aber der Gedanke der Vorherrschaft war stark genug, daß ihn nun der Hauptgegner Habsburgs aufnahm. Frankreich gewann das Übergewicht in Europa; und damit wiederholten sich die früheren Kämpfe, nur daß jetzt das übrige Europa sich gegen Frankreich wandte. Das Ergebnis war diesmal das europäische Gleichgewicht; und dieser Gedanke des gleichberechtigten Nebeneinanders der europäischen Staaten ist eine ähnlich wichtige Errungenschaft der behandelten Periode, wie der Gedanke des Nebeneinanders der Konfessionen.

Die europäischen Großmächte

Damit war nun freilich die andere Frage gegeben, zwischen welchen Staaten das Gleichgewicht aufrechterhalten werden sollte, welche also als europäische Großmächte zu gelten hätten. Darin sind im Laufe der Zeit Verschiebungen eingetreten. Zuerst zählten dazu Spanien, Österreich, Frankreich, England und Portugal; letzteres schied seit 1580 aus, an seine Stelle traten die Niederlande. Vorübergehend erhob sich Polen und dann Schweden zum Range einer Großmacht; an seiner Statt rückte dann Rußland ein. Dazu kam Preußen, während die Niederlande ihre Bedeutung verloren. Neben diesen christlichen Großmächten stand noch das Osmanische Reich.

c) Verhältnis zur Türkei

Das Verhältnis Europas zum Osmanischen Reiche ist in der behandelten Periode von besonderer Wichtigkeit. Auch hier wird eine mittelalterliche Idee, der Gedanke der Solidarität der Christenheit dem Islam gegenüber, aufgegeben. An die Stelle religiöser Motive treten politische Rücksichten, und christliche Staaten verbünden sich mit der Türkei gegen ihre christlichen Gegner. Dadurch wird die Widerstandskraft Europas dem Osmanischen Reiche gegenüber geschwächt, und die Türkei bleibt noch bis 1683 im Vorteil: seitdem geht es mit ihr zurück. Dabei stehen bei dem Kampfe gegen die Türkei im Vordertreffen zuerst Spanien und Venedig, dann Österreich und Rußland.

Hineinziehung der Erde in die Machtsphäre Europas

Während die Türkei als fremdartiges Gebilde sich in Europa noch behauptete, ja Fortschritte machte, begannen die europäischen Völker, sich die Welt zu erobern. Sie gelangten nach Indien und entdeckten Amerika. Daraus entstand zuerst ein portugiesisches und ein spanisches Kolonialreich; an Stelle der Portugiesen und Spanier traten dann die Niederländer, Franzosen und Engländer. Dem europäischen Einfluß erschlossen wurde die in der Hauptsache von Naturvölkern bewohnte Neue Welt; und auch als hier ein vom Mutterlande losgelöster eigener Staat entstand, behielt er europäischen Charakter. In die europäische Machtsphäre wurde aber auch hineingezogen das uralte Kulturland Indien. Eben diese Ausbreitung des europäischen Einflusses über die Erde ist einer der wichtigsten Vorgänge der Weltgeschichte.

Ein völliges Sonderleben bewahrten China und Japan; noch unberührt vom weltgeschichtlichen Leben blieben Australien und Afrika mit Ausnahme der Nordküste.

d) Verfassungsentwicklung

In der Verfassungsentwicklung der europäischen Staaten vollzog sich ein Kampf gegen den mittelalterlichen Feudalismus: es bildeten sich die Grundlagen des modernen Staates. Das Entscheidende dabei war einerseits der Sieg des Absolutismus in den meisten Staaten, andererseits die Entwicklung der parlamentarischen Monarchie in England. Das gute Recht des Absolutismus und das Geheimnis seines Erfolges lag darin, daß er die Interessen des ganzen Volkes den bevorrechtigten Ständen gegenüber vertrat, die halbselbständigen Sondergewalten beiseite schob, eine Reihe neuer staatlicher Aufgaben löste und die nationale Ehre nach außen verfocht. Er tat das aber, ohne den Untertanen eine Mitwirkung im öffentlichen Leben zuzugestehen. Deshalb bedurfte er einer Ergänzung, und diese brachte die parlamentarische Verfassung Englands. Hier wurde die Staatsform geschaffen, die als bester Ausgleich zwischen den einer Regierung unentbehrlichen Befugnissen und den Rechten der Regierten erscheint: der Gedanke der Gewaltenteilung brach sich Bahn und wurde von der Aufklärung weiter ausgestaltet. Das englische Vorbild hat dann seit der französischen Revolution auch auf die übrigen Staaten gewirkt.

e) Wirtschaftliche und soziale Entwicklung

Auch das wirtschaftliche Leben zeigt eine Lösung aus dem mittelalterlichen Feudalismus, bei dem allein der Grundbesitz die soziale Stellung gewährleistete. Die seit den Kreuzzügen einsetzende geldwirtschaftliche Entwicklung erfuhr eine Förderung durch die Entdeckungen und durch die Ausweitung von Handel und Industrie. Der absolute Staat unterstützte diese Entwicklung nach den Grundsätzen des Merkantilismus, löste aber die soziale Gebundenheit der Bevölkerungsklassen nicht: hier setzte die französische Revolution ein.

Eben mit dieser Revolution beginnt die letzte große Periode der Geschichte. Erst jetzt kommen manche Keime, die seit der Reformation gelegt worden sind, recht zur Entfaltung: die Übergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit ist geschlossen.

